W JACKSON

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class
R05

Book
E V

Volume
16-17

cpl

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/evangelischekirc1617vere

# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

Sechzehnter Band.

Januar bis Juni 1835.

Berlin,

bei Ludwig Oehmigke.

205
EV
5,16-17

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 3. Januar. № 1.

## Vorwort.

Der Herausgeber kann die Ev. K. Z. auch dies Mal ihren neuen Lauf nicht stillschweigend beginnen lassen; er fühlt sich gedrungen, dem Anfange des neuen Jahrganges derselben einige einleitende Worte voranzustellen.

In dem vergangenen Jahre konnte der Herausgeber selbst für die Ev. K. Z. weniger thun, als in den vorhergehenden. Neben seinen übrigen Arbeiten nahm ihn der so eben vollendete dritte Band seiner Christologie so sehr in Anspruch, daß er hätte erliegen müssen, wenn ihm nicht für die Ev. K. Z. besondere Hülfe zu Theil geworden wäre. Daß dies in so reichem Maaße geschehen, daß dieser Jahrgang keinem der früheren nachsteht, ja sie in mancher Beziehung übertrifft, daß der Herausgeber sich nie in die Nothwendigkeit versetzt gesehen hat, Mittheilungen aufzunehmen, die er lieber zurückgelegt hätte, darin hat er während dieses ganzen Jahres mit innigem Danke die über ihm und diesem Blatte waltende väterliche Leitung Gottes erkannt, und dies gereicht ihm besonders jetzt, beim Überblicke über das Ganze, zur Stärkung seines Glaubens und zur Beschämung seines Schwachglaubens.

In der Correspondenz hat sich der Herausgeber während dieses Jahres und besonders während der letzten Monate leider nothgedrungen manche Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen. Er hofft in der nächsten Zeit das Versäumte wieder gutmachen zu können, und bittet um liebende Berücksichtigung seiner Verhältnisse, welche ihm nicht immer erlauben, auch bei dem besten Willen, allen gerechten Anforderungen augenblicklich zu genügen.

Bei dem Rückblicke auf das verflossene Jahr finden wir uns veranlaßt, noch einen Punkt speciell in's Auge zu fassen, das Verhalten der Ev. K. Z. in der Angelegenheit der Schlesischen Lutheraner. Dies ist Gegenstand vieler und heftiger Angriffe geworden, in Druckschriften sowohl (wie in den „theologischen Bedenken" von Dr. Guerike und Dr. Scheibel, der Schrift „das trennende Unionswerk," den „letzten Schicksalen der Lutherischen Parochien in Schlesien, mit einem Vorworte herausgegeben von Dr. Scheibel," der „Antwort auf das offene Sendschreiben eines Verborgenen, die Unionsgeschichte betreffend, von Dr. Scheibel"), wie in Briefen. Sofern nun diese Angriffe die Überzeugung selbst betreffen, welche in der Ev. K. Z. im Gegensatze gegen die Gegner der Union und Agende geltend gemacht worden, können wir sie hier füglich unberücksichtigt lassen. Die Gründe dieser Überzeugungen sind in einer Reihe von Artikeln entwickelt worden, und jeder irgend Unbefangene muß einsehen, daß sich diese Überzeugungen von dem allgemeinen Standpunkte aus, auf dem die Ev. K. Z. steht, nothwendig so gestalten mußten. Hat man gegen die offen zu Tage liegenden Gründe die Augen verschlossen, hält man sich für berechtigt, ihnen andere außer der Sache liegende zu substituiren, so müssen wir das geschehen lassen; der Tag wird's offenbaren. Wir können dies aber auch um so ruhiger, da die uns untergelegten Motive sich schon durch ihre Ungereimtheit so deutlich als Erzeugnisse der Leidenschaftlichkeit, des Wunsches, sich der wirklichen Gründe auf die leichteste und wohlfeilste Weise zu entledigen, der Unfähigkeit, sich in eine andere Gedankenreihe und Weise der Empfindung zu versetzen, weil man in die eigene so festgerannt ist, daß man für alles von ihr Abweichende keinen Sinn mehr hat, kund geben. Was soll man z. B. zu solcher Anwendung der psychologischen Erklärungsweise sagen, wie der von dem Verfasser der Schrift „das tremende Unionswerk" geübten, welcher S. 106. fragt: Ob die Atmosphäre, in welcher die Ev. K. Z. herauskommt, sie so umnebelt habe, daß es ihr noch nicht möglich geworden, einen klaren Blick in die Sache zu thun? Oder zu der gleichbedeutenden eines Correspondenten: Hätten Sie denn unter den Weihrauchwolken 2 Cor. 5, 10. so ganz vergessen? Diese Weihrauchwolken müssen wohl nur in der Ferne sichtbar seyn; der Herausgeber und die ihm zunächst stehen, haben noch nichts bemerkt, was ihnen auch nur im Entferntesten ähnlich wäre. Bei den meisten Vorwürfen, die einem Christen gemacht werden, liegt, wenn sie nicht in ihrem ganzen Umfange wahr sind, doch Wahrheit zu Grunde, so daß er auch da, wo er sich rechtfertigen kann und muß, Veranlassung zu tiefer Demüthigung erhält. Aus diesem Vorwurfe aber kann der Herausgeber sich gar nichts entnehmen. Er ist völlig unbegründet. Jeder, der seine hiesige Stellung kennt, weiß, daß sie ihm zur Verläugnung der Wahrheit aus solchem Grunde gar keine Versuchung darbietet; beruht der Charakter des Lächerlichen auf dem Contrast der Wirklichkeit und der Idee oder Vorstellung, wie Jean Paul irgendwo behauptet, so gibt es kaum etwas Lächerlicheres, als diesen Vorwurf, zumal da die Wirklichkeit sich noch in den letzten Tagen auf recht derbe Weise als noch bestehend und keineswegs im Verschwinden begriffen, kund gegeben hat. Wäre dem aber auch nicht so, ließe sich die Versuchung wirklich in irgend einem Grade, in irgend einer Beziehung als vorhanden nachweisen, so würde dennoch die Berechtigung zu solchem Vorwürfe noch sehr ferne liegen. Hat der Herausgeber denn sonst bewiesen, daß er nicht Christi Knecht ist, sondern Menschen zu gefallen sucht? hat er nicht sonst überall gezeigt, daß er durch Gottes Gnade die Schmach Christi höher achtet, als die zeitliche Ergötzung der

19440

Sünde? Ist er nicht frei und offen der Welt entgegengetreten in Dingen, die ihr unendlich werther sind, als Agende und Union, welche sie erst durch willkührlichen Mißbrauch sich assimiliren muß? Und doch würde der Vorwurf in diesem speciellen Falle nur dann aus dem Gebiete der Verläumdung heraustreten, wenn das Streitige auf das Sichere gegründet werden könnte, und das um so mehr, da die Ev. K. Z. auch in diesem Falle ihren Charakter treu und rein bewahrt, sich nicht mit der Welt gegen diejenigen verbrüdert hat, in deren Mitte sie Viele als Brüder anerkennt, mit herzlichem Bedauern, daß *diese* sich mit solchen verbrüdern, welche zwar den Schein des gottseligen Lebens haben, seine Kraft aber in roher Fleischlichkeit verläugnen, sondern vielmehr den Kampf gegen die in anderer Hinsicht innig Verbundenen also geführt, daß ihr von Seiten der Welt *kein* Beifall werden konnte, auch bis auf den heutigen Tag nicht geworden ist. — Man klagt bitter über Verfolgung, und wir sind nicht diejenigen, welche der Verfolgung das Wort reden; aber man sollte doch auch bedenken, daß man nicht bloß mit Thaten verfolgen kann, sondern auch mit Worten, sollte bedenken, daß der Psalmist auf die Frage: Was kann dir die falsche Zunge thun, und was kann sie ausrichten? antwortet: Sie ist wie scharfe Pfeile eines Starken, wie Feuer in Wacholdern (Ps. 120, 4.), daß seiner Seele, der nur mit Worten verfolgten, zu lange wird zu wohnen bei denen, die den Frieden hassen, daß er bitterlich klagt: ich halte Frieden, aber wenn ich rede, so fangen sie Krieg an. Und kann man wohl läugnen, daß man sich dieser Art der Verfolgung, welche sogleich in die andere übergeht, sobald nur die Macht hinzukommt, im hohen Grade schuldig gemacht hat und noch schuldig macht? Ein unläugbares Beispiel haben wir schon im Vorhergehenden gegeben. Wollte Gott, es wäre das einzige! Aber dasselbe Bestreben, die schlimmsten Absichten unterzulegen, Alles in's Gehässige zu deuten, zeigt sich leider überall, bis in's Kleinlichste herab, wie z. B. Dr. *Scheibel* in der „Antwort auf das offene Sendschreiben" S. 4. den Umstand, daß er eine Zusendung eines Freundes der Union, dessen *wirkliche* Sünden wir nachher gebührend strafen werden, *frankirt* erhielt, spöttisch aus der „unirten Billigkeit" erklärt. Was wäre es denn wohl anders als Verfolgung, wenn man dem in der Vorrede der Agende ausgesprochenen, und auch außerdem offen zu Tage liegenden Zwecke, „durch dieselbe die in Verfall und Vergessenheit gerathenen aus der Zeit der Reformatoren herstammenden kirchlich liturgischen Formen wieder in's Leben zu rufen und den eingerissenen Neuerungen zu steuern," den grade entgegengesetzten substituirt, dem Unglauben der neueren Zeit so viel als möglich Vorschub zu leisten? Wenn man durch die gewaltsamsten Deutungen, die nichts besser und nichts schlechter sind als die Schriftverdrehungen eines Dr. *Paulus*, den Beweis zu führen unternimmt, daß die Agende mit der raffinirtesten Kunst darauf ausgehe, das Geheimniß der Dreieinigkeit, die Lehre von der Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes aus der Kirche zu verdrängen, und also das furchtbarste aller Sacrilegien zu begehen? (vgl. z. B. „das trennende Unionswerk" S. 24 ff. mit



den unangenehmen „Nachbemerkungen" S. 136 ff., in denen sich der Verf. selbst genöthigt sieht, seine auch ohnedem handgreiflich falschen Vorbemerkungen selbst theilweise zurückzunehmen.) Oder wenn man, der Unzahl anderer übelwollender Deutungen nicht zu gedenken, die man in Dr. *Scheibel's* „Geschichte der neuesten Unternehmung einer Union" und in dem „trennenden Unionswerk" nachlesen mag, sich nicht scheut, immer von Neuem die abgeschmackte, aber freilich sehr populäre Behauptung zu wiederholen (vgl. z. B. das trennende Unionsw. S. 42.), wenn nach der Agende der Geistliche sage: nehmet hin und esset, spricht unser Herr und Heiland Jesus Christus, das ist u. s. w., so heiße dies so viel als, Christus spricht zwar: das ist mein Leib, das ist mein Blut; wer weiß aber, ob es wahr, oder so gemeint ist, wie die Worte lauten, mit der Aufforderung, man solle hiebei nur an das Verlangen der Hohenpriester denken, daß Pilatus die von ihm an's Kreuz Christi geheftete Überschrift dahin sollte umändern lassen: schreib nicht der Juden König, sondern daß er *gesagt habe*, ich bin der Juden König. Wird nicht in der ganzen Agende, wird nicht grade in den angefochtenen Worten Christus als unser Herr und Heiland bezeichnet, und muß daher nicht diese Form die grade entgegengesetzte Bedeutung haben, von menschlicher Auctorität hinzuweisen auf das untrügliche unbedingten Glauben und unbedingte Unterwerfung fordernde Wort des Herrn selbst? Muß man nicht die Augen verschließen gegen die Analogien, welche diese Form in der Schrift hat, namentlich in dem beständig wiederholten: also spricht der Herr, wodurch die Propheten auffordern, den Blick abzuwenden von den schwachen menschlichen Werkzeugen und ihn zu erheben zu dem durch sie redenden Gott, der kein Menschensohn ist, daß er lüge, und vor dem Alles, auch das Verborgenste, klar und aufgedeckt liegt? Welche Schriftstelle berechtigt denn wohl, den Geistlichen bei der Austheilung des Sakramentes, statt als Diener oder Minister anten, als Stellvertreter Christi zu betrachten? eine Ansicht, deren verderbliche Folgen am Tage liegen, die auf der einen Seite den hierarchischen Hochmuth befördert, auf der anderen Seite die Neigung zum Separatismus, indem sie dazu auffordert, statt nach der Ermahnung des Apostels sich selbst, vielmehr den Geistlichen zu prüfen, ob er wohl würdig sey, den Herrn und Heiland zu repräsentiren. Nur von der unbegründeten Voraussetzung aus aber, daß der Geistliche dies thue, kann man gegen jene Form begründete Einwendungen erheben. — Was ist es anders als Verfolgung, wenn man Theologen, wie *Calvin*, meist gewiß ohne auch nur eine einzige ihrer Schriften gelesen zu haben, beschuldigt, sie haben die Aussprüche ihrer Vernunft neben und über die heilige Schrift gesetzt (vgl. z. B. das trennende Unionsw. S. 60.), wenn man diese Beschuldigung dann auf die ganze Reformirte Kirche ausdehnt, absichtlich die Augen verschließend gegen die reichen Gaben, welche der Herr ihr gegeben, und also den Herrn in ihr angreifend? Was ist es anders als Verfolgung, wenn man gläubige Prediger, welche nicht den Eifer gegen Agende und Union theilen, bei ihren Gemeinden verdächtigt, wenn man sie als Wölfe in Schaafskleidern bezeichnet, wenn man geflissentlich darauf ausgeht, ihnen

ihr theuerstes Gut zu rauben, wogegen wahrlich ein paar Thaler Schulstrafe nicht in Betracht kommen, ihre Wirksamkeit für das Reich des Herrn, wenn man bewirkt, daß das: der mein Brodt ißt, der tritt mich mit Füßen, an ihnen in Erfüllung geht, und daß sie ihr Amt mit Seufzen thun müssen? Auch gegen diejenigen, welche nicht im Glauben stehen, läßt man sich Manches zu Schulden kommen. Überall tritt das Bestreben hervor, ihnen das Gute zu rauben, was sie wirklich besitzen, die Tugenden der Humanität, Milde und Liebe, wo sich dieselben auch auf unverkennbare Weise äußern, durch Herleitung aus niederen Motiven zu beseitigen. Die Geschichte der Union von Dr. Scheibel namentlich kann in dieser Hinsicht nur mit Schmerz gelesen werden. Das Gute, wo es sich findet, auch bei denen, welche noch nicht durch die Wiedergeburt zu Kindern Gottes geworden sind, ist aus Gott, der einzelne Strahlen seines Lichtes auch in die dichteste Finsterniß hineinscheinen läßt. Und eben darauf beruht die heilige Verpflichtung, es überall, wo es sich findet, liebend anzuerkennen.

(Fortsetzung folgt.)

## Über Herrn Dr. Möhler's Symbolik.

### Zweiter Artikel. Protestantische und katholische Anthropologie.

#### I. Vom Urstande des Menschen.

Die theologische Anthropologie betrachtet die menschliche Natur weder als Physiologie, noch als Psychologie bloß für sich selbst, oder nur in ihrem Natur-Zusammenhange, sondern im Verhältnisse zu Gott, zum Guten. Der dominirende Begriff derselben ist daher der des göttlichen Gesetzes, welches uns lehrt, wie der Mensch seyn soll in jenem Verhältniß, und wie er ist. Gerechtigkeit im biblischen Sinne ist Angemessenheit an das Gesetz Gottes, conformitas cum lege, Gesetzmäßigkeit; Gesetzwidrigkeit dagegen, absentia conformitatis cum lege, ist Ungerechtigkeit oder Sünde, ἡ ἁμαρτία ἐστὶν ἡ ἀνομία, 1 Joh. 3, 4. Die Begriffe der ursprünglichen Gerechtigkeit, der Sündhaftigkeit, der Rechtfertigung, des neuen Gehorsams bestimmen sich also alle nach dem des Gesetzes. Bloß formell ist die Definition, die es als den Willen Gottes, oder als den gebietenden, normirenden Ausdruck dieses Willens darstellt. Der Inhalt dieses Willens gibt dem Gesetz seine Bedeutung. Der Inhalt des Gesetzes ist aber hier in der Anthropologie nicht die Ordnung der Welt und Natur überhaupt, sondern die göttliche Ordnung der menschlichen Natur in ihrem Verhalten zu Gott. Diese Ordnung spricht sich aus in einzelnen Geboten, welche die mannichfachen Beziehungen des Menschen zu Gott und seinen Mitgeschöpfen regeln. Aber der Begriff des Gesetzes ist darum nicht der Inbegriff oder das Aggregat dieser Gebote, es bestehet nicht in einem abstrakten Register von Sittenregeln. Vielmehr sind alle einzelnen Gebote nur Äußerungen der lebendigen Totalidee des Gesetzes, welche keine andere ist, als die Idee des Menschen selbst, wie er seyn soll, oder des Normalmenschen im



Verhältniß zu Gott. Das göttliche Gesetz, unbiblisch das Sittengesetz genannt, ist die göttliche Idee der menschlichen Natur, der ideale Mensch, der Begriff des Menschen, den der göttliche Logos in der Schöpfung realisirt, nach dem Falle des Menschen als Ideal über ihn erhoben, und in der Erlösung und Erneuerung desselben von neuem und herrlicher realisirt hat. Es ist eine sehr äußerliche Auffassung des Gesetzes, es nur abstrakt auf den Willen des Menschen und sein Thun zu beziehen, nicht aber concret auf den ganzen Menschen, auf sein ganzes inneres Seyn und Leben, wovon die Willensäußerungen nur die Resultate sind. Die heilige Schrift, oder vielmehr der Herr selbst, widerspricht einer solchen aphoristischen, werkmäßigen Ansicht des Gesetzes ausdrücklichst, indem er es als die Summe des ganzen Gesetzes darstellt, Gott von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüthe zu lieben, und damit die durch die innigste Liebe geheiligte stetige Richtung aller Vermögen des Menschen auf Gott, oder das Leben in der Liebe Gottes, als die Erfüllung des Gesetzes, als den Normalzustand, oder als die Gerechtigkeit des Menschen bezeichnet. *) Die Idee des in der Liebe Gottes geheiligten Menschen ist daher auch der Begriff des göttlichen Ebenbildes, wozu der Mensch erschaffen worden, und worunter nichts Anderes, als das Gesetz in concreto, oder die Conformität mit dem Gesetze **) verstanden werden kann, dessen urbildlicher Inhalt eben die von Gott gewollte und in der Liebe realisirte Gottähnlichkeit des Menschen ist. Ohne Zweifel bestätigen diesen Sinn des göttlichen Ebenbildes die Neutestamentlichen Stellen Eph. 4, 24.: Ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, vgl. Colosf. 3, 10. Der neue Mensch, der in uns nach dem Bilde Gottes in Gerechtigkeit und Heiligkeit verwirklicht werden soll, ist eben das concrete, das erfüllte Gesetz, der dem Willen Gottes gemäße oder gerechte Mensch. Ideal für uns gefallene Menschen ist er real in Christo, dem zweiten Adam, der des Gesetzes Erfüllung ist, und war auch real in dem ersten Adam, der unmittelbar von Gott zu seinem Bilde geschaffen war. Durch und nach Gottes Willen war er erschaffen; der Wille Gottes war nicht die leere Norm, das abstrakt über dem Menschen schwebende Gesetz, dem er sich aus eigener Macht gemäß machen sollte; er war die bildende Kraft selbst, die in den Menschen das Bild, die Idee, die Erkenntniß und Liebe Gottes liebend hineinbildete, und ihn so schuf, daß er nicht sub, sondern in lege conditus war. Das Gesetz als göttliche Idee oder Urbild des Menschen war die norma *normans*, welcher das normatum oder das Abbild völlig conform war. Eben deshalb nun, weil sein Wesen ohne alle Differenz mit seiner Norm oder seinem Gesetz congruirte und eins war, trat

*) Quid est justitia? justitia in Scripturis continet non tantum secundam tabulam Decalogi, sed primam quoque, quae praecipit de timore Dei, de fide de amore Dei.

**) Imago Dei fuit conformitas cum norma justitiae in Deo, quae in lege divina patefacta est. Chemnitii Exam. Concil. Tridentde pecc. orig. sect. II.

es auch gar nicht als etwas davon Verschiedenes in's Bewußtseyn des Menschen, der ohne Sünde, d. h. Gesetzwidrigkeit, weder das Gesetz selbst, noch auch ein ander Gesetz in seinen Gliedern fühlte; das Bewußtseyn des Seyn war mit dem des Seynsollen in dem ersten Menschen so völlig eins, wie das eines gesunden Menschen mit dem der Gesundheit. Adam war gut, aber er hatte nicht die Erkenntniß des Guten und Bösen, weil ihm dieser Gegensatz, mit welchem das Seyn sich vom Sollen scheidet, völlig fremd war.

Es wird gestritten, ob das göttliche Ebenbild eine moralische, oder eine natürliche Eigenschaft des Menschen war; im Neuen Testament muß man den moralischen Begriff desselben anerkennen; im Alten soll es aber die natürlichen Eigenschaften des Geistes, Vernunft, freien Willen, oder auch die Herrschaft des Menschen über die niederen Geschöpfe bedeuten. Der Gegensatz zwischen einem moralischen und natürlichen Begriff des Bildes Gottes ist unzulässig, weil es beides, sowohl moralisch als natürlich, ist. So unrichtig in Gott die Scheidung von attributa moralia und naturalia ist, weil alle seine Eigenschaften so natürlich als heilig sind, so unrichtig ist auch im Begriff des göttlichen Ebenbildes die Scheidung zwischen natürlich und moralisch. Das Bild Gottes war in Adam seine ursprüngliche Gerechtigkeit, Gottähnlichkeit oder Angemessenheit an den Willen, an das Gesetz Gottes, welches die Norm seiner Natur war; es war nicht eine besondere Substanz, nicht ein eigenes Vermögen derselben, sondern vielmehr in allen ihren Vermögen das Göttliche, das Religiöse, oder Gott in ihnen, also in der Vernunft die Erkenntniß Gottes, im Herzen die Liebe Gottes, im Willen der Wille Gottes. Diese Gottähnlichkeit ist es allein, wodurch der Mensch, verbunden mit dem Herrn aller Dinge, der Herr der Kreatur ist, indem nur durch sie sein Geist frei von ihrem Dienste wird, worin alles Gottlose befangen ist; denn wie oft beherrscht selbst der reichste irdische Besitz dennoch seinen Besitzer, wenn dessen Seele nicht in Gott die wahre Freiheit von der Übermacht des Irdischen gefunden hat, ja wie ist der Mensch bei aller seiner Willkühr doch nur sein eigener Knecht, wenn er nicht frei ist im Gehorsam Gottes. Demnach sagt sehr wahr die Stelle, welche Melanchthon in der Apologie (Rechenb. S. 54.) aus Ambrosius citirt: Non est ergo anima ad imaginem Dei, in qua Deus non semper est, und Melanchthon selbst beschreibt dort das göttliche Ebenbild als identisch mit der justitia originalis treffend: Quod quid est aliud, nisi in homine hanc sapientiam et justitiam effigiatam esse, quae Deum apprehenderet, et in qua reluceret Deus, hoc est homini dona esse data, notitiam Dei, timorem Dei, fiduciam erga Deum et similia, vgl. Concord. Form. S. 640.

So ist also der Begriff des göttlichen Ebenbildes als der ursprünglichen Religion und Gerechtigkeit des Menschen oder des göttlichen Gesetzes, dem seine Natur gemäß war, ein durchaus moralischer oder vielmehr religiöser Begriff. Nichts desto weniger aber bezeichnet er zugleich etwas seinem Wesen Natürliches, Anerschaffenes. Das ist nämlich die natürliche Bestimmung des Menschen, wozu er, verschieden von der thierischen Kreatur erschaffen worden, ein Bild Gottes zu seyn, d. h. Gott zu erkennen und zu lieben in sich, um sich, über sich; dadurch allein unterscheidet er sich, nicht bloß dem Grade nach, sondern der Art nach von den Thieren, welche wohl vom Empfinden, Wollen und Denken einige, von Religion aber keine Spur haben. Der Supernaturalismus, *) als Erhabenheit über die niedere Natur in der Verbindung mit Gott, ist eben die höhere Natur des Menschen. In dieser Verbindung mit dem Ewigen hat auch die Ewigkeit und Unsterblichkeit seiner Seele allein ihren natürlichen Grund. Der Mensch ist also der Bestimmung seiner Natur nach ein religiöses, d. h. mit Gott verbundenes Wesen; die Religion ist das Grundcharakteristische der menschlichen Gattung; die wahre Religion erst vollendet sie; das Thier wird durch den Mangel an Religion nicht elend, weil sie nicht zu seiner Natur gehört; der Mensch dagegen beweist durch das Elend, worin ihn die Gottlosigkeit versetzt, daß die Religion dasjenige integrirende Element seines Wesens ist, worin es allein Friede und Heil findet. Das göttliche Ebenbild war vornehmlich dem ersten Menschen natürlich, weil es weder etwas von ihm Erworbenes, noch auch im Gegensatz des Bösen mit Anstrengung eigener Kraft Behauptetes, sondern als Grundcharakter seines Wesens ihm anerschaffen war, und zwar nicht bloß als selbst erst zu entfaltende Anlage, oder Möglichkeit, sondern vielmehr als lebendige Wirklichkeit. Diese lebendige Wirklichkeit war nicht eine nur negative Unschuld oder Sündlosigkeit, sie war eben sowohl eine positive, obwohl ganz verdienstlose Gerechtigkeit; sie bestand nämlich in der lebendigen Liebe zu Gott, die das Wesen aller Gerechtigkeit, und ohne Gesetz des Gesetzes Erfüllung ist. Daß die Liebe überhaupt das Grundelement der menschlichen Natur ist, wird Niemand läugnen, welcher erkannt hat, daß alles höhere, über die bewußtlose Kreatur sich erhebende und erweiternde Leben Liebe ist; ohne Liebe kein Leben. Gott ist die Liebe, wie das Leben. Entweder muß daher in dem ursprünglichen Menschen alle göttliche Ebenbildlichkeit, alle Gottähnlichkeit oder Religiosität geläugnet werden, oder sie muß in einer Liebe Gottes bestanden haben, die ihm so natürlich war, wie jetzt noch den Menschenkindern Vater- und Mutterliebe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Begriff des Übernatürlichen ist durchaus nur relativ je nach der Stufe des Natürlichen, worauf er sich bezieht. Für das Thier ist die freie Bewegung natürlich, die über die Natur der Pflanzen geht, für den Menschen ist natürlich, was für das Thier übernatürlich ist; für Gott ist nichts übernatürlich. Die Übernatürlichkeit der Offenbarung ist die Erhabenheit derselben über die gefallene und verdorbene Natur des Menschen.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 7. Januar. № 2.

## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Um noch ein Beispiel der Art und Weise anzuführen, wie man die Stellung der Ev. K. Z. in dieser Angelegenheit zu erklären, und den Eindruck ihrer Gründe zu beseitigen sucht, man fragt (vgl. z. B. das trennende Unionsw. S. 106.): ob sie es etwa bei dieser kirchlichen Revolution nicht so genau nehme, da ihre Reformirte Kirche eine so sichtbare Begünstigung dadurch erhalte. Ihre Reformirte Kirche? Die meisten Mitarbeiter der Ev. K. Z, welche ihre Stimme über diese Angelegenheit abgegeben haben, gehören entweder von Haus aus oder noch jetzt äußerlich der Lutherischen Kirche an, und, was weit mehr ist, sind innerlich in den Differenzpunkten der Lutherischen Auffassung von Herzen zugethan, und haben dies offen zu Tage gelegt. Und was den Herausgeber betrifft, so ist er zwar „reformirt getauft," aber er hat sich vom Anfange der Entwickelung seines christlichen Bewußtseyns an durchaus der Individualität der früheren Lutherischen Kirche angeschlossen, mit Dank gegen Gott, daß er durch die Umstände, in welche er ihn schon früh stellte, ihm Freiheit der Entfaltung gab, ihn der äußeren Gewalt der Vorurtheile entriß, welche vor der Union so manchen sonst klaren Blick getrübt, so Viele verleitet haben, sich einer Gestaltung des christlichen Lebens und der christlichen Lehre anzuschließen, welche zu ihrem ganzen geistigen Zustande nicht paßte. Obgleich er Calvin als Theologen sehr viel verdankt, und nie undankbar gegen ihn werden wird, ihn als solchen höher stellen muß als Luther, so ist der Letztere ihm doch als Reformator unendlich lieber. — Der Grund seiner Vorliebe für die Lutherische Weise liegt nicht im Dogma allein, obgleich er auch hierin mit ihr vollkommen übereinstimmt, was nämlich die Thesis, nicht was die Antithesis betrifft, sondern noch weit mehr in der Richtung, deren nicht geringe Verschiedenheit seltsamer Weise von den neueren Eiferern für das Lutherthum so gut wie ganz außer Augen gelassen worden. Der Unterschied, auf den wir hier nicht näher eingehen können, auf der einen Seite ein Vorwiegen nüchterner Verständigkeit, auf der anderen Seite das Herz vorwaltend, wird klar werden, wenn man den Gottesdienst, die geistliche Poesie, die so gut wie ganz der früheren Lutherischen Kirche angehört, so daß die Reformirte sich genöthigt sah, zu entlehnen — und die ascetische Litteratur beider Kirchen mit einander vergleicht. Ein Paul Gerhardt, ein Arndt konnten aus der Reformirten Kirche nicht hervorgehen, so lange nämlich das frühere Verhältniß fortbestand, wonach die Individualität des Einzelnen durch die Individualität der Kirche bedingt wurde. Wie wenig selbst die begabtesten Liederdichter und Ascetiker von der Herrschaft der Reflexion loskommen konnten, das zeigt das Beispiel eines Lampe. Keine Innigkeit, kein Überströmen der Empfindung; Alles kommt zwar aus dem Herzen, aber nur mittelbar; es muß, um gehörig abgekühlt zu werden, vorher den Weg durch den Kopf nehmen, der dann, wenn er durch Nachdenken findet, daß es zu kühl geworden, ihm durch Rhetorik wieder einen Zusatz gemachter Wärme gibt. — Gewiß weit richtiger, wie jene Hyperlutheraner, welche alle Schwächen des Herausgebers aus seiner Geburt in der Reformirten Kirche ableiten wollen, eben so oberflächlich, wie ihre Herleitung alles Übels der Zeit aus der Union, haben die ch.istlichen Brüder in Holland, zu denen er in Beziehung steht, seine Stellung begriffen. Diese, von ganzem Herzen der Reformirten Kirche zugethan, hielten es für nöthig, ihm mündlich und schriftlich wiederholt zu versichern, daß sie ihn zwar in keiner Hinsicht als der Reformirten Kirche angehörig betrachten könnten, daß aber die nicht unbedeutende Differenz durch die Einheit weit überwogen werde, und also die Gemeinschaft des Glaubens nicht hindern könne. Der Herausgeber freute sich, diese Erklärung nach seiner Überzeugung von Herzen erwiedern zu können. Denn hätte er die entgegengesetzte gehabt, nähme er mit den Schlesischen Lutheranern an, das Abendmahl sey der Kern des Christenthums (vgl. z. B. das trennende Unionsw. S. 32.) und von diesem Kerne habe die Reformirte Kirche nichts, gar nichts, nur die Schale sey ihr mit der Lutherischen Kirche gemeinsam, so würde das Zusammensеyn mit diesen Brüdern ihm nothwendig zur Versündigung gereicht haben. Er wäre dann genöthigt gewesen, sich mit Gewalt des lebendigen Eindruckes zu erwehren, den der Heiland überall da hervorbringt, wo er wahrhaft Gestalt gewonnen, oder wenn dies nicht anging, weil er zu mächtig war, ihn nachher durch angestrengte Steigerung des Vorurtheils zu verwischen. Die Verkennung Christi in seinen Gliedern aber liegt mit der Verkennung Christi in sich auf einer Linie, und wehe der vorgefaßten Meinung, die dazu nöthigt.

Um zu demjenigen zurückzukehren, wovon wir ausgegangen sind, wir wollen hier die Angriffe gegen die Ev. K. Z. von Seiten der Gegner der Union und Agende nicht insofern berücksichtigen, als sie gegen das Materielle der in ihr ausgesprochenen Überzeugungen gerichtet sind. Auch auf den Vorwurf wollen wir nicht weitläuftig eingehen, der Ton der betreffenden Aufsätze in der Ev. K. Z. sey eben nicht viel anders „als der der offenbareren und allgemeineren Rationalisten" (Worte von Dr. Scheibel in der „Antwort auf das offene Sendschreiben" S. 59.). Wäre dem wirklich so, unsere Gegner wenigstens würden nicht das Recht haben, sich über uns zu beklagen. Wir würden nur Gleiches mit Gleichem vergelten. Schon die angeführte Stelle

reicht hin, dies zu beweisen. Alle diejenigen, welche sich in der Ev. K. Z. gegen das Beginnen von Dr. Scheibel und seinen Freunden erklärt haben, werden hier als versteckte und partielle Rationalisten bezeichnet, unmittelbar vorher als solche, „die christlich gläubig seyn wollen." Weitere Anführungen sind unnöthig. Denn in diesem Einen ist alles enthalten, was überhaupt Bitteres und Schlimmes gesagt werden kann. Wären wir, was uns hier Schuld gegeben wird, so könnte alles andere Lob und aller andere Tadel uns im Wesentlichen nichts mehr geben und nichts mehr nehmen. Aber was uns im Verhältniß zu Menschen rechtfertigt, das würde uns noch nicht vor Gott rechtfertigen. Im Gegentheil, je mehr wir die traurigen Folgen engherziger Befangenheit und trüber Leidenschaftlichkeit bei unseren Gegnern wahrnehmen, die zugleich unsere Brüder sind, wie wir dies wenigstens von denjenigen wissen, die bis jetzt als öffentliche Vertheidiger der Sache aufgetreten sind, desto mehr sind wir gewarnt, uns vor gleichem Fehltritte zu hüten, desto größer ist unsere Verantwortung, wenn wir ihn thun. Daß dies aber bisher durch Gottes Gnade nicht geschehen, das werden uns gewiß alle unsere unbefangenen Leser, alle diejenigen bezeugen müssen, die nicht selbst unmittelbar in den Kampf mit verwickelt sind. Und daß es nicht geschehen konnte, daß wir nicht etwa durch äußerlich angelegten Zwang es vermieden, sondern daß das Bewußtseyn um die höhere Einheit in uns lebendig blieb, das bezeugt uns unser Gewissen. Des Holzes, des Heues und der Stoppeln ist freilich sehr viel, und das muß man um so lauter sagen, je mehr sich dieser Unrath als Gold, Silber und Edelgestein, ja als den Grund selbst geltend zu machen sucht, aber das klare Auge sieht durch diesen Unrath hindurch noch immer den Grund als vorhanden, und auf ihm wirkliches Gold, Silber und Edelgestein gebaut. — Wie aber dieser Vorwurf, ohne sachlich begründet zu seyn, entstehen konnte, das zu erklären, wollen wir an einem merkwürdigen Beispiele zeigen, wie wenig Leidenschaft zur Auslegerin geeignet ist, wie sie mit fast unbegreiflicher Verblendung selbst das Gegengift in Gift verwandelt. In dem Aufsatze: Geschichte der Spanischen Reformation, im Junihefte des vorigen Jahrgangs, kam, mit gesperrter Schrift gedruckt, folgende Stelle vor: „Die Geschichte der Spanischen Reformation hat gezeigt, daß man, wenn man einmal verfolgen, und damit zum Ziele kommen will, so verfolgen muß, wie die Inquisition. Alle anderen Beunruhigungen, Quälereien, Neckereien, Pfändungen, Einsperrungen, Rechtsbeschränkungen dienen nur dazu, dem Geiste einer Sekte einen höheren Schwung, und ihren Mitgliedern größere Einheit zu geben." Diese Stelle veranlaßte einen Gegner der Union, der mehrfach als Schriftsteller aufgetreten ist, und bei dem der Grund des Mißverständnisses nicht in Mangel an intellektueller Fähigkeit gesucht werden kann, zu einem Schreiben an den Herausgeber, aus dessen Anfang man auf die durch drei Seiten sich erstreckende Fortsetzung schließen mag: „Mit Entsetzen erfüllte es mich, als ich diese Zeilen in ihrer früher mir so schätzenswerthen Ev. K. Z. las. Also: so wie die teuflische Inquisition der Römer die Lutherische Sekte in Spanien verfolgt hat, so sollen andere Inquisitionen und Regierungen — verfolgen, wenn sie, wie jene, zu ihrem Ziele kommen wollen!" Sollten denn nicht Manche von denen, welche ihren Leitern so blind folgen, einigermaßen an der Unfehlbarkeit derselben irre werden, wenn sich in solchen handgreiflichen Proben ihre Weise der Auffassung und Auslegung zu Tage legt? Wenn z. B. derselbe Correspendent, nachdem er bemerkt, Calvin sey durch Luther's Schriften zur Bibelerkenntniß gekommen, fragt: ob aber auch zur Bekehrung??, muß man dann nicht von vorn herein vermuthen, daß er dasjenige in Calvin, was der Bekehrung widersprechen soll, erst in ihn hineingelegt habe? Und das wird sich dann auch bei näherer Untersuchung vollkommen bestätigen. Schon allein die Lebensbeschreibung Calvin's durch Beza reicht für denjenigen, der ihn nicht aus seinen Schriften kennen lernen kann, die uns das treueste Bild seiner Individualität geben, hin, um jeden Zweifel zu beseitigen. Liebenswürdig war Calvin nicht grade, aber ehrwürdig im höchsten Grade, in solchem, daß man sich schämen sollte, seine Ehre anzutasten. Von seiner herrschsüchtigen Härte — sagt der Verf. des trennenden Unionsw. S. 59. — und seiner starren Unduldsamkeit gebe die auf seinen Betrieb vom Genfer Senat vollzogene Verbrennung des Irrlehrers Servet so hinreichendes Zeugniß, daß es keines weiteren bedürfe. Aber wenn dies Zeugniß gegen Calvin hinreicht, so bedarf es auch gegen Melanchthon keines anderen, der bekanntlich in einem Schreiben das Verfahren gegen Servet billigte, lobte, als das einzig pflichtgemäße bezeichnete. *) Dies zeigt doch wohl, daß



*) Mosheim, anderweitiger Versuch einer Ketzergeschichte S. 237. „Dieser von Natur gelinde und weichmüthige Mann war einige Zeit zweifelhaft, ob und wie diejenigen bestraft werden müßten, die ihre besonderen Lehren dem Urtheile der Kirche nicht unterwerfen wollten. Bald zog er die Gelindigkeit der Schärfe, bald die Schärfe der Gelindigkeit vor. Allein in den letzten Jahren seines Lebens ermannte er sich, und sprach so oft als er befragt ward, daß die Obrigkeit das Leben den Ketzern nicht schenken dürfe (vgl. Pezelii consilia et judicia theol. Melanchthonis II. p. 204—7. 223—26. 244—46. 364—66). Da Calvin ihm seine Widerlegung der Irrthümer des Servet zu überschickte, lobte er in seiner Antwort das Buch, billigte die darin vertheidigte Meinung von den Strafen der Ketzer, und bestätigte das Todesurtheil, das die Obrigkeit zu Genf an dem Spanier hatte vollziehen lassen. Er stellte hernach, vermuthlich auf Calvin's Anhalten, ein eigenes Bedenken in dieser Sache aus, worin er die Ursachen anführte, weswegen er die Strenge des Rathes zu Genf für rechtmäßig hielt." In dem Briefe Melanchthon's an Calvin (in Calvini epistolis n. 187. p. 341.) heißt es u. a.: legi scriptum tuum, in quo refutasti luculenter horrendas Serveti blasphemias, ac filio Dei gratias ago, qui fuit βραβευτὴς hujus tui agonis. Tibi quoque ecclesia et nunc et ad posteros gratitudinem debet et debebit. Tuo judicio prorsus assentior. — Faßt man diese Thatsachen recht in's Auge, so wird man, auch wenn man bei der Oberfläche stehen bleiben will, doch gewiß lieber, wie dem harten Urtheile des befangenen Verf., dem milden eines Unparteiischen bei Mosheim S. 239. beistimmen: „Die göttliche Gerechtigkeit hat ihn sonder Zweifel nach seinem Herzen und seinen Absichten, und nicht nach seinen Werken gerichtet: diese sind sträflich; jene sind rühmlich. Laßt uns eben so urtheilen, und ihm eine Sünde

das Verfahren einen ganz anderen Erklärungsgrund erfordert, als den auf der Oberfläche liegenden, von Henke und Consorten in Gang gebrachten, daß die Härte dem Urtheilenden zur Last fällt, der lieber die Billigkeit des Lutheraners Mosheim sich hätte zum Muster nehmen sollen, nicht dem Beurtheilten.

Doch es ist Zeit, daß wir zu dem Vorwurfe kommen, dessen Beleuchtung uns vorzugsweise obliegt, weil er den mei-

---

vergeben, die er nicht würde begangen haben, wenn entweder sein Eifer um Gott und seine Ehre geringer, oder seine Erkenntniß größer gewesen wäre." Und das um so mehr, da auch in Bezug auf Luther die Behauptung des Verf.: „nie wollte er seine Lehre auf eine andere Weise, als durch die Macht der in ihr liegenden göttlichen Wahrheit geltend machen; entschieden erklärte er sich jederzeit gegen alle Anwendung von Zwangsmaaßregeln in Glaubenssachen," ganz aus der Luft gegriffen ist. Luther erklärt sich zwar in einem Briefe vom Jahre 1528 (bei Mosheim p. 236.) überhaupt gegen die Todesstrafe der Ketzer (die grausame Art der Hinrichtung Servet's ist auch Calvin nicht zuzurechnen, da sie gegen seine und der übrigen Prediger in Genf dringende Vorstellung verhängt wurde, vgl. Mosheim S. 217.); aber nur aus dem rein äußerlichen und unzulänglichen Klugheitsgrunde, daß dann die Feinde der Wahrheit auch unschuldiges Blut vergießen könnten. An der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe der Ketzer an und für sich kommt ihm gar kein Zweifel bei. Nur die Rücksicht auf die Feinde des Evangeliums läßt ihn Behutsamkeit empfehlen, grade als wenn man jetzt die Todesstrafe bürgerlicher Missethäter, denen die Ketzer damals unbedingt gleichgestellt wurden, deshalb abschaffen wollte, weil möglicherweise auch Unschuldige hingerichtet werden könnten. Solcher Grund konnte auf Calvin keinen Eindruck machen, der, so lange er überzeugt war, nach Gottes Gebote zu handeln, auf die Folgen nicht sehen konnte. In diesem selben Briefe aber räth Luther, die Ketzer zu verbannen, und den Begriff der Ketzerei dehnte er, ganz anders wie Calvin, so weit aus, daß er alle diejenigen, welche nicht seiner Erklärung der Einsetzungsworte des Abendmahls beipflichteten, aus dem Lande zu jagen für recht und billig hielt (vgl. Strobel, von Luther's Briefwechsel mit einigen Evangelischen zu Venedig über das Abendmahl, in Henke's Magazin 1. S. 421.). Einen auf Befehl des Kurfürsten wegen Irrlehre gefänglich Eingezogenen will er, auch nach gewonnener vorläufiger Überzeugung von seiner Unschuld, noch nicht losgegeben wissen, „damit wir keinen Scherz aus des Teufels Anfechten und seltsam Gesuch machen" (vgl. f. Brief an den Kurfürsten in de Wette's Sammlung Th. 5. S. 95.). — Es gab allerdings, dies könnte man gegen Calvin geltend machen, schon zu seiner Zeit Leute genug, welche sich mit heftigem Tadel gegen seine Grundsätze und sein Verfahren erhoben (vgl. Mosheim S. 233.). Allein dies würde nur dann etwas beweisen, wenn sie den Irrthum vom Standpunkte der Wahrheit aus bekämpft hätten. Dies that aber keiner, und so mußte ihr Widerspruch ihn nur in seinen Grundsätzen bestärken. Auch das meiste, was man in neuerer Zeit gegen diese Grundsätze vorgebracht hat, würde dieselben nicht erschüttert haben. Man pflegt den Unterschied zwischen Ketzern und Verbrechern darauf zu begründen, daß die religiöse Erkenntniß weit unsicherer sey, als die sittliche, daß zwischen richtiger und falscher religiöser Erkenntniß nur ein relativer Unterschied bestehe, da jedes Dogma nur ein höchst unvollkommner Versuch sey, das flüchtige Gefühl zu fixiren. So ist also die gewöhnliche Basis der entgegengesetzten Grundsätze der Unglaube; auf die richtige wird — hoffen wir — bald einer unserer Mitarbeiter gründlicher hinweisen, als dies bis jetzt geschehen ist.



sten Schein hat. „Es ist dabei noch die Ungerechtigkeit zu bemerken" — sagt Dr. Scheibel in der „Antwort auf das offene Sendschreiben" S. 59. — „daß in der Ev. K. Z. wohl für Union und Agende gegen uns Lutheraner, nichts aber gegen Union und Agende für uns und von uns gedruckt werden darf. Evangelische Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, an die wir gewöhnt sind." — „War es Ihnen nicht genug" — bemerkt der oben angeführte Correspondent — „gegen die Stimme Ihres eigenen Herzens ungerechter gehandelt zu haben, als es selbst politische Zeitungsschreiber thun, durch Nichtaufnahme von Antwortschreiben und Vertheidigungen der Lutheraner gegen die in Ihrer Zeitschrift gemachten Angriffe auf sie, und durch seitdem fortdauernde Einrückung solcher Angriffe auf Wehrlose?"

Dieser Vorwurf enthält ein doppeltes Element in sich, 1. die Nichtaufnahme, 2. die Fortdauer. Die Rechtfertigung in Bezug auf das Erstere ist sehr leicht. Es genügt zu ihr die bloße Berufung auf 1 Mos. 30, 2. Und daß dieser Rechtfertigungsgrund Dr. Scheibel bekannt war, erhellt daraus, daß er ihn S. 71. einer anderen Zeitschrift, den Schlesischen Provinzialblättern, zu Gute kommen läßt. Wollten wir hier das Verfahren unserer Gegner nachahmen, so könnten wir wohl von Lutherischer Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe reden. Allein das sey ferne. Auch abgesehen davon, daß eine einzelne Übereilung durchaus nicht sogleich zu Schlüssen auf das Ganze der Gesinnung benutzt werden darf, die in diesem speciellen Falle sehr ungerecht seyn würden, es ist nichts verkehrter, als die Fehltritte von Personen der Sache zuzurechnen, welche sie vertheidigen, wenn sich nicht deutlich nachweisen läßt, daß sie in der Sache ihren Ursprung haben. Wem dies nicht schon früher fühlbar war, dem wird es gewiß durch die Schriften unserer Gegner zum klaren Bewußtseyn kommen, in denen — natürlich ohne bewußte Absicht — dieser Kunstgriff, dessen sich die Leidenschaft von jeher mit Vorliebe bedient hat, bis zum Extreme angewandt wird. So wird z. B. die Rohheit eines Polizei-Officianten (Geschichte der Union 1, 270.), eines Haufens von Bauern in einer Schenke (Fortsetzung der Gesch. der Union), eines Schulzen (letzte Schicksale S. 44.) ohne weiteres der Union zur Last gelegt, ohne zu bedenken, daß man dann auch das in der Fortsetzung der Geschichte der Union erwähnte, von einem „Lutheraner" ausgegangene Attentat der Brandstiftung in Freistadt auf die eigene Rechnung nehmen müßte. Jede, auch die beste Gemeinschaft, hat ihren trüben Niederschlag, ihre sentina; auch der edelste Kämpfer für die beste Sache hat seine Schwächen. Diese der Sache beilegen, heißt, wenigstens wenn man es mit Bewußtseyn thut, sein Gewissen verletzen, und zugleich seine Ohnmacht kund geben. Sonst würde ja auch die Polemik der Katholiken gegen die Reformation Recht behalten, die ganz aus diesen Kunstgriffen zusammengesetzt ist.

Eine andere Frage aber ist die, ob nicht das Aufhören der Vertheidigungen zugleich das Aufhören der Angriffe mit sich führen sollte. Da ist nun vor Allem zu bemerken, daß in den früheren Aufsätzen von „Lutheranern" in der Ev. K. Z. ihre

Sache nach allen Seiten hin vollständig und mit aller nur möglichen Virtuosität vertheidigt worden ist. Alles bisher Gegebene ist nur als Antwort auf diese Vertheidigungen zu betrachten, und wie wenig die Gegenantworten neue Momente bringen würden, das zeigt hinreichend ein Blick auf die seitdem erschienenen besonderen Schriften. Sie enthalten, wenn man von der Mittheilung neuer Thatsachen absieht, die hier, wo es sich nur um die Principien handelt, gar nicht in Betracht kommen können, immer dasselbe, so daß man alle gelesen hat, wenn eine. Ganz natürlich; denn wie wäre es wohl möglich, einem so beschränkten Gegenstande noch neue Seiten abzugewinnen, nachdem man ihn schon Jahre lang zum fast alleinigen Gegenstande alles gemeinsamen Denkens, Dichtens und Trachteus gemacht hatte? Und dann, sind unsere Freunde und Gegner deshalb etwa wehrlos, weil sie sich nicht in der Ev. K. Z. wehren können? Dies behaupten, hieße dem Augenschein widersprechen. Eine ganze Reihe von Schriften liegt schon vor; andere werden von Dr. Scheibel angekündigt. Mit seltener Consequenz führt man den Grundsatz aus, nichts unbeantwortet zu lassen, überall das letzte Wort zu behalten. Von Wehrlosigkeit kann also gar keine Rede seyn. Wehrhaft ist man nur zu sehr.

Diese Bemerkungen zeigen, daß wir den christlichen Kampf gegen unsere Brüder fortsetzen dürfen; die folgenden dienen dazu, nachzuweisen, daß wir es müssen.

Es könnte für die Gegner der Union nichts erwünschter seyn, als wenn alle christliche Polemik gegen sie auf einmal verstummte. Dies zeigt schon die unverkennbare Leidenschaftlichkeit, in welche sie durch diese Polemik versetzt werden. Sie hätten dann bei der großen Mehrzahl derer, welche sie für ihre Sache einzunehmen wünschen, gewonnenes Spiel. Diese sind schon dadurch günstig gestimmt, daß eins der Merkmale, welche das Evangelium seinen Bekennern beilegt, freilich ihm nur im Zusammenhange mit den übrigen Bedeutung gebend, sich bei den „Lutheranern" vorfindet. Sie sind nur zu geneigt aus ihm auf das Vorhandenseyn der übrigen zu schließen, und dies um so mehr, je deutlicher sich zu Tage legt, daß einer gewissen Klasse von Gegnern diese Merkmale durchaus fehlen, so daß es, wenn die christliche Stimme schwiege, leicht seyn würde, die Ansicht geltend zu machen, der Gegensatz der Union und der Nichtunion sey der Gegensatz von Christenthum und Antichristenthum; sich nicht der Union zu widersetzen, sey Verläugnung des Herrn, Abfall vom Glauben.

Wie sehr diese Ansicht durch gewisse Erscheinungen befördert wird, das wird sich am deutlichsten zu Tage legen, wenn wir hier kurz eine Schrift charakterisiren, die nicht vereinzelt dasteht, sondern eine ganze äußerst zahlreiche Parthei von Freunden der Union repräsentirt, denen man sich freuen muß, einmal auf dem litterarischen Gebiete zu begegneu. Wir meinen das: Offene Sendschreiben an Herru Dr. Scheibel als Widerlegung seiner Klagen über erlittenes Unrecht in der Schrift: Aktenmäßige Geschichte, u. s. w. Berlin 1834, bei Nicolai.

Der Verf. ladet gleich zu Anfange den dringenden Verdacht einer Unwahrheit auf sich. „Ich lebe" — versichert er S. 7. — „nicht in Preußen; ich bin kein Unterthan des Monarchen, welchen Sie schmähen; ich stehe mit keinem der Männer, deren Verfahren Sie tadeln, in Verbindung, manche derselben sind mir gänzlich unbekannt." Zwar behauptet er S. 36., nicht zu wissen, ob im Jahre 1811 schon Herr v. Altenstein an der Spitze des Unterrichtswesens stand, oder noch Herr v. Schuckmann. Allein dies kann füglich eine List seyn, die nicht eben fein zu nennen wäre; feiner und an das Verfahren der Gibeoniten Jos. 9, 5. erinnernd wäre schon die, daß er eine Anzahl der gröbsten Druckfehler hat stehen lassen, besonders in bekannten Eigennamen, wie es scheint, um nachher in dem Druckfehlerverzeichniß „die Entfernung des Verfassers vom Druckorte" vorgeben zu können. Sein Wissen geht zu sehr in's Specielle, als daß es einem Ausländer angehören könnte, und sein Nichtwissen ist zu absichtlich. Überall tritt das ängstliche Bestreben hervor, die Gränze zu bewahren, über welche das Wissen eines Unbetheiligten nicht hinausgehen kann. S. 16. scheint der Verfasser sich zu vergessen, indem er, ehe er es unternimmt, das Verfahren der Schlesischen „Amtsbrüder" zu rechtfertigen, bemerkt: „Die Männer sind mir fremd; fast alle selbst dem Namen nach; daher bin ich unfähig, Partheilichkeit in mein Urtheil zu mischen." Weit klüger würde der Verf., wenn er nicht ist, was er zu seyn vorgibt, gethan haben, diese Bemerkung der Rechtfertigung der Angegriffenen in der Hauptstadt vorauszuschicken, dem Orte, wo seine Schrift erscheinen sollte. Wir bitten nur um das Eine, daß man nicht, ohne die Schrift ausmerksam gelesen zu haben, uns willkührlicher Verdächtigung beschuldige; das Urtheil derer, die diese Bedingung erfüllt haben, können wir uns, falls sie nicht absichtlich das Auge verschließen, gern gefallen lassen.

Doch wir wollen vorläufig den Verdacht bei Seite legen, und unabhängig von ihm den Geist der Schrift prüfen. Wer über einen so wichtigen religiösen Gegenstand in dem rechten Geiste schreibt, der hat wahrlich nicht nöthig, wie der Verf. S. 10. thut, in einer Note gelegentlich sein Glaubensbekenntniß auszusprechen. Die Art, wie dies geschieht, ist höchst charakteristisch: „Ich ergreife diese Gelegenheit, um mich gegen jede mögliche Verketzerung zu bewahren, und erkläre auf das Bestimmteste und Feierlichste, daß ich ganz im Geiste und nach der Lehre der Reformatoren die Bibel als die einzige sichere Quelle des Christenthums anerkenne, daß ich alles für wahr und gültig halte, was sie als Glaubenslehre oder Vorschrift des Lebens darbeut, und alles verwerfe, was damit im Widerspruche ist. Gleichwohl ehre und schätze ich die Religionsphilosophie unserer Weltweisen und Gottesgelehrten nach Verdienst, Marheinecke und Daub nicht minder als Schleiermacher und de Wette."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 10. Januar. № 3.

## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Eigenthümlich ist es, daß der Verf. durch einen bestimmten äußeren Zweck veranlaßt wird, seinen Glauben auszusprechen. Bei ihm heißt es nicht: ich glaube, darum rede ich; er bekennt nicht mit dem Munde, weil er mit dem Herzen glaubt. Gäbe es keine Verketzerung, wir würden gar nicht erfahren, worüber uns die ganze übrige Schrift, die doch sogar berechnet, in wieviel Tagen Dr. Scheibel von Berlin nach Breslau reist (S. 37.), in Ungewißheit läßt, wes Glaubens Kind der Verf. ist. Wird man nicht unwillkührlich auf die Vermuthung geführt, daß derselbe Grund, aus dem der Verfasser sein Bekennen herleitet, auch nicht ohne Einfluß auf sein Glauben gewesen sey, wenn wir auch keineswegs läugnen wollen, daß auch bessere Entstehungsgründe dabei mitgewirkt haben, auch nicht behaupten, daß jener Einfluß ihm zu klarem Bewußtseyn gekommen. Diese Vermuthung bestätigt sich uns leider sehr, wenn wir die Beschaffenheit dieses Glaubens etwas näher in's Auge fassen. Das Bekenntniß des Verf. ist zwar zweideutig gestellt, aber es hält doch nicht schwer, seinen wahren Sinn zu erkennen. Den Reformatoren pflichtet der Verfasser bloß in Bezug auf ihren formalen Grundsatz, die normative Auctorität der heiligen Schrift bei, und bewahrt sich auch hier durch das „im Geiste" freien Spielraum. Das Folgende hat schon Dr. Scheibel in der Antwort S. 6. treffend, und gewiß im Wesentlichen nicht ungerecht, also gewürdigt: „Sie halten Alles für wahr und gültig, was — in der Bibel steht? Nicht doch; das würde für Viele eine harte Rede seyn; sondern was sie als Glaubenslehre oder Vorschrift des Lebens darbeut. In einem großen Netze fangen sich ja viele Fische, taugliche und untaugliche. Da muß also der entwickeltere Menschengeist des neunzehnten Jahrhunderts hinzutreten, muß Wundergeschichten, allerlei astronomische, physikalische, historische Irrthümer ausmerzen, auch in den Glaubens- und Sittenlehren selbst den wahren ewigen Gehalt von Accommodationen und Zeitansichten sondern — da haben wir denn Ihr Bibelchristenthum. Aber Sie fürchteten vielleicht mit jenem scheinbar zu entschiedenen Compliment gegen die Bibel doch noch bei manchen einflußreichen Personen anzustoßen, die noch nicht die hinlängliche Übung in der feinen Umgangssprache der modernen Theologie besäßen, um Sie zu verstehen. Daher fügen Sie sogleich die Seitenverbeugung hinzu: Gleichwohl ehre u. s. w." — Von welcher Art der Glaube des Verf. ist, das erhellt noch aus S. 40., wo er in Bezug auf eine Äußerung Dr. Scheibel's: „auf dieser Universität (Halle im Jahre 1801) war damals der Unglaube schon fast allgemein. Nösselt's, Vater's und Niemeyer's Grundsätze sind bekannt. Die Studirenden lebten in furchtbarer Unsittlichkeit" in voller Entrüstung bemerkt: „Wie, Herr Doktor? Nösselt ein Ungläubiger? ein Beförderer des Unglaubens? das ist etwas ganz Neues und Unerhörtes! — Damit sey nicht gesagt, daß Niemeyer und Vater Ungläubige gewesen sind; nur das Auffallendste wollte ich rügen. Und wie konnten Sie, ohne daß die Feder Ihrer Hand entsank, die Grundsätze jener in moralischer Hinsicht untadelhaften Männer mit der Unsittlichkeit der Studirenden zusammenstellen? Nennen Sie es immerhin Unglauben, was jene Männer gelehrt haben; aber wenn Sie es als eine zur Unsittlichkeit führende Lehre darstellen wollen, so sind Sie ein Verläumder, der vor dem besser unterrichteten Publikum erröthen und vor dem Herzenskündiger erbeben muß." Wie war die religiöse Überzeugung Nösselt's beschaffen? Die Beantwortung dieser Frage muß uns zugleich Aufschluß darüber geben, was der Verf. unter Glauben versteht. Wir schöpfen sie aus einem Werke, dessen Glaubwürdigkeit Niemand in Zweifel ziehen wird, aus dem Leben Nösselt's von Niemeyer. Hier wird in den Unglauben nach christlichem Sprachgebrauche Nösselt's höchste Ehre gesetzt. Überall wird nachgewiesen, wie er von der höchsten Stufe orthodoxer und pietistischer Befangenheit durch mannichfache Übergänge bis zur höchsten Stufe der Aufklärung gelangte. So heißt es z. B. S. 150.: „Schon lange war er der Meinung, daß, was von Dämonologie, von Besitzungen und von den Engeln im N. T. vorkomme, für Anbequemung an die aus dem Exil herstammende Chaldäische Geisterlehre gehalten werden müsse. — Späterhin wendete er noch öfter diesen Grundsatz auch auf andere Vorstellungsarten der Apostel an, z. B. von dem göttlichen Geiste und dessen Wirkungen." Für den Commentar des Dr. Paulus hatte Nösselt nach S. 152 ff. eine besondere Vorliebe. Denen, welche bemerkten, bei manchen Wundern sey doch die Erklärung des Dr. Paulus höchst unnatürlich, pflegte er zu erwiedern, „daß doch jede historische Kritik ihren Werth behalte, und daß, wenn auch nur einige Auflösungen des Räthselhaften gelängen, immer die Vermuthung verstärkt werde, daß wenn unsere Nachrichten nicht zu kurz wären, wahrscheinlich noch Vieles in die Reihe natürlicher Begebenheiten treten würde, was uns jetzt als Wunder erscheine." Nösselt's Moralsystem wird S. 184. so charakterisirt: „Es war ein gesundes, zusammenhängendes, aber populäres Räsonnement über die sittliche Natur des Menschen und der Pflicht. — Es war eine Moral, wie sie der Volkslehrer zur sittlichen Besserung des Menschen gebrauchen sollte und konnte; eine Moral nicht für eine ideale, sondern für eine wirkliche Welt, also auch fern von dem Beisatze aller jener Dogmen, die auf das Herz keinen Einfluß haben

können." Als Grund, weshalb von Nösselt's Vertheidigung der Religion in der fünften Ausgabe nur der erste Theil, die Vertheidigung der natürlichen Religion enthaltend, erschien, wird S. 238. der angegeben, daß ihm mittlerweile auf dem Gebiete der geoffenbarten Religion, welche der zweite Theil behandeln sollte, alles unsicher geworden. — Freilich, Nösselt gehörte noch nicht dem eisernen Zeitalter des Rationalismus an, in dem wir jetzt leben. Wer ihn einen Gottlosen nennen wollte, würde sich sehr versündigen. Er hatte noch Manches aus dem Schiffbruche des Glaubens gerettet, der durch die Stürme des Zeitgeistes über ihn, den mit dem Ballaste des Alltaglebens, des Brauchverstandes, der Morosität und der Überschätzung der Gelehrsamkeit belasteten, erging. Geblieben war ihm aus der besseren Periode seines Lebens, auf die er mit unverkennbarer Sehnsucht zurückblickte, ein Rest wahrer Gottesfurcht, ein gewisser sensus numinis, wie er es selbst nennt, der Glaube an Gottes Vorsehung, eine gewisse Liebe zu Gottes Wort, ein gewisses Bedürfniß der Erbauung; geblieben eine Anerkennung christlicher Überzeugungen in Anderen, eine Billigkeit in ihrer Beurtheilung, wie man sie jetzt bei Theologen, die im Wesentlichen auf seinem dogmatischen Standpunkte stehen, vergeblich suchen würde.*) Aber alles dies, und alles was außerdem zur Entschuldigung Nösselt's gesagt werden kann, der ja nicht von seinem Zeitalter losgetrennt werden darf, kommt unserem Verf. nicht zu Gute. Daß Nösselt kein Gläubiger im christlichen Sinne genannt werden kann und darf, bleibt feststehen, und wer ihn dennoch als solchen geltend machen will, zeigt dadurch nur, daß er selbst den christlichen Glauben noch sehr unvollkommen besitzt. — Fast noch mehr aber gibt sich der Verf. kund durch das, was er über den Zusammenhang von Unglauben und Unsittlichkeit bemerkt. Zu Grunde liegt hier die Meinung, die wir auch bei den Anderen finden, die über ihren Rationalismus einen löcherichten Mantel der Orthodoxie geworfen haben, die Verschiedenheit liege bloß auf dem theoretischen Gebiete, eine Ansicht, die nur also entstehen kann, daß die Wahrheiten, welche man wirklich annimmt, rein äußerlich geblieben sind, keinen Einfluß auf das Herz gewonnen haben, das nach wie vor von seinen natürlichen Trieben beherrscht wird. Weil man selbst keinen

*) Als Beispiel dieses Unterschiedes von sonst und jetzt, der es wohl verdiente, einmal umfassender behandelt zu werden, und der nur zu oft verkannt wird, möge hier eine Äußerung Nösselt's stehen, welche Th. 2. S. 161. unter der Überschrift: „Gerühmte Toleranz," mitgetheilt wird. „So lange sind die, so sich für erleuchteter als Andere und helldenkender halten, tolerant, als die Frage ist von Dingen, die auch sie billigen, und ihnen in Grundsätzen und Verhalten ähnlichen Personen. Aber denken Andere anders oder fangen sie nun an wirklich tugendhaft zu werden und alles um des Reichs Gottes willen zu verläugnen, dann nennt man sie Fanatiker, bigott, und man verfolgt sie mit Satyren und Schimpfwörtern. Tolerirt man sie da, wenn man sie zum Gelächter darstellt? Handeln diese Unterdrückte nicht nach ihrem Gewissen? Und Jemand, der um des Gewissens willen recht handelt, verfolgen — sey es auch nur durch Hohn und Spott, — heißt das toleriren?



Unterschied des Sonst und Jetzt verspürt, selbst sich praktisch mit den Ungläubigen eins fühlt, so trägt man dies auf die Sache über, und verwandelt also den größten aller Gegensätze in einen bloßen Streit de lana caprina. Wir können aber merkwürdigerweise denselben Mann, für dessen Ehre sich der Verf. so sehr ereifert, als Zeugen gegen ihn aufführen. Nösselt schildert in einem Briefe an einen Freund in Schlesien (Th. 1. S. 89.) den Zustand der Universität Halle also: „Der Verfall der Sitten, der Liebe zur Ordnung, der Überlegung, der Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit ist unaussprechlich. Die Lektüre nicht nur der die Religion so leichtsinnig behandelnden, sondern selbst alle Moralität anfhebenden Schriften, greift immer mehr um sich und ich wundere mich oft, wie viele Studirende die schamlosesten Bücher aufspüren, indeß vielen alle ernsthafte Lektüre anekelt."

Die theologische Bildung des Verfassers — wir machen noch einmal darauf aufmerksam, daß wir ihn nur als Repräsentanten betrachten; als solcher verdient er es allerdings, daß wir ihn auch von dieser Seite charakterisiren — ist nur sehr gering. Dessen ist er sich bewußt und es ist fast ergötzlich, wie er aus der Noth eine Tugend macht, das Nichtkönnen in ein Nichtwollen zu verwandeln sucht. In einem Sendschreiben über Union und Agende erwartet Jeder von vorn herein das Verwalten eines theologischen Elementes, da ja ohnedem jede versuchte Rechtfertigung bodenlos ist; was kann alle Rechtfertigung im Einzelnen nützen, wenn nicht vorher das Princip gerechtfertigt worden, aus dem das Ganze hervorging? Mit einem Verfahren in kirchlichen Angelegenheiten, das sich ohne Theologie zu begründen suchen müßte, würde es sehr schlimm stehen; es würde sich eben dadurch als von weltlichen Principien geleitet kund geben. Wie sucht sich nun der Verf. dieser lästigen Anforderung zu entziehen? Dr. Scheibel's exegetische und dogmatische Ansichten zu widerlegen, darum, erklärt er, könne es ihm nicht zu thun seyn, da alles von ihm Vorgebrachte lange vorher schon gesagt, aber auch schon vollkommen widerlegt worden sey. Über Gegenstände der christlichen Religion und Theologie ihn zu belehren, wolle er nicht versuchen; denn die Unkunde seines Gegners sey zu groß, als daß eine solche Belehrung bei ihm angebracht sey. Doch kann er nicht unterlassen, wenigstens ein Beispiel seiner theologischen Gelehrsamkeit zu geben, damit man ex ungue leonem erkennen möge. Dr. Scheibel hatte, von der neueren Richtung der biblischen Kritik redend, die Frage aufgeworfen: „Wie sieht's zunächst mit der Geschichtskunde des alten dummen Juden Moses aus?" „Ei, Herr Doktor! Herr Historiker!" — entgegnet der Verf. — „Moses ein Jude? So hätte ihn ein irgend erheblicher Gegner genannt? Nein, ich kenne, unter uns gesagt, die Schriften auch, auf welche Sie hier anspielen können; aber nirgend kommt der alberne Anachronismus vor, den Ihre Gelehrsamkeit (die Frömmigkeit möge unerörtert bleiben) den Gegnern in den Mund legt." Er hat in irgend einem Compendio, wahrscheinlich in de Wette's biblischer Dogmatik, gelesen, daß man zwischen Hebraismus und Judaismus unterscheidet, und ist innig froh, diese seine Kenntniß hier an den Mann bringen zu können, ahndet aber nicht, daß die Unterschei-

dung keineswegs allgemeinen Eingang gefunden. — Er behauptet S. 5., es sey nicht schwer, die Griechische und Hebräische Gelehrsamkeit, deren Dr. Scheibel sich rühme, auf ein sehr kleines Maaß zu reduciren. Deshalb aber Dr. Scheibel's Observationen zum Haggai und seine Exegese der Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls zu beleuchten, verlohne sich der Mühe nicht. Er wolle einen näheren Weg einschlagen. Wer des Deutschen nicht mächtig sey, wie könne der wohl Griechisch und Hebräisch verstehen? Und nun folgt eine lange Aufzählung von Verstößen gegen Deutsche Grammatik, wie, daß Dr. Scheibel einmal geschrieben vertrauungsvoll, statt vertrauensvoll, Wirklicher Herr Geheimer-Rath u. s. w. Damit erklärt der Verf. zu Ende den wissenschaftlichen Standpunkt bemerklich gemacht zu haben, auf dem Dr. Scheibel stehe. In Wahrheit hat er aber damit nur seinen wissenschaftlichen Standpunkt bemerklich gemacht. Sein ganzes Verfahren erinnert lebhaft an den Strauß, der seinen Jägern entgangen zu seyn glaubt, wenn er den Kopf zwischen den Flügeln verbirgt. Was er als Theologe dem Theologen gegenüber leisten sollte, wenn er sich einmal diesen Zweck gesetzt hatte, ist ihm selbst klar genug; dies zeigt die Erwähnung der Observationen zum Haggai und der Erklärung der Einsetzungsworte. Er wollte wohl, aber er konnte nicht. Unfähig nun, sich als Theologen zu zeigen, wirft er sich zum Schulmeister auf. Die Ehre hätte ihm Dr. Scheibel nicht verkümmern sollen.

So steht es mit dem Glauben, so mit der Theologie des Verf. Auf den übrigen Inhalt seiner Schrift mögen wir nicht weiter eingehen. Sie beschäftigt sich ganz mit der Rechtfertigung von Persönlichkeiten, die Dr. Scheibel angegriffen, von der Ceder auf dem Libanon bis zum Ysop, der aus der Wand wächst. Hier lassen wir die beiden Gegner gern allein. Wir wenden traurig den Blick weg von dieser weiten und öden Sandwüste, in der nur das niedere Gestrüpp schaler Witze gedeiht, wie S. 26. „der große Scheibel, Luther der Zweite, Esra der Dritte," „so gewiß wie dreimal drei neun ist" S. 27., „er schwatzt, wie der Schloßvogt Pedro in Preciosa" S. 31., nirgends sich ein Bächlein lebendigen Wassers zeigt, nirgends stattliche Bäume von theologischen Ideen, nirgends „feine, herzliche, lustige Blumen von allerlei schönen fröhlichen Gedanken von Gott." Nur eine doppelte Bemerkung können wir nicht zurückhalten. 1. Bei allem Unrecht, was der Verf. im Einzelnen Dr. Scheibel nachgewiesen hat, wollen wir doch unendlich lieber an Dr. Scheibel's Stelle seyn, wie an der des Verf. Denn Dr. Scheibel ist und bleibt ein redlicher Mann, und „die Redlichen bewahret der Herr." 2. Der Verf. muß schon dadurch Verdacht gegen seine Darstellung erregen, daß er sich die Aufgabe stellt, alle Gegner des Dr. Scheibel unbedingt zu rechtfertigen, so daß, was er S. 39. von einem derselben ausdrücklich erklärt, er sey nach Jak. 3, 2. ein vollkommener Mann; denn wahrlich! er habe in keinem Worte gefehlt, von allen gilt. Wir fehlen Alle mannichfach, und die ganze Geschichte kennt kein einziges Beispiel, wo bei einem solchen langwierigen Zerwürfniß das Unrecht bloß auf der einen Seite gewesen wäre.



Wir wenden uns jetzt wieder dahin, von wo wir ausgegangen. Wir sagten, das Vorhandenseyn solcher Polemik gegen die „Lutheraner," welche von falschem Standpunkte aus geführt werde, bedinge die Nothwendigkeit der Fortdauer wahrhaft christlicher Polemik. Um diese aber recht fühlbar zu machen, um denjenigen zu begegnen, welche etwa meinen sollten: man lasse nur so Viele, als sich dazu getrieben fühlen, dieser Sache beitreten; sie werden dadurch an ihrer Seele keinen Schaden leiden, müssen wir hier noch auf die von den Wenigsten in ihrem ganzen Umfange erkannten traurigen Folgen aufmerksam machen, welche die Theilnahme an dieser Sache begleiten. Dürfen wir auch nicht hoffen, durch solche Darstellung solche zu warnen, die schon ganz in der Sache sind, um so weniger, da das Abhängigkeitsverhältniß, in dem sie sich alle befinden, die Hirten durch die Heerden, die Heerden durch die Hirten, die Rückkehr so sehr erschwert und die besseren Regungen mit Gewalt unterdrückt, so werden doch gewiß unter der großen Anzahl derer, welche noch unentschieden hin- und herschwanken, Manche seyn, die dadurch angetrieben werden, reiflicher zu überlegen, und auch, was die Ersteren betrifft, wird gegründete Erinnerung nicht ganz ohne Frucht seyn. Ohne es zu wissen und zu wollen, werden sie sich Manches daraus aneignen.

Die ganze Sache bewegt sich um die Art und Weise der Gegenwart Christi im Abendmahle. Dies ist der Kern der Opposition der „Lutheraner" gegen die Union. Das meiste Andere hat man erst später hinzugenommen. So legt der Verf. des trennenden Unionswerkes S. 73. daneben großes Gewicht auf die andere Differenz hinsichtlich der Lehre von der Gnadenwahl. Allein sollte diese die Union unmöglich machen, so müßte man doch vorher Luther selbst aus der Lutherischen Kirche ausschließen. Denn daß Luther sich zu dieser Lehre bekannt hat, ist keinem Zweifel unterworfen.

Daß die Differenz in Beziehung auf das Abendmahl wichtig genug sey, um jeden Gedanken an eine Union auszuschließen, dafür beruft man sich auf Luther als auf eine äußere Auctorität, welche Jeder respektiren müsse, der noch ferner an ihm Antheil haben wolle. Allein selbst um diese äußere Auctorität sieht es sehr mißlich. Den harten Außerungen und dem harten Verfahren Luther's lassen sich andere mildere Erklärungen, anderes milderes Verfahren entgegenstellen. Wie friedlich Luther zur Zeit der Wittenberger Concordie gestimmt war, zeigen seine Briefe an Jakob Meyer, Bürgermeister in Basel, vom 17. Februar 1537 (de Wette Th. 5. S. 54.) und an die reformirten Schweizer-Orte, vom 1. December d. J. (de Wette S. 83.). Er sagt in dem letzteren u. a. in Bezug auf das Abendmahl: „Doch wie droben gesagt, wo wir hierin einander nicht gänzlich verständen, so sey das itzt das Beste, daß wir gegeneinander freundlich seyn, und immer das Beste zu einander versehen, bis das Glüm und trübe Wasser sich setze. — So kann auch D. Capito und M. Bucerus hierinnen Allen wohl zurathen; wo wir nur die Herzen zusammensetzen, und allen Unwillen fahren lassen, damit dem heiligen Geiste Raum gegeben, weiter die Liebe und freundliche Concordia

vollkommen zu machen. Wie wir denn unseres Theiles, sonderlich mein Person halben, allen Unwillen von Herzen fahren lassen, und euch mit Treu und Lieb meinen." Man wende nicht ein, Luther rede also nur von der falschen Voraussetzung aus, daß die Schweizer ihren Sinn gänzlich geändert. Allerdings stellten ihm die Friedensstifter die Sache etwas anders dar, als sie sich wirklich verhielt; aber daß er an vollkommene Übereinstimmung gar nicht dachte, zeigen seine eigenen Äußerungen, und der Fortschritt, den er damals irrigerweise der Reformirten Kirche beilegte, wurde sicher durch den Fortschritt noch bedeutend überboten, den sie nachher durch Calvin's Einfluß wirklich that. — Ferner, wäre Luther so fest und unbedingt der Ansicht gewesen, daß die Differenz in der Lehre vom Abendmahle die kirchliche Gemeinschaft aufhöbe, wie hätte er dann nicht darauf dringen müssen, daß Melanchthon aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen würde? wie wäre es möglich gewesen, daß er ihn noch immer als seinen Mitarbeiter am Werke des Herrn anerkannt, ihm die wichtigsten Sachen übertragen hätte? Daß Melanchthon in Bezug auf das heilige Abendmahl mit Calvin eines Sinnes war, ist nicht bloß von Reformirten, sondern auch von Lutherischen Theologen über allen Zweifel erhoben worden. Man vergleiche nur der Wittenberger Theologen Widerlegung der Schrift Peucer's, Wittenb. 1595, und vor allen des orthodoxen Eiferers Jo. Friedr. Mayer Schrift de lenitate Phil. Melanchthonis, Greifsw. 1707, S 101—118. Eben so gewiß ist es, daß Luther um diese Abweichung gewußt. Es geht schon aus dem einzigen Faktum hervor, daß Bugenhagen die Sache in Luther's und Melanchthon's Gegenwart auf die Kanzel brachte, mit den Worten: „Lieben Freunde, es ist große Noth vorhanden, bittet Gott den Allmächtigen für etliche große, hochgelehrte Männer, an welchen der christlichen Kirche viel gelegen, sie sind in Irrthum gefallen." Melanchthon ging auf der Stelle aus der Kirche, und beschloß Wittenberg zu verlassen. Luther aber beredete ihn zu bleiben, und verbürgte sich, daß von Seiten des Hofes nichts gegen ihn unternommen werden solle, vgl. Mayer l. c. p. 62. Andere Thatsachen bei Löscher hist. mot. II., 28. — Endlich, was die Hauptsache ist, Luther selbst hat seine Heftigkeit in dem Abendmahlsstreit vor seinem Tode schmerzlich bereut. In Begriff, seine letzte Reise in seine Vaterstadt anzutreten, brach er beim Abschiede von Melanchthon ohne alle äußere Veranlassung in die Worte aus: „Lieber Philippe, ich bekenne es, daß der Sache vom Sakrament zu viel gethan ist." Und da Philippus antwortete: „Lieber Doktor, so wollen wir, damit für das Beste der Kirche gesorgt werde, eine milde Schrift herausgeben, und darin unsere Meinung deutlich darlegen," sprach Luther: „Mein Philippus, auch ich habe hieran sehr ernstlich gedacht. Aber also machte ich die ganze Lehre verdacht: so will ich das dem lieben Gott befohlen haben; thut Ihr auch was nach meinem Tode." Diese Äußerungen Luther's wurden



bald öffentlich bekannt; die Bremer schickten einen Abgesandten, M. Schlungrabe, an Melanchthon, um zu fragen, wie es sich mit der Sache verhalte. Philippus antwortete: er werde dies nie läugnen; er wolle diese Äußerungen Luther's in sein Testament aufnehmen, bei dessen Abfassung er nachher durch den Tod unterbrochen wurde, vgl. Mayer S. 84. Es läßt sich denken, daß die späteren Lutherischen Theologen alles aufgeboten haben werden, sich von dieser lästigen Thatsache zu befreien. Allein Alles, was sie beigebracht haben (vgl. Löscher, hist. mot. I., p. 254.), beweist nur, daß man nicht, wie mehrere reformirte Theologen gethan, die Äußerung Luther's also mißverstehen dürfe, als bekenne er, in der Lehre gefehlt zu haben, die er bis an sein Ende unverbrüchlich festgehalten hat. Nicht in der Lehre hat er's fehlen lassen, sondern in der Liebe. Er hat es aus den Augen verloren, daß die Irrenden seine Brüder sind, und das bereut er jetzt, im Vorgefühle des nahen Todes, schmerzlich.

Steht es nun schon so mißlich um die äußere Auctorität, die, wenn sie auch vollkommen vorhanden wäre, doch wahrlich noch nicht entscheiden würde — folgte die ältere Lutherische Kirche Luther nicht in seiner Lehre von der Prädestination, warum sollen wir denn gehalten seyn, ihm zu folgen, nicht etwa in seiner Lehre vom Abendmahl, die Niemand uns entreißt, sondern in seinem Hasse gegen die Andersdenkenden? — so steht es noch weit mißlicher um die innere Begründung der Abneigung gegen die Union, die ja weiter nichts ist, als die Anerkennung, daß die Einheit die Differenz so weit überwiegt, daß die letztere die kirchliche Gemeinschaft nicht ausschließt. Freilich, wäre es richtig, was Dr. Scheibel noch in der Antwort auf das offene Sendschreiben S. 36. wieder behauptet hat, daß alle Reformirten nach 1 Cor. 11, 29. den Leib des Herrn unwürdig, und also sich selbst zum Gerichte genießen, so könnte an eine Union nicht gedacht werden. Der Tod kann sich nimmer mit dem Leben verbinden, Aber wie ließe sich diese Ansicht wohl irgend begründen, sie, welche deutlich zeigt, daß man sich genöthigt sieht, die Differenz willkührlich zu steigern, damit es also möglich werde, eine unausfüllbare Kluft zwischen den in Wahrheit Verbundenen zu befestigen. Man bedenke doch! beide Confessionen (in der reformirten hat die Calvinische Lehre vom Abendmahle allein symbolische Geltung) stimmen darin überein, daß im Abendmahle der Leib und das Blut des Herrn wahrhaft dargereicht wird; sie gehen auseinander nur in Bezug auf die Art und Weise dieser Darreichung; die Reformirte Kirche behauptet, sie geschehe mit, die Lutherische sie geschehe in, mit und unter dem Brodt und Wein. Sollte nun von dieser Differenz in Bezug auf die Form der ganze Segen des Genusses, sollte von ihr Leben oder Tod abhängen, was müßte man dann von den Aposteln sagen?

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 14. Januar. № 4.

## Vorwort.

(Schluß.)

Der Unbefangene wird gewiß die Bemerkungen von Olshausen (Comm. Th. 2. S. 411.) als richtig anerkennen: „Hiebei ist indeß zunächst nicht zu übersehen, daß die begriffliche Ansicht der Jünger vom Sakrament des Altars bei der Einsetzung des heiligen Mahles selbst nicht wohl als vollendet gedacht werden kann. Es ist vielmehr höchst wahrscheinlich, daß diese die Fülle der Ideen, welche der Erlöser mit ihr verband, keineswegs erfaßten. Wir finden sie ja vor der Ausgießung des heiligen Geistes in allen Beziehungen noch so unentwickelt, daß wahrscheinlich ist, sie werden den tiefen Sinn der Handlung erst nach derselben ganz gefaßt haben, zumal da wir gar keine Veranlassung haben, anzunehmen, Christus habe mit der Handlung eine Erklärung über ihr Wesen verbunden. Tröstlich ist diese Betrachtung insofern, als sich daraus ableiten läßt, daß nicht der Grad der Reinheit der Vorstellung von dem Wesen des Abendmahles den Segen seines Genusses bedingt (vorausgesetzt, daß nicht absichtlich das Auge des Geistes vor dem Richtigen verschlossen wird), sondern die Lauterkeit der Sehnsucht nach Kraft und Stärkung von oben." Gewiß, hätte man die Apostel, die noch nicht einmal in die Versöhnung und Stellvertretung die rechte Einsicht hatten, damals über die Lehre vom Abendmahl katechisirt, es fragt sich sehr, ob sich ihre Äußerungen innerhalb des engen Gebietes gehalten hätten, welches inmitten der Lutherischen und Calvinischen Ansicht liegt. Käme es also vorwiegend auf die Vorstellung an, so hätte der Heiland damals noch gar nicht das Abendmahl einsetzen, so hätte er wenigstens eine ausführliche Belehrung über dasselbe vorausschicken müssen. Wie ganz anders mußte dann auch Paulus verfahren, der nicht ermahnt, seine theoretischen Überzeugungen zu prüfen, sondern die Neigungen des Herzens, der von ihrer Beschaffenheit den würdigen oder unwürdigen Genuß des Abendmahls abhängig macht? Wie ganz anders müßte dann überhaupt die Schrift in Bezug auf diese Lehre eingerichtet seyn! Erschlossen kann aus einigen ihrer Aussprüche allerdings mit Fug und Recht werden, daß die Lutherische Lehre im Gegensatze gegen die Calvinische die richtige ist, und der Dogmatiker und der Religionsphilosoph kann dies aus dem Ganzen des christlichen Lehrbegriffs durch stattliche Gründe darthun. Aber hätte die Differenz solche Wichtigkeit, so wäre die Evidenz sicher nicht groß genug; bei keiner einzigen der Hauptlehren hat die göttliche Weisheit und Liebe uns so sparsam bedacht. — Ferner, daß die Differenz vorwiegend auf dem Gebiete der Theologie, nicht des Glaubens liegt, das geht schon aus der einfachen Thatsache hervor, daß sie bei der heiligen Handlung selbst zurücktritt. Wo nicht grade polemische Aufreizung stattfindet, und man also das der Zeit und dem Orte Angemessene außer Augen verliert, da wird man aus der Abendmahlspredigt eines eifrigen Lutherischen Predigers kaum abnehmen können, welcher Ansicht er beipflichtet; und der Lutherische und Calvinische Communikant, wenn sie anders beide im Glauben stehen, werden beide nicht an das Wie der Darreichung des Fleisches und des Blutes, sondern nur an das Daß gedenken. Was Melanchthon vom heiligen Abendmahle sagt (Strobel a. a. O. S. 424.), und was beide auf gleiche Weise sich aneignen können, ist eben so gewiß zureichend für den Glauben, als es unzureichend für die Dogmatik ist. „Die Communikanten mögen wissen, daß sie Glieder Christi werden, daß was sie empfangen, ein Unterpfand ist, welches bezeugt, daß uns die im Evangelio verheißene Vergebung der Sünden wahrhaft wegen des Sohnes ertheilt und geschenkt werde. Und der Glaube, durch dieses Pfand erweckt, gründe sich nicht auf sein oder des Dieners Werk, sondern auf den Mittler Christum, denke an den Zorn Gottes gegen die Sünde, an Christum, der seine Kirche leitet und vertheidigt, danksage Gott, bitte, daß er uns regiere durch seinen heiligen Geist, und lenke das Herz zu wahrem Gehorsam." — Wie aber die Vermengung von Theologie und Glauben sich stets selbst rächt auf die eine oder auf die andere Weise, das wollen wir hier an einem merkwürdigen Beispiele zeigen. Ein Schlesischer Prediger, jetzt schon unter den Seligen, derselbe, der dem Gerüchte nach die Schrift: das trennende Unionswerk, geschrieben haben soll, die er jetzt gewiß noch weit härter beurtheilt, als wir es gethan haben, hielt eine lebhaft antireformirte Predigt über das Abendmahl. Sie wurde auf Begehren der Gemeinde gedruckt, und da erging es, wie 1 Mos. 29, 25.; es befand sich, daß sie calvinisirte von Anfang bis zu Ende. Konnte es nun so einem Prediger ergehen, einem solchen, der zu den Vormännern im Kampfe gehörte, was läßt sich dann von den Gemeinden denken? Die Differenz, die, um richtig erfaßt zu werden, die tiefste Einsicht in das Ganze der christlichen Lehre erfordert, ist für sie so unfaßbar, daß man höchstens auf Kosten anderer wichtigerer Lehren und Tugenden sie zum einigermaßen entwickelten Bewußtseyn in Bezug auf dieselbe führen kann.

Welche Folgen muß nun aber solch ein übermäßiges Urgiren der Unterscheidungslehre der Lutherischen Kirche haben?

1. Was Gott verbunden hat, wird dadurch geschieden. Man sage nicht etwa, man schließe die Reformirten nur von der sichtbaren Kirche aus; als Glieder der unsichtbaren Kirche lasse man sie gelten, und fühle sich im Glauben mit ihnen vereinigt. Dies ist bloße Inconsequenz, die zwar dem Herzen

der Einzelnen, die sie begehen, Ehre macht, aber, wie immer, sich auf die Dauer nicht halten kann. Schon jetzt wird sie bekanntlich von der strengeren Parthei der Gegner der Union, an deren Spitze Pred. Stephan in Dresden steht, als solche erkannt, und zwar mit solcher Entschiedenheit, daß ihnen der Glaube der nicht so strenge Richtenden selbst verdächtig ist. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, zu zeigen, wie jener ganze Unterschied von sichtbarer und unsichtbarer Kirche, in der Weise, wie er hier aufgestellt wird, gar nicht haltbar, gar nicht der Lehre der Bekenntnißschriften entsprechend ist. Dieser Gegenstand ist in diesem Blatte schon mehrfach besprochen worden. Für unseren Zweck genügt das Eine, daß derselbe Grund, welchen unsere Gegner gegen die äußere Union anführen, auch die innere Gemeinschaft, die christliche Bruderliebe, verhindert. Ist das Abendmahl der Kern des Christenthums, ist das, was Luther von Calvin trennt, der Kern des Abendmahles, wie beides z. B. in dem trennenden Unionsw. S. 64 ff. ausdrücklich behauptet wird, genießen alle Reformirte den Leib des Herrn unwürdig, wie Dr. Scheibel a. a. O. mit dürren Worten sagt, sind alle diejenigen, welche die Union vertheidigen, auch wenn sie selbst dem Lutherischen Lehrbegriffe zugethan sind, für versteckte Nationalisten zu halten, wie kann dann, bei einiger Consequenz, noch von Fortdauer der brüderlichen Gemeinschaft, von Einigung durch die Theilnahme an der unsichtbaren Kirche die Rede seyn? — Durch diese Inconsequenz aber legt man ein unfreiwilliges Zeugniß ab für die Verwerflichkeit des ganzen Beginnens. Denn woraus ließe sich dieselbe wohl anders erklären, als aus der Unfähigkeit, dem Eindrucke zu widerstehen, welchen das dem Herzen des Bruders aufgeprägte Bild Christi auf den Bruder macht, so sehr er sich auch mit Vorurtheilen verwahren mag. So wird also das System, zum sicheren Beweise seiner Falschheit, durch das Herz zunichte gemacht. — Man übersehe aber nicht, daß die Scheidung desjenigen, was Gott verbunden hat, zu unserer Zeit besonders verantwortlich ist, weit verantwortlicher wie in der früheren. Man macht, so viel man vermag, die besondere Gnade zunichte, welche grade unserer Zeit von Gott verliehen ist. Über die ganze Erde, diesseits und jenseits des Weltmeeres, zeigt sich der Geist Gottes geschäftig zur Verbindung des früher Getrennten. Wir verkennen nicht, daß dabei auch ungöttliche Motive wirksam sind, daß sich dabei ein Nachwirken des Unglaubens, ein bedenklicher Indifferentismus in Bezug auf die Lehre, eine einseitige Gefühlsrichtung geltend macht. Aber wenn man dagegen die Augen nicht verschließen darf, so soll man sie auch offen halten für das Werk des Herrn. In keiner Zeit sind die Gegensätze des Reiches der Finsterniß und des Reiches Gottes, der Natur und der Gnade so offen, so scharf, so vollständig einander entgegengetreten, wie grade in der unsrigen. Zu keiner Zeit ist die richtige Schätzung der einzelnen Bestandtheile des christlichen Lebens und der christlichen Lehre, die Scheidung des Wesentlichen und des Unwesentlichen, das deshalb noch wichtig genug seyn kann, so sehr erleichtert worden. Keine Zeit also hat der einigenden Thätigkeit des heiligen Geistes eine so treffliche Grundlage dargeboten.



Wer diese Grundlage zerstören will, wer nicht achtet auf das Thun des Heiligen in Israel und auf das Werk seiner Hände nicht sieht, der sehe zu, daß er nicht wider Gott streite.

2. Das Interesse an dem ganzen übrigen Reichthum des Evangeliums, die Theilnahme an den großen Angelegenheiten des Reiches Gottes wird dadurch geschwächt. Der Jurist Pütter sagt in seiner Biographie (1. S. 107.), indem er von seinem Aufenthalte in Wezlar und von seinen dortigen Bekanntschaften mit Solicitanten, Leuten, die sich dort aufhielten, um ihre Angelegenheiten beim Kammergerichte zu betreiben, redet: „Die psychologische Beobachtung konnte mir nicht entgehen, wie solche Männer ihre ganze Seele von nichts, als von ihrer Angelegenheit angefüllt haben, und in der Meinung, daß jeder andere Sterbliche gleichen Antheil daran nehmen müsse, jede Unterredung auf keinen anderen als diesen Gegenstand hinzuleiten suchen." Dasselbe, was in irdischen, tritt auch in himmlischen Dingen ein. Jedes Übermaaß des Interesses an einem einzelnen Gegenstande schwächt das Interesse an allen übrigen. Ist das Herz von einer Nebensache ganz voll, so haben die Hauptsachen nicht mehr darin Platz. Alles andere, außer dem einen geistlichen Leibessen, wird schmacklos; das Gemüth ist für nichts mehr offen, als was sich auf diesen einen Punkt bezieht; der Gesichtskreis verengert sich; man sieht nur ihn noch, und alles Übrige, insofern es sich auf ihn bezieht. Alles, die Lehre des Evangeliums, Gottes Thaten, schrumpft zusammen. Traurig sind die Folgen solcher Verirrung schon dann, wenn das ganze Interesse einer Hauptlehre, traurig auch dann noch, wenn es der Hauptlehre des Christenthums, in der die Fäden aller übrigen zusammenlaufen, der Lehre von der Gerechtigkeit durch das Blut Jesu Christi, geschenkt wird. Darüber haben Bengel, in dem Abriß der Brüdergemeinde (S. 81 ff. des 1. Th.) und Frefenius (vorläufige Antwort S. 34 ff.) schon treffliche Worte gesprochen. Was aber muß nicht erst hier werden, wo die bevorzugte Lehre eine solche ist, die zwar auch mit allen übrigen Lehrpunkten zusammenhängt, aber durch Fäden, die meist nur dem Auge des Theologen erkennbar sind? Die Antwort wird leider schon großentheils durch dasjenige gegeben, was vor Augen liegt. Wir wollen dies nur an einem Beispiele zeigen. Der Verf. der Schrift „letzte Schicksale" behauptet S. 40.: Unseren Nachkommen werde es klar seyn wie der Tag, daß der 31. Oktober 1817 und der 25. Juni 1830 ganz dieselbe Bedeutung gehabt haben für die Hinüberleitung der Kirche Christi aus dem Glauben zum Unglauben, aus dem Reiche Christi zum Antichristenthum, wie der 31. Oktober 1517 und der 25. Juni 1530 für die Herausleitung derselben aus dem Aberglauben zum Glauben und aus dem Papismus zum Reiche Christi. 1817 sey dem Wesen nach das Unions-, 1830 das Agendenfest gefeiert; beides aber unter der Maske einer Feier jener Stiftungstage der Lutherischen Kirche. Er meint nicht bloß als Sehender, sondern als Seher gesprochen zu haben; deshalb fügt er das: wer Ohren hat zu hören, der höre, hinzu. Und doch wie blind ist er! Jedes Gotteswerk, auch das größte, ist für ihn nicht da, wenn es nicht direkt zur Förderung der Lutherischen Abendmahls-

lehre, zum Aufbau der Scheidewand zwischen der Reformirten und Lutherischen Kirche gereicht. Jedes unbefangene christliche Gemüth wird die als schwarz bezeichneten Tage als lichte erkennen, wird dem Herrn danken für die Gnade, die er an ihnen und durch sie seiner Kirche ertheilt hat. — Theilnahmlos läßt das große Werk der Bibel- und Traktatverbreitung, der Mission unter Juden und Heiden. Bis es auf streng Lutherischen Fuß eingerichtet worden, ist aller Segen, der es zu begleiten scheint, nur Schein, hat jede, auch die edelste Frucht, einen verborgenen Wurmstich. Derselbe Grund, welcher die Erniedrigung alles Hohen hervorbringt, bewirkt auch die Erhöhung des Niedrigen. Die separirte Lutherische Gemeinde stellt sich als die Kirche Christi dar; jedes, auch das geringfügigste Ereigniß hat kirchenhistorische Wichtigkeit, in einem Schlesischen Beamten ist Cajetan wieder auferstanden, die Verfolgung der Kinder Israel in Ägypten hat sich erneuert, u. s. w. u. s. w. Man wendet Alles an, um die kleinen Begebenheiten (die deshalb aber nicht minder die lebhafte Theilnahme jedes Christen in Anspruch nehmen) jenen großen conform zu machen. So sagt z. B. der Verf. der Schrift „letzte Schicksale" S. 10.: „Die Lebensstrafe schien theils unschicklich, theils hat sie sich nur da erfolgreich bewiesen, wo mehr nur die höheren Stände und die Reichen dem Evangelium anhingen, wie z. B. in Spanien und Italien nach der Reformation."

3. Der Hochmuth wird dadurch befördert. Sobald man irgend ein einzelnes Bruchstück des Christenthums einseitig hervorhebt, folgt nothwendig, daß man sich und Andere auch vorzugsweise nur nach diesem Maaßstabe prüft. Da ist es dann ganz natürlich, daß man mit sich selbst sehr leicht zufrieden ist, weil man das Wichtigere im Gesetze und Evangelium, das viele Veranlassung zu tiefer Demüthigung geben würde, übersieht, und eben so, daß man Andere, die grade in diesem Punkte noch zurückgeblieben sind, geringschätzt, weil man für die ihnen ertheilten Gnaden kein Auge hat. Ist die in den Mittelpunkt gestellte Lehre von der Art, wie in dem hier vorliegenden Falle, so liegt es sehr nahe, daß ganz fleischliche Menschen in gänzlicher Täuschung über ihren Zustand sich für reich begnadigte Christen halten.

4. Es entsteht ein verderbliches Partheiwesen. Nicht die neue Kreatur in Christo gilt als die Grundlage der Verbindung, sondern der Gegensatz gegen die in der Lehre vom Abendmahl Andersdenkenden wird das Schibboleth. Da müssen dann nothwendig die allerungleichartigsten Elemente sich verbinden, um so mehr, da man darauf ausgehen muß, eine äußere Bedeutsamkeit zu gewinnen. Und die Folge solcher Einigung des Verschiedenartigen ist immer die, daß das bessere Element durch die Gemeinschaft mit dem schlechteren sich verunreinigt und befleckt.

5. Man schadet der Lehre selbst, an deren Erhaltung man Alles setzt. Dr. Guerike in seinem sehr empfehlungswerthen, eine wesentliche Lücke ausfüllenden Lehrbuche der Kirchengeschichte Bd. 2. S. 956. macht darauf aufmerksam, wie seit dem Wiedererwachen des Glaubens in der Kirche sich unter den Gläubigen, auch unter denen aus der Reformirten Kirche, eine entschiedene Hinneigung zur Lutherischen Abendmahlslehre kund gebe. Ließe man der Entwickelung des christlichen Bewußtseyns seinen



ruhigen Gang, so würde dieselbe gewiß still und unvermerkt, wie es die Art göttlicher Wahrheit ist, in immer mehreren Herzen Eingang finden, und das um so leichter, da das äußere kirchliche Vorurtheil keine Hindernisse mehr in den Weg legt, Jeder ungestört dem Zuge des Geistes folgen kann. Jetzt aber, wie Mancher wird durch die Verirrungen und Übertreibungen derer, welche sich als die alleinigen Inhaber dieser Lehre hinstellen, gegen diese selbst eingenommen, wie Mancher durch ihre polemische Härte zurückgestoßen, wie Mancher zur voreiligen Entscheidung für die Gegenlehre genöthigt, der, wenn man ihm, wenn man dem Geiste Gottes Zeit gelassen, sich ganz anders entschieden haben würde!

6. Man setzt Viele der Gefahr gänzlichen Abfalls aus. „Wenn man" — sagt Bengel a. a. O. S. 126. — „in einem Saale alle Lichter bis auf eins auslöscht oder bei Seite thut, so werden sich alle Anwesende zu dem einen noch übrigen Lichte wenden, obschon dieses an sich selbst keine solche Helle gibt, als alle Lichter zusammen. So ist es, wenn man einen einigen Punkt der heilsamen Lehre besonders preist und die übrigen zurücksetzt." Geht jenes eine Licht aus, so entsteht gänzliche Finsterniß. Und wie leicht ist es, daß es ausgehe! Jeder Übertreibung folgt nothwendig der Überdruß, jeder Überspannung die Abspannung. Nachdem über den Einen Punkt eine Zeit lang viel hin- und hergeredet und gestritten worden, wie es nicht anders seyn kann, oft ohne Andacht und Ehrerbietung, wird derselbe endlich ganz gemein. „Es werden ihnen diese Formeln eben so geläufig, und werden eben so unbedachtsam von ihnen herausgeflossen, als von vermessenen Menschen, die den Namen Gottes und Jesu Christi zu ihren gewöhnlichen Betheurungen zu mißbrauchen pflegen." Fresenius a. a. O. S. 54. Weil man nun diesen einzelnen Punkt mit dem Christenthum identificirt hat, so leidet auch mit dem Theile das Ganze Gefahr, während, wer sonst in irgend einem einzelnen Punkte schwankend wird, sich durch die übrigen stärken und aufrichten kann.

Dies sind die Hauptbedenken, zu welchen die Hauptrichtung der „Lutheraner" veranlaßt. Zu manchen anderen geben ihre Nebentendenzen Veranlassung. Von diesen wollen wir nur auf eins aufmerksam machen, da es Zeit ist, daß wir zu Ende eilen. Es betrifft ihre Ansicht von dem Verhältniß von Staat und Kirche. Ihre Polemik gegen die Vermengung beider hat allerdings eine richtige Grundlage; es offenbart sich in der neueren Zeit ein sehr bedenkliches Streben, Kirche und Staat zu identificiren, die landesherrlichen Rechte der evangelischen Fürsten mit ihren kirchlichen zu vermengen. Beschränkte man sich nun darauf, dagegen zu zeugen, so würde man im Geiste der Evangelischen Kirche handeln, die immer, und auch in ihren Bekenntnißschriften, das weltliche Regiment, als solches, von der Kirche ausschließt. Statt dieser innerlichen Trennung aber verlangt man, gradezu gegen das Wesen der Evangelischen Kirche, eine äußerliche; man will Staat und Kirche wie mit dem Messer durchschneiden. Die verderblichen Folgen dieses Beginnens sind schon so oft in diesem Blatte entwickelt worden, daß wir darauf weiter nicht eingehen. Wie unnatürlich dasselbe ist, zeigen mehrere

Äußerungen in dem trennenden Unionswerke. „Was gehen" — fragt der Verf. z. B. S. 45. — „die Siege der Verbündeten bei Leipzig, Paris und Belle Allianee die Kirche an, — Christi Erklärung: mein Reich ist nicht von dieser Welt, schließt dergleichen doch wohl bestimmt genug aus dem Bereiche seiner Kirche aus." Was würde Luther zu solcher Äußerung sagen, er, der so lebhaftes Interesse an dem Kriege gegen die Türken nahm, der in der Hauptsache ganz dieselbe Bedeutung hatte wie die Freiheitskriege? Wäre solche Ansicht richtig, so wäre das ganze Reich Gottes unter dem A. B. eine Lüge. Denn eine Verbindung von Staat und Kirche, wie sie damals statt fand, wäre dann ein Unding, da das Außerordentliche immer das Ordentliche zur Grundlage haben muß. Der Einfluß jener Kriege und Siege auf die Kirche liegt aber grade deutlicher vor, wie in irgend einem anderen Falle; jene Zeit bildet den Wendepunkt; dies erkennen selbst unsere rationalistischen Gegner an; so muß man also um einer abstrakten Theorie willen das Auge verschließen gegen Gottes so sichtbare, so große Gnade.

Wir freuen uns, daß wir hier schließen können und müssen. Es ist ein schmerzliches Geschäft, das wir verrichtet haben, aber ein nothwendiges. Der Herr lenke Alles zum Besten!

Seine Mitarbeiter bittet der Herausgeber, ihn auch im neuen Jahre mit ihrem treuen Beistande nicht zu verlassen, die Leser um ihre Fürbitte.

Die Redaktion.

---

## Über Herrn Dr. Möhler's Symbolik.

(Fortsetzung.)

Das Paradies, was war es anders, als eine Wohnstätte göttlicher Huld und Liebe? Darum erkannte entweder der Mensch, als ein Barbar in einer Wüste ausgesetzt, Gott gar nicht, oder wenn er ihn erkannte mitten in einer lieblichen Natur, so liebte er ihn auch, wie denn auch ursprünglich Erkennen und Liebe eins ist. Diese Liebe, so wie sie dem unschuldigen Herzen der ersten Menschen natürlich war und es erfüllte, so heiligte sie auch von selbst alle Triebe und Gefühle seiner Natur zu reiner, ebenmäßiger Wirksamkeit; nicht die Selbstmacht der Vernunft und des Willens beherrschte sie als unwillige Unterthanen, sondern die sanfte Kraft göttlicher Liebe, alle Seelenvermögen durchdringend, erhielt Denken und Wollen, Fühlen und Begehren in steter, ungezwungener, gottgefälliger Harmonie, und verbreitete über das ganze menschliche Wesen den seligen Frieden Gottes.

Hierin also bestand die ursprüngliche Gerechtigkeit und Gottgefälligkeit des Menschen, negativ in der Reinheit von allem Bösen, positiv in der Liebe Gottes; sie war die normale Beschaffenheit seiner Natur, das anerschaffene göttliche Ebenbild, justitia concreata; sie war ihm so natürlich, daß er vor seinem



Falle nicht das Bewußtseyn, ja nicht einmal die Ahnung eines anderen Zustandes hatte, so wie der Gesunde, der weder krank gewesen, noch einen Kranken gesehen, nichts von Krankheit weiß. Ja er kannte, eben weil er ganz damit coincidirte, nicht einmal das Gesetz, dem er gemäß war, als solches; denn in der Liebe war er, im Gesetz, frei von ihm, und ein Herr der Erde, dem Gott Alles gegeben und gestattet, und nur eine Schranke gesetzt, den Baum der Erkenntniß, das gottgeweihte Heiligthum des Paradieses, daran er die heilige Oberherrlichkeit Gottes stets in Demuth erkennen, und als ein Kind Gottes Gehorsam üben lernen sollte, um dadurch den kindlichen Stand der Unschuld zu bewahren und zu befestigen. Allerdings kann bei jener ursprünglichen Gerechtigkeit, so wie von keinem Zwange, so auch von keinem Verdienste die Rede seyn; aber ihr darum ihren göttlichen Werth abzusprechen, würde sehr verkehrt und ganz unchristlich seyn. Ist die Liebe darum ohne Werth, weil sie, je vollkommener sie ist, desto mehr auch über Zwang und Verdienst erhaben ist, Begriffe, die der höchsten Güte Gottes darum ganz fern sind, weil sie eben immer schon den beiwohnenden Gegensatz des Bösen voraussetzen. Verliert nicht vielmehr eben darum eheliche, elterliche, kindliche Liebe um so mehr an Werth, jemehr Zwang oder Verdienstlichkeit sich beimischt? Müßte nicht, wenn der moralische Werth des Menschen Pelagianisch und Kantianisch nach dem Verdienste seines sich selbst zwingenden Willens gemessen werden sollte, das Herz immer möglichst verschlechtert werden, damit der Wille, die Pflicht mit Abscheu thnend, eine um so höhere Krone sich erwerbe? Im Gegentheil, der Mensch ist um so besser und gottgefälliger, je mehr Pflicht und Neigung, oder das Gesetz und seine Natur übereinstimmen, oder jemehr der Zwang des Bösen in ihm und also auch sein Verdienst abnimmt. So wie das Gute ursprünglich dem Menschen ohne Gesetzeszwang und Verdienst frei natürlich war, so soll es auch durch die erlösende Gnade, die beides aufhebt, und durch die Wiedergeburt in der Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist, wieder zur anderen oder neuen Natur werden, jedoch nun mit Bewußtseyn des versöhnten und überwundenen Gegensatzes, der dem Stande der ersten Unschuld noch unbewußt und daher auch nicht in ihm überwunden war. Der Begriff des göttlichen Ebenbildes ist daher allerdings im N. T. eben durch den dort mit ihm verbundenen Gegensatz des alten und neuen Menschen (Col. 3, 9. 10.) relativ ein übernatürlicher (in Bezug auf die alte Natur) und höherer als im A. T., während er doch stets auf den Alttestamentlichen, als auf seine ursprünglich natürliche Grundlage, zurückweist, so daß wir die nämlichen Elemente desselben hier wie dort erkennen müssen. Dies ist der protestantische Begriff der göttlichen Ebenbildlichkeit, die als ursprüngliche Gerechtigkeit der Natur des Urmenschen anerschaffen war.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 17. Januar. № 5.

## Über Herrn Dr. Möhler's Symbolik.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun zur katholischen Lehre. Die Tridentinische Synode lehrt vom Urstande des Menschen, daß das Unterscheidende desselben vom Stande der Sünde in der Heiligkeit und Gerechtigkeit bestanden habe, die durch den Fall verloren ging. *) Die biblischen Ausdrücke Heiligkeit und Gerechtigkeit sind unverkennbar der Beschreibung des göttlichen Ebenbildes entnommen, welche Paulus gibt Eph. 4, 24., vgl. Col. 3, 10. Die Synode scheint demnach, übereinstimmend mit den Protestanten, die ursprüngliche Gerechtigkeit als das göttliche Ebenbild oder die Gottähnlichkeit des Menschen, und umgekehrt diese als jene betrachtet zu haben, und würde sonach, indem sie den Verlust derselben als Hauptmerkmal der Erbsünde betrachtet, mit der Concordienformel übereinstimmen, welche die Erbsünde als Ermangelung der ursprünglichen Gerechtigkeit, oder des Ebenbildes Gottes beschreibt, ad quam homo initio in veritate, *sanctitate* atque *justitia* creatus fuerat (de pecc. orig. §. 10.). Die Synode wenigstens gibt keine andere Definition des Ebenbildes Gottes, und wenn sie es auch mit Bellarmin als die geistige Natur der Menschen überhaupt, von der Gottähnlichkeit, als dem sittlichen Vorzug des ersten Menschen, unterschieden hätte, so würde dennoch die Übereinstimmung mit der Concordienformel bleiben, insofern diese in dem Ebenbilde grade die in der sanctitas atque justitia bestehende Ähnlichkeit hervorhebt. Der Römische Katechismus äußert sich ausführlicher über den Urstand des Menschen als die Synode, aber keineswegs bestimmter (P. I. cap. II. qu. 18.); er zählt nur eine Reihe unverbundener Merkmale auf, indem er sagt: Deus animam ad imaginem et similitudinem suam formavit, liberumque ei arbitrium tribuit, omnes *praetercea* motus animi atque appetitiones ita in eo temperavit, ut *rationis imperio* nunquam non parerent; *tum* originalis justitiae admirabile donum addidit, ac *deinde* caeteris animantibus praeesse voluit. Hier ist bei aller Wortfülle weder gesagt, was die göttliche Ebenbildlichkeit sey; denn der freie Wille, das aequale temperamentum und die originalis justitia sind von ihr als addita unterschieden; noch ist uns gesagt, was die ursprüngliche Gerechtigkeit sey, weil eben alle andere Bestimmungen auch von ihr unterschieden sind. Es wird eben hier immer eins zu dem anderen superaddirt, ohne daß es zu der Einheit eines Begriffs käme. Herr Dr. Möhler will das Ebenbild als das allen Menschen gemeinsame, die ursprüngliche Gerechtigkeit aber als das dem Adam eigenthümliche betrachten. Einverstanden mit ihm, daß das Ebenbild als inhärirender Kanon der menschlichen Natur auch allen denen bleibe, die ihm nicht gemäß oder ähnlich sind (imago late sic dicta), glauben wir doch nicht, daß er mit jener Unterscheidung den Sinn des Katechismus getroffen habe, weil dieser überhaupt nur vom erst erschaffenen Menschen spricht und dem imago ausdrücklich die similitudo beifügt. Gewiß will er damit einen eigenthümlichen Vorzug Adam's bezeichnen, und da er ihn ausdrücklich auf die Seele bezieht und neben demselben des freien Willens und außerdem (praeterea) der Conformität der Gefühle und Triebe mit der Herrschaft der Vernunft gedenkt, so muß er darunter nicht sowohl die Vernunft selbst, als die reine Gotteserkenntniß derselben verstanden haben, die, wenn sie auch keineswegs allein das ursprüngliche Ebenbild ist, doch so wesentlich zum Begriff desselben gehört (non est anima ad imaginem Dei, in qua Deus non est), daß wir sie ergänzen müssen, auch wo sie nicht ausdrücklich erwähnt wird. Wir glauben daher die verbundene imago et similitudo des Katechismus eben so erklären zu müssen, wie in gleicher Verbindung der Ausdruck mit Berufung auf Zeugnisse der Schrift und Väter in der Apologie S. 54. erklärt ist: Quod quid est aliud, nisi in homine hanc sapientiam et justitiam (zugleich schon Beziehung auf Herz und Willen) effigiatam esse, quae Deum apprehenderet et in qua relucereet Deus. Demnach treten uns also in der Beschreibung, die der Römische Katechismus vom Urstande gibt, dieselben drei Grundzüge entgegen, welche unsere Theologen von dem ursprünglichen Ebenbilde geben, indem sie es in der Vernunft, im Herzen und Willen des Menschen darstellen als wahre Erkenntniß Gottes (veritas in mente, Col. 3, 10.), als reine Liebe Gottes, womit zugleich ein schönes Gleichmaaß aller Triebe und Gefühle gegeben war (sanctitas cordis), und als freie, weil auf Liebe beruhende Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen (justitia in libero arbitrio). Nur haben, wie auch unser Gegner zugeben wird, die Bestimmungen der Unsrigen eben durch ihre stete und ausdrückliche Beziehung des Ebenbildes auf Gott das Urbild, weit mehr religiöse Tiefe als die des Katechismus, der, indem er bloß die Unterwürfigkeit der Sinnlichkeit unter die Vernunft hervorhebt, eine so abstrakt moralische Beschreibung vom Urstande gibt, daß Herr Dr. Möhler sie ergänzen muß, indem er S. 4. sagt: „Seine niedere Seelenthätigkeiten und leiblichen Triebe bewegten sich unter der Leitung seiner Vernunft ohne Widerstreben; alles in ihm gehorchte der Vernunft, diese

*) Primum hominem Adam, cum mandatum Dei in Paradiso fuisset transgressus statim sanctitatem et justitiam, in qua *constitutus* fuerat (sie gehörte also zu seinen constituirenden Merkmalen) amisisse. Sess. V. 1. —

aber Gott, und er lebte sonach in seliger Harmonie in sich selbst und mit Gott." Auch hier indeß läßt das Hervorheben des imperium der Vernunft, bei Nichterwähnung der freien Grundkraft der Liebe, den Zustand vorwiegend als einen durch Reflexion selbstgemachten erscheinen.

Jedenfalls sehen wir, daß hinsichtlich der Beschaffenheit des Urstandes unsere beiderseitigen Symbole nah genug übereinstimmen, was gewiß erfreulich ist. Der Dissensus zwischen den Theologen entspinnt sich erst an den Worten des Katechismus: tum (nämlich zu jenem geschilderten Zustande) originalis justitiae admirabile donum addidit. Die Unsrigen nennen eben jenen Zustand der Harmonie und Conformität des menschlichen Wesens mit dem göttlichen Willen, so wie die göttliche Ebenbildlichkeit, so auch die ursprüngliche Gerechtigkeit des Menschen, und diese Bezeichnung ist nicht nur der Schrift (Eph. 4, 24.), sondern auch dem Begriff der Sache ganz angemessen, insofern nämlich jene Gottähnlichkeit der Normalzustand der menschlichen Natur war, die dem Gesetze (non sub sed in lege) conform und als solche gerecht war. Herr Dr. Möhler stimmt auch darin mit uns gegen den Katechismus überein, indem er die in der eben angeführten Stelle beschriebene Harmonie der Seelenkräfte nicht als das, wozu die ursprüngliche Gerechtigkeit noch hinzugekommen sey, sondern vielmehr als diese selbst darstellt. S. 4. Es scheint wohl auch sehr wahrscheinlich, daß die Synode unter der sanctitas et justitia, in qua constitutus fuerat Adam und nach deren Verlust er ganz in's Schlechtere verändert worden sey, jenes Wohlverhältniß seiner ganzen Natur mit inbegriffen habe. Was soll nun aber das *additum* admirabile donum originalis *justitiae* im Katechismus? Es soll wohl damit gesagt werden, daß jenes Wohlverhalten der menschlichen Natur, „jene Gerechtigkeit nicht als eine Wirkung der natürlichen Kräfte des menschlichen Geistes zu begreifen sey," sondern „durch eine übernatürliche Thätigkeit Gottes auf den Menschen erklärt" werden müsse, welches Herr Dr. Möhler (Symbol. S. 5 f.) mit mehrerem erhärtet, indem er besonders hervorhebt, daß „der Supernaturalismus nicht erst durch den Sündenfall begründet werden könne." Ohne vorerst noch dieser Ansicht zu widersprechen, fragen wir nur, mit welchem Rechte der Katechismus diese übernatürliche Thätigkeit die ursprüngliche Gerechtigkeit nenne, da diese doch nur als Folge jener erscheinen kann, nämlich als der durch sie bewirkte harmonische Zustand der menschlichen Natur. Die Gerechtigkeit (justitia, rectitudo) kann ihrem Begriffe nach nichts anders seyn als dies, mag sie nun auf natürlicher oder übernatürlicher Thätigkeit beruhen, und der Ausdruck des Katechismus ist daher jedenfalls ungehörig. Sie kann nicht etwas über, oder neben der Natur, ein Zusatz oder Anhang zu derselben, sondern sie muß, sey es nun aus menschlicher oder göttlicher Quelle, ihr selbst inhärirend oder immanent gewesen seyn als die ursprüngliche Güte, Integrität und Harmonie derselben, so wie es die protestantischen Theologen behaupten, und die katholischen nicht läugnen können.

Gehen wir indeß nun auch auf die zwischen beiden streitige Frage ein, ob jene Gerechtigkeit durch natürliche oder übernatürliche Kräfte gewirkt worden sey? Auch hier ist die Differenz weniger groß, als sie scheint, aber dennoch bedeutend. Es wird nämlich keineswegs von den Protestanten behauptet, daß der ursprüngliche Mensch sich selbst aus eigener Kraft seiner irdischen Substanz und Natur gerecht gemacht habe, was der gröbste Naturalismus seyn würde. Im Gegentheil, die ursprüngliche Gerechtigkeit ist ja, wie wir sehen, nicht das Verdienst des Menschen, sondern sie ist ihm von Gott anerschaffen (justitia concreata); so wenig der Mensch sich selbst erschaffen hat, so wenig hat er sie sich selbst gegeben. Sie ist eine Wirkung Gottes, sie ist das von Gott dem Erdenstaub eingeprägte Gottesbild, sie ist eine Inspiration seiner Liebe. In der Negation ihres irdischen, naturalistischen Ursprungs also stimmen wir mit den katholischen Theologen überein, indem wir nicht läugnen Dei dono justitiam concreatam superne Adamo datam, indem wir zugeben, concreatam illam rectitudinem esse ac dici posse *gratiam*, sed ex his nondum potest inferri, non fuisse eam primo homini naturalem, sed extrinseeus additam ac supernaturalem: Gerhard Loci theol. Tom. II. de imag. Dei §. 88. Die göttliche Ebenbildlichkeit kann ja nicht anders als göttlichen Ursprungs seyn; wir behaupten nun, und zwar in tiefer Übereinstimmung mit der Analogie des Glaubens, daß sie auch wahrhaft menschlich geworden ist. Sie ist der menschlichen Natur nicht übernatürlich geblieben, sondern der normale Grundcharakter ihres Wesens geworden. Die Begabung mit der ursprünglichen Gerechtigkeit ist nicht ein zweiter zur Schöpfung des natürlichen Menschen hinzugefügter, supernaturaler Akt (donum superadditum), sondern sie fällt mit dem einen übernatürlichen Akt der Schöpfung des Menschen dergestalt zusammen, daß die menschliche Natur in ihrer Gerechtigkeit, als ihrem Normalzustande, erschaffen worden. Eben darum war sie ihr auch als ihre adäquateste Form natürlich, ja sie war ihr natürlichstes, gesundestes, seligstes Seyn. Nicht also ist das menschliche Wesen zuerst aus den bloß natürlichen, heterogenen und disparaten Substanzen des Geistes und Leibes zusammengesetzt, und denen die Gerechtigkeit noch hinzugesetzt worden, um den natürlichen Widerstreit jener durch Gegenwirkung auszugleichen und den Menschen mit Gott zu verknüpfen; sondern die menschliche Natur ist gleich ursprünglich, ohne dualistischen Widerstreit in vollkommener Harmonie, erfüllt von der Liebe Gottes erschaffen worden, welche alle ihre Vermögen und Triebe frei und natürlich zur Conformität mit dem göttlichen Ebenbilde vereinigte. Die Gerechtigkeit ist also das natürliche Complement oder die Integrirung des menschlichen Wesens, nicht als füge sie zu demselben irgend einen substanziellen Bestandtheil hinzu, sondern weil sie die normgerechte Beschaffenheit aller seiner Vermögen ist, die ohne sie ihrer Integrität ermangeln und fehler- oder sündhaft sind. Dies wollte Luther sagen, wenn er in der von Herrn Möhler S. 9. angeführten Stelle aus dem Commentar zur Genesis behauptet, justitiam non esse quoddam donum, quod ab extra accederet separatamque a natura hominis, sed fuisse vere naturalem, ut naturae Adae esset diligere Deum etc. Das in derselben Stelle

gebrauchte Gleichniß vom gesunden Auge, dem das Sehen des Lichts natürlich ist, und vom kranken, welches dasselbe meidet, beweist seinen Sinn augenfällig. Dazu kommt nun die ganz entsprechende Beschreibung aller orthodoxen Lutherischen Theologen, die, wie der von Möhler S. 10. ausdrücklich angeführte Gerhard, behaupten, die ursprüngliche Gerechtigkeit sey weder ein donum superadditum noch auch eine Substanz Adam's, sondern concreata humanae substantiae integritas, perfectio ac rectitudo, ac proinde in categoria *qualitatis* collocanda, vgl. Conc. Form. S. 654. Wenn diese so natürliche Behauptung unserem Gegner „ganz auffallend" erscheint, so beweist dies eben deutlich, daß er den Zusammenhang der Lutherischen Lehren nicht, wie Gerhard, verstanden hat, indem ihn am Verstehen derselben das Vorurtheil hindert, Luther habe die göttliche Ebenbildlichkeit für einen durch den Fall des Menschen verloren gegangenen substanziellen Bestandtheil seiner Natur gehalten, und die Lutheraner müßten sie eben so ansehen. Daß sie es nicht gethan haben, muß der Verf. nicht bloß Gerhard und Chemnitz, er muß es auch der Concordienformel im Gegensatz der Flacianer, so wie auch anderen streng orthodoxen Lutheranern zugeben (s. die Vertheidigung seiner Symbolik gegen Baur S. 50 ff.). Darum bemüht er sich nun zu zeigen, daß sie sie doch hätten so ansehen müssen, weil „wenn das Ebenbild Gottes als verlierbares Accidenz betrachtet würde, die Würde des Menschen schon von vorne herein schwer verkannt, sein Gottesbewußtseyn, sein eigentlicher Geist als Nebensache angesehen und der gefallene Mensch nur Thier wäre" (a. a. O. S. 52 f.). Wir glauben diese Anschuldigungen schon durch unsere obige Darstellung des göttlichen Ebenbildes, als der Normalbeschaffenheit der menschlichen Natur, die ihr, auch wenn sie herausgetreten, doch als Normalbestimmung bleibt, zurückgewiesen zu haben. Diese Normalbeschaffenheit ist allerdings nicht eine bloß formelle Qualität, sondern hat einen wesentlichen Inhalt; sie besteht in der harmonisch centralen Richtung des ganzen menschlichen Wesens auf Gott; der Fall ist die Abkehr von dieser Richtung, wodurch das Wesen des Menschen in Disharmonie zerfällt und der Selbstsucht anheimfällt. Die Substanz des Geistes bleibt als Bewußtseyn, Gefühl, Wille, *) aber die Relation wird eine falsche; das Gottesbewußtseyn zerstreut sich in Weltbewußtseyn, die reine Gottesliebe wird unreine Welt- und Selbstliebe, der freie Wille wird Eigenwille. Herr Dr. Möhler dagegen betrachtet nicht bloß das Denken, Fühlen und Wollen als die Substanz des menschlichen Geistes, sondern auch Gott, der der heiligende Gegenstand jener Vermögen ist; in Folge dieser pantheistischen Ansicht wirft er den Reformatoren vor, sie hätten dem gefallenen Menschen, obwohl sie ihm nicht jene Vermögen, wohl aber den göttlichen Inhalt derselben absprechen, ein Hauptstück der menschlichen Substanz abgesprochen. Wir müssen daher behaupten, daß ihm der wahre Begriff unserer Kirche von der Urgerechtigkeit des Menschen fremd geblieben ist; denn diese wird

*) Homo etiam post lapsum est rationalis creatura. Conc. Form. de pece. orig. §. 19. S. 661.



weder als natürliche Substanz, noch als übernatürliches Accidenz, sondern als Normalqualität (qualitas s. habitus normalis, rectitudo, perfectio) bestimmt, welche, gleich der Gesundheit, eben sowohl verlierbar als wiederherstellbar ist in einem Wesen, dessen Norm sie auch im abnormen Zustande bleibt. Unverkennbar begründet diese Ansicht, welche die Gottähnlichkeit oder Urgerechtigkeit entweder als Urform oder als Urnorm der menschlichen Natur betrachtet, die Würde derselben in einem weit höheren Grade als die, welche sie als eine übernatürliche Zugabe betrachtet.

Die katholischen Theologen sind durch die Behauptung des doni supernaturalis oder des übernatürlichen Accidenz der ursprünglichen Gerechtigkeit in eine mißliche Alternative gesetzt, die der Dualismus ihrer Ansicht mit sich bringt. Entweder erheben sie das donum supernaturale, dann sinkt die Natur; oder sie heben diese, dann sinkt jenes. Dualistisch manichäisirende Vorstellungen finden sich bei Bellarmin, der in die conditio materiae corporis einen natürlichen Widerstreit gegen den Geist des Menschen setzt, welcher nur durch die zur disharmonisch erschaffenen Natur hinzukommende, übernatürliche Gnade vermittelt und zur Gerechtigkeit ausgeglichen worden sey. Gerhard widerlegt ihn gründlich und trefflich Loc. theol. Tom. II. de imag. Dei cap. 2. Herr Dr. Möhler gründet die Behauptung der Nothwendigkeit eines Supernaturalismus vor dem Falle darauf, „daß dem sich selbst überlassenen endlichen Menschengeiste als solchem eine wahre lebendige Erkenntniß, welche sich in treuer, das Verhältniß zu allen Geschöpflichen durchdringender Liebe Gottes bethätigt, an sich unmöglich sey, und nur dadurch möglich werde, daß Gottes Kraft sich mit der endlichen des Menschen vereinige und dadurch diese selbst zu einer unendlichen erhebe, wodurch das irrationale Verhältniß des menschlichen Geistes zu seiner unendlichen Aufgabe ausgeglichen wird." In dieser Deduktion geben wir nur das nicht zu, daß der rein geschöpfliche Zustand der menschlichen Natur vor dem Falle darin bezeichnet werde, indem wir eben läugnen, daß der Schöpfer sie in einem irrationalen Verhältniß zu ihrer unendlichen Aufgabe erschaffen, oder in einer so armen nackten Endlichkeit ausgesetzt habe, daß sie ohne übernatürliche Nachhülfe hätte verkommen müssen. In diesem sich selbst überlassenen, und seiner göttlichen Bestimmung unangemessenen menschlichen Geiste, erkennen wir eben schon den gefallenen Zustand des Menschen, für welchen dann freilich die Nothwendigkeit des Supernaturalismus sich zwingend ergibt. Diesen Zustand mit Möhler als den natürlichen Urstand des Menschen darstellen, heißt der Kreatur als solcher ihrem Creator gegenüber eine Unangemessenheit und Mangelhaftigkeit beilegen, die nicht in dem Willen Gottes, der sie ja durch seine übernatürliche Nachwirkung zu heben sucht, sondern nur in ihrer eigenen Substanz ihren Grund haben kann, und dies ist eben das Manichäisirende der Ansicht. Wir sind keineswegs gewillt, im Gegensatz derselben der Substanz der Kreatur eine aus ihr selbst stammende Vollkommenheit beizulegen, sondern wir behaupten nur in der strengsten Consequenz des Creationsbegriffs, daß im Akte der Schöpfung der menschl-

lichen Natur die göttliche Ebenbildlichkeit (similitudo) als ihr natürlich an- und einerschaffen, oder daß der Mensch nicht unter, sondern in seiner ursprünglichen Gerechtigkeit, d. h. conform mit seinem göttlichen Urbilde erschaffen worden sey, wonach er also nicht erst ungerecht (irrational) gewesen, und dann nur mit der Gerechtigkeit überkleidet worden; sondern Alles, was Gott geschaffen, und also auch der Mensch, war von Anfang an sehr gut. Gen. 1, 31.

Herr Dr. Möhler fühlt es selbst, wie tief die menschliche Natur herabgesetzt würde, wenn sie, als solche, ihrem erschaffenen Wesen nach, in nackter, gottloser Endlichkeit (status purorum naturalium) dargestellt, und dann nur, um ihre natürliche Blöße zu bedecken, mit dem Accidenz einer übernatürlichen Gerechtigkeit begabt wurde. Darum gibt er schon in einer Note der Symbolik die wichtige Andeutung (S. 7.): „Manche katholische Theologen unterschieden und unterscheiden noch die ursprüngliche Gerechtigkeit von der heiligmachenden Gnade, lassen jene unmittelbar mit der Schöpfung, diese aber erst später dem Adam gegeben werden, und eine ihrer Hauptrücksichten hiebei besteht wohl darin, recht klar zu zeigen, daß der Mensch an sich rein von aller bösen Beimischung geschaffen, und nicht erst durch den Empfang der göttlichen Gnade rein geworden sey, sodann aber auch, daß der Mensch, in seiner nackten Geschöpflichkeit betrachtet, einiger wirklichen Liebe Gottes fähig sey, die aber erst recht heraustrete, wenn Gottes übernatürliche, im eigentlichen Sinne heiligende Gnade dazu komme.“ Mit diesen Theologen, die, abweichend vom Römischen Katechismus, dem protestantischen Begriff der ursprünglichen Gerechtigkeit sich nähern, scheint auch Herr Dr. Möhler übereinzustimmen; vgl. seine Gegenschrift gegen Baur §. 11., wo er den Begriff des göttlichen Ebenbildes demgemäß bestimmt. Dieses Hereinziehen des Göttlichen in die ursprüngliche Natur des Menschen billigen wir eben so sehr als wir die Halbheit desselben mißbilligen. Wenn der Mensch durch seine natürliche Schöpfung schon einiger wirklicher Liebe Gottes fähig ist, so sieht man nicht ein, warum er nicht auch als Geschöpf noch mehrerer, höherer und vollkommener Liebe fähig seyn soll. Wenigstens ist das „einiger“ eine ganz vage Gradbestimmung, wodurch der Unterschied der anerschaffenen Gerechtigkeit und des doni superaddidi der heiligmachenden Gnade auch nur ein graduell unbestimmter wird, indem nämlich diese nach semipelagianischer Weise nur erhöht, vermehrt und vollendet, was in jener schon in geringerem Maaße vorhanden ist. Die Hauptdifferenz hiebei aber ist die, daß dieser geringere Grad der ursprünglichen Gerechtigkeit dergestalt der menschlichen Natur wesentlich inhäriren soll, daß er ihr, obwohl der höhere im Falle verloren geht, unverloren und unverderben bleibt, oder höchstens nur noch etwas geringer wird. Es bleiben der Natur ihre göttlichen Kräfte und Thätigkeiten auch nach dem Falle,



der überhaupt gar keine gegensätzliche, sondern nur eine graduelle Verschiedenheit eines super- und infralapsarischen Zustandes begründet. Nur durch die übernatürliche Gnade erreicht die Natur, so vor wie nach dem Falle, ihre Bestimmung; ohne dieselbe hat sie dort wie hier ein irrationales, verkümmertes Daseyn, und dieses ist, weil natürlich, nicht sündlich. Die Gnade stehet nicht der Sünde, sondern der Natur entgegen, die Nothwendigkeit der Offenbarung beruhet nicht sowohl auf dem Bedürfniß der Erlösung vom Verderben der Sünde, als vielmehr „auf einem ganz allgemeinen Gesetze,“ nämlich auf der Beschränktheit der Natur überhaupt, die auch ohne Fall statt fand; die Erlösung und Heiligung ist nur eine Verstärkung jener ursprünglichen Gnade für die schwächer gewordene Natur. Das ist ihr ganzer Vorzug, ihr ganzer Werth.

Wer sieht nicht, daß hienach die Bedeutung des Falles und seiner Folgen, so wie auch der Erlösung, als Gegenwirkung derselben, bedeutend schwindet? Er ist eigentlich nur ein Straucheln, welches die ursprüngliche Unvollkommenheit und Unangemessenheit der menschlichen Natur an ihre unendliche Aufgabe nur vergrößert, und das Bedürfniß einer vervollkommnenden Gnadenwirkung, das zuvor auch schon da war, nur geschärft hat. Die Sünde bringt nur jene natürliche Unvollkommenheit des sich selbst überlassenen schwachen Menschen mehr zum Bewußtseyn, damit ihr durch die Erlösung vollkommener begegnet werde, als vor dem Falle. Herr Dr. Möhler tadelt es in seiner Gegenschrift gegen Herrn Dr. Baur an diesem mit Recht, daß er in unkirchlichen Privatansichten befangen, sowohl den faktischen Zustand der Urgerechtigkeit, als das Faktum des Falles verläugnet, und die Unangemessenheit der menschlichen Natur an das Gottesbewußtseyn als ihren ursprünglichen, erst durch die Erlösung „als vollendete Schöpfung derselben“ aufzuhebenden Zustand betrachtet, und eben damit die Sünde zu einer bloßen natürlichen Unvollkommenheit oder Schranke der Endlichkeit herabsinken läßt. Wir stimmen ihm in diesen Gegenbemerkungen, obwohl wir sie milder gewünscht, gerne bei, indem wir sie für die evangelische Wahrheit zugleich auch gegen die katholische Ansicht von einer ursprünglichen Irrationalität der menschlichen Natur in Anspruch nehmen. Die Herabsetzung des Falls und seiner Folgen zu einer bloß graduellen Verschiedenheit von dem Urstande ist jedenfalls eine bedenkliche Annäherung an die Verläugnung desselben, und ähnliche Folgerungen müssen daraus entspringen. Den katholischen Ansichten gegenüber steht so viel fest, daß nur die evangelische Orthodoxie die Begriffe der göttlichen Ebenbildlichkeit und ursprünglichen Gerechtigkeit in reiner, präciser Consequenz und Schriftmäßigkeit durchgeführt hat; woraus für alle folgenden Lehren die ersprießlichsten Folgen hervorgehen, wie aus einer später folgenden Betrachtung über die Lehre vom Stand der Sünde und Gnade sich ergeben wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 21. Januar. № 6.

## Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

### 2. Die Kirche.

Wie von Außen die Englische Kirche in dem vergangenen Jahre zwar bedroht, doch aber nicht mit Erfolge angegriffen worden ist, so hat auch bis jetzt noch in ihrem Innern keine wesentliche Veränderung ihres Zustandes stattgefunden. Aber der Schriften über Kirchenreform hat es viele von allen Seiten gegeben, und, was noch wichtiger ist, es haben sich mehrere höhere Beamte der Kirche, Bischöfe und Archidiakonen, in ihren Visitationsreden (charges) über diesen Gegenstand ausgesprochen. Ehe wir indeß auf denselben näher eingehen, wird es gut seyn, einen Gegensatz näher zu beleuchten, welcher in der Kirche von England sich schärfer ausgebildet hat, als sonst irgendwo, und der auf die Kirchenreformangelegenheit von großem Einfluß ist: den der sogenannten High-Churchmen (strengen Kirchlichen) und der Evangelical.

In jeder Kirche wird es nothwendig immer einen Gegensatz geben zwischen solchen, die mehr an der objektiven Einheit und Bedeutung der Kirche, und daher ihrem apostolischen Ursprung und dessen traditioneller Fortwirkung durch die Geschichte (die sich unter andern in der Succession der Bischöfe darstellt), ihrer reinen Lehre, ihrer apostolischen Verfassung und ihrem Kultus festhalten; und zwischen solchen, denen die subjektive Reinheit der Glieder der Kirche, ihre Wiedergeburt aus dem Geiste, ihre Fortschritte in der Heiligung, ihre brüderliche Gemeinschaft, ihr stetes eifriges Zusammenwirken für die Förderung des Reiches Gottes auf Erden, vorzugsweise am Herzen liegen. Die Lichtseite der einen ist die, daß sie, in festem Vertrauen auf die göttlichen Heilsanstalten, voll der festen Gewißheit sind, wenn Menschenhände diese nur nicht verunstalten, würden sie schon von selbst wirken, wozu Gott sie verordnet hat; und die der anderen, daß kein äußerer Schein der Gottseligkeit ohne ihre Kraft ihnen genügt, und daß sie, voll der Überzeugung, nur lebendige Steine können die Kirche bauen, keine Mühe scheuen, „umherzuziehen, und wohlzuthun und gesund zu machen Alle, die vom Teufel überwältigt sind, in der Kraft Gottes." Die Extreme dieses Gegensatzes, die Römische Kirche des Mittelalters, welche durch das Auftreten der protestantischen Wahrheitszeugen allein vor der vollendeten Erscheinung des Antichrists in ihrer Mitte bewahrt ward, und die Quäker, welche nur der instinktmäßige Ordnungssinn der Engländer, ihre nationale, von der Kirche insluirte Einheit, und die Inconsequenz, den Grundsatz von den augenblicklichen Impulsen des Geistes zwar auf Lehre und Kultus, aber nicht auf Verfassung und Disciplin anzuwenden, vor unabläßig neuer Zersplitterung geschützt hat; diese Extreme finden ihre schwächeren Nachbilder in jeder Kirche, und müssen sie finden, denn es ist eine große Wahrheit, welche beide Theile, nur einseitig, vertreten. Je mehr die eine Seite lebendig sich anzueignen vermag von der anderen, ohne etwas aufzugeben von ihrem Princip, ohne nach gegenseitigem Abdingen ein jämmerliches Juste milieu zu erstreben, was Niemand auf die Dauer befriedigen kann, desto mehr wächst ihre Kraft, desto tiefer dringt ihr Einfluß. So bekam das Papstthum einen neuen Schwung durch die rechtzeitige Anerkennung der Bettelmönche, deren Eifer die Thätigkeit des verweltlichten Klerus ergänzte und durch Erweckung und Belebung der Einzelnen, wenn auch selbst in einseitiger und verkehrter Weise, der Kirche lebendigere Glieder wiedergab; und so ging eine Reihe von redlich gemeinten Reformationsversuchen im Mittelalter fruchtlos vorüber, bis die Deutschen Reformatoren mit der Erneuerung der Christenheit zugleich die engste Anschließung an die rechtgläubige Katholische Kirche der Vorzeit verbanden. So konnten die Lehr-orthodoxen Lutheraner in Deutschland gegen den Pietismus das Feld nicht behaupten, ungeachtet sie an Gelehrsamkeit und Talenten den Theologen ihrer Gegner überlegen waren; und der siegende Pietismus, der die Waffen der Dogmatik und der Symbole selbst weggeworfen hatte, um ausschließlich auf dem praktischen Felde zu kämpfen, vermochte, alles Angstgeschreies ungeachtet, weder in der Lehre dem scheinbar noch praktischeren Rationalismus, noch in der Kirchenregierung dem Thomasischen Cäsaropapismus Widerstand zu leisten. So hat man in Amerika die Bemerkung gemacht, daß, wenn Geistliche der Episcopalkirche, was selten geschieht, Erweckungen veranlassen und fördern, diese unter allen die gründlichsten und gesegnetsten sind. Es ist die Aufgabe unserer Zeit, die Kirche von Neuem zu befestigen auf den Grund der Apostel und Propheten, aber nicht so, daß wir umwerfen, was Christus in seinen Gliedern seit Jahrhunderten darauf erbaut hat, nicht, indem wir Alles zu einer tabula rasa machen, und ein angeblich reinbiblisches Christenthum darauf setzen; sondern indem wir einzudringen suchen in den Grundplan des bisherigen Baues, immer klarer das Verhältniß der verschiedenen Theile zu einander erkennen, und es dann muthig fortsetzen im Geist und in der Kraft des großen unsichtbaren Bauherrn.

Wie alle Protestantische Kirchen Europas, so war auch die Englische im sechzehnten Jahrhundert eine Staatskirche geworden; aber die von dieser Eigenschaft unzertrennliche Verunreinigung hatte auch alsbald die puritanischen Eiferer erweckt, welche, wenigstens die consequentesten unter ihnen, keine andere Kirche Christi auf Erden anerkennen wollten, als eine Gemeinde von

sichtbaren Heiligen (Visible Saints, wie sich die Verfassungsurkunde der Neu-Engländischen Pilgrims von 1648 ausdrückt). Im Innern der Englischen Kirche endete dieser Gegensatz mit der Restauration von 1660, wodurch die Puritaner hinausgedrängt, und der Grund zu den noch fortdauernden Kämpfen der Kirche mit den Nonconformisten oder Dissenters gelegt wurde. Lange Zeit schien es nun, als ob innerhalb der Kirche selbst kein analoger Gegensatz sich bilden wollte. Der christliche Geist erstarb immer mehr und mehr in ihrer Mitte; die latitudinarischen Theologen verdünnten und verwässerten die christlichen Grundlehren, namentlich die auch in dem Symbol der Englischen Kirche so lebendig ausgesprochene Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben; langwierige Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion von Außen her traten an die Stelle des Zeugnisses in dem Leben der Gläubigen, langweiliges Moralisiren an die Stelle der Predigt von der Buße und Vergebung der Sünden im Namen Jesu Christi. Da erwachte ein neues Leben in England durch Johann und Karl Wesley und George Whitefield. Nicht unter den Dissenters, sondern in der Kirche gebildet, und schon zu Geistlichen derselben ordinirt, erhielten sie durch ihre Verbindung mit der Brüdergemeinde zwei neue Lebenselemente, welche sie in die todte, erstorbene Masse hineinwarfen: die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben in der innigsten Verbindung mit ihrer lebendigen Aneignung durch Herzensbekehrung, und die Idee einer innigen Vereinigung der wahren Glieder Christi zu Einem Leibe, ohne Opposition gegen die bestehenden kirchlichen Verhältnisse. Aber die Englische Kirche war damals zu erstorben und zu unbeweglich, um diese neuen Fratres praedicantes in sich festzuhalten und ihre außerordentlichen Wirkungen sich anzueignen; und der Einsichtsvollste unter den Methodisten, Johann Wesley, war zu sehr auf seinen einzigen Lebenszweck, Seelen zu erretten für Christum im Einzelnen, gerichtet, als daß er die tieferen Ideen, welche der Kirche, ihrer Verfassung und ihrem Kultus zum Grunde lagen, hätte durchdenken, und eine andere, als neutrale Stellung gegen sie annehmen können. So wiederholte sich also durch die großen methodistischen Erweckungen jener Gegensatz in dem kirchlichen Leben, wiewohl weit weniger schroff als in den Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts; aber zu großem Schaden der Kirche fiel auch hier wieder die größte Anzahl der neubelebten Glieder allmählich von ihr ab. Indeß weil dies eben allmählich geschah, weil Johann Wesley stets Ehrfurcht und Liebe gegen die Kirche hegte, und nie die Mitglieder seiner „Gesellschaften" zum Austritt überreden wollte, weil außerdem die Calvinistischen Methodisten als „Kapläne der Gräfin v. Huntingdon" großentheils Geistliche der Kirche blieben, ohne eine besondere Verfassung einzurichten, so mußte immer mehr und mehr von dem neuen Geist auch in die Englische Kirche eindringen. Zuerst geschah dies nun so, daß viele lebendige Glieder der Kirche unter Geistlichen und Laien gewisse Haupt- und Grundlehren des Evangeliums als das gemeinschaftliche Band aller lebendigen Christen gleichsam aussonderten, und gegen die kirchlichen Verfassungsformen und das Ganze der Kirche eine große Gleichgültigkeit annahmen; unseren Theologen und Laien, die immer die Idee der unsichtbaren Kirche hervorheben, vergleichbar. Diese Parthei regte sich in der Kirche ganz besonders im letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts; die sogenannte Londoner Missionsgesellschaft ging aus ihrem lebendigen Bestreben, Personen aller Gemeinschaften zur Thätigkeit für das Reich Gottes zu vereinigen, hervor, und das Evangelical Magazine war ihr Organ. In dieser Gesellschaft vereinigten sich sogenannte orthodoxe Dissenters von mehreren Benennungen mit Geistlichen der Kirche zu dem Entschlusse, Missionare ohne alle Rücksicht auf die kirchliche Parthei auszusenden, und die Bestimmungen über Lehre, Kultus und Verfassung den Neubekehrten selbst zu überlassen. So höchst preiswürdig und von segensreichem Erfolge gekrönt viele Bemühungen dieser Evangelical damals waren, so konnte man doch unmöglich verkennen, daß sie allmählich wiederum größtentheils den Dissenters, und nicht der Kirche, zu Gute kommen mußten, da grade einige der Grundideen, auf denen die Englische Kirche ruht, von dieser Parthei wenigstens mit völliger Gleichgültigkeit angesehen wurden. Und so ist es denn auch wirklich geschehen, daß die Londoner Missionsgesellschaft, obwohl hie und da noch Geistliche der Kirche daran Theil nehmen, und jährlich in einer Pfarrkirche eine Predigt für sie gehalten wird, doch ihre bei weitem meisten Mitglieder unter den Dissenters zählt, und recht eigentlich als die Missionsgesellschaft der Calvinistischen Nonconformisten angesehen werden kann, unter denen die Independenten oder Congregationalisten die Mehrzahl wiederum bilden. Ihre Missionen sind ganz im Geiste der Dissenters angelegt; jede Verbindung von Kirche und Staat wird darin auf's Sorgfältigste, wiewohl doch nicht völlig consequent, vermieden, jede objektive Grundlage in Lehre und Kultus innerhalb der Kirche absichtlich vernachlässigt. Inzwischen hatte für die Englische Kirche dies in ihrer Mitte erwachende Leben den segensreichen Erfolg, daß allmählich Andere aufstanden, die mehr und mehr, wenn auch nicht von der brüderlichen Gemeinschaft, doch aber von dem indifferenten Zusammenwirken mit allen Partheien sich loszumachen suchten, solche, die nicht, sektirisch ausschließend, das Heil nur innerhalb der Kirche fanden, und den Dissenters absprachen, doch aber Kirchliche im vollen Sinne des Wortes seyn wollten. Diese Richtung begründete die Church Missionary Society, nahm besonders lebhaften Antheil an der Bibelgesellschaft, und im Allgemeinen kann man sie, ihrer Fehler ungeachtet, gewiß als den lebendigen Kern der Englischen Kirche betrachten. Anfänglich war diese Parthei streng geschieden und trat der sogenannten High Church-party schroff gegenüber. Doch auch in diese ist neuerlich weit mehr christliches Leben gedrungen, als früher je der Fall war; es stehen Männer von christlichem Ernst und Eifer in ihrer Mitte auf, welche viele der Evangelical beschämen. Unter den älteren Gliedern der Evangelical waren Thomas Scott, Legh Richmond, W. Wilberforce, auch der Bischof Heber von Calcutta ausgezeichnet, obwohl bei dem Letzteren die kirchliche Färbung stärker hervortritt. Unter den noch lebenden Bischöfen zählt man zu dieser Parthei den Bi-

schof von Litchfield, Dr. Ryder, und die beiden Brüder Sumner, Bischöfe von Chester und von Winchester; während der Bischof von London, Dr. Bloomfield, und der Bischof von Exeter, Dr. Philpotts, mehr zu der strengkirchlichen Parthei, aber in unabhängigerer Weise, gehören. Als eins der vorzüglichsten Organe der Evangelical gilt der seit mehr als dreißig Jahren erscheinende Christian Observer; von der strengkirchlichen Seite der British Critic and Quarterly Theological Review, so wie die Aufsätze einer der angesehensten Zeitschriften, des Quarterly Review, falls sie theologische oder kirchliche Gegenstände berühren, alle im Geiste dieser Parthei geschrieben sind.

Wollen wir beide Partheien, so wie sie in der neuesten Zeit hervortreten, näher charakterisiren, so wird es dadurch schwer, weil sie in der That sich bedeutend einander genähert, und dadurch das neue herrliche Aufblühen der Englischen Kirche seit den letzten zwanzig Jahren veranlaßt haben. Was man auch von ihren Mißbräuchen, ihrem verweltlichten Klerus, ihrer falschen Vornehmheit sagen mag, es ist unmöglich, in das Detail der Englischen Blätter einzugehen, ohne sich davon zu überzeugen, daß es sicher keine größere Landeskirche — die Schottische vielleicht ausgenommen — gibt, welche die Englische überträfe an einer Zahl ächt evangelischer, für ihren hohen Beruf eifrig thätiger Geistlichen.*) Jene beiden Hauptrichtungen mit ihren

*) Ein schönes Zeugniß dafür finden wir in dem unlängst erschienenen dritten Jahresbericht der Société Evangélique de Genève. Unsere Leser wissen längst, daß diese Gesellschaft ganz vorzüglich durch den Abfall der Genfer Nationalkirche von den Grundlehren des Evangeliums entstanden ist. In dem verwichenen Jahre haben nun vier hundert drei und funfzig Geistliche der Kirche von England, jeder namentlich unterschrieben, ein Sendschreiben an die Genfer evangelische Gesellschaft, folgenden Inhalts, gerichtet: „Wir unterzeichnete Geistliche der Kirche von England, nachdem wir vernommen haben, daß Ihr, geliebte Brüder, standhaft in Eurer Anhänglichkeit an das Evangelium, treulich seine Grundlehren vertheidiget — die Gottheit unseres theuren Heilandes, die Genugthuung, die er für die Sünde leistete, die Rechtfertigung durch den Glauben allein, und die Wiedergeburt durch den heiligen Geist — können uns nicht enthalten, unsere Liebe und Achtung Euch schriftlich auszudrücken. Wir bitten für Euch von Herzen, daß, in all' Euren Bemühungen, die Erkenntniß Christi auszubreiten, Ihr, mitten durch alle Schwierigkeiten hindurch, möget tüchtig gemacht werden, seine Milde und Sanftmuth, und zugleich seinen unbezwingbaren Eifer und seinen Muth für Gottes Sache zu beweisen. Wir bitten ihn, unter Euren Prüfungen Euch aufzurichten durch die Tröstungen seines Geistes; zugleich halten Euch versichert, daß wir mit Euch die Lehren, für welche Ihr streitet, recht eigentlich als das Wesen des Evangeliums ansehen, und mit vielen Anderen in unserem Vaterlande bemüht sind, sie zu verkündigen. Wir wünschen sehnlich, der Herr möge Eure Anstrengungen so reichlich segnen, daß alle Gemeinden des festen Landes, in welchen die Französische Sprache geredet wird, umfassende und bleibende Wohlthaten davon genießen mögen. Indem wir Euch der Gnade und dem Segen Gottes befehlen, bleiben wir Eure treuen und liebenden Brüder" (folgen die 453 Unterschriften, obenan stehen Thom. Newman, Rektor von L. Branley, Kaplan S. K. H. des Herzogs von Cumberland, und Sam. Carr, Vikar von St. Peter zu Colchester, Kaplan S. K. H. des Herzogs von Cambridge). Schön wäre es, wenn unsere gläubigen Geistlichen ein ähnliches Bekenntniß ihrer Liebe und Theilnahme an eine für Christi Ehre streitende Gesellschaft, vielleicht zu dem in diesem Jahre einfallenden Reformationsjubiläum von Genf, ergehen ließen!



Licht- und Schatteuseiten modificiren indeß mannichfach diesen allgemeinen Eindruck im Einzelnen. Die strengkirchliche Parthei hält sich auf's Genaueste an die neun und dreißig Artikel und die Liturgie. Ihre Glieder haben eine gewisse Neigung, das Christenthum überhaupt für etwas sich ganz von selbst Verstehendes (matter of course) zu halten; in dem Augenblick, wo sie Engländer wurden, da wurden sie auch Christen; die Nationalkirche nahm sie sogleich in ihren Schooß auf, und alle ihre Erziehung und Bildung wurde von ihr geleitet. Weil in den neun und dreißig Artikeln und der Liturgie die Taufe als das Sakrament der Wiedergeburt bezeichnet ist, so wollen sie gewöhnlich von einer gänzlichen Sinnesänderung und Erneuerung, die Jedem in den Jahren des erwachenden Bewußtseyns noch nöthig sey, nichts wissen. Indem sie die Gegensätze von Natur und Gnade nicht in ihrer Schärfe auffassen, neigen sehr Viele unter ihnen zum Arminianismus, und nehmen ein gewisses Mitwirken des Menschen bei seiner Erneuerung an. Eben darum aber ist nach ihnen die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben von den Reformatoren zu stark betont worden; in der Lehrweise ziehen sie die Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte den Reformatoren gewöhnlich vor. Je allmählicher die Bekehrung eines Menschen geschehe, desto besser. Darum lieben sie nicht Erweckungsreden, und Erzählungen von Erweckungen sind ihnen gewöhnlich verdächtig. Eben so bezweifeln sie die von Wesley insbesondere so stark hervorgehobene Lehre von der göttlichen Gewißheit der Vergebung der Sünden (assurance). Im Kultus ist ihnen die Liturgie über alles wichtig. Extemporirte Gebete, als rein subjektive Ergüsse des Augenblicks, sind ihnen wenigstens bedenklich, nothwendig scheinen sie ihnen nie. Dagegen jene Vereinigung aller ächt christlichen Bitten der ganzen Kirche auf Erden seit der Apostel Zeit in ihrer im ältesten kirchlichen Alterthum wurzelnden Liturgie, ausgedrückt in der einfachsten und herzlichsten, so wie erhabensten und würdevollsten Sprache, gilt ihnen als der rechte Mittelpunkt der christlichen Andacht, gegen den selbst die Predigt von geringerer Wichtigkeit erscheint. Auch in dieser wollen sie nie bloß auf das Herz gewirkt wissen; die Predigt soll eben sowohl abhandelnd als erbaulich seyn; nicht augenblickliche Anregung der Zuhörer, sondern Gründung ihres ganzen inneren und äußeren Lebens auf eine feste unerschütterliche Basis, ist dabei ihr Ziel. Darum herrscht unter ihnen, wenn auch nicht mehr so sehr als früher, das Ablesen der Predigten. Als ein ehrenwerther Repräsentant dieser Parthei kann der auch unter uns bekannte Dichter und Schriftsteller Robert Southey gelten. In seinem Leben Wesley's und anderen Schriften ist es ihm ernstlich darum zu thun, das Heilsame und Gute der Methodisten anzuerkennen; er spricht sogar seine Hoff-

nung ihrer Wiedervereinigung mit der Kirche aus; weiset darauf hin, wie ohne die große Thätigkeit der Methodisten in den großen Fabrikstädten namentlich das Christenthum ganz untergegangen seyn würde; und macht — dieser kleine Zug ist merkwürdig — in seiner Schrift: Prospects of Society, auf den großen Mangel in Erziehungsanstalten aufmerksam, wenn es den Kindern und Jünglingen an einem Orte fehle, wo sie allein beten könnten.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

Stettin, den 6. Januar 1835.

Mit dem heutigen Tage, dem Feste Epiphaniä, kehrte unser Missionsfest wieder. Es war durch die Zeitung sowohl als von einigen Predigern am Sonntag nach Neujahr von der Kanzel herab zu dem um 3 Uhr Nachmittag in der Schloßkirche stattfindenden Gottesdienste eingeladen worden, und es fand sich wiederum eine große Anzahl von solchen Christen, die Theil an diesem Gotteswerke nehmen, in der Kirche ein. Man bemerkte außer den hiesigen Predigern, die fast alle gegenwärtig waren, auch auswärtige von dem nächsten Kreise der Stadt, so wie von weiter her, die es für angemessen hielten, so lange solches Fest nicht allgemein in der Evangelischen Kirche gefeiert werde, und jedes Dorf sein Missionsfest halte, wie seine Pfingsten, sich doch an einem Tage im Jahre in Gemeinschaft mit den ihnen Gleichgesinnten zu Dank und Bitte für dieses Werk in der Kirche einzufinden. Ein passenderer Tag aber konnte nicht gewählt werden. Es ist bekannt, in wie vielen Beziehungen dieser Tag grade der Kirche schon in den ältesten Zeiten wichtig war. Die älteste morgenländische Kirche feierte ihn vorzugsweise als das Fest der Taufe Christi (s. das christl. Kirchenjahr, ein homiletisches Hülfsbuch von Lisco, Berlin 1834), und verband damit das Andenken an den Beginn der öffentlichen Thätigkeit unseres Herrn. An diesem Tage pflegte die Taufe der Katechumenen statt zu finden, und weil man die Taufe selbst das Licht zu nennen pflegte, so hieß dieser Tag auch dies luminum, Tag der Lichte. Andere nannten ihn dies Theophaniae, der Tag der Gotteserscheinung, nach 1 Timoth. 3, 16. Andere, die am bürgerlichen Neujahrstage einen Bußtag begingen über die Gräuel der Heiden an diesem Tage, mit deren Freuden sie in keiner, auch nicht der geringsten Beziehung stehen wollten, gaben diesem 6. Januar den Namen das hohe Neujahr. Alle diese Bedeutungen des heutigen Tages leben in unserem heutigen Feste wieder auf. Was feiern wir anders, als die Segnungen des Gehorsams Christi in der Taufe, der er sich unterwirft? Welche Hoffnungen sollten wir beim Beginn des neuen Jahres eher in uns aufkommen lassen, als die, daß das Reich Gottes sich weiter ausbreite auf Erden, und welches Gebet liegt näher unserer Thätigkeit im Reiche Gottes, als das für die Mission in uns und um uns? Aber bleiben wir bei der Bedeutung des heutigen Tages stehen, den die Abendländische Kirche ihm von jeher gegeben, und woher er allgemein den Namen behalten, so hat in der That ebenfalls kein passenderer Tag gewählt werden können, und es wäre wünschenswerth, daß auch die übrigen Missionsgesellschaften ihre jährliche Missionsfeier auf diesen Tag verlegen möchten, anstatt ihre Stiftungstage zu feiern, denn was immer geschichtlichen Zusammenhang mit der wahren Evangelischen Kirche der alten Zeit haben kann, hat in sich etwas Dauernderes und Gehaltvolleres, als was in neuerer Zeit erst entstanden zu seyn scheint. Alle Feste der Evangelischen Kirche haben die stete eine Beziehung auf die Person Christi. Wenn man nun auch mit der Feier der Stiftung einer Gesellschaft, die für das Reich Gottes wirkt, nicht grade sich meint, sondern dem die Ehre gibt, dem sie gebühret, so wird doch solches Fest nur örtlich bleiben und weniger allgemein kirchlich werden, wohin es nothwendig mit diesen Missionsfesten kommen wird nach den gnädigen Absichten unseres Gottes. Was von Einrichtungen und Festen kirchlich werden soll, muß auch der Zeit nach in der Geschichte des Lebens Christi seine Begründung haben. Unser Gottesdienst begann heute mit dem Liede 1073. aus dem Vollhagen: „Nun Hosianna, Davids Sohn, der du kommst aus des Himmels Thron zu allen armen Sündern: Zeuch ein, zeuch ein! dir stehet hier ganz aufgeschlossen Thor und Thür bei deinen armen Kindern.“ Nach Absingung der ersten drei Verse hielt der Herr Prediger Sueco vor dem Altar ein Gebet. Darauf begann die Gemeinde das Lied 1074.: „Nun, liebe Seel, nun ist es Zeit, wach auf, erwäg' mit Lust und Freud, was Gott an uns gewendet, sein'n lieben Sohn von's Himmels Thron in's Jammerthal gesendet.“ Hierauf betrat der Divisionsprediger Herr Lengerich die Kanzel, und predigte über Matthäi 9, 36—38.: „Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselbigen, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern, die Erndte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter, darum bittet den Herrn der Erndte, daß er Arbeiter in seine Erndte sende.“

Nachdem Herr Prediger Lengerich im Eingange das Bedürfniß der Ermunterung und Stärkung zur thätigen Liebe gegen die Heiden klar gemacht, und daran erinnert hatte, wie am vorigen Missionsfeste gezeigt worden, was einer allgemeinen und herzlichen Theilnahme für die Heiden entgegenstehe, ging er über zur Darlegung der Schuldigkeit und Verpflichtung derer, die die Kraft des Glaubens am Herzen erfahren hätten, sich der Heiden in thätiger Liebe anzunehmen, und entwickelte nach den Worten des Textes: 1. woraus diese Pflicht für uns entspringe, 2. wie wir derselben nach des Herrn Willen genügen sollen.

Nach einem Schlußgebete sang die Gemeinde den achten und neunten Vers aus dem Liede 1267.: „Gib mir, o Gott, ein Herz, das jeden Menschen liebt.“ — Vielfach hörte man den Wunsch äußern, daß es uns doch gestattet würde, monatlich uns zum Gebet für diese Angelegenheit des Herrn versammeln zu dürfen. Wir leben indeß in guter Zuversicht, daß der, der bis hieher geholfen und einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, überall die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi entstehen lassen werde.

Fr.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 24. Januar. № 7.

## Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Fortsetzung.)

Ein Zusammenwirken mit Dissenters zu christlichen Zwecken, so wie es in der Bibel- und Traktatgesellschaft geschieht, ein Aussenden von Missionaren, was nicht direkt von der Kirche ausgeht, wie es von der auf freiwillige Beiträge gegründeten und durch ein gewähltes Comité von Laien und Geistlichen regierten Church Missionary Society geschieht, ist ihnen anstößig. Der Amerikanische Bischof Hobart sagte (British Critic, April, p. 301), als ihm Jemand vorgeschlagen hatte, eine Zeitschrift herauszugeben, wo allein die Grundsätze ausgesprochen werden sollten, worin die meisten Christen übereinstimmen: „Nach meiner Ansicht bilden grade die Punkte, worin unsere Kirche sich von anderen christlichen Gesellschaften unterscheidet, ihre Schönheit und Zierde. Daß das Opfer Christi ein vollkommenes Sühnopfer und eine Genugthuung ist für die Sünden der ganzen Welt, sowohl Erb- als wirkliche Sünde; daß das Werk der Erneuerung in der Taufe, dem Sakrament der Wiedergeburt, begonnen, stufenweise und fortschreitend geschieht; daß nach empfangener Gnade wir wieder abfallen können; dies und noch andere Lehren, die ich hier aufzählen könnte, scheinen mir Fundamentallehren unserer Kirche zu seyn; und es fehlt doch viel daran, daß in Bezug auf diese, eine Übereinstimmung zwischen ihr und anderen christlichen Gesellschaften stattfände. Es ist evident für alle, die aufmerksam die heilige Schrift und die alten Kirchenschriftsteller lesen, daß seit der Apostel Zeit es drei Ordnungen von Geistlichen gegeben habe: Bischöfe, Priester und Diakonen, und daß Niemand ohne bischöfliche Ordination für einen rechtmäßigen Diener der Kirche angesehen werden kann; daß eine Liturgie für den Kultus sanktionirt ist durch die Schrift, durch die Praxis der ältesten Christenheit, und höchst geziemend und passend ist — und in allen diesen Punkten können Glieder der Kirche wohl unter einander übereinstimmen, aber nicht mit Dissenters." Er weigerte sich, der Amerikanischen Bibelgesellschaft beizutreten: „Mir scheinen diese Gesellschaften im Princip, auf das sie gegründet sind, irrig zu seyn: in der Trennung der Kirche von dem Worte Gottes, der Bibel vom Predigtamt, dem Kultus und den Handlungen, welche die Bibel selbst auf göttliche Einsetzung gründet. Wir haben nichts gegen die Verbreitung der Bibel, sondern gegen diese Art ihrer Verbreitung. Wir tragen Bedenken, etwas zu unterstützen, was uns nicht die apostolische Weise der Verbreitung des Christenthums zu seyn scheint; und glauben, daß die Episcopalen die Anhänglichkeit an die Unterscheidungsgrundsätze ihrer apostolischen Kirche am besten bewahren und die Sache des Urchristenthums am besten fördern, wenn sie zu religiösen Zwecken sich nur unter einander verbinden." Aus diesen von den Englischen High-Churchmen lebhaft anerkannten Äußerungen eines Amerikanischen Bischofs kann man zugleich sehen, wie falsch die Ansicht ist, welche das Eigenthümliche jener Parthei in England bloß aus dem Umstande erklären will, daß ihre Kirche die herrschende ist. Aber schwerlich werden auch die Besseren unter den Kirchlichen das Ziel ihrer Wünsche erreichen, und unter den gegenwärtig drohenden Stürmen ihre Kirche schützen, wenn sie dem ihnen gegenüberstehenden subjektiven Princip nicht auch eine Geltung in der Kirche zugestehen. Daß dazu noch wenig Aussicht sey, beweist ein Aufsatz in dem vorhin genannten British Critic vom April v. J., der sich bei Gelegenheit zweier Schriften von Evangelical, ganz ausdrücklich mit dem „inneren Zustande der Kirche" beschäftigt. Es wird hier als eine der größten Blößen angeführt, welche die Evangelical den Dissenters gäben, wenn sie von „ungöttlich gesinnten Lehrern," „untreuen Dienern der Kirche" sprächen; wenn sie darüber klagten, es gebe noch weite Strecken in England, wo in der Kirche „das Evangelium nicht gepredigt werde." Aus einer Predigt eines verstorbenen, eifrigen Evangelical werden folgende Stellen angeführt: „Die, welche ihren Gemeinden irgend einen anderen Weg des Heiles weisen; welche den Leuten sagen, Gott sey nicht so genau, wie die Bibel ihn darstelle, sie würden schon selig werden, wenn sie nur das Ihre thäten, in die Kirche und zum Sakrament kämen, und ein ordentliches, sittliches Leben führten: solche sind keine Diener Christi." Und: „Aber ach! wie werden die Geheimnisse Gottes dem Volke vorenthalten von nur zu vielen blinden Blindenleitern, welche sich selbst Prediger nennen! Der Fall des Menschen, und ganz besonders die Wirkung dieses Falls, die Blindheit und Verderbtheit des menschlichen Herzens, werden den Gemeinden nicht vor die Augen gestellt; die Einwirkung böser Geister wird von ihnen kaum erwähnt, weil sie selbst den Kampf dagegen aus Erfahrung nicht kennen und sie nicht glauben. Die Arbeit des heiligen Geistes an dem Herzen wird mit der Taufe des Fleisches verwechselt; und so wird das Geheimniß ausgeleert, und die Wirkung vernichtet, wie man es in dem Leben der meisten Getauften sehen kann. Das ächte Werk des heiligen Geistes in der Erfahrung der Gläubigen wird von solchen Predigern, die es selbst nicht kennen, als Fanatismus dargestellt. So auch das große Geheimniß der Erlösung. Christum stellen solche Lehrer vielmehr dar als einen Tugendprediger, denn als unseren großen Hohenpriester, oder das Lamm Gottes, das für uns geschlachtet ist, oder den Herrn, der unsere Gerechtigkeit ist. Von dem großen Geheimniß, daß Gott am Kreuze starb für verlorene Sün-

der, ist nur selten die Rede, und Christi wird kaum anders erwähnt, als daß er eine strengere und reinere Sittenlehre uns gebracht habe. Auf solche Weise werden die Geheimnisse Gottes verschwiegen von denen, die sich seine Haushalter nennen. Es ist dies ohne Zweifel bequemer für ihr eigenes Herz, und behaglicher und lieblicher für die fleischlichen und weltlichen Herzen ihrer Zuhörer; aber es ist gänzlich zuwider dem Charakter eines Dieners Christi, eines Haushalters über Gottes Geheimnisse." — Von eben diesem Manne sagt einer seiner ehemaligen Curates in dem Vorwort zu der Predigtsammlung, aus welcher Obiges entnommen ist: „Die Sehnsucht seines Herzens nach seinem Herrn und nach den Menschenseelen ließ ihm keine Ruhe, wenn die goldenen Augenblicke, die bestimmt seyn sollten, Christi Heerde herumzuholen und zu ihrem guten Hirten zu führen, mit Meinungen und Auseinandersetzungen ausgefüllt wurden, welche ein Spiel für die Einbildungskraft gewährten, aber nicht das Mark der evangelischen Wahrheit enthielten. Darum hatte er immer ein zartes Gefühl für die Wichtigkeit der Benutzung der dargebotenen Gelegenheit, und konnte sich nie dabei beruhigen, zu eigener Bequemlichkeit auch nur für ein einziges Mal seine Kirche einem zu überlassen, der Christum nicht ganz verkündigte; und er gab sich nie der betrügerischen Vorstellung hin, es werde ja aus einem Paar ungesunder Predigten kein großes Unheil entstehen, wenn nur im übrigen Theile des Jahres gesunde Kost der Gemeinde vorgesetzt werde. Seine Liebe zu Christo war zu inbrünstig, als daß er es hätte leicht nehmen können mit seiner Sache, und sein Mitleid mit verirrten Sündern zu innig, als daß er durch seine Schuld nur ein einziges Mal ihnen giftige oder schädliche Speise hätte darreichen lassen." Wie äußert sich nun über diese Stellen das Organ der High-Churchparty? „Die Anklage gegen Diener der Kirche, daß sie das Evangelium nicht verkündigen, würde genauer ausgedrückt eigentlich so lauten müssen: sie predigten nicht ausschließlich aus den Briefen Pauli, namentlich dem Briefe an die Römer. Wer könne sich wundern, wenn die Evangelical in ihren Schriften gegen die Diener der Kirche sich stärkerer Ausdrücke bedienten, als gegen irgend eine Klasse von Dissenters, mit Ausnahme vielleicht der Unitarier, wenn sie über den Verfall und die Ohnmacht und das Verderben der Kirche klagten, wenn sie von Miethlingen unter ihren Dienern sprächen, daß derselbe Kukuk-Ruf zuletzt Allen als unumstößliche Wahrheit gelte? Es sey nicht zu läugnen, daß von dem, was man die „„große Erweckung zum Christenthum in England"" (die Bewegung seit der Methodistenzeit) genannt habe, und durch das Aufstehen und die Verbreitung der Evangelical in der Kirche einiger Nutzen hervorgegangen sey; daß die apostolische oder orthodoxe Parthei, gleich allen herrschenden Partheien, in dem vollen Besitze der Macht, sich zu sehr in Sicherheit einschläfern lassen; daß einige wenige, wir möchten nicht sagen, Mißbräuche, sondern Nachlässigkeiten hie und da sich unter den Geistlichen eingeschlichen haben; daß man Einzelne wohl auffinden möchte, welche dem Maaße und den Forderungen der Bibellehre nicht genügten; alle diese Dinge seyen sehr möglich, weil Menschen Menschen, d. h. irrende, unvollkommene Wesen seyen; aber diese Dinge seyen sonst häufiger gewesen als jetzt ꝛc." Der dogmatische Grundirrthum in diesen und den verwandten Äußerungen des Bischof Hobart liegt darin, daß — auch zugegeben die bischöfliche Verfassung und Succession, die Liturgie ꝛc. seyen apostolischen Ursprungs und für alle Zeiten gleich nothwendig — das Wesen der Kirche des N. T. doch immer bleibt, daß sie eine „Gemeinde der Heiligen" ist, und wenn über irgend einem noch so wahren objektiven Moment diese große Fundamental-Wahrheit verkannt wird, dann die zerstörenden Folgen nothwendig bis zum Einsturz selbst der herrlichsten Ordnungen in der Kirche sich äußern. Lieber rief der Herr die Samariter und Heiden herbei, und warf das Brodt vor die Hunde, als daß er es die Kinder mit Füßen treten ließ, und es länger mit ansah, wie Priester und Levit kaltsinnig vorübergingen vor dem Manne, der unter die Mörder gefallen war. Behauptet ferner eine Parthei in der Kirche die Nothwendigkeit ihrer Verbindung mit dem Staat, so gibt sie eben damit auch zu, daß gewisse Verunreinigungen unter solchen Umständen darin vorkommen müssen; daß sie nicht überall Diener haben kann, welche von neuem geboren, und mit dem heiligen Geiste erfüllt sind; denn die Personen, welche sie wählen und anstellen, gelangen oft auf sehr unlauteren Wegen in ihr Amt. Nun kann man dergleichen Verunreinigungen wohl dulden, um viel größere Übelstände zu vermeiden, man kann und soll nicht Waizen und Unkraut gewaltsam scheiden wollen, um eine völlig reine Gemeinde herzustellen; aber der Kampf gegen das Böse in der Mitte der Kirche darf und soll nie aufhören, das Gericht soll „anfangen an dem Hause Gottes."



Diese falsche, mechanische, todte Kirchlichkeit, die selbst zerstört, was sie aufbauen will, liegt auch dem Bemühen vieler Episcopalen zum Grunde, die enge, nahe, brüderliche Verbindung mit Dissenters möglichst zu erschweren oder zu verhindern, so wie den freien Vereinen in der Kirche, wie sie von den Evangelical überall gestiftet werden, entgegenzutreten, und sie in die allgemeinen kirchlichen Formen aufzulösen. Dieser Gegenstand ist auch unter uns sehr praktisch. So kirchlich wir gesinnt sind, so eifrig bemüht, an der objektiven Grundlage unserer Kirche festzuhalten — worin es wohl kein Deutsches Blatt uns zuvorthun möchte — so bestimmt haben wir uns schon oft dafür ausgesprochen, daß die Gemeinschaften, die auf Christum gegründet sind, die Natur concentrischer Kreise haben müssen, die immer enger und enger, aber auch immer weiter und weiter sich um den Mittelpunkt Christus, und nur um ihn, sich bilden sollen. In ihm sind in gewissem Sinne alle Menschen unsere Brüder; noch viel näher stehen uns aber alle auf seinen heiligen und seligmachenden Namen Getaufte, die in Gemeinschaften leben, welche ausdrücklich auf ihn gegründet sind, die Armenischen und Abyssinischen Christen sowohl als die Quäker; noch näher alle, welche sich zu den Glaubensbekenntnissen der ersten vier Jahrhunderte halten; am nächsten die rechtgläubigen Kirchen, welche die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts gegründet haben, und die eigene Landeskirche. Aber im Bewußtseyn, daß kein Glau-

bensbekenntniß und kein Partheiname den Geist Gottes hindert, zu wehen wo er will, und, wenn auch in unvollkommener, ja verkehrter Form, dennoch, sie mehr oder weniger durchbrechend, sich erneuernd und beseligend zu äußern; im Bewußtseyn ferner, daß die Formen zwar keineswegs gleichgültig, und ihre bloße Mannichfaltigkeit an sich noch keine Schönheit ist, daß aber in dem lebendigen Organismus der Kirche von ihren ächten Gliedern aus immer wieder auf's Neue Geist und Leben in die todten Massen und in die sonst noch so herrlichen, heilsamen Formen kommen muß, sollen und dürfen die individuelleren, freieren Gemeinschaften, sowohl der Glieder der Kirche mit den Geistesmenschen außerhalb ihrer Gränzen, als auch der Brüder in Christo in ihrer Mitte niemals aufhören, und weder einer Chinesischen Beamtenhierarchie, noch einer kastenartig sich versteinernden Priesterherrschaft, oder einer noch so freien Presbyterial- und Synodalverfassung weichen. Man schneide die Auswüchse ab, aber schone der fruchttragenden Zweige; wo nicht, so wird der glattgeputzte, blätterreiche Feigenbaum doch nur „der Scheere Spur" tragen, und, in seiner Unfruchtbarkeit von dem Herrn verflucht, der Arbeiten der irdischen Gärtner spotten. Daß nun in der That die Englischen High-Churchmen in dieser Hinsicht sehr verblendet sind, davon zeugt unter andern der Rath, welchen der Bischof Heber von Calcutta den Missionaren auf Ceylon in einem sonst schönen Antwortsschreiben *) gab, daß die Geistlichkeit sich möglichst auf die klerikalischen Zusammenkünfte beschränken, und die engere Verbindung mit den Missionaren anderer Partheien möglichst meiden möchte; noch mehr aber zeugt davon das von dem British Critic gerühmte Benehmen des genannten Bischof Hobart bei einem Ereigniß der neueren Zeit. Im Jahre 1828 bildete sich in New York ein Verein von Geistlichen, dessen Zweck war: „die Förderung der Einzelnen im Christenthum und ihrer Tüchtigkeit zum geistlichen Amte durch gemeinsame Andachtsübungen, und durch Mittheilungen über Missionen und andere Gegenstände, die zur allgemeinen Erbauung dienen möchten." Den ganzen Plan mißbilligte der Bischof gleich anfangs in Privatgesprächen, aber seine Ansicht drang nicht durch, und der Verein kam dennoch zu Stande. Es schien nun dem Bischof, daß durch denselben eine Unterscheidungslinie würde gezogen werden zwischen den Theilnehmern und Nichttheilnehmern; und daß die Kirche sich in zwei Partheien spalten würde. In einem Pastoralbriefe daher erklärte er sich stärker dagegen, erinnerte an die Folgen, welche das freiere Predigen der Puritaner unter der Königin Elisabeth und das der Methodisten gehabt; suchte die Unmöglichkeit darzuthun, für die Einzelnen eine Förderung im Christenthum durch öffentliche Zusammenkünfte zu bewirken; wie wenig es zu einander passe, daß der Verein eine förmliche Organisation, einen Sekretär, ein Protokollbuch ꝛc. habe, und dabei das freie Aussprechen gleichgesinnter Freunde über ihre Ansichten und ihre Erfahrungen befördern solle; und wie unvermeidlich es sey, daß solche Vereine Parthei-Maschinen würden, nachtheilig für die bischöfliche Auctorität und eine Niemandem verantwortliche, unabhängige Macht bildeten. „In dem geselligen Kreise seiner Brüder, in den kirchlichen Zusammenkünften, die nach den Bedürfnissen des Ganzen von Zeit zu Zeit nöthig werden, lasset die Geistlichen in gelegentlichen Gesprächen sich erwecken und erbauen; da wird sich genug zur Förderung des christlichen Lebens finden. Da kann sich keine unheilige Eitelkeit eindrängen, kein Wetteifer aus eitler Ehrsucht, kein Faktionsgeist. (Auch kein starrer Kastengeist, der jeden Geistlichen an sich schon für einen Erleuchteten hält, kein Geist der Trägheit, der durch das gleichförmige Gerede Aller den Schlaf vermehren hilft, damit ja kein Unbußfertiger geweckt werde?) Zu dem beständigen, eifrigen Gebrauch dieser Mittel möchte ich mich selbst und meine Brüder unter den Geistlichen und Laien auffordern. Unter dem Beistand des heiligen Geistes, in Verbindung mit dem Kultus und den Ordnungen der Kirche würden wir dann geweckt und gefördert werden im geistlichen Leben, belebt und gestärkt zur treuen Erfüllung unserer Pflichten auf dem Platz, auf welchen Gott einen Jeden hingestellt, und endlich durch das Verdienst unseres göttlichen Herrn das große Ziel unseres Berufs erreichen, unserer Seelen Seligkeit." Es entspann sich nach diesem Hirtenbriefe ein Streit, der auch in Flugschriften geführt wurde; man beschuldigte den Bischof, er wolle es machen, wie einige Regierungen, welche verböten, daß mehr als drei Menschen an den Straßenecken sich mit einander unterhielten; aber der einflußreiche Bischof drang zuletzt doch durch, und die Gesellschaft löste sich nach gemeinschaftlicher Übereinkunft wieder auf.



Wenn wir dieser Parthei gegenüber die der Evangelical charakterisiren sollen, so ist dies insofern schwierig, weil sie in ihrer Opposition gegen die Erstarrung im Objektiven bald mehr bald weniger weit geht; bald Grundsätzen folgt, welche die Kirche auflösen würden, wenn sie in's Leben träten, so daß ihre Verbindung mit derselben nur wie zufällig erscheint; bald auf's Stärkste das Wesentliche der kirchlichen Grundlagen stützen hilft. Zu bedauern ist zuvörderst, daß unter dieser Parthei sich, wie es scheint, ein nur sehr geringes Maaß theologischer Bildung findet. Ein Beispiel dieses Mangels zeigte sich bei einem neuerlich vorgekommenen Streite zwischen dem auch unter uns bekannten Hugh James Rose, jetzt Kaplan des Erzbischofs von Canterbury, und einem sonst höchst ehrenwerthen, vortrefflichen Geistlichen unter den Evangelical, John Scott (Sohn des Thom. Scott, welcher die commentirte Bibel, die „Kraft der Wahrheit" und Anderes geschrieben hat), der vor Kurzem zum Leidwesen aller Freunde des Herrn in England gestorben ist. Der Erste hatte Joseph Milner's Kirchengeschichte getadelt als ein Buch, worin theils eine einseitige Partheiansicht durchgeführt sey, theils aber ein höchst unzureichendes Studium sich zeige, indem es überall nicht bis zu den Quellen, sondern nur zu Kirchengeschichten Anderer ꝛc. zurückgehe. Der Letztere nahm dies Urtheil im Namen seiner Parthei sehr übel, und vertheidigte jenes Buch gegen jenen Doppelangriff auf's Lebhafteste. Bei aller guten Absicht aber und frommen Gesinnung scheint es uns doch einen sehr geringen Grad von theologischer Bildung anzuzeigen, wenn

*) Heber's Leben, von F. Krohn. II. 297.

unter einer ganzen kirchlichen Parthei ein in der That so schwaches Buch, wie Milner, sich in so hohem Ansehn halten kann. Die wenigen wirklich gelehrt theologischen Werke, welche in England erscheinen, sind fast immer von der anderen Seite ausgegangen. — Damit hängt dann eine flache, untheologische Auffassung des Streitpunktes der Partheien in der Kirche gewöhnlich zusammen, und eben damit jene Hinneigung zu einem seichten Juste milieu. An diesem Fehler scheint uns das eine Organ der Evangelical, der Christian Observer, sehr zu laboriren, der eine beständige Angst vor Partheinamen hat, selbst da, wo man bei wirklicher Verläugnung derselben gleich wieder neue schaffen müßte; und der nur höchst selten dem Princip etwas anders, als eine gewisse matte Billigkeit entgegenzustellen weiß — ähnlich vielen unserer Gegner von 1830. Jene laxeren Evangelical, welche, wie früher bemerkt, eigentlich die ältere Parthei bilden, sind nun jetzt noch sehr zahlreich; als einen Repräsentanten derselben kann man unter andern den Lord Henley betrachten, von dessen Vorschlägen zur Kirchenreform früher in diesen Blättern die Rede gewesen ist. Diese Parthei ist mit den sogenannten orthodoxen Dissenters eng verbunden in Vereinen, wo es scheint, daß jeder Sektenname verpönt ist; und in der That liegt ja in dem Bestreben nach einer brüderlichen Verbindung von Gliedern Christi in verschiedenen Religionsgesellschaften etwas Ächtes und Schönes. Diese Parthei nimmt noch immer Theil an der Londoner Missionsgesellschaft, an der Christian Instruction und der Home Missionary Society; beide letzteren Gesellschaften haben den Zweck, das lautere Evangelium an allen den Orten, sowohl in als außerhalb London, verkündigen zu lassen, wo es innerhalb oder außerhalb der Kirche nicht geschieht, und die Missionare der letztgenannten Gesellschaft verlassen ihre Station, sobald von irgend einer Kirche oder Sekte aus das Evangelium an ihrem Aufenthaltsorte verkündet wird. Neuerlich hat sich nach demselben Muster eine „Gesellschaft zur Erbauung von Kirchen aus freiwilligen Beiträgen" gebildet. Ohne sich in den jetzigen Streit einzulassen, ob eine Staatskirche nöthig oder nützlich sey, hält diese Gesellschaft sich daran, daß die vom Parlamente jährlich bewilligten Summen zur Erbauung von Kirchen offenkundig höchst unzureichend seyen; erbaut Kirchen und stellt Prediger an, wo es Noth thut, und überläßt es der Mehrzahl derer, welche Theil nehmen sollen an dem Gottesdienste, welcher Parthei die Kirche und der Geistliche angehören sollen. Unter dieser Fraktion der Evangelical findet eine große Neigung statt zur Lösung mancher Bänder zwischen Staat und Kirche, wenn sie gleich dennoch eine Nationalkirche haben wollen; dahin gehört ihr Wunsch, die Bischöfe aus dem Parlament ausgeschieden und das Patronatrecht aufgehoben zu sehen; die Eigenthümlichkeiten des Kathedralgottesdienstes, die Würden der Erzbischöfe, Dechanten und Archidiakonen, die Pfründen und Kapitel möchten sie aufgehoben wissen, und nur das Wesentliche einer eigentlich Bischöflichen Kirche festgehalten; in der Liturgie wollen sie bedeutende Änderungen haben, und zwar einige, um Anstöße der Dissenters zu heben und sie in die Kirche zu ziehen, andere, um den Gottesdienst zweckmäßiger eingerichtet zu sehen. — Die kirchlicheren Evangelical sind für weit geringere Änderungen in der Verfassung und dem Kultus; sie wollen mehr diejegen Mißbräuche gehoben wissen, die alle Partheien als solche anerkennen, die aber die High-Churchmen mit allerhand Scheingründen, wenn auch nicht abläugnen, doch für unabstellbar erklären; aber sie vertheidigen die Beibehaltung jener kirchlichen Eigenthümlichkeiten, sind wegen der gefährlichen, bedenklichen Zeitumstände gegen jede Änderung der Liturgie, und dringen besonders auf den Unterschied zwischen dem eigentlich Geistlichen und Wesentlichen in der Kirche, und dem Äußerlichen und Unwesentlichen; sie erinnern beständig daran, daß man vom Parlamente nichts Wichtiges für die Kirche erwarten, und daß auch die besten Vertheilungen des Zehnten oder der anderen Einkünfte der Kirche nicht sehr viel helfen werde.



Unter den wichtigen Schriften, welche im Laufe des vorigen Jahres über die Kirchenreform erschienen sind, stehen die Erklärungen der Bischöfe und Archidiakonen in ihren Visitationsreden (Charges) obenan. In der des Bischofs von London vom Juli v. J. wird über die kirchlichen Einkünfte Folgendes gesagt: „Die Gesammtzahl der kirchlichen Beneficien mit und ohne Seelsorge, mit Einschluß derjenigen Kirchen und Kapellen, die keine andere Dotation, als die Einnahme von den Kirchstühlen haben, beträgt (in England und Wales) 10,701; und das Netto-Einkommen derselben 3,058,248 Pfd. St., so daß ein Durchschnitts-Einkommen von 285 Pfd. für eine jede sich ergibt. Das Netto-Einkommen der Bischöfe, der Domkapitel, Collegiatstifter und anderen kirchlichen Corporationen aller Art beträgt 432,948 Pfd. Wenn man nun dies zu dem Einkommen der Beneficien hinzuthut, und das Ganze gleichmäßig unter die Pfarren in England und Wales vertheilt, ohne daß für die Bischöfe oder Curates etwas bliebe, so ergäbe dies 326 Pfd. Netto-Einkommen für jede; eine Summe, die kaum diejenige übersteigt, welche für einen gutgebildeten, zum Predigtamt bestimmten und von anderen Einkünften entblößten Mann festgesetzt werden würde."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 28. Januar. № 8.

## Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Fortsetzung.)

Daneben beklagt aber der Bischof das Unzureichende der kirchlichen Stiftungen. „Wir bedürfen mehr Kirchen und mehr Geistliche. Ich will ein Beispiel anführen. Im östlichen und nördlichen Distrikt der Hauptstadt sind 10 Parochien, mit einer Bevölkerung, zusammengenommen, von 353,460 Seelen. In diesen Parochien gibt es 18 Kirchen und Kapellen, die von 24 Pfarrern und Curates bedient werden, so daß im Durchschnitt auf jede 19,000 Seelen eine Kirche, und auf jede 14,000 ein Geistlicher kommt; wogegen, wenn für jede 3000 Seelen eine Kirche da seyn sollte, es 117 Kirchen und 234 Geistliche seyn müßten; so daß also 99 Kirchen und 210 Geistliche in einem einzigen Theile der Diöcese fehlen. In Lancashire und den Fabrikgegenden von Yorkshire und Staffordshire ist das Mißverhältniß nicht weniger bedeutend. In der That verhält sich die Sache so, daß wir das Werk der Verkündung des Evangeliums für eine Bevölkerung von 14 Millionen mit einer Anstalt treiben wollen, die für einen kleinen Theil jener Zahl ursprünglich bestimmt war. — Die Weslesschen Methodisten können, fürchte ich, gegenwärtig kaum noch als direkte oder absichtliche Helfer der Kirche angesehen werden; aber ich sehe nicht ein, warum wir uns weigern sollten, das Gute anzuerkennen, was sie der Sache der Kirche gethan haben durch ihre eifrigen und mühseligen Anstrengungen, als Lehrer des Evangeliums in den Theilen des Königreichs, wo die Kirche für die rasch angewachsene Bevölkerung keine hinreichenden Mittel darbot. Es war nothwendig, daß Christus dort verkündet werde; und besaßen wir die Mittel nicht, es selbst zu thun, so haben wir Ursach uns zu freuen, daß es, wenn auch auf unregelmäßige Weise, durch Andere geschehen ist. Es ist nichts als Gerechtigkeit, welche man jener religiösen Gemeinschaft widerfahren läßt, wenn man es ausspricht, daß, mit nur wenigen Ausnahmen, sie nicht in das Geschrei gegen die Landeskirche mit eingestimmt, ja sogar, daß sie bei mehreren Gelegenheiten ihre Achtung und ihre Anhänglichkeit an dieselbe offen erklärt haben." — Über dasjenige nun, was für jene Zwecke noch geschehen könne, sagt der Bischof: „In dieser meiner Diöcese sind in den letzten zwanzig Jahren 64 neue Kirchen und Kapellen eingeweiht worden; doch da so sehr viel noch an der völligen Befriedigung des Bedürfnisses fehlt, dürfen wir nicht von den reichlichen Hülfsquellen der Kirche sprechen. Es wäre allerdings der Mühe werth, zu überlegen, ob nicht ein Theil dieser Mittel vortheilhafter Weise in neue Kanäle geleitet werden möchte, um einige wüste Flecke des Landes zu bewässern; aber daß auch der kleinste Theil gemißt, und statt zu seinem rechtmäßigen Gebrauche anderweitig angelegt werden könne, das läugnen wir auf's Bestimmteste und Nachdrücklichste. Einige Änderungen sollten meines Erachtens in der jetzigen Vertheilung von gewissen Theilen des Kircheneigenthums getroffen werden, um es für die Wohlthaten, die eine Nationalkirche dem Lande bringen soll, nützlicher zu machen; und können sie, wie ich glaube, mit vollkommener Sicherheit für die Kirche getroffen werden, so hoffe ich, wir werden uns davon nicht abschrecken lassen, weder durch das unvernünftige Geschrei unserer Gegner, noch durch den übermäßigen, hitzigen Eifer einiger unserer Freunde. Wir thäten klug daran, mein' ich, wenn wir die Zeit der Abwesenheit augenblicklicher Gefahr wahrnähmen, unsere Bollwerke überall zu besichtigen, und die schadhaften Stellen uns zu merken, um sie auszubessern; und die Außenwerke wenigstens in Vertheidigungszustand zu setzen, gesetzt die die Citadelle selbst bedürfte keiner wesentlichen Reparatur. Wahr ist es, nichts können wir durch Reformen zur Beschwichtigung unserer Feinde thun; vielmehr ist gewiß grade der aufblühende Zustand unserer Kirche ein Hauptgrund ihrer Feindschaft; aber zur Ruhe unserer eigenen Gewissen sollten wir es thun." — Über Einzelnes sagt er dann noch: „In Bezug auf die Pluralitäten (ich meine, den Besitz von mehr als einem Benefiz mit Seelsorge) läßt es sich nicht läugnen, daß das Princip, auf dem sie ruhen, ein falsches ist; und darum sollten sie, wenn sie auch nicht vielen Schaden wirklich stifteten, dennoch abgethan werden (und der Schade ist in der That geringer, als man ihn oft dargestellt hat). Der einzige Punkt, der mir fraglich scheint, ist die Art, wie das Übel zu vertilgen sey; entweder durch gänzliche summarische Aufhebung, oder durch allmähliches, vorsichtiges Erlöschenlassen der Pluralitäten. Ich gestehe, daß ich zu der letztern Seite hinneige. . . . Zugleich gebe ich gern zu, daß man mit Recht zu uns sagen könnte: Meinet ihr, ohne die Kirche zu gefährden, in ihrem gegenwärtigen Zustande die Pluralitäten nicht auf einmal aufheben zu können, so treffet doch Anstalten, daß sie in Zukunft aufhören, indem ihr jedes Benefiz mit einem anständigen Einkommen versehet! Aber an wen ist diese Aufforderung gerichtet? An die Geistlichkeit, an die Laienpatrone, oder an das Land überhaupt? Einige Schritte zur Erreichung eines so heilsamen Zieles sind wir ohne Zweifel zu thun verbunden; aber nicht die Geistlichen allein, sondern Alle, denen die Wohlfahrt der Kirche am Herzen liegt. Einige schöne Beispiele von Laien sind in den letzten Jahren wirklich vorgekommen. Seit einem, neuerlich auf Vorschlag unseres jetzigen verehrten Primaten gegebenen, Gesetze können die kirchlichen Corporationen nun mehr thun als früher; er selbst ist vorangegangen, und viele seiner Brüder sind ihm gefolgt. Ich selbst habe alle kleineren Benefizien, die ich zu vergeben habe, zu einem Jahreseinkommen von 200 Pfd., außer noch anderen Neben-

Einkünften, erhoben; und es ist meine Absicht, wenn Gott mir das Leben erhält, in diesen Verbesserungen fortzufahren. Aber es liegt am Tage, daß die meisten Englischen Bisthümer nicht reich genug dotirt sind, um bedeutende Abzüge zur Verbesserung der Pfarrstellen möglich zu machen. — Der andere Anklagepunkt ist die Nonresidenz der Geistlichen. Diese ist ohne Zweifel einer der größten Flecken unserer Kirche; aber daran ist nicht sowohl die Kirche Schuld, als vielmehr diejenigen, welche sie ihres Eigenthums beraubt haben. Das Übel ist aber in den Verhandlungen über diesen Gegenstand gleichfalls sehr übertrieben worden. In meiner ganzen Diöcese (mit Ausschluß der City von London, wo besondere Umstände obwalten) sind nur 64 Pfarren ohne residirende Geistliche; die meisten derselben haben eine sehr geringe Bevölkerung, und alle stehen unter der Pflege von Incumbenten (Benefiziinhabern) oder Curates, die in der nächsten Parochie wohnen" (also unseren Filialen ähnlich). „Übrigens hat schon gegenwärtig das Übel der Pluralitäten und der Nonresidenz wirklich abgenommen; die Diskussionen darüber im Parlament haben gewissenhafte Männer, sowohl Patrone als Geistliche, von der unnöthigen Häufung der Stellen abgehalten." — In Bezug auf andere Reformen sagt der Bischof: „In Hinsicht der Disciplin wird allgemein zugestanden, daß einige Verbesserungen nothwendig sind; und ich hatte mit vielen Anderen gehofft, die Vorschläge der Commission für das Kirchenrecht würden bereits vom Parlament in Erwägung gezogen, und die annehmbaren zum Gesetz erhoben worden seyn. Es ist nicht die Schuld der Kirche, daß dies nicht geschehen ist. Eine viel delikatere und bedenklichere Frage betrifft die vorgeschlagenen Änderungen in der Liturgie. Eine große Anzahl von Geistlichen ist durch das Gerücht sehr in Unruhe gerathen, als sey dieser Gegenstand von den Ministern Sr. Majestät in Verbindung mit einigen Bischöfen in die Hand genommen worden. Ich glaube, daß dies Gerücht in Bezug auf die Minister grundlos war; ganz ungegründet war es aber in Bezug auf die Bischöfe. Die Sache ist zu wichtig, als daß es ein Einzelner unter uns als Privatmann, welche Ansichten er auch haben möchte, über sich nehmen könnte; auch bin ich der Meinung, daß wir in solch einer Angelegenheit keine Einmischung der Regierung oder des Parlaments dulden dürften, ausgenommen insofern die erstere uns autorisiren würde, auf rechtmäßige Weise uns darüber zu berathen, und was man, nach Anhörung der Meinung der Kirche darüber, dieser zur Ratifikation vorlegen solle, zu bestimmen. In Bezug auf die Liturgie bin ich allerdings der Meinung, daß sie der Verbesserung fähig ist; es müßte mit einem Wunder zugehen, wenn es nicht so wäre. Dennoch gestehe ich ganz aufrichtig, daß der Verbesserungen in diesem bewundernswürdigen Buche — nächst der Bibel dem Schatz und Schutz unserer Reformirten Kirche — weder so viele noch so wichtige sind, daß man, um sie durchzusetzen, die Ruhe der Kirche auf's Spiel setzen sollte; und ohne solch eine Gefahr sehe ich keine Möglichkeit sie einzuführen zu einer Zeit, wo nicht bloß die Ruhe, sondern sogar die äußerliche Existenz der Kirche bedroht ist." Diese Äußerungen haben um so mehr Gewicht, als der Bischof von London, nach neueren Gerüchten, in der That vom



gegenwärtigen Ministerium mit der Entwerfung einer Kirchenreform beauftragt werden soll. Die Charge des Bischofs schließt mit einer kräftigen Ermahnung der Geistlichen zur Treue in ihrem Berufe.

Um an einem anderen Beispiele noch den Geist mehrerer höherer Kirchenbeamten zu zeigen, heben wir noch eine Stelle aus einer Visitationsrede des Archidiakonus von Winchester an die Geistlichen seines Archidiakonats aus:*) „Was für einen besseren Beschluß könnte ich machen, als wenn ich die Warnung wiederholte, daß wir doch nicht der apostolischen Einrichtungen unserer Kirche uns rühmen möchten, ohne zugleich einen apostolischen Geist bei deren Leitung zu beweisen! Von den trägen, den feigen, den weltlichgesinnten Gliedern unserer Kirche haben wir nichts zu hoffen; und von den thätigen, uneigennützigen berufstreuen, auf Gott vertrauenden haben wir nichts zu fürchten. In den Gaben und den Aufträgen, welche die göttliche Gnade uns schenkt, ist bei uns kein Mangel; o daß der Mangel nicht in unseren eigenen Herzen läge! daß wir nicht unsere eigenen Hülfsquellen vernachlässigten, und uns unwürdig machten unseres heiligen und himmlischen Berufes! Lasset uns denn die Zeit auskaufen, die goldenen Stunden, die noch in unserer Hand sind, da die Zeit böse wird. Lasset uns im Geiste des Glaubens und Gebets unsere vortheilhafte Stellung benutzen. Lasset uns recht theilen das Wort der Wahrheit, und anthun den Panzer der Gerechtigkeit! Lasset uns vor nichts uns fürchten, so lange wir mit gebrochenen Herzen den Vater des Lichtes, den Herzog unserer Seligkeit, den Quell des ewigen Lebens anf unseren Knien anrufen! Lasset uns muthig die Kreuzesfahne aufpflanzen, und gewiß hoffen, „„in dieser zu siegen."" Lasset unser Bekenntniß und unser Leben die ganze Tiefe und Weite der christlichen Lehre umfassen, indem wir stets anfangen, fortfahren und enden mit den über Alles wichtigen und stets unentbehrlichen Lehren von dem verderbten natürlichen Zustand des Menschen und der Nothwendigkeit einer gänzlichen Erneuerung seines Herzens durch die Gnade; von der Rechtfertigung durch den Glauben; von der Heiligung durch den Geist. Erhaben wie das Himmelsgewölbe, und zahllos wie die Sterne, welche es zieren, und immer und immer zahlreicher dem schärfer forschenden Blicke sich zeigen, sind die Gedanken und Wege der göttlichen Weisheit, welche die heilige Schrift vor uns enthüllt. „„Hebe auf deine Augen,"" spricht der Herr zu Abraham, „„und siehe von der Stätte an, da du wohnest, gegen Mitternacht, gegen Morgen, gegen Mittag und gegen Abend: denn alles Land, das du siehest, will ich dir geben, und deinem Samen ewiglich."" Und später noch einmal: „„Siehe gen Himmel, und zähle die Sterne, kannst du sie zählen? Also soll dein Same seyn."" Die Verheißung ist geistlich; sie ist göttlich, sie ist ewig. Sie findet ihre Anwendung, wie ich fest glaube, auf unsere Hoffnungen und Aussichten. Möge nur unser Herz immer in gleichem Maaße weit werden, als immer mehr und mehr die

*) Archdeacons sind Unteraufseher über die Geistlichen in jedem Bisthum, nach Art der Kirche des Mittelalters; die größeren Bisthümer sind deshalb in zwei oder mehrere Archidiakonate getheilt.

Mittel und die Gelegenheiten, Gutes zu thun, sich vor uns ausbreiten; dann mögen wir uns fest versichert halten, daß unsere heilige Sache, für die wir kämpfen, die Segnungen, die wir verbreiten und die wir hoffen dürfen, keine andere Gränzen haben als die Enden der Erde, oder die Höhe des Himmels, oder die Jahre der Ewigkeit."

Gewiß werden unsere Leser uns gerne folgen, wenn wir ihnen noch den Blick auf einen Zweig der Englischen Kirche eröffnen, von welchem in diesen Blättern noch nie die Rede gewesen ist, auf die Kirche in Westindien, von der wir immer nur aus spärlichen Missionsnachrichten einige Kunde erhalten. Seit dem Jahre 1825 sind dort neue Kirchensysteme der Englischen Kirche in's Leben getreten; es gibt einen Bischof von Barbados und einen von Jamaica. Im vorigen Jahre sind zwei Charges des ersteren, eine von 1830 und 31, und eine von 1834 bekannt gemacht worden, in welchem man eine lebhafte Anschauung von dem kirchlichen Zustande jener Kolonien erhält. In der ersteren sagt der Bischof, indem er den Zustand von 1825 mit dem von 1830 zusammenhält: „In fast allen Parochien fand ich die Größe oder die Lokalität in durchaus keinem Verhältniß zu den physischen Kräften des Geistlichen. In nur zu vielen fehlte es an passenden Kirchen; oder sie waren verfallen, oder es fehlte an der inneren Einrichtung. In einigen Kirchspielen gab es weder Kirche noch Geistliche. Tägliche Schulen auf öffentliche Kosten und Sonntagsschulen zum Unterricht für Jünglinge und Erwachsene, waren mit wenigen Ausnahmen beinah unbekannt, oder sehr schlecht geleitet. Die freie farbige oder die Sklavenbevölkerung wurde nicht nothwendig als ein Theil der amtlichen Fürsorge des Geistlichen angesehen, außer wenn er zugleich Kaplan der „„Gesellschaft zur Bekehrung und Bildung der Negersklaven im Brittischen Westindien"" war. Durch die Bemühungen dieser Gesellschaft und ihrer Kapläne, und auf Veranlassung einiger Eigenthümer war auf einigen Gütern der christliche Unterricht eingeführt worden; doch auch da, wo dies der Fall war, beschränkte er sich meist auf mündliche Mittheilung. Der christliche Sabbath war ein Tag vieler Arbeit, offenen Verkehrs und lärmender Vergnügungen, und es war wenig geschehen, die Neger ihrer Afrikanischen Sitten und ihres Aberglaubens zu entwöhnen. Der treue Diener Christi hatte unter allen Klassen mit vielen Vorurtheilen, vieler Unsittlichkeit und eben daher auch mit vielem Widerstande zu kämpfen. Die Diöcese war ohne ein gut begründetes Institut zur Vorbereitung auf das Predigtamt, und jeder Candidat mußte zu seiner Ausbildung sowohl als seiner Ordination das Mutterland besuchen."

„Es würde nun mehr als anmaßend von mir seyn, wenn ich behaupten wollte, alle kirchlichen Bedürfnisse der Diöcese seyen befriedigt, oder die geistlichen Übelstände entfernt worden, viel muß noch allmählich durch die vereinten Anstrengungen eines erleuchteten, christlich gesinnten Laienstandes und treuer und einsichtsvoller Geistlichen geschehen; aber so viel darf ich, voll Dank gegen den Geber aller guten Gabe aussprechen, wir versammeln uns heut unter günstigeren Umständen, mit reicheren Mitteln zur Thätigkeit ausgerüstet, mit heitreren Aussichten für die Zukunft,



und, wenn ich von mir schließen darf, mit lebendigerem gegenseitigen Vertrauen, als bei früheren Gelegenheiten."

„Durch die Freigebigkeit der einheimischen Gesetzgebungen sind die Pfarrstellen überall verbessert worden; durch die jährlichen und außerordentlichen Bewilligungen des Parlaments, der Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkenntniß und zur Bekehrung der Negersklaven, so wie anderer kleinerer, sind uns mehr Mittel als früher dargereicht worden. In einigen Kolonien sind Gesetze gegeben und mehr oder weniger scharf aufrecht erhalten worden zur pflichtmäßigen und vollständigen Heiligung des Sabbaths. Das durch die Freigebigkeit des General Codrington gegründete College ist nun als Diöcesan-Institut zur Erziehung von Candidaten des Predigtamts eröffnet worden. Eine freundlichere, zutrauensvollere Gesinnung zeigt sich täglich mehr gegen den gewissenhaften Pastor. In den Sitten hat sich durch die Aufhebung des Sklavenhandels und die daraus folgende Vermehrung der Negerbevölkerung vieles verbessert. Die Zaubereien, das nächtliche Heulen über den Todten kommt nur selten vor; Speisopfer an den Gräbern werden nur noch heimlich verrichtet; die getauften Neger besuchen fleißig die Kirchen, bieten eifrig ihre Kinder zur Taufe an, lassen häufiger ihre Ehen einsegnen, und bringen ihre Todten zum Begräbniß auf den Kirchhof. Vorbereitender Unterricht durch Katecheten und Unterlehrer ist fast überall eingerichtet. Die alten Parochialschulen, deren wenig und kleine waren, ohne regelmäßige geistliche Aufsicht, sind fester begründet und ausgebildet worden, und neue Schulen sind an den Hauptorten und kleineren Dörfern der Kolonien angelegt worden. Privatschulen auf den Gütern zum täglichen Unterricht der Negerkinder im Lesen und im Katechismus werden glücklicherweise immer häufiger. Durch Sonntagsschulen und einzelne Lehrer, die auch in der Woche nach den Arbeitsstunden ihre Häuser geöffnet haben, hat auch ein bedeutender Theil der erwachsenen Bevölkerung lesen und die heilige Schrift verstehen lernen. Wenige Pfarren gibt es nur noch, worin kein Pfarrer oder Curate residirte, und die Zahl dieser wenigen ist beständig im Abnehmen. An vielen Orten der Diöcese werden neue Kirchen oder Kapellen erbaut, und auch auf den Inseln, wo es noch an einer festen, angemessenen Wohnung des Pfarrers innerhalb seines Kirchspiels fehlte, ist die Nothwendigkeit, dafür zu sorgen, von den Gesetzgebungen anerkannt worden. Der Beistand von Vorlesern, und hie und da von Hülfsgeistlichen hat den Pfarrern der großen Kirchspiele Mittel und Gelegenheit gegeben, christlichen Unterricht bis in die volkreichsten und entlegensten Theile ihrer Parochien hinein zu verbreiten; und zugleich hat die Errichtung eines Hülfsvereins der Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkenntniß auf jeder Insel den Geistlichen reichlich mit Elementarschriften für die Jugend, mit Bibeln, mit Prayer-books, und anderen erbaulichen Schriften für Jung und Alt versehen." Diesen erfreulichen Schilderungen fügt dann der Bischof hinzu: „Unsere Verantwortlichkeit ist sehr groß. Es hat Gott gefallen, diese Inseln in Ein Kirchensystem zu vereinigen während einer langen, ununterbrochenen Friedenszeit; Mittheilungen von Insel zu Insel sind ungehindert geschehen, jede wichtige Maaßregel hat allen Geist-

lichen in den verschiedenen Kolonien übermacht werden können und es sind Einrichtungen in's Leben getreten, wie sie während der fieberhaften Aufregung eines Krieges nie hätten entstehen können. Überall ist ein religiöses Bedürfniß entstanden, das zu befriedigen unseres Herzens Verlangen seyn muß. Ich will keinem Religionslehrer vor uns oder neben uns zu nahe treten; lasset uns nur auf unserem Posten seyn. ... Hat ein Geistlicher die Hand an diesen Pflug gelegt, nicht auf Hoffnung zeitlichen Gewinnes oder den Menschen zu gefallen, oder in gleichgültiger Gedankenlosigkeit, sondern aus entschiedener Vorliebe für das Predigtamt, als ein Gott gefälliges und den Menschen heilbringendes; facht er diese Liebe an durch unablässiges Nachdenken über die unermeßliche Liebe Christi, die ihn trieb zu sterben für das Leben der Welt, und über den hohen Werth einer einzigen Menschenseele in Gottes Augen, bis immer mehr und mehr das geistliche Gedeihen seiner Gemeinde und ihr Wachsthum in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi all seine Zeit und seine Gedanken einnehmen, und der Inhalt seines täglichen, ja stündlichen Gebetes sind: dann kann man über den Herzenszustand eines solchen Mannes nicht lange in Zweifel seyn; sein Herz liegt offen da in seinem Werk. Für seine Gemeinde und mit ihr beten in der kirchlichen Liturgie; in der Stille für sie bitten; den ganzen Rath Gottes zu ihrer Seligkeit ihnen verkündigen; die Kranken besuchen; die Kinder taufen und unterrichten; die Alten unterstützen; die Betrübten trösten; stets auf irgend eine Weise in seinem heiligen Beruf beschäftigt seyn: das ist seine höchste Herzensfreude. Jeder neue Tag erblickt ihn thätig und freudig unter den ihm anvertrauten Menschen beschäftigt; und Gott und sein Gewissen geben ihm Zeugniß, wie eifersüchtig er über seinen Seelenzustand wacht, daß seine Liebe nicht durch Betrug der Sünde erkalte, daß sein Eifer nicht nachlasse, daß seine Amtstreue nicht in Zweifel gezogen und sein Volk Schaden leiden möge. Das erste Studium eines christlichen Geistlichen sollte immer auf sein eigenes Herz gehen. ... Über die Wichtigkeit, die Grundwahrheiten des Evangeliums unablässig dem Volke vor Augen zu stellen und einzuschärfen, kann ich mich nicht zu stark und zu oft aussprechen. Oft ist den Geistlichen der Englischen Kirche der Vorwurf gemacht worden, sie predigten nicht das Evangelium. Gegen die Liturgie unserer Kirche läßt sich dieser Vorwurf nicht behaupten; gegen ihre Artikel auch nicht; beide athmen durchweg den Geist, ja sprechen oft die Worte der heiligen Schrift aus; o meine Brüder, möchten wir daher nicht durch unsere eigenen Worte verdammt werden! Es gibt keine andere Moral, die wir einzuschärfen haben, als den christlichen Gehorsam; es gibt keinen anderen Grund dieser Moral, als den Glauben; und es gibt keine andere Triebfeder für sie, als dankbare Liebe gegen die Gnade Gottes in Christo Jesu. Einen anderen Grund kann Niemand legen, als der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Keine Predigt, deren Fundament nicht Christus ist, wird jemals einen Sünder bekehren von dem Irrthum seiner Wege, oder Gottseligkeit befördern, oder die Einheit der Kirche



befestigen, oder unserem Herrn und Haupte am Tage der endlichen Rechenschaft Genüge leisten. Alles Andere ist Heu und Stoppeln; dies allein hält die Feuerprobe aus, wenn eines jeden Werk offenbar wird. — Wir haben ein Gelübde auf uns. O lasset es unseren Ruhm und unsere Seligkeit seyn, Christo Seelen zu gewinnen! Lasset unseren Sinn und unsere Begierden gen Himmel gerichtet seyn, dann werden wir Andere auch hinziehen. Machet euch los von den Sorgen und Freuden, und dem Dichten und Trachten der Welt, damit ihr jederzeit darüber stehet, wenn ihr auch um der euch anvertrauten Seelen willen in der Welt lebet. Möge Jedem unter euch stets eingeprägt seyn, daß ihr dem Herrn zum Dienst geheiligt und ausgesondert seyd. Eure Gemeinden sehen eure Heimath, und ihr Gedeihen eure Freude und eure Krone. Überzeuget euer Volk davon, daß ihr Wohl euch am Herzen liegt, daß die Errettung einer Seele euch lieber ist, als alle Schätze der Welt, und euer Werk ist schon halb gethan. Die Neger haben ganz besonders für Freundlichkeit sehr viel Sinn; einem zärtlich liebenden Pastor öffnen sie ohne Rückhalt ihr Herz mit der Offenheit und Gelehrigkeit eines Kindes. Jetzt sind sie begierig nach Unterricht; und obwohl man stets Unkraut unter dem Waizen erwarten muß, so sammelt doch der fleißige Arbeiter gern Alles ein, was er findet, und hat er sein Bestes gethan, dann überläßt er es Gott und seinen heiligen Engeln am jüngsten Tage, die Guten von den Bösen zu sondern." — In der letzten Charge sagt der Bischof, mit Bezug auf die neuerlich erfolgte Aufhebung der Sklaverei: „Ich fühle mich glücklich, sagen zu können, daß schon seit vielen Jahren die Sklavenbevölkerung von den Geistlichen als ein integrirender Theil des ihnen anvertrauten Feldes angesehen worden ist. Das Freiwerden der Sklaven kann natürlich darin nichts ändern; aber den Sklaven wird es dadurch viel leichter gemacht, die Hülfe des Geistlichen zu suchen. In religiösen Dingen ist nun der Negerarbeiter, wenn er ausgelernt hat, seinem eigenen Gewissen überlassen. Wie thätig muß daher der Geistliche seyn, dies Gewissen zu erleuchten und recht zu leiten! Sollten sie durch ihres Pastors Schuld verstockt werden in der Sünde, oder durch Irrlehren verführt werden, „„wie groß würde,"" nach den Worten unserer Ordinationsagende, „„seine Missethat, und wie furchtbar die Strafe seyn, die darauf folgte."" Es war ein erschütternder Ausspruch eines alten Kirchenvaters, und ich zittre, wenn ich, geliebte Brüder, daran denke, daß er auch auf uns noch Anwendung findet, besonders unter der gegenwärtigen schweren Verantwortung, die auf uns liegt: „„Ich glaube kaum, daß ein Geistlicher selig wird."" Physisch sind wir schwach; unsere Zahl ist unzureichend für unseren Wirkungskreis, und für die Pflichten, die man in einigen Kirchspielen wirklich von uns verlangt. Meine besondere Pflicht wird es seyn, unsere Noth an den Stellen vorzutragen, von wo, menschlich gesprochen, Verstärkung unserer Kraft uns zufließen kann; eure Pflicht aber wird es seyn, unter Gottes Beistand alle Mittel, die ihr besitzet, in die regste Thätigkeit zu setzen."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 31. Januar. № 9.

## Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Schluß.)

Doch wir fürchten, daß diese Mittheilungen ihre Gränze zu überschreiten anfangen. Wir fügen daher nur noch zwei merkwürdige Thatsachen aus der vorjährigen Geschichte der Kirche von Schottland hinzu. In der Sitzung der General Assembly vom 27. Mai v. J. machte Lord Moncreiff, ein Laienältester, den Antrag, das Patronatrecht in der Schottischen Landeskirche aufzuheben. In einer langen Rede führte er aus, es sey seit der Reformation immer als Fundamentalgesetz der Kirche anerkannt worden, daß keiner Pfarre ein Geistlicher aufgedrungen werden könne wider Willen der Gemeinde. Er suchte besonders die Behauptung zu widerlegen, daß die Gelehrsamkeit unter dem Systeme der freien Wahlen leide. Er trug sodann darauf an, daß wenn der Patron einer Kirche eine geschehene Vokation dem Presbytery (Klasse) anzeigt, und dagegen die Mehrzahl der Familienhäupter des Kirchspiels, die sich in voller Kirchengemeinschaft befänden, sich dagegen erklärt hätten, so solle das Presbytery die Wahl verwerfen. Die Gegenpartheimachte besonders auf die großen Gefahren aufmerksam, die aus dem Ungeregelten und leicht Wechselnden der Volksneigung entständen. Die bestehende Verfassung schütze die Rechte der Gemeinden hinlänglich; danach setze das Presbytery einen Tag fest, an welchem der ihm Präsentirte in der Parochie predige, für die er bestimmt sey; dann könnten die Familienhäupter eine Klage einreichen wegen der Untauglichkeit des Präsentirten, schriftlich ihre Klagepunkte auseinandersetzen, und dem Presbytery vorlegen, und dies prüfe dann ihre Gründe. Dieser Gegenvorstellungen ungeachtet ging indeß Lord Moncreiff's Vorschlag mit einer Majorität von 184 gegen 138 Stimmen durch. Doch glauben wir, daß es noch eines Parlamentsschlusses zur Bestätigung dieser Festsetzung der General Assembly bedarf. — Merkwürdig war für den Stand der öffentlichen Meinung, daß am folgenden Tage eine Parlamentswahl für Edinburgh stattfand, bei welcher der Whig-Candidat Sir John Campbell, welcher den Sieg davon trug, Folgendes sagte: „Ich bin ein unpartheiischer, aufrichtiger, treuer Freund der Grundsätze der Kirche von Schottland in ihrer Kraft und Lauterkeit; und die Meisten von Ihnen wissen, daß ich der Sohn eines Geistlichen der Schottischen Kirche bin. Ich sehe viele Wohlthaten von ihr ausfließen. Unsere Väter haben ihr Blut vergossen, sie zu erhalten, und es würde mir sehr schmerzlich seyn, sie von der Oberfläche der Erde weggewischt zu sehen, wozu einer der Wahl-Candidaten vor mir mitzuwirken versprochen hat. Eine der größten Segnungen geht von ihr aus, diese ist, freier Zutritt zu den Gotteshäusern und unentgeltlicher Unterricht in der Religion, ohne Kosten für das Land. Die Geistlichen werden, außer in Edinburgh und Motrose, nicht von den Dissenters oder den Pfarrkindern bezahlt. Es würde traurig für die Bewohner der entlegenen Gegenden des Landes seyn, wenn aller christliche Unterricht ihnen entzogen wäre und sie in einen Zustand von Verlassenheit geriethen. Und würde dies nicht eine Folge der Trennung von Kirche und Staat seyn? Wer würde für den christlichen Unterricht von Tausenden und aber Tausenden in unserem Vaterlande sorgen, die kaum die Mittel haben, sich und ihren Kindern Unterhalt zu verschaffen? Hebt die Verbindung von Kirche und Staat auf, und Ihr werdet Tausende in die dickste Finsterniß begraben. (Großer Beifall.) Ich freue mich, daß vor einigen Stunden in der General Assembly ein Gesetz durchgegangen ist, welches durch den Segen der Vorsehung die Wirkung haben wird, die Kirche von Schottland zu reformiren, sie zu ihrer früheren Reinheit zurückzuführen, und jeden Vorwurf und jede Klage zu widerlegen ꝛc. ꝛc." (Lauter Beifall.) — Zur Charakteristik der uns so ganz fremden Verhältnisse kann auch noch das dienen, daß dieselbe Zeitung, welche obige Nachrichten enthielt, unter der Überschrift „des Bevollmächtigten Diner für die Geistlichkeit" Folgendes mittheilte: „Gestern gab Se. Gnaden der Lord Bevollmächtigte (der Königl. Commissar, welcher mit Königl. Ehren auf einem Throne sitzend der Generalversammlung beiwohnt) 200 Gliedern der General Assembly in der Gemäldegallerie in Holyrood-House ein Diner. Die Gesellschaft setzte sich um 7 Uhr zum Essen nieder unter dem Vorsitze Sr. Gnaden des Bevollmächtigten, Lord Belhaven und Stenton; dieser wurde zur Rechten unterstützt von dem Herzoge v. Gordon, zur Linken vom Grafen v. Aboyne; Herr Burnet, Sr. Gnaden Börsenträger (purse bearer), agirte als Croupier (dem Präses gegenüber). Unter der Gesellschaft waren die Grafen v. Morton und Strathmore, Lord Ruthven ꝛc. Am Abend gab Lady Belhaven eine Soiree, wo die schöne und elegante Welt der Stadt versammelt war." —

Es wird unseren Lesern aus den Zeitungen erinnerlich seyn, daß die im Parlamente vorgeschlagenen Bills wegen besserer Heiligung des Sonntags sämmtlich durchgefallen sind. Inzwischen hat die Generalversammlung der Schottischen Kirche eine Ermahnung verfaßt, die auf allen Kanzeln der Landeskirche verlesen worden ist; eine höchst würdevolle Ansprache, auch für uns in hohem Grade beherzigungswerth; die nur wenige der Fehler, desto mehr aber von dem ewig Wahren und Heilsamen der Englisch-Schottischen Sabbathslehre zeigt. Sie lautet so: „Herzlich geliebte Brüder! Obgleich wir wissen, daß Viele unter euch eifrig bemüht sind, ein reines Gewissen gegen Gott und Menschen zu bewahren, und es ihr Herzenswunsch und Gebet

ist, daß ein lauteres, unbeflecktes Christenthum blühen möge, und der Gottlosigkeit das Maul gestopft werde, so können wir es uns doch nicht verhehlen, daß es Viele gibt, welche Flecken auf unser Land bringen, indem sie die Form der Gottseligkeit verachten und ihre Kraft verläugnen, welche, statt demüthig sich zu bemühen, in allen Geboten des Herrn untadelich zu wandeln, jenes heilige Gebot geringschätzen, was zuerst gegeben wurde, als Himmel und Erde vollendet waren, und Gott den siebenten Tag segnete und ihn heiligte; und welches alle folgenden Geschlechter der Menschen binden wird, bis Himmel und Erde werden vergangen seyn."

„Wir bitten euch ernstlich, geliebte Brüder, daß ihr wohl bedenken möget, wie dies Gebot auf einer Auctorität ruht, welche von keiner menschlichen Vernunft in Zweifel gezogen oder wegerklärt werden kann; daß, obwohl der Sabbath um des Menschen willen eingesetzt worden, der Mensch doch nicht berechtigt ist, Gottes wohlthätige Absicht zu vereiteln, indem er auf die unschätzbaren Segnungen verzichtet oder sie vernachlässigt, welche durch diese Anordnung ihm zu Theil werden sollten; daß, obgleich das arge, ungläubige Herz und die Herrschaft des bösen Beispiels Viele verleiten mag, diese vermessene Sünde gering zu achten, und zu thun, als ob ihre Zeit ihr Eigenthum wäre, doch die Wahrhaftigkeit des höchsten Richters sich dadurch bewähren wird, daß er Alle von seinem Angesichte verstößt, welche wissentlich von ihm abgewichen sind und den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit verachtet haben."

„Wir fordern die Personen aller Stände auf, daß sie doch ernstlich daran denken mögen, auf wie mannichfache Weise das Gebot, den Sabbath zu heiligen, in Gedanken, Worten und Werken übertreten werde. Selbst unter denen, welche ihre Herzen zubereitet haben, um Gott zu suchen, ist, wir müssen es gestehen, nicht wenig Gefahr vorhanden, daß der Geist auf ungeziemende Weise an diesem Tage mit eiteln Gedanken und weltlichen Sorgen sich beschäftige; und daß, wenn sie sich auch nicht wissentlich leerem, faulem Geschwätz ergeben, ihre Rede doch nicht allezeit lieblich ist und mit Salz gewürzet. . . . Wenn wir auch hoffen, daß gewisse Übertretungen des Sabbathsgesetzes jetzt nicht so häufig als früher vorkommen, so haben wir nur zu große Ursach zu fürchten, daß im Ganzen diese offenbare Sünde zugenommen habe. Mit tiefem Schmerze haben wir erfahren, daß in vielen Gegenden des Landes seit den letzten Jahren das unnöthige Reisen am Tage des Herrn, sowohl in Geschäften als zum Vergnügen, zugenommen hat; daß Läden zum Verkauf von Lebensmitteln oder anderen Handelsartikeln an dem Tage offen gestanden haben, daß sehr Viele, ihrer heiligsten Pflichten und ihres ewigen Heiles uneingedenk, an dem Tage sich gewöhnt haben, auf den Feldern umherzuschweifen, Lustbarkeiten beizuwohnen, oder in Lärm und Trunkenheit oder anderen Unsittlichkeiten ihre Zeit hinzubringen. Viele dieser Übertretungen fließen aus der Vernachlässigung der christlichen Kinderzucht, dem Mangel an Aufmerksamkeit der Herren auf die Wohlfahrt ihres Gesindes, den unzureichenden Anstalten für den öffentlichen Gottesdienst in bevölkerten Gegenden, dem daraus hervorgehenden Mangel an geistlicher Aufsicht, und vor Allem aus den fast zahllosen öffentlichen Häusern, welche ohne Rücksicht auf den Charakter und die Sittlichkeit der Wirthe an vielen Orten jährlich eine Licenz erhalten."



„Da wir unsere Augen nicht zuschließen können gegen die beunruhigende Ausdehnung und Größe dieser Übel, deren Fortschreiten wir mit allen Mitteln, die in unserer Gewalt stehen, entgegenzutreten verpflichtet sind, so warnen wir euch ernstlich, die Heiligkeit des Sabbaths nicht zu verletzen, indem ihr euch mit euren gewöhnlichen Arbeiten beschäftiget, oder mit solchen, die ihr mit gutem Gewissen und im Angesichte des Richterstuhles Gottes nicht als Werke der Noth und der Liebe betrachten könnet. Da der Herr den Sabbath sich zugeeignet hat, so ist es ein gottloser Eingriff in sein unveräußerliches Vorrecht, ihn entweder zu einem Arbeits- oder zu einem Vergnügungstage zu machen. Bei gänzlichem Ablassen von weltlichen Beschäftigungen, bei strenger Ausschließung aller weltlichen Sorgen, bei der Abkehr der Augen von der Eitelkeit, bei Meidung aller verderbten Gesellschaft und dem Bestreben, sein Herz zu sammeln, und ohne Zerstreuung dem Gottesdienste beizuwohnen, findet ein geistlich gesinnter Mensch, weit entfernt, den Sabbath für eine Last zu halten, ihn vielmehr als eine Freudenzeit, und hat dabei die genugthuende Gewißheit, daß er durch sein gutes Beispiel Andere ermuntert, dem Herrn mit Freuden zu dienen. — Wir ermahnen diejenigen, welche Macht und Reichthum besitzen, daß sie ein Beispiel der regelmäßigen Feier des öffentlichen sowohl als des Hausgottesdienstes geben, von ihren Untergebenen zu jenen Zeiten nichts Unnöthiges verlangen, damit um ihretwillen Niemand vom Hause Gottes abgehalten werde; sondern daß sie sich vielmehr emsig bemühen, die sündlichen Ausschweifungen zu unterdrücken, und mit Freigebigkeit für bessere Gelegenheit zu sorgen, damit diejenigen, welche nur zu viel Grund haben zu behaupten, daß in der Landeskirche kein Raum für sie sey, dem kirchlichen Gottesdienst beiwohnen können. Wenn während des Herrn Jesu persönlichen Wandels auf Erden es einem Fremdling in Israel gerechtes Lob brachte, daß er aus Liebe zu dem Volke Gottes eine Synagoge erbaut hatte, um wie viel mehr geziemt es jedem christlichen Vaterlandsfreunde, nach seinen Kräften dafür zu sorgen, daß Menschen aller Stände Zutritt finden zu dem Bethause, um sich zu Gebet, Fürbitte und Danksagung vor dem Throne des Vaters zu vereinigen, welcher gemacht hat, daß von Einem Blute die Menschen auf der ganzen Erde wohnen sollten; und dessen Sohn dadurch, daß er den Armen das Evangelium verkündigt hat, die Reichen daran erinnert, je theurer ihnen die Wahrheit sey, auch mit aller Macht zu thun, was ihre Hand zu thun findet. — Wir ermahnen Eltern und Herren, daß sie mit Treue und Ernst ihren Kindern und ihrem Hause nach ihnen befehlen, des Herrn Wege zu halten; daß sie von der verderblichen Freiheit, ihrem Vergnügen nachzugehen, sie zurückhalten, sie unterweisen in dem, was recht und gut ist, und ein erbauliches Beispiel ihnen davon geben, daß die gottesdienstlichen Pflichten nicht bloß vernunftgemäß, sondern im höchsten Grade heilsam und lieblich für Alle sind, welche in der lebendigen Gottseligkeit, die eine Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat, sich üben. — Wir ermahnen die Armen und

bringen, daß sie dessen eingedenk seyen, wie ihnen der Sabath des Herrn ganz besonders köstlich seyn sollte, da sie an demselben nicht nur von Zeit zu Zeit Ruhe von der Arbeit, sondern auch reichliche Gelegenheit finden, zu bedenken, was zu ihrem Frieden dient, und sich zu der Ruhe vorzubereiten, die dem Volke Gottes noch übrig ist. Wir bitten sie, an den großen Vorzug zu denken, dessen ihre Väter in früheren Zeiten sich erfreuten, wo fast jede Familie, so spärlich ihr Lebensunterhalt auch seyn mochte, dennoch Morgens und Abends das Opfer des Gebetes und Lobes darbrachte, und wo besonders die Morgen und Abende des heiligen Ruhetages entweder in lieblichen Gedanken an die Macht und Gnade Gottes, oder in erquickenden Gesprächen mit Brüdern und Genossen des Reiches und der Trübsal Jesu Christi verlebt wurden. Wie unähnlich solchen Tagen beseligender Gemeinschaft sind die entheiligten Sabbathe, auf welche jetzt so viele verlorene Seelen in Ewigkeit zurückblicken werden als auf den breiten Weg und die weite Pforte, die sie schnell und sicher in das endlose Verderben zog! Lasset es nicht länger diesem Lande, das einst wegen der Reinheit seines Glaubens und der Ehrbarkeit seiner christlichen Sitte so berühmt war, zum Vorwurf dienen, daß viele unter seinen starteten Kindern die Hausaltäre umgeworfen und die Heiligthümer geschändet haben. Da ihr mit Licht so reichlich gesegnet seyd, wie schwer wird eure Verdammniß seyn, wenn man von euch sagen wird, daß aus den Hütten der Gnade, in denen er wohnet, keine Almosen und Gebete hinaufstiegen in das Andenken vor Gott! daß ihr an die theuer erkauften Seelen nicht gedenket, von denen ihr Rechenschaft geben sollet! daß eure Worte, Werke, Erholungen und Vergnügungen so fleischlich, irdisch und sinnlich sind, als wäre der Mensch dazu geschaffen, seinem Schöpfer Schande zu machen, seine Natur herabzuwürdigen, und Koth und Jammer über seine Mitgeschöpfe zu bringen!"

„Da wir denn wissen, daß der Herr zu fürchten ist, so bitten und beschwören wir die Verstockten bei allem, was es Bitteres in den Vorwürfen des Herzens, bei allem, was es Unerträgliches in einem erwachten, ungeheiligten Gewissen, bei allem, was es Furchtbares auf einem unbußfertigen Sterbebette, bei allem, was es Herzdurchwühlendes in dem Zorn des unversöhnten Richters, bei allem, was es Gräßliches in der Gemeinschaft mit den verworfenen, bösen Geistern, bei allem, was es Quälendes in dem Nagen des Wurmes, der nicht stirbt, und in dem Brennen des Feuers, das nicht verlischt, geben kann, aus dem Traume ihrer sündlichen Gefühllosigkeit zu erwachen, und vor dem zukünftigen Zorne zu fliehen zu der Hoffnung, die das Evangelium ihnen vorhält! Wir bitten sie inbrünstig, bei der Gnade Gottes, bei der Vergebung, die bei ihm steht, auf daß man ihn fürchte, bei der Liebe und Barmherzigkeit, dem Blute und der Todesangst des Herrn Jesu, den sie auf's Neue gekreuzigt haben, und bei den unaussprechlichen Tröstungen des heiligen Geistes, den sie verachtet haben, daß sie den Herrn suchen, weil er zu finden ist, und ihn anrufen, weil er nahe ist! Diejenigen, welche die heiligen Freuden eines gottseligen Wandels aus Erfahrung kennen, ermahnen wir, in den Wegen fortzuwandeln, die sie als Friedenswege bereits kennen: Daß doch Niemand von euch spreche: Soll ich meines Bruders Hüter seyn? wenn er sein Mitgeschöpf auf dem Wege zum ewigen Verderben erblickt. Es ist die Pflicht der brüderlichen Liebe, zu warnen und zu strafen, und „„einen Unterschied zu halten, also, daß ihr euch Etlicher erbarmet, Etliche aber mit Furcht selig machet und rücket sie aus dem Feuer."" Solchen Arbeiten christlicher Liebe, das Verlorene wieder zu suchen und das Verirrte wieder zu bringen, sind die höchsten Belohnungen verheißen. „„Die Frucht des Gerechten ist ein Baum des Lebens, und wer Seelen gewinnt, der ist weise."" „„Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."" Dem aber, der euch kann behüten ohne Fehl, und stellen vor das Angesicht seiner Herrlichkeit unsträflich mit Freuden, dem Gott, der allein weise ist, unserem Heilande, sey Ehre und Majestät und Gewalt und Macht nun und zu aller Ewigkeit! Amen."

In dem folgenden Artikel werden wir von den Dissenters, von den christlichen und wohlthätigen Gesellschaften und von den Schriften der neuesten Zeit noch Einiges mittheilen.

---

## Nachrichten.

(Berlin.) Am 25. Januar wurde in der hiesigen St. Nikolaikirche der Gedächtnißtag der vor zweihundert Jahren erfolgten Geburt des großen Mannes Gottes, Philipp Jakob Spener, der die letzten vierzehn Jahre seines Lebens Propst zu Berlin und Pastor zu St. Nikolai und Marien gewesen war, feierlich begangen. Das Ministerium der Kirche hatte in den gewöhnlich zu Neujahr bekanntgemachten Nachrichten über die Gemeinde diesmal auf eine sehr würdige Weise an ihren großen Vorgänger dadurch erinnert, daß es seine kurze Selbstbiographie, welche bis zu seiner Berufung nach Dresden reicht, wieder abdrucken ließ, und von seinem nachfolgenden Leben noch einige anziehende Nachrichten hinzufügte. Obwohl wir nicht damit übereinstimmen können, was in der Einleitung zu jener Schrift ausgesprochen wird, daß die dogmatischen Streitigkeiten unserer Kirche „Dinge betrafen, welche der menschliche Verstand nicht in's Klare zu bringen vermag, und die uns Gottes Weisheit verborgen hat, die nicht den geringsten Einfluß auf unsere wahre Erleuchtung, Besserung und Heiligung haben" — so sah Spener selbst sie nicht an, und das Herrschendwerden dieser Ansicht im vorigen Jahrhundert war es vorzüglich, welches der Auszehrung und Schwindsucht des Rationalismus in die Hände arbeitete — so wird Spener's Verdienst doch mit Recht darein gesetzt, daß er die praktische, Geist und Herz erneuernde Kraft des Evangeliums wieder geltend, die erstarrte Wahrheit flüssig, die Lehrschätze unserer Kirche durch das Dringen auf deren Mittheilung in Seelsorge und Katechumenenunterricht zu einem Gemeingut Aller machte. Bei dem Gottesdienste in der Nikolaikirche war zuerst in das allgemeine, am Altar von Herrn Diakonus Schweder gesprochene Kirchengebet eine schöne Stelle eingelegt, worin die Gemeinde um die lebendige Fortwirkung des Segens jenes Glaubenszeugen bat. Die Predigt hielt der Herr Ober-Consistorialrath, Propst Dr. Roß, von derselben Kanzel, auf der Spener früher gepredigt hatte. Sehr passend hatte derselbe zum Text die Worte gewählt, die Spener selbst seiner Leichenpredigt hatte zum Grunde legen lassen, Röm. 8, 10.: „So aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar todt um der Sünde willen, der Geist aber ist das Leben um der Gerechtigkeit willen." Nachdem der Herr Propst in dem Eingange in Kurzem das Bedürfniß einer Erlösung entwickelt hatte, leitete er auf das Thema hin, was in der That ja die

Losung in Spener's Leben und Wirken war: Christus in uns; er zeigte zuerst, was die Bedeutung dieses großen Wortes sey — innige Geistesgemeinschaft mit dem Heilande; — sodann, wie man dazu gelange — indem der gute Hirt das verirrte Schaf suche, indem Jesus an die Herzen anklopfe bald in den Mahnungen des Gewissens, bald in den Tröstungen seines Geistes, bald durch Widerwärtigkeiten, bald durch milde Freudenblicke; — und endlich, welche Segnungen das Wohnen Christi in uns bringe — indem der Leib, um der Sünde willen dem Leiden und Sterben zwar unterworfen bleibe, der Geist aber um der Gerechtigkeit Jesu Christi willen bei Gott in Gnaden stehe, sein Kind und damit ein Erbe der Seligkeit werde, frei von der Herrschaft des Fleisches, gesegnet selbst in den zeitlichen Leiden und siegreich endlich auch im leiblichen Tode. Auf sehr lebendige und schöne Weise wurden diese großen Wahrheiten so vorgetragen, daß der ganze Inhalt der beiden reichen Capitel, des 7ten und 8ten des Briefes an die Römer, in die Darstellung verwebt ward, bis zu dem triumphirenden Lobpreise Gottes, mit welchem der Apostel schließt. Nach einer kurzen Schilderung des Mannes Gottes, in welchem Christus eine so lebendige Gestalt gewonnen, kündigte der Herr Propst in seinem und seiner Collegen Namen an, daß, grade wie bei der Gedächtnißfeier an Spener's Geburtsort, Rappoldsweiler im Elsaß, geschehen, ein Denkmal für ihn hier begründet werden solle: sein verwitterter Denkstein solle aufgefrischt und umgittert, sein Bild in der Kirche aufgehängt, und ein kleiner Fond gebildet werden, um arme Confirmanden mit Bibeln und Gesangbüchern zu beschenken; außer in den Becken an den Thüren sollten bei ihm und seinen Collegen Sammlungen für diesen Zweck veranstaltet werden, wozu beigutragen er einlud. Wir wünschen von Herzen, daß diese Bitte in Vieler Herzen eine gute Statt finde, damit auf diese ächt christliche Weise das Andenken des ehrwürdigen Mannes unter uns erhalten werde.

---

(Streitfragen des rationalistischen Katholicismus in Frankreich.)

Folgende Mittheilungen aus einer der Diskussionen, die jetzt von Zeit zu Zeit zwischen den Vertheidigern des Katholicismus in Frankreich vorfallen, dürfte auch für Deutsche Leser, anserdem daß sie sich unseren früheren Nachrichten (Ev. K. Z. 1834, Nr. 62.) als Belege anfügen, in Bezug auf ein Religionssystem in ihrer Nähe einiges Interesse haben.

Der Abbé Carron hatte eine „Demonstration des Katholicismus" herausgegeben; der altmodisch-papistische „Religionsfreund" hatte sie recensirt, ohne sich, wie er es auch mit Wautain etwa macht, auf Widerlegungen groß einzulassen. Die ausführliche und bissige Replik des Abbé*) lehrt auf leichte Weise die Hauptpunkte der Differenz und den Geist, besonders der neuen Schule, kennen oder errathen. Wir lassen ihn der Kürze wegen selbst sprechen, doch auszugsweise. „Sie werfen mir vor (redet er die Herausgeber des Ami de la religion an), nicht direkt mit der Sache angefangen zu haben. Mein erster Fehler ist also, daß ich die „„Demonstration des Katholicismus"" mit der Grundlegung der allgemeinen Regel der Wahrheit begann. Ein anderer Vorwurf trifft die Behauptung „„daß man vor allen Dingen die Infallibilität der menschlichen Vernunft anerkennen muß."" Sie sagen, das heiß' grade das voraussetzen, was bestritten wird; wolle man eine Voraussetzung machen, so sey es viel kürzer und logischer, gleich die Auctorität der Kirche vorauszusetzen. Nein, mein Herr, die menschliche Vernunft ist das Mittel aller Erkenntniß, man muß also nothwendig ihre Infallibilität voraussetzen; sie läugnen, hieße ja den Abgrund des absoluten Skepticismus eröffnen. Sie allein finden es wohl „„logischer,"" die Auctorität der Kirche nicht zu beweisen. Das Folgende ist ernsthafter. Sie hoffen, die neueste Entscheidung des Papstes werde meine Ideen modificiren, denn ich würde mich ohne Zweifel unterwerfen. Dies ist schmeichelhaft; ich versproche auch vor Gott allen Entscheidungen des heiligen Stuhls die unbedingteste Unterwerfung; aber Sie irren sich höchlich, wenn Sie meinen, daß das System, welches die neueste Entscheidung betrifft, meine Lehre sey, und daß diese darin verdammt werde."

„Glauben Sie zufällig etwa, daß der neueste Hirtenbrief den gesunden Menschenverstand (le sens commun) verwirft? Wie? der höchste Bischof, der Lehrer der Lehrer, sollte erklären, daß der gesunde Menschenverstand und die Kirche unverträglich seyen? Diese Voraussetzung wäre ein Verbrechen, trüge sie nicht, was einzig sie entschuldigt, den indelebeln Charakter der Unschuld [d. h. Albernheit] an sich. Wenn der Statthalter Gottes ein philosophisches System verdammt, so ist das ein entscheidender Beweis, daß das System nicht, oder doch nicht ganz, dem gemeinen Menschenverstand angemessen ist. Folglich [!] ist das Haupt der Kirche, weit entfernt, den gesunden Menschenverstand in dem neuesten Hirtenbriefe zu verdammen, vielmehr sein Vertheidiger." —

Wir übergehen hier, was speciell ist, und gehen zu dem Theil über, der die philosophisch-religiösen Grundsätze und Differenzen der zwei, oder vielmehr drei Partheien betrifft. Die Französischen Bischöfe (zu deren Ansichten sich hierin der Ami de la rel. bekennt) hatten die Sätze des philosophischen Systems von Lamennais censurirt; der Vers. theilt sie mit, um zu zeigen, daß er in seiner Demonstration das Gegentheil davon behauptet habe, also mit den Bischöfen übereinstimme:

Mißbilligter Satz: „Keine Wahrheit ist dem Einen so gewiß, daß sie einem Anderen nicht ungewiß seyn kann."

„Ich dagegen behaupte überall in meiner Demonstration, daß es Wahrheiten gibt, die für den Einen so evident sind, daß sie für den Anderen nicht ungewiß seyn können, und ich zeige, daß die höchsten Principien diese Ordnung der Wahrheit constituiren."

Mißbilligter Satz: „Keine Wahrheit kann dem Individuum durch es selbst unfehlbar und absolut gewiß seyn, ohne die Mitwirkung der allgemeinen Vernunft" (du sens commun).

„Ich dagegen habe auf's Ausdrücklichste festgestellt, daß es Wahrheiten gibt, deren jedes mit Vernunft begabte Individuum unfehlbar und absolut gewiß ist durch sich selbst und ohne die Mitwirkung der allgemeinen Vernunft."

Mißbilligter Satz: „Aber die individuelle Vernunft kann sich ja täuschen, indem sie eine partikuläre Meinung für den allgemeinen Menschenverstand hält? Antwort: Das ist wahr." „Aber ich habe förmlich festgestellt, daß die individuelle Vernunft im normalen Zustande nothwendig den allgemeinen Menschenverstand und die vornehmsten Glaubenspunkte der Menschheit kennt (les principales croyances de l'humanité), und es also unmöglich ist, daß sie sich immer und in allen Fällen täusche, wenn sie die Übereinstimmung eines Satzes mit der allgemeinen Menschenvernunft behauptet." —

Die Form des Streites läßt nicht verkennen, daß die Philosophie in Frankreich noch nicht so weit ist als in Deutschland; aber sieht man nicht auch, daß der Deutsch-protestantische Nationalismus in wissenschaftlicher Beziehung noch weit zurück ist hinter dem der Französischen Abbés, da diese schon unter sich über Fragen streiten, an welche jener noch nicht gedacht hat, und sich bereits entzweien, während er immer noch eine einzige species zu haben scheint? ††.

*) Revue Européenne, Août 1834. [Unser gegenwärtiger Auszug ist durch ein Versehen verspätet.]



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 4. Februar. № 10.

## Über die Russische Kirche.

### Zweiter Artikel. Die Sekten.

Wenn gleich Sektirerei und Separatismus stets krankhafte Zustände, und als solche nur zu mißbilligen sind, so können sie doch unter gewissen Umständen eine erfreuliche Seite darbieten, indem sie Vorboten eines von der Kirche zu machenden Fortschrittes sind. Das erwachende Leben der Kirche, was einen solchen Fortschritt bedingt, ist nicht gleich anfangs kräftig genug, die Gesammtheit zu bewegen; es äußert sich zuvörderst in Einzelnen als lebendiges Gefühl des Unzureichenden der vorliegenden Formen in Leben, Lehre oder Kultus der Kirche; dies Gefühl sucht Worte, es erzeugt reformatorische Bestrebungen. Diese aber, als nur von Einzelnen ausgegangen, müssen von der Kirche, die sich allein dazu berechtigt weiß, zurückgestoßen werden. Dem Reformator seinerseits, der sich bewußt ist, nur der Stimme Gottes gefolgt zu seyn, bleibt nichts Anderes übrig, als die Kirche zu verlassen, und neben ihr eine Sekte aufzurichten. Eine Zeitlang wird es auch wohl den Anschein haben, als ziehe sich das Geistesleben aus der Kirche ganz in die Sekten zurück; wir brauchen nur an die Waldenser, Hussiten und ähnliche Partheien des Mittelalters zu erinnern. Allein die menschliche Voreiligkeit, der Hochmuth des Einzelnen, weiter seyn zu wollen, als die Kirche, der Leib Christi, die allen solchen separatistischen Bestrebungen zu Grunde liegen, ziehen auch ihre Strafe unausbleiblich nach sich. Denn wenn nun nach Gottes Rath die Zeit gekommen ist, wo die Kirche als solche sich eine neue Form gibt, und wenn sie nun in Blüthe prangt und reichliche Frucht trägt, dann stehen neben ihr jene Sekten als abgestorbene Zweige, wie nun seit drei Jahrhunderten die schon erwähnten Partheien neben der Evangelischen Kirche. Die Gegenwart bedarf es wohl, daß ihr das in Erinnerung gebracht werde. Daß wir einer gänzlichen Umgestaltung unserer kirchlichen Verhältnisse bedürfen und ihr auch unter Gottes Beistande entgegen gehen, ist gewiß; die Kirche muß sich ihrer Lehre mit entschiedener Klarheit wieder bewußt werden, und daraus werden unfehlbar die nöthigen Veränderungen in Kultus und Verfassung entspringen; soll aber eine solche Veränderung gründlich seyn, so kann sie nur langsam, ja fast unmerklich von Innen heraus vorbereitet werden, bis sie der Herr an's Tageslicht hervorruft. Aber der Ungeduld Vieler währt dies zu lange; sie wollen lieber selbst etwas machen; statt an der schweren und deshalb gesegneten Arbeit der Kirche Theil zu nehmen, finden sie es bequemer, irgend etwas in früherer Zeit da gewesenes in Lehre, Kultus oder Verfassung wieder hervorzusuchen, und als Panier aufzuwerfen; an Anhängern kann es ihnen nicht fehlen, da die Zahl solcher Ungeduldigen eben nicht klein ist, und unläugbar der gegenwärtige Zustand eben als Übergangsperiode etwas höchst Unbehagliches und Drückendes hat. Lasse sich aber doch ja Niemand durch die scheinbare dogmatische Klarheit und Sicherheit, durch die lebhaftere und innigere Theilnahme am Gottesdienste, durch die brennende Liebe zum Herrn, die keine Art von Märtyrerthum scheut, die Eigenschaften, die in der Regel Sekten auszeichnen, blenden und verführen. Es ist menschlicher Eifer, fremdes Feuer dabei, was der Herr auf seinem Altare nicht haben will; das wahre, erwärmende und belebende Feuer des Geistes brennt nur in der Kirche, deren Haupt Christus ist. Lasse sich Keiner irren durch das Geschrei: die Kirche sey todt oder abgefallen. Oftmals ist dies Geschrei gehört worden, und gar Viele sind ihm leider gefolgt; aber zu spät standen sie beschämt, wenn nun die geschmähte Kirche sich mit neuer Kraft erhob, und die Geschichte ihnen zurief: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege!"

Wenn wir gleich, von mehreren Ereignissen der Gegenwart angeregt, die vorstehenden Bemerkungen allgemeiner gehalten haben, als es zum Gegenstande dieses Aufsatzes zu passen scheint, so finden sie doch auch auf die Griechische Kirche ihre volle Anwendung. Wie todt die orthodoxe Kirche ist, hat der erste Artikel zur Genüge gezeigt. Nun ist wohl keine Kirche so reich an Sekten aller Art, als die Russische, ganz abgesehen von den noch aus der alten Zeit herstammenden häretischen Partheien, die sich dogmatischer Differenzen halber von der gesammten Kirche getrennt haben, wie z. B. Nestorianer und Monophysiten. So könnte man hoffen, in diesen wenigstens Leben und Vorboten eines künftigen allgemeinen Erwachens zu finden. Allein leider ist die eine Hälfte derselben noch viel erstarrter und geistloser als die Kirche; und die andere Hälfte, die allerdings noch viel Regsamkeit zeigt, und die Pinkerton um einiger abstrakter Principien willen sehr hoch zu stellen geneigt ist, scheint uns auf dem allergefährlichsten Abwege zu seyn, und, wenn es ihr gelingt, sich geltend zu machen, zur völligen Auflösung der Kirche zu führen. Ehe wir die Betrachtung der verschiedenen Partheien selbst beginnen, bemerken wir nur noch, daß Pinkerton's Nachrichten hierüber sehr unvollständig sind. Eine Menge Russischer Sektennamen, die er anführt, und nur zum Theil übersetzt, zum Theil also selbst nicht verstanden zu haben scheint, kann für uns natürlich von gar keinem Interesse seyn; und was er von einzelnen bemerkt, sind meist sehr abgerissene und unklare Notizen; nie hat er sich die Mühe gegeben, nach dem Mittelpunkte ihrer Bestrebungen zu forschen. Das Wichtigste, was er mittheilt, sind zwei, bald näher zu betrachtende Aktenstücke; und aus diesen, womit wir, was sich aus seinen zerstreuten Be-

merkungen schließen läßt, combiniren, werden wir versuchen, wenigstens einen Totalüberblick über den Geist jener Separatisten zu gewinnen. Zu verkennen ist nicht, daß die wenigen Andeutungen, die Henderson über diesen Gegenstand enthält, viel bestimmter und ergiebiger sind, und von viel mehr Sinn für Beobachtung zeugen.

Die ganze Masse der Sekten theilt sich in zwei Hauptklassen: Popoftschini, d. i. solche, die Priester haben, und Bezpopostschini, solche, die keine Priester haben. Es ist klar, daß dies nicht eine zufällige Unterscheidung ist, sondern daß sich der Charakter der Ersteren als bloßer Separatismus bezeichnen läßt, in dem Sinne des Wortes, wonach es eine, der Verfassung oder des Kultus wegen entstandene Spaltung bedeutet, während die Letzteren Schwärmer sind. Wir betrachten zuerst die Ersteren, als die minder bedeutenden.

Die verschiedenen Sekten, die zu jener Abtheilung gehören, werden auch unter dem Namen Raskolniken oder Dissenters zusammengefaßt, und die wichtigste unter ihnen ist die der Starobretfi (oder Starowertfi), d. i. Anhänger des alten Ritus, die ihren Ursprung aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ableitet. Der gelehrte Patriarch Nikon von Moskau, der, um die alte Slavonische Bibelübersetzung zu corrigiren, an 500 Griechische Handschriften sammelte, wandte seine Sorgfalt auch auf die Kirchenbücher, und war mit seinen Verbesserungen auf dieser Seite glücklicher. Der Czar Alexei Michaelowitsch versammelte 1654 eine Synode in Moskau, bestehend aus fünf Metropoliten, fünf Erzbischöfen, elf Archimandriten und dreizehn Priestern, welche die von Nikon gemachten Verbesserungen approbirte, und danach emendirte Kirchenbücher drucken ließ. Dagegen erhob sich nun von allen Seiten der heftigste Widerspruch; man schrie über Verfälschung des Glaubens, und vergebens wies die Synode darauf hin, daß alle Slavonischen Kirchenbücher ja nur Übersetzungen und als solche der Vergleichung mit dem Original bedürftig wären; man antwortete ihr: Nach diesen Büchern haben unsere Väter geglaubt und sind selig geworden; und durch denselben Glauben hoffen auch wir dahin zu gelangen, wo sie jetzt sind. So sonderte sich eine zahlreiche Parthei von der Kirche ab, und die gewaltsamen Veränderungen, die Peter der Große sowohl in das gesammte Leben als in die kirchlichen Verhältnisse einführte, trugen bedeutend dazu bei, ihr im Volke Eingang zu schaffen; die meisten Anhänger hat sie unter dem Kaufmannsstande der Hauptstädte Petersburg, Moskau, Wladimir, der ja bekanntlich auch in Tracht und Lebensweise an der Väter Sitte treulich festgehalten hat. Die ganze Differenz nun zwischen diesen Starowertzen und der Kirche beruht auf der Frage: ob man sich der nach altem, oder der nach neuerem Typus gemalten Bilder, ob man sich der alten, nur in Handschrift vorhandenen, oder der neueren, nach Nikon's Recension gedruckten Kirchenbücher bedienen solle? Außerdem verwarfen sie auch die späteren Ausgaben der Bibel, und bedienen sich bloß der Editio princeps, die 1581 in Ostrog erschienen, und die dadurch, daß sie alle Exemplare, die sie erlangen können, zu den höchsten Preisen aufkaufen, zu einer



großen Seltenheit geworden ist. Merkwürdig aber, und für den Geist der Parthei höchst charakteristisch ist es, daß sie die von der Petersburger Bibelgesellschaft in Umlauf gesetzten Bibeln gern annahmen, weil sie nämlich statt stereotyp, starotyp sagten und darin etwas von ihrer Parthei Ausgegangenes sahen! Die Regierung versuchte es lange Zeit durch Mittel aller Art, die Einheit der Kirche wiederherzustellen; da sich aber alle Bemühungen als vergeblich erwiesen, so bewilligte Katharina II. 1785 den Raskolniken freie Religionsübung. Zugleich forderte sie sie auf, regelmäßig ordinirte Priester von der Mutterkirche aufzunehmen, was auch viele thaten, so daß also eine bedeutende Annäherung statt gefunden hat.

Viel bedeutender aber, als auf dem kirchlichen Gebiet, zeigt sich der Eifer dieser Partheien gegen die Mitglieder der orthodoxen Kirche im bürgerlichen Leben, wo ihr Verhältniß ganz dem der Juden gegen die Samaritaner analog ist. Sie vermeiden, so viel als möglich, alle Berührung; und wenn ein Raskolnike gar nicht umhin kann, einem Rechtgläubigen Gastfreundschaft zu erweisen, so vernichtet er alle dabei gebrauchten Gefäße. Diejenigen, die an Hauptstraßen wohnen, und etwa gar Gasthöfe haben, sind mit doppeltem Geschirr versehen, um ohne Profanirung ihres eigenen Hausrathes doch die Fremden bedienen zu können. Aber auch dies reicht nicht immer hin, ihr Gewissen zu beruhigen, wovon Henderson selbst ein komisches Beispiel erlebte. In Krestzi, einer kleinen Stadt unweit Novgorod, stieg er in einem Gasthofe ab, dessen Besitzer, wie die gesammte Vorstadt, zu den Dissidenten gehörte; da dem äußeren Anscheine nach großer Wohlstand und Überfluß an allem Hausrath herrschte, hofften die Reisenden, daß ihnen die oben erwähnte Sitte zu statten kommen würde. Allein unglücklicher Weise hatte einer von ihnen Metallknöpfe an seinem Rocke, und ein anderer eine Tabackspfeife in der Hand; und nun waren alle Bitten, alle Versprechungen unvermögend, die Wirthin zu bestimmen, ihnen ein Mittagbrodt zu bereiten. Ihr Abscheu vor dem Taback geht so weit, daß sie einen Tisch, auf den nur eine Schnupftabacksdose gesetzt worden ist, nicht eher gebrauchen, als bis er abgehobelt worden ist.

Auffallend ist es, was Henderson bei dieser Gelegenheit von den Grundsätzen dieser Parthei erzählt, daß sie das Abendmahl gar nicht feiern und die Taufe, nach Art der alten Kirche, namentlich des vierten Jahrhunderts, erst im Angesichte des Todes vollziehen, weil sie die nach der Taufe begangenen Sünden für unerläßlich halten. Es scheint dies allem, was wir sonst über den Geist der Raskolniken wissen, zu widersprechen, und doch ist bei Henderson's Genauigkeit ein Irrthum nicht vorauszusetzen. Der Widerspruch ist wohl durch die Annahme zu lösen, daß einzelne dissidirende Gemeinden, bei ihrer Losgerissenheit von der wahren Lebensquelle, Schwärmern in die Hände gefallen sind, die sie weiter geführt haben, als es ursprünglich in der Absicht der Parthei gelegen. Auch bemerkt in der That Pinkerton, daß ein Theil der Starowerthen den Gebrauch der alten wie der neuen Bilder verwirft, und sich, wie er es nennt, einen eigenen Glauben aus dem Worte Gottes gebildet hat.

Viel interessanter ist das Treiben der Russischen schwärmerischen Sekten, die sich selbst Duchovnie Christiani, geistige Christen, oder Duchoborzi, Geisteskämpfer (gleichsam ein geistiges Israel) nennen. Von ihren Feinden werden sie Molochani, Milchesser, gescholten, weil sie nämlich die Fasten der Kirche verwerfen, und deshalb während derselben mit anderen verbotenen Speisen auch Milch genießen; daraus ein Kennzeichen der Parthei zu machen, ist ganz im Geiste der Kirche, welcher am Katholicismus der Gebrauch ungesäuerter Hostien und das Fasten am Sonnabend eben so anstößig ist, als die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes.

Über das Alter dieser Sekten konnten die Reisenden nichts Zuverlässiges erfahren; wir glauben, aus dem natürlichen Grunde, weil mystische Sekten der Art selten einen bestimmten Anfang haben; es ist dies eine Richtung, welche zu allen Zeiten ihre Repräsentanten in der Kirche gehabt hat. Bekanntlich war das Mittelalter im Abend- wie im Morgenlande reich an schwärmerischen Partheien, und wenn sich diese im Abendlande gegen das rege geistige Leben der Kirche nicht behaupten konnten, sondern von diesem nach und nach absorbirt wurden, so begünstigte das Hinwelken der Griechischen Kirche ihr Bestehen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß zwischen den Duchoborzen und Bogomilen irgend ein Zusammenhang besteht. Eben deshalb konnten auch die Kolonisten an der Molochnaja auf Pinkerton's Frage nach dem Alter der Parthei antworten, sie sehen so alt als die Welt.

In früheren Zeiten theilten die Duchoborzen das Schicksal der meisten Sekten; sie wurden von der Kirche auf das Grausamste verfolgt; körperliche Züchtigungen aller Art, Gefängniß, Einziehung ihrer Güter, wurden über sie verhängt; nur die Todesstrafe scheint nie angewendet worden zu seyn. Sie wurden dadurch veranlaßt, sich größtentheils in die südlichen Provinzen, besonders unter die Klein-Neußen und Kosacken zu ziehen; theils sicherte ihnen der Kampf dieser Völker gegen die Russische Oberherrschaft Schutz zu; theils konnten sie auch später, nachdem sich die Russische Macht so weit ausgedehnt hatte, bei herannahender Gefahr leichter über die Gränze fliehen. In neueren Zeiten hat ihnen die Regierung zwar Schutz zugesichert, aber zugleich ihnen ganz abgesonderte Kolonien in eben jenen südlichen Provinzen angewiesen, um auf diese Weise ihren etwanigen Einfluß auf die Kirche und jede Proselytenmacherei unmöglich zu machen. Sind sie hier auch wohl gelegentlichen Neckereien der Provinzialbehörden ausgesetzt, so war dies gegen den ausdrücklichen Willen des Kaisers, und Alexander sah sich bei solcher Gelegenheit, als man sie verklagte, Deserteurs zu verbergen und Proselyten zu machen, zu einem Rescripte an den Militär-Gouverneur von Cherson veranlaßt, welches wir als einen schönen Beitrag zu den im ersten Artikel über jenen ausgezeichneten Fürsten gegebenen Nachrichten hier mittheilen.

„An den Militär-Gouverneur von Cherson. — Aus zwei Berichten, welche Sie an den Minister der Polizei in Betreff der bei Melitopol angesiedelten sogenannten Duchoborzen eingereicht haben, ersehe ich, daß Sie deren Entfernung aus ihrem jetzigen Wohnort und anderweitige Ansiedelung wünschen. Zu



diesem Wunsche veranlassen Sie gewisse Gerüchte über das unsittliche Leben, die antisocialen Grundsätze und die Proselytenmacherei jener Leute. Demzufolge, und da auch die Duchoborzen selbst um Schutz gegen Unterdrückung bei mir eingekommen sind, habe ich den Minister angewiesen, mit Ihnen zu correspondiren, um möglichst genaue Berichte über die Duchoborzen einzuziehen."

„Zugleich scheint es mir nöthig, Sie noch besonders auf die Gründe aufmerksam zu machen, welche die Entfernung jener Leute aus der Ukraine und anderen Gouvernements und ihre Niederlassung an der Molochnaja im Taurischen Gouvernement bei Melitopol veranlaßten. Jene Übersiedelung geschah, wie Sie wissen müssen, ausdrücklich auf meinen Befehl, zu Folge meines Erlasses an den Gouverneur von Neu-Rußland, Miklaschejosskoi, d. d. 26. Januar 1802; theils wegen der Leiden, die sie erduldet hatten, und theils in der Absicht, sie vor der Anwendung unpassender und nutzloser Maaßregeln in Beziehung auf ihre eigenthümlichen Religionsmeinungen zu schützen. Sie sind jetzt von dem Verkehr mit dem übrigen Theile der Nation hinlänglich getrennt, und aller weiteren Ausbreitung der Sekte ist somit vorgebeugt. Seit mehreren Jahren hat die Regierung aus keinem Bezirke Klagen über Unordnungen, die unter ihnen vorgefallen wären, erhalten, und es ist somit Grund genug vorhanden, die getroffenen Maaßregeln für zweckmäßig zu halten."

„Die Trennung dieser Leute von der Griechisch-Russischen orthodoxen Kirche ist unstreitig ihrerseits ein Irrthum, der sich auf gewisse falsche Meinungen über wahren Gottesdienst und den Geist des Christenthums gründet. Es beruht dies auf dem Mangel an Bildung; denn sie eifern um Gott, aber mit Unverstand. Aber ziemt einer erleuchteten christlichen Regierung der Versuch, die verirrten Schafe durch gewaltsame Maaßregeln in den Schoß der Kirche zurückzubringen? Die Lehre des Heilandes, der auf Erden erschien, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, kann den Menschen nie durch Gewalt aufgedrängt werden, und kann nie die Anwendung zeitlicher Strafe gegen den, welcher auf den Weg des Glaubens gebracht werden soll, rechtfertigen. Wahrer Glaube wird nach Gottes Gnade, durch Überzeugung hervorgebracht, und er kann wohl durch Unterricht, Sanftmuth und vorzüglich ein gutes Beispiel hervorgerufen werden; Strenge dagegen überzeugt nicht, sondern verhärtet mehr und mehr. Alle die Gewaltmaaßregeln, welche man in den dreißig Jahren vor 1802 gegen die Duchoborzen erschöpft hat, haben, statt die Sekte auszurotten, die Zahl ihrer Anhänger nur vermehrt."

„Mehrere Provinzialbehörden haben wiederholte günstige Berichte über das Betragen der Duchoborzen eingereicht, während sie zu gleicher Zeit ihre Absonderung von der Kirche beklagen. Die Senatoren Lapuchin und Noledinskoy-Melatsky, welche 1801 die Ukraine bereisten, geben ihnen, obgleich sie ihre Irrthümer nicht vertheidigen, doch in vieler Beziehung ein gutes Zeugniß, weil sie sie unpartheiisch und mit christlicher Liebe beurtheilten."

„Alle diese Umstände beweisen klar, daß ich meine Aufmerksamkeit nicht darauf zu richten habe, diesen Leuten aber-

mals neue Wohnsitze anzuweisen, sondern vielmehr ihnen schleunigen Schutz vor überflüssiger Strenge in Beziehung auf Alles, was ihre eigenthümlichen Religionsmeinungen betrifft, zu gewähren. Ihre Übersiedelung aus solchen Ursachen würde ihnen neue Beunruhigungen zuziehen, und sie würden so auf einen bloßen Bericht bestraft werden, ohne daß die Wahrheit der Anklage untersucht und ausgemittelt wäre. So handelt die Regierung zu keiner Zeit, gegen wen es auch immer seyn mag; und die orthodoxe Kirche, wie sehr sie sich auch danach sehnt, diese Kinder, die ihre Gemeinschaft verlassen haben, zurückzuführen, kann nie eine solche Verfolgung billigen. Dies widerspräche durchaus dem Geiste ihres Hauptes, Christi, unseres Heilandes, der seinen Schülern das denkwürdige Wort hinterließ: „„Wenn ihr aber wüßtet, was das sey: Ich habe Gefallen an der Barmherzigkeit und nicht am Opfer, so hättet ihr die Unschuldigen nicht verdammt.““ Nur wenn man in diesem Geiste, dem Geiste des wahren Christenthums handelt, kann das erwünschte Ziel jemals erreicht werden.“

„Deshalb empfehle ich diese Kolonie Ihrer unmittelbaren Aufsicht und Sorgfalt. Statt sich auf irgend Jemandes Bericht zu verlassen, werden Sie nicht ermangeln, selbst unpartheiisch alle Umstände des Vorfalls zu untersuchen; besonders erforschen Sie die Lebensweise der Leute, und blicken Sie auf sie mit dem unpartheiischen und wachsamen Auge eines Staatsmannes, der das Glück der Regierung nur in der Beförderung des Wohls der verschiedenen Klassen von Unterthanen sucht, die seiner Sorgfalt anvertraut sind. Es ist durchaus nothwendig, daß Alle fühlen, daß sie unter dem Schutze der Gesetze stehen; dann nur läßt sich erwarten, daß sie Liebe zur Regierung hegen und sich einer genauen Befolgung der Gesetze befleißigen werden, die ihnen selbst so wohlthätig sind. Sollten Sie ja bemerken, daß unter den Kolonisten solche sind, die Deserteurs verbergen, oder die sich bemühen, Mitglieder der Nationalkirche zu ihrer Denkweise zu verführen, so wenden Sie die Schärfe des Gesetzes gegen die, welche ihm entgegen handeln, und setzen Sie so dem Übel Schranken; aber auch dann darf nicht gestattet werden, daß wegen eines oder mehrerer Frevler, welche des Verbrechens überführt sind, die ganze Gesellschaft der Ansiedler, welche keinen Theil daran haben, Verfolgung erleide.“

„Bei Gelegenheiten dieser Art, wenn Berichte und Anklagen eingesandt werden, ist eine sorgfältige Untersuchung nothwendig, um zu ermitteln, wer die Ankläger sind, und von welchen Beweggründen sie muthmaßlich geleitet werden. So können die zwei in Ihrem Berichte erwähnten Duchoborthen, welche nach ihrer Rückkehr zur orthodoxen Kirche die Gesellschaft mannichfacher Verbrechen anklagten, und über das unsittliche Leben ihrer Mitglieder berichteten, dies gar wohl aus Rachsucht gethan haben; denn es ist gar wohl möglich, daß sie ihrer schlechten Aufführung wegen aus der Gemeinde ausgestoßen worden sind, oder sie eines Streites oder einer Feindschaft wegen verlassen haben. Die bloße Anklage solcher Leute verdient kaum irgend



eine Aufmerksamkeit; gewiß aber darf nie auf Grund derselben strenger Tadel, Verhaftung, Gefängnißstrafe oder Verfolgung über Leute verhängt werden, die keiner schlimmen Absichten oder Handlungen überführt sind.“

„Auch die Untersuchung einer zu muthmaßenden Übertretung muß stets so geführt werden, daß der Unschuldige in Folge derselben durchaus nichts zu leiden hat.“

„Sie werden daher nicht ermangeln, sich pünktlich nach meinen hier ausgesprochenen Gesinnungen zu richten, und ich erwarte von der Befolgung dieses Weges den günstigsten Erfolg. Unterdeß aber werden Sie mir ausführlich über die Anordnungen, welche Sie getroffen, und über die Entdeckungen berichten, welche Sie, nachdem Sie die Kolonie unter Ihren unmittelbaren Schutz nahmen, gemacht haben.“

„Petersburg, den 9. December 1816.“ (Das Original ist vom Kaiser eigenhändig unterzeichnet.)

Es ist nicht zu verwundern, daß eine Parthei, die so lange Zeit auf das Grausamste verfolgt worden ist, wenn man ihr plötzlich so liebevolle Gesinnungen zeigt, mißtrauisch wird, wenigstens nicht gleich volles Zutrauen faßt. Alle Reisende beklagen sich über das außerordentlich scheue, zurückhaltende Wesen der Duchoborthen, und auch die Mennoniten, welche ganz in der Nähe ihrer Hauptkolonie, nur durch die Molochnaja getrennt, wohnen, und sonst ihrem Betragen das beste Zeugniß gaben, beschwerten sich über ihre Verschlossenheit. Henderson, der im Jahre 1821 ihre Kolonie besuchte, war nicht im Stande, irgend etwas Genügendes von ihnen zu erfahren. Möglich ist es, daß besonders sein großer Eifer, sie mit Bibeln zu versehen, während sie das geschriebene Wort Gottes verwerfen, ihnen verdächtig erschien. Viel glücklicher war Pinkerton, der 1816 jene Gegenden bereiste. Wir lassen ihn seine interessanten Erfahrungen selbst erzählen.

„Als ich mich dem ersten ihrer Dörfer näherte, traf ich eine Frau, die ich fragte, wo die erste obrigkeitliche Person des Ortes wohne? Sie antwortete mir: „„Bei uns ist Keiner größer als der Andere!““ Der Nächste, den ich fand, war ein greiser Schäfer bei seiner Heerde; ich ließ den Fuhrmann halten und bat den Mann, näher zu kommen. Er that dies, und mit entblößtem Haupte, auf seinen Stab gelehnt, beantwortete er meine Fragen. Auf die Frage, ob er lesen könne? erwiederte er: „„Ja, ich kann das Wort des Lebens lesen!““ Ich schloß daraus natürlich, daß er die Bibel lesen könne, und bot ihm einen Traktat über die Bibelgesellschaft an; er weigerte sich aber, ihn anzunehmen, indem er sagte, daß er unsere Bücher nicht lesen könne, sondern nur das Buch des Lebens, welches er auswendig gelernt habe; mit anderen Worten, daß er die dogmatischen und ethischen Hauptlehren der Sekte hersagen könne. Und als ich einige der Artikel, wie ich sie in meinem Buche über die Griechische Kirche mitgetheilt habe, berührte, wiederholte er sie ganz vollständig; bei anderen wurde ihm jedoch sein Gedächtniß untreu.“

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 7. Februar. № 11.

## Über die Russische Kirche.

(Fortsetzung.)

„Ich hielt in einem zweiten Dorfe, und trat ohne weiteres in eines der am besten aussehenden Häuser, indem ich um ein Glas Wasser bat; dies brachte mir ein junger Mann sehr bereitwillig. Nach einer kurzen Unterredung mit ihm erfuhr ich, daß ich mich in der Kanzelei befand, d. h. an dem Orte, wo die bürgerlichen Angelegenheiten der Sekte verhandelt werden. Ich sagte ihm unumwunden den Zweck meines Besuches, und bat ihn, mich zu einigen ihrer Ältesten zu bringen. Dies schien ihm sehr verdächtig; doch schickte er nach einem der Ältesten, welcher früher als Abgeordneter in Petersburg gewesen war; dieser kam auch bald mit einigen seiner Brüder. Nach einem kurzen Gespräch über den Senator Koblitz und einige andere Herren, welche ihnen während ihres Aufenthaltes in Petersburg freundlich entgegengekommen waren, schienen sie ihre Zurückhaltung einigermaßen abzulegen und antworteten freier auf meine Fragen. Ich zog mein Buch über die Griechische Kirche hervor und las der Gesellschaft die auf die Duchobortzen bezüglichen Stellen vor, und ich hatte die Genugthuung, daß sie mir ihre Grundlehren ganz in den dort gebrauchten Ausdrücken vortrugen. Sobald ich nur die ersten Worte eines Paragraphen übersetzte, sagten sie meist das übrige genau, wie es im Buche stand."

Das Charakteristische nun an der Sekte der Duchobortzen, welche im Einzelnen in verschiedenen Gegenden sehr von einander abweichen, ist die vollständige Verwerfung des geschriebenen Wortes, und der damit zusammenhängende, sehr consequent durchgeführte Spiritualismus; man hat sie daher nicht unpassend die Quäker der Russischen Kirche genannt, besonders da sie auch die Verwerfung des Eides und des Soldatenstandes mit jener Parthei gemeinschaftlich haben. Vergebens versuchten es sowohl Pinkerton als Henderson, sie zur Annahme gedruckter Bibeln zu bewegen; sie erklärten, was in der Bibel stünde, trügen sie auch in sich, und dies innere Licht genüge ihnen auch vollkommen. Sie nennen sich deshalb auch Heilige. Dies legte man ihnen als Heuchelei aus; die Mennoniten, welche, wie schon gesagt, mit ihnen zusammen wohnen, erzählten Pinkerton: „es sey erwiesen, daß einige Duchobortzen dem Trunke ergeben seyen; allein die übrigen läugneten dies, indem sie behaupteten, sie wären alle Heilige." Doch ist es hier wohl nur die Combination zweier von einander unabhängiger Fakta, welche die Anklage der Heuchelei begründet; indem die Mennoniten das notorische Vorhandenseyn von Trunkenbolden mit der allgemeinen Behauptung der Duchobortzen von ihrer Heiligkeit zusammenbrachten, erschien diese als unwahr; aber schwerlich hatte man dabei untersucht, ob nicht jene Unwürdigen und Unheiligen eben deshalb auch schon ausgeschlossen waren; denn daß eine strenge Kirchenzucht wenigstens in einigen Gemeinden jener Parthei statt findet, werden wir später sehen. Wie fleischlich übrigens dieses innere Licht, das Einwohnen Gottes in den Herzen der Menschen, gefaßt wird, zeigt die Form ihrer Begrüßung; sie bücken sich tief vor einander, als vor „Bildern Gottes, und Tempeln, in welchen der heilige Geist wohne," und der Kuß, welchen sie sich dann geben, ist ihnen eine der heiligsten und bedeutungsvollsten Handlungen.

Es ist nun eine nothwendige Folge dieses Spiritualismus, daß von den wirklich christlichen Lehren wenig bei ihnen übrig geblieben ist. Zwar sprechen sie viel von Christo, aber sie denken sowohl seine Person als seine Leiden mystisch, und von der Erlösung wissen sie nichts. Das jüngste Gericht läugnen wenigstens Einige (und es scheint uns dies ganz dem Geiste der Parthei überhaupt angemessen), d. h. sie behaupten, dieses, so wie die zweite Erscheinung Christi sey schon gewesen. Eben so verwerfen sie die Sakramente, Taufe und Abendmahl, insofern ein äußerer Akt dazu gehört; denn an der geistigen Feier derselben behaupten sie sehr eifrig, Antheil zu nehmen. Daß sie keinen Unterschied der Tage noch Speisen zugeben, ist natürlich, und es ist dies, wie schon gesagt, die Veranlassung zu der Benennung Molochani gewesen. Doch läßt sich wohl denken, daß sie für ihre gottesdienstlichen Versammlungen bestimmte Tage haben, denn die später zu erwähnende strenge Sabbathsfeier Einiger unter ihnen läßt schließen, daß wenigstens ein Anknüpfungspunkt dafür in der allgemeinen Sitte der Parthei vorhanden sey; auch läßt sich ja die behauptete Unterschiedslosigkeit der Tage sehr gut neben der rein äußerlichen Anordnung, nur an einem gewissen Tage zusammenzukommen, fest halten. Die gottesdienstlichen Versammlungen selbst entbehren aller weiteren Förmlichkeit; sie werden meist im Freien, und nur wenn die Witterung ungünstig ist, im Hause gehalten, und bestehen aus Gesang, freiem Gebete und Anreden; wahrscheinlich werden hier auch die Lehrsätze der Parthei so oft wiederholt, daß sie die Anwesenden auf diese Weise auswendig lernen; denn gedruckte Bücher haben sie nicht, die Wenigsten können lesen, und auch Schulen für die Kinder fehlen ihnen, und gleichwohl wissen sie diese Lehrsätze auswendig. Die Ältesten, welche zur Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten gewählt werden, sind zwar gewöhnlich, aber doch nicht immer, die Redner in jenen Versammlungen.

Mit ihrem ganzen Geiste scheint auch eine eigenthümliche Ansicht von der Ehe zusammenzuhängen; doch können wir hier nur muthmaßen. Henderson sagt, sie hielten die Ehe kaum für einen bürgerlichen Akt, und man finde häufig Beweise von

Vertraulichkeit zwischen Personen, die ihren Entschluß, sich zu heirathen, noch durchaus nicht ausgesprochen hätten. Es ist dies wohl aber nur eine gehässige Behauptung ihrer Feinde, denn diese sagen ihnen freilich noch Schlimmeres nach, und zwar, wie Pinkerton angibt, deshalb, weil sie nie sagen: Meine Frau, mein Kind — sondern: Meine Schwester, unser Kind. Als Pinkerton den Duchoborzen dies mittheilte, riefen sie ganz empört aus: „Sind wir denn Thiere? — Aber freilich, wir sind an jede Art von falschen Anklagen gewöhnt!" Es erklären sich auch jene Ausdrücke sehr leicht aus der Idee einer allgemeinen geistigen Verwandtschaft, als Folge des allen inwohnenden heiligen Geistes. Diese geistige Verwandtschaft kann dann auch durch das Eheband nicht gesteigert werden, und darum bedarf die Ehe keiner förmlichen kirchlichen Weihe; dessen ungeachtet aber kann sie doch auf's Strengste heilig gehalten werden. Von einem Theile der Duchoborzen wissen wir sogar bestimmt, daß das Eheband, obgleich nur durch gegenseitiges öffentliches Versprechen geknüpft, für so unauflöslich gilt, daß der Ehebruch zwar Excommunikation, aber nicht Trennung der Ehe nach sich zieht.

In früherer Zeit fand unter den Duchoborzen auch Gütergemeinschaft statt, und so gibt es Pinkerton noch in seinem Buche über die Russische Kirche an; allein in den Dörfern an der Molochnaja erfuhr er, daß dort wenigstens dies aufgehört habe; Jeder besitzt sein eigenes Feld. Zwar ist ein Theil des Feldes, der Gärten und des Viehes noch Gemeingut, und es werden daraus die für die ganze Gesellschaft nöthigen Ausgaben bestritten, aber es hängt dies gar nicht mit ihren religiösen Grundsätzen zusammen, sondern ist ein in jener Gegend auch bei den Mennoniten und Deutschen Kolonisten allgemeiner Gebrauch.

Besser, als aus diesen kurzen und ziemlich fragmentarischen Notizen, tritt uns der Geist jener merkwürdigen Parthei aus einem interessanten Aktenstücke entgegen, welches Pinkerton mittheilt, dem Protokoll einer Unterredung zwischen drei gefangenen Duchoborzen aus der Gegend von Charkow und dem Archimandriten Innocentius, damals Rektor des Newskyschen Seminars, gehalten im Mai 1792. Es dient diese Unterredung zugleich als Vervollständigung dessen, was wir im ersten Artikel über den dogmatischen Geist der orthodoxen Kirche gesagt haben.

Unterredung zwischen dem Rektor des Newskyschen Seminars in St. Petersburg, Archimandriten Innocentius, und dreien von der Sekte der sogenannten Duchoborzen, Michael Stschireff, Anikin und Timotheus Suharniff, im Mai 1792.

Archimandr. Wodurch seyd Ihr in die Lage gekommen, daß man Euch als Leute, die der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich sind, einsperrt? — Duchob. Durch die Bosheit unserer Verfolger. — A. Weshalb verfolgen sie Euch? — D. Weil gesagt ist, daß Alle, die in Christo gottselig leben, Verfolgung leiden müssen. — A. Wen nennt Ihr Eure Verfolger? — D. Diejenigen, welche mich in's Gefängniß warfen und in Fesseln schlugen. — A. Wie dürft Ihr so übel von der bestehenden



Obrigkeit reden, welche nach Grundsätzen christlicher Frömmigkeit besteht und handelt? welche Keinen seiner Freiheit beraubt, der nicht den öffentlichen Frieden und das allgemeine Beste stört? — D. Es gibt keinen höheren Herrscher als Gott, welcher über die Herzen der Könige und Menschen herrscht; aber Gott schlägt nicht in Fesseln, noch gebietet er die zu verfolgen, welche seine Ehre keinem Anderen geben wollen, und die in Frieden, vollkommener Liebe und gegenseitiger Handreichung leben. — A. Was heißt das: „die seine Ehre keinem Anderen geben wollen?" Welchem Anderen? — D. Leset das zweite Gebot, und Ihr werdet es wissen. — A. Ich merke, Ihr wollt die tadeln, welche sich vor den Bildern des Heilandes und seiner Heiligen beugen? — D. Er hat sein Bild in unsere Seelen gelegt. Und, heißt es, die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. — A. Jetzt ist es klar, daß Ihr Euch selbst in Eure gegenwärtige Lage gebracht habt, indem Ihr in Irrthum verfallen seyd, die Natur der Frömmigkeit mißversteht und Meinungen hegt, die dem gemeinsamen Glauben und Eurem Lande schädlich sind. — D. Es ist nicht wahr. — A. Wie? Irrt Ihr nicht, wenn Ihr behauptet, es gebe eine Obrigkeit, die gegen den Willen Gottes besteht, da doch keine Obrigkeit ist, ohne von Gott? und die Regierung, welche bestimmt ist, die Ungehorsamen und Aufrührerischen zu zügeln und zu strafen, verfolge die Frömmigkeit, „da sie doch Gottes Dienerin ist, zur Rache den Übelthätern?" — D. Was thun wir denn Übles? Nichts. — A. Stört Ihr nicht den Glauben durch Euer falsches Vernünfteln über seine heiligen Gebräuche, und durch Euren blinden Eifer wider Gott, gleich den alten Juden, welche eiferten, aber mit Unverstand? — D. Behaltet Euren Verstand, aber beunruhigt uns nicht, die wir in Frieden leben, unsere Abgaben bezahlen, Niemanden verletzen und der irdischen Obrigkeit gehorchen. — A. Aber vielleicht bezahlt Ihr die Abgaben und beschädigt Niemand und gehorcht der Obrigkeit nur weil Ihr müßt, weil Ihr zu machtlos seyd, während Ihr Liebe und Frieden nur denen zuwendet, die Eurer Meinung sind. — D. Setzt Eure Worte wie Ihr mögt. — A. Wenigstens ist es Euch, denke ich, keineswegs unangenehm, Eure Gesellschaft wachsen zu sehen? — D. Wir wünschen allen Menschen das Beste, und daß Allen geholfen werde, und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. — A. Laßt Eure erkünstelte Heimlichkeit, Eure ausweichenden und zweideutigen Antworten. Erklärt und eröffnet mir aufrichtig Eure Meinung wie Menschen, die nur die Wahrheit sagen wollen. — D. Ich verstehe Euch wohl, denn der Geist der Wahrheit, welcher uns erleuchtet in Allem, was Glauben und Leben betrifft, hilft uns auch, Heuchelei und Betrug in Jedermann zu erkennen. Doch um Eure überlästigen Fragen los zu werden, und zugleich den wahren Glauben kühn zu predigen, will ich Euch antworten, so gut ich vermag. — A. In welcher Weise seyd Ihr zu Eurer Glaubensweise gekommen? Durch den Beistand Anderer, oder durch den Gebrauch Eurer eigenen Geisteskräfte? — D. Er ist unserem Herzen nahe, und darum bedarf es keines Beistandes. Aufrichtiges Verlangen und heißes Gebet ist allein erforderlich. — A. Gründet Ihr

wenigstens Eure Meinungen auf das Wort Gottes, oder nicht? — D. Ich gründe mich selbst auf dasselbe. — A. Aber das Wort Gottes lehrt uns, daß Gott den wahren Glauben und die Verwaltung der Sakramente und die Unterweisung in der Frömmigkeit gewissen, dazu berufenen und verordneten Personen übergeben hat; „ich, von Gottes Gnade, die mir gegeben ist," sagt St. Paulus, „habe den Grund gelegt als ein weiser Baumeister." — D. Gewiß, und solche Männer waren die Gesandten, die wir 1767 und 1769 hieher sandten. Aber was that ihnen der Geist der Verfolgung und des Zorns? Einige wurden zu Soldaten gemacht, die Anderen verbannt. — A. Unstreitig versteht Ihr unter den Gesandten einige wohlgesinnte Leute, wie Ihr selbst einer seyd. — D. Ja. — A. Aber Ihr und Eures Gleichen, auch wenn Ihr guten Willen habt, könnt nicht Diener oder Lehrer des heiligen Glaubens seyn. — D. Warum nicht? — A. Weil eine Kirche nicht auf individuelle Auctorität gegründet werden kann, wie aus 1 Cor. 3, 5. klar ist. Sodann, weil besondere Gaben von oben nöthig sind, „um uns tüchtig zu machen, zu führen das Amt des Neuen Testaments." 2 Cor. 3, 6. Endlich ist es zu diesem gesetzmäßigen und gnädigen Beruf durchaus nothwendig, daß wir die Ordination besitzen, welche seit der Apostel Zeit in der heiligen Kirche geblieben ist, wie es heißt: „Und er hat Etliche zu Aposteln gesetzt, Etliche aber zu Propheten, Etliche zu Evangelisten, Etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werk des Amts, dadurch der Leib Christi gebauet werde." Eph. 4, 11. 12. — D. Es ist zu diesem Amte keine andere Berufung nöthig als die, welche in unseren Herzen ruft; noch besteht unsere Gelehrsamkeit in den Worten, die menschliche Weisheit lehrt, sondern im „Beweis des Geistes und der Kraft." Gehört es zu den Gaben, die Ihr fordert, auch, daß man Lateinisch plappern könne? — A. Ihr versteht die Schrift nicht, und das ist die Quelle aller Eurer Irrthümer. Der Apostel verwirft in den Worten, die Ihr anführt, nicht die Fähigkeiten und Gaben erworbener Gelehrsamkeit, sondern er stellt die Lehre Christi gegenüber der Weisheit der Heiden, die seiner Zeit berühmt war. Und daß die Berufung der Hirten und Lehrer stets von der Kirche, welche sie wählte, abhing, ist klar aus der Geschichte der Hirten und Lehrer, welche in alle Ewigkeit hochgepriesen sind. — D. Was heilige Schrift? Was Kirche! Was versteht Ihr unter heiliger Schrift? — A. Saget Ihr nicht selbst, daß Ihr Eure Meinungen auf das Wort Gottes gründet? das verstehe ich unter heiliger Schrift. — D. Das Wort Gottes ist geistig und nicht materiell, darum kann es nur in die Herzen und in den Geist geschrieben werden. — A. Wenn aber der Heiland sagt: „Suchet in der Schrift" und auch den Grund dieses Gebotes angibt „denn Ihr meinet, Ihr habet das ewige Leben darin," kann er da wohl etwas Anderes meinen, als das geschriebene Wort Gottes. Dies ist der Schatz, den er selbst der heiligen Kirche anvertraut hat als die unwandelbare Regel des Glaubens und des Lebens. — D. Und was nennt Ihr Kirche? — A. Eine Versammlung solcher, die an Jesum Christum glauben, von Hirten nach den auf das Wort Gottes gegründeten Bestimmungen geleitet werden, und an den Sakramenten des Glaubens Theil nehmen. — D. Keineswegs. Es gibt nur Einen Hirten, Jesus Christus, welcher sein Leben für seine Schafe ließ, und nur Eine apostolische, heilige, geistige, unsichtbare Kirche, von der es heißt: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen," in welcher keinem materiellen Gegenstande Anbetung gezollt wird, wo nur die Lehrer sind, die tugendhaft leben, wo dem Worte Gottes die Herzen gehorchen, auf welche es herabfällt wie der Thau auf jenes Vließ, und aus welchem es strömt, wie aus einer Quelle in den Bergen; wo keine solche lärmenden, prunkenden, anstößigen, götzendienerischen Versammlungen und eitle Ceremonien wie die Euren sind; keine trunkenen und schimpflichen Hirten und Lehrer, wie die Eureu; noch so schlechte Anordnungen und Entstellungen, wie bei Euch. — A. Ihr habt hier vielerlei durcheinander gemischt, laßt es uns einzeln betrachten. 1. Daß Christus, der Heilaud, der einzige Oberhirt und das Haupt der Kirche ist, ist wahr, denn er hat sie gegründet auf sein eigenes Verdienst, unter seiner allmächtigen Fürsorge besteht sie, wird sie bewahrt und beschützt, und „die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Geistig ist Christus mit ihr vereint, denn „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende," und durch die Macht seiner Gnade hilft er den Gebeten seiner Gläubigen. Aber es scheint der Weisheit und Majestät Gottes nicht gut, daß Alle, ohne Unterschied, an der äußereu Gestalt und dem Dienste der Kirche, die mit ihrem Innern so genau zusammenhänge, beschäftigt seyen, deshalb ist dies seit den ersten Zeiten würdigen Hirten und Lehrern übertragen worden, als „Haushaltern über die Geheimnisse Gottes." 2. Ich sagte, daß die äußere Gestalt der Kirche sehr genau mit ihrem Innern zusammenhange. Und gewiß, dem ist so. Wer weiß nicht, wie mächtig das Fleisch und die Leidenschaften in uns wirken, zum Guten wie zum Bösen, je nach dem Gegenstande, der ihnen dargeboten wird? Wir müssen die Anstrengungen unserer Seele durch solche heilsame Hülfsmittel unterstützen, und die erlöschende Flamme der Frömmigkeit in uns durch das Andenken an die Güte Gottes und an das Beispiel heiliger Männer nähren. Und das ist das Wesen dessen, was Ihr so unpassend materielle und götzendienerische Anbetung nennt. So lange wir an die Materie, d. h. an den Leib gebunden sind, können wir nie jene rein innerliche, geistige Anbetung Gottes erreichen, welche die heiligen Engel oder die ewig gepriesenen Heiligen ihm weihen; wenn daher Gott verlangt, daß wir ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten sollen, so will er uns nur vor schändlicher Heuchelei oder anderen Seelenstimmungen, die mit der äußeren Anbetung nicht übereinstimmen, warnen. 3. Was das ärgerliche Leben einiger Hirten betrifft, so kann dies nie dem Wesen des Glaubens schaden, weil dies nicht schuld an ihrer schlechten Aufführung ist. Und daß ihre Unregelmäßigkeiten nie eine Entschuldigung für die seyn können, welche deshalb die Kirche verlassen und ihre Lehre verachten, sagt der Heiland selbst in seinem Gespräche mit den Pharisäern. „Auf Mosis Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer," sagt er, „alles nun, was

sie Euch sagen, das Ihr halten sollt, das haltet und thut es; aber nach ihren Werken sollt Ihr nicht thun, sie sagen es wohl und thun es nicht." Überdies sollte Euch die christliche Demuth vor einem so vorschnellen Urtheil über allgemeine Verderbtheit und schlechte Anordnungen abhalten. Aber ich habe absichtlich auf einige Eurer Ausdrücke noch nicht geantwortet, z. B. „götzendienerische Versammlungen und eitle Ceremonien." Ich möchte Euch erst fragen, was Ihr darunter versteht? — D. Das mögt Ihr selbst muthmaßen. — A. Nun wohl, zeigt Ihr nicht auch die geziemende Ehrfurcht für den Charakter derer, die durch Heiligkeit ausgezeichnet waren, und nach ihrem Tode von Gott als Muster des Glaubens und der Tugend verherrlicht wurden? — D. Wo und wen hat Gott so verherrlicht? — A. Sind Euch die Namen eines Chrysostomus, Gregor's des Großen und ähnlicher unbekannt? — D. Ich kenne sie. — A. Was denkt Ihr von ihnen? — D. Was ich denke? Ei nun, sie waren Menschen! — A. Aber heilige Menschen, deren Glauben und Leben Gott angenehm waren, und deshalb sind sie wunderbar von oben her verherrlicht. — D. Wohl, ich will das einmal zugeben. — A. Nun, ihnen verdankt die Kirche alle jene Gottesdienste und Gebräuche, die Ihr heidnisch und nichtig nennt, und die Verehrung der Bilder hat die Synode der heiligen Väter für etwas nicht Sündliches erklärt. Wie vereint Ihr das mit Euren Ansichten? — D. Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß die Hölle voll Priester und Diakonen und ungerechter Richter seyn wird. Was mich betrifft, so verehre ich Gott, wie er selbst es mich lehrt. — A. Aber könnt Ihr Euch ohne Gefahr auf Euch selbst verlassen? Fürchtet Ihr nicht, daß Ihr manchmal Eure Meinungen, ja thörichte Einbildungen für göttliche Eingebungen halten könnt? — D. Wie? Um das zu verhüten, ist uns die Vernunft gegeben; ich weiß, was gut und was böse ist. — A. Eine armselige Sicherheit! Bei der besten Vernunft scheint oft das Gute schlecht, das Schlechte gut. — D. Ich werde zu Gott beten, er wird sein Wort senden, und Gott trügt nie. — A. Gewiß, Gott betrügt nicht, aber Ihr betrügt Euch selbst, indem Ihr, statt Gott, Euch etwas zusichert, was nie statt gefunden hat. — D. Gott verwirft nicht die Gebete der Gläubigen. — A. Der Gläubigen — gewiß; die Bitten, die mit dem Gesetze des Glaubens übereinstimmen, wird die göttliche Weisheit nicht verwerfen; aber „Ihr bittet und kriegt nicht, darum daß Ihr übel bittet." Darum hat er uns das Buch seines göttlichen Wortes gegeben, daß wir darin seinen Willen erkennen und unsere Bitten demgemäß einrichten sollen. Aber es ist vergeblich, heutigen Tages wunderbare und und unmittelbare Eingebungen zu erwarten, ohne genügende Ursache, besonders wenn man ihrer unwürdig ist; und Ansprüche auf derlei Offenbarungen und Eingebungen zu machen, ist der Gesellschaft sehr nachtheilig und muß daher unterdrückt werden. — D. Mir aber scheint dies sehr nützlich, heilsam und der Annahme würdig. — A. Was? den Verkehr mit Euren Landsleuten, die Euch durch dieselben Gesetze und dieselben



Glaubensartikel verbunden sind, abzubrechen und sonderbare Lehren und Gesetze Eurer eigenen Fabrik einzuführen? Die Lehren des Evangeliums untersuchen zu wollen, ohne die Hülfe einer erleuchteten Erziehung und mit Verschmähung des Rathes der in dergleichen Dingen geübtesten und erfahrensten Männer, und auf all dieses aus Eurem eigenen Kopfe eine abgesonderte Gesellschaft zu gründen? Lehnt Ihr Euch nicht gegen Euer Vaterland auf, wenn Ihr Euch weigert, ihm zu dienen, wo die Heiligkeit eines Eides gefordert wird? Müßte nicht der bloße Befehl der Obrigkeit hinreichen, Euch mit den Anderen zu vereinen, um Euer Land, Eure Mitbürger, Euren Glauben zu vertheidigen? — D. (schweigt.) — A. Warum antwortet Ihr darauf nicht? — D. Es ist nichts zu sagen; ich bin nicht so geschwätzig als Ihr, brauche es auch nicht. — A. Aber seht Ihr denn nicht wenigstens, wohin Euer blinder Eifer Euch führt? Und daß Ihr viel mehr zu leiden verdient, als Alles, was Euch bis jetzt betroffen hat? Wir erwarten Eure Reue und Besserung. — D. Thut mit uns, was Euch beliebt; wir freuen uns, für den Glauben zu leiden; das ist uns nichts Neues. Hörtet Ihr je die alte Geschichte? — A. Sagt mir, welche Geschichte? — D. „Ein Mensch pflanzte einen Weinberg, u. s. w." Marc. 12, 1—8. „Was wird nun der Herr des Weinbergs thun? Er wird kommen, und die Weingärtner umbringen, und den Weinberg Anderen geben." Jetzt bin ich fertig mit Euch. — A. Wenigstens beantwortet mir die Frage: Wie kann es vereint werden, daß Ihr die heilige Schrift verwerft, und zugleich versucht, Euch auf dieselbe zu stützen? — D. Argumentirt, wie Ihr wollt; ich habe gesagt, was nöthig war, und werde kein Wort mehr sprechen.

Ganz unverhüllt tritt uns in diesem Gespräche der Schwärmer entgegen, mit welchem kein Streit und keine Verständigung möglich ist. Ist auch der Archimandrit kein ausgezeichneter Dialektiker, so hätte doch die einfache Wahrheit mehrerer seiner Behauptungen den Duchoborzen überraschen sollen, aber was könnte auch der geschickteste Dialektiker mit einem Gegner anfangen, der keine Frage beantwortet, ja der ganz in sich versenkt und mit sich zufrieden, kaum hört, was der Andere sagt? Viel eher kann offenbar der rohesie Russe zur Erkenntniß der Wahrheit geleitet werden; denn er erkennt ja außer und über sich eine Wahrheit, der er zu folgen hat. Wie nahe ein solches scheinbares Aufgehn in Gott, ein prätendirtes Aufgeben alles eigenen Willens, aller eigenen Vernunft dem dürresten Rationalismus steht, zeigt das Beispiel des Mannes, der ärgerlich ausruft: „Behaltet Euren Verstand," um gleich darauf zu erklären: Um zu unterscheiden, was Gottes Eingebung und sein eigener Wille sey, sey ihm ja die Vernunft gegeben. Aber wenn man ihm gezeigt hätte, was alles in diesen Worten liege, so würde er wahrscheinlich darauf geantwortet haben: Aber mir scheint von alle dem das Gegentheil wahr zu seyn; nur bin ich nicht so geschwätzig als ihr, und habe es auch nicht nöthig.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 11. Februar. № 12.

## Über die Russische Kirche.

(Schluß.)

Wenn wir es auch nicht, mit dem Archimandriten, inconsequent finden, daß der Duchoborße, der das geschriebene Wort verwirft, sich doch zugleich auf die Bibel beruft, so könnte es doch auffallend erscheinen, daß er so viel davon weiß, wenn die Sekte gar keine Bücher hat. Allein erstens ist es gar wohl zu denken, daß ein gewisser Kreis von Reden Ehristi und überhaupt von Stellen des N. T., welche zur Begründung ihrer Ansichten gebraucht werden können, sich traditionell unter ihnen erhalten haben; sodann aber findet in dieser Beziehung unter den Duchoborßen selbst eine große Verschiedenheit statt. Nicht nur, daß sie theilweise die Bibel gebrauchen, denn ein gewisser historischer Gebrauch derselben ist auch mit der Verwerfung eines geschriebenen Wortes Gottes gar wohl zu vereinen. Aber ein Theil derselben beruft sich auch gradezu auf die Bibel zur Begründung ihrer, sonst mit denen der übrigen Parthei vollkommen übereinstimmenden spiritualistischen Theorien.

Als Henderson in Mozdok, unweit des Kaukasus, war, besuchten ihn eines Tages drei solcher „geistlicher Christen," die zu einer Kolonie der Sekte, zwölf Werst von Mozdok, in welcher etwa sechzig Familien wohnen, gehörten. Diese waren sehr gesprächig und erklärten, auf Befragen nach ihren Lehren, zuvörderst, der einzige Grund ihrer Hoffnung vor Gott sey das Leiden und Sterben des Sohnes Gottes; auch über die Trinität lehrten sie ganz richtig, drei Hypostasen in Einem göttlichen Wesen. Daß auf das letztere Bekenntniß wenig Werth in einem Kaukasischen Dorfe zu legen sey, ist klar; und was das Erstere betrifft, so wissen wir, daß die Duchoborßen alle viel davon reden, und es doch nur allegorisch auslegen, so daß es gar wohl möglich wäre, daß sie mit mehr oder minder Bewußtseyn Henderson über ihre Orthodoxie getäuscht hätten. Im übrigen bekannten sie sich auch vollkommen zu der Verwerfung der Sakramente, und alles äußerlichen Gottesdienstes, der Bilderverehrung u. dgl. Dagegen feiern sie den Sonntag mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß sie jedes häusliche Geschäft schon Sonnabend beendigen, und sich des Sonnabends Abend zum Gebet um die rechte Sonntagsstimmung versammeln. Der Gottesdienst selbst am Sonntage besteht aus Gesang, Gebet (theils kniend, theils ganz niedergeworfen), und Erklärung der Schrift, welches gewöhnlich die Sache des Ältesten, den sie Presviter nennen, ist. Sie haben deren fünf, welche nur durch die Gaben, welche Gott ihnen in's Herz legte, sich vor ihren Brüdern auszeichnen, und durch Handauflegung der ganzen Gemeinde zu ihrem Amte geweiht werden. Außerdem haben sie eine strenge Kirchenzucht; nur zweimal lassen sie Gefallene zur Buße zu, bei der dritten Übertretung schließt sich ihnen die Thür der Kirchengemeinschaft für immer. Die Form der Eheschließung ist sehr einfach; erst kniet die Braut vor ihrem Vater nieder, der ihr die Hände auflegt, und um des Himmels Segen betet, dann wird sie in die Versammlung der Gemeinde geführt, und hier verspricht man sich vor Gott und der Gemeinde Liebe und Treue; es gilt aber dies Versprechen für so bindend, daß, wie wir schon sagten, Ehebruch nur Ausschließung aus der Gemeinde, aber nicht Trennung der Ehe nach sich zieht.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde auch Pinkerton mit dieser Gemeinde bekannt, indem er im März 1822 in Petersburg einen ihrer Ältesten, Isaiah, kennen lernte. Es war ein Mann von etwa sechzig Jahren, im Äußerlichen durch nichts ausgezeichnet, ein langbärtiger Bauer, in grober ländlicher Tracht. Allein er wußte von seinem Glauben auf's Vollständigste Rechenschaft zu geben. Er zeigte sich, wie Pinkerton sagt, als ein Bibelkenner, wie man wenige findet; und nur auf die Bibel wollte er seinen Glauben gründen. Ohne die geringste Kenntniß der systematischen Theologie wußte er mit dem größten Geschick Bibelstellen gegenseitig durch einander zu erklären. Im Allgemeinen fand Pinkerton seine Lehre sehr rein; er hatte über Anrufung der Heiligen, den Gebrauch der Bilder, Gebete für die Todten u. dgl. m. ächt protestantische (?) Grundsäße, verwarf aber natürlich die Sakramente, wie überhaupt alles Äußerliche in der Religion, und drang vor Allem auf lebendige Beweisung des Glaubens im Leben. Was er von den Einrichtungen seiner Gemeinde erzählt, stimmt ganz mit dem überein, was Henderson in Mozdok erfuhr, und wir haben da auch schon einige ihm eigenthümliche Notizen eingeschaltet. Höchst merkwürdig aber ist es, daß dieser Mann die völlig abweichenden Lehren der übrigen Duchoborßen sehr wohl kennt; Mehreres, was wir oben über die ganze Parthei sagten, ist aus seinen Angaben entnommen, z. B. die Ansicht vom Bruderkuß; aber er findet in dergleichen nur Entstellungen, Abweichungen von der ursprünglichen Tendenz; er behauptete, viele Gemeinden hätten unwürdige Lehrer, und deshalb seyen sie Nationalisten geworden, und verwürfen das geschriebene Wort Gottes, und er war grade von seiner Gemeinde ausgesandt, die Brüder zu besuchen, und sie auf den rechten Weg zu leiten, glaubte auch hie und da bedeutende Besserung bemerkt zu haben.

Es ist sehr zu bedauern, daß keiner von beiden Reisenden diese höchst interessante Spur weiter verfolgt, und der Entstehung jener Kolonie nachgeforscht hat. Wenn wir auch nicht glauben, daß die Leute über irgend etwas ächt protestantische Grundsäße haben, vielmehr in diesem Urtheile nur die mehrfach gerügte Oberflächlichkeit wiederfinden, die nicht bedenkt, daß zwei anscheinend gleichlautende Sätze durch Herleitung von ganz

widersprechenden Grundsätzen auch einen durchaus verschiedenen Sinn und Werth erhalten, so ist doch gewiß durch die Anerkennung der Bibel ein bedeutender Schritt zur Annäherung an die Kirche geschehen. Wir möchten vermuthen, daß diese eigenthümliche Kolonie durch Einflüsse von Außen ihren Charakter erhalten hat und daß sie lange außer aller Verbindung mit den übrigen Gemeinden war, eine Vermuthung, die durch ihre geographische Lage offenbar begünstigt wird. Wie wollte man es sich sonst erklären, daß Jsaiah die Verwerfung des geschriebenen Wortes, die schon im achtzehnten Jahrhundert bei den Duchoborzen aus der Gegend von Charkow, und in neuerer Zeit in den Niederlassungen an der Molochnaja so streng festgehalten wird, für eine rationalistische Neuerung hält?

So sehen wir denn, daß der geistige Schlummer, der auf der ganzen Russischen Kirche lastet, auch sich auf die Sekten, die unter anderen Umständen Verboten des wiedererwachenden Lebens wären, sich niedersenkt. Die Raskolniken in ihrer Hyperorthodoxie sind längst todt; aber auch die Duchoborzen, welche früher durch die Verfolgung mehr in Spannung erhalten wurden, öffnen sich, seitdem sie isolirt in Frieden leben, fremdartigen Einflüssen, und lassen sich, wie jene Kolonie am Kaukasus, einen Synkretismus gefallen, bei dem jede Lebendigkeit, jedes Bewußtseyn geistiger Eigenthümlichkeit zu Grunde geht. Nirgend zeigt sich im weiten Kreise jener Kirche ein Element, das wir als Verboten geistiger Wiedergeburt begrüßen könnten. Nur die Hoffnung bleibt uns, daß der, der den glimmenden Docht ja nicht verlöschen will, auch auf dem so lange dunkeln Leuchter des Orients gewiß noch einmal das Licht seiner Gnade leuchten lassen wird, und der herzliche Wunsch, daß diese Zeit nicht gar zu fern seyn möge.

---

## Der Kirchengesang in den Niederlanden.

> Der Gedanke, die Psalmen und Lieder der Bibel in der christlichen Kirche zu singen, ist schon sehr alt. Die ersten Christen, und unsere Vorfahren, besonders zur Zeit der Reformation, fanden das Unschickliche nicht darin, was viele ihrer weniger erfahrenen Kinder darin zu finden vermeinen. Ich zweifle auch, ob irgend ein Liederbuch sey, das mehr wahre Erbauung gestiftet habe, als die Psalmen.
>
> Jorissen.

Zur Kenntniß des Geistes der christlichen Kirchen ist die Geschichte ihres Kirchengesanges von großer Wichtigkeit. Hier gibt sich sogleich der Unterschied zwischen der Römischen und der Protestantischen Kirche zu erkennen, indem in der letzteren die ganze Gemeinde Theil nimmt an dem Gesange, während in der ersteren besondere Chöre den Gesang anstimmen. Hierin unterscheiden sich auch wieder die Protestantischen Kirchen von einander. Hierin prägt sich der Geist der verschiedenen Zeiten ab; und endlich, hier vernimmt man die Gefühle, welche die Glieder der Gemeinde, die an dem öffentlichen Gottesdienste Theil nehmen, zusammenstimmend ausdrücken vor einander und vor ihm, der gesagt hat, daß er unter den Lobliedern Jsraels wohnen wolle.

Auch zur Verbreitung der Reformation hat der Kirchengesang mächtig beigetragen. Der Jesuit Conzenius klagt, daß durch Luther's Gesänge der Kirche viel mehr Seelen entrissen worden, als durch alle seine übrigen Schriften; und in der Schweiz, in Frankreich und in den Niederlanden waren die Katholiken schon früh so sehr eingenommen gegen den öffentlichen Psalmengesang, daß dieser, nach dem Zeugniß des Jesuiten Strada in seinem Geschichtswerke de bello Belgico, von ihnen ein Merkmal der Ketzerei genannt wurde. Es ist wohl zu bemerken, daß die Genfische Melodie, welche schon im Anfange der Reformation in dieser Stadt unter Leitung von Calvin den Psalmen untergelegt wurde, von da an der Reformirten Kirche eine besondere Vorliebe für den Psalmengesang gegeben hat, während dagegen die Liebe zu dem hochdeutschen Kirchenliede die Lutherische Kirche schon seit den Anfängen der Reformation beseelte. Daher auch, daß Beza, obgleich selbst Dichter wie Luther, dennoch keineswegs, wie dieser, Kirchenlieder dichtete, sondern in Gemeinschaft mit dem Französischen Dichter Clement Marot die Psalmen in Reime brachte. Diese Eigenthümlichkeit ist beiden Kirchen geblieben, und die Reformirte Kirche darf deshalb in dem Deutschen Kirchenliede die ausgezeichnete Gabe Luther's (Col. 3, 16.) eben so wenig verkennen als der Lutheraner in den Psalmen (Marc. 14, 26.) ein besonderes Pfand übersehen darf, was durch den Herrn der Reformirten Kirche anvertraut worden. Singt doch die triumphirende Kirche Christi im Himmel sowohl das Alttestamentliche Lied Mosis, des Mannes Gottes, als das Neutestamentliche Lied des Lammes.

So ist es, man hätte, diese Vorrechte von beiden Seiten anerkennend, nicht einseitig und ausschließend für seine eigene Gabe eifern sollen, nicht den Psalm dem Kirchenliede, nicht das Lied dem Psalme vorziehen. Doch diese gegenseitige Achtung und Würdigung von Lutheranern und Calvinisten war bei all dem geistigen Segen, der beiden Gemeinden geschenkt wurde, immer etwas höchst Seltenes, und auch jetzt noch ist keineswegs das Wort des Herrn erfüllt, das geschrieben steht: Der Neid wider Ephraim wird aufhören, und die Feinde Juda werden ausgerottet werden, daß Ephraim nicht neide den Juda und Juda nicht sey wider Ephraim. Jes. 11, 13.

Auf die gereimte Psalmenübersetzung von Marot und Beza folgte die hochdeutsche von Lobwasser im Jahre 1565, und ein Jahr später die niederdeutsche von Dathenus. Die erstere blieb an einigen Orten in Deutschland, besonders in den Preußischen Rheinlanden, und in den Deutschen reformirten Gemeinden im Haag und in Amsterdam im Gebrauch, obgleich von Zeit zu Zeit verbessert und gereinigt, bis zur Einführung der vortrefflichen Übersetzung von Jorissen, die im Jahre 1798 an's Licht trat. Die Übersetzung von Datheen ist eine bloße Reimerei, voll von Flickworten und in der Eile verfertigt; aber sie bleibt den Niederländischen Gemeinden stets theuer, weil sie bei der frühesten öffentlichen Predigt in diesem Lande eingeführt, und auf den Scheiterhaufen und Schaffotten gebraucht, die Erinnerungen an die Tage der Reformation, den Feuereifer von Datheen und die Ausbreitung der Wahrheit besonders in Flandern zurückruft, und fast wörtlich die eigenen Worte der prosaischen Übersetzung wiedergibt. Sie erhielt sich im Gebrauch bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Daneben war schon

eine unendlich bessere vorhanden, ja für ihre Zeit ganz vortreffliche, von dem edlen und frommen Philipp van Marnix, Herrn von St. Aldegonde, dem Jünger Calvin's, dem Busenfreund Wilhelm's I., gleich groß als Dichter, als Staatsmann, als Theolog und Kenner der alten Sprachen, der auch die übrigen Gesänge des A. T. in Verse gebracht hatte. Man wollte mit der Einführung einer ganz neuen Übersetzung immer warten bis zur allgemeinen Annahme der berühmten Staatenübersetzung der Bibel [die 1638 erfolgte], und nachher erhoben sich beständig mannichfache Schwierigkeiten gegen eine solche Einführung, besonders hervorgehend aus dem Mangel an Übereinstimmung und Zusammenwirkung der einzelnen Provinzial-Synoden, der sich aus dem Provinzialismus einer Republik so leicht erklärt.

Was die Einführung von Kirchenliedern betrifft, so spricht sich die allgemeine Ansicht der ältesten Niederländischen Kirche, auf die Beza sonder Zweifel nicht geringen Einfluß ausübte, unter andern aus in der Vorrede des eben genannten Marnix vor seinen Psalmen (Middelburg 1580): „Wir haben einige Gebete, die in der Psalmenübersetzung von Dathenus standen, und die auch wohl in der Gemeinde Gottes gesungen werden, ausgelassen, und an deren Stelle viele schriftmäßige heilige Lobgesänge hinzugefügt. Dies ist nicht geschehen aus eigener Vermessenheit oder Gutdünken, als ob wir Anderer Werk tadeln wollten, oder es dem Volke entziehen. Das sey ferne von uns. Der Grund ist vielmehr der, daß wir es für viel nützlicher und sicherer halten, auch von Herzen wünschen, daß in Gottes Gemeinde nichts eingeführt werde, noch gesungen, noch gelesen, als was aus den heiligen Schriften des Alten und des Neuen Testamentes eigentlich entnommen ist, damit unseren Nachkommen nicht werde Ursache gegeben, Jeder nach seinem eigenen Sinn Gebete und Lobgesänge zu dichten, die man dann in der Gemeinde Gottes nach der Menschen verkehrtem Eigendünkel einführen möchte. So haben wir es also gerathen gefunden, die Psalmen und die anderen Lobgesänge des Alten Testaments zusammen mit dem Gebete des Herrn, den zehn Geboten und dem christlichen Glauben nackt und bloß und ohne irgend weitläuftige Erläuterungen in ihrem natürlichen Sinn hinzustellen, so weit die Natur der Poesie es erlaubt; und haben uns enthalten, irgend andere Gebete oder ausführlichere Erklärungen, die man Paraphrasen nennt, hinzuzufügen. Denn die Erfahrung der früheren Zeiten hat uns mehr wie genug belehrt, wie gefährlich es ist, in Gottes Gemeinde etwas einzuführen, was nicht eigentlich auf die heiligen und allein glaubwürdigen Schriften des Alten und des Neuen Testaments gegründet ist."

Daher denn auch, daß auf den zu dieser Zeit versammelten Synoden einmüthig die Ausschließung menschlicher Gesänge beschlossen wurde, bis endlich auf der Synode zu Dortrecht im Jahre 1618 und 19 festgesetzt wurde, „daß, wo bereits Gesänge eingeführt seyen, dieselben mit aller möglichen Sorgfalt aus der Kirche verbannt werden sollten." Diese Bestimmung bezog sich vornehmlich auf einige meist Remonstrantische (Arminianische) Kirchenlieder, die im Jahre 1612 zu Utrecht gesetzmäßig eingeführt wurden, und die nach dem Zeugniß eines Schriftstellers dieser Zeit „windig, gezwungen, ungeschickt, nicht



ganz rein in der Lehre, und also zum kirchlichen Gebrauche ungeeignet" waren. So wurden also bis zum Anfang unseres Jahrhunderts in der Niederländischen Reformirten Kirche allein die 150 Psalmen, außer einigen sehr wenigen (6) Liedern, gebraucht.

Doch dies gilt allein von dem kirchlichen Gesange. Es wurden auch von Niederländischen frommen Dichtern, wie Lodesteyn, Camphuyzen, Vollenhove, Sluiter, Schutte und Anderen erbauliche Lieder gedichtet, welche die Holländischen Gläubigen zum besonderen Gebrauche, vornehmlich beim Hausgottesdienst, in Ehre und Würden hielten. Einer unter ihnen (Schutte) sagt in dieser Beziehung in der Vorrede einer Sammlung erbaulicher Gesänge (erst im Jahre 1762 herausgekommen): „Ist man in Gesellschaft, so ist diese geistliche Sing- und Spielkunst sehr geeignet, unnützen Gesprächen oder einem tiefen Stillschweigen von des Herrn Wegen ein Ende zu machen. Besonders geeignet ist sie zur allgemeinen Erweckung, auf daß die Gedankenlosen aufmerksam werden, die Überzeugten angefeuert; durch sie wird Gottes Volk neu belebt, ein himmlisches Feuer im Herzen entzündet. Wo erleuchtete und gottesfürchtige Seelen bei einander sind, werden durch sie, die Gemüther sowohl als die Zungen, mit einander vereinigt. Während andere religiöse Übungen nur von Einem allein auf dieselbe Weise verrichtet werden können, hat diese das Vorrecht, daß alle Glieder der Gesellschaft zugleich und auf dieselbe Weise daran Theil nehmen können. — — Gott gebe, daß der allgemeine Eifergeist, der jetzt Viele zu beseelen scheint, etwas zur Besserung wirke; denn wie wird der Hausgottesdienst im Allgemeinen, und das Singen von Psalmen und geistlichen Liedern insbesondere von Vielen jetzt jämmerlich verabsäumt!"

Unterdessen hatten die Lutheraner hier zu Lande außer einer besonderen Psalmenübersetzung (der von van der Haecht 1579) auch Kirchenlieder, worunter viele von Luther, durch denselben van der Haecht in's Holländische übersetzt, schon sehr früh zum kirchlichen Gebrauch angenommen. Diese Sammlung wurde mehr als einmal vermehrt und erneut, jedoch mit weniger Einmüthigkeit, so daß man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Amsterdamer, ein Rotterdamer und ein Haager Gesangbuch hatte, wenn nicht noch mehrere. Zu Amsterdam wurde die letzte Umarbeitung vor der Trennung der Gemeinde, im Jahre 1778 und 79 vorgenommen. In diesem verbesserten Psalmen- und Gesangbuch sind im Allgemeinen noch die alten Glaubenswahrheiten der Augsburgischen Confession unangetastet geblieben. Ungefähr zwanzig Jahre später entstand die Spaltung in der Lutherischen Kirche allhier (Amsterdam), veranlaßt durch die Neologie der meist in Deutschland gebildeten Prediger (vgl. Ev. K. Z. 1828. S. 167.), und seit dieser Zeit blieb in der hergestellten oder rechtgläubigen Abtheilung dies Psalmen- und Gesangbuch im gottesdienstlichen Gebrauch. Die Evangelisch-Lutherische (nicht hergestellte) Gemeinde war aber mit diesem Gesangbuch keineswegs zufrieden. Schon in der ersten Versammlung ihrer Synode (nach der Regulirung der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften durch kirchliche Organisationen, bald nach Errichtung des Königreichs der Niederlande), gehalten 1819, wurde ein Antrag gemacht, in Erwägung zu ziehen, „ob auch

ein allgemeines und vollständigeres Gesangbuch, eingerichtet nach der größeren Aufklärung und Reinheit der Begriffe, mit Rücksicht auf allgemeine Verständlichkeit und in Übereinstimmung mit den Fortschritten der Holländischen Sprache und Dichtkunst, zum Gebrauche der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinschaft einzuführen sey." — Dieser Antrag wurde auf ein Jahr in Überlegung genommen, und dann in der folgenden Synodalversammlung von 1820 auf den Vorschlag einer dazu ernannten Commission in einen Beschluß verwandelt. Einer von den Gründen dieses Beschlusses, wie er von gedachter Commission angeführt und in der Vorrede zum neuen Gesangbuch veröffentlicht wurde, war der: „daß die bestehenden Gesangbücher größtentheils in Bezug auf die Aufgeklärtheit und Reinheit der Begriffe weit zurück seyen, und daß es unverkennbar sey, wie viele darin vorkommende Gesänge noch ganz den Geist früherer Jahrhunderte athmen, was gegen Predigten im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts nicht allein buntscheckig absteche, sondern auch ein schädliches Widerstreben veranlasse."

In diesem Geiste ist denn auch dies Gesangbuch, das erste in den Niederlanden, welches einige verderbte Psalmen mitten unter die Lieder aufgenommen hat, mit dem deutlichen und auch erreichten Zwecke, das Singen der übrigen Psalmen ganz zu verbannen, angefertigt worden. Es wurden Dichter von der verschiedensten Gesinnung und den verschiedensten Ansichten aufgefordert, Beiträge zu liefern. Man sagt sogar, daß ernstlich darüber berathschlagt worden, ob man eine solche Aufforderung auch an die Juden ergehen lassen sollte, welche als Versemacher bekannt waren; und dies darf nicht verwundern, da dieser Tage ein Prediger einer Evangelisch-Lutherischen Gemeinde in Holland ein religiöses Werk zusammen mit einem jüdischen Theologen herausgegeben hat.

Wir wollen unten *) eine Probe von dem Geiste dieser Sammlung geben, die auch in Beziehung auf Sprache und Dichtung weit unter dem Mittelmäßigen bleibt.

*) Ges. 160.: „Über die Gefühligkeit des Herzens." Dieser endigt also:

Weldadig God! Gy gaaft ons harte
Gevoel voor blydschap en geluk;
Schiept ook in ons gevoel voor smarte
Voor kommer, tegenspoed en druk,
Opdat door vreugd en treurigheid
Het hart ten hemel wordt geleid!

Ges. 151.: „Religiöse Duldung."

Ook wy vereend door vredesband
Wy bieden elk een broederhand
Als kindren van één zelfden Vader.
— — — — — —
Komt bidden wy eenstemmig aan,
Terwyl een dankbre vreugdetraan
Ons menzaam wenkend oog beperelt.
Komt, Christnen juicht! dezelfde kroon
Strekt eenmaal onzer deugd ten loon!

Und endlich Ges. 166.: „Über den Lebensgenuß," dessen Thema ist: „Gemäßigte Fröhlichkeit ist Tugend."



Im Ganzen ist keine christliche Kirchengemeinschaft in den Niederlanden so tief in den Unglauben verfallen als diese. Die hergestellte Gemeinde dagegen zählt noch viele Gläubige in ihrem Schooße.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Aus einem Schreiben an den Herausgeber.)

Ich weiß nicht, ob Sie in den Rheinischen Blättern des Seminar-Direktors Diesterweg (Essen bei Bädeker) den Aufsatz des Herausgebers über Schleiermacher und den Briefwechsel Diesterweg's mit dem Seminar-Direktor Harnisch gelesen haben. Fast kann ich mir's nicht denken, indem sonst beide genannte Aufsätze (welche, wenn ich nicht irre, im Novemberheft des vorigen Jahrgangs sich befunden) zuverlässig in Ihrer Kirchenzeitung zur Sprache gekommen wären. Der Aufsatz über Schleiermacher ist fast vergötternd zu nennen, denn der Verf. wagt sogar die Behauptung, daß seit Socrates Niemand existirt habe, der mit Schleiermacher rücksichtlich seiner geistigen Erhabenheit zu vergleichen sey, bei welcher Behauptung die im Fleische erschienene ewige und selbstständige Weisheit, unser Herr Christus, gänzlich übergangen wird. — Doch charakteristischer noch für den Verf. ist das Antwortschreiben desselben an Harnisch. Lange hatte sich Diesterweg gesträubt, das vortreffliche Schreiben dieses tüchtigen Pädagogen an ihn in seiner Zeitschrift abdrucken zu lassen, und vielleicht wäre die Aufnahme desselben für immer verweigert, wenn nicht Harnisch mit der Androhung darauf bestanden hätte, daß er im Falle der verweigerten Aufnahme dieses Schreiben anderwärts würde abdrucken lassen. Es verbreitet sich dasselbe über die wichtigsten Gegenstände der Pädagogik, und zwar mit einer Klarheit, Gründlichkeit, Demuth und Liebe, welche jeden vorurtheilsfreien Leser für den theuren Verf. gewinnen muß. Nichtsdestoweniger hat dieser Brief die ganze herbe Leidenschaftlichkeit Diesterweg's in einem Grade aufgeregt, daß selbst die entschiedenen Anhänger dieses Mannes auf das Stärkste dadurch betrübt und geärgert worden sind. Er konnte es nicht einmal über sich vermögen, das Schreiben von Harnisch, wie es war, abdrucken zu lassen; er fügte sogleich mehrere höhnische und beißende Anmerkungen hinzu. Das Antwortschreiben aber setzt jeden Leser in Erstaunen: denn hier kommen politische und religiöse Grundsätze zu Tage, von denen man nicht begreift, wie sie ungehindert den Weg in die Presse gefunden haben. Doch von den ersteren wollen wir schweigen. Daß aber der Direktor eines Seminars, welcher mittelbar auf einen so großen Theil der vaterländischen Jugend einen so bedeutenden Einfluß ausübt, in einen so krassen und flachen Rationalismus verstrickt ist, das haben Viele mit Wehmuth aus diesem Schreiben ersehen müssen.

Es darf und kann meiner Meinung nach dieses Schreiben in der Ev. K. Z. nicht unbesprochen bleiben; denn auch die Schule ist der Kirche als Vorhalle derselben theuer und heilig. Erlauben Sie mir also, daß ich Sie mit diesen Zeilen auf den genannten Aufsatz aufmerksam mache und die Bitte hinzufüge, daß Sie einem unserer christlich gesinnten Seminar-Direktoren (deren wir Gottlob noch manche in unserem Staate besitzen) eine Würdigung desselben für die Ev. K. Z. übertragen mögen. Gibt's dann auch in der pädagogischen Welt Rumor, so meine ich: Krieg ist besser denn Todesschlaf.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 14. Februar. № 13.

## Der Kirchengesang in den Niederlanden.

(Schluß.)

Dem Beispiele, das bereits früh in unserem Vaterlande durch die Lutherischen Gemeinden gegeben worden, folgten in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zuerst die Taufgesinnten. Diese hatten sich früher allein der Psalmen bedient, und zwar bis zum Jahre 1713 nach der Übersetzung von Datheen, von da an einer neuen, die im Jahre 1684 aus verschiedenen späteren Bearbeitungen zusammengesetzt worden. Schon damals wurden einige Gesänge für festliche Gelegenheiten hinzugefügt. Im Jahre 1762 nahm eine andere Abtheilung der taufgesinnten Gemeinde zu Amsterdam daneben eine Sammlung von Gesängen an für festliche Zeiten und besondere Gelegenheiten. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts unterschieden sich die beiden erwähnten Abtheilungen der Taufgesinnten, die eine durch mehr Orthodoxie, die andere durch gröbere Neologie. Beide führten zu dieser Zeit jede eine besondere Sammlung ein, später, besonders nach der Wiedervereinigung der zwei Abtheilungen, die kleine und die große Sammlung genannt. Man muß billig anerkennen, daß die kleine weit weniger Irrthümer enthält als die große. Wir geben unten eine Probe aus der letzteren. *) Das mitgetheilte Lied ist aber auch eins der allerschlimmsten, **) bei manchen Gemeindsgliedern, vielleicht auch bei diesem oder jenem Lehrer der Taufgesinnten herrscht jetzt eine bessere Gesinnung.

Bei dieser Sammlung sowohl als bei den meisten späteren ist man einer Methode gefolgt, welche ganz von derjenigen der früheren Evangelischen Kirche in Deutschland und der alten Lutherischen Kirche in den Niederlanden abweicht. Diese Kirchen nämlich hatten die Lieder, welche früher durch gläubige Gottesmänner aus überfließendem Herzen und besonderer Erweckung des Geistes gedichtet worden, nach und nach aufgesammelt und zu einem Buche vereinigt; hier dagegen fing man damit an, eine Liste von Gegenständen zu entwerfen, über die man Lieder verlangte, die dann gut oder schlecht zum Vorschein kommen mußten, oder die vorhandenen wurden auf ein Prokrustes-Bett gelegt, um daraus zu machen, was der von vorn herein gemachte Entwurf verlangte. Nein, so sind die Psalmen David's, so sind die kräftigen und ergreifenden Lieder eines Luther nicht entstanden; da heißt es: „aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr," und „in meiner Noth schrie ich zum Herrn," und „ich glaube, darum rede ich," und „du hast meine Klage verwandelt in einen Reigen, du hast mein härenes Gewand gelöst und mich mit Freude umgürtet, auf daß meine Ehre dir singe und nicht schweige, Herr, mein Gott, in Ewigkeit will ich dich loben!" —

Doch wir kehren zurück zur Reformirten Kirche. Die Vorliebe der Niederländischen Gemeinden für den Psalmengesang geht auch daraus hervor, daß seit der Zeit der Reformation mehr als dreißig gereimte Psalmenübersetzungen erschienen sind; unter diesen zeichnen sich besonders aus die von der poetischen Gesellschaft Laus Deo Salus populo, verfertigt mit dem bestimmten und ausschließenden Zwecke, die Psalmen in wohlgesetzte Verse zu bringen; und die des frommen Dichters Joh. Eus. Voet (med. Dr. gest. 1778). Erstere wurde sofort von den Taufgesinnten und von den übrigen kirchlichen Gemeinschaften, außer den Reformirten, angenommen, vielleicht weil die genannte poetische Gesellschaft meist aus Dissenters bestand, letztere dagegen fand mehr bei den Reformirten Eingang.

Die reformirten Synoden der verschiedenen Provinzen bestimmten endlich, daß auch in ihrer Kirche eine neue Psalmenübersetzung eingeführt werden sollte. Eine Commission von Geist-

*) Ges. 125.: Die Vernunft:

Eedle vraagbaak van't verstand,
Morgenzon van't heilryk Eden,
Waardst geschenk van's Hoogsten hand,
Schat des Stervlings, dierbre Reden!
Dat uw licht in zegepraal
Onzen Geest met licht bestraal'!

Dan dan straalt het godlyk licht
Ons in't oog op alle wegen.
Dan, dan treedt voor ons gezicht
Ons alom Gods grootheid tegen.
Dan zal liefde in vollen schyn
't kenmerk van Gods schepping zyn.

**) Diese Sammlung erschien unter dem Titel: „Christliche Gesänge für den öffentlichen Gottesdienst." In der Vorrede wird erklärt, „daß der Inhalt der Gesänge also eingerichtet sey, daß sie von jedem Christen, welches auch seine Denkweise seyn möge, mit Erbauung gesungen werden können." „Man hat daher," so lautet der Vorbericht, „so viel als möglich alles darin vermieden, was besonderes kirchliches System genannt werden kann. Keine theologischen Streitpunkte sind in diesem Buche besungen; absichtlich hat man sich möglichst im Allgemeinen gehalten, um es also möglich zu machen, daß verschiedene christliche Gemeinden von diesem Gesangbuch Gebrauch machen können." Dies that denn auch die „remonstrantische Brüderschaft," die selbst niemals ein eigenes Gesangbuch gehabt hat. Obgleich nicht ganz allgemein, wird doch meist in diesen Gemeinden [die durchaus kein Glaubensbekenntniß haben oder anerkennen, und also im weitesten Sinne Latitudinarier sind] die große und die kleine mennonitische Sammlung gebraucht; daneben die Psalmen der poetischen Gesellschaft Laus Deo Salus populo, welche durch die Taufgesinnten ebenfalls seit 1762 angenommen sind.

lichen, unter Vorsitz zweier Abgeordneten des Staates, versammelte sich zu diesem Zwecke. Sie fügten zu den zwei genannten Übersetzungen noch eine dritte von 1684, vielleicht um den Vertheidigern des Alten zu genügen, und bildeten durch Auswahl aus dieser Dreizahl eine neue Sammlung, die in den Jahren 1776 und 1777 nicht ohne Mühe, wegen der Anhänglichkeit der Gemeinden an das Werk Datheen's, eingeführt wurde.

Diese Psalmenübersetzung ist ganz gegründet auf die vortreffliche Niederländische Staatenübersetzung der Bibel, und richtet sich zugleich nach den nicht minder trefflichen Randbemerkungen dieser Übersetzung, welche ganz Calvin folgen. Der Geist ist also sehr gut, und diese Psalmen angenehm und brauchbar; doch erfordert die Unpartheilichkeit die Bemerkung, daß sich hie und da deutlich der Einfluß der gekünstelten Dichtweise kund gibt, welche damals durch todte Nachahmung der Französischen Litteratur herrschend war, und daß die Arbeit in dieser Hinsicht sehr zurück steht hinter der vortrefflichen und wahrhaft geistlichen des frommen Predigers im Haag, Joriſſen.

Joriſſen, dessen Übersetzung Ref. mehr in Bezug auf den Geist, als in Bezug auf die Form, hoch erhebt, welche letztere zu beurtheilen er sich als Holländer nicht ganz für competent hält, brachte ein Werk zu Stande von hohem Werthe und ausnehmend geeignet für den kirchlichen und für den Privatgebrauch. Von der Veranlassung und von der Art und Weise der Ausführung sagt der achtungswerthe und kindlich gläubige Verfasser Folgendes:

„In meiner lieben Gemeinde im Haag und auch in der Deutschen Gemeinde in Amsterdam wurden entweder die Holländischen oder gar noch die Lobwasserischen Psalmen gesungen. Man sagte mir oft, daß das erstere doch unschicklich sey und daß man die alten Psalmen von Lobwasser nicht singen könne, und man daher brauchbarere wünschte. Ich vernahm aus manchen Gemeinden und von vielen Predigern der vier verbundenen Synoden in Cleve, Jülich, Berg und Mark, daß man sich zwar der schönen Lieder freue, aber doch nicht zufrieden sey, daß man die Psalmen bei der öffentlichen Gottesverehrung ganz aus der Acht lasse. Ich hörte sogar von Manchen hin und wieder sagen: so schön die Lieder auch sind, so herrscht doch ein Ton der Salbung in den Psalmen, den man in anderen Liedern vermißt."

„Das gab mir Anlaß, einen Versuch zu einer neuen Bearbeitung in Reime zu machen. Ich zog dabei zu Rathe Altes und Neues, Luther, Holländische Übersetzung, Michaelis, Knapp, Mendelsohn, Dathe, Herder, Müntinghe, van Blothen, und brachte im Jahre 1793 mein Werk zu Stande, woran ich bis zur Presse 1798 feilte. Ich habe dabei Rücksicht genommen erstlich auf den wahren Sinn und Ausdruck, und hernach auf die Bestimmung unserer Psalmen zum öffentlichen und besonderen Gottesdienst, und getrachtet zu sagen, was David sang, und was ihm der Christ zur Zeit N. T. nachsingen kann."

Diesen Psalmen fügte Joriſſen sechs und vierzig der besten Deutschen oder aus dem Holländischen übersetzten Lieder bei, besonders zum Gebrauch an den hohen Festen der Christenheit



und bei den beiden Sakramenten. Diese Lieder sind in seinem Geiste, voll Salbung und gemüthlicher Frömmigkeit. Hier sprechen sich ganz andere Empfindungen aus, als in den angeführten Sammlungen der Taufgesinnten und der neuen Lutheraner. Joriſſen wollte jedoch, um keine Veranlassung zur Zurücksetzung der Psalmen im kirchlichen Gebrauche zu geben, die Zahl dieser Lieder nicht zu sehr vermehren. Und auch hieran hat er nach unserer Ansicht sehr wohl gethan; denn die Psalmen müssen doch immer, in den Niederlanden wenigstens, in den reformirten Gemeinden den ersten Rang, den Hauptton, behalten. Das Einzige, was man gegen diese Lieder sagen kann, ist, daß unter sie einige aus der neueren Zeit aufgenommen sind, die keineswegs die Kraft und den Gehalt derjenigen aus den Zeiten des Glaubenslebens der Reformation besitzen.

Doch weit steht dieser Sammlung nach eine andere, die ungefähr zur selben Zeit in Auftrag der Synoden der Wallonischen Kirche zum Gebrauche derselben herausgegeben wurde. Diese Lieder sind zwar nicht grade offenbar rationalistisch, aber doch meist ohne Geist und Leben, und ganz in weltlicher Weise; einige sind sogar so, daß ein Christ sie nur ungern mitsingen wird. Als Probe theilen wir unten den ersten und letzten Vers des 87sten Gesanges „über die Vortrefflichkeit der christlichen Religion" mit. *)

In den Wallonischen Kirchen wurden auch noch fortwährend die Psalmen von Beza und Marot, aber mit einigen vor etwa hundert Jahren gemachten Verbesserungen, gesungen. **)

---

*) Loi divine, loi salutaire,
Religion de mon Sauveur,
Science simple et populaire
De mes devoirs et du bonheur!
Heureuse l'âme où tu résides,
Rien n'altère sa pureté,
Et le chemin où tu la guides
La mène à la félicité.

Tu n'es point cette règle austère,
Qui proscrit l'innocent plaisir:
Non jamais tu ne fus contraire
Qu'à ce qui tend à m'avilir.
Tu veux diminuer l'empire
Que sur nous exercent les sens:
Et tu cherches non à détruire
Mais à diriger nos penchans.

**) In den zwei Englischen Presbyterianischen Kirchen zu Rotterdam und Amsterdam wurde ungefähr zu gleicher Zeit mit den Cantiques in den Wallonischen Kirchen ein schönes und erbauliches Book of hymns eingeführt. Als Probe möge der 142ste Gesang dienen:

Blessed are the sons of God;
They are bought with Jesus' blood,
They are ransom'd from the grave,
Life eternal they shall have:
With them number'd may we be,
Now and through eternity!

God did love them in his Son,
Long before the world begun;
They the seal of this receive,
When on Jesus they believe:
With them number'd, etc.

Doch keine Sammlung ist für unser Land so wichtig und einflußreich gewesen, sowohl wegen des ersten Ranges und der Ausgebreitetheit der reformirten Kirchengemeinschaft, als auch wegen ihres allgemeinen Gebrauches, als die „Evangelischen Gesänge, bestimmt zum Gebrauche bei dem öffentlichen Gottesdienste neben den Psalmen in den Niederländischen reformirten Gemeinden; gesammelt und geordnet in ausdrücklichem Auftrag von allen Synoden benannter Gemeinden in den Jahren 1803, 4 und 5."

Schon hinter der Psalmenübersetzung von Datheen fanden sich einzelne Lieder zum Gebrauch am Morgen und am Abend, vor und nach der Predigt, vor und nach der Mahlzeit, u. s. w. Der Reichthum an solchen Liedern nahm zu, besonders bestimmt zum häuslichen Gebrauche; und lange schon hatten Viele gewünscht, daß die besten unter ihnen auch beim Gottesdienst eingeführt werden möchten. Bei der Einführung der neuen oben erwähnten Staatenübersetzung der Psalmen in den Jahren 1776 und 77 war man hierauf ernstlich bedacht gewesen; doch einige Bedenklichkeiten und die alte Gewohnheit behielten die Oberhand. Man ließ es also vorläufig bei der Verbesserung der sechs Datheenschen Lieder bewenden. Doch bei der Gleichstellung der Reformirten mit den übrigen protestantischen Kirchengemeinschaften in Folge der Umwälzung von 1795 begann man mehr auf diese zu achten, und der Wunsch entstand, in Bezug auf die Kirchenlieder den Fußstapfen der nunmehr gleichen Schwestergemeinden zu folgen. Seit dieser Zeit arbeiteten denn auch verschiedene christliche [auch wohl halb- oder gar unchristliche] Dichter an der Vermehrung des Vorrathes; auch übersetzte man fleißig aus den hochdeutschen Gesangbüchern, und brachte also eine ansehnliche Menge von Materialien zusammen. Zu den besten Liedern gehörten die des vortrefflichen, gebildeten und frommen Hieronymus van Alphen, eines berühmten Dichters und Staatsmannes dieser Zeit; ein Mann ganz im Geiste von Jorissen, mit dem er durch brüderliche Freundschaft verbunden war. Von seiner Mitwirkung konnte man sich viel Gutes versprechen. Doch er wurde wegen seiner Anhänglichkeit an des Landes gesetzmäßige Constitution durch die Umwälzung von 1795 ganz in den Hintergrund geschoben, und starb schon im Jahre 1803.

---

They are justified by grace,
They enjoy a solid peace;
All their sins are wash'd away,
They shall stand in God's great day:
With them number'd, etc.

They produce the fruits of grace,
In the works of righteousness;
They are harmless, meek and mild,
Holy, humble undefiled:
With them number'd, etc.

They are lights upon the earth,
Children of a heavenly birth;
One with God, with Jesus one,
Glory is in them begun:
With them number'd may we be,
Here and in eternity!



In der Vorrede: „An die Niederdeutschen Gemeinden in unserem Vaterlande," wird u. a. gesagt: „Wir bieten unseren Glaubensgenossen dies zu ihrem Gebrauche verfertigte evangelische Gesangbuch mit um so größerem Vertrauen dar, da sie sehen werden, daß wir keine anderen Gesänge aufgenommen haben, als solche, welche mit dem Bekenntniß der Niederländischen Reformirten Kirche, wie es in ihren Bekenntnißschriften vorliegt, übereinstimmen. Gewiß, so wie wir für uns von Herzen diesem Bekenntniß beistimmen, so sehen wir auch ein, wie wenig wir seinen Werth beherzigen würden, wenn wir nicht die Lehren, die unserem Bekenntnisse eigenthümlich sind, und die einen so mächtigen Einfluß haben auf die Heiligung unseres Herzens, und auf unseren Trost im Leben und im Sterben, klar und kräftig hier darlegen wollten."

„Ja wir glaubten mit Grund hoffen zu dürfen, daß unsere Lieder, von solchem Geiste beseelt, unter Gottes Segen sehr dazu beitragen könnten, um die Reinheit der Lehre, mitten in dem Strome mannichfacher gefährlicher Neuerungen, in unseren Gemeinden zu bewahren; wie denn auch die ältere und die neuere Kirchengeschichte, und eben so die Erfahrung der gegenwärtigen Zeit lehren, daß solche Lieder in dieser Beziehung stets von großer Wirkung gewesen sind."

In der That, die Mitwirkung eines Jorissen und einiger anderer Gleichgesinnter, so wie auch die Aufnahme vieler Lieder eines Lodesteyn, Bollenhoven, Sluiter, Schutte und van Alphen läßt viel Gutes hoffen, wie denn auch wirklich viel Gutes in dieser Sammlung gefunden wird, weshalb auch Schotsmann und viele andere gläubige Prediger und Laien, indem sie ihren Blick allein auf das Gute richteten, sehr eingenommen dafür waren. Andere aber urtheilten anders. Sie bemerkten, daß ein Feith, der, durch Reinhard und Klopstock gebildet, sich früher in einer „Probe von Gesängen und Liedern für den öffentlichen Gottesdienst" sehr ungünstig über den Gebrauch der Psalmen geäußert hatte, und dessen Rechtgläubigkeit auch keineswegs von der alten Art war, wegen seiner Berühmtheit als Dichter einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Redaktion gewonnen hatte; sie meinten, daß durch die Einführung dieser Sammlung sowohl der fortdauernde vollständige Gebrauch der Psalmen, als die Rechtgläubigkeit Gefahr leiden werde, und schon damals waren Viele gegen die Einführung. Diese Opposition, welche beinahe fünf und zwanzig Jahr ruhte, ist jetzt mit dem Streite über die Bekenntnißschriften [vgl. Ev. K. Z. 1834 S. 688—696.] mit neuer Kraft erwacht, so daß viele der eifrigsten Vertheidiger der Bekenntnißschriften mit demselben scharfen Eifer den Gebrauch der kirchlich eingeführten Gesänge bekämpfen.

Fragt man nun nach unserer Ansicht über die Gesänge, so erkennen wir gern, daß sehr Gutes in dieser Sammlung sich findet, solches, das wir sehr ungern aus unserer Kirche verlieren würden. Demohnerachtet aber ist doch auch viel Gutes aus den eingeführten Gesängen weggelassen, was von den ursprünglichen Verfassern der guten Lieder ausgegangen war;

auch lassen sich Spuren neologischen Sauerteiges nicht verkennen. *)

---

Der Deutsche Leser der Ev. K. Z. wird aus dem Gesagten erkennen, zuerst, daß alle Kirchen der Niederlande von den Zeiten der Reformation an, wie sehr sie auch sonst in Ansichten verschieden waren, ja sogar zum Theil feindlich gegen einander, doch (mit alleiniger Ausnahme der ultra-neologischen neuen Lutherischen Kirche seit einigen Jahren) den Psalmengesang zur Grundlage und Hauptsache ihres kirchlichen Gesanges gemacht haben. Dies also kann man als einen nationalen Hauptzug der Niederländischen Christengemeinden betrachten, wie denn auch die Gläubigen hier zu Lande eben so anhänglich sind an ihr Psalmenbuch, als die in Deutschland an ihren Luther. Zweitens, daß die Einführung der Gesänge zu Anfang dieses Jahrhunderts, besonders in der Reformirten Kirche, eigentlich nicht der Einführung der Kirchenlieder in den Deutschen Gemeinden, in dem Zeitalter der Reformation gleichgestellt werden kann, sondern weit mehr auf einer Linie liegt mit der Veränderung und Polirung der Deutschen Kirchenlieder, welche man ungefähr zu derselben Zeit unternahm. Viele Gläubigen in unserem Vaterlande, und dies ist auch unsere Ansicht, meinen daher, man dürfe unsere Kirchenlieder keineswegs unbedingt verwerfen, da sich unter ihnen sehr erbauliche und evangelische finden; es sey aber sehr zu wünschen, daß in einer besseren Zeit, wenn durch den Segen Gottes der Unglaube in der Kirche zum Weichen gebracht worden, diese Sammlung unter Gebet um den Geist der Weisheit, der Erkenntniß und der Furcht des Herrn, einer ernstlichen Revision unterworfen werde. Die erste Aufgabe würde die seyn, sie zu reinigen von dem neologischen Sauerteig, der in manchen Gesängen herrscht; die zweite, sie anzufüllen mit anderen Liedern aus den Zeiten der Reformation, oder aus unseren Tagen, worin die Beweisung des Geistes und der Kraft sich sichtbar kund gibt, damit also der Herr verherrlicht werde mit reinen Lippen inmitten seiner Gemeinde!

---

*) So z. B. in Ges. 9. V. 4.:

Ja, U bewondren, U vertrouwen
Is't eerst wat my myn hart gebiedt;
Met eerbied mag ik U beschouwen,
Maar U begrypen kan ik niet.
Naar't heerlyk licht van uwe woning
Zoek ik met onverzaadbren lust,
Dat ziet Ge, en brengt tot myn belooning
Verstand en hart in U tot rust.



## Nachrichten.

(England. Bibelvertheilung unter den Polen.)

Bekanntlich hat ein Theil derjenigen Polen, welche auf Preußisches Gebiet übertraten und durch die Großmuth des Königs die Mittel zur Reise nach Nordamerika erhielten, unterwegs es vorgezogen, an der Englischen Küste zu landen. Sie mögen sich von der Brittischen Gastfreundschaft eine allzu hohe Vorstellung gemacht haben; denn es ist freilich leichter, im Parlamente tönende Reden zu halten, als für Nothleidende in den eigenen Seckel zu greifen. Ihre Lage wird uns wenigstens keineswegs glänzend geschildert.

Gleich nach ihrer Ankunft zu Harwich nahm sich die Brittische Bibelgesellschaft ihrer an. Der Sekretär derselben berichtet Folgendes: „Ich eile, Ihnen Nachricht über die Vertheilung von zwanzig Polnischen Bibeln und drei und vierzig Testamenten, welche die Muttergesellschaft so bereitwillig für die armen Verbannten bestimmt hat, zu geben. Nach Empfang der Bücher begab ich mich in Begleitung der Herren Bull und Neumann an Bord der Union, Kapitän Weinhold, von Danzig. Wir fanden 233 Polnische Soldaten, worunter 30 Offiziere gewesen und von Adel waren, aber als gemeine Soldaten gefochten hatten, da die Reihen des Heeres durch den blutigen Kampf gelichtet wurden. Wir beriethen uns mit dem vormaligen Adjutanten des 11ten Regiments, Ludwig v. Nokrzicky, über die beste Art der Vertheilung, und kamen überein, da die Leute in Rotten von je acht Mann eingetheilt waren, daß für jede Abtheilung eine Bibel oder zwei Neue Testamente bestimmt, aber dem Würdigsten als Eigenthum gegeben werden sollten, den der Adjutant, der sie sämmtlich genau kannte, ausuchen würde. Wir gingen nun auf's Verdeck, die Namen wurden verlesen und die Männer empfingen einer nach dem andern ihr Buch mit tiefer Ehrerbietung; manches Auge glänzte vor Freude und Dankbarkeit. Ich betrachtete sie genau und habe unter der ganzen Menge keine leichtfertige oder gleichgültige Miene bemerkt. Während der Vertheilung suchte ich auf der Liste, ob der Adjutant sich auch selbst mit aufgezeichnet habe; da dies nicht geschehen war, überreichte ich ihm sogleich eine Bibel, die er mit Dank annahm. Wir theilten dann noch Französische und Deutsche Traktate und Predigten unter sie aus und ließen auch dem Kapitän eine Anzahl für seine Mannschaft. Obwohl sie nicht vermochten, uns ihren Dank auszusprechen, bewiesen sie ihn sogleich damit, daß sie einen Polnischen Psalm anstimmten. Hierauf wurde ein kurzes Gebet um Segen über das unter sie vertheilte Wort des Lebens gesprochen, wobei sie alle das Haupt entblößten und das Ganze mit einem anderen Psalm beschlossen. Die Wirkung von mehr als zweihundert harmonischen Stimmen, die sich in fremder Sprache anbetend und dankend zu dem Geber alles Guten erhoben, an einem solchen Orte und bei solcher Gelegenheit, war überaus ergreifend. Wir nahmen herzlichen Abschied, und was auch der Erfolg dieses Versuches, Menschen zur Seligkeit weise zu machen, seyn mag, wir sind sicher, daß sein Wort nicht leer zu ihm zurückkehren, sondern wozu es gesandt ist, ausrichten soll."

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 18. Februar. № 14.

## Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Vierter*) Artikel: Apokalypse.)

Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis und in die gesammte apokalyptische Litteratur. Von Dr. Friedr. Lücke, ord. Prof. der Theologie in Göttingen. Auch unter dem Titel: Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. Th. IV. Bd. 1. (Bonn, Weber, 1832.) XIII und 576 S.

Nachdem wir das vorliegende, umfassende, aber rein isagogische Werk kurz nach seiner Erscheinung durchgelesen, dachten wir nicht, es in der gegenwärtigen Übersicht zu erwähnen, wohin vielmehr der folgende Band erst zu gehören schien. Eine neue Anregung zur Erwägung seines Gegenstandes wurde von dem Entschlusse begleitet, auch Andere öffentlich zu genauerer Prüfung anzuregen, und zugleich die Verschiedenheit der Standpunkte für die Auslegung, welche aus den verschiedenen kritischen Ansichten resultiren kann, einstweilen, so gut wir es vermögen, zu fixiren. Die Bemerkungen, die wir in dieser Absicht vorlegen, werden meist negativ seyn, da es nicht unser Zweck ist, System gegen System aufzustellen, sondern nur einige kleine Punkte zu bezeichnen, wo gewiß mehr als ein Theologe, im Interesse der historischen Wahrheit und des göttlichen Wortes, Herrn Dr. Lücke nicht wird folgen können, und zugleich einige der Gründe, warum man keineswegs im Falle ist, ihm folgen zu müssen. Nichts desto weniger hoffen wir, uns so zu fassen, daß diejenigen, die das Buch nicht schon kennen sollten, beiläufig eine Übersicht seines reichen Inhaltes und Kenntniß von den Hauptansichten des Herrn Verf. erhalten.

Wir übergehen von den acht Capiteln des Werkes natürlich das erste, welches den Inhalt der Apokalypse beinahe in ihren Worten wiedergibt und ohne daß man dadurch zur Einsicht in ihre Ökonomie kommt (S. 6—21.), wovon das dritte Capitel erst handelt, aber wieder gar nicht erschöpfend, noch übersichtlich, sondern ungefähr auf die gleiche, beinahe erzählende Weise (s. S. 181—188.), so daß spät noch ein Capitel (das sechste) folgen muß mit dem Titel: „Beweis für die ursprüngliche Ganzheit und Einheit der Apokalypse; Widerlegung der entgegengesetzten Meinungen," und darin ein Paragraph: „Construktion der ursprünglichen Einheit und Ganzheit der Apokalypse," — eine Anordnung, deren Verständniß Manchem nicht leichter scheinen dürfte, als dasjenige der letzten pretiösen Paragrapheninschrift. Sollten wir unsere Ansicht darüber sagen, so würden wir freilich die Vermuthung wagen, daß der Herr Verf. die Aufschlüsse über das vielbestrittene Verhältniß gewisser Parthien absichtlich für den anderen Band seines Werkes zurückbehalten hat, müßten aber deswegen die Zerstückelung um so mehr bedauern. Es ist hier der doppelten Darstellung des Inhaltes, und der Bestreitung der Hypothesen von Grotius, Vogel und Bleek (S. 425—441.) ein Raum geopfert, der keineswegs der Auslegung selbst erspart worden ist. Wir setzen voraus, daß es fernerhin im Plane des Herrn Verf. liegt, auf die wichtigsten Ansichten geschichtlich und kritisch einzugehen. In diesem Falle aber bleibt dem folgenden Bande, wo wir nicht sehr irren, noch gar viel zu thun übrig für die Frage über die Ökonomie der Apokalypse, welche bekanntlich eine der schwierigsten und zugleich der einflußreichsten ist, aber wahrlich mit Prüfung der Ansichten der Herren Vogel und Bleek noch lange nicht erledigt wird. Wir fürchten also, um es offen zu sagen, daß Herr Dr. Lücke entweder gezwungen seyn wird, auf die unvollständig besprochenen Punkte ausführlich zurückzukommen, oder es bei einer Behandlung bewenden zu lassen, die uns von allen die fehlerhafteste und nachtheiligste scheint. Denn, wenn es erlaubt und oft rathsam und nützlich ist, die eigene Ansicht bündig und übersichtlich hinzustellen, ohne Beweis, so daß Jeder dazu sagen mag, was ihm gut dünkt, so ist es hingegen nicht wissenschaftlich, durch Widerlegung einiger Partikulärmeinungen einen Beweis zu liefern, der ist und doch nicht ist und nie seyn wird. Daß unsere Furcht nicht ungegründet sey, zeigte uns auf wirklich überraschende Weise der kaum begreifliche Umstand, daß Herr Dr. Lücke seine Ansicht über einen wichtigen Punkt im Jahre 1829 veröffentlichte und nun wiederholt, und bei all seinen unbestreitbaren gelehrten Vorstudien, erst nachher bemerkt, daß bereits Bengel den Punkt ähnlich gefaßt hat (S. 446.). Und nicht nur Bengel! sondern schon Piscator bestimmte die Hauptsache, auf die es zunächst einzig ankommt, ganz gleich, und wie auch wir glauben, ganz richtig: die Aussonderung der Visionen C. 11, 1—14. und C. 12—14., so daß C. 15. an C. 11, 15. anknüpft, und (was damit zusammenhängt) die Subordination der sieben Plagen oder Phialen unter die siebente Posaune, obgleich Letzteres eigentlich noch näherer Untersuchung und Bestimmung bedarf. Übrigens ist der erste Hauptpunkt so einleuchtend, daß er kaum einer Nachweisung bedurfte, und wir würden deswegen diese Unachtsamkeit einem Werke, das so viel Beweise von Gelehrsamkeit enthält, nicht anrechnen, müßten wir nicht auch anderwärts noch Klage darüber führen, daß der Herr Verf., viel zu sehr von der Idee eingenommen, man habe jetzt erst angefangen, die Form der

*) Ein fünfter und letzter Artikel wird die kleinen Paulinischen Briefe umfassen.

Apokalypse zu beachten, sich unverhältnißmäßig wenig auf die älteren Ansichten einläßt und zu viel mit neueren Hypothesen beschäftigt, welche oft, wie z. B. die Zerstückelungs-Hypothese Herrn Bleek's, wahrhaft unbesonnen, mit Ignorirung des Besten, was schon gesagt worden war, in die Welt hinausgeschickt wurden. Wie aber dann, wenn bei alten Theologen auch solche Ansichten verborgen liegen sollten, welche derjenigen des Herrn Verf. entgegenstehen? müßte da nicht, bei solcher Methode, die versuchte Widerlegung der entgegenstehenden Ansichten für sehr unvollständig gelten? Wir wollen hoffen, der Herr Verf. selbst werde sich hievon bereits überzeugt haben, seit er die sieben ersten Capitel vollendet und mit dem achten angefangen hatte, den älteren Auslegern Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir haben es jedoch für den Augenblick bloß mit jenen zu thun. Also noch einmal, die Widerlegung oder respektive Bestätigung der jüngsten, meist sehr zuversichtlich hingeworfenen Einfälle berechtigt zu keinen Folgerungen, und am allerwenigsten berechtigt sie dazu, selbst zuversichtlich zu thun, als könnten nur Leute, die auf's Alte versessen sind, die Ansicht des Herrn Verf. für unbewiesen halten.

Für unbewiesen halten wir aber noch Manches, was hier sehr bestimmt, ja absprechend behauptet wird. Ein gewichtiges Beispiel findet sich im fünften Capitel, das wir um so weniger Bedenken tragen, gleich hier anzuschließen, als es uns scheint, daß das Capitel („über den Verfasser der Apokalypse, so wie den Ort und die Zeit ihrer Abfassung") nothwendig dem ersten Paragraph des vierten Capitels („Veranlassung, Zweck, ursprüngliche Leser") hätte vorausgehen sollen. *) In dem fünften Capitel beginnt die Untersuchung nämlich ganz richtig mit der Frage nach den Andeutungen über Ort und Zeit der Abfassung, welche die Apokalypse selbst enthalte. Rücksichtlich des Orts haben wir nichts zu erinnern. Rücksichtlich der Zeit aber müssen wir bemerken, daß der Verf. verschweigt, wie die Schilderung des Kreises, in welchem die Apokalypse geschrieben ist (in den sieben Sendschreiben), wenigstens, wo nicht mehr (wie schon Ältere zu zeigen versuchten) zu der Annahme einer späteren Abfassung paßt. Ganz bestimmt stützt er seine eigene Ansicht (sie sey unter Galba geschrieben) auf die beiden Stellen 11, 1 ff. und 17, 10. 11. (cll. 13, 3.). Was die erstere dieser angeblichen Andeutungen betrifft, so hat der Herr Verf. offenbar nichts bewiesen (S. 245—248.), weil hier nichts zu beweisen war, sondern Alles vorauszusetzen. Spricht Johannes daselbst von einer Ausmessung des Tempels von Menschenhänden gebaut, so versteht sich, daß der Tempel noch stand; denkt er an einen anderen Tempel, und also an ein anderes Heiligste und Allerheiligste als das steinerne (welches Herr Dr. Lücke, wenn wir seiner Argumentation überhaupt zu folgen vermögen, das eigentliche und wesentliche Heiligthum zu nennen scheint), so ist alle Folgerung daraus Sache der Willkühr. Viel weniger gewagt wäre es in letzterem Falle, z. B. mit mehreren Gelehrten der Hochkirche zu behaupten, der Brief des Clemens von Rom müsse vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben worden seyn, weil dort nicht in einer kurzen symbolischen Handlung, die (NB.) in der Vision statt findet, sondern in einer Reihe von didaktischen Ermahnungen der Tempel (nebst Tempeldienst, Priesterschaft ꝛc.) als gegenwärtiges Bild gebraucht wird. Doch hier kommt noch ein Umstand in Betracht, den der Herr Verf. völlig übergangen hat. Die Vision des Johannes enthält ja gar nicht eine selbstständige, unmittelbare Bezugnahme auf den Tempel zu Jerusalem (ob er nun noch stand oder zerstört war), sondern bekanntlich zunächst auf die Visionen Ezechiel's und Sacharja's. Überhaupt glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß der unbefangen-wissenschaftlichen Exegese kaum etwas in der ganzen Apokalypse so unsicher und unerwiesen, ja unerweisbar vorkommen muß, als irgend welche Beziehung derselben auf das alte Jerusalem, sein Bestehen und seine Zerstörung. *) Aber solche Sachen behandelt man jetzt schon als ausgemachte Wahrheiten. **)

Wir kommen auf das eigentliche Beispiel, das wir versprechen, obgleich wir schon rücksichtlich des vorigen Falls bezweifeln könnten, daß der Herr Verf. die Bemerkungen der alten Ausleger, und namentlich des großen Vitringa, nach Verdienst erwogen. In C. 17, 10. 11. hält er die Beziehung auf die Zeitumstände des Schriftstellers für ausgemacht und verräth wirklich Gereiztheit über den unerwarteten Widerspruch Guerike's (S. 248—258.). Fünf Könige (des Thiers), heißt es zuerst, fielen, einer ist, einer kommt und bleibt kurz. Und nun zählt der Herr Verf., von seinem Standpunkte aus ganz richtig, von Augustus bis Nero fünf; also schrieb der Apokalyptiker unter Galba (68 n. Chr. G.); wobei wieder beinahe ausschließlich die wenig bedeutende Hypothese Herrn Bleek's berücksichtigt wird, — und erst viel später S. 425 f., 427 f. noch die von Grotius, von welcher wir alle Wege glauben, daß sie (was die Stelle

*) Das zweite Capitel (über die apokalyptische Litteratur) übergehen wir hier ganz.

*) Wir behaupten damit nicht, daß C. 11. nothwendig geistlich zu verstehen sey. Auch Guerike bemerkt rücksichtlich C. 11, S., es könnte immerhin von Jerusalem nach der Zerstörung verstanden werden (fortgef. Beiträge I. S. 72 f. Anm.), eine Bemerkung, die Herr Dr. Lücke S. 260. nicht übergehen sollte. Diese Frage hängt lediglich von der richtigen Auffassung der ganzen Vision ab, denn diese bestimmt, ob die Ausdrücke eigentlich oder bildlich sind, und alle umgekehrten Argumentationen sind verkehrt.

**) Einen Beweis, wie sehr die neue Zeit Ursache hat, auf ihre Auslegung der Offenbarung zu pochen und der alten zu spotten, gibt am passendsten die Meinung, welche selbst ein Herder sich hinreißen ließ, in Vorschlag zu bringen: Unter den zwei Propheten und Zeugen Gottes im (alten) Jerusalem habe Johannes — die beiden jüdischen Hohenpriester Ananus und Jesus verstanden. Abgesehen von der profanen Gesinnung, die einer ihrer Vertheidiger hiebei an den Tag legt (Heinrichs ad h. l. p. 259.), — war es nicht recht sinnvoll und geschmackvoll, in der Offenbarung den Ananus als Zeugen und Nachbild Jesu verherrlichen zu lassen, der ganz kürzlich den Bischof Jerusalems, Jakobus den Gerechten (nicht: den Bruder des Johannes, wie Heinrichs schreibt), umbringen lassen?

C. 17, 10. betrifft), tiefsinniger ist als die anderen. Wir müssen nämlich gradezu den Standpunkt, den der Herr Verf. wählt, in Anspruch nehmen, so schwierig das scheinen mag, weil Guerike's Bemerkungen bereits ganz vergeblich gewesen sind, und der Herr Verf. sich mit der Erklärung begnügt: „daß, wenn die Worte in diesen Versen (C. 17, 10. 11.) und der ganze Zusammenhang von C. 13. an nicht völlig sinnlos seyn sollen, die Beziehung auf das damalige Rom unverkennbar ist. Insbesondere kann das nicht geläugnet werden, daß οἱ πέντε ἔπεσαν ein im Moment des Schreibens Vergangenes, das ὁ εἷς ἐστιν aber etwas Gegenwärtiges bedeutet" (S. 260.). Vom Verkennen handelt sich's hier nicht, sondern um's Erkennen der Wahrheit oder Unwahrheit einer noch ganz unbewiesenen Voraussetzung, und geläugnet werden kann allerdings, was schon von Alters her nicht ohne Gründe geläugnet ward. Wir greifen die Hypothese des Herrn Verf. gleich bei der folgenden letzten Bemerkung an, mit der er sie zu stützen sucht: „Die specielle historische Auslegung davon mag streitig und schwierig seyn." [Diese Differenzen der Erklärungen von Römischen Kaisern hatte Guerike hervorgehoben, doch nicht vollständig genug.] „Dies liegt im Wesen apokalyptischer Andeutungen, die nie handgreiflich sind (weshalb auch der Verf. 17, 9. sagt: ὧδε ὁ νοῦς ὁ ἔχων σοφίαν!), es kann also auf keinen Fall ein Grund seyn, die historische und chronologische Beziehung der Stelle überhaupt aufzugeben." Wir geben letzteres als allgemeinen Grundsatz zu, läugnen aber die Richtigkeit seiner Anwendung aus folgenden Gründen:

1. Der Herr Verf. geht auch hier von der unglücklichen Idee einer apokalyptischen Litteratur und eines gemeinsamen Charakters derselben aus, indem er Reines und Unreines, Göttliches und Ungöttliches, Wahrheit und Täuscherei, heilige Vision und selbstgemachte Afterprophetie, hohe apostolische Kunst und abgeschmacktes Fabel- und Romanenwesen erbärmlicher Judenschriften unter einen Begriff vereinigt, um daraus die Kanones für die Interpretation der Apokalypse zu abstrahiren. Einen Vorwurf können und dürfen wir ihm deswegen machen, weil er im Ganzen eine höhere Ansicht von der Offenbarung Johannis hat als diejenigen, bei denen ein solches Verfahren nur natürliche Consequenz der kritischen Ansichten über den Empfänger und den Verfasser derselben wäre. Im speciellen Falle nun ist der Vorwurf der: Wenn in geistlosen Apokryphen Gegenstände der Gegenwart auf geheimnißvolle Weise als tiefbedeutsam dargestellt werden, obgleich sie weder Bedeutsamkeit hatten, noch Geheimthuerei erforderten, nur um dem Machwerke die falsche Farbe göttlicher Weissagungen und Aufschlüsse zu geben, so folgt daraus nichts weniger, als daß eine Stelle der Offenbarung Johannis, die sich so verstehen ließe, auch so verstanden werden müsse. Dies führt zu der zweiten Bemerkung.

2. So verstanden, ist die Stelle C. 17, 10. nicht nur geschmacklos, sondern beruht auf einer völlig unnützen, pretiös thuenden Geheimnißprahlerei (vorausgesetzt, wie der Herr Verf. voraussetzt, daß Ὧδε ὁ νοῦς κτλ. V. 9. sich auf das Folgende



beziehe, was wir freilich noch bezweifeln). Nach dieser Auslegung handelt die Apokalypse großentheils vom heidnischen Rom. Daß Rom wirklich gemeint sey, sagt der Schriftsteller auf's Deutlichste: „Die sieben Häupter sind sieben Berge." Darauf soll er nun aber ganz in der dunkeln Weise apokalyptischer Andeutungen hinzusetzen: „Und sind sieben Könige; die fünf fielen ꝛc." Aber wir bitten, was ist denn da Dunkeles, Schwieriges, Apokalyptisches, wenn das Buch unter Galba geschrieben wurde? Da mußte ja jeder Leser die Stelle von selbst verstehen, ohne erst Sueton und Tacitus nachzuschlagen! da läßt sich's ja jetzt noch an den Fingern zählen: Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, machen fünf; Galba, macht sechs.

3. Der Herr Verf. setzt als unbestreitbar seine Ansicht vom Thiere voraus, das die sieben Häupter trägt. *) Aber wir fragen wieder, wie kann man den schwierigsten aller Punkte der materiellen Erklärung der Apokalypse so leichthin abmachen oder vielmehr für abgemacht nehmen? Wie kann man alles das so unbesehens beseitigen, was die tüchtigsten Ausleger der Protestanten den Papisten entgegenhielten, gegen dieselbe Meinung, welche jetzt unsere modernen Exegeten vertheidigen oder vielmehr unvertheidigt hinstellen, das Thier (als Thier) sey „das antichristliche Heiden- und Römerthum, die Römische Weltmonarchie?" Noch mehr: wenn der gelehrte Exeget und Kritiker diese Gegengründe nicht unberücksichtigt lassen durfte, wie Herr Dr. Lücke sie läßt, darf der Exeget überhaupt (und dies ist das Wichtigste) die ungeheure innerliche Schwierigkeit unberücksichtigt lassen, darf er die gewichtige Frage, an der die Scharfsinnigsten so oft scheiterten, und an welcher (nach unserer Überzeugung) grade die Vertheidiger der papistisch-rationalistischen Ansicht nothwendig scheitern müssen, als Kinderspiel wegwerfen? Wir meinen die Frage über das Verhältniß des Drachen mit den sieben gekrönten Häuptern zu dem Thier mit den sieben Häuptern und hinwieder des Thiers zu dem Weibe, das darauf sitzt.

Es liegt außer unserem Plane, hierauf näher einzugehen. Folgende Bemerkung wird genügen, um die Unsicherheit, ja die Unwahrscheinlichkeit der genannten Auslegung (die bei der ganzen folgenden Untersuchung als Basis dient) in's Licht zu stellen. Der Herr Verf. sieht ein, es handle sich nicht um Rom überhaupt, sondern um „das antichristliche Heiden- und Römerthum." Was hat nun aber, darf man wohl fragen, der Cäsar Augustus mit diesem Antichristenthum zu thun? was selbst Tiberius und Caligula? — Darum suchten bekanntlich Ältere, die derselben Interpretation (im Ganzen) wie der Herr Verf. huldigten, aber den Hauptpunkt besser einsahen, sieben antichristliche, verfolgungssüchtige Kaiser nachzuweisen, und darum nannten wir

*) Dabei ist es wieder auffallend, wie der Herr Verf. in der Note zu S. 249. sich mit Grotius und Bleek einverstanden erklärt, ohne einen der Interpreten wie Bengel zu erwähnen, als ob nur die Neologie jenen richtigen Gedanken (über das Verhältniß des Thiers zum achten Haupte) gehabt hätte.

auch die Erklärung von Grotius tiefsinniger, denn dieser Interpret beginnt seine Zählung mit dem ersten antichristlichen Cäsar, mit dem (respektiven) ersten Christenverfolger, Claudius. Die Apokalypse war also, sagt er, unter Vespasian (dem Vater) geschrieben, und Titus (der Sohn) war der siebente König, der nur kurz bleiben sollte. Darauf kam der achte, das Thier selbst, der erste eigentliche und allgemeine Christenverfolger Domitian. In der That, man begreift schwer, was sich gegen diese Erklärung sagen ließe, wenn man einmal die Stelle auf eine Reihe Römischer Cäsaren beziehen und das Zeugniß des Irenäus, die Apokalypse sey nicht unter Galba noch unter Vespasian, sondern unter Domitian selbst geschrieben, mit dem Herrn Verf. verwerfen will, der zwar S. 426 ff. sie bestreitet, aber ihr Hauptargument übersieht. Es läßt sich aber vielleicht auch eben so gut eine Erklärung dieser Art behaupten, die den großen Vortheil hat, mit Irenäus in Übereinstimmung zu stehen, statt in Widerspruch, ja noch mehr, die grade zu der Ansicht des Herrn Dr. Lücke über Nero, die sogleich erwähnt werden soll, vortrefflich passen würde. Wir sagen dies, nicht weil wir die Erklärung und die Ansicht billigen, sondern um theils die Unwahrscheinlichkeit der Lückeschen Erklärung, theils die Grundlosigkeit des exegetischen Widerspruchs gegen die Tradition, theils und vorzüglich die Unsicherheit dieser sogenannten historischen Exegese überhaupt zu zeigen. Es ist eine alte Berechnung der Königszahl, die wir von des Herrn Verf. Standpunkte aus so darstellen würden. Das Antichristenthum Roms begann mit Nero, gegen dessen blutigen Christenmord (man denke nur an Petrus und Paulus) die frühere Judenvertreibung unter Claudius nicht in Betracht kommen konnte. Nero aber wird (würden wir von jener Hypothese aus sagen) nicht als eins der sieben Häupter gezählt, denn der Apokalyptiker betrachtete ihn als das Thier selbst, das war und nicht ist, aber wiederkommen wird als das achte Haupt (17, 11.). Die sieben Könige sind also: Galba, Otho, Vitellius, Vespasian, Titus (von denen die drei ersten nur der Vollständigkeit wegen mitgezählt werden mußten, und es wohl konnten, weil ihre vorübergehende Regierung ohne besonderen Charakter war, die beiden anderen aber die Zerstörer Jerusalems sind), Domitian (der sechste, unter dem folglich die Apokalypse geschrieben wurde), und Nerwa (der wirklich auch nur kurz regierte). Der achte aber, in dem der Apokalyptiker den Antichristen, den wiedererscheinenden Nero erwartet haben soll, wäre Trajan, und da könnte sich nun die Exegese entweder mit den allgemeinen Redensarten behelfen, die ja auch bei der Lückeschen Erklärung die Stelle des Nachweises der Erfüllung einnehmen müssen, oder sie könnte nach dem Vorgange der ältesten protestantischen Ausleger eine symbolische Bedeutsamkeit der Regierung Trajan's statuiren und ohne Mühe historisch nachweisen.

(Schluß folgt.)



## Nachrichten.

(England. Bibelvertheilung unter den Polen.) (Schluß.)

Später übergab die Bibelgesellschaft ihrem Agenten, Dr. Giustiniani, einen Vorrath von Deutschen und Polnischen Bibeln zur Vertheilung unter die Polnischen Auswanderer in Portsea (bei Portsmouth). Bei seiner Ankunft wurde er zu drei Polnischen Offizieren gebracht, gebildeten und angenehmen Männern, die aber keinen Gott als den Patriotismus und keinen Altar als Polen zu kennen schienen. Hierauf besuchte er 210 Polnische Soldaten, die, weil sie von freiwilliger Unterstützung lebten, genöthigt waren, mit einem Stall statt eines Wohnhauses und mit Stroh statt der Betten fürlieb zu nehmen. Da die meisten Deutsch verstanden, konnte er viel mit ihnen sprechen, öffentlich und besonders; ihre Aufmerksamkeit und Erkenntlichkeit bewies, wie gern sie das Wort annahmen. Nach einer dieser Reden ging ein Soldat durch den Haufen, den der Doktor fragte, ob er das Wort Gottes gelesen habe? Ja, antwortete er, und zog aus der Tasche ein sehr schmutziges Buch, ein Polnisches Neues Testament, welches er in Preußen erhalten hatte. Er sagte, es sey das einzige Polnische Buch, das sie bei sich hätten; er habe es seinen Kameraden auf dem Schiff und so lange sie sich jetzt am Lande befänden, vorgelesen; es sey ein sehr gutes Buch „für sein Herz," sagte er, und küßte es mit inniger Ehrerbietung. Bei diesem Besuch hatte Dr. Giustiniani nur acht Exemplare der Polnischen Bibel mitgenommen, und es ging ihm sehr nahe, als er von 210 Händen, die sich ausgestreckt hatten, diese Gabe zu empfangen, 202 leer sich zurückziehen sehen mußte.

Bei einem zweiten Besuch wurde er sehr freundlich empfangen und das Neue Testament mit Freuden und Dankbarkeit aufgenommen. Da man über die Aufrichtigkeit ihres Bekenntnisses einige Zweifel hegte, so nahm es Jemand auf sich, ihr Benehmen in dem Stall, wo sie schliefen, zu beobachten. Eines Abends um 10 Uhr kam er an die Thüre: Alle waren still bis auf einen, den er, durch das Schlüsselloch blickend, das Neue Testament lesen sah, während ein großer Theil seiner armen Kameraden um ihn her kniete und aufmerksam zuhörte. Weil Einige von ihnen krank waren, so gab ein Baumeister einen Schuppen zum Lazareth her. Dem Soldaten, von dem schon die Rede war, ist die Pflege derselben anvertraut, und er war stets beschäftigt, den Kranken die Schrift vorzulesen. Der Besitzer des Schuppens machte die Bemerkung, daß er nie einen Engländer gesehen habe, der dem Worte Gottes eifriger ergeben gewesen wäre. Die Offiziere, welche sich zuerst zurückhaltend und gleichgültig gezeigt hatten, besuchten nun den Dr. Giustiniani, um ihm für seine Bemühungen zu danken und ihm zu versichern, daß sein Besuch bei den Soldaten mehr Ergebung bewirkt habe, als sie für möglich gehalten hätten.

Das Comité der Gesellschaft für den Unterricht im Christenthum hat mit Dr. Giustiniani die Übereinkunft getroffen, daß er in Italienischer, Französischer und Deutscher Sprache predigt und diejenigen Theile der Hauptstadt besucht, wo arme Fremdlinge dieser Völker wohnen. Er wird bei diesen Arbeiten ebenfalls durch die Brittische Bibelgesellschaft mit Bibeln unterstützt, nach dem Willen des Herrn, der die Fremdlinge liebt und dem Volke des Alten Bundes geboten hat, diejenigen, die in ihren Thoren seyen, zu sammeln, daß sie mögen hören und lernen die Furcht des Herrn, und bewahren alle Worte seines Gesetzes.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 21. Februar. № 15.

## Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Fortsetzung.)

Trajan, könnte man sagen, war der wiedererweckte Nero, insofern unter ihm erst die Christenverfolgung wieder blutig wurde (wie sie's unter Domitian im Ganzen nicht gewesen war); er ging aber noch weiter als der erste Nero, denn seine Verfolgung war allgemein und so systematisch, daß sie die Grundlage aller folgenden, eigentlich auf Ausrottung des Christenthums ausgehenden Christenverfolgungen wurde. Und nun noch der Punkt, den die älteren Ausleger theilweise zur Sprache brachten, die Beziehung auf die Römische Monarchie selbst und auf ihre künftige Verwandlung, welche Johannes (nach Daniel) bestimmt durch die zehn Hörner andeutet (über welche die historischen Fabeleien Bossuet's und der Rationalisten keine Widerlegung verdienen): Wie mit Nero's Tode das Haus der Cäsaren erlosch, so daß die folgenden Kaiser, von den Soldaten gewählt, in absteigender Linie aus weniger und weniger berühmten, erst noch Römischen, bald aber bloß Italischen Familien stammten, so bildet Trajan in der Geschichte des Weltreichs Epoche, als der erste Herrscher aus fremdem Volke (aus Spanien), und konnte mithin als Symbol des neurömischen Antichristenthums gelten, das mit den zehn aus Roms Verfall sich herausbildenden Reichen (den zehn Hörnern) in der engsten Verbindung steht. *)

Wir erklären nochmals, daß wir die vorgelegte Erklärung nicht für die wahre geben. Dies liegt überhaupt außerhalb des Zweckes unseres Aufsatzes. Unsere Absicht ist schlechthin, für die Zukunft der Auslegung der Apokalypse sowohl ihre Freiheit als ihren wissenschaftlichen Charakter zu bewahren, welche beide ihr das vorliegende Werk durch ein bestimmtes Absprechen, verbunden mit Scheinbeweisen, zu rauben droht, indem es eine historische Exegese für die alleingültige erklärt, der wir weder eine größere Gewißheit als die, welche die prophetische Auffassung gewährt, noch selbst die Wahrheit ihres Namens zugestehen können. Und hier kommt ein Gegenstand in Betracht, der noch tiefer in's Ganze eingreift. Es ist der Punkt, den der Herr Verf. mit großer Zuversicht für den „klarsten und gewissesten" seiner „historischen Auslegung" erklärt (S. 250.).

Als Nero auf der Flucht, außerhalb Roms, auf einem Pachthofe sein Leben endete, verbreitete sich in Rom das Gerücht, er sey nicht gestorben, sondern lebe noch in der Verborgenheit. Dies hätte schon an sich nichts Befremdendes, käme nicht noch außerdem der Umstand in Betracht, daß dem feigen Kaiser bereits bei Lebzeiten aus Anlaß einer Empörung von schmeichlerischen Wahrsagern die tröstliche Versicherung ertheilt worden war, er werde auf dem Throne sterben, und, sollte er auch vertrieben werden, dennoch als vortrefflicher Saitenspieler so lange sein Leben fristen, bis er zu neuer Herrschaft gelange. *) Dieser Volkswahn tröstete einerseits die Menge, welche ihren herrlichen Nero betrauerte (Suet. Nero c. 57.), und wurde anderentheils von Empörern, die sich für ihn ausgaben, benutzt und genährt (Tacit. *Histor.* II. 8 sqq.). Diese romanhafte Ansicht soll nun mit dem respektiven Verfasser der falschen Sibyllinen auch der unserer Offenbarung (mit einer den heidnischen Erwartungen entgegengesetzten Furcht vor Nero) getheilt haben, und darauf also die Stelle 13, 3. mit 17, 11. zu beziehen seyn. Diese Annahme, wir läugnen es nicht, hat etwas Specióses, aber gewiß nur dann, wenn man sich zu der Ansicht vom Charakter der Apokalypse und ihres Verfassers verstanden hat, welche sie voraussetzt. **) Denn wir vermögen nichts, was der historischen Interpretation nothwendig wäre, darin zu entdecken, worauf doch, wie der Herr Verf. selbst erkennen läßt, Alles ankommt. Das Prädikat „historische" wollen wir ihr nicht absprechen, aber den Namen „Interpretation" sind wir genöthigt, in das bescheidenere „Combination" zu verwandeln, und diese Differenz verlohnt sich der Mühe genauerer Beleuchtung.

*) Wir erkennen und gestehen gleich, daß diese Erklärung rücksichtlich Nero's mit der Stelle C. 13, 3. zu kämpfen hätte, wie mit der Auslegung, die Herr Dr. Lücke den Worten ἐκ τῶν ἑπτά ἐστι gibt, als wäre keine andere möglich (C. 17, 11.). Aber diese Schwierigkeit drückt auch seine Erklärung und bereitet unvermeidliche Verwickelungen: Nero soll das fünfte Haupt unter den sieben seyn; dies Haupt sieht Johannes zuerst verwundet und wieder geheilt; es bleibt also C. 13. bei der Gesammtzahl sieben. Hernach heißt es (C. 17.), das Thier werde bei seinem Wiedererscheinen „ein achtes Haupt" seyn, und dies wäre nun wieder Nero? Ist es überhaupt wahrscheinlich, daß das Bild der Wiederherstellung eines einzelnen der sieben Häupter dasselbe bedeute, wie das viel größere Bild der Wiedererscheinung des ganzen Thieres? Zudem ist, wie bemerkt, die Auffassung der Redensart ἐκ τινος εἶναι keineswegs erwiesen.

*) Die Weissagung befindet sich in Sueton (Nero c. 40.), doch in solcher Form, daß man wohl vermuthen darf, sie sey nach Nero's Sturz etwas bestimmter gestaltet worden, vielleicht nicht ohne Einfluß jüdischen Geschwätzes.

**) Gegen die Zusammenstellung mit den Sibyllinen erlauben wir uns nur zwei specielle Einwürfe, die Unzuverlässigkeit der Bestimmungen über das Alter der betreffenden Stücke, und die totale Verschiedenheit des Standpunkts und des Zwecks ihrer Verfasser, welche offenbar die Benutzung der heidnischen Volkssagen bedingte.

Historische Auslegung würden wir's nennen, wenn sich aus dem Texte des Schriftstellers die Beziehung des Symbols auf das Faktum ergäbe; historische Combination nennen wir's, weil der Text schlechtweg das Symbol enthält ohne anzudeuten, weder daß sich dasselbe auf ein gleichzeitiges Faktum beziehe, noch daß unter den Häuptern C. 13. Römische Cäsaren zu verstehen seyen, oder überhaupt nur Könige, noch welche Stelle das verwundete und geheilte Haupt in der Reihe der Häupter einnehme. Gestattet und verlangt nun diese Dunkelheit des Textes Combinationen, so gibt sie auch jedem Interpreten das Recht, diejenige vorzuziehen, welche ihm zum ganzen Contexte der einzelnen Vision und aller anderen zu passen scheint. Aber diese Freiheit darf kein Ausleger den übrigen dadurch entreißen wollen, daß er seine Vermuthung für ausdrücklichen Inhalt der Textesworte, für nothwendiges Produkt ihrer Auslegung erklärt, und dann gar noch zur Basis macht für die Auffassung des Ganzen und für die Kritik unzweideutiger historischer Tradition.

In den beiden letzteren Beziehungen verfehlt sich der Herr Verf., wie sich hoffentlich mit Evidenz zeigen läßt. In der einen, rücksichtlich des Ganzen, beruht offenbar Alles auf der Frage: Geht und inwiefern geht die Vision (mit den zusammenhängenden Parthien des ganzen Buches) auf Dinge, die der Schriftsteller bereits erlebt hatte? Hierüber hat Herr Dr. Lücke eine Meinung, und Andere haben eine andere. Ist die erstere wahr, so bezieht sich das Symbol des geschlagenen Hauptes vielleicht oder wahrscheinlich auf Nero. *) Wo nicht, so muß es nothwendig auf etwas Anderes gehen. Statt nun den Beweis zu versuchen, seine Auffassung des Ganzen sey wahr, kehrt der Herr Verf. das Verhältniß um. Die Stelle (so lautet eigentlich seine Beweisführung) muß auf Nero gehen, denn sie muß so erklärt werden, wie wir dergleichen in den Sibyllinen zu erklären pflegen; denn die historische Auslegung fordert die Voraussetzung, daß der Schriftsteller die legendenmäßigen Ideen seiner Zeit getheilt, und die Richtigkeit dieser Forderung erhellt aus der historischen Auslegung der Stelle, u. s. w. Kurz, es ist hier Alles reine petitio principii. Wie nun also, wenn Jemand vom entgegengesetzten Gesichtspunkte aus, wie es ja vorgekommen ist, ein Faktum ausfindet, auf welches das Symbol (so vereinzelt, wie es auch der Herr Verf. nimmt) ganz trefflich paßt, — z. B. einen der tödtlich scheinenden Schläge, welche Fürsten, oder den, welchen die Reformation dem Papstthume beibrachten, — und er wollte dann eben so argumentiren: Diese Auslegung entspricht der Geschichte, sie ist folglich die historische, und jede andere ist folglich unhistorisch, und so ist folglich auch die Behauptung einzig historisch und wissenschaftlich, daß die Vision auf Ereignisse geht und gehen muß, welche mehrere Jahrhunderte später eintrafen —? Der Herr Verf. würde gewiß das Mangelhafte dieser Beweisführung einsehen; vielleicht sieht er aber auch ein, daß die neue Auslegung der Apokalypse sich von der vielgetadelten alten (und wir verstehen hier grade die mit Recht getadelte) in der Methode durchaus nicht unterscheidet, sondern durchaus nur rücksichtlich der Materie, oder wenn man will, rücksichtlich des allgemeinen apriorischen Standpunktes, indem die alte unverholen von dem Glauben an göttliche Prophezeihungen in der Offenbarung ausgeht, die neue aber von der mehr oder minder künstlich verdeckten Hypothese, daß die Apokalypse Johannis ein ähnliches Fabrikat sey, wie andere Compositionen jener Zeit. — Zwar Dr. Guerike hat wenigstens das Verdienst, dem Herrn Verf. die Nothwendigkeit fühlbar gemacht zu haben, seine Auslegung jener Stellen, die er als feste Grundlage hinstellte, nachträglich noch als die einzig passende zu rechtfertigen. Aber diese Rechtfertigung (S. 259.), von dem schon Erwähnten abgesehen, beruht selbst wieder auf völliger Verkennung des Standpunktes seines Gegners und der älteren Ausleger überhaupt. Sie besteht lediglich in den ganz richtigen Bemerkungen, daß erstlich jede Weissagung an Gegenwärtiges anknüpfe, und zweitens die Apokalypse insbesondere nach 1, 1. und 19. Gegenwärtiges befasse. (Was das ἐν τάχει betrifft, so gehört es eigentlich gar nicht hieher, wie eben jene anderen Stellen zeigen, die der Herr Verf. anführt: 22, 6. 7. 12. 20.) Wer läugnet aber das? Doch nicht Guerike und alle die, welche in den sieben Sendschreiben, mit denen die Apokalypse beginnt, eine Anknüpfung der fortlaufenden Zukunft an die Gegenwart sehen, indem sie dieselben historisch-symbolisch-prophetisch deuten. Und eben so wenig die anderen älteren Ausleger, welche in den sieben Sendschreiben eine rein historische Darstellung der damaligen Sphäre des Sehers erblicken und dann von da herab den Faden der weltgeschichtlichen Ereignisse zu verfolgen suchen. Es ist also ohne Sinn, wenn der Herr



*) Wir sagen: wahrscheinlich und vielleicht, denn nothwendig ist selbst bei der Totalansicht des Herrn Verf. die Beziehung auf Nero keineswegs. Es würde sich zuerst fragen (wie auch Heinrichs bemerkt, obgleich er anfangs dem zuversichtlichen Eichhorn folgt), ob das Bild des verwundeten Hauptes überhaupt urgirt und auf ein specielles Faktum bezogen werden dürfe. Dann fragt es sich ferner, ob die Schwerdtwunde buchstäblich zu verstehen sey, da man doch an kein buchstäbliches Haupt und Thier denkt. Und hier scheint uns die Ansicht von Grotius und Hammond, wenn man einmal ein gleichzeitiges Ereigniß vergleichen will, an Wahrscheinlichkeit der Ansicht des Herrn Verf. gleichzustehen und an Bedeutsamkeit sie zu übertreffen. Beide verstehen unter dem Haupte, das geschlagen wird, aber sich wieder erholt, einen der Berge Roms (C. 17, 9.), und beziehen dies auf eine Zerstörung des Capitoliums (entweder die unter Vitellius, Tacit. Hist. III., 71 sq., oder die unter Titus, Suet. Tit. 8., etc.) und seine Wiederherstellung (unter Vespasian, Tacit. H. IV., 53., cf. 54., und noch glanzvoller unter Domitian, Suet. Dom. 5., Plutarch. Publicola 15., etc.). Um das Gewicht dieser Ereignisse zu schätzen, muß man die Stellen der Dichter und Historiker (kürzlich bei Grotius) über die Bedeutsamkeit des Capitoliums, seiner Zerstörung, als Anzeichen des Falls der ihres Heiligthums beraubten Stadt, und seiner Wiederherstellung, als Wiedererstehung der Stadt und des Reichs, selber nachlesen, und man wird nicht zweifeln, daß das Ereigniß grade auf die ernstesten Gemüther einen größeren Eindruck machte, und noch als Symbol kräftiger und poetischer wirken konnte, als das Mährchen von Nero. — Für die allgemeinere symbolische Deutung vergleiche man Hippolyt, bei Dr. Lücke S. 490.

Verf. solche Ansichten mit dem Satze niederschlagen will: „Die Apokalypse setzt die Zukunft, die sie enthüllt, mit der Gegenwart und nächsten Vergangenheit [nur nicht mit den Fabeln über die Vergangenheit, wie die über Nero] in unmittelbare Beziehung."

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)

## Nachrichten.

(Aus Kurhessen.) Zu dem in kirchlicher Hinsicht Interessantesten, was Kurhessen aus der neuesten Zeit aufzuweisen hat, gehört die Errichtung eines evangelischen Missionsvereins. Im März 1833 erschienen zu Kassel „Statuten des evangelischen Missionsvereins in Kurhessen." Bald hatten diese Statuten das Land durchwandert; überall zogen sie die Aufmerksamkeit der Hohen und Niederen, der Gebildeten und Ungebildeten auf sich; es wurde viel und vielerlei von ihnen gesprochen; sie mußten durch gute und böse Gerüchte hindurchgehen. Der Inhalt dieser Statuten ist der gewöhnliche; sie beschäftigen sich vorwiegend mit der äußeren Einrichtung der zu bildenden Gesellschaft. Von allgemeinerem Interesse ist die kleine in Begleitung der Statuten ausgegebene Schrift: „Der evangelische Missionsverein in Kurhessen. Ankündigung und Aufruf zur Theilnahme. Kassel bei J. J. Bohné, 1833." Es wird in ihr ausgegangen von dem „unerschütterlichen Grundpfeiler unserer Religion," „von dem Fundamente, wie der christlichen Kirche im Allgemeinen, so insbesondere der Evangelischen Kirche," nämlich von dem „Glauben an die Erlösung des sündigen Menschengeschlechtes durch den Tod Jesu Christi." „Überall, wird gesagt, wo dieser unverfälschte christliche Glaube in einem weiteren oder engeren Kreise lebendig wurde, erzeugte derselbe bei Gemeinden und Gemeindsgliedern den Drang, diesen Glauben, als die einzige Bedingung der Seligkeit, denen zu bringen, die ihn noch nicht besitzen. So haben sich namentlich in der neueren Zeit im Schoße der Evangelischen Kirche an vielen Orten Missionsgesellschaften zur Verbreitung des Christenthums unter den Heiden gebildet." Hieran schließt sich eine allgemeine Erinnerung an das Missionswirken, besonders Englands und Nordamerikas, als der Länder, wo sich für das Heil der Heiden die ausgebreitetste Thätigkeit entwickelt hat. Es wird erinnert an den „unberechenbaren Segen," der bis hieher schon „mit der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden verbunden gewesen ist;" es wird erinnert an den Hunger und Durst, den die Heiden in ganzen Schaaren nach dem „guten Worte" an den Tag legen; und an „die wunderbare Veränderung, welche mit dem Lebenswandel der Einzelnen sowohl, als mit dem sittlichen Zustande ganzer Völkerstämme vorgegangen ist;" es wird erinnert, wie „die anwohnenden heidnischen Stammgenossen häufig, durch den augenscheinlichen Segen, welcher auf dem ganzen Wesen und Thun derer ruht, die den Glauben an Christum ergriffen haben, zur Erkenntniß ihres Elendes geweckt, wiederholt Boten senden an die Verkündiger des Evangeliums und an die getauften Könige und Häuptlinge, und flehentlich bitten, daß auch ihnen der Weg des Heiles gelehrt werde."

Von dieser weitgeöffneten Thüre der Missionen kehrt nun der Blick wieder zurück auf die Zahl derer, die als Arbeiter im Weinberge des Herrn ausgegangen sind, und findet, daß das Wort des Herrn: „die Erndte ist groß, der Arbeiter sind wenige; bittet den Herrn der Erndte, daß er Arbeiter aussende in seine Erndte," noch bis auf den heutigen Tag in aller Fülle der Wahrheit als ein mahnender Ruf durch alle



Welt geht. Es wird sodann in aller Kürze eine Zusammenstellung des großen Mißverhältnisses zwischen dem, was auf dem Missionsfelde bereits gethan worden ist und was noch zu thun vorliegt, zwischen dem, was durch die wenigen Missionare, ungeachtet der thätigsten Beihülfe der neubekehrten Brüder, geleistet werden kann und was zu leisten nöthig ist, gegeben. Diese Zusammenstellung schließt mit den Worten: „aber noch immer müssen wir ausrufen: was ist das unter so Viele!"

Nach dieser Einleitung und Vorbereitung folgt nun die eigentliche „Ankündigung": „Einig in dem Glauben der christlichen Evangelischen Kirche, wie derselbe zum Eingange dieses Aufsatzes ausgesprochen wurde, und darum erfüllt von dem Drange, an ihrem Theil und nach den ihnen von Gott verliehenen Kräften mitzuwirken an dem großen Werke der Heidenbekehrung, sind, dem Beispiele vieler unserer evangelischen Brüder in Deutschland folgend, auch in hiesiger Stadt Mehrere zusammengetreten, um einen Missionsverein zu stiften. Die Mitglieder dieses Hessischen Missionsvereins richten ihren Aufruf an alle Christen, insbesondere auch an die hiezu vorzüglich berufene Geistlichkeit unseres Hessischen Vaterlandes, daß sie sich demselben anschließen, und, ein jeder nach dem Maaße seiner Kräfte, für denselben thätig seyn mögen. Ist es nicht unser unmittelbarer Beruf, selbst hinauszuziehen, um die Heiden zu gewinnen für das Reich Jesu Christi: so werden wir um so mehr uns aufgefordert fühlen, nach allen Kräften dazu zu thun, daß Andere zu diesem Werke vorbereitet, bestellt und ausgesendet werden können, und daß namentlich — wohin das besondere Streben des Hessischen Missionsvereins gerichtet seyn wird — es künftig einmal möglich werde, aus unserer Mitte einen Boten des Evangeliums an die Heiden zu senden, um an dem Missionswerke so nahen und unmittelbaren Antheil zu nehmen als nur möglich." Es wird zu dem Ende nun Jedermann aufgefordert zur Theilnahme an dem Zwecke der Missionen durch christliche Spenden, und sehen es auch die geringsten. Als Einnehmer solcher Beiträge aus Cassel und deren Umgebung wird der damalige Hof- und Garnisonsprediger, jetzt Prediger an der Brüderkirche zu Cassel, Lange, genannt, und die Hoffnung zuversichtlich ausgesprochen, „daß auch in den entfernteren Orten andere christliche Männer gerne bereit seyn werden, durch Stiftung kleinerer Vereine innerhalb ihrer Kreise, und durch Anschließung an den unsrigen diese heilige Sache zu fördern."

Zum Schlusse fand es der Missionsverein für nöthig, die Gesichtspunkte hervorzuheben, von welchen aus er betrachtet seyn will. „Wir glauben nicht etwa," heißt es hier, „daß aus diesem unseren Unternehmen bei den beschränkten Mitteln, welche uns zu Gebote stehen, ein irgend bedeutendes äußeres Ergebniß hervorgehen werde; auch sind wir nicht im Entferntesten der Meinung, durch Gründung eines Vereins für das Seelenheil von Hülfsbedürftigen in anderen Welttheilen die thätigste und liebreichste Sorgfalt für die der Pflege des Körpers und der Seele leider nur allzu bedürftige große Zahl von christlichen Mitbrüdern in unserer Nähe irgend zu beschränken. Wir besorgen demnach nicht, den Vorwurf zu hören, als ergäßen wir die Nähe über der Ferne; denn in dem Kreise, in welchen unser Wirken fällt, wird die Kraft zu erfolgreicher Thätigkeit in der Nähe zur rechten Kraft erst durch ein solches Wirken in die Ferne, dergestalt, daß wir dieses Unternehmen vielmehr zugleich in der Absicht beginnen, durch dasselbe dem Dienste am göttlichen Worte in unserem unmittelbaren Umgebungen mehr inneren Zusammenhang, Ernst und Eifer zuzuwenden." — —

Von ganzem Herzen wird jede Seele, welche in Glauben bitten kann: dein Reich komme, in die folgenden Schlußwünsche einstimmen: „Mögen denn in diesem Vereine Alle sich erbauen auf ihren allerheiligsten Glauben; möge er ein Mittel werden, das Verlorene zu suchen und zu finden, und das Zerstreute zu sammeln. Denn ist Gefahr vorhanden,

daß dieser lebendige Glaube an die Erlösung durch den Tod unseres göttlichen Mittlers, dieser Quelle alles Heiles, grade in unserer Zeit erkalte, so ist es die heiligste Pflicht aller derjenigen, welchen das Heil ihrer Mitbrüder am Herzen liegt, nicht etwa einfam über einen solchen Zustand zu trauern, sondern zusammenzutreten, und durch ihr offenes Bekenntniß sich und Andere in dem christlichen Glauben zu stärken. Zwiefache Pflicht ist es in unserer Zeit des Unglaubens und des Scheinglaubens für die Evangelische Kirche in ihrer Gesammtheit und für jedes Mitglied derselben insbesondere, ein öffentliches und thatsächliches Zeugniß abzulegen, daß diese Kirche und jedes Mitglied derselben noch immer unverrückt und fest auf ihrem heiligen Fundamente ruhet. Dieses kann aber nicht würdiger und dem Wesen der, auf die Predigt des göttlichen Wortes ganz eigends hingewiesenen Evangelischen Kirche angemessener in einer bestimmten äußeren Form geschehen, als dadurch, daß alle diejenigen, welche aus innigster Überzeugung Christum als den göttlichen Erlöser des Menschengeschlechts erkennen, zusammentreten, um einen Missionsverein zum Zwecke der Heidenbekehrung zu stiften."

„Möge dieser Verein Zeugniß ablegen, daß auch in Hessen es nicht fehlt an Fremden des Evangeliums, an aufrichtigen Bekennern Christi, des eingeborenen Sohnes Gottes! Einst ging unser Vaterland fast allen Ländern Deutschlands an Glaubenseifer und Glaubensmuth voran. Jetzt folgt es vielen nach. Lasset uns denn dazu thun, daß wir nur nachfolgen mögen in der Zeit, nicht aber nachstehen im Reiche Gottes!"

Nach dem Erscheinen der Statuten und der sie begleitenden Ankündigung wurde hin und wieder im Stillen für die Missionssache gearbeitet von Männern, denen das seligmachende Wort lieb ist. Der Vorstand des Missionsvereins zu Kassel ließ zu gleicher Zeit ein auffoderndes Schreiben an solche ergehen, die ihm bereits als gläubige Freunde des Herrn und darum auch der Mission bekannt waren. Daß während dieser Zeit des Wartens und stillen Wirkens, wo zugleich ein lebhaftes politisches Treiben in Hessen noch statt fand, die Zeitungen ihre boshaften Zungen wider die Missionsgesellschaft, auch nicht ohne Verläumdung, in Bewegung setzten, läßt sich von vorn herein erwarten, kann hier aber nicht weiter berücksichtigt werden, da ja die Zeitungsnachrichten über heilige und göttliche Dinge überall an gleicher Oberflächlichkeit und Lügenhaftigkeit leiden. Ungeachtet dieser und mancher anderen ungünstigen Verhältnisse hatte das Unternehmen des Missionsvereins einen so glücklichen Fortgang, daß der Vorstand in seinem ersten Berichte, welcher in einer öffentlichen Generalversammlung am 30. December 1833 erstattet wurde, sehr viel Erfreuliches und Ermuthigendes mittheilen konnte, und daß der Segen von Oben jedem Unbefangenen einleuchten mußte.

Der Bericht beginnt, vielleicht zur Erwiederung gegen ausgestreute Verläumdungen, mit einer wiederholten offenen Darlegung des Glaubens, in welchem der Verein Anregung, Muth und Zuversicht zu seinem Unternehmen gewonnen habe, dessen Zweck kein anderer sey, als der laut und öffentlich ausgesprochene: nichtchristliche Völker zum Christenthum zu bekehren. Dabei wird auch die Hoffnung als ein Mitantrieb in diesem zum Besten der Heiden gewagten Unternehmen wieder genannt, „daß,



wenn wir unserem Vaterlande Gelegenheit böten, mit dem ihm anvertrauten Pfunde in weiter Ferne zu wuchern, dies ihm selbst zu einer Erweckung der gebundenen höheren Lebenskräfte gereichen möchte." Alsdann wird von der Thätigkeit des Vorstandes Rechenschaft gegeben, und der bisherige Fortgang des gemeinschaftlichen Wirkens geschildert. Im Übergang hiezu fühlt sich der Vorstand gedrungen, dem Herrn dafür zu danken, daß er seit der kurzen Zeit der Entstehung des Vereins dessen Daseyn nicht nur geschützt, sondern ihm auch einen reichlichen, alle Erwartungen übertreffenden Fortgang aus Gnaden verliehen habe. Und in der That, die folgende Darlegung überzeugt hievon auf eine durchaus hinlängliche und erfreuliche Weise.

Als eine seiner ersten Pflichten erkannte, nach dieser Darlegung, der Vorstand, mit den übrigen in Deutschland oder dessen Nähe bestehenden Missionsgesellschaften auch äußerlich in Verbindung zu treten. Demnach wurde die Stiftung des Kurhessischen Vereins der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Elberfeld und Barmen angezeigt. Das Comité der Berliner Gesellschaft aber kam dieser Anzeige durch ein freudig und brüderlich begrüßendes Schreiben seines Präsidenten zuvor. Man setzte sich ferner in Verbindung mit dem Vereine in Zelle, der sich unter der Direktion des Pastor Hugnes ungefähr um dieselbe Zeit, als der Kurhessische, gebildet hatte; und endlich wurde von der Entstehung des Kurhessischen Vereins auch der Missionsgesellschaft zu Basel Anzeige gemacht. Aus den Erwiederungsschreiben, welche von diesen verschiedenen Gesellschaften einliefen, werden allgemein interessante Stellen im Bericht mitgetheilt.

Der zweite Gegenstand, welchen der Vorstand in's Auge faßte, war „die Verbreitung derjenigen Blätter und Schriften in und außerhalb Kassel, welche die Bestimmung haben, eine Übersicht über die gesammte Missionsthätigkeit in und außerhalb Deutschland zu gewähren, die neuesten Nachrichten über den Fortgang der Missionen in allen Weltgegenden zu veröffentlichen und dadurch das lebendige Interesse für die Missionssache immer neu zu beleben und weiter zu verbreiten." Man ging dabei von der Überzeugung aus, „daß Tausende Gutgesinnter ihr Scherflein auf dem Altar unserer heiligen Missionssache niederlegen würden, wenn sie von derselben eine rechte Ansicht und Vorstellung hätten, oder überhaupt nur etwas davon wüßten." Man hat zu dem Ende in Kassel Lesecirkel (welche, beiläufig bemerkt, auch sonst in manchen Städten und Dörfern unseres Landes freudige Theilnahme gefunden haben) einzurichten gesucht, in denen nicht bloß die bekannten Missionsblätter, sondern auch die von auswärtigen Missionsgesellschaften mitgetheilten gedruckten Jahresberichte, oder sonst auf die Missionssache Bezug habenden Druckschriften herumgesandt werden. Der Vorstand setzt hier hinzu: Wir haben auch während der kurzen Zeit des Bestehens dieser Einrichtung schon reichliche Gelegenheit gefunden, unsere darauf gestützten Hoffnungen bestätigt zu finden, so daß wir uns auch für die Zukunft bestreben werden, dieselbe durch größere Verbreitung und Vervollkommnung immer segensreicher zu machen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 25. Februar. № 16.

## Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

### 3. Die Dissenters, die christlichen Gesellschaften und die theologische Litteratur.

Der Name „Dissenters" hat eine rein negative Bedeutung, und es könnte daher scheinen, als ob man über alle insgesammt nicht wohl auf einmal reden könne, außer insofern der Gegensatz gegen die herrschende Kirche die verschiedenen Sekten vereinigt. Und es ist auch in der That zu bedauern, daß diese negirende und opponirende Richtung in England Personen und Sekten vereinigt, welche sich nie hätten vereinigen sollen. Weil diese Sekten nämlich die völlige Trennung von Kirche und Staat und ihre absolute Gleichgültigkeit gegen einander, von den verschiedensten Standpunkten ausgehend, doch zu ihrem gemeinschaftlichen Vereinigungs- und Angriffspunkt gemacht haben; weil sie, nach der hölzernen Art zu denken, welche so vielen Engländern vorzugsweise eigen ist, diesen einen Punkt gemeinschaftlich klar zu erkennen glauben, mögen unter ihnen auch Muhamedaner und Atheisten seyn, statt daß sie von vorne herein festhalten sollten, es könne schlechthin gar keinen dogmatischen Satz geben, der in dem Munde eines Christen und eines Unchristen dieselbe Bedeutung hat: so verbindet bis jetzt auch noch die Protestant Society for the Protection of Religious Liberty das bunteste Allerlei in ihrer Mitte. Dennoch ist keineswegs die Verwirrung unter den Sekten in England so groß, als sie es unter ähnlichen Verhältnissen (wenn diese denkbar wären) bei uns seyn würde; und dies hat theils in dem Englischen Nationalcharakter und ihrer christlichen Eigenthümlichkeit überhaupt, theils in der historischen Entstehung der Hauptsekten seinen Grund. Weil die Engländer der neueren Zeit überhaupt weit weniger ein denkendes und fühlendes, als ein handelndes Volk sind, weil nichts für sie Werth und Bedeutung hat, als was äußerlich eine feste Gestalt gewinnt: so haben alle ihre religiöse Charaktere, sowohl der Individuen als der Gemeinschaften, eine Tendenz, möglichst bald mit sich fertig zu werden, um ganz der ihnen eigenthümlich zugewiesenen Thätigkeit leben zu können. Daher herrscht in allen Englischen Bekehrungsgeschichten eine große Einförmigkeit; und so lebendig uns das erste oder zweite Mal Erzählungen von Erweckungen, wie sie in Nordamerika besonders häufig sind, interessiren, so ergreift uns doch auf die Dauer eine solche Langeweile dabei, die es uns fast unerklärlich macht, wie in dem Lande selbst diese Erzählungen Jahr aus Jahr ein in den religiösen Zeitungen einen so bedeutenden Raum einnehmen, ja, wie sie in solcher Form sich stets wiederholen können. Während in dieser Flachheit und Öde sich uns die Schattenseite dieses eigenthümlichen religiösen Lebens darstellt, dürfen wir aber die Lichtseite nicht vergessen. Ein bei weitem größerer praktischer Ernst, ein durchgehender Abscheu vor dem Antinomismus, eine weit festere Zuverlässigkeit zeichnet die meisten christlichen Charaktere der Engländer vor den Deutschen aus, und wiegt jene Fehler in den Augen des Herzenskündigers, die nach der Treue sehen, gewiß auf. — Zu dieser Grundlage des religiösen Nationalcharakters kommt bei den Sekten noch der außerordentliche Einfluß des ganzen politischen Zustandes in England hinzu. Wie oft muß man, wenn man die Deklamationen der Dissenters gegen die Vereinigung von Kirche und Staat liest, an die tiefsinnige Persische Fabel *) von den Fischen denken, die, im Meere schwimmend, einen Frosch das Meer unmäßig preisen hören, gar nicht begreifen können, was und wo denn eigentlich das Meer sey; weit im Meere herumschwimmend, nirgend es erfahren können; bis sie, in einem Netze gefangen, auf dem Lande zappelnd, blutig sich durchdrängend, endlich in's Meer zurückkommen, und nun auf einmal wissen, wo das Meer sey! Weil, wie alle Begriffe, so auch den der Freiheit, die Engländer abstrakt und negativ zu fassen gewohnt sind, fühlen sie die positiven Segnungen ihrer positiven Freiheit nicht, und darum wirken ihre Bemühungen, in fremden Ländern, unter fremden Verfassungen das Christenthum auszubreiten, verhältnißmäßig so wenig, ja oft sogar verderblich; grade wie ihre auswärtige Politik. Aber in der That wirken die bewundernswürdigen Seiten der Englischen Staatsverfassung: jene Achtung vor der individuellen Freiheit, verbunden mit dem lebendigsten Gemeinsinn, jene feste, kräftige Ausbildung politischer Formen aus dem unmittelbaren Leben heraus, jene Anerkennung des Historischen verbunden mit der organischen Fortbildung desselben, auf alle Sekten ohne Unterschied ein, und zwar im Gegensatz gegen die abstrakte Verstandesrichtung, welcher sie — fast alle höchst unbewegliche, mechanische Supernaturalisten in der Theologie — sonst zugethan sind. Ein recht lebendiges Beispiel des Gesagten finden wir in dem gegenwärtigen Zustande der Independenten oder Congregationalisten in England. Diese Parthei macht die Unabhängigkeit jeder Gemeinde von der anderen zu ihrem Hauptgrundsatz; und so oft auch derselbe in seiner ganzen negativen Leerheit seit dem siebzehnten Jahrhundert von ihnen wiederholt worden ist, so herrscht doch ein Grad der Einförmigkeit unter diesen scheinbar vereinzelten Gemeinden, der uns zeigt, wie wenig die positive Freiheit der Kirche durch ein solches Buchstaben-Vergöttern des Neuen Testaments gefördert wird. Über die mehr theologischen Schriften dieser Parthei scheint die Lang-

*) Tholuck, Ssufismus. p. 169.

weiligkeit und Schwerfälligkeit eines ihrer Hauptbeförderer im siebzehnten Jahrhundert, John Owen, ausgegossen zu seyn. Immer sind es dieselben Sätze über Disciplin und Verfassung, dasselbe strengcalvinistische System, dieselbe Zwinglische Lehre von den Sakramenten, an denen sie festhalten. Wenn „ein Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, Altes und Neues aus seinem Schatze hervorbringen" soll, so genügen sie dieser letzteren Forderung wahrlich nur in sehr geringem Grade. Aber, auf der anderen Seite, ist ihre Thätigkeit für das Reich Gottes, ihre in neueren Zeiten sie zu innigerer Gemeinschaft und Einigkeit treibende Bruderliebe, ihre im Ganzen ehrwürdige geistliche Gesinnung für einen großen Theil auch der besseren Kirchlichen höchst beschämend. Mit ihren geringen Mitteln, und früher unter mancherlei Hindernissen, haben sie Wunderdinge gethan, und sind bis diesen Augenblick in ihrem Wirken nicht müde geworden.

Schon in unseren früheren Berichten haben wir erwähnt, daß unter dem Namen einer Congregational Union für England und Wales eine, für Schottland eine und für Irland eine große Verbindung unter den Independenten jetzt statt findet, welche, ohne eine andere Auctorität zu besitzen, als die der brüderlichen Ermahnung, von dem größten Theile der Independenten anerkannt wird. Zu dieser Gemeinschaft halten sich auch viele der sogenannten Calvinistischen Methodisten (die von Georg Whitfield's Wirksamkeit herstammen). Im vergangenen Jahre nun zeigte sich die Consequenz in ihrer negativen Richtung auf merkwürdige Weise darin, daß zwei dieser methodistischen Geistlichen, welche beim Gottesdienste in ihren Gemeinden sich der kirchlichen Liturgie bedienten, von der Theilnahme ausgeschlossen wurden, durch folgenden, mit großer Majorität gefaßten Beschluß: „Da die tüchtigsten Darsteller (expositors) des congregationalistischen Systems sich entschieden gegen den Gebrauch der Liturgien erklärt haben, besonders gegen die der Episcopalen, und da die Praxis unserer Gemeinden in Britannien und Amerika gleichmäßig dem Gebrauche des freien Gebetes günstig gewesen ist: so erscheint es dem Comité unzweckmäßig (inexpedient), eine Abweichung von den Grundsätzen und Gebräuchen unserer Väter zu sanktioniren, indem es Geistliche in ihrer Gemeinschaft zuläßt, welche die Liturgie der herrschenden Kirche in ihrem Gottesdienste gebrauchen." Merkwürdig ist dieser Beschluß auch noch wegen seiner Fassung, da kein eigentlicher Grund für denselben angegeben wird, sondern nur die Zweckmäßigkeit, die Auctorität früherer Darstellungen des Systems, das Herkommen, die Kopfzahl. — In Bezug auf eine andere Angelegenheit ist diese Consequenz neuerlich gleichfalls auf die Probe gestellt worden. Seit der Zeit Georg's I. gaben die Könige jährlich eine bedeutende Unterstützungssumme an arme Dissenterprediger in England und Wales aus ihren erblichen Einkünften. Als beim Regierungsantritt Georg's III. das Parlament diese Kroneinkünfte übernahm und dafür dem Könige unter dem Namen der Civil List eine jährliche Summe bewilligte, kamen auch diese stehenden Königl. Gnadenerweisungen auf dieselbe; und als 1804 mit der Liste einige Veränderungen



gemacht wurden, so übernahm das Unterhaus, zu besonderen Bewilligungen, eine Anzahl Posten von derselben, und unter ihnen auch jenes sogenannte Regium Donum, das nun den Namen des Parliamentary Grant (Bewilligung) erhielt. In der neuesten Zeit nun haben die consequenten Dissenters sowohl in England, als in Irland, wo schon seit Wilhelm III. eine ähnliche Einrichtung besteht, die Annahme von Geldern aus diesem Unterstützungsfonds verweigert, und anderen Dissenters diese Weigerung zur Pflicht gemacht, da in jenem Institut die Anfänge einer Staatskirche lägen; während von der anderen Seite angeführt wird, daß jene Unterstützungen ohne alle Bedingung und aus einer Summe gegeben würden, die, wie die Geschichte zeige, doch nichts als eine Königl. Wohlthat gegen nothleidende Prediger sey. In der That sind Bedingungen so wenig daran geknüpft, daß in Irland, wo ein großer Theil der presbyterianischen Gemeinden Arianer seit langer Zeit geworden sind, diese eben so gut als die orthodoxen daran Antheil bekommen.

Um die brüderliche Gemeinschaft aufrecht zu halten und zu befördern, hat die Congregational Union von England den schönen Gedanken ausgeführt, nicht nur die Schottische Union, sondern auch die Generalversammlung der Presbyterianischen Kirche in Nordamerika und die Versammlungen der sogenannten Associations der dortigen Congregationalisten in den einzelnen Staaten durch Deputirte zu beschicken. Zwei Londoner Independentenprediger, Reed und Matheson, sind von ihren Gemeinden feierlich zu dieser Sendung der Union abgetreten, und Ende März v. J. dorthin abgesandt worden. In der Rede, welche einer der Sekretäre der Union hielt, wurde als Grund des Beschlusses, Deputirte dorthin zu senden, Folgendes angegeben: „Die ältesten Independenten waren vor den Verfolgungen, die sie in England auszustehen hatten, anfangs nach Holland geflohen, und hatten dort 1602 eine Gemeinde errichtet, wo sie elf Jahre blieben. Ihr gelehrter Pastor, der bewundernswürdige John Robinson, welcher die Lehre von der Gnade gegen Episcopius und andere Arminianer jener Stadt vertheidigte, glaubte unter den Bewohnern die Frömmigkeit ihrer Kinder in Gefahr; darum blickte er jenseit des atlantischen Meeres nach einer neuen Heimath hin. Nach einer gefahrvollen Reise kam diese Gesellschaft christlicher Auswanderer auf dem festen Lande von Amerika an, und landete in strengem Winter unter Eis und Schnee an dem Felsen von Neu Plymouth, nicht allein der Wuth der Elemente, sondern auch den Angriffen der wilden Indianer ausgesetzt; und dort legten sie den Grund zu den edlen Freistaaten und den noch edleren christlichen Gemeinden, welche jetzt jene einst unerforschte Wildniß ehren und beglücken. Indem sie von diesen Pilgervätern abstammen, haben also die Amerikanischen Christen ungewöhnliche Ansprüche an unsere Theilnahme; sie sind unsere Brüder nach dem Fleische und in dem Herrn. Sie haben ununterbrochen den Glauben unserer gemeinsamen Vorfahren bewahrt, und die Verfassung, für welche jene stritten, und die auch wir noch besitzen, ist das System, welches ihre kirchlichen Verhältnisse ordnet. Außer diesem wichtigen Grunde leiten noch andere uns zu der Absendung dieser unserer

geehrten Bevollmächtigten: Seit vielen Jahren sind sie bereits zu dem Zustande gelangt, den wir theoretisch für den günstigsten zur Ausbreitung des Christenthums in jedem Lande erklären: die gänzliche Trennung der Religion von dem Einfluß oder den Beschränkungen des Staates. In unseren eigenen getrennten Gemeinden finden wir, daß der Versuch unsere Theorie rechtfertigt; aber man sagt uns immer, unser Versuch sey unter Umständen und Verhältnissen gemacht, welche die nothwendigen Folgen aufhielten; wir könnten nicht urtheilen über die Wirksamkeit des freiwilligen Princips in der Religion, da wir uns in der unmittelbaren Nähe einer herrschenden Kirche mit ihren Bekenntnissen und ihren Gütern, die der Staat schütze, befänden. Darum wenden wir uns nach den Vereinigten Staaten hin, um dort die Wirkungen jenes Versuches zu beobachten, an dem wir einen so lebendigen Antheil nehmen. — Außerdem hat noch eine andere Eigenthümlichkeit der Amerikanischen Religion die Aufmerksamkeit der Brittischen Gemeinden auf sich gezogen: die Erscheinnng, welche man gewöhnlich mit dem Kunstausdruck „„Erweckungen"" bezeichnet hat. Wir, die wir meistens das Werk der Bekehrung nur in vereinzelten Fällen wahrgenommen, und das Wachsthum des christlichen Lebens in Individuen beobachtet haben, müssen nothwendig mit Erstaunen, ja wohl gar mit Argwohn erfüllt werden, wenn wir von weit ausgebreiteten, plötzlichen Bekehrungen hören, wo in großen Schaaren die Frömmigkeit auf einmal in allen lieblichen, reizenden Gestalten des Frühlings nach den öden nordischen Wintermonaten, hervorbricht. Viel ist von unseren Amerikanischen Brüdern geschrieben, und viel von Besuchenden uns erzählt worden; aber wir wünschen, daß einsichtsvolle, erfahrene Englische Geistliche persönlich den geselligen Zustand und den Charakter des Volkes beobachten sollen, unter welchem jene Auftritte sich ereignen. Und sollte es dem Geiste Gottes, für dessen Werk wir zuversichtlich die Erweckungen halten, gefallen, einige Städte oder Dörfer unserer Brüder mit einer „„Zeit der Erquickung von dem Angesichte des Herrn"" zu segnen, so hoffen wir von ihrer Beobachtung, ihrer Gleichheit des Denkens und des Fühlens, einen vollständigeren, genügenderen Bericht über jene Heimsuchungen zu erhalten, als wir bis jetzt besaßen. — Auch gibt es noch in der allgemeinen und der theologischen Ausbildung der Amerikanischen Geistlichen, und in der Methode, welche sie für die erfolgreichste in ihrem Hirtenamte halten, Vieles, was unsere Aufmerksamkeit verdient. — Dies sind einige der Gründe, welche uns zur Absendung unserer Deputation bestimmten; doch ist noch ein anderer, den gewiß meine gegenwärtigen Zuhörer alle gern anerkennen werden: die Dankbarkeit. Schon seit längerer Zeit sind unsere Gemeinden und öffentlichen Versammlungen mit der Gegenwart einiger der angesehensten und tüchtigsten Geistlichen von Nordamerika erfreut worden. Uns erkenntlich gegen sie zu beweisen, auch unter ihnen etwas von jenem heiligen Feuer, jener Gemeinschaft des Gebets, jener bewußten Bruderliebe zu erwecken, die ihre Besuche bei uns hervorgerufen haben, das ist gleichfalls noch ein Grund zur Absendung unserer Brüder nach Amerika."

Ende Oktober v. J. kehrten die beiden Deputirten wieder



glücklich nach England zurück. Sie hatten in dieser Zeit die Generalversammlung der Presbyterianischen Kirche in Philadelphia und den Jahresversammlungen der meisten Gesellschaften beigewohnt, auch die Brittischen Provinzen von Ober- und Unter-Canada besucht. In einer Versammlung von 150 Geistlichen und Abgeordneten der Congregational Union von London erstatteten sie am 28. Oktober Bericht. Hier sprach Dr. Reed seine feste Überzeugung aus, daß die große religiöse Thätigkeit der Nordamerikanischen Christen auf einem weit verbreiteten, ächten christlichen Leben, nicht auf vorübergehender Aufregung beruhe; daß die Sache des wahren Christenthums in stetem Fortschreiten begriffen sey, und man von Papstthum, Unglauben und Unitarianismus nichts zu fürchten habe; daß die Sklaverei gewiß bald gemildert und vielleicht aufgehoben werden würde.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Aus Kurhessen.) (Schluß.) „Ein dritter Gegenstand unserer Thätigkeit," fährt der Bericht fort, „war es, die Entstehung von Hülfsvereinen im gesammten Vaterlande zu veranlassen." Von großem Interesse sind die Mittheilungen, welche hierüber gegeben werden. „Wir hatten die Freude," heißt es, „gleich nach der Stiftung unseres Vereins in mehreren Städten unseres Vaterlandes ein lebhaftes Interesse für unser Unternehmen sich darlegen zu sehen. In Melsungen, in Homberg, in Schmalkalden wurden alsbald monatliche Einsammlungen von Christen, welche ein warmes Herz für die Missionssache haben, veranstaltet; und die Reichlichkeit der monatlich bei uns eingehenden Beiträge mußte uns um so mehr freudig überraschen, als dieselben fast ausschließlich von Christen aus den geringeren Ständen beigesteuert worden, welche meist von ihrem sauererworbenen Tagelohne diese um so kostbareren Scherflein auf den Altar der Missionssache niederlegen. Eben so machen die Beiträge, welche von einzelnen Personen anderer Orte eingesandt werden, Hoffnung, daß auch noch da Hülfsvereine sich bilden werden. Überhaupt sieht man dem Entstehen derselben an verschiedenen Orten des Vaterlandes in der Kürze entgegen, indem sich mehrere würdige Geistliche der Missionssache in ihrem Kreise mit Eifer angenommen haben; und diese Hoffnung ist bis dahin auch mehrfach erfüllt worden."

Was diesem Theile des Berichts einen besonderen Reiz gibt, ist die Mittheilung mehrerer Briefe, welche sehr geeignet sind, die Stimmung lebhaft zu vergegenwärtigen, welche im Lande in Beziehung auf die Missionssache und auf unseren Missionsverein herrschte. Der eine dieser Briefe ist, wie bemerkt wird, von einem Manne geringen Standes, welcher bereits in einer der bedeutenden Städte unseres Landes für die Mission gewirkt hat, und welcher nun eben durch einen der giftigen Zeitungsartikel, womit man die Missionssache verdächtig oder lächerlich zu machen suchte, aufmerksam gemacht und zu einem Schreiben an den Vorstand veranlaßt wurde, worin er nach der Missionssache sich angelegentlich erkundigte. Nach erhaltener Kunde ließ er das zweite im Bericht mitgetheilte, großen Eifer für die Missionssache kundgebende Schreiben abgehen, in welchem er besonders um Rath fragt, wie er sich zu verhalten habe, da es ihm scheinen wolle, als sey man auch unter den Pfarrern, so wie überhaupt unter den höheren Ständen, von welchen Seiten her er den größten Widerspruch in seinem Bestreben für die Mission habe erfahren müssen, der heiligen Sache besonders aus dem Grunde abhold, weil über dieselbe und ihre Vertreter als Schwärmer und Pietisten viel gespottet, und gemeint werde, es könnte leicht unter

einem heiligen Scheine Schlechtes verbergen und das Geld hernach zu anderen Zwecken verwendet werden. In einem Antwortsschreiben suchte der Vorstand den lieben Mann über solche Verdächtigungen, womit man ihn der Missionssache abwendig zu machen so eifrig bemüht war, zu beruhigen. Aber neue Verläumdungen veranlaßten ihn bald wieder zu einem neuen Schreiben an den Vorstand, welches ein von ernster Liebe zu dem Herrn erfülltes Herz kundgibt. Es heißt darin: „Diese Woche war ich bei Herrn N. Er sagte: es würde viel Widriges von der Sache und deren Gründern gesprochen; sie hätten den Titel „„das fromme Lamm““ angenommen; das wären gleichsam die sogenannten Stillen; und hierüber würde sich sehr aufgehalten und gespottet; auch hätten sie sich, die Mitglieder des Vereins, an die sogenannten Pietisten angeschlossen, welches wieder Absehen vor der Sache erregte; denn die Art Leute gingen doch mehrentheils in Schwärmerei über; wie man jetzt auch die Mystiker hätte, welches auch nur Schwärmer wären; und da glaubte man, es ginge bei dem Vereine wohl auch noch in Schwärmerei über; und das wäre es eben, woran man sich hier und in hiesiger Gegend stieße, und deswegen nichts mit zu thun haben wollte. Und doch, sagte er, hätte er gehört, daß der Verein schon so stark wäre, daß er sich eine eigene Kirche in Kassel bauen wollte, welches nach seiner und nach meiner Meinung die Missionssache sehr zurückstellen würde, insofern es von den gesammelten Missionsbeiträgen einestheils sollte ausgerichtet werden.“ Er macht sodann aufmerksam auf die Schwierigkeiten, mit so einer Sache (wie die Mission) bei der jetzigen Welt Eingang zu finden, wo zumal die Vorgesetzten der Kirche nicht so für die Sache begeistert sind, wie sie sollten, und klagt in rührender Liebe: Wie kann ich armer Laie denn die Leute nun gewiß überzeugen, daß die heilige Sache ihren Fortgang, und Ihr weiter gar nichts dabei hättet, als nur den Heiden für das einkommende Geld das Evangelium verkündigen zu lassen, indem ich selbst von einem Manne, der der Sache nicht abgeneigt, hören muß: und wenn Ihr auch den Zweck, den Ihr vorgebt, nicht hättet, so hättet Ihr doch wohl den Zweck, daß Ihr die Menschen gleichsam wieder zur Religion aufmuntern wollt, um damit den Revolutionsgeist wieder zu dämpfen, und sie wieder stille zu machen. Auf dieses Schreiben wurde dem braven Manne umständlich geantwortet; auch dieses Antwortschreiben wird im Berichte seinem Hauptinhalte nach mitgetheilt, besonders aus dem Grunde, um damit überhaupt den umgehenden Verläumdungen zu begegnen. Es mögen auch aus diesem Schreiben hier etliche Stellen Raum finden: — Aber Gott Lob, wir können mit reinem Auge gen Himmel schauen und in der Gegenwart des Herrn es wiederholt aussprechen, daß nichts, gar nichts uns geleitet hat, als der heiße Drang, sein Reich auf Erden auszubreiten und zu verherrlichen, und daß wir hiebei, von allen Seiten angefochten und verdächtigt, auf nichts, auf gar nichts uns verlassen haben, als auf den Felsengrund seines verheißenen allmächtigen Schutzes. Es ist Lüge, daß der Verein irgend einen anderen Titel angenommen habe, als den eines evangelischen Missionsvereins in Kurhessen; wohl aber haben die boshaften Feinde der Missionssache dem Vereine Spott- und Schimpfnamen gegeben; — es ist Lüge, daß der Verein dem Pietismus, Mysticismus und der Schwärmerei sich hingebe, man müßte denn — unser lauteres, von Sektirerei und Katholicismus gleich weit entferntes evangelisches Christenthum, wie es in den Bekenntnißschriften enthalten ist, und unsere Väter nach langem heißen Kampfe mit ihrem Blute besiegelt haben, so nennen; — es ist eben so nichtswürdige und abgeschmackte Lüge, daß die eingegangenen Gelder zu einem Kirchenbaue verwendet werden sollten. Es wird ferner entschieden abgewiesen, daß der ausgesprochene Zweck, die Bekehrung heidnischer Völker zum Christenthum, nur die Etiquette eines anderen geheimen, namentlich politischen Zweckes sey. Schließlich beruft man sich zur Rechtfertigung gegen die ausgestreuten Verdächtigungen und Verläumdungen auf die Akten des Vereins, welche von allem Fremdartigen rein seyen, und stündlich Jedermann zur Einsicht offen liegen.



Durch dieses Antwortschreiben wurde nun der betreffende Missionsfreund vollständig beruhigt und zur ferneren Beihülfe zum Besten der Missionssache gekräftigt.

Das war, wie schon bemerkt, ein Mann von niedrigem Stande.

„Aber auch in den höheren Ständen,“ fährt der Bericht fort, „hat es nicht an herzlicher Theilnahme an der Missionssache gefehlt. Wir könnten auch hievon mehrere rührende Beispiele anführen; es mag jedoch genügen, der Gabe eines jungen Frauenzimmers zu erwähnen, welches uns mit einem ihm theuren Angedenken, mit einer werthvollen goldenen Kette, zum Besten der Missionskasse überraschte. Um mit einem Worte den Beweis zu geben, wie so sehr gnädig der Herr auf unser in Schwachheit, aber in Vertrauen zu ihm begonnenes Werk herabgesehen hat, bemerken wir, daß sich die Summe unserer jährlichen ständigen Einnahmen (schon) auf beinahe 200 Thlr. beläuft; ein Resultat, welches wir bei dem Beginnen unseres Unternehmens in so kurzer Zeit (in kaum zehn Monaten) auf keine Weise zu erwarten uns getraut hätten.“

Diese Mittel schienen ausreichend, dem letzten Zwecke des Vereins näher zu treten, nämlich einen jungen Mann aus Hessen auf einem Missions-Seminar unterrichten zu lassen. Das Seminar der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen wurde zu diesem Behufe erwählt, und von dem Inspektor desselben, Namens der Deputation der Rheinischen Missionsgesellschaft bereitwillig dazu eröffnet. Es ist also nur noch übrig, einen geeigneten jungen Mann des Vaterlandes zum Missionsdienste zu erwählen. Die Schwierigkeiten dieser Wahl, besonders jetzt, da noch das Auge der Verläumdung über jeden Schritt des Vereins sorgfältig wacht, fühlt der Vorstand lebhaft, deshalb ist man in diesem Punkte auch noch nicht zu einem Entschluß gekommen, ob es gleich von verschiedenen Seiten her an Anerbietungen nicht gefehlt hat; und man möchte doch nur im äußersten Nothfalle die Ehre, als Bote des Heilandes unter die Heiden auszugehen, einem Landsmanne entziehen. Der Vorstand fordert darum Alle auf, die sich für den Verein interessiren, ihre Bitten mit den seinigen zu vereinigen, daß Gott recht bald einen jungen Mann nach seinem Herzen im Hessenlande erwecken, und ihn selbst (den Vorstand) durch Erleuchtung vor einem Fehlgriffe behüten möge.

Endlich bringt der Bericht die Auswirkung der Corporationsrechte und Portofreiheit für den Verein als eine der Pflichten des Vorstandes zur Sprache. So viel indessen Ref. weiß, ist in Bezug auf diese Begünstigungen noch (bis zu Ende des Jahres 1834) nichts erlangt worden.

Als Vorstand des evangelischen Missionsvereins in Kurhessen haben sich dem Berichte unterzeichnet: Dr. Joh. Wilh. Bickell, Ober-Appellationsrath; Karl Ewald, Landgerichts-Assessor, und Lorenz Friedr. Lange, Pfarrer, sämmtlich zu Kassel.

Nach Vorlesung des Berichts in der Generalversammlung, wo man unter den zahlreichen Zuhörern besonders auch nicht wenige junge Geistliche und Candidaten bemerkt haben will, wurde die Versammlung mit Gebet beschlossen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 28. Februar. № 17.

## Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Fortsetzung.)

Unter den Dokumenten, welche sie in Bezug auf ihre Anträge mit zurückbrachten, waren Antwortschreiben der General-Conferenz der Congregationalisten des Staates Maine, der General-Association des Staates Neu Hampshire und der General-Convention der congregationalistischen und presbyterianischen Geistlichen des Staates Vermont. In dem ersteren heißt es: „Mit solchen Grundsätzen über den Glauben, die Verfassung und Zucht, als sie die Deklaration Ihrer Union enthält, hat Neu England von Anfang an im Christenthum geblüht, und ist im Ganzen und Einzelnen gesegnet gewesen. Die Gesetze der Neu Englischen Staaten (der sechs nordwestlichen der Vereinigten Staaten) verlangten bis vor etwa fünf und zwanzig Jahren, daß jede Ortschaft einen gebildeten, orthodoxen Geistlichen unterhalten und daß Jedermann an irgend eine christliche Gemeinschaft, die er selbst wählen könne, sich anschließen, und an diese dann eine Abgabe zur Aufrechthaltung des öffentlichen Gottesdienstes bezahlen solle; aber diese Gesetze sind jetzt aufgehoben, und Alle genießen nun völlige Religionsfreiheit. Auf die Folgen jener Aufhebung sahen viele unserer Geistlichen und Gemeinglieder mit großer Besorgniß hin; doch sind sie vielmehr heilsam, als verderblich gewesen. Die Last der Unterhaltung der Kirche und des Gottesdienstes ruht freilich ausschließlicher nun auf den Schultern der wahren Christen; doch eben deshalb interessiren sie sich lebhafter dafür, man verlangt mehr ächt evangelische Geistliche, es verbreitet sich mehr christlicher Eifer, die Geistlichen stehen unabhängiger da von der ungläubigen Welt, und die Volksvorurtheile gegen gebildete und gutbesoldete Geistliche, als seyen sie Miethlinge oder eine privilegirte Klasse, verschwinden. Unsere Geistlichen genießen die Unterstützung liebender, freigebiger Gemeinden, unsere Abendmahlsgenossen mehren sich, und es entstehen neue Gemeinden; und obwohl noch viel zu thun übrig bleibt, um die zunehmende Bevölkerung unseres Vaterlandes der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu machen, so können wir doch auf nichts sicherer bauen, als auf die freiwilligen Anstrengungen derer, welche das Evangelium lieb haben."

Das Achte und Heilsame der positiven Seite dieser Grundsätze haben wir nicht nur stets anerkannt, sondern auch selbst, so viel an uns war, sie nach unserem Vaterlande zu verpflanzen gesucht, und damit mancherlei Mißfallen uns zugezogen. Die wahre Kraft der Kirche muß stets in ihren lebendigen Gliedern liegen, und nichts, wie es auch Namen haben möge, kann jemals an die Stelle derselben treten. Eine wahre Schande ist es und bleibt es für unsere Brüder in der Landeskirche, daß sie so wenig Antheil an ihr nehmen, und so wenig dazu thun, ihre Kraft und Wirksamkeit zu befördern; daß Königliche Wohlthaten Alles in Allem bei uns thun sollen, mögen sie auch sonst die dankbarste Anerkennung verdienen. Auch zweifeln wir nicht daran, daß die Unfreiheit der Gemeinden an vielen Orten diese Lauheit befördert. Aber in der Dotation der Kirche und ihrer Verbindung mit dem Staat liegt noch ein ganz anderes Princip, als was unsere Englischen und Amerikanischen Brüder bekämpfen. Ihre mechanische, todte, unbiblische Lehre vom Staat läßt sie nicht erkennen, wie derselbe der innigen Anschließung an die Kirche bedarf, und die Kirche lieber von manchen ihrer Vorrechte etwas aufgeben soll, als die Ordnungen Gottes von Räuberhänden zerstören lassen. Doch wir haben früher uns so oft schon über diesen Gegenstand ausgesprochen, daß unsere Leser uns hinreichend verstehen werden.

Die Verbreitung dessen, was die Engländer „the Voluntary Principle" nennen, ist daher das eifrigste Bemühen der Congregational Unions in England und Schottland. Bei den vorjährigen, welche am 8. Mai zu Edinburgh und am 13. und 16. Mai zu London gehalten wurden, konnte man jene Grundsätze und zugleich die Wirksamkeit der Verbindung am besten kennen lernen. Die Union sammelt Gelder zur Unterstützung hülfsbedürftiger Prediger und Gemeinden, und unterhält Missionare für die verlassensten Gegenden. Auf das Schottische Hochland verwendet sie die Hälfte ihrer Einkünfte, 519 Pfd. verwichenes Jahr. Ein Redner sagte: „Im Hochlande sieht es in Bezug auf das Christenthum noch traurig aus. In einem großen Kirchspiel am atlantischen Meere habe er nur Einen Mann gefunden, der in seinem Hause Gottesdienst hielt, und der habe sein Christenthum nicht im Hochlande, sondern während seines Aufenthalts zu Paisley gelernt. Das einzige, dessen sie sich rühmten, sey ihre Gastfreundschaft und daß sie nicht stählen; aber es sey dessenungeachtet noch sehr viel Barbarei unter ihnen. So z. B. bei ihren Begräbnissen. Eine große Gesellschaft versammle sich zu der Bestattung; die Leiche werde dann nach dem Begräbnißplatz gebracht, während ein Dudelsack den ganzen Weg dazu spiele; dann auf's Gras gelegt und ein Anker Brandtwein vor sie hingestellt; und ehe der Brandtwein nicht ausgetrunken sey, dürfe der Todte nicht beerdigt werden, so daß er manchmal eine ganze Nacht über der Erde stehen bleibe. Es gelte für eine Schande der Familie, wenn beim Leichenbegängniß nicht genug Brandtwein da sey; ein Mann habe ihm erzählt, bei der Beerdigung seiner Frau habe ihm das Getränk allein 50 Pfd. gekostet. Mädchen lasse man selten in die Schule gehen, weil sie auch außerhalb alles lernen könnten, was sie brauchten." — Auf der diesjährigen Londoner Versammlung der Union wurde

eine „gegenseitige Assekuranzgesellschaft von congregationalistischen Predigern“ gestiftet. Unter andern wurden folgende Beschlüsse gefaßt: „Die Versammlung hält die Herausgabe einer Reihe kleiner Abhandlungen für ein großes Bedürfniß, worin die Grundsätze der congregationalistischen Gemeinden und die Verhältnisse und Pflichten ihrer Beamten und Glieder dargestellt werden; und das Comité der Union wird aufgefordert und bevollmächtigt, namentlich über folgende Gegenstände dergleichen herauszugeben: Über die Wahl der Pastoren und der Diakonen; über die Vernachlässigung des heiligen Abendmahls; über Ärgernisse unter Brüdern, und die schriftgemäßen Mittel, ihnen zuvorzukommen und ihnen abzuhelfen.“ — „Es erscheint der Versammlung höchst wünschenswerth, daß gottselige Eltern ermahnt und angefeuert werden sollten, ihre Familien schon früh mit unseren religiösen Grundsätzen bekannt zu machen; und da zu solchen Zwecken der katechetische Unterricht immer das wirksamste Mittel gewesen, so wird das Comité aufgefordert, Katechismen über den Glauben und die Ordnungen der congregationalistischen Gemeinden herauszugeben.“ Eben so ward auch die Herausgabe eines congregationalistischen Gesangbuchs, als Ergänzung der Psalmen und Lieder des Dr. Watts, beschlossen. Ferner: eine Aufmunterung des Comités, zur Fortsetzung der Untersuchungen über die Geschichte der Sekte; daß die versammelten Brüder mit Geistlichen und anderen einflußreichen Personen berathen sollten, wie congregationalistische Associationen in den verschiedenen Grafschaften oder Distrikten, wo noch keine sind, organisirt werden könnten; daß am 1. August ein Dankfest für die Abschaffung der Sklaverei gefeiert werden sollte ꝛc.

Zu noch wirksamerer Verbreitung der Grundsätze der Independenten sind in Schottland zuerst, und dann auch in England Gesellschaften gestiftet worden, welche den Namen „Freiwillige Kirchengesellschaften“ (Voluntary Church Soc.) führen.

Der politische Geist, der unter den Dissenters als einer Parthei herrscht, wird oft als entschieden revolutionär und republikanisch dargestellt; und daß in der That viel von diesem Sauerteig unter ihnen seyn mag, daß ihre todten Abstraktionen, denen sie im Denken folgen, sie dahin leiten, ist überhaupt wahrscheinlich; auch lasen wir in der That vor einiger Zeit eine scheußliche Addresse dieser Art von den Birminghamer Dissenters an den Premierminister, Sir Robert Peel, in den Zeitungen. Die lebendige Schrifterkenntniß indeß, die unter den Dissenters sehr verbreitet ist, hält jenen bösen Geist in Zaum, und zeigte sich unter andern in einem Gegenbeschluß der Dubliner Dissenters, welcher so lautete: „Wir haben mit tiefem Schmerze die Beschlüsse vernommen, welche von einigen Personen in der Ebenezer-Kapelle zu Dublin in Bezug auf die Addresse des sehr ehrenwerthen Sir R. Peel an die Wähler von Tamworth gefaßt worden sind; weil wir überzeugt sind, daß in rein weltlichen Angelegenheiten die Christen sich nicht in offene Feindschaft gegen die Obrigkeit setzen dürfen (Röm. 13, 1.); daß es eben so sehr den geselligen Sitten als den Geboten der Schrift widerspricht, gegen obrigkeitliche Personen (rulers) eine absichtlich feindselige Sprache zu gebrauchen (Röm. 13, 7.); daß redliche Versprechen von Staatsmännern auf eine Probe Anspruch machen können (1 Cor. 13, 7.); und daß die Verwerfung gesetzlich bewilligter Rechte, bloß wegen des angeblichen Widerstrebens, womit die Minister des Königs sich dazu verstanden haben, ein Beweis gottloser Verachtung gegen die Gaben der göttlichen Vorsehung wäre (Spr. 21, 1.). Daher haben wir beschlossen, unsere Mißbilligung gedachter Beschlüsse hiedurch auszusprechen, und unsere Überzeugung, daß sie mit den Gesinnungen der orthodoxen Dissenters des ganzen Königreichs in Widerspruch stehen.“

Die Methodisten bilden eine Art Mittelglied zwischen der Kirche und den Dissenters. Die Hauptparthei derselben, die Wesleyschen Methodisten, zeichnen sich fortwährend durch große Thätigkeit und Betriebsamkeit in ihren christlichen Unternehmungen aus. In unserem ersten Artikel wurde über ihre Stellung zur Kirche Einiges bemerkt. Der friedliche Geist, welcher die große Masse derselben, die Conferenz, die das Kirchenregiment unter ihnen führt, stets auszeichnet, scheint in den Provinzen immer weniger Anklang zu finden; von dem Strome werden ganze Gesellschaften fortgerissen, und es vervielfältigen sich hie und da die Trennungen von dem Hauptkörper. Die Lehre ist es nicht, welche die Methodisten von der Kirche trennt, denn Wesley wollte mit seinen eigenthümlichen Ansichten sich nie in Opposition gegen die 39 Artikel stellen; aber die Verfassung der Wesleyschen Gesellschaften, die völlig demokratische Form ihres Kirchenregiments, welche die freie Wahl zu allen Stellen als etwas Wesentliches in sich schließt, scheint jedem Vereinigungsversuche unübersteigliche Hindernisse entgegenzustellen. Bei allem Vortrefflichen übrigens, was sich jetzt noch unter den Methodisten findet, läßt sich doch an ihrem Beispiele das Schädliche des Sektenwesens recht erkennen. Das Einigungsband unter ihren sehr zahlreichen Gesellschaften ist kein Glaubensbekenntniß, sondern die gemeinsame Abstammung von Johann Wesley, welcher den Namen des „Founder,“ Stifter, unter ihnen führt. Seine Schriften sind daher das erste, was jeder Prediger und Missionar zu lesen hat, um sich ganz und gar mit seinen Grundsätzen bekannt zu machen, in seine Denkweise sich hineinzustudiren. Johann Wesley und seine Schriften sind es, die in der Hauptzeitschrift der Parthei, dem Wesleyan Methodist Magazine, bis zur Ermüdung oft angeführt werden.

Die christlichen Gesellschaften, welche, der Mehrzahl nach, seit etwa dreißig Jahren in England blühen, und durch ihre große Thätigkeit und ihre bedeutenden Einkünfte uns so sehr in Erstaunen setzen und beschämen, sind auch im vorigen Jahre fortgeschritten. Es kann wohl kein schöneres Zeugniß für die Ächtheit des dort seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erwachten christlichen Lebens geben, als daß noch bis jetzt „ihre Kraft nicht verfallen, ihre Augen nicht dunkel geworden sind.“ Die Bibelgesellschaft hat sich jetzt völlig wieder von den Erschütterungen erholt, welche erst der Apokryphenstreit, und dann die Trennung der trinitarischen Bibelgesellschaft verursacht hatten. Es thut uns leid, daß von der letzten, die noch immer fortdauert, die uns zukommenden Zeitschriften nichts mittheilen, wegen der Abneigung gegen das ihr zum Grunde liegende Princip, welches wir für richtiger halten, als das der großen Bibelgesell-

schaft, mag der accidentelle Nutzen, welchen das Vereinigen aller Partheien zur Bibelverbreitung gehabt hat, noch so groß seyn. Die Vervielfältigung und Verbreitung der heiligen Schrift soll eine Sache der christlichen Kirche seyn, und darf nicht auf äußerliche Weise geschehen, wie man jedes andere Buch auch verbreiten könnte. Auf jeden Fall aber hat die Bibelsache aus jenem Streite Gewinn gehabt; denn um die Ausfälle zu decken, haben die Anstrengungen der Gesellschaft sich vermehrt. — Merkwürdig ist, daß die Einnahmen der kirchlichen Missionsgesellschaft im verwichenen Jahre um mehr als 3,500 Pfd., und auf die noch nie gekannte Höhe von 52,900 Pfd. (370,300 Thlr.), über die aller anderen Missionsgesellschaften, gestiegen sind; auch hierin möchten wir ein Zeichen davon sehen, daß die Englische Kirche unter den Stürmen der letzten Jahre an innerem Leben gewonnen hat. Unter ihren Missionaren befinden sich bekanntlich viele Deutsche, ja sie gehören zu den ausgezeichnetsten. Der Vielen unter uns hier in Berlin noch wohlbekannte Missionar Isenberg aus dem Bergischen ist jetzt in Ägypten, und im Begriff, nach Abyssinien abzugehen. Auffallend ist, daß die kirchliche Missionsgesellschaft gar keinen Missionar in der Cap-Kolonie unterhält; wie überhaupt die Englische Kirche dort gar nichts für ihr Bestehen zu thun scheint. — Einen ganz besonderen Schwung gab im vorigen Jahre vielen christlichen Gesellschaften die Emancipation der Negersklaven, ein Ereigniß, welches ganz eigentlich als ein Produkt der christlichen Gesammtthätigkeit in England anzusehen ist. So gewiß es ist, daß das Christenthum die schroffen und grellen Standesunterschiede, welche ganze Menschenklassen für immer in eine bestimmte Region der Gesellschaft festbannen, auf die Dauer nicht bestehen läßt, so ist doch auch hiebei leider zu bedauern, daß die „Freiheit," welche man den Negern gebracht hat, jenen grauen, öden, abstrakten Charakter an sich trägt, wie alles, was der moderne Zeitgeist auf diesem Gebiete producirt; immer weiß man sich nur dafür zu interessiren, daß eine Schranke nach der andern falle, nicht aber dafür, daß das Leben in neuen Formen (die immer auch Schranken sind) emporblühe. Das thätige Eingreifen aller christlichen Gesellschaften bei dieser Gelegenheit — so beschenkte die Bibelgesellschaft am 1. August v. J., dem Tage des gänzlichen Aufhörens der Sklaverei in den Brittischen Kolonien, jeden freigewordenen Neger mit einem Neuen Testament, alle Missionsgesellschaften beschlossen ihre Anstrengungen zu vermehren, die meisten Dissenters feierten an jenem Tage ein Dankfest — ist in diesem Tode der Abstraktion indeß ein höchst erfreuliches Lebenszeichen, und wird gewiß höchst segensreich fortwirken. — Unter den im Inlande wirkenden Gesellschaften sind letztes Jahr die Sonntagsschulvereine und die mancherlei Gesellschaften zur Verkündigung des Evangeliums an die Verlassenen und Armen alle im Fortschreiten gewesen. Die Christian Instruction und District Visiting Societies, welche nach einem großen zusammenhangenden Plane London und die nächste Umgebung besuchen, haben ihre Thätigkeit vermehrt. Die erstere allein zählt jetzt 1,574 (unbesoldete) Besucher, die in dem letzten, im Mai endenden Gesellschaftsjahre 37,630 Familien besucht und 80 Betstunden geleitet haben, in welche zusammengenommen etwa 3,000 Personen gekommen sind. Diese Besucher haben in jenem Jahre 545 Bibeln vertheilt, und 2,200 Kinder in Sonntagsschulen untergebracht; sie haben ferner 1,500 Fälle großen Elends zur Kenntniß von Wohlthätern und wohlthätigen Anstalten gebracht. Acht und vierzig Leihbibliotheken besaß die Gesellschaft, in jeder etwa 50 Bände. Unter ihren Besuchern befindet sich ein zum protestantischen Bekenntniß übergetretener Italiener, Dr. Ginstiniani, welcher sich seiner Landsleute annimmt. Die Einkünfte der Gesellschaft betrugen 1,225 Pfd. und die Ausgaben 1,350, Summen, die für London nicht sehr groß sind, und zeigen, mit wie geringen Geldmitteln ein so großer Segen sich verbreiten läßt. Wäre denn der Wunsch, daß in vielen unserer Parochien eine ähnliche Einrichtung sich bildete, ein völlig unausführbarer? —

(Fortsetzung im folgenden Heft.)



## Nachrichten.

Konstantinopel den 31. December 1834.

(Ein Wort der Rechtfertigung in Beziehung auf die „Notizen eines Amerikaners von seiner Reise durch Süddeutschland," und die darauf gebaute Vermuthung in der Ev. K. Z. Nr. 59., 23. Juli 1834., von Wilhelm Schauffler.)

Christliche Freunde in Rußland sind so gütig gewesen, mir den obgenannten Aufsatz mitzutheilen. An sich selbst ist die Sache nicht von sonderlicher Bedeutung, und Selbstrechtfertigung „eben kein erhabenes Projekt." Da es aber dem geehrten Übersetzer jener kurzen Auszüge aus dem Missionary Herald angenehm seyn dürfte, aus einem für ihn selbst unangenehmen Irrthum befreit zu werden, und es auch wohl meine Pflicht seyn möchte, mich, wenn es anders ohne neuen Anstoß zu geben, angeht, von dem ungegründeten Verdacht einer nicht zu verzeihenden Inconsequenz zu befreien: so schienen mir ein paar Worte, die den Gegenstand in sein rechtes Licht setzen sollen, wenigstens verzeihlich, und von jedem Scheine unbescheidenen Vordringens frei zu seyn.

Meine Besuche bei Herrn Pr. in München den 23. und 24. Mai 1832 sollen an Herrn Lutzen's Rückkehr zur Römischen Kirche schuld gewesen seyn. Der Mann, der „in der Bildung einer neuen Kirche aus solchen, die sich vom Romanismus trennen," „den Auferstehungstag des gefallenen Heiligthums der Evangelisch-Lutherischen Kirche" begrüßt; der Mann, der Herrn Pr. selbst zum offenen kirchlichen Bekenntniß seiner protestantischen Überzeugung ermahnte: dieser nämliche Mann soll nun die Ursache von Lutzen's Rückkehr zum Romanismus seyn! Das klingt eigen. Ob wissentlich oder unwissentlich, darauf wird keine Rücksicht genommen, obgleich dies bei einer solchen Anschuldigung wesentlich ist. Daß jedoch Lutzen's Rückfall zum Katholicismus mein Wunsch und Zweck nicht seyn konnte, geht klarer als klar aus meinen „Notizen" selber hervor, und das will mir gewiß auch der Ref. nicht zur Last legen. Ich hatte ja meine Überzeugung in Rücksicht auf den „Romanismus" deutlich genug ausgesprochen. Wahrscheinlich werde ich die Meinung des Ref. am besten treffen, wenn ich voraussetze, daß er sich die Verkettung meines Besuchs in München mit Lutzen's Rückkehr zum Katholicismus also denke. Der Amerikaner, den sein Unstern und seine übertriebene Amerikanische Sonntagsskrupel grade zu der Zeit nach Karlshuld und München führen mußte, ist ein entschiedener Feind der Lutherischen Kirche, wie sie eben jetzt ist; und will sie, wegen ihrer gänzlich verfallenen Kirchenzucht und Regiments, bei denen Erethi und Plethi Auswahl- und Bedingungslos, höchstens auf ein äußeres Mundbekenntniß von Buße und Glauben hin, zum Allerheiligsten zugelassen,

ja gar eingeladen werden, gar nicht mehr als eine Kirche ansehen. Er wünscht, es möchten in Deutschland und überall Kirchen, wie die der Dissenters in England und Amerika, gebildet werden. Lutz's Eintritt in das entweihte Heiligthum der Lutherischen Kirche verdrießt ihn daher; er drückt sich deshalb stark gegen Pr. aus, der überdies schon lange damit unzufrieden war, und den er nun in der Meinung, daß Lutz wieder aus der Lutherischen Kirche austreten müsse, aus allen Kräften steift und stärkt. Unglücklicher Weise kömmt Lutz vierzehn Tage nachher zu Pr. Dieser theilt ihm die Bemerkungen des Amerikaners mit; Lutz wird nun ganz verstimmt, geht nach Schwaben, tritt aus der Lutherischen Kirche wieder aus, findet aber bald, daß es bei dem Schritt nicht bleiben kann, und — wird endlich wieder Katholik. — Hierauf antworte ich: 1. Von einem Wiederaustritt Lutzen's aus der Lutherischen Kirche war zwischen Pr. und mir so wenig die Rede, daß die Möglichkeit eines Zusammenhangs zwischen meinem Besuch in München und Lutzen's traurigem Rückfall mir nicht eher auch nur entfernt zu Sinne kam, als bis ich den gedachten Artikel aus der Ev. K. Z. zu sehen bekam. Konnte doch Lutz nach dem, was ich zu Pr. über sein eigenes öffentliches Bekenntniß sagte, mit gutem Gewissen Lutheraner bleiben. Und ich hoffte, und hoffe ja einen „Auferstehungstag des gefallenen Heiligthums der Evangelisch-Lutherischen Kirche" selbst, und dafür konnte Lutz ja eben sowohl in derselben arbeiten, wenn er einmal drinne war, als außer derselben; obwohl vielleicht nicht mit demselben Erfolge. Es ist ja offenbar ganz ein ander Ding, nicht in eine Kirche eintreten, und, wenn man drinnen ist, daraus austreten. Zu dem letzteren werden ganz andere Gründe erfordert, als zu dem ersteren. Aber nun gar ein Wiederaustritt aus einer Kirchengemeinschaft, — und aus einer, in die man erst vor einem halben Jahre zum allgemeinen Erstaunen eintrat, und worüber man Bücher drucken ließ ꝛc! Welcher, — ich will nicht sagen besonnene, — nein, welcher „unbesonnene" Mann würde wohl dazu in einer flüchtigen Unterhaltung entschieden rathen? 2. Aus meinem Journal ließ sich auch auf so etwas offenbar mit keinem „Schein des Rechten" schließen. Es war nur Vermuthung; und als solche ist sie ganz verzeihlich. Nur das Übermaaß von Vertrauen, mit der sie gegen einen Abwesenden öffentlich gemacht wurde, ist zu bedauern. 3. Wenn aber Lutz wirklich durch jene Bemerkungen beschädigt und zum Fall gebracht wurde, so thut mir das herzlich leid. Aber ich bin deswegen unschuldig. So macht etwa ein Messerschmidt ein Messer zum Brodtschneiden, und da kommt einer und schneidet sich die Gurgel damit ab, — und nun soll der Messerschmidt die Schuld haben! Wenn es wirklich gefehlt war, daß Lutz Lutheraner wurde, so konnte ja wohl ein zweiter, ungleich größerer Fehler, sein Rückfall zum Romanismus, den ersten nicht wieder gut machen; und das einfältige Englische Sprüchwort: Two wrongs don't make a right, — hätte ihm, wenn er's gewußt hätte, leicht zurecht helfen können. 4. Der geehrte Verf. jenes Artikels kann sich also darauf verlassen, daß ich an Lutzen's Fall eben so wenig wissentlich schuld bin, als er selber, und daß der Vorfall mir eben so nahe ging als ihm. Bin ich aber unwissentlich daran schuld, dann werfe der den ersten Stein auf mich, welcher auch unwissentlich nie Schaden that. Doch, der erste Stein war schon geworfen. Der „Jesuit" in Boston hat schon längst sein Gift der Lutzischen Geschichte wegen gegen mich ausgelassen. Aber vom Feinde thut's nicht so weh. 5. Den Dank für meine „unbesonnene Einmischung in Verhältnisse, die ich durchaus nicht zu würdigen vermochte," schenke ich ihm gerne: bitte ihn aber dabei, meinen aufrichtigsten Dank dafür hinzunehmen, daß er mich darauf aufmerksam gemacht hat, wie auch die argloseste Äußerung unserer heiligsten und begründetsten Überzeugungen Übel anrichten können, — obschon dies im gegenwärtigen Falle noch lange nicht erwiesen ist, — und wie uns christliche Behutsamkeit, und die leitende Hand unseres Vaters im Himmel überall, auch in den vorübergehendsten Bemerkungen in christlicher Unterhaltung unter vier Augen, so Noth thue. Sollte ich sein Gefühl mit meinen Bemerkungen über den Verfall der Lutherischen Kirche verwundet haben, so ist mir auch das leid. Aber meine Überzeugung hierüber sowohl, als über das Halten an des Herrn Tag, ruht auf Gründen, mit denen ich mich weder zu schämen noch zu fürchten habe. Nur ist hier der Ort nicht, davon zu reden. — Leid that es mir aber besonders, bemerken zu müssen, daß unserer besseren Amerikanischen Journalisten edler Gebrauch, dem Angeschuldigten das seine Anschuldigung enthaltende Blatt zuzuschicken, in dem lieben Deutschland, dem Lande anerkannter Offenheit, noch herrschend zu seyn scheint.

---

(Holland.) Eine bedeutende Erscheinung zeigte sich dieser Tage auf dem Gebiete der Wallonischen Kirche in den Niederlanden. Durch einen achtbaren und würdigen Prediger dieser Kirche wurde die lautere Grundlehre der gesegneten Reformation mit großer Kraft, Weisheit, Freimüthigkeit und Salbung gegen einen offenen Angriff eines Collegen vertheidiget. Serrurier, Prediger in Dortrecht, ein noch sehr junger Mann, gab eine Predigt heraus, worin er das natürliche Unvermögen des Menschen zum Guten, die Erwählung Gottes, und besonders die Rechtfertigung des Sünders aus lauter Gnade, ohne irgend ein Verdienst von Tugend und Werken, als gefährliche und verführerische Irrthümer darstellte, vor denen man sich sorgfältig hüten müsse; ferner verwarf er alle geistliche und innerliche Erfahrung von den Wahrheiten des Heiles, als betrügliche und schwärmerische Träumereien. Das Schriftchen erschien unter dem schönklingenden Titel: „Predigt über die Anhänglichkeit an die Grundsätze der Reformation, betrachtet als das beste Mittel, sich nicht durch die Irrthümer fortreißen zu lassen, welche die Kirche beflecken."

Der Brief des würdigen L. G. James, Prediger der Wallonischen Gemeinde zu Breda, worin diese Behauptungen widerlegt werden, ist voll von Kraft, Liebe und Mäßigung. Er beruft sich allein auf Gottes Wort, und gebraucht also in diesem Streite bloß das Schwerdt des Geistes. Es zeigt sich in diesem Briefe besondere Glaubensfestigkeit, und klare und bestimmte Einsicht in die Schriftwahrheiten. Wie sehr war man also verwundert, als Serrurier in der größten Übereilung eine Antwort erscheinen ließ mit dem Motto: Praestat saepe negligere quam redarguere. [Es ist oft besser, nicht zu beachten, als zu widerlegen.] Sie besteht bloß aus folgenden Zeilen: „Ich werde kürzer seyn als Sie; ich habe Ihnen nur ein Wort zu sagen: Sie haben meine Predigt nicht verstanden." Es ist unnöthig, über dieses Verfahren etwas zu bemerken. Doch wir dürfen uns freuen, daß die Wahrheit, welche in Christo ist, wiederum in unseren Wallonischen Kirchen freimüthige Vertheidiger findet. Auch die im verflossenen Jahre herausgekommenen Predigten [Sermons] von Sacretan im Haag, worin sich entschieden gläubiger Geist, Kraft des Denkens und männliche Wohlredenheit kund geben, sind davon ein erfreulicher Beweis. Auch sonst scheint sich in diesen Gemeinden ein mehr gläubiger Geist zu offenbaren. Mit dankbarer Freude erinnern sich hiebei die gläubigen reformirten Christen in den Niederlanden an die kräftigen Zeugen, die im sechzehnten Jahrhundert diese Kirchen stifteten, und gewiß darf man zur Herstellung des Glaubens in Holland viel Gutes von denselben erwarten.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 4. März. № 18.

## Über den Kanzelvortrag.

Über diesen Gegenstand hat Stier in früheren Jahrgängen des homiletischen Correspondenzblattes treffende Worte gesprochen. Er verschmäht die widrigen Anleitungen zum rechten Kanzelvortrage durch die Tonleiter, und behauptet mit Recht, etwas würdiger reden, etwas feierlicher beten, das lasse sich nicht von Außen erlernen, sondern müsse durch die Verbesserung des Gesinnungsgrundes, oder von Innen heraus verbessert werden. Darin stimmt er überein mit dem Göthe'schen Ausspruch: „Es trägt Verstand und guter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor" — „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen" — obwohl er ohne Zweifel von dieser Einfalt der Rede tiefere Gedanken hat, als sie in dem besagten Ausspruch liegen. Stier unterscheidet als fehlerhafte Tonarten im Kanzelvortrage den Hersageton, den Gesetzeston, der selbst das Evangelium verbittere, den Priesterton, der das Wort ausspreche nicht als von Gott, sondern als von der Kanzel mit dem Ausdruck subjektiver, persönlicher Auctorität. Da seine Worte mir nicht buchstäblich mehr gegenwärtig sind, so kann ich nur im Allgemeinen dankend von dem Eindruck sprechen, welchen die erwähnte Arbeit des Genannten bei mir zurückgelassen.

Soll ich jedoch eigener Anschauung und Erfahrung folgen, wenn es sich darum handelt, die hervorstechendsten Fehler im Kanzelvortrage zu bezeichnen, so scheint es, als könne 1. von dem traditionellen Kanzelton, 2. dem modernen, ästhetischen Bühnenton, 3. dem methodistischen Eiserton die Rede seyn.

Daß die warme Salbung, womit unsere altevangelischen Vorfahren im Predigtamt evangelisirt, gerufen und geeifert haben, in einem gewissen erstarrten Salbungstone traditionell geworden sey, läßt sich leicht nachweisen; und wie dies zu verstehen sey, läßt sich durch eine außerordentlich interessante und traurige Analogie sehr klar machen. Es mag nichts Reizenderes und Ergreifenderes von Vortrag unter der Sonne gewesen seyn, als der freie, begeisterte Herzenston, womit in den besten Zeiten des Alttestamentlichen Glaubens und Gottesdienstes die Psalmen oder andere prophetisch lebhafte Gottesworte von ergriffenen Seelen vorgetragen wurden. Die rythmische Art der Psalmen selbst, welche die Mitte hält zwischen gewöhnlicher Prosa und künstlichem Versbau, als die ungekünstelte und doch kunstreiche Herzenssprache, als der Ausdruck, den sich der schönste, reinste Seelenschwung ungesucht zu geben weiß, läßt darauf schließen, daß auch der Vortrag solcher Stücke, in den Tagen, da sie dem frischen Born des Lebens entquollen, etwas höchst Ausdrucksvolles seyn mußte, ein Vortrag, in dem die höchste Kunst der mündlichen Rede aus der höchsten Kraft einfältiger Lebenssteigerung erblühte, gleichsam der Nachtigallenschlag solcher Menschenseelen, die durch den Geist Gottes mündig geworden waren. Gab es aber nichts Beseelteres und Schöneres, als die hohe Mitte von Gesang und Rede, in welcher sich der begeisterte Vortrag der alten frommen Hebräer rezitirend bewegte, so gibt es eben sowohl vielleicht nichts Häßlicheres, als die traditionelle Form, in welcher wir jene frommen Seelenschwingungen erstarrt wiederfinden können noch in der gegenwärtigen Zeit. Denn ohne Zweifel ist das wilde, auf- und niedergellende, sinnlose Geschrei, das wir in jüdischen Synagogen vernehmen, nichts anderes, als eine Mumie, die gespenstische Mumie jener herrlichen, geheiligten Psyche, die in der hinreißenden Rezitation der Psalmen die Musik ihres inneren Lebens, den Rhythmus ihrer Natur entsaltete. Es ist die Tradition jener schwebenden, unbestimmten und unendlichen Form der Töne, in welche die Psalmisten und Propheten ihre Gebete und Gesichte ergossen haben. So ist auch die Salbung, womit die alten gläubigen Prediger der Evangelischen Kirche gepredigt haben, in einer traditionellen Form des Kanzelvortrags gewissermaßen erstarrt, wenn auch diese Form nicht so abgestorben, nicht so häßlich geworden ist, wie die eben erwähnte, da es ihr in allen Zeiten an theilweiser Erfrischung und Neubelebung durch das Herz lebendiger Gotteszeugen nicht gefehlt hat, und da es immer Einzelne gab, welche sich in origineller Kraft den natürlichsten und eigensten Ausdruck ihres inneren Lebens errangen und erbaten. Allein die Macht der Tradition, womit jene alten Kanzeltöne, die einmal geistliche Lebensblüthe und reines Feuer waren, als Formen auf uns herabgekommen sind, und bis auf künftige Predigergenerationen fortwirken, ist groß. Wenn die Jünglinge zur Universität kommen, haben sie schon eine sehr bestimmte Reminiscenz, was den heiligen Vortrag anlangt. Wenn Strauß von den Glockentönen sagt, daß sie lange in der Erinnerung haften, so möchte dies von Kanzeltönen noch viel mehr gelten. Und je mehr die meisten Jünglinge noch in ihrem Innern unreif und unmündig für die geistliche Rede sind, je mehr ihnen noch die eigenen Seeleuschwingungen des wahrhaftigen Pathos, der Herzensbewegung in der Kraft der Wahrheit abgehen, je mehr sie mit einer gewissen profanen Nüchternheit ihre Predigten machen, und ihren Vortrag einstudiren, desto mehr glauben sie an die Heiligkeit der schallenden Töne, wie sie sich ihnen eingeprägt haben in der Zeit ihrer kindlichen Furcht und Empfänglichkeit, und desto mehr fallen sie mit ihrer Stimme, sobald sie geistlich reden, tief hinein in die Stimme des Vaters oder Großvaters, oder des alten Pfarrherrn, unter dem sie Kinder gewesen sind. Sie treten auf in dem Pathos der Alten, der längst Entschlafenen, um so mehr, als ihre Organe nicht vom eigenen Geistesleben aus erfüllt

und gefestigt, sich als leere Formen der Reminiscenz hingeben müssen.

So entsteht im Allgemeinen der traditionelle Kanzelton, welcher immer noch außerordentlich verbreitet ist. Fassen wir aber nun das Einzelne in's Auge, wodurch er sich fortpflanzt. Erstlich wird er begünstigt durch ein mächtiges Vorurtheil über die Kanzelsprache, worin ein superstitiöser Wahn wirksam ist, als ob nämlich die Kanzel mehr wäre, denn ein erhöhter Ort, an welchem der Predigende Allen sichtbar und Allen verständlich werden soll, oder als ob die Stimme an und für sich eine Verheißung hätte, oder als ob eine gewisse laute monotone Melodie der Rede das Gesetzmäßige und Heilige der Kanzelsprache ausmachte. Dieses Vorurtheil kann natürlich nur durch das kindliche, hingegebene, ehrfurchtsvolle Anhören solcher Muster entstanden seyn, in denen der Kanzelton traditionell geworden. Nennen wir darum gleich als ein Zweites, was diese Art von Überlieferung begünstigt, den Mangel an christlichem Leben in den jungen Theologen zu derselben Zeit, in welcher sich ihr Vortrag bildet. Sie sprechen nicht aus eigener Lebensfülle, sie theilen sich nicht wirklich mit, oder sie treten nicht auf als wirkliche Boten Christi, mit der schlichten, festen Überzeugung, daß er sie gesandt hat, sein Evangelium zu verkündigen; und die Erfahrung, daß es wirklich eine Kraft Gottes ist, Seelen selig zu machen, und die klare Absicht, im Vertrauen auf den Segen des Herrn, auf die Hörer zu wirken, mangelt ihnen noch. Sie stehen, indem sie ihre Predigt halten, nicht in der lebendigen Offensive ihres Berufs, sondern in einer kläglichen Defensive, worin sie sogar die Besorgniß hegen können, stecken zu bleiben, und das Verlangen hegen, Beifall zu erndten. Beifall erndten, dieser Ausdruck ist stehend, und erinnert auf eine betrübte Weise daran, daß das Feld weiß ist zur Erndte, und daß der Arbeiter wenige sind. Aus dieser besonderen Richtung und Stellung ihres Gemüthes ergibt es sich aber, daß ihre Predigt als etwas Fremdartiges, oder doch Ideales über ihnen schwebt. Und so fahren sie denn träumerisch hinein in die geschriebene Predigt, und tragen sie eben sowohl träumerisch vor, und ein Geist des Schlummers weht und webt durch den Tempel, wo sie also reden. Es ist ein eigener Ton, in dem man die schärfsten Wahrheiten ableiern kann, ohne daß sie irgend eine Seele verwunden. Wenn ein Kind in seiner kindlichen Art z. B. den Leuten sagte: Ihr thut viel Böses — es würde sie weit mehr ergreifen, als wenn es ihnen mit dem stärksten Pathos des traditionellen Kanzeltons verkündigt wird. Aber diese Vortragsweise kann auch wie ein lähmender Bann auf der Stimme solcher Prediger liegen, die einen herzlichen Glauben haben, und ein betendes Verlangen, Seelen zu gewinnen für den Herrn. Da ist nun Mancherlei schuld daran, und nicht das geringste Übel ist dieses, daß ihre Predigten nach der herrschenden Schulweise bei weitem zu sehr mit Zwischensätzen und Nebengedanken überladen sind. Der rhetorische Kanzelstyl hat das Eigene, daß er eine Menge überflüssiger Bemerkungen einschiebt und mitschleppt, um der Vollständigkeit und Rundung willen. Durch diese Perioden der Schulsprache, durch alle diese Modifikationen und Limitationen



der Begriffe, durch alle diese Ausdrücke des Staunens, der mannichfaltigen wechselnden Empfindungen, kann sich kein gesundes Leben im Fluge des Vortrags beseelend hindurchdenken und durchempfinden. Es sind überladene Formen, die das innere Leben nicht durchdringend organisiren kann. Die Seele des Redenden wird in ihrer Bewegung überholt von den langen, großen und prächtigen Sätzen, und so läßt sie in einer gewissen Bewußtlosigkeit das Gedächtniß und die Sprache als vereinigte Faktoren der Rede vorauseilen auf dem Wellentanz der Töne, den die Reminiscenz bietet. In der Regel aber ist ein zweites und drittes Übel an der Wirkung dieses ersteren mittheiligt. Als die Predigt studirt wurde, wurde sie wahrscheinlich nicht genug aus einer gründlichen, mit Gebet verbundenen Meditation über die Sache, sondern vorherrschend aus dem Gedächtniß niedergeschrieben. Der Schriftgelehrte nahm aus seinem Schatze das Alte, aber nicht Altes und Neues, wie er gesollt hätte. Das Thema war gefunden, die Disposition war gemacht, und nun rieselten die alten Gedanken in abgestandenen Ausdrücken, und die alten, vielen Worte als unbedachte Klänge in das logische Fachwerk herein. Oder vielleicht überwog das theologische Interesse des Schriftauslegers, oder das künstlerische Interesse des Redners das pastorale Anliegen des Seelsorgers. So nahm die Rede eine hohe Richtung über die Gemeinde hin, nicht eine tiefe in die Gemeinde hinein. Sie kam nicht zu einer ausgeprägten Individualität, sondern sah in Form und Inhalt anderen tausend Predigten ähnlich, die sich alle einander ähnlich sehen. Ist es nun der alte Fluß der Worte, so will er auch in dem alten Bette des traditionellen Tons dahinlaufen. Denn der Prediger kann nur dann in neuer, fließender, formloser Lebensform reden, wenn ihn das alte Evangelium in irgend einer besonderen Gestalt als ein neues erfüllt und ergriffen hat. Nur dann hat er seinen Zuhörern etwas zu sagen, und er sagt es ihnen, daß sie fühlen, er sagt es uns. Kommt nun aber zu dem bezeichneten zweiten Gebrechen noch dieses dritte hinzu, daß die mehr oder weniger doch lebendige Predigt durch ein ängstliches und mechanisches Memoriren in dem Prediger selbst erst wieder abgetödtet wurde, daß er sich dieselbe durch oftmaliges Wiederholen der Worte und Sätze, ohne ihrem Geiste jedesmal nachzufolgen, halb langweilig und halb leid machte, so wird er sie halten müssen unter dem Banne des Kanzeltons, als predigte er die Worte eines Fremden, denn jetzt sind sie ihm wirklich fremd geworden.

In unseren Tagen findet man jedoch vielfältig eine frischer tönende Vortragsweise neben der besprochenen verbreitet, diejenige, welche man den modernen ästhetischen Bühnenton nennen kann. Es läßt sich denken, daß diese Art des Vortrags am meisten in dem Munde der Rationalisten blüht. Allein auch unter diesen sind Viele noch dem alten, herkömmlichen Kanzelton treu geblieben, und dieser Umstand bildet häufig die seltsamsten Kontraste zwischen Form und Inhalt der Rede. Da gibt es nämlich dürres, oberflächliches Räsonnement in dem schwebenden Tone des altkirchlichen Gefühls, moralische Erinnerungen in altpriesterlichem Donnerschall, Aufforderungen: freut euch des

Lebens! in der feierlichen Weise, mit welcher einst das Weltgericht und die ewige Verdammniß verkündigt wurde. Doch wie gesagt, Manche haben von der Bühne her eine schönere und modernere Vortragsweise bekommen. Schon damals scheint dieses Unwesen aufgekommen zu seyn, als Göthe seinem Faust von dem Famulus Wagener die Bemerkung machen ließ: „Ich hab' es öfters rühmen hören, Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren" — und die warnende Antwort des Faust scheint nicht gefruchtet zu haben: „Ja wenn der Pfarrer selber ein Komödiant ist — Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag." Vorherrschend in dieser Vortragsweise ist nun natürlich der sentimentale Ausdruck, der eben darum aber, weil er es seyn will, sich selber überbietet, und Karrikaturen der sanften innigen Empfindung, der Wehmuth, der Freude und Begeisterung hervorbringt. Ein Bauer lobte einmal einen Candidaten um seines herrlichen Vortrags willen, und sagte: Er predigt grade so, wie ich die Komödianten auf dem Theater zu *** habe sprechen hören. Diese Erscheinung ist so selten wohl nicht, daß auf den Kanzeln ein süßliches Getöne weicher, weinerlicher Rede mit einem schauerlichen Getöse donnerlauter Worte abwechselt in einem Vortrage, der äußerlich studirt oder doch beabsichtigt ist, um nur vielen Beifall einzuernten. Wie kläglich und erbärmlich ist diese Richtung, welch eine Satyre auf die homiletische Kunst, die von der dramatischen schöne Flitter und Goldflimmer erbettelt, und welch ein Wahrzeichen, daß auf solchen Kanzeln das christliche Lebensgefühl, welches die Predigt beseelen sollte, unter dem Gefrierpunkte auf der Scala wahrhaftiger Wärme steht!

Als der dritte hervorstechende Fehler im Kanzelvortrage ist oben der methodistische Eiferton genannt worden. Diesem Ton liegt aber Leben zu Grunde. Eine große Geschichte segensreicher Wirkungen macht ihn ehrenwerth. Er findet sich als das Fehlerhafte nach der positiven Seite hin an den Vorträgen solcher Geistlichen, die in der Kraft des Herrn ihr heiliges Amt treiben, und Seelen erwecken. Und dennoch, so delikat hier die Unterscheidung seyn mag, sie ist ganz gegründet. Denn der methodistische Eiferton kann sich sogar vereinzelt finden als ein leerer, unwahrhaftiger; gleichsam als abgezogene Hülle jener stark erwecklichen, andrängenden und erschütternden Predigtform. Und noch mehr, wie er selber in einem solchen Falle nur ein Schein der wahren, erweckenden Geisteskraft ist, so kann er ebenfalls wieder einen solchen Schein wahrer Erweckungen hervorbringen. Das Charakteristische desselben ist mit einem Wort, daß er in irgend einem Übermaaß der begeisterte Ausdruck des seelischen Lebens ist, welcher als blühende Hülle das Weben und Wirken des Geistes begleitet. Mit dem überwuchernden Reden in Zungen, welches in der Korinthischen Gemeinde statt fand, mag er darin wenigstens sehr verwandt seyn, daß in dem Seelenzustande, der ihn erzeugt, jenes Merkmal mehr oder weniger fehlt: die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan. Dieser Zustand ist ein hoher, wogender Enthusiasmus, unter welchem der klare Tag der Besonnenheit leidet. Und die Macht eines solchen Vortrags schlägt zum Theil zündend und erregend



ein in die Kräfte des niederen Seelenlebens bei den Zuhörern, er wirkt auf die Nerven, und es ist gewiß, daß eine Fülle von solchen Seelenstrahlen in ihm wirksam ist, welche mit magnetischen, elektrischen und galvanischen Kräften verwandt oder identisch sind. Will man sich dieses Verhältniß mit einem Male klar machen, so hat man sich die heitere, tief innige Klarheit der Pfingstgemeinde, und das Lobgetön ihrer Reden vorzustellen neben der leidenschaftlichen, stürmischen Trübe einer methodistischen Gemeinde, in welcher die Kraft der methodistischen Pastoralweise in ihrer ganzen Einseitigkeit wirksam ist. Dieser methodistische Eiferton ist aber nicht von Außen her gemacht, sondern von Innen her entstanden. Gewaltige, feurige, von Christo tief ergriffene Charaktere, die das Volk volksthümlich ansaßten mit der Predigt der Buße und des Glaubens an das Evangelium, sind darin feststehende Muster geworden. Ihr Vortrag mußte sich in einer höchst erregten Form ausprägen, weil sie mit Ausscheidung der ruhigeren Lehrweise und Entwickelung der Wahrheit, nur die Grundzüge der christlichen Heilslehre in starken Schilderungen und Versinnlichungen vortrugen, und weil sie in dieser Art vorherrschend oder gar ausschließend auf das Gefühl ihrer Hörer wirkten. Die Mischung des Psychischen und Pneumatischen in diesen Äußerungen und in diesen Wirkungen des evangelischen Pastorallebens war zunächst kein Ungemach, sondern durchaus naturgemäß. Und welch eine Erndte zum ewigen Leben, welch eine große Schaar wahrhaft gläubiger und bekehrter Seelen, welch eine Fülle der lautersten geistlichen Wirkungen findet sich auf dem Gebiete dieser Wirksamkeit, welche man der homiletischen Form nach methodistisch nennen kann! Aber vielfältig entstand ein Übergewicht des Psychischen über das Pneumatische, und dies wurde besonders dann ein schlimmes Übel, wenn man anfing, das Letztere mit dem Ersteren zu verwechseln, und nach dem Phantasiefeuer und der Begeisterung der Redenden, oder nach dem Schluchzen und nervösen Zittern der Hörenden das Maaß des ausgegossenen Geistes und der Bekehrungsfülle zu bestimmen. Und so konnte sich in einzelnen Fällen der Affekt bis zum verzehrenden Feuer, das Andringliche bis zum Anfahrenden, der seelische Enthusiasmus bis zur mantischen Verzerrung steigern. Dabei bleibt's aber, daß sich der Herr von jeher zu gebrechlichen Werkzeugen wohl bekannt hat, wenn sie nur im Geist und in der Wahrheit seine Ehre und das Heil der Seelen suchten. Und dies mag nicht nur von dem letztgenannten, sondern von allen Fehlern im Kanzelvortrage gelten. Auch ist es in formaler Hinsicht gewiß eben so wahr, wie es Jakobus in materialer will verstanden haben: wer aber auch in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann.

Nichts desto weniger bleibt uns auch in dieser Hinsicht die Berufung, nach der vollkommenen Mannesgestalt in Christo zu streben, die vielen Künste fahren zu lassen, und die Aufrichtigkeit auch in der Redeform wieder zu suchen, wozu uns Gott geschaffen hat, und auch zu diesem Ziele wieder umzukehren, um zu werden wie die Kinder.

## Nachrichten.

(Jerusalem.) Der Juden-Missionar Nicolayson und der Amerikanische Prediger Thomson haben das vorige Jahr in Jerusalem verlebt und alle Schrecknisse, welche in dieser Zeit die heilige Stadt trafen, mit erduldet. Ersterer schreibt unterm 25. Juli v. J. folgenden Brief, den wir aus einem anderen in der Allg. Zeitung gegebenen ergänzen:

„Gottes vier schwere Plagen, Erdbeben, Krieg, Pest und theilweise Hungersnoth haben in diesem Lande gehaust (und hausen zum Theil noch) seit Ende Maij aber ich fürchte, daß die Einwohner doch nicht Gerechtigkeit gelernt haben."

„Das Erdbeben, wenn auch nicht die zerstörendste, war doch gewiß die schrecklichste dieser Heimsuchungen, in der That das schrecklichste Ereigniß, welches ich je erlebt habe. Der erste und stärkste Stoß geschah Sonntag den 25. Maij, um 1 Uhr Mittags, grade als wir den Gottesdienst beendigt hatten. Hier in Jerusalem ist kein Leben dadurch verloren gegangen, aber viele Häuser und Gebäude wurden sehr beschädigt, darunter das meinige, so daß es kaum wird wieder ausgebessert werden können. Der an die Moschee gränzende Theil der Mauer stürzte ein. Das große steinerne Gewölbe der Kirche des heiligen Grabes drohte den Einsturz; die Kirche des Sabaklosters ward in zwei Theile gespalten, zwei Thürme derselben wurden fast bis auf den Grund zerstört; auch die Kirche Johannes des Täufers litt dergestalt, daß man den völligen Einsturz besorgt. Das Kloster zu Bethlehem ward beinahe gänzlich zur Ruine und unter den Trümmern fast sämmtliche Bewohner begraben. Die Erschütterungen, jedoch alle von geringerer Heftigkeit, welche die ersten drei Tage und Nächte sehr häufig gewesen waren, dauerten in Zwischenräumen bis zum 7. d. M."

„Vor diesem war die zerstörendere Geißel des Bürgerkrieges losgebrochen. Grade der Tag des Erdbebens war der erste der regelmäßigen Belagerung Jerusalems durch die rebellischen Bauern. Kaum war Ibrahim Pascha nach Jaffa abgereist, so hatte schon die Revolution begonnen. Die Garnisonen von Herek und Solth wurden in Stücke gehauen und die Araber von Samaria und Hebron marschirten auf Jerusalem. Bloß 600 Mann hatte der Pascha in dieser Stadt gelassen und die Zahl der Angreifenden belief sich auf 40,000. Einige auf die Mauern gepflanzte Geschütze hätten hingereicht, diese feindlichen Horden in Respekt zu erhalten, denn sie waren bloß mit Lanzen und Flinten bewaffnet. Eine Woche lang vertheidigten die Truppen die Wälle gegen die Angriffe; aber in der Nacht zwischen Sonnabend und Sonntag zogen sie sich, von der Anstrengung erschöpft und durch Verrätherei in der Stadt entmuthigt, in das Schloß zurück und überließen die Stadt den Rebellen. Die Araber waren durch einen unterirdischen Gang um Mitternacht eingedrungen. Sämmtliche Christen flüchteten sich in die verschiedenen Klöster, wo sie Schutz fanden. Fünf bis sechs Tage ward nun die Stadt der Plünderung preisgegeben. Ein schreckliches Schauspiel! Besonders die Juden mußten leiden; ihre Häuser wurden geplündert, die Geräthschaften zerstreut, die Weiber und Jungfrauen ein Opfer der wilden Stürmer. Unstreitig nur die Hoffnung, ein starkes Lösegeld zu erhalten, brachte den Klöstern Schonung. Da mein Haus dem Schlosse nahe und grade gegenüber war, so wagten es erst am Mittwoch die Rebellen, sich ihm zu nähern. Inzwischen waren wir in einer qualvollen Lage von Angst und Erwartung, denn wir sahen und hörten sie rings um uns her die Häuser und Kramläden aufbrechen, und, wir wußten weshalb, die Eigenthümer niedermetzeln. Am Mittwoch früh hörten wir sie in den Theil des Hauses kommen, der dem Schloß grade gegenüber liegt; als sie weggegangen waren, sah ich nach und fand, daß sie das Werthvollste und Tragbarste mitgenommen hatten. Wir wagten kaum, von dem Übriggebliebenen etwas in Sicherheit zu bringen, weil wir fürchten mußten, daß die Rebellen durch die Bresche, die sie in den Wall gebrochen hatten, von hinten über uns kämen, und man vom Schloß aus vorn auf uns feuern möchte, wenn man Bewegung im Hause bemerkte. Nur einige wichtige Papiere, die ich noch in meinem aufgebrochenen Schreibtische fand, rettete ich und sorgte dann hauptsächlich dafür, die Thüre zu verrammeln, die aus dem durch's Erdbeben beschädigten Theile des Hauses in den anderen führte, wo wir jetzt auseinandergedrängt wohnten. Während ich damit beschäftigt war, wurde ich von zwei Rebellen überrascht und erfuhr zu meinem Vergnügen, daß sie die Bewohner der Stadt nicht als Feinde behandelten, sondern nur auf Plünderung und Kriegswaffen ausgingen. Dadurch wurden wir um vieles ruhiger; aber den folgenden Tag singen unsere Drangsale an; denn jetzt wurden wir beständig von den Truppen der Rebellen heimgesucht, die uns zwar nicht wirklich und gewaltsam plünderten, aber doch Alles, was sie bekommen konnten, mitnahmen, während andere Schaaren vom vorderen Theile des Hauses Besitz ergriffen, alles Hinderliche aus dem Wege räumten, und es zu einem kleinen Fort einrichteten, um auf das Schloß zu feuern. Daher wurden die Batterien des Schlosses auf diesen Theil des Hauses gerichtet und dasselbe wesentlich beschädigt, aber durch göttliche Fürsorge blieb der von uns bewohnte Theil, der gleich dahint.r ist, unverletzt, und wir waren vollkommen sicher. Am Freitag gegen Abend kam der Bericht, daß sich Ibrahim Pascha, trotz alles Widerstandes auf der Straße, der Stadt nähere, und augenblicklich war die Stadt von allen Aufrührern gesäubert. Als der Pascha von den Ereignissen Kunde erhielt, setzte er sich mit 5,000 Mann von Jaffa aus in Marsch. Zwar sind zwischen Jaffa und Jerusalem nur 12 Marschstunden; dennoch brauchte er 3½ Tage. Mehr als 30,000 Arabische Landleute hielten die Höhen besetzt und sobald die Truppen in Hohlwege und Engpässe geriethen, stürzten die Araber Massen von Felsstücken auf ihre Häupter herab. So wurde auch der Weg für die Kavallerie und Artillerie unbrauchbar. Endlich trimmphirte Ibrahim's Muth und Thätigkeit über alle Hindernisse und er zog als Sieger in Jerusalem ein."

„Die eigentliche Belagerung, die schon großes Elend besonders durch Wassermangel hervorgebracht hatte, war nun zu Ende; aber da die Araber bald in die Nähe zurückkamen und wiederholt den Pascha zu bekämpfen suchten, dauerte die Belagerung wirklich fort, und das Elend wurde durch die Anwesenheit der Truppen nicht wenig erhöht. Als Mehemet Ali mit frischen Truppen in Jaffa anlangte, verließ Ibrahim Pascha Jerusalem, und Nablus ist seitdem der Kriegsschauplatz geworden." (Bekanntlich haben sich die Rebellen nach großen Verlusten unterworfen.)

„Hierauf brach im Lateinischen und in einigen anderen Klöstern die Pest aus. Noch später suchte auch unser Haus Krankheit heim, und ganz vor Kurzem selbst der Tod. Am 22. ging Fr. Thomson nach zwölftägiger Krankheit, die unstreitig eine Folge der erduldeten Leibes- und Seelenleiden war, in die ewige Heimath. Auch meine Frau wurde einen Tag nach Fr. Thomson von demselben Fieber ergriffen, scheint aber jetzt außer Gefahr zu seyn. Br. Thomson hatte während der Krankheit seiner Frau einen heftigen Anfall von Cholera, wurde aber, Gott sey Dank, bald wieder hergestellt. Der Diener bekam gleichfalls das Fieber, genas aber wieder. Papas Yfa und sein Sohn starben wahrscheinlich an derselben Krankheit. Das Volk schloß uns ein, weil es glaubte, die Pest sey unter uns."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 7. März. № 19.

## Kurze Lebensbeschreibung des sel. Pfarrers A. Stein. Frankfurt a. M. bei Brönner, 1834.

Das anspruchslose, zunächst für Freunde bestimmte Schriftchen, gibt uns Veranlassung, auch in weiterem Kreise von einem Manne zu reden, an dessen Wirksamkeit die Entwickelung des Reiches Gottes auf einem nicht unwichtigen Punkte des Deutschen Vaterlandes sich anknüpft.

Stein's äußerer Lebensgang war sehr einfach. Sohn eines Pfarrers im Frankfurtischen, eines treuen Knechts, der die seltene Gnade erfuhr, mitten im Dienste seines Herrn, bei einer Taufhandlung heimgerufen zu werden, bestimmte ihn des Vaters Stand und eine früh hervortretende geistige Lebendigkeit dem Studium der Theologie. Heidelberg (1806) führte ihn zur Neologie, und selbst Tübingen und das gesegnete, für's Leben ihm theuer gewordene Würtemberger Land, nicht davon zurück. Nur die früh von frommen Eltern empfangenen Eindrücke und das Festhalten am Gebet schützten ihn vor tieferem Fall. In dieser Gesinnung nach des Vaters Tode (1809) zur Vaterstadt zurückgekehrt, war die Anerkennung, die der zwanzigjährige, durch Talent und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Jüngling fand, eine doppelt gefährliche Nahrung des Selbstgefühls, welches so lebendigen, mit Phantasie und Empfindung reichbegabten Naturen eigen zu seyn pflegt. Da bediente sich Gott, wie so oft, eines einfältig gläubigen Laien, um ihm mitzutheilen, was die hohe Schule ihm nicht gegeben. Auf einer gemeinsamen Reise war es das Gespräch, dann lautes Herzensgebet, welches seinen Unglauben überwand, und den Grund des lebendigen Glaubens an Christum legte, der zwar vielfach geprüft und geläutert, aber nicht mehr erschüttert wurde. Die Seligkeit dieses Glaubens Anderen anzupreisen, gab ihm die frühe Anstellung als Pfarrvikar in der Stadt (1812), dann als ordentlicher Pfarrer in Sachsenhausen (1814) bald Gelegenheit.

Frankfurt hatte in dem vorigen Jahrhundert die kirchlichen Schicksale des übrigen Deutschlands getheilt. Der schon durch Spener gestreute Same fand in Fresenius und anderen Gottesmännern treue Pfleger, bis der Nationalismus auch hier die Saat verwüstete. Senior Hufnagel, bekannt als neologischer Schriftsteller, war es, der, indem er den Pietismus zu bekämpfen und ein reineres Christenthum zu bringen meinte, dem religiösen Leben unheilbare Wunden schlug. Der Nationalismus zeigte sich auch hier ganz unfähig, ein solches zu erwecken. Denn die Gebildeten, auf die Hufnagel's glänzende Reden vorzugsweise berechnet waren, wurden der Kirche völlig entfremdet, und nur in jenem tüchtigen, reichsstädtischen Mittelstande, der, von einem gesunden Gefühl geleitet, der Neuerung widerstrebte, erhielt sich kirchlicher Sinn, der jedoch ohne die rechte Nahrung und Leitung nicht zureichte. Die Frommen zogen sich, wie anderwärts in dieser winterkalten Zeit, in kleine Kreise zurück. Doch schon in den Jahren der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, wo es dem Bösen überall zu gelingen schien, bereitete sich in Vieler Herzen eine bessere Zeit vor. Die Noth und Hülfe des Befreiungskrieges, noch mehr die Offenbarung der göttlichen Gerichte in seinem Erfolg, förderten ihre Entwickelung. Damals eben trat Stein mit der Verkündigung des fast vergessenen Evangeliums auf, und diesem Zusammentreffen mit dem gleichzeitig erwachten Bedürfniß waren großentheils seine raschen Erfolge zuzuschreiben. Während zwanzig Jahren, die letzten zehn als Prediger in Frankfurt selbst, leitete er vorzugsweise das neu erwachte kirchliche Leben. Um so entscheidender mußte daher die eigenthümliche Richtung seines Geistes und Wirkens seyn.

Wie in der Geschichte der Kirche im Großen, so tritt auch im Einzelnen der Gegensatz überwiegend objektiver Auffassung der Lehre, und ihrer mehr subjektiven Verwandlung in das eigene Leben, vielfach hervor. Stein, wenn gleich festgegründet in dem Worte der Wahrheit und aus Überzeugung der kirchlichen Lehre zugethan, neigte doch durch seine lebendige Natur entschieden auf die letzte Seite. Seine Predigten waren weniger überzeugende Lehre, sein Wort weniger jenes zweischneidige Schwerdt, welches Mark und Bein durchdringt, Licht und Finsterniß scheidet, sondern begeisterte Ergüsse des verborgenen Lebens mit Gott, bildliche Darstellung des innerlich Geschauten, kräftige Ermunterung, durch Buße, Glauben und Heiligung den schmalen Weg zum himmlischen Ziele treulich zu wandeln. Um dabei einer natürlich wuchernden Phantasie und Empfindung Schranken zu setzen, band er sich in Hauptpredigten streng an die schriftliche Ausarbeitung. Jenem Charakter seiner Vorträge entsprach ihre Wirkung. Der darin wehende ächt christliche Geist erwies sich an empfänglichen Hörern als eine Kraft der Erweckung unmittelbarer, mehr allgemeiner Erbauung; weniger förderten sie in Erkenntniß und Erfahrung des Einzelnen. Mag dies ein Mangel genannt werden; dagegen bewahrte es vor jenem todten Dogmatismus, der so häufig das christliche Leben hemmt oder gar nur heuchelt; dieses konnte in dem Prediger und der Gemeinde um so ursprünglicher und unmittelbarer von dem göttlichen Geiste geleitet sich entwickeln; wie denn auch seine Predigten von Jahr zu Jahr an Kraft und biblischem Gehalt zunahmen.

Mehr noch als durch sie wirkte er durch die Seelsorge, wovon so viele unserer Prediger nichts wissen, die mit der sonntäglichen Verkündigung des Wortes genug gethan zu haben meinen. Sein Leben gehörte ganz dem Amte. Obgleich mit selte-

neu Gaben für edlere Geselligkeit ausgerüstet, beschränkte er seinen Umgang auf die nächsten Glieder seiner Familie und wenige Freunde, um dagegen jedem Anlauf, jedem Ruf eines Gemeindegliedes genügen zu können. Ja durch die in seltenem Maaß ihm eigene Gabe, Vertrauen zu erwecken und die Herzen anzuziehen, erweiterte sich der Kreis seiner Seelsorge weit über die Gemeinde und Stadt hinaus, von fern her kamen Menschen, ihm ihre innere oder äußere Noth zu klagen, seinem Unterricht ihre Kinder zu vertrauen u. s. w. Und wenn er der Klage über irdische Noth fast zu willig das Ohr zu leihen, seine Kraft darin zu verzehren schien, so mußte man sich sagen, daß, wie Gott die Menschen durch Inneres und Äußeres zu sich zieht, so auch die Wege und Gaben seiner Knechte verschieden seyn müssen. Stein war hierin einem gewiß vielen Lesern bekannten Manne, dem sel. Consistorialrath Krafft in Cöln, ähnlich, der auch durch liebevolle, selbstverläugnende Hingabe an jedes ihm nah gebrachte Bedürfniß nicht weniger wirkte als durch den Ernst seines Wortes. Überhaupt ging Stein's Wirksamkeit durchaus auf das Praktische, die Darstellung des Christenthums im Leben, die Heiligung jedes natürlichen, von Gott geordneten Verhältnisses, und in diesem Sinne erkannte er auch die politischen Verirrungen unserer Tage für eine Frucht der fleischlichen Gesinnung, die eine Feindschaft wider Gott ist, und deßhalb sich gegen jede Auctorität auflehnt. Wahrhaft liberal, d. h. geneigt in der Liebe immer allgemeiner zu werden, ohne der Wahrheit und dem Recht zu vergeben, trat er innerhalb seines Berufskreises allem Revolutionären mit Kraft entgegen; seine letzte Predigt am ersten Tage des bürgerlichen Jahres 1833 handelte von den Pflichten des Christen gegen die Obrigkeit.

Die Thätigkeit eines beliebten Predigers in einer volkreichen Stadt hat das ganz Eigenthümliche, daß sie nicht nur den äußeren Menschen, sondern sein tiefstes Innere unausgesetzt in Anspruch nimmt, und dadurch in einer Aufregung erhält, die für Leib und Seele leicht gefährlich wird. Auch unser Stein war durch unausgesetzte Geschäfte der Seelsorge, des Katechumenenunterrichts, der Predigt, woran sich am späten Abend noch theologisches Studium und ernste Lektüre anschloß, in eine Spannung versetzt, von der seine Seele in häufigem Gebet Erholung und Stillung fand, die aber für sein Leibliches fürchten ließ. Sie war ohne Zweifel der Grund, daß er, obgleich von rüstigem Körper, schon im vier und vierzigsten Lebensjahre einer kurzen Krankheit erlag. Die letzten Stunden seines Lebens waren bewußtlos, doch waren ihm noch klare Augenblicke geschenkt, in denen er im Glauben an die versöhnende Kraft des Blutes Christi die Rechenschaft mit seinem Gott abschließen, und den Seinigen tröstliche, glaubens- und liebevolle Worte hinterlassen konnte. Friedr. v. Meyer weihte seinen Todestag (26. Januar 1833) durch die schönen Worte:

Am Tage Polykarp's des Früchtereichen
Hieß dich dein Herr in seinen Frieden gehn.
Auch deine Erndte wird der seinen gleichen
Dort, wo die Saaten auferstehn.



Daß es Gedanken des Friedens über diesen treuen Knecht waren, in denen der Herr ihn abrief, daran zweifelte keiner der näher oder ferner stehenden Mitbürger, die, jeder in seiner Weise, den allgemeinen Verlust schmerzlich empfanden. Wohl aber mochte man fragen, ob es nicht ein ernstes Gericht über die Lutherische Gemeinde Frankfurts, ob nicht ihr Leuchter von der Stätte gestoßen sey? Und wenn auch die Erinnerung an des Herrn Geduld eine mildere Aussicht gewinnen ließ, so war es doch nicht minder schmerzlich, daß das jetzt unbefriedigte Bedürfniß des in keiner Beziehung geringsten Theils dieser Gemeinde von der vorgesetzten Behörde so wenig geachtet, daß auf einen Ersatz in seinem Sinne gar nicht gedacht wurde. Nur eine achtungswerthe Scheu selbst vor dem Schein kirchlicher Trennung konnte abhalten, durch die zu Gebot stehenden Privatmittel sich einen genügenden Ersatz zu verschaffen. Durch den Antrag auf Verleihung des Wahlrechts an die Gemeinde hoffte man auf gesetzlichem Wege zum Ziel zu gelangen. Auch scheint der kürzlich eingetretene Tod eines Mannes, der im entgegengesetzten Sinn das Äußere der kirchlichen Verhältnisse Frankfurts beherrschte, eine günstige Aussicht zu eröffnen. Möchte die Behörde bedenken, daß ein einmal erwachtes religiöses Bedürfniß nur durch Befriedigung vor Irrwegen bewahrt werden kann, und die Gläubigen einen Evangelisten, der Stein's Werk fortsetze, nur von dem Herrn erwarten.

## Nachrichten.

(Frankfurt a. M.) Der Tod des ersten Pfarrers an der neuerbauten Paulskirche zu Frankfurt a. M., Dr. Anton Kirchner, regt die schon länger erhobene Frage von neuem auf, ob es bei der Bestimmung der jetzigen Verfassung dieser Stadt bleiben soll, daß nur Einheimische in Frankfurt Prediger werden können. Eine große Anzahl Bürger ist dieser engherzigen Bestimmung abgeneigt, die besonders für das geistliche Amt von vielen übeln Folgen begleitet ist, und die Stadt der Möglichkeit beraubt, durch frische Kräfte und Gaben einer Stagnation im Innern vorzubeugen und die Kirche stets in der Blüthe zu erhalten, die ihr, wofern sie ihren vollen Segen ausüben soll, nothwendig ist. Aber es ist begreiflich, daß es auch Viele gibt, die sich einer Änderung aus allen Kräften widersetzen und den günstigen Umstand ausbeuten werden, daß zwei Drittel des Senats, so wie des gesetzgebenden Körpers dafür stimmen müssen und die ganze Bürgerschaft zu versammeln ist, wenn ein Punkt der Verfassung geändert werden soll. Die Geistlichen sollten sich vor Allem hüten, auf diesem Vorrecht, welches in verwirrter Zeit von Männern, denen man viel Regierungslust Schuld gibt, leichten Kaufs errungen worden ist, hartsinnig zu bestehen. Neuere Erfahrungen haben bewiesen, daß das Volk den Mißbrauch eines solchen Vorrechts tief empfindet und mit herbem Witze geißelt. Mag auch der Einzelne, den es trifft, sich darüber hinwegsetzen, die Wunde, die dem Ansehen des geistlichen Standes überhaupt geschlagen wird, verharscht nicht so leicht, das Volk wendet sich ab und entfremdet sich selbst der Kirche. Man sucht jede Änderung in kirchlicher Hinsicht durch Hindeutung auf die gangbare politische Neuerungssucht zu verdächtigen, aber kurzsichtig müßte seyn, wer sich dadurch blenden, und mehr als furchtsam, wer sich einschüchtern ließe. Denn wer ist es, der am meisten diese Abänderung eines Gesetzes wünscht, welches Männern wie Spener, die Frankfurts Ruhm waren, jetzt den Zugang versperren würde?

Es sind diejenigen, welche der Kirche von ganzem Herzen zugethan und ernstlich auf das Gedeihen derselben bedacht sind, welche geneigt sind, zum Besten der Stadt die größten Opfer zu bringen und das Gemeinwohl auf alle Weise zu befördern. Möge die Geistlichkeit sich wohl bedenken; ein allzu heftiger Widerstand könnte einen Riß hervorbringen, den sie nachmals bitter zu beklagen hätte. Nach dem Heimgange des geistvollen Pfarrers Stein, dessen Andenken noch nicht erloschen und dessen Stelle noch nicht ausgefüllt ist, stand schon nahe, was ihr wenig gefallen möchte. Sie hat es dem weisen Rath eines bewährten und bibelgelehrten Christen zu danken, daß ein Schisma, welches unausbleiblich schien, vermieden, und in Geduld der langwierige Weg gesetzmäßiger Abhülfe eingeschlagen wurde.

---

(London.) Bei Gelegenheit einer Schrift über das Papstthum äußert sich das Evangelical Magazine auf folgende Weise: Wir gehören nicht zu den Lärmschlägern des heutigen Tages und zittern nicht bei den Zeichen der Zeit. Wir haben vielmehr die beste Hoffnung für die Zukunft unsers Landes und das Christenthum in demselben. Ungeachtet des Kampfes zwischen Unglauben und Fanatismus sehen wir einem Zustand der Kirche Gottes entgegen, dem weder ihr vergangener noch ihr gegenwärtiger an die Seite zu setzen seyn wird. Indessen dürfen wir gegen Übel, welche wirklich unsere zeitliche und ewige Wohlfahrt bedrohen, nicht gleichgültig seyn. Beide entspringen aus der Verderbniß unserer Natur, sie gehen nur von der graden Linie so weit als möglich rechts und links ab. Das eine offenbart den Trieb der Simplichkeit und Einbildungskraft in der Neigung zu blindem Glauben, das andere den Trieb der Vernunft und Leidenschaft in der Richtung auf die völlige Zweifelsucht. Das erstere hat den Menschen in die Schrecken des Aberglaubens und die Schmach des blinden Gehorsams gestürzt — vor den Augen aller Feinde bürgerlicher und geistlicher Zwingherrschaft; das andere hat ihn in finsteren Skepticismus und heftige Neuerungssucht, den Feind aller göttlichen und menschlichen Ordnung verführt. Jenes fand seine Verkörperung im Papstthum, dieses im Atheismus. Beide Übel sind stets, nur mehr oder minder, vorhanden gewesen, und das Vorwiegen des einen oder des anderen bildete, was man so nennt, den Zeitgeist.

Es ist keine Frage, welches von beiden unter uns die Oberhand hat, das Pfaffenthum ist zu Ende, das Ansehen des Namens gar gering. Namen, Formen, Bekenntnisse und Einrichtungen haben ihre Zauberkraft verloren. Die Forschung geht Allem, was durch Übereinkommen oder Alterthum besteht, auf den Grund, und hiebei offenbart sich die verderbte Natur im Streben nach Umsturz: Rationalismus in der Theologie, Revolution in der Politik. Diesem wilden und ausschweifenden Drange müssen wir kräftig widerstehen.

Aber auch das entgegengesetzte Übel ist weder abgethan, noch schlummert es. Der Senat hat es in der trunkenen Wuth fanatischer Staatsmänner erkannt; die Kirchen sind durch die aberwitzigen Bannflüche mondsüchtiger Propheten [Irving] von dieser Seite in Unruhe gesetzt worden; und wunderlicher Weise ist es im Papstthum selbst von neuem unter uns erschienen, mit einem Pomp und einer Großsprecherei, als ob der Kreislauf seines Daseyns wieder begönne. Zu Bath, Birmingham und Bristol entstehen glänzende Bauten auf sein Gebot; ansehnliche Kapellen werden selbst in entfernten und abgelegenen Gegenden des Landes erbaut, im Norden und im Süden. Es scheint entschlossen, abermals alle Reize der Baukunst, Malerei, Bildhauerei, Beredsamkeit und Musik, was in fremden Ländern das Geheimniß seiner Fortdauer ausmacht — den Zauber seiner Herrschaft für sich aufzubieten.

Hiedurch ergibt sich klar, daß das Papstthum von einem Eifer und



einer Hingebung, worüber nicht zu scherzen ist, unterstützt werde. Wir haben in der That keine Besorgniß vor papistischem Einfluß. Abgesehen von den Weissagungen der Schrift, die uns grade jetzt die volle Enthüllung des Geheimnisses der Bosheit und dessen schließliche Vernichtung erwarten läßt, lesen wir sein Gericht aus den Europäischen Ereignissen in Zeichen, die nicht minder lesbar und nachdrücklich sind als diejenigen, welche Daniel dem erschrockenen Hofe Belsazar's erklärte. Alles dies ist nur der letzte Aufschwung vor dem Tode — das unnatürliche Leuchten eines Auges aus seiner schon verdunkelten Höhle — das krampfhafte Zucken eines Armes, der von tödtlicher Erstarrung angefaßt wird — der Teufel, der in großem Zorn wüthet, weil seine Zeit kurz ist. Doch wäre es schmerzlich zu beklagen, wenn durch diese letzte Anstrengung dem Menschen der Sünde glücken sollte, irgend einen Eindruck auf die Bevölkerung dieser Reiche zu machen; wenn er eine einzige Seele auf dem Altare, der mit den Gebeinen von Millionen umsäet ist, opfern dürfte. Und dies, geben wir zu, ist gar leicht möglich. Erwägen wir nur, was das Papstthum ist: wie angenehm den Sinnen in seinen strahlenden Mauern und prunkhaftem Gottesdienst; wie angenehm der Einbildungskraft in seinem geheimnißvollen und romantischen Wesen; wie angenehm dem Gewissen in seinen Einschläferungen und Bezauberungen; wie angenehm dem ganzen Menschen in seiner Nachsicht für den natürlichen Menschen und seinen Versprechungen für jene Welt; — wir dürfen nur daran denken, wie erhaben dieses Lehrgebäude über dasjenige ist, unter welchem viele unserer Landsleute leben und sterben, eine Lehre voll Auctorität wie diese, voll Ceremonien wie diese, voll Täuschung wie diese, deren christliche Elemente von ihren Dienern nur zu sehr im Hintergrund gehalten werden; — wir dürfen nur an diese Dinge denken, um zu begreifen, daß ein Eingreifen des Papstthums, besonders wenn es von Reichthum und Rang begünstigt wird, unter den Unwissenden und Lasterhaften unseres Landes gar nichts Unmögliches ist. Wir halten es daher für wichtig, daß der christliche Gemeingeist seinen wahren Charakter und Einfluß nicht verläugne und daß jeder Mund, der sich aufthut, große Dinge zu reden, verstopft und bloßgestellt werde.

---

(England.) Die Januarhefte der Englischen Zeitschriften bringen die Todesbotschaft zweier merkwürdiger Männer, des Missionars Carey und des Predigers Irving.

Dr. Wilhelm Carey, der ehrwürdige Knecht des Herrn, welcher so viel zum Erfolg der Indischen Missionen beitrug, starb zu Serampore in Ostindien den 9. Juni 1834 im 73sten Jahre seines Alters und im 41sten seiner Missionslaufbahn. Er war den 17. August 1761 in Leicester von armen Eltern geboren und erlernte das Schuhmacherhandwerk. Aber von Jugend auf empfand er einen heftigen Trieb zu lernen, und da er seine größte Freude an der Bibel hatte, wünschte er diese in den Grundsprachen lesen zu können. Er lernte daher in seinen Feierstunden Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, wurde bald Schullehrer und nach einigen Jahren Prediger einer Baptistengemeinde. Schon als Lehrer ging ihm der Zustand der Heiden sehr zu Herzen. Beim Unterricht in der Geographie hatte er einst von den verschiedenen Religionen der Erde zu sprechen, und da er auf der Karte eine weite Länderstrecke zeigte, die von Heiden bewohnt war, rief er tief ergriffen aus: Ist es möglich, daß ich diesen Kindern eine so traurige Wirklichkeit wie eine ganz alltägliche Erscheinung erzähle! Im Jahre 1793 erfuhr er von einem aus Indien zurückkehrenden Arzte die Entartung dieses Landes und wurde davon so ergriffen, daß er den Grund zu einer Missionsgesellschaft für Indien legte, die ihn zuerst als Evangelisten dahin sandte.

Bei seiner Ankunft in Bengalen erhielt er eine Aufseherstelle auf einer Indigopflanzung und hoffte, sich unbeachtet mit den Eingeborenen über das Christenthum besprechen zu können; aber er täuschte sich, die Ostindische Gesellschaft erlaubte ihm den Aufenthalt in Indien nicht. Hierauf flüchtete er sich in die Dänische Niederlassung zu Serampore. Sieben Jahre später kamen andere Missionare, darunter Marshman und Ward, nach Bengalen, und mit ihnen vereint gründete er die thätige Mission zu Serampore. Als Carey nach Indien kam, gab es kaum ein lesenswerthes Buch in Bengalischer Sprache; er verfaßte eine Grammatik derselben und bereicherte sie mit Werken, die jetzt von den Gelehrten gesucht sind. Bei Errichtung des College Fort William im Jahre 1801 wurde er von der Englischen Regierung zum Professor des Sanskrit und des Mahratta ernannt, wodurch seine Hauptabsicht, die Bibel in die östlichen Sprachen zu übersetzen, ungewöhnlich begünstigt wurde. Während der langen Reihe von Jahren, die er in Indien verlebte, wurde unter seiner Mitwirkung und Leitung die Bibel ganz in sechs Sprachen, das Neue Testament in drei und zwanzig und Theile der heiligen Schrift in zehn andere Sprachen übersetzt. Auch für die Wissenschaft war er sehr thätig; er schrieb die erste gründliche Sanskritgrammatik, einen Band von mehr als tausend Seiten in 4.; mit Marshman übersetzte er einen Theil des Ramayana; seine übrigen sprachlichen Werke sind zahlreich; leider hat er ein großes Wörterbuch aller aus dem Sanskrit abgeleiteten Indischen Sprachen nicht vollendet. Zur Erholung beschäftigte er sich mit Botanik, gab 1812 den Hortus Bengalensis heraus und leitete den Druck von Roxburgh's Flora Indica. Er stiftete auch die Gesellschaften für Indische Landwirthschaft und Gartenbau.

Seinem zweiten Vaterlande suchte er in jeder Hinsicht nützlich zu werden. Daher wirkte er durch Herausgabe einer Hindustanischen Zeitschrift auf die Erkenntniß der Hindu und auf Hinwegräumung vieler Vorurtheile gegen die Europäer. Er hat die ersten Maaßregeln gegen den Kindermord veranlaßt; er hat auch das Verbot der Wittwenverbrennungen beim Volk und bei der Regierung vorbereitet. Ferner hat er an der Gründung eines Hospitals für Aussätzige in Kalkutta lebhaften Antheil genommen und den Mädchenunterricht, gegen welchen die stärksten Vorurtheile herrschten, auf alle Weise befördert. Gott hat ihm die Gnade erwiesen, daß er die Vertilgung jener Gräuel und die Aufhebung vieler Hindernisse des Evangeliums noch mit Augen sah.

Den unermüdet thätigen Greis traf im heißen und regnerischen Sommer 1833 der Schlag; er wurde zwar theilweise wieder hergestellt, aber die Wiederkehr der heißen Jahreszeit zehrte die übrigen Kräfte völlig auf. Mit seinen Freunden Marshman und Ward wird er unvergessen bleiben; aus ihrer Arbeit sind vier und zwanzig Christengemeinden in verschiedenen Theilen Indiens erblüht und die Bibel wurde fast in alle Hauptsprachen Nordindiens übersetzt.

Der Schottische Prediger Edward Irving ist bekannt als der talentvolle Stifter einer neuen Sekte, welche die apostolischen Gnadengaben zu besitzen behauptete. Er starb zu Glasgow am 6. December 1834 im Hause eines Freundes. Vor seinem Verscheiden sang er in Hebräischer Sprache den 23sten Psalm, und seine letzten Worte waren: Ich lebe oder sterbe, so bin ich des Herrn. Er war Prediger der Schottischen Kirche in London und gehörte zu den namhaftesten Rednern der Hauptstadt, war aber zugleich wegen seiner abweichenden Meinungen in wichtigen Lehrpunkten bekannt. Seine kraß realistische Tendenz führte



ihn zur Annahme eines tausendjährigen Reiches, wo Christus sichtbar unter den Menschen herrschen würde. Mit dieser Lehre hängt die Erwartung einer besonderen äußeren Verherrlichung der Kirche, einer Ausrüstung mit ungewöhnlichen Gaben und Kräften nahe zusammen. Im Gegensatze dazu wird der jetzige leidende Zustand der Kirche mit übertrieben grellen Farben geschildert, nicht um zum Gefühl des Verfalls zu erwecken, sondern um zu verdammen, und an der Vernichtung der Gläubigen und Ungläubigen Anstoß genommen. Irving und seine Freunde Armstrong und Bulteel lehrten den völligen Abfall und die Verwerfung der Heidenkirche, an deren Statt das alte Bundesvolk wieder in seine vollen Rechte eingesetzt werden solle. Außerdem behauptete er noch die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur Christi und die Wunderthätigkeit des Glaubens, die mit dem Grad seiner Stärke und seiner Ausbreitung wachse. Er bedurfte also Wunder als Erweisung des Glaubens und bald genug fand sich, was er nicht entbehren wollte. „Begnadigte Schwestern" fingen an, in Verzückung zu gerathen und in unbekannten Sprachen zu reden. Diese Erscheinungen zeigten sich nicht bloß in besonderen Gebetsversammlungen, sondern auch beim öffentlichen Gottesdienste, und erregten ungemeines Aufsehen. Die Sprechenden allein vermochten den Sinn ihrer Reden, die oft abgebrochen, in hohlem feierlichen Tone, auch in bemerkbarem Rhythmus ausgesprochen wurden, mitzutheilen. Die Sekte fand auch in Oxford und anderwärts Eingang, und im Verlauf der Zeit stellten sich Erscheinungen ein, welche dem besonnenen Christen den Ursprung derselben völlig klar machten. Es kam furchtbares, dämonisches Brüllen vor, seltsame Bewegungen und Verdrehungen des Gesichtes und Leibes, Ankündigungen eines schrecklichen Gerichts über alle diejenigen, welche es wagten, ihre gesunden Sinne und die Leitung der Schrift zu gebrauchen, und Erhebungen ihrer selbst als der einzigen, welche den Glauben hätten. Weissagungen wurden ausgesprochen, ob sie in Erfüllung gingen, ist nicht bekannt; Heilungen an Kranken wurden vollbracht, doch wir haben dergleichen Wirkungen aufgeregter Seelenkräfte zur Zeit des Fürsten Hohenlohe auch unter uns gesehen. Erfahrene, gegründete Christen ließen sich nicht täuschen, die Prediger kämpften von den Kanzeln und im Umgang eifrig gegen die Irrthümer, und Viele, welche sich der Lehre von einem sinnlichen tausendjährigen Reiche zugewandt hatten, bemerkten mit heilsamem Schrecken, zu welchem Ende der judaisirende Irrthum führe. Die presbyterianische Generalversammlung zog Irving vor ihren Richterstuhl und entsetzte ihn seiner Stelle (1832). Er soll zuletzt seine Ansicht von der menschlichen Natur Christi aufgegeben haben. Die Anzeige seines Todes im Evang. Magazine schließt mit folgenden Äußerungen: „Bei all seiner Schwärmerei und Überspanntheit können wir doch von einem solchen Mann, wie Irving war, nur mit der größten Schonung sprechen. Er war liebevoll, freundlich und wahrhaft fromm; und obwohl er in beklagenswerthe Irrthümer fiel und übereilte, gefährliche Behauptungen aufstellte, war er doch ein Mann, dessen Herzenseinfalt und furchtlose Gradheit etwas äußerst Anziehendes, ja etwas Erhabenes hatte. Wir können nicht zweifeln, daß er bei all seinen Verirrungen und seinem Dogmatismus aufrichtig an den Herrn Jesus glaubte und von den Sorgen und Leiden dieses Lebens in die Freude seines Herrn eingegangen ist. Wahrscheinlich wird sein Abscheiden den Fortgang der an ihn sich anschließenden Sekte hemmen. Ohne Zweifel ist ihre Sonne untergegangen."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 11. März. № 20.

## Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Fortsetzung.)

Indem wir zu dem Vorigen noch Einiges über die neueste theologische Litteratur Englands hinzufügen, müssen wir gleich zum voraus bemerken, daß ein großer Theil der Bücher, von denen wir reden, uns nur aus Zeitschriften, die freilich in England meistens ausführliche Auszüge mitzutheilen pflegen, bekannt geworden ist. Die theologische Litteratur Englands ist im Ganzen so überaus dürftig, wie es ein Deutscher schwerlich von vorn herein sich denken kann. Grade von der Zeit an, wo bei uns die wissenschaftliche Litteratur der Theologie einen so lebhaften Umschwung bekam, seit der Periode des Nationalismus, etwa von 1770 an, scheint in England auf diesem Gebiete eine Art Gedankenstillstand eingetreten zu seyn. Bekanntlich ist bei der völligen Preßfreiheit in England das Christenthum den Angriffen durch Schriften in einem bei weitem höheren Grade ausgesetzt als bei uns, und die „Evidences of Christianity" (Beweise für die Wahrheit des Christenthums) stehen in der litterarischen Thätigkeit der theologischen Schriftsteller noch immer vorn an. Es scheinen auch wirklich von Zeit zu Zeit höchst giftige, gottlose Schriften mit größter Frechheit an's Licht zu kommen; allein, aus den Widerlegungen zu schließen, ist auch in dieser feindlichen Litteratur gar keine Fortbewegung der Gedanken wahrzunehmen. Merkwürdig war dem Schreiber dieses in dieser Hinsicht die Bekanntschaft mit einem theologischen Hauptwerke der neueren Zeit, der Introduction to the critical Study and knowledge of the Holy Scriptures, von Th. Hartwell Horne. In seinen vier starken Groß-Oktavbänden umfaßt dies Werk, was auch in Amerika verbreitet ist, weit mehr als das, was wir gewöhnlich Einleitung in die Bibel nennen. Es beginnt mit einer Abhandlung über die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung; darauf folgen dann sehr lange Abschnitte über die Ächtheit, die Glaubwürdigkeit, die Eingebung, und die Beweise für dieselbe, welches alles den ersten Theil füllt. In den folgenden findet sich, außer dem was in unseren Einleitungen vorkommt, auch noch eine vollständige Abhandlung der biblischen Alterthümer. Alles dies ist jedoch fast nichts als eine eklektische Compilation, ohne daß man eigenthümliche Grundideen irgend einer Art wahrnehmen könnte; sonst ist allerdings der compilatorische Fleiß zu loben. In dem ersten Abschnitt werden die bekannten Gegner des Christenthums vom siebzehnten Jahrhundert an aufgeführt, Lord Cherbury, Hobbes, Blount, Shaftesbury, Collins, Tindal, Morgan, Chubb, Bolingbroke, Hume, Friedrich II., Voltaire, d'Alembert — von da an, also etwa seit 1780, ist es aber, als habe die Welt stillgestanden. Die neuere Deutsche Litteratur ist England unbekannt geblieben; die viel schärferen und tieferen Einwürfe unserer Nationalisten und Pantheisten werden nicht im Entferntesten berührt. Die Scheidung von natürlicher und geoffenbarter Religion wird als etwas Bekanntes vorausgesetzt; und, wie in Paley's Evidences und dem neuesten Werke von Chalmers, *) wird der Beweis aus den Wundern und den Weissagungen ganz in derselben abstrakten Weise geführt, wie vor sechzig Jahren z. B. durch Michaelis bei uns. Die so nahe liegenden Einwürfe, woran denn ein Wunder erkennbar sey, wie man denn die Gränze zwischen dem Natürlichen und dem Übernatürlichen bestimmen wolle, wie man namentlich, wenn die Wunder in dem Sinne, wie diese Apologeten es meinen, beweisend seyen, die Wunder der Lügengeister (τέρατα ψεύδους) sich zu denken habe, auf alles dies scheint die neuere Englische Apologetik nicht einmal aufmerksam geworden zu seyn. Man begreift in der That nicht, für wen solche Bücher, wie Chalmers, eigentlich geschrieben sind. Personen, denen man mühsam erst beweisen muß, daß die Schriften der Apostel im Allgemeinen aus der Zeit herrühren, in der sie geschrieben seyn wollen, und daß die Hauptthatsachen der evangelischen Geschichte wirklich vorgefallen seyen, scheinen uns auf einer so niedrigen Bildungsstufe zu stehen, daß auf diesem Wege ihnen überhaupt so wenig beizukommen seyn dürfte, als jenem Manne, der vor zwanzig Jahren unter uns behauptete, die ganze alte Geschichte sey eine Mönchserfindung, und Aeneas eigentlich kein Anderer als der Kaiser Friedrich II. Wenn man dergleichen aus Tacitus und Josephus beweisen muß, der könnte ja eben so gut glauben, diese seyen eben wieder zu jenem Ende, nicht nur interpolirt, sondern erdichtet worden. Und dennoch glaubt man allen Ernstes in England, daß die sicherste Grundlage der Theologie die sey, jene Beweise immer mehr und mehr zu schärfen, damit man so einen unbedingten Gehorsam gegen das göttliche Wort erzwinge; um den Inhalt desselben habe man sich dann, in Bezug auf dessen Aneignung durch Erkenntniß, nicht weiter zu kümmern, die Theologie bestehe vielmehr bloß in dem Geschäft der immer richtigeren Übersetzung aus dem Urtext, die Hauptwerkzeuge derselben seyen Lexikon und Grammatik. Dies ist namentlich die Ansicht des so hochverehrten Dr. Chalmers.

Merkwürdig ist ein im vorigen Jahre erschienenes Werk wegen der consequenten Anwendung dieses starren Supernaturalismus auf eine Wissenschaft, welche bisher in England auf ihre

*) Deutsch von Oster: Chalmers historische Glaubwürdigkeit der Offenbarung. Frankfurt a. M. 1834.

eigene Hand in der Freiheit des Empirismus sich zu bewegen gewohnt war: „Christian Ethics, or Moral Philosophy on the Principles of Divine Revelation. By Ralph Wardlaw, D. D." Der Verfasser ist ein Dissenter, und sein Werk aus wissenschaftlichen Vorlesungen entstanden, welche die Congregationalisten seit einiger Zeit in ihrem Bibliotheksgebäude in London eingerichtet haben. Das Buch (welches wir aus mehreren sehr ausführlichen Anzeigen kennen gelernt haben) scheint keineswegs von Seiten seines Inhalts bedeutend; vielmehr ist es gedankenarm und sehr weitschweifig rhetorisch, statt präcis und wissenschaftlich. So bewundert ein Recensent, und zieht in extenso aus, eine sehr lange rhetorische Ausmalung der erhaben seyn sollenden Vorstellung, daß Gott vor Anfang aller Schöpfung allein gewesen und sich in unendlicher Selbstgenügsamkeit gefallen habe; wir haben aber keinen Geist in der Stelle wahrnehmen können, der auch nur „sat brooding on the vast abyss, and made it pregnant"; denn ob die Vorstellung schriftgemäß und überhaupt denkbar sey, wird gar nicht weiter untersucht, und die Begeisterung für eine solche leere Abstraktion hat in der That etwas ungemein Hunger Erregendes. Dennoch ist das Buch merkwürdig, weil, wenn auch nicht auf tiefe und geistvolle, doch auf kräftige, schroffe Weise die elenden Moral Philosophers angegriffen werden, welche meinen, in dieser Wissenschaft könne man recht gut ohne das Christenthum fertig werden, welches vielmehr seine Stelle ganz anderswo finde. Wie sehr diese seichte Art zu denken noch verbreitet sey, zeigt eine Recension des Werks im British Critic, deren Verfasser die ganze Moral zu einer bloßen empirischen Wissenschaft machen will; ein Moral Philosopher habe gar nicht darum sich zu kümmern, wie der Mensch ursprünglich beschaffen gewesen, da seine Aufgabe nicht sey, eine paradiesische Ethik zu schreiben; so wenig der Chemiker und der Geologe sich darum zu bekümmern hätten, ob zur Hervorbringung des gegenwärtigen Zustandes der Erde ein göttlicher Fluch eingewirkt habe oder nicht; der Gegenstand der Forschung des „spekulativen Moralisten" sey vielmehr, die Basis der Grundsätze über Tugend und Laster, die Gründe, welche die Gebote oder Verbote der verschiedenen Klassen von Handlungen erzeugten; und welches daher die inneren Eigenschaften der tugendhaften Handlungen seyen, die ihnen den Beifall „jedes nicht durch Sophismen verführten Herzens" sicherten. Wie viel tiefer jener, wenn auch nicht sehr tiefblickende Supernaturalist eindringt, zeigt folgender Gang seines Werkes. Er verwirft zuerst entschieden das Nützlichkeits- oder Glückseligkeitsprincip und alle andere Theorien, welche an die Ergebnisse oder Wirkungen der Tugend, statt an ihren innersten Kern sich halten. Dann sucht er die Einerleiheit von Moral und Religion darzuthun, die Ewigkeit, Unveränderlichkeit und Allgemeinheit der Moralgesetze, und findet das höchste Moralprincip in der Liebe Gottes und des Nächsten; die erstere besteht nach ihm in dem Wohlgefallen an den göttlichen Eigenschaften, der Dankbarkeit für die göttliche Güte, und der Freude an Gottes Seligkeit. Wie Gottes höchste Seligkeit nichts seyn könne, als das Wohlgefallen an sich selber, so solle der Mensch Theil nehmen an dieser höchsten göttlichen Seligkeit. Wie es der Mensch freilich anfangen soll, an dem selbstgenugsamen Wohlgefallen Gottes (dem, was er unabhängig von dem Wohlgefallen an seinen Werken und seiner Offenbarung überhaupt hat) Theil zu nehmen, das wird uns, außer in einigen Exklamationen, nicht weiter gesagt. Seiner großen Mangelhaftigkeit ungeachtet, glauben wir, so weit sich aus jenen weitläuftigen Auszügen und dem Aufsehen, was es gemacht hat, schließen läßt, daß dieses Werk wenigstens der Anfangspunkt tieferer Forschungen in der Moraltheologie werden könnte.



Dennoch möchte es uns fast scheinen, als ob eine wesentliche Erneuerung der Englischen Theologie nicht von England selbst, sondern von Amerika ausgehen werde. Zwar gibt es unter unseren dortigen Freunden noch mehrere, *) welche die ganze neuere Deutsche Philosophie für ein Gewebe von unverständlichem Unsinn halten, und von ihrer Bekanntschaft mit Deutschland nur in Bezug auf die Sprachkunde und den damit zusammenhängenden Theil der Exegese Nutzen ziehen zu können meinen. Und in der That, auch diese Seite der Exegese ist ja in England eben so vernachlässigt als die dogmatische. Einem theologisch gebildeten Deutschen wird es fast unglaublich vorkommen, daß Rosenmüller's Scholien zum Alten Testament in den besten Englischen Zeitschriften als ein höchst ausgezeichnetes Werk, als eine unschätzbare Fundgrube gepriesen werden, und daher jetzt ihren Hauptabsatz nach England und Amerika haben, während doch jeder etwas kundigere Student bei uns weiß, daß das ganze Buch eine principienlose Compilation aus großentheils sehr bekannten Commentaren ist, in welchem selbst einzelne Auslegungen derselben Stelle in entgegengesetztem Sinne an verschiedenen Orten vorkommen, ohne daß es den Verfasser mehr kümmerte als den Theophylact, den Euthymius oder die Catenenschreiber. Eine gründlichere Bekanntschaft mit der neueren Deutschen Exegese haben indeß die Amerikanischen Theologen, besonders Professor Moses Stuart zu Andover, gemacht; und seine beiden Commentare über die Briefe an die Hebräer und Römer, von denen der erstere weder von Seiten der Sprachkenntniß, noch gar der dogmatischen Erklärung sehr ausgezeichnet, der letztere allerdings gründlicher gearbeitet ist, sind doch mit Recht als das non plus ultra neuerer Englischer Exegese in England nachgedruckt worden. In Hinsicht auf Griechische Sprachkenntniß hat unsere neuere rationelle Schule der Neutestamentlichen Grammatik noch nicht sehr auf ihn eingewirkt; Schleusner ähnlich, kann ihm z. B. jede Präposition jede beliebige Bedeutung haben, wenn sich diese nur mit ein paar unkritisch ausgewählten Beispielen bestätigen läßt. **) Merkwürdig aber ist, daß er dog-

*) So der Verfasser eines Aufsatzes in dem zu Princeton erscheinenden Biblical Repertory, wahrscheinlich unser geehrter und geliebter Freund, Herr Professor Hodge.

**) Z. B. Hebr. 8, 1. „κεφάλαιον ἐπὶ τοῖς λεγομένοις — *in respect to.* That ἐπί often has this sense, may be seen in the lexicons." Wahrscheinlich Schleusner's, in welchem ein Freund dem Schreiber dieses vor einigen Jahren das Versprechen gab, unter jeder

matische Ansichten in den Exkursen seines Briefes an die Römer äußert, welche, bei seinem Ansehen, schwerlich ohne Einfluß bleiben dürften. Er behauptet (was in England vor mehreren Jahren auch unter den Methodisten einen Zankapfel gebildet hat), der Ausdruck „Sohn Gottes" werde im N. T. nie von Christo nach seiner Gottheit gebraucht, da ja überhaupt ein derivirtes Daseyn in Widerspruch stehe mit dem göttlichen Wesen Christi. Wie er nun aber dann die Einheit Gottes vertheidigen könne, darüber erklärt er sich nicht weiter. Ferner glaubt er, daß die Lehre der Reformatoren von der Erbsünde irrig sey; die Kinder würden ohne eigentliche Sünde geboren, und Adam's Sünde und der Aufenthalt unter Sündern werde ihnen erst später die Gelegenheit, selbst zu sündigen. Herr Stuart scheint uns ein sehr schwacher Dogmatiker zu seyn; aber seine nicht ohne Scharfsinn hingestellten Sätze müssen nothwendig zu tieferen Forschungen führen. Die Gründe dafür müssen für die Englische Art zu denken und zu räsonniren so überzeugend seyn, daß es in der That schwer fallen dürfte, von dem dort gewöhnlichen Standpunkte aus ihn zu widerlegen. Grade dieses Werk ist nun in England von zwei sehr angesehenen Theologen der Dissenters, Dr. Henderson und Dr. Pye Smith, herausgegeben und mit beifälligen Vorreden begleitet worden, welches schon die Aufmerksamkeit z. B. des Baptist Magazine auf die wirklichen sowohl als die scheinbaren Irrlehren des Verfassers gelenkt hat. — Ferner will es uns dünken, als ob der Amerikanische Unitarianismus nicht ohne bedeutenden Einfluß auf England bleiben, und die dortigen Theologen aus ihrer behaglichen Sicherheit und Seichtigkeit aufschrecken werde. Im Oktoberheft des British Crit. vom v. J. werden sehr ausführliche Auszüge aus einer Nordamerikanischen unitarischen Schrift gegeben und zu widerlegen gesucht. Ihr Titel ist: A statement of Reasons for not believing the Doctrine of Trinitarians concerning the Nature of God and the Person of Christ (Darstellung der Gründe für die Nichtannahme der Lehre der Trinitarier von dem Wesen Gottes und der Person Christi); by Andrews Norton. Boston 1833. Der exegetische und historische Theil dieses Buches scheint außerordentlich schwach zu seyn; eine Compilation aus Gibbon, Mosheim de turbata per recentiores Platonicos ecclesia, und ähnlichen nicht sehr tiefen Forschern, soll den Ursprung der Trinitätslehre darthun, und die gezwungenste Exegese soll sie aus der Schrift entfernen, wie z. B. „Ehe denn Abraham war bin Ich" nach dem Verf. heißen soll: „war ich der" (welcher ich bin, vermuthlich, d. h. im göttlichen Rathschlusse, die alte Socinianische Erklärung). Aber die Hauptsache in dem Buche scheinen uns seine Argumente gegen die Trinität und die persönliche Einheit der Gottheit und Menschheit zu seyn. Es sind zwar auch nur die gewöhnlichen Verstandesgründe, etwas geschärft: daß drei



nicht eins und eins nicht drei seyn, daß das Unendliche und Endliche nicht Prädikat eines und desselben Wesens seyn könne; aber grade diese Räsonnements können Englische Theologen wohl zurückweisen, jedoch nicht widerlegen. Der Satz, auf dem sie (wie z. B. der Br. Crit.) stehen bleiben, ist, das endliche Erkennen stehe in keinem Verhältnisse zu dem unendlichen Gegenstande, von dem Wesen Gottes wüßten wir nichts; indem der Gegner Norton's im Br. Crit. einen kleinen Ansatz nimmt zur Widerlegung: „daß ja Dreiheit und Einheit in Gott so wenig sich widerspreche, als die Einheit und zugleich Mannichfaltigkeit der Dinge in der Welt, daß Vielheit in Einheit und Einheit in Vielheit als ein charakteristisches allgemeines Gesetz sogar dem physischen Universum aufgeprägt sey," prallt er sogleich wieder zurück und sagt, er wolle indeß durchaus diese wunderbare Analogie nicht zu weit ausdehnen; so daß er eigentlich gar nichts gesagt hat, denn gegen jene Bemerkung über die Vielheit in der Einheit, wie sie von ihm hingestellt ist, dringt sich ein großer Hause von Einwürfen auf. Sollte es in der That möglich seyn, daß eine ganze Nation, in der so viel christliches Leben und christliche Thätigkeit herrscht, in einer solchen Resignation auf alle eigentliche Theologie noch lange befangen bliebe? Wäre es möglich, daß selbst ihrem auf die Praxis und Erfahrung gerichteten Sinne es noch lange entginge, wie ihre dürftige, abstrakte Art, über Gegenstände der christlichen Erkenntniß sich auszudrücken, so auffallend contrastirt mit der Gedankenfülle des göttlichen Wortes, ihre starre Unbeweglichkeit mit der unabläßig übersprudelnden Mannichfaltigkeit der Quelle alles Lichtes?

Als einer charakteristischen Erscheinung ist hier auch eines unitarischen Buches zu erwähnen, das in Irland herausgekommen, und dem, gewiß zur Verwunderung, von Engländern sowohl als Deutschen, die Ehre widerfahren ist, durch Herrn Ober-Consistorialrath Dr. Augusti zu Bonn in's Deutsche übersetzt zu werden. Vor zwei Jahren erschien von dem bekannten Dichter und Biographen des Lord Byron, Thomas Moore, ein Buch unter dem Titel: „Travels of an Irish gentleman in search of a religion" (Reisen eines Irländers zur Entdeckung einer Religion), worin jener bis dahin eher für einen Libertin gehaltene Schriftsteller in einer romantischen Hülle den Weg darzustellen sucht, der ihn zur Überzeugung von der Wahrheit des Römischen Bekenntnisses geleitet habe. Er geht dabei so zu Werke, daß er die Kirchengeschichte befragt, ob sie vom Protestantismus etwas wisse, und sucht dann zu zeigen, auf die gewöhnliche Weise, daß alle katholischen Dogmen und Gebräuche schon bei den ältesten Kirchenvätern vorkommen. Dies Buch hat, wie es scheint, außerhalb Englands noch mehr Aufsehen, als dort selbst gemacht; es ist nicht nur in's Französische, Italienische und Spanische übersetzt worden, sondern von zwei Verdeutschungen desselben hat die eine sogar die dritte Auflage erlebt. Wie sehr die Katholiken indeß eines solchen Vertheidigers sich zu schämen haben, geht, außer seiner nahen Verbindung mit einem solchen Lästerer und Schänder des eigenen herrlichen Talents, als Lord Byron war, auch aus dem Umstande

---

Griechischen Präposition jede beliebige Lateinische Bedeutung zu finden, und als er ihm aufgab, unter ἀπό die Bedeutung coram zu finden, diese ihm in der That unter Nr. 10. nachwies, wo Matth. 11, 25., Luc. 9, 45., C. 19, 42., C. 24, 31., Apok. 6, 16., also recht viel Stellen, dafür angeführt sind.

hervor, daß mehrere obscöne Poesien in diesem Buche selbst vorkommen, welche die Deutschen Übersetzer sich nicht haben überwinden können, wiederzugeben. Eine Reihe nun von Schriften ist gegen dies Moorescher Buch erschienen. Die eine führt den Titel: „Second Travels of an Irish gentleman in search of a religion," und sie macht den Hauptbestandtheil des von Herrn Dr. Augusti herausgegebenen Buches*) aus. Weder in dieser noch in den anderen Gegenschriften ist auch nur der Versuch gemacht worden, den großen Gegensatz von Katholicismus und Protestantismus in seiner Tiefe aufzufassen. Diese erste Schrift aber ist merkwürdig wegen der dreisten, sicheren Art, womit der Verf. sich zu ganz ungläubigen Grundsätzen bekennt, und zugleich, weil man daraus sieht, auf welche Weise Personen seines Geistes, oder seiner Geistlosigkeit, in England die heilige Schrift behandeln. In diesem Buche wird nämlich das Werk von Thomas Moore fortgesetzt; der Irische Gentleman bekommt allerhand Zweifel gegen seine mit so fester Zuversicht ausgesprochenen Behauptungen; namentlich wird das Unsichere in dem kirchlichen Infallibilitätsprincip gezeigt — dies ist noch das Beste des Buches, — das Unzuverlässige ferner der Beweise aus der Tradition, die vielen Mängel und Anstößigkeiten, die sich in den Kirchenvätern finden. Sodann wird aber auf der anderen Seite ausgeführt, wie der Protestantismus ja gar keine Einheit bilde und bilden wolle, außer im Gegensatze gegen den Katholicismus; wie man überhaupt nicht zu hohe Forderungen an die Offenbarung machen müsse; „kein Theil derselben hat es je dahin gebracht, die undurchdringliche Wolke zu zerstreuen, welche den Menschen während seines animalischen Lebens von dem Throne Gottes trennt. Sogar sein eingeborener Sohn, das Bild der göttlichen Gerechtigkeit, wird dargestellt, als komme er zu uns unter der sterblichen Hülle unseres Fleisches und allen unseren Schwächen unterworfen, mit Ausnahme der Sünde; denn er kam nicht, um die Mysterien der Schöpfung zu erklären, und die Erscheinung des Übels innerhalb ihrer Gränzen, sondern praktisch zu lehren, wie wir jenes Übel durch den Glauben, d. h. durch das Vertrauen auf Gott, der dasselbe zuläßt, ertragen sollen, wie wir seiner Vergrößerung durch Vermeidung der Sünde zuvorkommen sollen, und wie wir Hoffnung auf Vergebung von dem freiwilligen Kreuzesopfer dessen, der davon unser Heiland genannt wird, ableiten sollen. Entkleide alles dieses von der scholastischen Sprache ꝛc." (S. 143.). In einer der am Schlusse hinzugefügten Erläuterungen (S. 298.) heißt es: „Die Mannichfaltigkeit der Metaphern, Figuren und Hieroglyphen, welche im ersten Capitel Johannes gebraucht werden, scheint nicht nur gegen die Gnostiker, sondern gegen die Aufstellung von Theorien über objektive Dinge (d. h. Dinge, die außer unseren geistigen Begriffen existiren), von welchen angenommen wird, daß sie ihr Wesen in der göttlichen Natur hätten, gerichtet. Die Hieroglyphe „„Wort"" oder „„Vernunft"" wird mit der Hieroglyphe „„Licht"" identificirt, und beiden wird die Weltschöpfung beigelegt. Betrachtet man, was von Christus, welcher durch jene zwei bildlichen Redensarten dargestellt ist, gesagt wird, so würde es eben so genau oder ungenau seyn, von der Fleischwerdung des Wortes, als von der Incarnation des Lichtes zu sprechen. Das sind die wässerigen Gründe der philosophisch-theologischen Systeme ꝛc." und wie das elende Geschwätz weiter geht. So sehr unsere Englischen Brüder dergleichen verabscheuen, so stellen sie sich doch insofern diesen Räsonnements gleich, als sie eine Ausführung, wie sie Joh. 1, 1—14. enthält, zwar von einem Apostel mit stummem Gehorsam annehmen, von jedem anderen indeß als gefährliche Grübeleien über Dinge, die dem Menschen verschlossen seyen, behandeln würden.

(Schluß folgt.)

*) „Die Religionswanderungen des Herrn Th. Moore, eines Irländischen Romantikers, beleuchtet von einigen seiner Landsleute. Aus dem Englischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Dr. J. C. W. Augusti. Köln 1835." Die Übersetzung ist schwerfällig und hat viele Fehler, z. B. review of a book, „Übersicht über ein Buch" statt „Recension eines Buches" u. a. dergl. Noch mehr aber ist zu verwundern, wie Herr Dr. Augusti aufgefordert werden und der Aufforderung Folge leisten konnte, ein so entschieden unchristliches Buch, wie dies erste ist, zu übersetzen. Die zweite Schrift, welche Herr Dr. Augusti übertragen hat: „Erwiderung auf die Wanderungen eines Irländers zur Entdeckung einer Religion, von Philalethes Cantabrigiensis," ist besser, obwohl auch nicht gut, sie zerstört viele von Moore's Scheinbeweisen, und argumentirt sehr klar und bündig, bleibt aber auch auf der Oberfläche. Wäre diese allein erschienen, statt der dickleibigen Sammlung, dann hätte sich vielleicht einiger Eindruck erwarten lassen, welcher den Übersetzungen von Moore günstig entgegengewirkt hätte. Die erste Schrift aber muß der Römischen Kirche einen eben so großen Triumph bereiten, als das elende Bretschneidersche Buch „Heinrich und Antonio."



## Nachrichten.

(Vereinigte Staaten Nordamerikas.) In Boston hat sich eine besondere Gesellschaft zur Unterdrückung des Handels mit unsanberen Drucken und Bildern verbunden. Die ehrenwerthen Männer, welche diese Verbindung gestiftet haben, üben die sorgfältigste Aufsicht und zeigen den Behörden alle unsittlichen Ausstellungen an. Sie haben vier Magazine entdeckt, wo man diesen niederträchtigen Handel mit Unsauberkeiten trieb; in einem einzigen Laden hat man über tausend Bilder dieser Art aufgefunden und den Kaufmann in's Gefängniß gesetzt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 14. März. № 21.

## Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland.

(Schluß.)

Indeß sind wir in den Englischen Zeitschriften, die wir benutzen, doch wenigstens auf eine, wenn auch keineswegs ganz erfreuliche, doch ihrer Originalität wegen merkwürdige Erscheinung in der theologischen Litteratur gestoßen, die in der öden Langweiligkeit derselben durch die Abwechselung wenigstens angenehm überrascht; es ist dies die Correspondenz zweier Irländer, Alexander Knox und John Jebb. Der erstere war ein körperlich sehr schwächlicher Mann, zu Londonderry in Irland von Eltern, die den Wesleyschen Methodisten angehörten, fromm erzogen, der später aber aus Überzeugung in die Englisch-Irische Kirche eintrat; er lebte, ohne je irgend ein Amt zu bekleiden, auf einem kleinen väterlichen Erbgute; ein Mann von selbstständigem Forschungsgeiste, und, weniger durch Briefe und Schriften, als durch seinen höchst geistvollen, anregenden Umgang in einem nicht ganz beschränkten Kreise wirksam. Der letztere war ein, sonderbarer Weise, ganz gleichgeformter Schüler des ersteren, doch auch nicht ohne Geist und Originalität; er bestimmte sich für den geistlichen Stand, und stieg bis zur Würde eines Bischofs von Limerick. Der Lehrer starb 1831, der Schüler zwei Jahre darauf. Ihre Correspondenz ist unter dem Titel: Thirty years correspondence between J. Jebb and Al. Knox von einem, in dem geistig einförmigen England gleichfalls wieder allein dastehenden Verehrer, Ch. Forster, dem früheren Hauskaplan des Bischofs, herausgegeben worden. Charakteristisch in den Mittheilungen, die wir aus dem vorliegenden Buche erhalten haben, dürfte Folgendes seyn. Als J. Jebb in den geistlichen Stand eintreten will, bittet er seinen älteren Freund, ihm die rechte Weise der christlichen Predigt darzustellen. In der Antwort stellt Knox zuerst den Grundsatz auf: „Eine christliche Predigt kann allein aus dem Herzen hervorgehen. Daß dies so selten der Fall ist, das ist der Hauptmangel unseres heutigen Predigens; es ist ein geistiges Pumpen, kein mächtiges Sprudeln aus der Quelle.“ Er tadelt mit Nachdruck alles todte Moralisiren; der Ausspruch: „Es sey denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen,“ zeige deutlich, wie das Christenthum ein neues Leben sey, welches dem Menschen mitgetheilt werde, und verwirft in starken Ausdrücken die „jämmerlichen Erklärungen,“ die in der angeführten Stelle den Gegensatz von Heidenthum oder Judenthum und Christenthum, nicht aber von sittlichem Verderben und Christenthum finden wollen; die Tiefe und die Realität einer gänzlichen Umwandlung des Menschen, die Kraft Gottes zur Seligkeit, sey der Hauptgegenstand aller christlichen Predigt. „Wenn dann ein tiefes Gefühl innerlicher Verderbtheit und Ohnmacht den Menschen treibt, nach der Erkenntniß und Gnade Gottes zu trachten, zur Erleuchtung seines Geistes und Erneuerung seines Herzens; wenn dies Trachten eine treue Wachsamkeit erzeugt, inbrünstige Andacht weckt, und Gottes unaussprechliche Liebe in der Erlösung der Welt durch seinen Sohn der Seele stets gegenwärtig erhält, dann entsteht das neue christliche Leben, manchmal schneller, manchmal allmählicher in dem Menschen; die Nichtigkeit des Irdischen wird ihm klarer, der Glaube, der die Welt überwindet, fängt an in ihm zu wirken, die sonst so lästigen göttlichen Gebote werden ihm zur Freude.“ Das Eigenthümliche dieses merkwürdigen Mannes liegt nun darin, daß er die großen Gegensätze, welche in der Lehre und im Leben, sowohl bei einzelnen erleuchteten Männern und Schulen, als in ganzen Kirchengemeinschaften hervorgetreten sind, zu vermitteln strebte, indem er theils das Wahre auf beiden Seiten zu erkennen, theils die relative Nothwendigkeit der Fortdauer gewisser Richtungen und Systeme sich klar zu machen suchte. Die beiden Hauptgegensätze, die er innerhalb der christlichen Kirche fand, sind ihm Mysticismus und Scholasticismus, die unter den verschiedensten Formen zu allen Zeiten wiederkehren. „Hätte es [im Mittelalter] in der Lateinischen Kirche bloß mystische Theologie gegeben, so würde der ganze Occident zuletzt in Wahnsinn gerathen seyn. Hätte es bloß Scholastik gegeben, so wäre ein Geschlecht von kalten, streitsüchtigen Forschern aufgewachsen, ohne Lebenswärme, ausgenommen die Leidenschaften, die unter Wortzänkern immer am kräftigsten sind. Und was hätte es dann wohl für Stoff zur Bildung der Reformatoren gegeben?“ Nach der Reformation findet er die Scholastiker wieder in den Calvinisten (d. h. denen, die den Reformatoren in der Lehre folgen) und den mancherlei mehr vereinzelten mystischen Sekten. Hier strauchelt er nun aber, indem er meint, den Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Calvinisten und Mystikern dadurch zu vermitteln, daß er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben für eine bloß äußerliche scholastische Auffassung des Christenthums erklärt; während δικαιοσύνη (Gerechtigkeit) im N. T. stets ein inwendiges Lebensprincip bedeute, nicht aber einen außer dem Menschen vorgegangenen Akt Gottes. Er begeht hier grade denselben Fehler, den ganz neuerlich Dr. Möhler begangen hat, indem er ganz vergißt, daß die Rechtfertigung nicht in dem gerichtlichen Akt der Vergebung, außerhalb des Menschen, sondern in der Aneignung eben dieses Aktes durch den Glauben besteht, wodurch das Jenseitige in seiner ganzen Lebensfülle diesseitig, das Objektive subjektiv wird. Von diesem seinem vermittelnden Bestreben geleitet, bemüht sich Knox, die Wahrheit im Katholicismus und anderen christlichen Partheien, deren Irrthümer er sonst eben so bestimmt aussprach, sein Schüler For-

sier selbst im Muhamedanismus aufzufinden. Er kann nicht glauben, daß es ein reines Lügensystem innerhalb der christlichen Kirche geben könne; er wagt sogar, die Fortdauer des Katholicismus, seiner Irrthümer ungeachtet, für heilsam zu erklären, und sieht ihn als eine Reserve-Armee für die Englische Kirche an. Die Englische Kirche hält er für diejenige unter den jetzt bestehenden, welche die meiste Wahrheit und Reinheit, so weit die Zeit sie ertragen könne, in sich fasse; doch auch sie nur für eine unter vielen Erscheinungsformen der Kirche Christi. Gegen das Ausstreuen von Bibeln ohne persönliche Belehrung ist er eben sowohl, als sein Freund Jebb, eingenommen, eben so auch gegen die Art, wie die Missionen durch die Englischen Gesellschaften betrieben würden. In diesen beiden Punkten hat ihre Opposition einiges Wahre, wiewohl dieses sehr entstellt ist, unter Mitwirkung besonders jener philosophischen Autarkie, in die sich beide in ihrer geistigen Einsamkeit immer mehr und mehr hineingesteift hatten. Der Raum erlaubt uns nicht, noch mehr mitzutheilen. Auf rührende Weise charakterisirt die geistige Wüste, in der sich der edle, wenn auch irrende Geist dieses Mannes befand, besonders eine Verirrung, auf die er gerieth. Er meinte vollen Ernstes, es müsse im Christenthum eine esoterische und eine exoterische Lehre geben, und wollte diese sogar schon, nach Art der Gnostiker, bei Paulus finden; er habe sie vorzugsweise im Briefe an die Epheser mitgetheilt, die deshalb in dem Briefe des Ignatius an sie, „des heiligen Paulus Miteingeweihte" (Παύλου συμύσται τοῦ ἁγιασμένου), genannt würden. Dabei klagte er, daß er so viele Menschen finde, die ihn ohne Ende anhören wollten, aber keinen, der mit ihm streiten möchte. Was auch Unreines in diesen Äußerungen und Wünschen liegt, immer enthalten sie einen ernsten Vorwurf gegen den geistigen Tod der Englischen Theologie.

Am wenigsten sind die Theologen der Kirche in dieser Hinsicht zu entschuldigen. Ein Dissenter-Journal sagt: „Die Geistlichen der Dissenters sind Männer, welche in großer praktischer Thätigkeit leben; sie haben drei, manchmal vier Predigten wöchentlich zu halten, außerdem Jugendunterricht, Krankenbesuche, Antworten auf Gewissensfragen zu ertheilen, und an allerhand ausgedehnten christlichen Unternehmungen thätigen Antheil zu nehmen. Die Zeiten sind vorbei, wo unsere Gemeinden sich mit zwei Predigten wöchentlich von ihrem Prediger zufrieden stellen ließen. Sogar in Schottland, wo dies noch vor einigen Jahren bei den Dissenters der Fall war, haben die Dinge jetzt sich sehr verändert. Unter solchen Umständen würde es unverständig seyn, weitläuftige kritische Untersuchungen, tiefe Forschungen in der Kirchengeschichte oder regelmäßig construirte Systeme der Theologie von ihnen zu erwarten. Und was die Lehrer an unseren theologischen Akademien betrifft, so weiß Jeder wohl, daß ihr Tagewerk und die Vorbereitungen dazu, verbunden mit Forderungen, die von Außen an sie ergehen, selten oder nie ihnen hinreichende Muße zu tieferen Studien lassen. Dennoch muß das Erscheinen des Scripture Testimony to the Messiah (von Dr. Pye Smith) und Dr. Wardlaw's Christian Ethics die Welt überzeugt haben, daß es nur der Concentration ihrer Geisteskräfte bei solchen Männern bedarf, um Werke hervorzurufen, die an Gelehrsamkeit, Forschungsgeist und gesunder logischer Argumentation jedem Werke gleichkommen, das von Oxford und Cambridge ausgegangen ist, wo litterarische Studien jede Art von Erleichterung finden. Kaum sollte man es glauben, wie wenig Fleiß von den sinditten Geistlichen der beiden herrschenden Kirchen, in England und Schottland, auf die systematische Theologie gewandt worden ist. Wenn wir die Schriften von Pearson über das apostolische Glaubensbekenntniß, Burnet über die 39 Artikel, Hey's Vorlesungen und Tomlin's Elemente ausnehmen, welche doch alle sich nur innerhalb gewisser Schranken nothwendig bewegen und daher mangelhaft sind, und unter denen keines den Bedürfnissen unserer Zeit völlig entspricht, was läßt sich wohl irgend von systematischer Theologie in der Englischen Kirche aufweisen? und was hat die Schottische Kirche hervorgebracht, außer Hill's Vorlesungen und Ranken's Institutionen, beides neuere, aber in vieler Hinsicht sehr mangelhafte Systeme der Theologie?"

Dennoch möchten wir immer glauben, daß die Aufregung, welche die Gefahren der neuesten Zeit in der Englischen Kirche hervorgerufen haben, bald einen besseren Zustand der Wissenschaft herbeiführen werde. Dazu dürfte dann namentlich die Verbesserung der kirchlich-theologischen Ausbildung mitwirken. Es soll unter den gegenwärtig in Erwägung gezogenen Reformvorschlägen auch der sich befinden, einen Theil der Einkünfte der Domkapitel, der bisher angeblich zur Belohnung für gelehrte Leistungen, in der That aber zum großen Theil an faule Pfründner verliehen wurde, zu der Errichtung von theologischen Lehranstalten neben den Domkirchen, welche nach den Universitätsjahren jeder angehende Geistliche beziehen soll, zu verwenden. Die Vorschläge des trefflichen Kanzlers der Diöcese von Chester, Raikes, haben selbst in dem strengkirchlichen Organe, dem British Critic, Anklang gefunden. Vielleicht wird dann auch in England ein eigentlich theologisches Journal zum ersten Male erscheinen; denn der ebengenannte Critic, der noch den Nebentitel Quarterly Theological Review führt, liefert auch lange Artikel über Dinge, die, wenigstens wie er sie behandelt, mit der Theologie nicht eben zusammenhangen: sehr ausführliche Beurtheilungen poetischer Werke, in einem der letzten Hefte sogar einer elenden Reisebeschreibung der Schwätzerin Mrs. Trollope, die höchstens einige Natur- und Gasthofsscenen anziehend zu beschreiben weiß; und unter den Anzeigen eigentlich theologischer Werke findet sich in jedem Heft höchstens eine, die tiefer in den Gegenstand eindränge; wenn gleich manche gutgeschriebene, recht geistvolle und unterhaltende Räsonnements, wie man sie von anständigen, gebildeten Männern höherer Zirkel erwarten kann.

So wenig erfreulich der Eindruck indeß ist, welchen der gegenwärtige Zustand der theologischen Litteratur der Britten auf uns gemacht hat, so müssen wir doch die bekannte Thatsache hier noch einmal recht stark hervorheben, wie weit sie uns auf dem praktischen Gebiete übertreffen; wie außerordentlich verbreitet die, auf ihrem Standpunkte vorzüglichen Bibelerklärungen von Henry und Scott, so wie ihre klassischen älteren Werke sind; wie eifrig man bemüht ist, sie in neue, passende Formen zu gießen, und überallhin mitzutheilen. Ja, bei aller noch so

großen Mangelhaftigkeit der wissenschaftlich theologischen Bildung zeigt sich der große Segen fester kirchlicher Haltung und weit verbreiteten thätigen christlichen Lebens auch darin, daß dennoch unserer Überzeugung nach unter der großen Masse ihrer Geistlichen weit mehr gesunde zusammenhangende Schrifterkenntniß und weit mehr Geschicklichkeit, sie auf die Verhältnisse des Lebens anzuwenden, sich findet, als unter den unsrigen. Ein lebendiger, evangelischer Geist, eine wahrhaft freie und eben darum zugleich in individuellen Schranken gehaltene Verfassung, kräftige Selbstständigkeit und Geistlichkeit der Kirche, das sind die nothwendigen Grundbedingungen einer weit verbreiteten kirchlichen Bildung; sonst bringen die Treibhäuser des Wissens nur Pflanzen hervor, die sich hinter den Ofen verkriechen, aber keine Bäume, die erquickenden Schatten im Sommer geben, die Frost und Winterstürme aushalten.

## Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Fortsetzung.)

Aber auch insofern fehlt der Herr Verfasser, als er zweitens seine Interpretation zweier Stellen, auf so unsicheren Füßen sie auch steht, als Kriterium der Zeugnisse über die Zeit der Abfassung gebraucht (C. 5. §. 44. S. 405 ff.). Wir geben zu, daß Irenäus der Hauptzeuge, und, wenn man will, der einzige sey, der das Exil des Johannes mit bestimmten Ausdrücken unter Domitian verlegt, obgleich höchst wahrscheinlich Tertullian ebenfalls den Domitian versteht.*) Aber wie kann man behaupten, daß dies bloß eine Muthmaßung des Irenäus gewesen sey, und daß die ganze Sage von dem Exil auf Patmos bloß auf dem Zeugnisse der Apokalypse selbst beruhe (S. 409.), namentlich auch dem Origenes zufolge (S. 410.), während schon Clemens von Alexandrien neben der Verbannung die Rückkehr nach Ephesus meldet und sich dabei auf eine „wahrhafte, im Gedächtniß bewahrte Nachricht" beruft, und Origenes selbst bestimmt sagt, die Überlieferung berichte, der Römische Kaiser habe den Johannes nach Patmos verbannt? Leider nennt Origenes den Kaiser nicht, und Tertullian nennt die Insel nicht, aber dies scheint grade zu zeigen, daß sie nicht dem Irenäus oder irgend einem Conjekturenmacher ihre Aussagen verdankten. Es war vielmehr, wie Clemens und Origenes sagt, Tradition; und zwar eine solche, wie es scheint, die damals noch so bekannt war, daß deshalb jene alten Kirchenväter, um verstanden zu werden, sich kurzweg der Ausdrücke: von dem Kaiser, auf die Insel, bedienen konnten.**) Doch gesetzt auch, Irenäus stünde ganz allein, sein Zeugniß, so lange es nur durch willkührliche Muthmaßung verdächtigt werden kann, ist der unbefangenen Kritik zu gewichtig, als daß sie es einer problematischen Auslegung zweier dunkeln Stellen aufopfern sollte, *) ohne davon zu reden, daß es schon an sich mehr historische Wahrscheinlichkeit hat, daß nicht Nero den Apostel Johannes mit der Verbannung bestrafte, sondern Domitian. **) Indeß stellt der Herr Verf. unsere Geduld auf eine stärkere Probe, indem er nicht nur ein Zeugniß verdächtigt, das dem Eusebius ***) und Hieronymus unverdächtig schien, sondern auch der entgegengesetzten, viel jüngeren Angabe eine solche Gunst zuwendet, daß er am Schlusse der historischen Darstellung von — dem „Schwanken der kirchlichen Tradition über die Zeit des Exils und der Abfassung der Apokalypse" spricht (S. 409.). Bertholdt war unpartheiischer; er gesteht offen: ‚Die Behauptung [späterer Kirchenväter], daß Johannes unter dem Kaiser Nero das Schicksal hatte, auf die wüste Insel Patmos verwiesen zu werden, scheint nicht bloß durch das Andenken an die Verfolgungen, welche dieser Tyrann über die Christen zu Rom verhängte, veranlaßt worden, sondern vielmehr aus den exegetischen Deutungen einiger Stellen der Apokalypse hervorgegangen zu seyn" (Th. IV. S. 1884.). Ja, der Herr Verf. selbst äußert sich anderwärts, nur nicht an der Centralstelle, in ähnlicher Weise (S. 415 f.). Uns scheint's wirklich, daß nur Unkritik ein entgegengesetztes Urtheil fällen könnte. Und selbst von Epiphanius läßt sich's behaupten, er habe die Abfassung nur deswegen unter Claudius gesetzt, weil auch er sich einbildete, Johannes habe auf (also vor) Nero prophezeit, und daher die Verbannung in eine Verfolgung vor Nero verlegen wollte. Denn wie sehr die exegetische Beziehung auf Nero sich dem Geiste jener Zeit empfahl und zuletzt die historische Tradition zurückdrängte, zeigt die ganze Geschichte dieser Ansichten. Auch scheint es bemerkenswerth, daß

*) Mit der Stelle de praescr. §. 36. muß man Apol. c. 5. zusammenhalten: Domitian habe Christen verbannt, aber aus Menschlichkeit wieder aus der Verbannung entlassen. Dann ist der Schluß leicht; s. Bertholdt Einl. Th. IV. S. 1896 ff.

**) Über Origenes spricht der Herr Verf. ganz wunderlich (S. 404. 410.). Folgendes ist wörtlich das Nichtige: „Die Tradition lehrt, daß der Römische Kaiser den Johannes, als er wegen des Wortes der Wahrheit Zeuge war, nach der Insel Patmos verurtheilte. Rücksichtlich seiner Zeugenschaft aber belehrt uns Johannes selbst, doch ohne zu sagen, wer ihn verurtheilte, u. s. w." Dies heißt offenbar, daß die Tradition weiter reicht als die Stelle Offenb. 1, 9., die darauf folgt.

*) Anders würde sich die Sache stellen, wenn exegetisch oder kritisch das Gegentheil der Tradition evident wäre; z. B. die Nothwendigkeit, die Apokalypse für bedeutend älter zu halten, als das Evangelium, die wir übrigens nicht anerkennen, obgleich Dr. Guerike darüber nicht befriedigt.

**) Es ist 1. gewiß, daß Domitian gerne verbannte (s. Guerike a. a. O. S. 31.), während man von einem Nero schwerlich so viel Schonung gegen ein Haupt der Christen glaublich finden wird; und 2. höchst ungewiß, ob sich die Neronische Verfolgung über Rom hinaus und nun gar bis Kleinasien erstreckte (vgl. doch Offenb. 1, 9.).

***) Eusebius hatte dabei ganz gewiß noch andere alte Aussagen vor sich, als die des Irenäus. Dies erhellt aus den genaueren Bestimmungen, die er über das Regierungsjahr Domitian's, in dem Johannes verbannt wurde, und über die Zurückberufung desselben unter Nerwa gibt. (Vgl. Dr. Lücke, S. 410., N. l.) Eusebius sagt dies im Chron. und in der Kirchengeschichte; und an letzterem Orte (II. E. III. 20. extr.) fügt er ausdrücklich hinzu: ὁ τῶν παῤ ἡμῖν ἀρχαίων παραδίδωσι λόγος.

der erste, der bestimmt von der alten Tradition abweicht, jener unzuverlässige Epiphanius, sich selbst zum Vortheil derselben widersprechen soll. *)

Man wird schwerlich urtheilen, daß wir zu lange bei diesem einzelnen Punkte verweilen, wenn man erwägt, welche Consequenzen eine solche exegetisch-kritische Willkühr im allgemeinen und im besonderen Falle hat. Im fünften Capitel (über den Verf. der Apokalypse) braucht Herr Dr. Lücke seine Verdächtigung des Zeugnisses von Irenäus über die Zeit der Verbannung des Johannes als Verdächtigungsgrund gegen das ganze Zeugniß des Irenäus über den apostolischen Ursprung der Apokalypse (S. 296—299. vgl. S. 263 f.). Und es hindert ihn daran nicht im geringsten, daß Irenäus bemerkt, 1. die Zahl 666 (Offenb. 13, 18.) finde sich in „den sorgfältig verfaßten und alten" Abschriften der Apokalypse (was für's Erste beweist, daß der Vater nicht ohne Kritik zu Werke ging), und 2. die Aechtheit dieser Lesart werde von denjenigen bezeugt, „welche den Johannes von Angesicht gesehen hatten." Herr Dr. Lücke scheint es für möglich zu halten, daß Irenäus mit diesen Bekannten des Johannes über die Aechtheit der bestrittenen Lesart 666 gesprochen habe, ohne von ihnen über die Unächtheit des ganzen Buches belehrt zu werden! (S. 294.) Alles zu läugnen, wäre freilich zu kühn gewesen. Wir können es also auch bloß als einen Streich in die Luft betrachten, wenn S. 411. noch bemerkt wird, Irenäus habe hundert Jahre nach Domitian gelebt, also ziemlich fern von der Abfassungszeit der Apokalypse; denn dieser erstaunliche Zeitraum reducirt sich nicht wenig. Irenäus lebte wohl hundert Jahre nach Domitian, aber er lebte auch schon etwa sechzig Jahre nach demselben, denn er hatte seinen wichtigsten Religionsunterricht bekanntlich vor dem Jahre 169 empfangen. Nun kommt es aber auch nicht auf das Todesjahr Domitian's an, sondern auf das des Johannes, welches alten Nachrichten zufolge etwa das Jahr 100 ist, weil Irenäus nicht behauptet, Leute gesprochen zu haben, die bei der Abfassung der Apokalypse auf Patmos zugegen gewesen, sondern Männer, die noch den Johannes gekannt. **) — Müssen wir nun diese Einwürfe gegen die Glaubwürdigkeit des Irenäus, wie sie sammt und sonders aus einer Quelle fließen, so auch sammt und sonders, weil wir ihre Quelle nicht verkennen können, zurückweisen: so bleibt dann weiterhin auch der Schluß in voller Kraft, den man aus dem Zeugnisse des Irenäus auf die Ansicht der zwei von ihm anderwärts namentlich als Schüler des Johannes bezeichneten und hoch verehrten Männer, des Polykarp und Papias (und vorzüglich des letzteren, da wir über seine Ansicht noch ein ausdrücklicheres, obwohl späteres Zeugniß vergleichen können) mit der größten historischen Wahrscheinlichkeit gezogen hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Gegner von Grotius wendet gegen die Auctorität von Epiphanius ein, Epiphanius lasse den Apostel zur Zeit des Exils neunzig Jahr alt seyn, eine Angabe, die offenbar der Nachricht über sein Exil unter Domitian angehört, so daß Epiphanius vergessen hätte, mit dem Namen des Kaisers auch das Altersjahr zu — emendiren.

**) Dieselbe falsche Argumentation findet sich auch S. 274. rücksichtlich des Papias.



## Nachrichten.

(Genf.) Aus Französischen und Schweizerblättern entheben wir folgende Nachrichten, als Zeichen, welcher Geist noch immerfort die Genfer Compagnie des pasteurs beseelt, und welche Veranstaltungen sie trifft, um das Reformationsfest im Jahre 1835 zu feiern.

Im Monate November kam Zaremba in Genf an. Von Geburt einer gräflichen Familie Polens angehörend, hatte Zaremba seinen Rang und seine Glücksgüter verlassen, um in Armenien das Evangelium zu verkünden, und in diesem schweren Missionsdienste noch seine Gesundheit geopfert. Nachdem er sich in der Schweiz erholt, benutzte er die Zeit der Wiedergenesung, um auf kleineren Reisen das Interesse für jenen wichtigen Missionsposten zu erwecken. In dieser Absicht ging er auch nach Genf und suchte dort einige Vorträge zu halten. Ein Prediger, Mitglied der Vénérable Compagnie, bot ihm hiefür eine Kirche an, wie es scheint, mit der Bemerkung, er solle sich innerhalb der Schranken eines Missionsberichts halten, ohne Polemik in Bezug auf die Genfer Verhältnisse. Kaum verging ein Tag, so brachte ein politisches Blatt (le Fédéral) die Erklärung der Compagnie des pasteurs, die Versammlung habe ohne ihre Erlaubniß stattgefunden und sie desavouire sie förmlich. Die nächste Nummer des Protestant de Genève (der von den angesehensten Professoren und Geistlichen redigirten Zeitschrift) klärte die Sache auf. Der Missionar hatte, indem er von den zahlreichen Hindernissen seines Werks sprach, referirt, daß die Hauptschwierigkeit bei der Bekehrung der Muhamedaner, wie er oft erfahren, in ihrer entschiedenen Abneigung gegen die Lehre von der Gottheit Christi und ihrem Räsonnirgeiste liege. Diese einfache Thatsache brachte die Compagnie des pasteurs so in Zorn, daß sie nicht nur jene Erklärung in den Fédéral einrücken ließ, sondern noch in ihrem eigenen Blatt den ehrwürdigen Zaremba mit dürren Worten des Wortbruchs (gegen jenen Prediger) beschuldigte und als jesuitischen Lügner bezeichnete.

Dasselbe erlaubte sich die Vénérable Compagnie um dieselbe Zeit gegen die evangelische Gesellschaft in Genf. Der „Protestant" behauptete, die Gesellschaft habe mehr als zwei Pfarrer Frankreichs unter ihren Correspondenten genannt, ohne die Bewilligung derselben erhalten zu haben. Die Gesellschaft verneinte dies absolut; der Protestant bezeichnete nun zwei Prediger mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens; die Gesellschaft verneinte wieder; nun nannte er einen einzigen, und endlich, als der Präsident der Vénérable Compagnie, der zugleich Redakteur ist, mit dem Aktenstück zum Beweis herausrücken sollte, fand es sich, daß er sich hütete, es vollständig mitzutheilen, und daß der Mißverstand nicht auf Seiten der Evangelischen Gesellschaft war, sondern zwischen dem Präsidenten und dem betreffenden Prediger gewaltet hatte, nicht ohne Schuld beider. Und darauf hin hatte man die Gesellschaft zuerst der Unredlichkeit rücksichtlich mehrerer Prediger und dann gradezu der Lüge beschuldigt!

Eben so wichtig ist folgende, unwidersprochene Nachricht eines Pariser Blattes: Die Compagnie des pasteurs schrieb an die Unitarier in Boston, um zu bewirken, daß dieselben eine Deputation zur Feier des Reformationsfestes nach Genf senden, was auch geschehen soll!! Ex ungue —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 18. März. № 22.

## Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Fortsetzung.)

Wir glauben, daß einzig die besprochene exegetisch-kritische Präoccupation den Herrn Verfasser dazu bewegen konnte, die Glaubwürdigkeit der angegebenen Zeugnisse für die Ächtheit der Apokalypse auf so unbegründete Weise zu schmälern, und hielten es daher für Pflicht und Gewissensache, ohne irgend etwas zu bemänkeln, kritisch darauf einzugehen, so sehr wir es bedauern würden, wenn wir durch einen lebhaften Ausdruck seiner Gesinnung und seinen Gefühlen zu nahe getreten wären. Wir erkennen mit Freude und Dank die Unpartheilichkeit an, mit der er, davon abgesehen, die Reihe der historischen Zeugnisse für und gegen die Ächtheit durchgeht, und mit sorgsamer Umsicht ventilirt. Eben deshalb müssen wir aber auch ferner das Resultat seiner Untersuchung hervorheben, so wie es uns erscheint und wie es (wenn unser Gedächtniß nicht täuscht) zuerst von Herrn Dr. Paulus in einer Recension dieses Werkes ausgesprochen wurde, wenn auch diese Auffassung des Resultates von derjenigen des Herrn Verf. selbst abweicht: Die historischen Zeugnisse sind entschieden für die Ächtheit, die Canonicität und apostolische Abfassung der Apokalypse, da der Widerspruch gegen dieselbe erst später und aus nachweisbaren, leicht begreiflichen, inneren Gründen entstanden ist. Wir müssen das abweichende Urtheil des Herrn Verf., insofern es abweicht, prüfend beleuchten.

Nachdem er, wie bemerkt, die Zurückführung des Zeugnisses von Irenäus auf Bekannte des Apostels Johannes irrigerweise bestritten, bleiben ihm natürlich nur Irenäus selbst und Justinus Martyr (rücksichtlich dessen er gegen Herrn Dr. Rettig für Guerike und Schott entscheidet) als die ältesten persönlichen Zeugen für den apostolischen Ursprung des Buches, denen sich Männer wie Melito von Sardes, Theophilus von Antiochien, als Zeugen der Canonicität unmittelbar anschließen. Nun sagt er aber, was sehr auffallen muß und als Anwendung eines ganzen, eigenthümlichen kritischen Canons die größte Aufmerksamkeit verdient, daß Justinus, Irenäus u. A. in ihren Aussagen über die Apokalypse wahrscheinlich entweder einer jedenfalls ungeprüften Tradition und Gewohnheit, oder dem exegetischen Augenschein oder auch beiden zugleich folgten, und also ihr Urtheil überall kein wahres Wissen ist, sondern ein bloßes Meinen, ohne hinreichenden historischen Grund (S. 357.). Der Vermuthung, daß die beiden genannten Väter die Apokalypse in Folge des exegetischen Augenscheins, d. h. weil der Verf. der Apokalypse sich selbst als den Apostel Johannes darstellt, angenommen haben sollen, können wir keinen Werth beilegen, da sie sonst eine Masse apokryphischer Schriften hätten annehmen müssen, deren Verfasser es nicht an viel zahlreicheren oder bestimmteren Angaben über die Persönlichkeit dessen, dem sie sie unterschoben, haben fehlen lassen. Die äußere Tradition war unbestreitbar einem Irenäus und Justin die Hauptsache. Der kritische Canon, nach welchem der Herr Verf. urtheilt, geht auch wirklich gegen die Tradition selbst an, insofern sie eine ungeprüfte war. Wir könnten nun hier von dem Standpunkte des Herrn Verf. aus wieder fragen, woher wir wissen, daß jene Väter nicht historisch prüften, d. h. neben der vagen, allgemeinen Tradition bei angesehenen, wohlunterrichteten Männern Nachrichten einzogen, wie ja Irenäus grade zu erkennen gebe? Oder richtiger: Ist es nicht aus Irenäus sonnenklar, daß die Väter über Dinge, wie die Ächtheit der Apokalypse, gegen die kein historischer Widerspruch vorhanden war, der Tradition folgten, in solchen Dingen aber, wo die Tradition uneinig war, wie die Lesart 666 oder 616, historisch forschten und prüften? Doch es erhellt, namentlich wenn man die speciellen Äußerungen S. 287 und 295 f. vergleicht, daß der Herr Verf. deswegen grade ihre Zeugnisse bekämpft, weil sie „der gemeinen Sage" ihrer Zeit folgten, weil sie „keine Widersprüche gegen die Apokalypse kannten" und daher wahrscheinlich „die gemeine Sage nicht weiter prüften!" Aber ist auch bedacht worden, welche Anforderung in diesem Vorwurfe liegt?! Ein Irenäus hätte also trotz des übereinstimmenden, unwidersprochenen Zeugnisses aller ihm bekannten Kirchen und Ältesten (und es waren deren nicht wenige) aus freiem Antriebe anfangen sollen, kritische Zweifel an der Authentie der Apokalypse zu hegen, er hätte förmliche Untersuchungen anstellen sollen, ob sich die Kirchen und Bischöfe des Morgen- und Abendlandes, seine Lehrer und Vorfahren im Glauben, nicht auf das Leichtsinnigste ohne Ausnahme betrügen lassen, und hätte nach allem dem noch öffentlich gestehen und schreiben sollen, er habe lange solche aus der Luft gegriffene Skrupel gehabt und gehegt, sey aber doch endlich zu der Überzeugung gelangt, daß sein schmählicher Verdacht völlig unbegründet gewesen sey! Ein solches Testimoninm für die Ächtheit der Apokalypse scheint der Herr Verf. wirklich von den Männern des zweiten Jahrhunderts zu verlangen; aber warum nur für die Apokalypse und für kein anderes Buch des N. T.? Unseres Wissens ist sonst nirgends ein Canon dieser Art aufgestellt worden, und er müßte nothwendig, auf alle Schriften des N. T. oder gar des Alterthums überhaupt angewandt, als ungereimt und verwerflich erscheinen. Oder man denke sich, was man jetzt als Beweis der Ächtheit fordert, wirklich, man stelle sich vor, ein alter Vater berichte, er habe bei dem und diesem Erkun-

digungen eingezogen, ehe er die Apokalypse als ächt angenommen: würden dann nicht die Kritiker alle, und Herr Dr. Lücke zuerst, schließen, die Tradition der Kirche sey offenbar selbst für einen Kirchenvater ungenügend, sey also äußerst schwach, schwankend und zwiespaltig gewesen?

Wenn wir glauben, wie wir es müssen, daß Justin und Irenäus einer unangefochtenen Tradition ohne weitere Prüfung folgten, so ist das Höchste gesagt, was sich je zu Gunsten eines alten, dem Zeitalter des angeblichen Verfassers ganz nahe stehenden Zeugnisses sagen läßt. Aber unter Tradition verstehen wir nicht eine allgemeine, vulgäre, nirgends festhaftende und faßbare, gleichsam in der Luft herumschweifende Sage, sondern das, was die Kirchenväter selbst in solchen Fällen als ihre Auctorität zu bezeichnen pflegen, die in den einzelnen Kirchen durch zwei oder höchstens drei Generationen von den Älteren her den Jüngeren mitgetheilten Nachrichten, verbunden (in unserem Falle) mit der Überlieferung der canonisch geachteten und kirchlich gebrauchten Handschriften. Damit hat die Tradition in sich selbst ihren historischen Beweis und Werth, ohne daß sie einer von Außen hinzukommenden historischen Prüfung bedarf, die ja selbst immer auf das Zeugniß der Kirchenmänner zurückgehen müßte, — einen Werth und Beweis, sagen wir, in dem Grade, in welchem sie selbst übereinstimmende Tradition alter und mehrerer und mannichfaltiger Kirchen ist. Die Grundsätze für ihre Benutzung sind dieselben, wie für die Kritik des Textes des N. T. nach Handschriften, mit dem einzigen Unterschiede, daß unsere Manuscripte unter sich viel verschiedeneren Alters sind, und lange nicht so hoch hinaufreichen, während die Kirchen, deren Zeugnisse uns die Väter (des zweiten und dritten Jahrhunderts) bewahrt haben, was die wichtigsten sind, aus der Zeit der Apostel selbst stammten. Wie wir nun eine alte Handschrift keineswegs schätzen, weil sie Spuren kritischer Überarbeitung zeigt, da wir wohl wissen, wie wenig man in jenen Zeiten (und noch weniger in früheren) objektiven Thatbestand und subjektives Urtheil auseinanderzuhalten verstand: so müssen wir es auch einem Irenäus verdanken, wenn er uns nicht ein Durcheinander von Bemerkungen über wirkliche Ächtheit und mögliche Zweifel an der Unächtheit bietet, sondern ganz einfach den ungestörten Glauben an die Ächtheit ausdrückt, — er, der neben dem Brauche der Abendländischen Kirchen, persönlich die Vorsteher der ältesten und gewichtigsten der kleinasiatischen, namentlich derjenigen von Ephesus, kannte, *) und sich wirklich anderwärts auf ihre Tradition von Johannes her beruft (Eus. H. E. III. 23.).

Aber noch seltsamer gestaltet sich der kritische Grundsatz des Herrn Verf. im Folgenden. Die Stelle ist zu lang, um ausgeschrieben, und zu eigenthümlich, um abgekürzt zu werden. Man lese sie selbst S. 357. unten und S. 358. bis zum Absatze, und man wird finden, daß eigentlich die alte Tradition durch die jüngere gerichtet wird, insofern die Übereinstimmung der ältesten Zeugen dadurch ihre Gültigkeit verlieren soll, daß

*) Die Anwendung auf Justin versteht sich hier und im Folgenden von selbst.



späterhin andere Meinungen, „die zum Theil aus reiner Willkühr entstanden," aufkommen konnten. Das „historische Bewußtseyn der Kirche," meint Herr Dr. Lücke, müsse in Sachen der Kritik eine solche Gewißheit haben, daß es den Widerspruch sehr bald überwinde. Wir begreifen in geschichtlicher Beziehung nicht, wie man von der Kirche des dritten und vierten Jahrhunderts ein solches Bewußtseyn verlangen kann, und müssen uns vom dogmatischen Standpunkte feierlichst dagegen verwahren, daß jetzt dem Glaubensbewußtseyn der Gemeinde noch ein historisches Bewußtseyn als höchstes Kriterium beigesellt werde. So etwas streift zu sehr an das mystische Princip des Römischen Katholicismus hin, daß die Auctorität der heiligen Schriften auf ihrer wirklichen und energischen Anerkennung durch die Kirche beruhe, während nach dem protestantischen Grundsatze (und dem alt-katholischen) Alles auf die Nachrichten und ihre Beschaffenheit (Alter, Bestimmtheit ꝛc.) ankommt und nichts auf die subjektive, dem Wechsel der Zeit unterworfene Anerkennung derselben. Wir fühlen uns nicht berufen, jenen kritischen Canon im Allgemeinen ausführlich zu bestreiten. Nur auf einen Punkt wollen wir kürzlich aufmerksam machen, da derselbe der Anwendung des Canons auf die Apokalypse hemmend entgegentritt. Daß die Differenz der Meinungen nicht von der historischen Überzeugung unterdrückt wurde, erklärt sich aus der Geschichte und Natur dieser Differenz innerhalb der rechtgläubigen Kirche (wie sie der Herr Verf. darstellt) von selbst. Der Widerspruch gegen die Apokalypse, den Cajus von Rom, Dionysius von Alexandrien und ihre Nachfolger erhoben und verbreiteten, ging ja nicht von historischen Datis aus, gegen welche einzig die historische Überzeugung für sich allein etwas vermöchte, sondern theils von kritischer Vergleichung des Styls, theils von dogmatischer Polemik, und wurde endlich drittens dadurch befördert, daß man die Dunkelheit und den daraus entspringenden Mißbrauch des Buches auch unter Gutgesinnten als Grund ansah, dasselbe der Menge zu entziehen. *)

Es kann nicht geläugnet werden, daß die Kirchen des zweiten Jahrhunderts zu Ephesus, Smyrna, Sardes, Laodicäa mit Hierapolis u. s. f., welche alle durch die Paschafrage und die Montanistischen Streitigkeiten in Berührung mit dem Abendlande, namentlich mit Irenäus, und deren Meinungen dabei durch Schriftsteller zur öffentlichen Kunde gelangten, unbedingt als Zeugen für die Authentie der Apokalypse zu betrachten sind. Man will uns also bereden, daß diese Gemeinden, daß, wir wiederholen es, Kirchen wie Ephesus, Smyrna, Hierapolis, an denen notorisch noch bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinein und darüber hinaus Schüler des Apostels Johannes stan-

*) Letzteres erhellt besonders daraus, daß manche Theologen des vierten Jahrhunderts die Offenbarung in ihren Schriften unbedenklich als göttliches Wort gebrauchen, aber für die Gemeinde als ἀπόκρυφον, d. h. als geheimes, mystisches Buch bezeichnen. S. die treffl. Anmerk. S. 334. (von der wir nur wünschten, daß sie auch S. 335. rücksichtlich Cyrills von Jer. berücksichtigt wäre) und eben so die Bemerkung S. 336 f.

den, sich ein falsches Machwerk, man weiß nicht von wem, noch zu Lebzeiten desselben oder spätestens gleich nach seinem Tode, als eine schon längst von ihrem Apostel verfaßte Schrift aufdrängen ließen. Die Zumuthung ist stark; sie wird aber sogar komisch, wenn man dabei sagt, wie dies geschehen ist, daß die Tradition, d. h. also die Kirchen, historisch gar nichts von dem Exile des Johannes auf Patmos wußten, sondern diese Nachricht lediglich dem untergeschobenen Buche entnahmen. Also mit der größtmöglichen Leichtgläubigkeit und Einfalt (um nicht die wahren Namen zu gebrauchen) hätte die Kirche von Ephesus erst eine Schrift als Johanneisch angenommen, von deren früherer Abfassung durch den Apostel sie kein Wort wußte, und dann überdies von diesem unverbürgten, neuen Buche sich weiß machen lassen, Johannes sey einmal von Ephesus in's Exil weggeschleppt worden, ohne daß die ältere Gemeinde es bemerkte oder den jüngeren Mitgliedern erzählte, und aus dem Exile nach Ephesus zurückgekommen, ohne daß auch dies bemerkt und von dem alten Johannes und seinen Freunden selbst jemals erwähnt worden wäre?! *)

Wir verlassen diesen Abschnitt mit der tiefen Überzeugung, daß von keinem „Zwiespalt" der Tradition über die Authentie der Apokalypse noch weniger als über ihre Abfassungszeit, die Rede seyn darf, **) sondern daß die Tradition, die wirklich diesen Namen verdient, einem ungetheilten, soliden Stamme gleicht, auf dem erst späterhin sich das Parasitengewächs der philologisch-, exegetisch- und dogmatisch-kritischen Zweifel festsetzte. Der übrige Theil des fünften Capitels beschäftigt sich nun ferner mit den inneren Gründen, indem er theils an dasjenige anknüpft, was im dritten Capitel über die Grundidee, theils an das, was im vierten über den Sprachcharakter gesagt worden war. Wir gestehen offen, daß der letztere Punkt, die Vergleichung der Sprache in der Apokalypse und in dem Evangelium und den Briefen, dasjenige Feld bildet, auf welchem die Gegner am stärksten, oder wie wir meinen, auf welchem einzig sie stark sind. Was der Herr Verf. von der Verschiedenheit der Darstellung, der Denkart und der Ansichten sagt, macht hingegen keinen Eindruck auf uns, weil wir überzeugt sind, daß diese schwierige Untersuchung von einer anderen Betrachtungsweise geleitet werden müßte, eine Ansicht, deren Darstellung selbst eine Abhandlung erfordern würde. Von da aus ließe sich dann erst der Übergang zur Differenz des Styles finden, der



in der Apokalypse, wie besonders aus §. 27. erhellt, im Allgemeinen und vorzugsweise ein rhetorisch eigenthümliches Gepräge hat, was also auf einer eigenthümlichen Form der Anschauungen und Gedanken beruht. Aber auch dies könnte hier nicht ausgeführt werden, wenn wir uns auch dazu im Stande glaubten, und nicht vielmehr bloß Fähigere anregen wollten, da es scheint, daß trotz der unläugbaren Verdienste von Winer, Ewald und Herrn Dr. Lücke für die Sichtung des Einzelnen doch noch Manches, namentlich wegen verschiedener Auffassung, zu thun bleibt.

Indeß glauben wir bisher unsere Zeit und die der Leser keineswegs verschwendet zu haben. Der Herr Verf. fühlt so sehr das wahre und höchst achtbare Bedürfniß, die inneren Gründe durch die äußeren zu befestigen, daß er gleich nach Feststellung des Resultates (§. 42. S. 388.): der Verfasser des Evangeliums und der Briefe könne nicht Verfasser der Apokalypse seyn, — wieder den Zwiespalt erwähnt, den er in der Tradition zu finden glaubte. Diese Achtung vor den geschichtlichen Zeugnissen verbindet sich denn auch bei ihm mit seiner inneren Achtung vor der Offenbarung; er fühlt es lebhaft, daß die Schrift nicht Werk eines Betrügers seyn kann; er fühlt es, daß die Kirchen Christi eine solche nicht hätten auf- und annehmen können; er fühlt aber auch und spricht bestimmt aus, daß der Verfasser derselben sich als den Apostel Johannes darstelle, — und wir können es daher nur bedauern, nicht bekritelu, daß er gehindert ist (und, was die Tradition betrifft, nicht ohne eigene Schuld), ihre Achtheit unverringert anzunehmen, und statt ganz zur alten Ansicht zurückzukehren, sich derselben nur bestmöglich annähert. Er stellt die Vermuthung auf, daß Johannes der Apostel wirklich eine Offenbarung erhalten und sie im Kreise seiner kleinasiatischen Gemeinden erzählt habe, und daß sodann ein in den alten Propheten wohlbewanderter Mann aus diesem Kreise (wie er ihn S. 401 f. schildert) diese Erzählung ohne Bewilligung, aber noch bei Lebzeiten des Apostels, um sie aufzubewahren, in Schrift verfaßt, und, um sie anschaulich darzustellen, nicht in der Form einer Erzählung aus zweiter Hand wiedergegeben, sondern unter dem Namen des Apostels in die Form einer Darstellung der ihm gewordenen Offenbarung gekleidet habe. Die Gemeinden, fügt er hinzu, hätten diese Schrift um so verdachtloser und willfähriger aufgenommen, als sich unter ihnen die Tradition jener Erzählung des Apostels erhalten habe. Hiemit lenkt der Herr Verf. einestheils wieder in die richtige Bahn ein, wobei nur der Widerspruch entsteht, daß die Kirchen historische Kunde von jener Erzählung, aber nicht auch von dem Exile unter Domitian gehabt haben sollen. Anderentheils setzt er sich neuem Widerspruche aus, da es gewiß sehr unwahrscheinlich ist, daß sich dieselben einer mündlichen Erzählung erinnerten, ohne zugleich sich zu erinnern, daß der Apostel dieselbe nicht in Schrift verfaßt und, wo nicht den Gemeinden selbst, doch bewährten Freunden und Kirchenvorstehern — den Engeln der sieben Kirchen — übergeben habe. Endlich wäre es doch für den muthmaßlichen Verfasser etwas gewagt gewesen, bei Lebzeiten des Apostels noch solchen Unter-

*) Es verdient bei all diesen Streitfragen Beachtung, daß unter allen Aposteln Johannes der einzige ist, der nicht nur ein sehr hohes Alter erreichte, sondern auch aus dessen Alter speciellе Traditionen aufbewahrt worden, die grade so glaubwürdig sind, als die Sagen von den Thaten und Reden des Petrus z. B. den Stempel der Erfindung tragen. Vgl. Dr. Lücke Comment. zum Ev, I. S. 19 f. (Ausg. 2.), wo wir nur das Eine nicht begreifen, warum die schmucklose Angabe, Johannes habe zu Ephesus einen Todten erweckt, als apokryphisch bezeichnet wird.

**) Der einzige historische Zeuge gegen die Apokalypse wäre die Peschito (welche aber unter Anderem auch 2 und 3 Joh. nicht enthält), müßte es mit ihrem Canon überhaupt nicht eine eigene Bewandniß haben.

schleif zu versuchen, man müßte denn voraussetzen können, daß Johannes sich es leicht habe gefallen lassen, wenn Jemand in seinem Namen, und großentheils selbst im Namen des Herrn Jesu Christi eine Schrift ausfertigte und jedes Wort dieser Schrift (nicht bloß den muthmaßlich wahren Grundstoff derselben) mit einem fürchterlichen Anathema für unantastbar göttlich erklärte (Offenb. 22, 18 f.), kurz, daß Johannes über ein so freches Beginnen ganz anders zu urtheilen geneigt gewesen sey, als Paulus gethan hätte (vgl. 2 Thess. 2, 2. 3. 17., Col. 2, 18.). Deswegen kann man es auch nur aus einer gewissen dogmatischen Befangenheit des Herrn Verf. rücksichtlich des Inhaltes der Apokalypse erklären, wenn er seine Hypothese nicht durch die nahe liegende Annahme von diesen Schwierigkeiten befreit und ungleich glaublicher macht, daß Johannes selbst die Abfassung des Buches und seine Absendung an die Gemeinden veranstaltet habe.

Ehe wir von dem ganzen so wichtigen fünften Capitel scheiden, wollen wir noch einige Bemerkungen über den folgenden Paragraphen, über die Hypothese vom Presbyter Johannes (§. 43.), machen, weniger um des Herrn Verf. willen, der selbst sie verwirft, als für Andere, die glauben könnten, er habe sie wieder in's Leben zurückgerufen. Für uns ist es freilich ausgemacht, daß, wenn ein solcher Presbyter existirt und die Apokalypse geschrieben hätte, die zweideutige Art, wie er sich in derselben (zu Lebzeiten oder gleich nach dem Tode des großen „Presbyters") bezeichnen würde, allein hinreichte, auf seinen Charakter ein so zweideutiges Licht zu werfen, daß wir den ernsten, heiligen Geist, der die Offenbarung durchweht, uns gestissentlich verbergen, oder für das Produkt der höchsten Heuchelei erklären müßten. Es ist uns ausgemacht, daß keiner von den vielen Presbytern einer Kirche wie die von Ephesus, der durch nichts in seiner amtlichen Thätigkeit sich auszeichnete, ohne die größte Eitelkeit sich erlauben konnte, den Bischöfen von sieben Gemeinden seine Cirkulare zu addressiren. Es ist uns aber vor allen Dingen ausgemacht, daß derselbe seine Offenbarungen nur hätte selbst erfinden und also nur als Lügner und Betrüger den Gemeinden Gottes zur Nachachtung vorschreiben können, weil im entgegengesetzten Falle das Andenken des so hoch ausgezeichneten Mannes schwerlich so spurlos untergegangen wäre. *) Die Berufung des Dionysius selbst auf die Angabe Anderer, daß sich zu Ephesus außer dem Grabmale des Apostels noch dasjenige eines anderen Johannes befinde, zeigt eben nur, daß man von der Person desselben kein Wort weiter wußte, und nicht einmal mehr in Erfahrung bringen konnte, ob ein Presbyter dieses Namens existirt habe und zu welcher Zeit wohl. Aber dem Sagen einzelner unbekannter und ungenannter Gewährsmänner, von denen Dionysius selbst nicht zu versichern wagt, daß sie das Grabmal gesehen, traut und glaubt man nicht nur ohne Bedenken, während man bei der kirchlichen Tradition und bei bestimmten Angaben eines Irenäus sich für unbefriedigt erklärt, sondern geht noch viel weiter. In ihrem vagen Gerede von irgend einem Denkmale mit einem Namen: Johannes, — sieht man sogleich einen Beweis, daß gleichzeitig mit dem Apostel ein anderer Christ, und zwar ein Presbyter, und das ein talentvoller, schriftstellernder Presbyter dieses Namens gelebt habe, — während man sonst seine Kritik sehr gut an den Grabmälern zu üben weiß, selbst dann, wenn die Kirchen des Orts dafür einstehen (Euseb. II. E. II. 25.), — alles bloß deswegen, weil es dem Dionysius schon beliebte, jene Aussage mit kritischen Vermuthungen zu combiniren. Ja man geht noch weiter, als er selbst, und findet es gewiß und zuverlässig, daß der in Ephesus begrabene Johannes und hypothetische Presbyter kein Anderer gewesen sey, als der alte Presbyter Johannes, dessen Erzählungen Papias von Hierapolis aufzeichnete, — warum, als weil Ephesus und Hierapolis doch nicht so weit auseinander liegen, als daß sich nicht Reisen von einer Stadt zur anderen machen ließen. Da indeß dies Alles eine Widerlegung eben so wenig erfordert als zuläßt, so sind die Gegner der Hypothese eigentlich ganz des Beweises überhoben, daß der Presbyter Johannes des Dionysius und Eusebius *) eine unhistorische Person sey. Es handelt sich lediglich um den historischen Presbyter Johannes des Papias.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hierüber können wir der Argumentation Dr. Guerike's aus Eus. H. E. V. 24. nur insofern nicht beipflichten, als er nicht bemerkt, daß Polykrates, nach Philippus und dem Apostel Johannes, im Ganzen bloß Bischöfe aufzuzählen scheint (vgl. Valesius über den Papirius), wobei aber hinwiederum der Unterschied von Bischöfen und Presbytern nicht zu sehr urgirt werden darf; nur der zuletzt genannte Melito scheint eine Ausnahme zu machen und bloß wegen seiner prophetischen Geistesgaben erwähnt zu werden. Aber da grade hätte es sich nun für den Bischof von Ephesus trefflich geschickt, seinen Ephesischen Propheten Johannes zu erwähnen, um so mehr, als derselbe (nach Papias) ein unmittelbarer Schüler Jesu gewesen wäre.

*) Insofern Eusebius den Dionysius ausschrieb, wie Dr. Guerike schlagend gezeigt hat. Was Herr Dr. Lücke bemerkt (S. 399.), hat wohl für ihn selbst am wenigsten Gewicht, da er ja dem Zeugnisse des Eusebius selbst dann die eigene Beweiskraft abspricht, wenn es auf mehreren älteren beruht.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 21. März. № 23.

## Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments.

(Fortsetzung.)

Fragen wir nun, was Herr Dr. Lücke auf die von Anderen ganz verschieden beurtheilte Auslegung antwortet, die Dr. Guerike in seiner angeführten Schrift über diesen Gegenstand von den Worten des Papias (Eus. H. E. III. 39.) gab, so ergeben sich folgende zwei Einwürfe. Erstlich mache Guerike die klare Rede des Papias verwirrt und ungeschickt (S. 397 f.); aber so besonders klar hat unseres Wissens noch Niemand diese und eine andere berühmte Stelle des Papias gefunden, und ungeschickt wagen wir sie auf jeden Fall zu nennen. *) Ja grade nach der gewöhnlichen Auslegung, welche der von der Vermuthung des Dionysius zu sehr eingenommene Eusebius aufgebracht, begeht Papias die zwiefache Ungeschicklichkeit, nicht nur den Namen „Jünger des Herrn" zwei verschiedenen Klassen von Personen zu geben, sondern auch den Ausdruck: πρεσβύτερος hinter einander in völlig verschiedenem Sinne zu gebrauchen, und zwar, wie Herr Dr. Lücke meint, in der Absicht, den „Presbyter Johannes" von demjenigen Johannes zu unterscheiden, den er in derselben Phrase unter den πρεσβυτέροις aufgezählt hat. Und dies ist der zweite Grund des Herrn Verf., — Papias habe offenbar auf diese Art unterscheiden wollen. Fügt er dann noch hinzu, der Apostel Johannes nenne sich selbst in seinem zweiten und dritten Briefe auch πρεσβύτερος, aber in einem ganz anderen Sinne, so ist einestheils die Ungeschicklichkeit des Papias nicht minder groß, daß er eben den doppelsinnigen Ausdruck zur Unterscheidung wählte, **) und es ist anderentheils unrichtig, daß der Sinn „ganz" anders sey, da der Apostel sich deswegen nicht ὁ πρεσβύτης (der Greis), sondern ὁ πρεσβύτερος (der Ältere) nannte, weil er „vielleicht," wie Herr Dr. Lücke selbst sich ausdrückt, „irgend eine Anspielung auf den Amtsnamen beabsichtigte" (s. seinen Commentar zu den Briefen Joh. S. 256.). Diese Vermuthung ist auch ganz richtig, da eine andere Erklärung unmöglich scheint, *) und die Vergleichung von 1 Petr. 5, 1. dafür entscheidet. Mit einem Worte, Papias hätte so ungeschickt unterschieden, daß er durch seine zweideutige Ausdrucksweise (besonders als seine Worte von Eusebius im Sinne des Herrn Dr. Lücke interpretirt worden waren) die ausgezeichnetsten Kirchenlehrer zu dem Irrthume veranlaßte, der Presbyter Johannes, nicht der Apostel, sey der Verfasser der zwei kleineren Episteln eben sowohl als der Apokalypse. Bei so bewandten Umständen hätte sich daher der Herr Verf. auch nicht den Vorwurf einer „captiösen Disjunction" gegen Dr. Guerike erlauben sollen (S. 398.). So viel nun rücksichtlich der Form. Was die Substanz der Aussage des Papias betrifft, so verfehlt Herr Dr. Lücke den eigentlichen Gesichtspunkt völlig, wenn er ausruft: „Aber wer kann es ertragen, daß Papias dieselbe Person zweimal nennt! War er so schwach von Gedächtniß?" Uns scheint die Sache sich ganz einfach so zu verhalten. Papias berichtet auf eine Weise, die allerdings und (wie gezeigt) in jedem Falle nicht ganz klar ist, namentlich nicht für Späterlebende, in einem Satze zwei verschiedene Dinge: erstlich, daß er aufgeschrieben, was er von Anderen als Worte der Alten vernommen, namentlich des Andreas, Petrus, Philippus, Thomas, Jakobus, Johannes, Matthäus oder anderer Schüler des Herrn; zweitens, daß er auch das berichtet, was Aristion und der Alte (oder Ältere) Johannes, die Schüler des Herrn, melden. Dies kann Niemand läugnen, und daraus ergibt sich der Schluß, daß Papias zuerst in der langen Reihe den Johannes mit aufführt (vielleicht gleich nach seinem Bruder Jakobus, wie Andreas und Petrus zusammenstehen, und jedenfalls passend neben dem anderen apostolischen Evangelisten), weil er Gelegenheit gehabt (und gewiß reichlich), allerlei über seine Reden von Anderen zu erfahren; daß er aber auch denselben Johannes nothwendig in der zweiten Categorie wieder aufführen mußte, weil er wirklich einmal (auf einer Reise des Johannes oder des Papias) ihn selbst gesprochen hatte. Dieser Schluß, sagen wir, ergibt sich als höchst wahrscheinlich, so lange es für's Erste nicht als unmöglich bewiesen wird, daß Papias den Johannes selbst gesehen und gehört hat, — was Ire-

*) Papias beginnt und endet seine Periode folgendermaßen: „Wenn Jemand mir vorkam, der den Älteren nahe gestanden hatte, erfragte ich (von ihm) die Reden der Älteren, — — — und was auch Aristion und Johannes (mir selbst) sagen.

**) Will man auf der Unterscheidung bestehen, so könnte man mit eben so viel Recht behaupten, der Ausdruck: der Jünger Johannes, oder: der Evangelist Johannes, könne bisweilen zur Unterscheidung vom Apostel gebraucht seyn oder werden.

*) Die andere Ursache der Namenswahl, die Herr Dr. Lücke im Commentar gleich möglich findet (daß πρεσβύτερος ein höheres Alter ausdrücke, als πρεσβύτης), ist unwahrscheinlich. Der Comparativ ist doch gewiß nicht stärker als der Positivus. Nach Hippokrates bezeichnet grade πρεσβύτης das höchste Alter von (82—89 Jahren), nach Ammonius steht πρεσβύτης ebenfalls über γέρων, und es gibt keinen höheren Ausdruck, ausgenommen ἐσχατόγηρως (p. 37. ed. Lips.).

näus ausdrücklich versichert,*) — für's Zweite und Dritte aber ungewiß bleibt, ob ein Presbyter Johannes, Schüler des Herrn, existirte, und unglaublich, daß ein solcher zu jener Zeit und neben unserem Johannes schlechthin als „der Älteste Johannes" bezeichnet wurde, als ob nicht auch jener so genannt worden wäre, und zwar ganz vorzugsweise. — Wir haben also nur noch über den ersten dieser drei Punkte ein Wort zu sagen, da Herr Dr. Nettig es bezweifelt hat, daß Papias den Apostel hören können, weil er zufolge einer Angabe über sein Todesjahr im Chron. Alex. (das also glaubwürdiger seyn soll, als Irenäus) damals noch zu jung gewesen seyn müsse (vgl. Dr. Lücke S. 273.). Gegen diesen Calcul treten nun zwei Instanzen auf, daß nämlich Polykarp bestimmt vier Jahre später starb als Papias angeblich, und doch auch den Apostel gehört hatte;**) und daß jedenfalls Papias uns berichtet, er habe sogar zwei der unmittelbaren Schüler Jesu gehört, von denen doch wohl wenige jünger gewesen seyn und länger gelebt haben mögen, als Johannes. Außerdem gesteht Eusebius auch in der K. G. selbst, daß Papias in's apostolische Zeitalter hinaufreicht, und wir sind überhaupt berechtigt zu sagen, daß der Geschichtschreiber nur deswegen in unserer Stelle das Verhältniß von Papias und Johannes angreift, weil er überhaupt den Papias nicht recht leiden konnte, und seine Auctorität zu schwächen suchte, nachdem er ihn fälschlich als den Urheber des Chiliasmus dargestellt,***) und weil es ihm jetzt noch insbesondere genehm kam, den ersehnten Presbyter des Dionys endlich einmal wirklich irgend wo zu entdecken und der gelehrten Welt im Triumphe aufzeigen zu können. Die Schwachheit dieses einzigen Beweises, den der vielbelesene Mann aufzutreiben vermochte, spricht äußerst vernehmlich gegen die ganze Hypothese. Und was das Alter des Papias näher anbelangt, so finden wir es ganz natürlich, daß er den Apostel nur als Jüngling etwa gekannt hatte, da er uns meldet, er habe aufgeschrieben, nicht nur was er selbst von ihm gehört, sondern auch was ihm (nach dessen Tode) die Freunde desselben erzählten. Jedenfalls können wir dem guten Bischofe und mit ihm der Kritik des N. T. nur Glück dazu wünschen, daß es ihm gelungen war, nach seinem Wunsche, „nicht die, welche viel erzählen, sondern welche die Wahrheit," selber zu hören, und daß er nicht an einen Presbyter Johannes gerathen, der wahrscheinlich in die erste Categorie, und ganz gewiß nicht in die zweite gehört hätte. Wie unglücklich müßten sich alle die, welche gegenwärtig aus den Bruchstücken des Papias so interessante Folgerungen zu ziehen wissen, bei dem Gedanken fühlen, daß vielleicht der einzige Auctor, auf den sie Felsen bauen, der berühmte judaistische Falsarius sey!

Es ist Zeit, die Untersuchung über die Ächtheit zu verlassen; historisch steht sie mit ihrem Resultate im Ganzen, wie wir glauben, grade auf dem Punkte, wohin Storr und Andere (deren der Herr Verf. zu wenig erwähnt) gegen Kleuker u. A. sie stellten, und wo sie auch fürderhin, trotz der Fortschritte im Einzelnen, wird verbleiben müssen. Die noch unerwähnten Abschnitte des vorliegenden Werkes nehmen noch kürzlich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, oder vielmehr die der Leser des Werkes selbst, da sie ausführliche historische Darstellungen enthalten, welche sich nicht, wie die vorhergehende, durch diejenigen in anderen Handbüchern der Einleitungen ersetzen lassen. Das siebente Capitel enthält nämlich eine Geschichte der canonischen Geltung und Stellung der Apokalypse voll interessanter Thatsachen; noch wichtiger ist aber das achte, welches S. 480 bis 565. einen Abriß der Geschichte der Auslegung und des Gebrauchs der Apokalypse enthält. Rücksichtlich der letzteren bedauern wir im Allgemeinen nur zweierlei; zuerst, daß es dem gelehrten Herrn Verf., der in vielfacher Beziehung dazu vor Anderen tüchtig gewesen wäre, nicht gefallen hat, eine vollständigere, zusammenhängende Darstellung der apokalyptischen und eschatologischen Ansichten der ältesten Kirchenschriftsteller, namentlich des Irenäus, zu geben, was in mehr als einer Beziehung wichtig gewesen wäre, z. B. auch für die Beurtheilung der nachfolgenden Commentatoren; und zweitens, daß seine eigene in strengem Gegensatze zu den älteren Auslegungen überhaupt stehende Ansicht ihn natürlich verhindern mußte, das Wahre in denselben (oder doch das Wahrscheinliche) allseitig zu würdigen, und bisweilen vielleicht auch, es in der Darstellung gehörig hervorzuheben. Das Interesse aber, das er diesen Forschungen in diesem letzten Capitel zuwendet und wohl auch bei Anderen erwecken wird, und die große Gelehrsamkeit, das Talent und die Umsicht, mit der er sie unternommen, berechtigen zu der schönen Hoffnung, daß nach den willkührlich absprechenden Lucubrationen der rationalistischen Kritiker und Exegeten, von denen er sich in den früheren Abschnitten selbst hinreißen lassen, ein Commentar erscheinen werde, der wenigstens als die Morgenröthe einer besseren Epoche für die Behandlung der Offenbarung gelten dürfe.

(Der fünfte Artikel folgt später.)

*) Dasselbe versichert Eusebius ebenfalls unbedenklich in seiner Chronik; s. Gieseler Kirchengesch. I. S. 124. N. f. (Ausg. 3.).

**) Polykarp † 167 angeblich, im Alter von 86 Jahren; Papias, der Ol. 235, 3. (nach Chr. 163) gestorben seyn soll, und bestimmt ein ἑταῖρος Polykarps war, braucht also bloß etwa 80 Jahr alt geworden zu seyn, doch warum nicht auch älter? Die Chronik des Eusebius erwähnt ihn (doch wohl nicht als Kind) Ol. 220. (n. Chr. 101.), s. Gieseler.

***) Man vgl. über diesen Punkt und vorhergehende die äußerst klare Untersuchung von Dr. Olshausen, Ächtheit der vier Evangelien S. 223—230., der auch Gieseler a. a. O. rücksichtlich des Eusebius beistimmt.



## Anna Katharina Emmerich.

(Eine Passionsblume.)

(Nach der Schrift: Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi, nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen [† 9. Februar 1824]. Nebst dem

Lebensumriß dieser Begnadigten. Sulzbach 1833. XLVI und 360 S. — Zweite durch die Mittheilungen über das letzte Abendmahl vermehrte Auflage. 1834.) *)

Nachdem die Ev. K. Z. bereits mehrere Früchte der thätigen Jesusliebe in der Römischen Kirche denen zur Beachtung vorgelegt hat, welche Christum erkennen und lieb haben, wo sie ihn auch antreffen mögen; so möchte es nicht unangemessen seyn, auch einmal ein Erzeugniß der beschaulichen Jesusliebe, wie sie in jener Kirche sich findet, zu betrachten. Ein sicheres Urtheil darüber sich zu bilden, dürfte freilich nicht leicht seyn; jedoch wollen wir einen Versuch machen, und indem wir uns vertrauend und vorurtheilsfrei hingeben, verwahren wir uns doch dabei das Recht, alle Erscheinungen am festen, wesentlichen Worte zu prüfen, über dem zu wachen unserer Kirche schöne Aufgabe ist.

Die Nonne von Dülmen hat schon während ihres Lebens die Augen Vieler auf sich gezogen, und wie lebhaft die Theilnahme sich den vorliegenden Mittheilungen zugewendet habe, dafür spricht die so schnell nöthig gewordene zweite Auflage derselben, welche der durch mehrere Hindernisse aufgehaltenen Anzeige des Buches in diesen Blättern zuvorgekommen ist. Wir verweilen hier zunächst nur bei dem Lebensumriß der Katharina Emmerich und wünschten daran, als an einem Beispiele unserer Tage, darzustellen, daß man manchen Heiligengeschichten der Römischen Kirche wohl ihr Recht widerfahren lassen kann, ohne deshalb den Glauben der Väter zu verläugnen. Es ist nimmer recht, der Wahrheit um der Unwahrheit willen, die ihr auf den Fersen folgt, aus dem Wege gehen und Thatsachen deshalb abläugnen oder ignoriren zu wollen, weil Andere Folgerungen daraus ziehen, von deren Falschheit wir im Voraus überzeugt sind. Gehörte die vorliegende Geschichte dem Mittelalter an, die meisten von uns würden geneigt seyn, sie ohne Weiteres der Lügende, wie Luther, freilich nicht ohne gerechten Unwillen, die Legende nennt, beizuzählen; aber was soll man mit Thatsachen anfangen, die unter unseren Augen sich zugetragen haben, von deren Wahrheit die besonnensten und glaubwürdigsten Männer Zeugen waren, und bei denen eine Täuschung außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. Prüfen sollen wir sie und je unbefangener wir dies thun, um so weniger werden wir zu befürchten brauchen, durch dieselbe im Besitz unserer theueren Glaubenswahrheiten beeinträchtigt zu werden.

Es wird zuvörderst ein Auszug aus dem Lebensumriß nöthig seyn, und zwar, um ein richtiges Bild und kein bloßes Curiosum darzustellen, ein nicht allzu dürftiger. Wir verhalten uns dabei fast bloß referirend, möglichst mit des Verf. eigenen Worten, und wollen nur hie und da in Anmerkungen den einzelnen Thatsachen eine vorläufige Erläuterung beifügen.

Anna Katharina Emmerich, ein Kind armer Bauersleute, ward am 8. September 1774 in der Nähe des Städtchens Koesfeld im Münsterschen geboren. Von Kindheit auf in lebendiger Anschauung der heiligen Geschichte (was bei unserem Verf. wohl nicht bloß die biblische Geschichte ist?) lebend, genoß sie auch des vertraulichsten Umgangs mit den Personen derselben *) und es gab sich schon jetzt manches Außerordentliche an ihr kund. Von Jugend auf wurden ihr in einem zusammenhängenden Traumbilde alle Ziele ihres Lebens, alle Wege dazu, alle Mühen und Gefahren und Kämpfe auf der Bahn sinnbildlich, wie in einer höchst sinnreichen allegorischen Parabel, vorwarnend und anleitend vor den Ereignissen selbst vorgebildet. Sie hatte als Kind schon die besondere Gabe, das Gute und Böse, Heilige und Unheilige, Geweihte und Ungesegnete im Geistlichen und Körperlichen zu unterscheiden, trug Heilkräuter, die sonst Niemand bekannt waren, zusammen, und vertilgte dagegen Giftpflanzen und vorzüglich solche, die im Gebrauche des Aberglaubens und der Magie officinell sind. — Wenn dies Alles kein besonderes Aufsehen in ihrer Umgebung erregte, so war dies leicht erklärlich. Wußte sie doch selbst nicht, daß es etwas Außerordentliches war, meinend, das geschehe Allen so, nur schicke es sich nicht, davon zu reden, weil Andere nicht davon redeten. Es hielten sie ferner diese besonderen Gaben und diese innerliche Richtung nicht davon ab, an den schwersten Feldarbeiten eines Bauernmädchens ihrer Gegend Theil zu nehmen; und es ist in ihrem Vaterlande ein gewisser Grad prophetischer Sehergabe nicht selten. Es gibt dort hin und wieder sogenannte Gicker, das heißt Seher (Gucker, plattdeutsch Gicker), die Sterbefälle, Hochzeiten, Truppenzüge u. dgl. in Bildern, sogenannten Vorgesichten (zweitem Gesichte), voraussehen, für deren Richtigkeit manches Eintreffen zeugt. **) — Anna Katharina lebte übrigens, was uns wichtiger ist als ihre Gaben und Erscheinungen, in Werken der dienenden, aufopfernden Liebe und in einer steten Schule der Abtödtung und Selbstverläugnung, die wir, wenn auch manches Selbsterwählte dabei vorkommen mag, im entferntesten nicht mit vielen mißgestalteten Erscheinun-

*) Da wir nächstens eine bereits vorliegende zweite Anzeige dieses Buches geben werden, deren Verf. seine wesentlich verschiedene Ansicht ausführlich begründet, so halten wir es für überflüssig, die mannichfachen Bedenken auszusprechen, welche in uns durch diese Darstellung veranlaßt worden sind, und welche gewiß viele unserer Leser mit uns theilen werden.

Anmerk. der Red.

*) Der Verf. hat es seiner poetisirenden Darstellungsweise zuzuschreiben, wenn wir mit gewiß vielen Lesern uns außer Stand gesetzt erklären, das eigentlich Geschichtliche aus dem, was er über die Kindheitsjahre der Emmerich sagt, mit Bestimmtheit zu erkennen. Überhaupt, welcher Contrast der Heiligengeschichten ꝛc. mit der einfachen und keuschen Darstellung der biblischen Geschichte!

**) Der Verf., dem es nicht darauf anzukommen scheint, die äußeren natürlichen Bedingungen aufzusuchen, welche zu der eigenen inneren Richtung der Emmerich hinzukamen oder ihr vorausgingen, berichtet uns nicht, ob diese Sehergabe sich etwa selbst in der Familie, oder den nächsten Umgebungen derselben gezeigt habe. Dennoch dürfte es nicht unwichtig gewesen seyn, diese und ähnliche Nachforschungen anzustellen, denn selten möchten so außerordentliche Gaben in ihrer Entstehung rein sporadischer Natur seyn.

gen dieser Art in jener Kirche vergleichen möchten, da sie hier offenbar rein aus dem Innern kommt und kein äußeres büßendes und verdienstsuchendes Werk, sondern der äußere Abdruck des in ihr Lebenden ist. Katharina's eigenes Leben war schon die strengste klösterliche Zucht, dennoch aber war die Aufnahme in ein Kloster der sehnlichste Wunsch ihres Herzens, der ihr nach langem, vergeblichem Bemühen im Jahre 1802 gewährt ward, indem sie in das Kloster der Augustinerinnen zu Dülmen aufgenommen ward.

Schon mehrere Jahre vor ihrem Eintritt in's Kloster empfing sie an ihrem Leibe die ersten Maalzeichen der Leiden des Herrn, welche sie später zu einem Gegenstand der Verehrung von der einen, der gedankenlosen Neugier von der anderen Seite gemacht haben, ihr selbst aber, obwohl eine Gnade, wie alles Kreuz, doch eben ein Kreuz waren, um dessen Abnahme sie bitten durfte und bat. Der in Gebet und Betrachtung der Leiden des Herrn tief Versunkenen erschien im Gesicht ihr himmlischer Bräutigam, einen Blumenkranz in der Linken, eine Dornenkrone in der Rechten zur Wahl ihr darbietend. Sie ergriff die letztere, drückte sie mit Inbrunst auf ihr Haupt, empfand, als sie zur Besinnung kam, einen heftigen Schmerz rings um das Haupt und bald stellte sich eigentliche Blutung des Kopfes ein. Sie verbarg und verschwieg diese Affektion ihres Kopfes, aber sie ist späterhin, z. B. von dem Verf. bei hellem Tage, in vollkommener Nähe mit eigenen Augen gesehen worden, und er versichert, des Herabrinnens des Blutes von ihrem Haupte nicht weniger gewiß zu seyn, als daß ihm selbst der Schweiß je über die Stirne geronnen ist. *)

Im Kloster fand Katharina nicht das selbstgeschaffene mönchische, sondern das wahre Christenkreuz, und mußte sich fortwährend üben, ungerechte Beschuldigung, Verschmähung und Strafe ohne Murren und in steter Liebe hinzunehmen. „Weil aber ihrer lebhaften Gemüthsart," sagt der Verf., „keine Kreuzesschule nöthiger seyn konnte, als diese, so hat sie Gott ihr ganzes Leben lang fleißig in dieselbe geschickt, ja sie endlich, damit sie nie neben diese Schule laufen konnte, mit den Zeichen seiner heiligen fünf Wunden in derselben festgenagelt und mit ihrer Unfähigkeit, natürliche Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, wie ein fassendes Schulkind darin sitzen lassen, damit sie, so bezeichnet, Vielen ein Aergerniß, von Vielen beschuldigt, verdächtigt und verhöhnt sey bis an ihr Ende und vielleicht noch bis über ihr Grab." Ihre außerordentlichen Gaben und Seelenzustände konnten in dem engen Klosterverbande nicht so verborgen bleiben als in ihren früheren einfachen Verhältnissen, und erregten bei den neugierigen, beschränkten, auch wohl geistlich eifersüchtigen Klosterschwestern Neid, Verdacht der Heuchelei und allerlei Mißverständnisse, so wie ihre Strenge in Beobachtung der Ordensregeln, deren Verletzung sie wohl öfters unwillkührlich rügte, heimlichen Groll.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Verf. nennt „von mehreren contemplativen Verehrern des bitteren Leidens, welchen die Gnade der Schmerzenstheilnahme der Dornkrönung unter derselben Vision zweier zur Wahl dargebotenen Kronen geworden ist" die heilige Katharina von Siena und Pasithea de Eragis, Clarissin desselben Orts, † 1617.

## Nachrichten.

(Dänemark.) Seit einigen Jahren findet auch hier ein heftiger Kampf zwischen den Feinden und Freunden des reinen Evangeliums statt, sowohl zu Kopenhagen als in anderen Theilen des Königreichs. Dr. Grundtvig, der gründliche Kenner des Angelsächsischen und geistreiche Geschichtschreiber, zeichnet sich durch seine treue Anhänglichkeit an die evangelische Wahrheit und seine Thätigkeit zu ihrer Ausbreitung ehrenvoll aus. Die beiden Clausen, Vater und Sohn, und Gad, ein anderer Geistlicher zu Kopenhagen, bedienen sich aber nicht allein der Kanzel, des Katheders und der Feder, sondern auch so viel als möglich des weltlichen Armes, um Grundtvig's Wirksamkeit zu hintertreiben. Sie ändern aus eigener Machtvollkommenheit die Liturgie der Kirche beim Vorlesen, lassen evangelische Ausdrücke weg und setzen selbsterdachte an deren Stelle, zu nicht geringem Verdruß und Aergerniß vieler Mitglieder ihrer Zuhörerschaft. Die Gemeinden sind aber an die Prediger ihrer Parochie gebunden, und dürfen einem aufgedrungenen Irrlehrer nicht ausweichen, wenn sie auch zu einer anderen Parochie sich halten wollten. Die Folge dieses Pfarrzwanges ist Separatismus; Viele, die mit Neologen nichts zu schaffen haben wollen, erbauen sich zu Hause an alten schriftmäßigen Büchern, besonders an Luther's Postillen und ihren alten Gesangbüchern. Natürlich setzen sie sich dadurch vieler Feindschaft, Verachtung und Beleidigung von Seiten der Welt aus, doch hindert die Regierung ihre besonderen Versammlungen nicht. Der Pfarrzwang in Verbindung mit dem gänzlichen Mangel der Kirchenzucht, ist die Hauptquelle für die Überhandnahme des Heuchelsystems geworden, welches während der letzten funfzig Jahre in den Lutherischen und Reformirten Kirchen des Festlandes geherrscht hat, ein System, das dem offen bekannten Unitarismus Englands nicht gleich zu stellen, sondern wirklicher Unglaube (Deismus ist ein allzu guter Name dafür) unter der Maske des äußerlichen Lutherthumes oder Calvinismus ist. (Evang. Mag.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 25. März. № 24.

## Anna Katharina Emmerich.

(Eine Passionsblume.)

(Fortsetzung.)

Mit Übergehung dessen, was der Verf. von ihren im Kloster beginnenden körperlichen Leiden und den Erscheinungen ihres ekstatischen Lebens erzählt, eilen wir zur Angabe der außerordentlichen Thatsachen, welche sie unter dem Namen „der stigmatisirten Wundernonne" bekannt gemacht haben. Nach der Aufhebung des Klosters im Jahre 1811 empfing sie zuerst im ekstatischen Zustande die doppelte Signatur des Kreuzes auf der Brust und später trat ihre Stigmatisation ein. Es geschah dies, während sie in der Betrachtung der Leiden des Herrn mit ausgebreiteten Armen in ekstatischer Erstarrung auf ihrem Bette lag auf ähnliche Weise, wie die Stigmatisation des Franz von Assissi erzählt und bildlich dargestellt wird. *) Sie fühlte nach der Stigmatisation eine Veränderung in ihrem Körper, es war als wendete sich ihr Blutumlauf und dringe mit heftigem Ziehen nach den Maalstellen hin. Seit sie nicht mehr zu gehen vermochte und bettlägerig ward, begann auch ihre Nahrungslosigkeit, sie konnte bald nichts mehr als Wasser mit Wein vermischt, dann allein Wasser, und selten etwas aus einer Kirsche oder Pflaume ausgesaugten Saft zu sich nehmen, alle andere consistente Nahrung auch im kleinsten Maaße brach sie mit Würgen von sich. **) Die Wundenmaale bluteten regelmäßig am Freitage, und erst nach sieben Jahren ward ihr Gebet, Gott möge ihr dieselben nehmen, erhört. Gegen Ende des Jahres 1819 wurden die Blutungen seltener, blieben endlich ganz aus, die Wundrinden fielen an Händen und Füßen ab und es erschienen durch die Hauterneuerung weiß schimmernde Narben, welche jedoch an allen bezüglichen Tagen sich rötheten, auch späterhin an den Charfreitagen auf's Neue aufbrachen und bluteten." Auch die Kreuzmaale und die Wunde der rechten Seite äußerten sich noch oft, wie früher, doch an abweichenden Tagen. Die Empfindung, unter furchtbarer Peinigung eine breite Dornenkrone um's Haupt zu tragen, trat an den normalen Tagen fortwährend mehr oder weniger heftig ein. Sie konnte dann das Haupt nirgends an- oder auflehnen, ja ihm nicht mit der Hand nahen, und saß viele Stunden, ja ganze Nächte, wie ein erschütterndes bleiches Jammerbild mit schwankendem Haupte, um den Leib durch stützende Kissen aufrecht gehalten, wimmernd im Bette. Dieser Zustand löste sich immer mit minderen oder stärkeren Blutergüssen rund um das Haupt."

Alle diese Dinge, so unglaublich sie klingen mögen, können nicht bezweifelt werden, denn sie sind nicht im Winkel geschehen, sondern zum wahren Leiden der dadurch Schwergeprüften der größten Öffentlichkeit bloßgestellt gewesen. Nachdem nämlich diese Erscheinungen an Katharina eine Zeitlang in ihrer nächsten Umgebung verschwiegen geblieben waren, wurden sie durch Zufall einer ehemaligen Klostergenossin der Kranken bekannt und bald zum Stadtgespräch. Eine Untersuchung durch den Physikus und dann durch eine von der geistlichen Obrigkeit von Münster gesendete Untersuchungs-Commission stellte die Wahrheit der Sache an's vollste Licht. *) Der bekannte Overberg ward bei dieser Gelegenheit ein Freund der Kranken, reiste jährlich mehrere Tage zu ihr und blieb ihr außerordentlicher Gewissensrath bis an ihr Ende. Der Graf Leop. v. Stollberg, die Fürstin Galitzin und viele andere edle Familien besuchten sie und waren Zeugen von der Wahrheit ihres Zustandes. Auch J. M. Sailer, der der Neigung zum Aberglauben und Gefühlsschwärmerei gewiß am wenigsten verdächtige, gläubige Katholik, besuchte die Leidende. „Als er unten im Hause durchwandelnd bemerkte, daß sie im Hinterhause einer Schenke wohnte und unter ihrem Fenster eine Kegelbahn rasselte, sagte er in seiner scherzhaften und doch tiefen Weise: „„Schau, schau, so ist es grade recht, so muß es seyn, die kranke Nonne, die Braut unseres Herrn, wohnt in einer Schenke über der Kegelbahn, grade wie die Seele des Menschen in seinem Leibe.""" Sein Zusammenkommen mit der Kranken war sehr rührend und innig, zwei von Jesu Liebe brennende Herzen, auf den verschiedensten Wegen von der Gnade geführt, begegneten sich bei dem Kreuze, mit welchem das eine sichtbar bezeichnet war." Sailer überzeugte sich von Allem, besuchte sie auf der Rückreise noch einmal, war ihr Freund bis zu ihrem

*) „Die Anzahl der bekannt gewordenen frommen Personen, welche in der Katholischen Kirche seit Franz von Assissi diesen den Theologen unter dem Namen Vulnus divinum, Plaga amoris (göttliche Wunde, lebendige Liebeswunde) bekannten Grad der betrachtenden Jesusliebe, als die höchste Signatur des mit Jesu leidenden Mitleidens, erlangt haben, ist keineswegs gering. Es sind ihrer wenigstens an funfzig bekannt geworden, wovon an anderem Orte." Der Verf.

**) Der Verf. bemerkt auch hier: „Diese Unfähigkeit, Nahrung zu nehmen, oder auch diese Zähigkeit, ohne andere Nahrung als Wasser während längerer Zeit zu leben, ist gelehrten Ärzten als merkwürdiger Krankheitsfall keineswegs unerhört, und unsichtige Theologen werden in dem Leben contemplativer Asceten, und namentlich der ekstatischen und stigmatisirten, der Erscheinung, daß Mehrere außer dem heiligen Sakramente lange keine Speise zu sich nahmen, häufig begegnen."

*) Der Ober-Medicinalrath v. Druffel, als Arzt bei dieser Untersuchungs-Commission, gab in der medicinischen Zeitung, Salzburg 1814, 1ster Bd. S. 145. und 2ter Bd. S. 17., über alle Erscheinungen an der Kranken in ärztlicher Hinsicht eine ausführliche Nachricht.

Tode, hat für sie gebetet und in ernsten Angelegenheiten ihr Gebet begehrt. Am längsten aber wurde Anna Katharina von dem Verf. der gegenwärtigen Schrift beobachtet, der zuerst einige Monate im Jahre 1818 und dann vom Mai 1819 bis zu ihrem Ende mit weniger Unterbrechung bei ihr verweilte. „Sie sprach alle ihre Führungen, Erfahrungen, Freuden und Leiden von Kind auf bis heute ohne irgend eine Scheu vor ihm aus, und that dies bis zur freudigen Gastfreiheit, ohne alle Sorge, da sie sich von ihm nicht durch übertriebene Bewunderung in ihrer Demuth gestört fühlte, und er schrieb täglich nieder, was er an ihr bemerkte, oder was sie ihm aus ihrem inneren und äußeren Leben erzählte.“ Wir haben also an dem eigentlich Historischen in diesem Lebensumriß im geringsten nicht zu zweifeln, wenn wir auch in der Auffassung und Erklärung der Thatsachen mit dem Verf. nicht immer einverstanden seyn können. Wir haben überhaupt diese Beglaubigungen so unverhältnißmäßig ausführlich mitgetheilt, um bei dem mit der Sache nach unbekannten Leser auch den Schatten eines Verdachtes zu entfernen und das Übrige ohne weiteres Zeugniß referiren zu können.

Wir dürfen uns aber Anna Katharina nicht etwa von lauter gleichgesinnten, Erbauung suchenden Seelen umringt vorstellen, nein, sie mußte vielmehr, und das war wohl ein eben so schmerzhaftes Kreuz als das, welches sie sichtbar an ihrem kranken Körper trug, ein Gegenstand der unberufensten Neugierde und der verschiedenartigsten Beurtheilung werden. „Die größten Schmerzen leidend hatte sie gewissermaßen ihr Eigenthumsrecht an sich verloren, war gleichsam zu einer Sache geworden, welche zu beschauen und zu beurtheilen Jedermann das Recht zu haben glaubte, ein Kreuz am Wege, von dem Einen gemißhandelt, von dem Anderen mit Thränen der Buße begrüßt, von dem Dritten als Gegenstand der Kunst und Wissenschaft betrachtet, von den Unschuldigen mit Blumen geschmückt. Die Zeichen, welche sie durch Gottes Willen trug, wurden demnach (auch außer den damit verbundenen körperlichen Schmerzen) für sie bis zum Tode eine Quelle unsäglicher Leiden; ohne daran zu denken, wie sehr sie unaustilgbare Gnadenzeugnisse der heiligsten Weihestunden ihres Lebens seyen, trug sie dieselben zu ihrer Demüthigung als ein ihr für ihre Sünden aufgelegtes schweres Kreuz. Ihr armer Leib selbst mußte Christum den Gekreuzigten predigen. Es war ein schwerer Beruf, Allen ein Räthsel, den Meisten eine Verdächtige, Vielen ein Gegenstand scheuer Verehrung zu seyn, ohne in Ungeduld, Haß oder Stolz zu fallen.“ Zum Beweis, daß sie von ihren geistlichen Pflegern auf dieses Kreuz, welches an und auf sich zu tragen ein jeder Christ berufen ist, hingewiesen ward, erlaube man folgende Worte Overberg's einzurücken, von dem ja wohl Viele gern etwas hören. Er schrieb ihr in diesen ihren Leiden: „Was ist Ihnen denn auch, Ihnen persönlich, Übles geschehen, worüber Sie zu klagen hätten? Ich thue diese Frage an eine Seele, die nichts so sehr wünschet, als ihrem himmlischen Bräutigam immer ähnlicher zu werden. Hat man Sie nicht viel sanfter behandelt, als es Ihrem Bräutigam geschehen? Muß es Ihnen, dem Geiste nach, nicht Freude seyn, daß man Ihnen behülflich gewesen, Ihrem Bräutigam



ähnlicher und also auch wohlgefälliger zu werden? Schmerzen hatten Sie schon vorher viele mit Christo gelitten, aber der Schmach noch vergleichungsweise wenig. Bei der Dornenkrone fehlte noch immer der Purpurmantel und das Spottkleid. Noch immer fehlte das Geschrei: Weg mit dieser, weg zum Kreuze. Ich zweifle nicht, daß diese Gesinnungen die Ihrigen sind. Gelobt sey Jesus Christus.“

Nun noch einige andere Züge aus dem inneren contemplativen Leben dieser Klosterfrau. Ganz übereinstimmend mit der Erscheinung der Leidenszeichen des Herrn an ihrem Leibe zeigt sich durchgängig bei ihr eine Wirkung von Innen nach Außen, eine Darstellung der inneren Vorgänge am Leibe, die zwar erstaunlich, aber nicht allzu befremdend dem ist, welcher den Geist des Menschen für den eigentlichen Herrn im Hause in allen Fällen anzuerkennen gewöhnt ist. *) Wenn Katharina nach der Weise vieler frommen Christen, die ihr ganzes Leben zu einem steten Gottesdienste gestalten möchten, in ihrem äußeren Tagewerk das Sinnbild irgend einer Gottesverehrung gesucht hatte, so stellten im Gegentheil in der Zeit ihres ekstatischen Lebens ihre innere Beschauung und Gebetsarbeiten sich in Traumparabeln von Hauswirthschaft, Viehzucht, Feld- und Gartenbau u. dgl. dar. Ein Beispiel davon ist: Wenn sie als Bauernmädchen vielleicht beim Ausjäten des Unkrauts auf dem Felde gefleht hatte, es möge das Unkraut auf dem Kirchenfelde ausgejätet werden, so begab sich als Gegenstück davon, daß, nachdem sie einst mehrere Tage krank und mühselig seufzend in steter Ekstase gelegen hatte, wobei ihre Finger häufig wie pflückend zuckten, sie eines Morgens über Brennen und Jucken an Händen und Armen klagte, die man denn auch bei näherem Anschauen mit Nesselbrandblasen bedeckt fand. Sie bat darauf mehrere Bekannte, ihr Gebet in einer gewissen Angelegenheit mit dem ihrigen zu vereinigen. Am folgenden Morgen schmerzten ihre Finger und schienen wie von Arbeit entzündet. Um die Ursache gefragt, erwiderte sie: „Ach ich hatte so viele Nesseln im Weinberge auszuraufen und die bestellten Gehülfen rissen nur das Kraut ab; da mußte ich die Wurzeln mühselig aus dem steinigten Grunde herausbohren.“ Es fand sich aber später, daß ihr, die für mehrere Bisthümer betete, diese unter den Sinnbildern von verwilderten Weinbergen zur Bearbeitung angewiesen worden waren. — Gleicherweise wurden die körperlichen Verletzungen, welche sie etwa in ihren Traumwanderungen empfing, äußerlich an ihr sichtbar.

„Das Ziel dieser täglichen Pilgerträume war immer das gelobte Land, welches sie nach seinem jetzigen, wie nach seinem Zustande in alten Zeiten der heiligen Geschichte in großem Detail betrachtete; denn vor allen Personen ihrer Richtung zeichnete sie die Gnade einer bis jetzt unerhörten, objektiven Anschauung der

*) Auch die im Nachfolgenden mitgetheilten Erscheinungen dürften so ganz außerordentlich und unerhört nicht seyn. Etwas Ähnliches findet sich ja schon im gewöhnlichen, vielmehr aber im magnetischen Traume. Je innerlicher der Mensch, desto größer die Rückwirkung der Seele auf den Leib.

Geschichte des Alten und Neuen Testaments, der heiligen Familie und aller Heiligen, auf welche sich das Auge ihres Geistes richtete, aus." Dabei ist uns wichtig die Bemerkung des Verf., daß, obwohl sie einerseits diese Anschauungen keineswegs für bloße geistliche Belustigungen der Seele hielt, sie dennoch andererseits sie niemals auf das äußere Christenleben übertrug und ihnen nie einen wirklichen historischen Werth zuerkannte. *) „Äußerlich wußte und glaubte sie nichts als den Katechismus, die gewöhnliche biblische Geschichte, die sonn- und festtäglichen Evangelien und den Kalender, der ihr, als einer Schauenden, als das tiefsinnigste Buch erschien, welches ihr auf wenigen Blättern den Leitfaden darbot, Zeit und Natur von einem Mysterium der Erlösung zum anderen mit allen Heiligen feiernd zu durchwandern, um in dieser Wallfahrt mit dem Kirchenjahre alle Gnadenfrüchte der Ewigkeit in der Zeit zu erndten, zu bewahren und wieder auszutheilen, auf daß: „„dein Wille geschehe auf Erden so wie im Himmel.""

Wie denn überhaupt die heilige Geschichte in, ja gewissermaßen an Katharina sich erneuerte, so lebte sie dieselbe insonderheit im Kirchenjahre durch, denn für sie, in deren Seele und Leibe wie in weichem Wachse das Himmlische sich abdrückte, waren die kirchlichen Feste keine bloßen Erinnerungsfeste. „Die geschichtliche Grundlage jeder kirchlichen Handlung sah sie als einen Akt Gottes in der Zeit zur Herstellung der gefallenen Menschheit und da sie die Akte Gottes als ewige sah, so erkannte sie, daß dieselben, um dem Menschen in der endlichen Zeit, die gezählt wird, zu Gute zu kommen, in fortgesetzten Momenten in Besitz genommen werden und darum nach Anordnung Jesu Christi und des heiligen Geistes in seiner Kirche in Mysterien wiederholt und erneuert werden müssen. Alle heilige Handlungen und Feste waren ihr daher Gnaden der Ewigkeit, welche in jedem Kirchenjahre zu bestimmten Zeiten eben so wiederkehrten, wie die Früchte des Feldes und der Bäume in dem Naturjahre zu ihrer Zeit kommen, und sie war unermüdet, diese Gnadenfrüchte des Kirchenjahrs mit treuem Fleiß und reinen Händen dankbar zu sammeln, zu bewahren, zu bereiten, zu opfern für alle, welche arm an ihnen waren." **) So trat sie in das

*) In einigem Widerspruche hiemit steht das Folgende und zeigt, daß sie denn doch ihre subjektiven Anschauungen von der objektiven Geschichte nicht rein zu scheiden verstand: „Das Alte oder Neue Testament war nie von ihr gelesen worden, daher, wenn sie ermüdet ungern erzählte, sagte sie wohl: „„Lesen Sie es doch in der Bibel,"" und wunderte sich sehr, zu hören, daß dieses nicht darin stehe, man höre ja jetzt immer sagen, man solle nur die Bibel lesen, darin stehe ja Alles." Es bedarf keiner Bemerkung, wie der Stein, welchen der Erzähler durch diese mitgetheilte Äußerung seitwärts auf unsere Kirche wirft, auf ihn selbst zurückfällt. Wir werden nicht unterlassen, das Zeugniß von der universalitas und auch sufficientia der heiligen Schrift immer auf's Neue abzulegen und uns zu freuen, daß dieses Zeugniß auch in der Kirche des Verf. immer mehr Anklang findet und wenigstens im Stillen respektirt wird.

**) Mit Ausnahme des Irrthümlichen, an das diese Darstellung der Bedeutung des Kirchenjahres zum Schluß anstreift, werden viele Gläubige unserer Kirche auf's Innigste damit einverstanden seyn, denn es



Kirchenjahr ein mit lieblichen Bildern von der Vorbereitung Maria's zur Reise und dann mit täglichen Bildern ihres Weges nach Bethlehem mit Joseph, *) und schloß es alljährlich mit dem Bilde einer Kirchenabrechnung, wo ihr dann alle Versäumnisse der streitenden Kirche und ihrer Diener in diesem Jahre sinnbildlich gezeigt, wie viele Gnaden nicht gebaut, nicht geerndtet, sondern verschleudert oder verkommen seyen. — Hier tritt nun in der weiteren Relation des Verf. bei Anna Katharina eine Innigkeit des Mitgefühls mit der Kirche hervor, wobei sie sich mit derselben fast gänzlich identificirt, und es könnte dies wohl Manchem als Schwärmerei und Vermessenheit erscheinen, der zwar in ein persönliches Verhältniß zu Christo getreten, aber noch nicht dahin gekommen ist, so recht lebendig mit dem Ganzen zu leben.

Wir übergehen, um diese Mittheilungen nicht zu weit auszudehnen, die Traumallegorien Katharinen's, in welchen sich ihr, in Erweiterung biblischer Gleichnisse, die Natur in einer so tiefen Sinnbildlichkeit aufschloß, daß sie, auch als willkührliche Phantasiegebilde angesehen, dem christlichen Gemüthe noch immer höchst anziehend bleiben; wir übergehen die wechselweisen Traumbesuche **) und andere Erscheinungen des ekstatischen Lebens, um nur noch einer häufig bei ihr wiederkehrenden gedenken zu dürfen. Es ist nämlich durch lange sorgfältige Beobachtung als gewiß dargestellt worden, daß ihre Krankheiten oftmals aus übernommenem Leid für Andere entsprangen, das sie auf sich herüberstehte. „Diese Leiden Anderer stellten sich, unter dem schnellsten Wechsel sich entgegengesetzter Krankheitssymptome, an ihr als ihre eigene Krankheit dar, und waren als diese dem Arzte und seiner zeitlichen Wissenschaft preisgegeben, der das zu heilen strebte, was sie zu leiden lebte." So stellten sich mehrere Wochen lang alle Leiden der äußersten Schwindsucht ein und man erwartete täglich ihr Ende. Befremdend schien dabei an ihr eine große Reizbarkeit und besonders hatte sie mit dem Unwillen gegen eine Person zu kämpfen, die ihr seit Jahren fern stand. In dieser Zeit erschrack ein Freund nicht wenig, als sie sich plötzlich aufrichtend sprach: „Beten Sie die Sterbegebete mit

hat sich seit der neuen Erweckung des christlichen Lebens im protestantischen Deutschland, auch ein neuer Sinn für die tiefe Bedeutung des Kirchenjahrs aufgethan, der in Predigtsammlungen, Schulbüchern ꝛc. schon viel gute Früchte getragen hat.

*) In dieser Zeit stickte sie alle Jahre mit großer Mühe und Geschicklichkeit Nachts ohne Licht im Schlafe viele Windeln, Wämser, Mützen und Binden für die Kinder armer Wöchnerinnen, deren Stunde bevorstand, aus vielen Läppchen zusammen, welche sie dann Morgens hochverwundert im Schränkchen neben sich zierlich aufbewahrt fand. — Wir theilen diese Erscheinung nicht mit, als ob sie so gar unerhört sey, denn es ist ja bekannt, daß von Schlafwachen ꝛc. noch ganz andere Dinge producirt worden sind, sondern weil sie auf eine liebliche Weise den Zusammenhang der thätigen mit der beschaulichen Liebe bei dieser Frau darstellt.

**) Daß diese auch sonst vorgekommen sind, belegt der Verf. mit einem Beispiel aus Augustin. In der Seherin von Prevorst 1ster Th. S. 154. ist ein ähnlicher Fall zu lesen.

mir." Er that dies, und sie antwortete ganz rüstig aus der Litanei. Nach einer Weile ertönte die Sterbeglocke und es kam Jemand zu ihr, um Gebet für seine eben gestorbene Schwester bittend. Anna Katharina fragte unbefangen mit Theilnahme nach ihrem Leiden und Tode, da hörte der Anwesende die umständlichste Beschreibung jener Schwindsuchtskrankheit, in welcher Anna Katharina bis heute gelegen, und wie die Verstorbene aus Elend und Beängstigung sich gar nicht habe zum Tode bereiten können, aber seit ein paar Wochen sey ihr viel leichter gewesen und sie habe, den Unwillen gegen eine gewisse Person besiegend, sich mit dieser und dann auch mit Gott versöhnt, und sey unter dem Beistand derselben Person mit allen Sakramenten versehen in Frieden gestorben. Von da an war Katharinen's Schwindsucht vorüber, und als der Freund, erstaunt über den Zusammenhang ihres Leidens mit dem jener Verstorbenen fragte: „Ärgert Sie jene Person noch?" so erwiderte sie: „Ei behüte Gott, das kommt mir jetzt recht unvernünftig vor, aber, wie ist es möglich nicht zu leiden, wenn ein Glied meines Fingers leidet, wir sind Alle ein Leib in Jesu Christo." — Dergleichen Beispiele können im Buche noch mehr nachgelesen werden. *)

Nachdem der Glaube des Lesers in dem Vorhergehenden durch so vieles Außerordentliche in Anspruch genommen worden ist, würden wir es für einen Raub an ihm erachten, wollten wir nicht auch aus der schönen, erbaulichen Erzählung von dem Ende Katharinen's einen Auszug geben. Das Kirchenjahr 1824 hatte besonders schmerzlich für sie begonnen, und auch „das Christkind brachte ihr diesmal nur Schmerzen und Marterwerkzeuge" und so ging es fort bis zum 9. Februar, ihrem Todestage. Sie war bereits zum Tode bereitet, als Jemand an ihr Lager trat, der sie vielfach betrübt zu haben glaubte und um Vergebung bat. Sie schaute ihn staunend an und sprach

*) Auch diese außerordentlichen Erscheinungen finden ihre Analogien in der Geschichte solcher Menschen, die in einem erhöhten Nervenzustande oder überhaupt in einem Zustande des Innern lebten. Die Seherin von Prevorst besaß für die Krankheiten Anderer so ein feines Gefühl, daß sie bei Annäherung eines Kranken, schon ohne dessen Berührung, aber noch mehr nach derselben, sogleich die gleichen Gefühle an Ort und Stelle, wo sie der Kranke hatte, ohne daß sich dieser vorher ihr mündlich mitgetheilt hatte, fühlte, und zum größten Erstaunen ihm alle seine Leiden auf's Genaueste sagen konnte. Meistens fühlte sie neben der physischen Beschaffenheit eines Menschen auch seine psychische und namentlich auch die augenblickliche Stimmung von Trauer, Freude ꝛc. mit. Unter allen Belegen dazu, welche man Th. I. S. 195—198. bei Kerner selbst nachlesen kann, ist der auffallendste, daß sie durch Berührung eines Bandes, das ihr jene Frau zugeschickt hatte, welche indessen — was Niemand aus ihrer Umgebung, noch sie selbst wußte — gestorben war, nach vielen Schmerzen in völligen Scheintod verfiel. — Fand auch bei Anna Katharina eine äußere Vermittelung, wie hier durch Annäherung oder das Band, nicht statt, so wird man doch dem Gebet dieselbe Kraft zutrauen, um in eine solche physische und psychische Correspondenz zu setzen. Die Heilung der Gräfin v. M. durch die Seherin, S. 198—208., von Kerner ausführlich erzählt, kann diese Ansicht weiter noch unterstützen.



mit großem Ernst und dem Ausdruck der Wahrheit: „Es ist kein Mensch auf Erden, gegen den ich etwas hätte." — Schon in den letzten Tagen, da man ihren Tod stündlich erwartete, waren mehrmals einzelne Freunde in ihrer Vorstube, und da diese leise Worte von ihrer Geduld, ihrem Glauben u. s. w. zu einander flüsterten, die sie unmöglich hören konnte, klang plötzlich ihre flehende, sterbende Stimme aus ihrer Kammer heraus: „Ach um Gotteswillen, sprecht kein Lob von mir, das hält mich auf, ich muß dann Alles doppelt leiden, o beklagt mich nicht, o Herr! da fallen so viele neue schöne Blumen auf mich nieder." Die Blumen sah sie aber immer als das Vorbild der Schmerzen. Die Abweisung des Lobes ging aus ihrer Überzeugung hervor: „Gott allein ist gut, Alles muß bezahlt seyn bis auf den letzten Heller, ich bin arm und voll Schuld, ich kann Gott dies Lob nicht zahlen als mit Leiden in Vereinigung mit den Leiden Jesu Christi, lobt mich nicht, laßt mich sterben, verschmäht mit Jesu am Kreuze." Auch an diesem Tage, wenige Stunden vor ihrem Ende, nach welchem sie mit den Worten: „Herr, hilf doch! komme doch, Jesu!" mehrmals flehte, schien sie das Lob Anderer zu hindern, und sie ermannte sich daher nochmals kräftig mit folgendem Akte der Demuth protestirend: „Ich kann nicht sterben, da so viele gute Leute aus Irrthum Gutes von mir denken, saget doch Allen, daß ich eine elende Sünderin bin. Ach, könnte ich doch so laut rufen, daß alle Menschen es hörten, wie ich eine elende Sünderin bin, tief unter dem frommen Mörder am Kreuz, denn dieser und Alle damals hatten nicht so viel zu verantworten, als wir, weil wir alle Gnaden der Kirche haben!" (Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(England.) Die Mehrzahl der Bootsleute, welche bei der Mersey- und Irwell-Schifffahrt beschäftigt sind, hat an die Gesellschaft der Eigenthümer dieser Schifffahrt zu Manchester eine Bittschrift eingereicht, worin sie dringend bitten, am Tage des Herrn von der Arbeit entbunden zu werden, damit sie der Predigt des göttlichen Wortes, wovon sie bisher gänzlich ausgeschlossen gewesen seyen, beiwohnen könnten. Die Bittschrift wurde von der Gesellschaft sehr freundlich aufgenommen und die Billigkeit derselben in wohlwollendem und christlichem Geiste erkannt. In Folge dessen hörte der Handel am Sonntag auf diesen schiffbaren Flüssen sogleich auf und man hoffte, daß nach einiger Zeit auf der ganzen Ausdehnung der Wasserstraße die Arbeit würde eingestellt werden können. Die Fährleute bewiesen hierauf durch ihr Benehmen, daß ihre Bitte wirklich aus guten Beweggründen hervorgegangen war. Sie zeigten nämlich ihre herzliche Dankbarkeit für diese Wohlthat dadurch, daß sie unaufgefordert am Samstag Abend so lange arbeiteten und am Montag früh so zeitig anfingen, daß in den Verkehr nicht der mindeste Aufenthalt gerieth. Herrn Lingard zu Manchester, dem eifrigsten Beförderer ihrer Bittschrift, machten sie eine schöne silberne Theekanne und Kaffeekanne mit einer Zuckerschale und den dazu gehörigen Milchkännchen zum Geschenk, welche die Inschrift trugen: „Überreicht Herrn Eduard Atherton Lingard von den Fährleuten, die im Dienst der Gesellschaft von Eigenthümern der Mersey- und Irwell-Schifffahrt stehen, zum Andenken ihrer Hochachtung und Dankbarkeit für seine edlen und ernstlichen Bemühungen zur Beförderung ihres geistlichen und zeitlichen Wohles, 1834."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 28. März. № 25.

## Anna Katharina Emmerich.

(Eine Passionsblume.)

(Schluß)

Mit diesem schönen Bekenntniß einer, hier gewiß ganz lauteren, ungeschminkten Demuth, welchem bald darauf ihr Ende folgte, schließen wir die Relation und gern wollten wir hier die Feder niederlegen, wenn es möglich wäre, einen Beurtheiler von wahrem Beruf, wie etwa den verehrten Schubert, an unsere Stelle eintreten zu lassen. Doch, damit alle Gerechtigkeit geschehe, wollen wir uns auch dem nicht entziehen und geben, in Ermangelung eines Besseren, Folgendes:

Es gibt Leute, welche, versunken in die Eigenliebe, sich erhaben glauben über alle Thatsachen und sich durch ihr selbsterdachtes System so fest gemacht haben, daß sie sich keine Thatsache etwas anfechten lassen. Das sind verzweifelte Leute und du kommst mit ihnen nicht weiter, wenn du sie auch dahin bringst, hinter ihrem Schreibtische, wo sie, was geschehn könne und dürfe, zu construiren belieben, hervorzukommen und die Sachen selbst in Augenschein zu nehmen. Sie glauben nicht, wenn sie auch Zeichen und Wunder sehen und liefern den Beweis, warum Gott mit Zeichen und Wundern so sparsam sey. Sie haben eine eiserne Stirn, lassen im besten Falle die Thatsachen stehen, aber als etwas, das sie weiter nicht angeht, denn es will ihnen zu schwer ein, die Fündlein ihrer vorgefaßten Meinungen, die gegen die Thatsachen zu hart anlaufen, fahren zu lassen. Solche Leute stehen im Banne, im Bann der Eigenliebe. Von ihnen muß man es sich gern gefallen lassen, des krassesten Aberglaubens bezüchtigt zu werden, wenn man die Wahrheit der oben erzählten Thatsachen, da sie also verbürgt ist, anzuerkennen sich nicht weigert. Wem die Auferstehung des Gekreuzigten eine Thorheit und ein Ärgerniß ist, der würde seine Finger in die Wundenmaale des Herrn gelegt, aber dessenungeachtet lieber dem Gerede der Feinde Jesu, Matth 28, 13., beigepflichtet haben. Muß nun der hochgelobte Herr solches leiden, warum soll man sich so sehr entrüsten, wenn jene geringe Magd des Herrn, welche die Zeichen seines Leidens an ihrem Leibe trug, deshalb eine Betrügerin oder sonst was gescholten wird. So viel und mehr nicht gegen eine heut zu Tage zahlreiche Klasse von Leuten, gegen die wir uns noch mit dem bekannten: factum infectum fieri nequit! verwahrt haben wollen.

Nicht abläugnen diese Thatsachen, aber doch ein sehr ungünstiges Urtheil darüber fällen würde eine andere von der ebengedachten himmelweit verschiedene Klasse von Lesern, die aber wohl mehr der strengrichtenden Vergangenheit als der zur Vermittelung allzugeneigten Gegenwart unserer Kirche angehört. Wer die lautere Wahrheit von ganzem Herzen lieb hat und sich alles Ernstes auch vor einem wenig Sauerteig, als welches oft den ganzen Teig versäuert, hütet, kann oft dahin kommen, daß er denen, welche wiedergeboren aus dem lebendigen Samen des Wortes Gottes, dennoch manches Abergläubische und Irrthümliche aus ihrer Kirche gleich einem Muttermaale an sich tragen, Unrecht thue und das Werk Gottes an ihnen verkenne. So hätte es wohl geschehen können, daß das Außerordentliche, was die Nonne von Dülmen erfuhr und that, früherhin um der Beimischung von Irrthum, der sich auch dabei finden mag, als teufliſches Blendwerk angesehen worden wäre und man hätte sich in der Römischen Kirche insofern darüber nicht zu beschweren, da ähnliche Unbill, nur absichtlicher und mit offenbarem Wohlgefallen an allerlei Lügengedichten gegen die treusten Diener unserer Kirche geübt worden ist.

Wenn wir nun aber, im Gegensatz zu solchen Urtheilen, an die Wahrheit der mitgetheilten Thatsachen zu glauben bekennen und den Grund in dem tiefen geistlichen Leben suchen, in welchem jene fromme Nonne stand; so wird uns hoffentlich Niemand die Zumuthung machen, um deswillen auch das ganze System der Kirche, der sie angehörte, folgerecht anerkennen zu müssen. Diese Zumuthung wäre wirklich etwas stark und es könnte uns, um die Sache einmal auf die Spitze zu stellen, zuletzt wohl auch zugemuthet werden, dem Schamanismus zu huldigen, weil wir zugeben, daß die schamanischen Priester in ihren Entzückungen wirklich eine gewisse Seherqabe besitzen. Oder, um eine weniger grelle Vergleichung zu wählen, warum verwerfen denn die Katholiken die Jansenisten, da sie doch die Wahrheit der auf dem Kirchhofe des heiligen Medardus geschehenen Wunder *) nicht in Abrede stellen können? — Wir meinen daher, alle dergleichen wunderbare Erscheinungen sind an sich etwas völlig Indifferentes und beweisen für das, was solche Personen, an denen sie sich kund geben, sonst glauben oder sagen mögen, gar nichts. **) Sie können daher eben so gut in Verbindung mit der Lüge als in Verbindung mit der Wahrheit hervortreten, wie es denn unstreitbar in der Gewalt guter und böser höherer Mächte steht, sich des erregten höheren Lebens der

*) Dargestellt in dem Buche: La verité des miracles, operés par l'intercession de Mr. de Pâris et autres appellans etc. par Carré de Montgeron, 1745.

**) Es ist ein Verdienst der Erfahrungen, die auf dem Gebiet des Magnetismus gemacht worden sind, diese Wahrheit in das rechte Licht gestellt zu haben. 5 Mos. 13, 1—3. und Matth. 24, 24. haben dies längst ausgesprochen und nur ein Mißverstand der Apologetik konnte die Exegese veranlassen, diese Stellen anders zu deuten.

Menschen zu bemächtigen, obwohl nicht willkührlich, denn es steht wiederum bei dem Menschen, wem er sich zu eigen geben will. So bleibt denn die lautere, geoffenbarte göttliche Wahrheit das einzige Richtmaaß für solche Erscheinungen, weil die Maaße menschlicher Vernunft dafür zu kurz sind. Sie wollen gewogen seyn mit dem Seckel des Heiligthums.

Demnach sehen wir in den wunderbaren leiblichen und seelischen Erfahrungen und Gaben der gottseligen Katharina Emmerich nichts anders als Erscheinungen des inneren Lebens, wie sie zu keiner Zeit gefehlt haben, die aber hier ganz in dem Gewande eines kirchlichen Bekenntnisses und zwar zufälliger Weise des katholischen auftreten. *) Wenn da nun auch manches confessionell Irrthümliche beigemischt seyn mag, so ist doch auf der anderen Seite zu gedenken, daß die Katholische Kirche doch auch einen bei weitem größeren Schatz göttlicher Wahrheit in sich trägt; wenn sich auch in den Gesichten ꝛc. der Anna Katharina manches subjektiv Willkührliche finden sollte, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie sich mit ganzer Seele in die großen Objekte des Glaubens auf eine seltene Weise vertieft hatte. Also nicht als eigentliche göttliche Wunder und Gnadengaben, eben so wenig aber als Betrug und Teufelsspiel erscheinen uns die mitgetheilten Thatsachen, sondern wir sehen in ihnen natürliche Begebenheiten auf dem Gebiete des inneren Lebens, bei denen wir die Gnade als mitwirkend gern anerkennen wollen. Aber wir bescheiden uns, bei dieser Mischung von Natur und Gnade die Gränzlinien genau bestimmen zu wollen. — Glaubten wir uns nicht berechtigt, ein solches Gnadenwerk in Katharina anzunehmen, oder sie für eine wahrhaft bekehrte Seele zu halten, so hätten wir mit der ganzen Erscheinung nichts zu schaffen und müßten sie der Beurtheilung des physischen und psychischen Arztes zuweisen; aber bei dem unläugbaren Vorhandenseyn eines solchen Gnadenwerks, sind uns die wunderbaren Dinge, die ihren Namen sogar in der Welt bekannt gemacht haben, nur das Beiwerk, die seelische Form, in welcher der Geist sich offenbarte. Nehmen wir diese Form hinweg, so stoßen wir auf denselben christlichen Kern, der, um die Beispiele nur aus der Römischen Kirche zu nehmen, bei Anna Katharinen's außerordentlichem Gewissensrath Overberg und bei ihrem Freunde Sailer in ganz anderer Form des christlichen Glaubens und Lebens zu Tage kam. **) Die barmherzige Schwester in ihrem mühseligen Dienste lebt das Leiden des Herrn, das jene betend und leidend schaute; aber genau gesehen, ist beides eins, nämlich wo der rechte Grund da ist, denn eben so wenig als die thätige Jesusliebe denkbar ist ohne Schauen dessen, der uns vor die Augen gemalt und unter uns gekreuzigt ist, eben so wenig ist die beschauliche unthätig, man müßte denn die innere Arbeit nicht Arbeit nennen wollen. In den Kreaturen der Gnade erscheint in der Gegenwart des

*) Daß damit nicht gesagt werden soll, es sey der christliche Glaube nur die Form, nicht das Wesen ihres Lebens gewesen, wird das Folgende zeigen.

**) Auch der Verf. des Lebensabrisses sieht in Anna Katharina nur eine besondere Richtung des christlichen Lebens ohne Verkennung anderer.



unvollkommenen Lebens der Lichtstrahl, der nur in Einem Menschen in völliger Einheit leuchtete, in siebenfältiger Farbenbrechung, aber die Farbe läßt auf das Daseyn des Lichtes mit Recht rückwärts schließen. Man erlaube noch ein Bild. Die vom Schöpfer der Erde anvertraute reiche Triebkraft wuchert nicht bloß in gewürzigen Heilkräutern, sondern sie stellt auch scheinbar spielend in der Passionsblume wundersame Bilder unserem Auge dar. Einer solchen mit den Zeichen der Leiden des Herrn bekleideten Passionsblume möchten wir Anna Katharina vergleichen, aber eben darum können wir sie nicht bloß für einen Gegenstand interessanter Betrachtung halten, sondern müssen mit der Ehrfurcht, die Allem gebührt, was auch im Bild und Gleichniß nur an die Leiden des Herrn erinnert, bei ihr weilen.

Hierauf sey es vergönnt, uns fremder Hülfe zu bedienen, um über zwei Hauptpunkte aus dieser Geschichte einigen Aufschluß zu geben. „Wenn die Zeichen der Leiden des Herrn, welche Anna Katharina an ihrem Leibe trug, nicht als eigentliche, durch göttliche Wirkung ihr mitgetheilte Gnadenzeichen zu betrachten sind, wie haben wir uns die Entstehung derselben zu denken?" Statt der Antwort theilen wir einen ganz kurzen Aufsatz aus den Blättern von Prevorst (vierte Samml. S. 152.) mit, der von ehrenwerther Hand herrührt und die Aufschrift führt: Zur Geschichte Stigmatisirter. „Von einem glaubwürdigen Freunde aus Moskau wurde dem Einsender Folgendes erzählt: Als die Franzosen im Russischen Kriege nach Moskau kamen, so begegneten ein Kosacke und ein Franzose einander in einer Sackgasse (ohne Ausgang) und kämpften mit einander. Ein dortiger Einwohner hatte sich in dieselbe Gasse geflüchtet und konnte nicht heraus, gerieth bei dem Anblick des Gefechts in tödtliche Angst und als dieses vorbei war und er nach Hause kam, so befanden sich an seinen Armen und übrigem Körper dieselben Wunden, die der Kosacke dem Franzosen gegeben hatte, so daß er blutete und sich heilen lassen mußte. Der Erzähler setzte hinzu: Wie bei der Nonne zu Dülmen! Diese Vergleichung ist sehr richtig, denn das wirkende Mittel, wodurch diese Stigmatisirte ihre Wunden erhielt, war eine fromme Imagination, welcher ein Gleiches in Absicht auf die Stigmata Francisci schon bei Cornelius Agrippa (I. 64.) zugeschrieben wird. Sie ist das Mittel, obgleich, wie zu allen Dingen, eine besondere Schickung oder Zulassung dazu gehört. Es geschieht keine Wirkung weder auf die Seele, noch von ihr aus auf den Körper, ohne jenes mächtige Vermögen, das die Gestalt wie die Gesinnung des Menschen oft plötzlich zu ändern vermag und dessen sich gute und böse Mächte zu ihren Zwecken am Menschen bedienen." — In Bezug auf eine Recension im Morgenblatte, in welcher gesagt worden war, daß, wenn man solche Geschichten im Ernst glaube, man offenbar auf dem Wege zurück zum allerdicksten und allerdunkelsten Aberglauben sey, fügt der Verfasser obigen Aufsatzes (V. a. Pr. fünfte Sammlung S. 19. 20.) folgende Rechtfertigung hinzu: „Der Mittheiler jenes Geschichtchens hat nicht gesagt, daß er es im Ernst glaube, aber auch nicht geläugnet, daß er es im

Ernst für möglich halte. Hiedurch ist er keineswegs zurück auf dem Wege zum allerdickſten und allerdunkelſten Aberglauben, vielmehr erklärt er das, was der Aberglaube für absolut göttlich zu halten geneigt ist, aus der Kraft der Imagination. Unzählige Beiſpiele, wozu die unwiderlegbaren Muttermaale gehören, beweiſen, was die Einbildungskraft auf den Menſchenleib wirken, wie ſie ihn beſchädigen, entſtellen, verwandeln kann." — Hiezu ſetzen wir noch einen an demſelben Orte angeführten Ausſpruch Schubert's: „Die Seherin von Prevorſt wurde durch Berührung mit einem fremden kranken Körper ſo ganz in die Natur deſſelben verbildet, daß ſie in hohem Maaße alle Leiden, alle Schmerzen deſſelben fühlte, und daß an ihrem Leibe, auch dem Arzte und allen Umſtehenden ſichtbar, alle die krankhaften Erſcheinungen hervortraten, wozu die Anlage und Neigung im fremden, von ihr mittel- oder unmittelbar berührten Körper war. In einigen anderen Fällen hat die Verbildung der Seele in eine oft mit Rührung betrachtete Geſtalt an der äußeren Hautfläche, ſtatt der fremden Wunden blutende Stellen (Stigmata) hervortreten laſſen, und in den eigenen Körper die Schmerzen des anderen übergetragen."

Dieſe Bemerkungen können zur Erklärung nicht der Stigmen allein, ſondern mehrerer ſeltſamer Zuſtände bei Anna Katharina dienen, und wir haben ihnen nur ein Weniges beizufügen. „Alſo nur ein Werk der Einbildungskraft?" könnte nach dieſen Erläuterungen Mancher fragen. Dem aber möchten wir zu bedenken geben, erſtens, daß obige Schriftſteller „Einbildungskraft" nicht etwa bloß in dem Sinne nehmen, wonach ſie als das willkührlichſte aller Seelenvermögen im gemeinen Leben in einen großen Verruf gekommen iſt, ſodann, daß ſie nicht bloß im Erkenntniß- oder Gefühlsvermögen, ſondern eben ſo ſehr auch im Willen ihren Sitz habe und daß die Liebe inſonderheit es ſey, welche das Sichverſetzen des Einen in den Anderen möglich macht. Demnach iſt es für die ſittliche Beurtheilung des Menſchen von großer Wichtigkeit, zu wiſſen, womit ſeine Einbildungskraft — denn unthätig iſt ſie bei keinem — ſich vornehmlich beſchäftige. Man darf gewiß ſagen: Wo dein Schatz iſt, da iſt auch deine Einbildungskraft. Die Anwendung auf den vorliegenden Fall liegt zu nahe, als daß ſie noch hinzuzufügen wäre.

Von derſelben Hand, der wir die Mittheilung des obigen Geſchichtchens aus Moskau nebſt der beigefügten Bemerkung, welche wahr bleibt, wenn es auch die Geſchichte nicht ſelbſt ſeyn ſollte, verdanken, rührt auch eine Anzeige des vorliegenden Buches in den Blättern a. P. (fünfte Samml. S. 148 ff.) her, und wir bekennen gern, unſere Anſicht über das Buch, nur tiefer begründet, darin wiedergefunden zu haben und derſelben manche Belehrung zu verdanken. Darum können wir es uns nicht verſagen, auch aus ihr zur Aufhellung eines wichtigen Punktes eine Stelle mitzutheilen. Wenn nämlich bei Betrachtung der Geſichte, Leiden und Erfahrungen der frommen Emmerich ſich Mancher an den confeſſionellen Irrthümern ſtoßen und Dies und Jenes für ſubjektive Willkühr halten möchte, ſo höre er aus dem Munde jenes verehrten Mannes, der dafür auch nicht blind war, Folgendes: „Der Seher ergreift das Objekt häufig in ſubjektiven Formen, worin es ſich für ihn abdrückt, um ihm faßlich zu werden." — — „Das reine Schauen iſt hienieden nicht, iſt etwa nur ſtückweiſe und für niedere Gegenſtände vorhanden. Dieſelbe Einbildungskraft, welche als inneres Auge unentbehrlich iſt, hat ihre Augenſchwächen, ihre Eigenheiten von Natur oder durch Angewöhnung. Darum iſt uns ein Buch gegeben, nach welchem Alles zu prüfen iſt, was in ſpäterer Zeit als pneumatiſch auftritt. Nur was in der durch den heiligen Geiſt für die Kirche ausgeſchiedenen zwiefachen Schriftenſammlung geſchrieben ſteht, was hiernach einem Moſes, einem Jeſaias, einem Johannes von höheren Anſchauungen gegeben werden, iſt rein, iſt gewiß und vollkommen, obwohl es zum Theil auch noch Bildervorhang iſt. Es iſt univerſal, während meiſtens die ſpäteren Seher partikulariſtiſch ſehen, je höher und entfernter die Gegenſtände ihrer Beſchauung ſind. Denn die Wahrheit iſt ein Manna, das allerlei Geſchmack gibt, wie es einem Jeden mundet, und manchmal hängt ſich beim Sammeln auch noch von dem Staube der Wüſte daran. Man canoniſire alſo nicht zu ſchnell, was dieſe oder jene heilige Seele geſchaut hat, ſondern man richte es der apoſtoliſchen Verordnung gemäß (1 Cor. 14, 29., Röm. 12, 7., 1 Theſſ. 5, 20. 21.) nach dem unfehlbaren Canon. Denke man ſich alſo hier eine in der Römiſchen Kirche aufgewachſene, mit ihren Lehren, Traditionen und Gebräuchen immer vertrauter gewordene gottſelige Perſon, umgeben von gleichgeſinnten Kirchengenoſſen, durch ihr ganzes Verhältniß, durch kindliche Liebe zu ihrer geiſtlichen Mutter, durch Vieles, was ſie im Leben ſieht und hört, geneigt und gewohnt, ihre Kirche für die allein rechtgläubige, begnadigte, ſeligmachende, kurz — nach jener anmaßlichen Benennung — für die Kirche zu halten, und man wird eine Emmerich leicht entſchuldigen, erſtlich, daß ſie oft in den Formen und nach den Sagen ihrer Kirche ſieht, und zweitens, daß ſie ungerechte Blicke auf andere Kirchen und deren Kinder werfen kann, wenn" — wird mit nicht ganz ungerechtem Mißtrauen hinzugefügt — „wenn dergleichen auch buchſtäblich von ihr herrührt." Dieſe wichtige Auseinanderſetzung ſteht in beſonders nahem Bezug auf die in dieſem Buche mitgetheilten Betrachtungen der Leidensgeſchichte des Herrn, in welchen man der Römiſch-katholiſchen Chriſtin überall begegnet, und gibt eine gute Anleitung, wie man beim Leſen derſelben eine ſtrenge, aber doch nachſichtige Kritik zu üben habe. — Einen beſonderen Anſtoß wird an manchen Ausdrücken in dem vorliegenden Lebensabriß derjenige evangeliſche Chriſt nehmen, dem es zum vollen Bewußtſeyn gekommen iſt, wie viel darauf ankommt, daß die Lehre von der Rechtfertigung, dieſes theure, durch die Reformatoren wieder an's rechte Licht gebrachte Kleinod, unverſehrt erhalten werde. Je weniger es unbekannt iſt, welcher verderbliche Irrthum durch die Vermengung des Verdienſtes Chriſti mit den Verdienſten der Heiligen in die Kirche eingedrungen iſt, deſto mehr müſſen wir darüber halten, daß das Leiden und Thun des Heilandes als etwas Einziges und weſentlich von allem Anderen Verſchiedenes erkannt werde. Bedenklich klingen daher Ausdrücke, wie die nicht ſelten wiederkehrenden: „Sie gab ſich, irgend eine Schuld oder Noth

zu tilgen, Gott hin, und der Herr, ihr Opfer annehmend, ließ sie jene Schuld in irgend einer entsprechenden Krankheitsform als Sühnung derselben in Vereinigung mit den Verdiensten seines bittern Leidens tilgen" (S. XI.). Richtiger schon, obgleich noch dem Mißverständniß ausgesetzt S. XXXVI.: „Indem sie Jesu ihr Kreuz in Liebe nachtrug, war alles ihr Thun auch ein Leiden und alles ihr Leiden vereinigt mit den Verdiensten seines Leidens ein Gott wohlgefälliges Opfer." Wir wissen nur, daß das unvollkommene Thun und Leiden des Gläubigen um des vollkommenen Gehorsams Christi willen von Gott mit Wohlgefallen angesehen werde, aber von einer verdienstlichen, sühnenden Kraft desselben wissen wir nichts. Wir wissen, daß derselbe, der es geboten, es auch den Seinen möglich machen werde, daß Einer des Anderen Last trage, und dies vielleicht in einem tieferen umfassenderen Sinne, als man gewöhnlich meint, aber das bleibet doch fest, daß kein Bruder in seiner Liebe den anderen erlösen könne. Daher sagt in des Verf. Sinne das (bei ihm sehr beliebte) Mitleiden mit Christo zu viel und wir möchten es daher, ohne die Gemeinschaft der Leiden, in welcher das Haupt mit den Gliedern steht, und welche z. B. Colossi. 1, 24. sehr entschieden ausgesprochen wird, zu verkennen, nur ein Nachleiden nennen.

Indem wir aber glauben, in diesem bedenklichen Punkte mehr der Auffassung und Deutung des Verf. die Schuld beimessen zu müssen, können wir zugleich einen Wunsch nicht unterdrücken. Der Verf. deutet an, daß er eine ausführlichere Lebensbeschreibung der Katharina Emmerich zu liefern sich vorbehalte. Wir gestehen, daß wir mit gewiß Vielen uns darauf freuen, wünschen aber auch dem Verf. die Selbstverläugnung dazu, welche einem geistvollen Biographen gewiß eben so schwer wird, als sie ihm wohl ansteht. Durch eine zu reiche Zuthat eigener Reflexionen wird die Klarheit des Bildes getrübt und seine Treue verdächtigt und durch die namentlich mit pikanten Wortspielen und Vergleichungen überladene Form der Darstellung die Einfalt der Erscheinung gestört. Daß die heiligen Evangelisten bei der Darstellung der Geschichte des Herrn es über sich gewinnen konnten, aller eigenen Gedanken dabei sich gänzlich zu enthalten und das tiefe Gefühl, das sie sicherlich bei der Aufzeichnung hatten, ganz in sich zu verschließen, ist uns kein geringes Zeichen dafür, daß sie als Gottesmänner, getrieben vom heiligen Geiste, schrieben. Dem natürlichen Menschen ist solches unmöglich, denn er meint, die Wahrheit bedürfe seiner.

Was ist es aber, was aus dem Bilde, das wir dem Verf. verdanken, mit so rührender Gewalt uns anspricht, daß nichts unsere Aufmerksamkeit davon abzuziehen im Stande ist? Ist es nicht die selbstverläugnende, innige Liebe zum Herrn, welche uns in der Beurtheilung manches Irrthums in der Lehre milder zu stimmen, mit deren Mangel aber auch die strengste Rechtgläubigkeit uns nie zu versöhnen vermag? In dieser Innigkeit



der Liebe empfand Anna Katharina die Leiden des Herrn so mit, daß sie auf sie selbst übertragen wurden und an ihrem Leibe sich abbildeten; in dieser Liebe lebte sie gleichsam nicht mehr in der Welt, sondern nur noch in der Kirche, dem Leibe des Herrn, und so, als lebendiges Glied am Leibe lebend, fühlte sie auch, was den ganzen Leib oder einzelne Glieder desselben anging, bis zur eigentlichen Leidenstheilnahme mit; in dieser Liebe ward ihr die Zeit und der Schauplatz der großen Offenbarungen des fleischgewordenen Wortes gegenwärtig und ihre Betrachtungen der heiligen Geschichte wurden zu Anschauungen. Es mag seyn, daß uns hier etwas Krankhaftes, eine überreizte Empfindlichkeit im Spiele zu seyn, daß Katharina zu sehr bei dem sinnlichen Eindruck der Leiden des Herrn zu verweilen scheint, aber ist unsere abstrakte, kalte Liebe die reine und gesunde? ist es nicht etwa vielmehr Sinnlichkeit, welche der Betrachtung der Leiden des Herrn ausweicht? rührt es, wenn das Himmlische sich uns nicht so anschaulich aufschließt, etwa daher, daß wir dem Irdischen zu wenig abgestorben sind? Wer dies erwägt, wird bei dieser Selbstprüfung so viel zu thun finden, daß er dieser Sensitiva und Passionsblume gern auch einen Platz im großen Garten Gottes gönnt.

## Nachrichten.

(Brittisch Amerika. Vereinigung der Brittischen und Kanadischen Methodisten.) Bis zum Jahre 1828 standen die Methodisten Kanadas in Verbindung mit denen der Vereinigten Staaten; in jenem Jahre wurden sie auf gemeinsame Übereinkunft eine selbstständige Körperschaft. Sie suchten jedoch, aber ohne Erfolg, von ihren alten Freunden einen General-Superintendenten für sich zu erhalten. Da sich ihre Bemühungen, ihre ökonomischen Verhältnisse selbst zu ordnen, fruchtlos erwiesen und der große Zudrang von Auswanderern aus Britannien auch viele Methodisten nach Kanada führte, welche eine innige Anhänglichkeit an die vaterländische Gesellschaft hatten, so wurden Unterhandlungen mit dem Wesleyschen Gemeinderath angeknüpft, welche zur Vereinigung der Brittischen und Kanadischen Conferenzen führten. In Kanada sind 16,039 Methodisten. Die methodistische Missionsgesellschaft von Ober-Kanada bildete sich zur Hülfsgesellschaft der Wesleyschen Missionsgesellschaft in England.

(Vereinigte Staaten. Methodisten.) Die Angabe über die Zahl der Methodisten, die wir aus dem Amerikanischen Almanach S. 32. des vorigen Jahrgangs unter Nr. 15. mitgetheilt haben, muß sich schon auf frühere Zeit beziehen. Denn nach den authentischen Bekanntmachungen der Conferenz für 1833 zählten die Methodisten der Vereinigten Staaten 619,771 Seelen, nämlich 539,049 Weiße, 78,475 Farbige und 2,247 Indianer. Dies ergibt im Vergleich mit dem vorangehenden Jahre 1832, wo 467,771 gezählt wurden, eine Vermehrung von 71,178 Mitgliedern. Die Zahl der Reiseprediger hat ebenfalls um 200 zugenommen, so daß jetzt im Ganzen 2,400 sind, darunter 168 Superintendenten. Ein außerordentlicher Zuwachs im Zeitraum eines einzigen Jahres.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 1. April. № 26.

## Über den Ausspruch des heiligen Augustin's: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas [Im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe] — in Beziehung auf die wieder hervorgehobenen Gegensätze in den Confessionen der beiden Evangelischen Schwesterkirchen.

Der eben angeführte Spruch Augustin's hat nicht nur die glänzende Gestalt einer tiefen Sentenz, sondern auch etwas Schlagendes für das christliche Gefühl. In ihm scheint die goldene Regel gegeben zu seyn, nach welcher der Kirchenfriede verwaltet werden muß, und nach welcher eine große Union der Gläubigen aller kirchlichen Partheien auch äußerlich gestiftet werden könnte. Und doch hat dieses köstliche Wort, wenn man es genauer betrachtet, viel Unbestimmtes, und wird also in demselben Maaße, wenn man es anwendet, Vieles unbestimmt lassen.

Die Sentenz ist ohne Zweifel zu beziehen auf kirchliche Dogmen und Institute.

Darin aber scheint die erste Unbestimmtheit derselben zu liegen, daß man gewissermaßen die drei Vorschriften mit den drei vorangestellten Fällen dreimal anders verknüpfen könnte, ohne daß sie aufhörten, richtig zu seyn; oder daß man jedes Subjekt mit den drei Prädikaten durcheinander rütteln könnte wie die bunten Farbenstücke in einem Kaleidoskop, ohne daß häßliche Bilder aus den neuen Verbindungen entständen. Nichts ist gewisser, als daß die caritas, die in omnibus statt finden soll, auch zur Regel gemacht ist für die Behandlung der dubia und necessaria. Es ist ferner wenigstens ein Ziel aller Christen, in allen Stücken eines Sinnes zu werden, nach der Ermahnung des Apostels Paulus: habt einerlei Sinn; demgemäß aber müßte es heißen: in dubiis, in necessariis, in omnibus unitas. Und wenn man wohl festhält, sogar daß die christliche Excommunikation, von einer Seite betrachtet, nur als eine Freigebung der Gewissen an die Irrthümer oder Verkehrtheiten ihrer eigenen Wahl erscheint, und allem Gewissenszwange grade entgegengesetzt ist, daß die Kirche Christi die Welt nur durch das Wort Gottes zu bekehren sucht, und die Abtrünnigen oder Unbußfertigen nur durch das ausschließende Wort an die Welt, und unter ihren Fluch zurückgibt, so ist es nicht gewagt, in diesem Sinne die Regel aufzustellen: in necessariis libertas, in dubiis libertas, in omnibus libertas.

Aber diese Unbestimmtheit fällt weg, oder führt uns vielmehr zu einer genaueren Bestimmung über die Anwendbarkeit des Augustinischen Spruchs, wenn wir nur bedenken, daß Augustin nach der Kraft und Tiefe seines Geistes ein solches zerfließendes Scheinbild von Sentenz schwerlich aufstellen konnte. Er konnte es nicht verkennen, daß es für die Gemeinde der Gläubigen eine gewisse Aufgabe bleibt, nach der vollen Harmonie aller Ansichten in ihrer Mitte zu streben, und keine dubia in ihrem Schoße zu behalten, und daß dieses Ziel in der triumphirenden Kirche wirklich erreicht ist, da man sich diese wohl in unendlicher Gliederung der Gnadengaben, aber ohne alle Reibung dogmatischer Differenzen denken muß. Auch das mußte ihm nach seinem eigenen Lebensgange nahe liegen, daß die Gläubigen mit den Kindern dieser Welt, und eben so mit Ketzern und Schismatikern nur dann auf die rechte Weise lockend oder bekämpfend verfahren, wenn sie ihnen die Gewissensfreiheit unverkümmert zugestehen. So ist also diese Augustinische Regel wohl darauf zu beschränken, daß sie die äußere Grundbedingung für die äußere christliche Kirchengemeinschaft angibt, oder daß sie die richtige Mitte feststellt, in welcher die Kirche strenge Bestimmtheit und christliche Freisinnigkeit in der Lehre und in ihren Instituten mit einander verbinden soll. Wenn gefragt wird, wodurch soll die Kirche sich bewahren vor schismatischer Zerrissenheit einerseits, und vor ketzerischer Verwüstung andererseits; vor dem Papstthum des Buchstabens, welches den Geist tödtet, und vor dem unbiblischen Spiritualismus ungebundener Geister — wonach soll sie sich richten, wenn sie einerseits verstörende Arbeiter auf ihren Lehrstühlen nicht dulden, und andererseits berufene Geister, welche die Entwickelung der christlichen Wahrheit weiter fördern, durch Symbole nicht knechten will — oder wann ist eine Union unter dissentirenden Partheien zur Reife gekommen; oder wann muß gegen anders Lehrende ein Schisma öffentlich ausgesprochen werden — oder was hat den einzelnen Christen zu leiten, wenn er sich in der Anerkennung seiner Glaubensbrüder nicht durch laxes oder zelotisches Wesen versündigen will? — in solchen und vielen ähnlichen Fällen gibt der Ausspruch Augustin's immer eine treffliche Antwort: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

Nun aber tritt uns eine andere Unbestimmtheit dieser Sentenz entgegen in den Fragen: Was sind necessaria? was sind dubia? Es hilft uns wenig, wenn wir sagen: die necessaria sind Fundamentalartikel, denn jetzt entsteht wieder die Frage: welche Artikel sind fundamental? Wir sind weit entfernt davon, zu behaupten, daß diese Frage nicht bestimmt und bündig beantwortet werden könnte. Könnten wir unsere Fundamentalartikel nicht angeben, so müßten wir kein Fundament haben, keinen Eckstein, auf welchen wir erbaut wären als lebendige Steine zum heiligen Tempel. Aber es ist ein Anderes, diese Grundartikel zu bekennen im Frieden der inneren Kirche, und ein Anderes, sie festzustellen im Streite der äußeren. Die Ungläubigen,

welche nicht auf den Grund alles Heils bauen wollen, mögen eben so wenig von christlichen Grundwahrheiten hören, gegen sie ist also mit der Augustinischen Sentenz nichts anzufangen. Man muß ihnen eine andere libertas gewähren als diejenige, welche Augustin meinen kann — nämlich die Freiheit, außerhalb der kirchlichen Gemeinschaft zu lehren, was sie wollen. Nicht die caritas der brüderlichen, sondern die der allgemeinen Liebe gebührt ihnen. An die unitas mit ihnen ist gar nicht zu denken. Aber auch unter denen, welche mit einander von Herzen bekennen, daß Christus ihnen von Gott gemacht sey zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung, kommt es so leicht nicht zur Verständigung, wie die Augustinische Sentenz zu fassen und anzuwenden sey. Den besten Beweis dafür liefert das Schisma in der Evangelischen Kirche, das in den gläubigen Vätern dieser Kirche entstanden ist, die doch das Augustinische Unionswort wohl kannten. Oder man erinnere sich an die Differenzen zwischen den Hallischen Pietisten und Zinzendorf, zwischen Bengel und den Herrnhuthern, zwischen diesen und den Methodisten, die zum Theil wenigstens in dem Sinne aufgefaßt wurden, als beträfen sie Fundamentalartikel, und müßten eine kirchliche Trennung begründen. Die Differenzen, welche in der neuesten Zeit zwischen einzelnen christlichen Theologen statt gefunden haben, können wir nicht hieher rechnen, da die Wortführer denselben stets mit großem Ernst bevorwortet haben, daß sie sich fortwährend als Genossen eines Glaubens anerkennen würden. Aber wenn auch in unserer Zeit unter den wärmsten Bekennern des Evangeliums die Frage ausgemacht werden sollte, was auf dem Gebiete kirchlicher Dogmen und Institute zu den necessariis, und was zu den dubiis zu zählen sey, so würde sich eine große Verschiedenheit der Bestimmungen ergeben.

So scheint uns also die Augustinische Regel wiederum unbrauchbar zu werden. Aber dieser Schein verliert sich, wenn wir bedenken, daß doch eigentlich nur die Gränze, die Übergangslinie zwischen dem Nothwendigen und Zweifelhaften selber etwas Unbestimmbares unter christlichen Theologen seyn kann. Es gibt ja doch Lehren und Lehrbestimmungen und Institute in der Kirche, welche von vielen Tausenden mit großer Entschiedenheit des ganzen Gemüths für nothwendig gehalten werden. Und eben sowohl gibt es Lehrmeinungen, welche von eben so vielen Tausenden für zweifelhaft gehalten werden. Es gibt necessaria, welche unter allen wahren Christen bezeichnet sind, eben sowohl dubia, und über die omnia bedarf es von vorne herein keiner Verständigung, obwohl gegen die Regel in omnibus caritas in der Praxis am meisten gefehlt wird. Es gibt ja thatsächlich eine Unität, einen Bruderbund von unzähligen Gläubigen, die in dem Wesentlichen der Heilslehre von Herzen Eins sind, und diese Unität im Geiste ist selbst zur äußeren Union geworden in dem Werke der evangelischen Mission, das von den Gläubigen aller evangelischen Kirchenpartheien im Bewußtseyn wahrer Gemeinschaft betrieben wird. Indem sich diese Schaaren aus allen Kirchenpartheien auf diese Weise in der Missionssache verbinden, reichen sie sich so zu sagen die Hand zur Union auf dem Boden der Zukunft, im Gebiete der christlichen Hoffnung, für die künftigen Zeiten einer herrlicheren Offenbarung der Kirche Christi, und sie erkennen dadurch faktisch an, daß Alles, was zu dem Besonderen ihrer Kirchenpartei gehört, für dubiös zu halten sey, obschon sie manchmal für sich und für jetzt weder Muth noch Kraft, also keinen Beruf haben, diese Schranken ihrer besonderen Confession aufzugeben. So ist also eine große unitas in necessariis in der äußeren Evangelischen Kirche vorhanden, der libertas in dubiis ist nicht weniger da. Ja man kann wohl sagen, daß in der Protestantischen Kirche, wie sie jetzt steht, zu Vieles der Freiheit und Willkühr der Lehrenden anheim gegeben sey. Nicht nur der Rationalismus, sondern auch der nackteste Deismus weiß sich in ihrer Mitte, sogar in kirchlichen Ämtern zu behaupten. In demselben Maaße aber, als das Nothwendige in der christlichen Lehre der Freiheit überlassen ist, ist auch die Schranke der äußeren kirchlichen Gemeinschaft aufgerissen, so daß die ungläubige Welt durch einen weiten Riß mit der Kirche in Verbindung steht, der nur darum nicht verderblich wird, weil die Kirche ihrerseits eine offene Thür hat in alle Welt. Wie die Kirche ehedem zu leiden hatte durch Spaltungen im Inneren, so hat sie jetzt zu leiden durch Spalten nach Außen. Unsere Communion ist nicht mehr wie vormals geschützt durch die Kirchenzucht. So fehlt also unserem Chor in der Kirche die geistige Umzäunung. Wir schelten noch obendrein die Deisten oder die Religionsverächter in unseren Gemeinden, daß sie nicht zum Tische des Herrn kommen; dieselben, welche unsere Vorfahren zurückgewiesen hätten, wenn sie gekommen wären. Und doch sollten wir uns eigentlich darüber freuen, daß solche Menschen, so lange sie in ihrer Verkehrtheit beharren, sich durch einen gewissen Instinkt selber excommuniciren, da unsere äußere Kirche die Macht dazu verloren hat. Das aber ist nicht zufällig, daß die erwähnte Unität in der wesentlichen christlichen Wahrheit nur erst von dem Spiegel der Zukunft herüber ihr Bild in unsere Gegenwart wirft, und daß in der Kirche gegenwärtig keine Kraft entwickelt ist, die Lehrfreiheit der Gläubigen von der Lehrfrechheit der Ungläubigen zu scheiden. Eine Kirche, welche die abgestorbenen Lehrunterschiede in ihrer Mitte noch nicht begraben kann, kann die ausgeborenen Lehrunterschiede in ihrer Mitte noch nicht statutarisch feststellen. So lange sich die christlich Einverstandenen in allen alten Kirchenpartheien und Sekten nicht in einer äußeren Kirchengemeinschaft uniren können, so lange können sie sich nicht kirchlich oder kirchengesellschaftlich disuniren mit den unverträglichen Gegensätzen gegen ihr Bekenntniß, die sich in dem Schoße ihrer bisherigen Gemeinschaften gebildet haben. Ein Jammer hängt mit dem anderen genau zusammen; es ist ein Mangel an göttlicher Geistesfülle in berufenen Männern, und an Sehnsucht und Empfänglichkeit unter den Völkern der Christenheit für das Wirken solcher Organe. Auf diese Zeit, wo der Herr seinen Geist über Viele ausgießt zur Vorbereitung einer neuen kirchlichen Gestaltung, und wo er sich Knechte ausrüstet mit produktiven Geistesgaben zu diesem Werke gesalbt, müssen wir warten mit Geduld und Gebet. Daß aber diese Zeit herannaht als eine neue segensreiche Epoche der Kirchengeschichte,

dafür haben wir deutliche Vorzeichen in der christlichen Mission, welche, abgesehen von dem großen Werke, das sie treibt, eine Union der Zukunft ist in der Evangelischen Kirche selbst, und in den hervortretenden Beweisen, daß die Gläubigen ein klares Bewußtseyn haben über die tiefgehende Disunion, die im Schoße ihrer kirchlichen Partheien entstanden ist. Denn sowohl das christliche Gefühl der Gemeinschaft, als das christliche Gefühl der Geschiedenheit kann nicht ruhen, und muß sich emporarbeiten, bis es in neuen kirchlichen Bildungen Gestalt gewonnen hat, bis nämlich alle biblischen Christen vereinigt sind in einer kirchlichen Gemeinschaft, und bis sie grade durch die Deklaration ihres Gemeinsamen von allen deistischen Gottesverehrern sich geschieden haben. Dann aber muß die Bedeutung des Augustinischen Spruches durch geschichtliche Entwickelung heller in's Licht gestellt seyn. Denn solche tiefe Grundregeln können erst durch eine entsprechende Erfahrung oder Geschichte völlig klar werden. Sie sind wie die Überschriften eines Capitels, welche man erst ganz versteht, wenn man das Capitel selber gelesen hat, oder wie Sprüche dunkler Weissagung, welche erst in dem Lichte ihrer Erfüllung ganz klar werden. So wird man erst inne, daß die Lehre Christi von Gott sey, wenn man sie thut in der Wiedergeburt. So wird erst das Weltgericht am Ende der Weltgeschichte die vollkommene Apologie, Erklärung und Verherrlichung des Christenthums auf eine für alle Welt und alle Ungläubigen schlagende Weise liefern, weil es dann erst die ganze Reihe seiner Entwickelungen und Wirkungen durchlaufen hat. Also bis dahin, wo sich eine Evangelische Kirche darstellt, welche in keinem necessarium abweichende Lehren in ihrer Mitte verstattet, und welche kein dubium mehr als necessarium behandelt, bis dahin bleibt eine Auslegung des Augustinischen Spruches mehr oder weniger subjektiv, wenn man sich nicht dabei beruhigen will, daß die wesentlichen Heilslehren in ihrer einfachsten Gestalt das Fundamentale und Nothwendige ausmachen, und ihnen entsprechend die wesentlichen Heilsanstalten, wie sie sich im Schoße der christlichen Kirche finden. Das aber läßt sich leicht beweisen, daß es sich nur um ein solches Augustinisches dubium handelt, wenn von den wieder hervorgehobenen Gegensätzen in den Confessionen der beiden Evangelischen Schwesterkirchen die Rede ist.

## Über die wieder hervorgehobenen Gegensätze in den Confessionen der beiden Evangelischen Schwesterkirchen.

Die Überschrift spricht von wieder hervorgehobenen Gegensätzen zwischen den evangelischen Confessionen in der vielfachen Zahl. Denn das Zurücktreten der Breslauer zur excommunicirenden Strenge der altlutherischen Abendmahlslehre ist nicht die einzige Erscheinung dieser Art. Es haben sich in einigen Blättern einige Reformirte *) mit einem solchen vornehmen Zorn

*) Der Schreiber dieser Zeilen gehört der Reformirten Kirche an.



über diese Altlutherischen geäußert, daß man dafür halten sollte, die diesseitige oder reformirte Christenheit sey von derartigen confessionellen Ungebührlichkeiten in unserer Zeit ganz frei geblieben. Aber wenn von Manchen die Dortrechter Prädestinationslehre zum Schiboleth der höchsten Rechtgläubigkeit unter den Gläubigen gemacht wird, und wenn sich um dieses schroffste Altconfessionelle herum separatistische Partheiungen ansetzen, denen andersdenkende Christen als Semipelagianer, Halberleuchtete und Abirrende erscheinen, so ist dieses Wiederaufwecken des altreformirten, confessionellen Gegensatzes um nichts besser als der Rückschritt, den man jenen Altlutherischen vorwirft. Man hat diese Richtung eine Confessionssekte genannt; es gibt aber ohne Zweifel reformirte Gemeinden, in denen auf dieselbe Weise sich reformirte Confessionssekten bilden würden, wenn sie in dieselben Verhältnisse zur Union und Agende kämen, wie die Breslauer. Diesseits wird also auch etwas Ungewisses und Dubiöses in der Confession zu einem Fundamentalartikel des Glaubens gestempelt von Manchen. Und wenn die Frage wäre, welches Zweifelhafte anlockender wäre, betrachtet zu werden als ein nothwendiger Glaubensartikel — die Dortrechtische Fassung der Erwählungslehre, oder die altlutherische Fassung der Abendmahlslehre, so scheint die Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle tausend Mal menschenfreundlicher und gotteswürdiger zu seyn, als die Lehre von der ewig vorherbestimmten, ewigen Verdammniß der meisten Menschen, und in demselben Maaße würde dann auch eine solche Lutherische Confessionssekte liebenswürdiger seyn als eine solche reformirte.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Neuer Bericht der evangelischen Gesellschaft zu Genf.)

II. Wirksamkeit ihrer Prediger im katholischen Frankreich.

Die evangelische Gesellschaft von Genf hat im letzten Februar ein Cirkularschreiben an ihre Correspondenten über den Fortgang ihrer evangelischen Arbeiten in Frankreich erlassen, das wir hier beinahe vollständig mittheilen. Der vorjährige Rapport der Gesellschaft enthielt den ersten öffentlichen Bericht über das kaum begonnene Werk der Aussendung evangelischer Prediger in einige katholische Gegenden des benachbarten Frankreichs. Wir waren den Auszug aus diesem Theile des Berichtes unseren Lesern noch schuldig, als das Werk bereits dergestalt angewachsen war, daß die Nachrichten desselben als sehr unzureichend erscheinen mußten. Die Geschichte dieses Werkes und seiner raschen Entwickelung aus den Correspondenzen und Aktenstücken in ihrer Ordnung darzustellen, erforderte bereits eine zu ausgedehnte Arbeit. In Erwartung des nächsten Berichtes müssen wir also unsere Leser gleich mitten in die Sache versetzen. Doch deutet das folgende Kreisschreiben selbst auch den Zusammenhang der Ereignisse und der Leitungen Gottes an. —

### Cirkularschreiben.

Vor drei Jahren glaubte die evangelische Gesellschaft von Genf sich genöthigt, zur Beförderung des Reiches Gottes eine Schule für orthodoxe Theologie zu gründen, und zugleich auf die Verbreitung der heiligen Schrift die größte Thätigkeit zu verwenden. Die Gründung einer theo-

logischen Schule schien die Kräfte und Hülfsmittel einer Privatgesellschaft von wenigen christlichen Freunden zu übersteigen. Aber der Herr, der den Mitgliedern des kleinen Vereins diesen Wunsch in's Herz gegeben, hatte dabei seine Absichten, und war mächtig genug, ihn zu erfüllen. Anscheinend ohne andere Hülfe als die Mildthätigkeit einiger Christen, ohne Aussichten, der Feindschaft einer Socinianischen Geistlichkeit ausgesetzt, wurde diese Schule eröffnet, und ist seither mit festem Tritte ihrer Bestimmung entgegengegangen. Fünf und zwanzig christliche Jünglinge erhalten darin gegenwärtig (die Vorbereitungsklasse mitbegriffen) einen evangelischen Unterricht, und sechs haben sie bereits nach Vollendung ihrer Studien verlassen.

Welchen Zweck hatte der Herr wohl, daß er so schnell und weit über unser Hoffen ein Werk reifen ließ, das in den Augen der Welt bestimmt schien, in dem Jahre seiner Geburt wieder zu sterben? Wir müssen gestehen, wir nahmen ihn nicht wahr, als wir begannen. Einige Monate nach der Stiftung der Schule wurde unsere Gesellschaft durch die Geistlichkeit der Evangelischen Staatskirche des Kantons Waadt, und das folgende Jahr durch mehr als fünfhundert Prediger der Bischöflichen Kirche Englands ermuthigt, indem uns dieselben mit brüderlicher Liebe ihre Freude darüber bezeugten, daß in Genf wieder eine christliche Schule entstanden sey, wo die Lehren unserer berühmten Theologen in ihrer Reinheit vorgetragen würden.

In demselben Jahre, da die theologische Schule entstand, hatte die Gesellschaft, wie bemerkt, den Versuch gemacht, dem Werke der Bibelverbreitung eine ganz neue Thätigkeit zu geben. Etliche Christen niedrigen Standes boten sich an, über die Berge zu gehn, die uns von Frankreich trennen. Man hat Mühe, es zu glauben, aber es ist Thatsache, einige Stunden weit von Genf fanden diese treuen Arbeiter fast nicht ein einziges Exemplar der heiligen Schrift. Je weiter sie in's Innere Frankreichs drangen, desto mehr entdeckten sie, wie tief der Schaden sey; überall nur ein trauriges Gemisch des finstersten Unglaubens und des Aberglaubens, und zwar in den elf Departements, die sie besuchten. Allmählig wurde die Zahl der Bibelverträger vergrößert; der Absatz von Traktaten und Bibeln nahm unverhältnißmäßig zu inmitten der Gegenden, wo das Evangelium während der letzten drei Jahrhunderte durch die heftigen Religionsverfolgungen ausgerottet worden war. Bald meldeten unsere Arbeiter Merkzeichen der Erweckung und religiöser Bedürfnisse.

Ungeachtet der Anerkennung, welche die evangelische Gesellschaft diesen unermüdlichen Arbeitern schuldig war, sah sie ein, daß die Zeit gekommen sey, Arbeiter von höherer Bildung auszusenden. Sie wandte sich an einen Prediger, Hoffmann, und ersuchte ihn, versuchsweise die Stelle eines Evangelisten in einigen der Städte zu übernehmen, wo das Wort Gottes aufmerksame Herzen gefunden zu haben schien. Im August 1833 begab sich Herr Hoffmann nach Tournus (Saône und Loire) und miethete dort ein Zimmer für seine Predigten. Doch er möge selbst sprechen. „In unserer ersten Versammlung fand ich statt einer aufmerksamen Menge zwanzig bis dreißig Personen, die im Ganzen ziemlich zerstreut waren. Dies entmuthigte mich. Ich glaubte nicht, daß der Augenblick gekommen sey, diesem Volke das Evangelium zu verkünden.“ Wirklich schien das Werk voreilig und das Comité fing an zu wanken. Aber der Herr zeigte uns bald die ganze Schwäche unseres Glaubens. Anderthalb Jahre sind kaum verflossen und schon sehen wir, daß es uns an Evangelisten mangelt und nicht den Evangelisten an Zuhörern. Dem sey's gedankt, der die Herzen öffnet! die Städte und die Dörfer weigern sich nicht mehr, die Predigt von dem Gekreuzigten zu vernehmen.



Ja, liebe Brüder, bewundert mit uns die geheimnißvollen Wege des Herrn, der uns vorwärts trieb und uns eine Schule zur Bildung von Predigern stiften hieß, als noch ein dichter Schleier unseren Augen das ausgedehnte Erndtefeld verbarg, welches sich jetzt unseren Blicken darbietet. Statt jenes Berichts über die 20 bis 30 Personen, welche die Neugierde in dem kleinen Zimmer von Tournus zusammenführte, können wir Euch jetzt in dem einzigen Departement Saône und Loire zehn Säle zeigen, welche die Menge der Zuhörer nicht mehr zu fassen vermögen, wie zu Mâcon, Châlons, Louhans, Bourgneuf, Givry u. s. w., aber wir ziehen es vor, einige Bruchstücke aus den Briefen unserer Evangelisten mitzutheilen. Herr Prediger Hoffmann schrieb uns kürzlich:

Châlons sur Saône, 31. Jan. 1835.

„Zu Bourgneuf ging es mir letzten Mittwoch ungefähr wie Petro, als er dem Herrn antwortete: wir haben nichts zu essen, und der Herr ihm sagte: wirf das Netz auf diese Seite. Es bildete sich eine Versammlung von 6 bis 700 Personen aus allen umliegenden Dörfern, worunter sogar eine ziemlich große Zahl Frauen sich befanden. *) Ich habe den Papismus aus allen Kräften angegriffen. Ich kann Sie versichern, daß seit lange die Zeit der Schonung in dieser Beziehung nach meiner Ansicht vorüber ist. Gewiß, ich möchte nicht eine Predigt halten, welche nichts als Controverse enthielte, aber ich lasse auch die Gelegenheit, niederzureißen, nicht ungenützt vorübergehn.“**) .... Den Mittwoch ging ich noch nach St. Leger, wo zwei Personen mich gebeten hatten hinzukommen und einen Predigtsaal zu suchen.“ — Nach einigen Mittheilungen über die Protestanten von Châlons, von denen mehrere sehr ernsthaft scheinen, fährt der Briefsteller fort: „Unsere Versammlungen sind sehr zahlreich geworden. Der Ernst und die Aufmerksamkeit, die darin herrschen, sind sehr anziehend; überhaupt bin ich sehr zufrieden mit dem Anschein, den unser Werk zu Châlons gibt. Die Priester sind sehr erbittert; ehemals verachteten sie mich; jetzt hassen sie mich und verbergen mir ihren Haß nicht; es wird mir von verschiedenen Seiten gedroht; aber Gott ist der Herr. — Die gestrige Versammlung zu Givry war sehr zahlreich und aufmerksam. Ich konnte vor großer Ermüdung nur einmal predigen. Der Polizei-Commissär wohnte ihr in seiner Schärpe bei, und andere Personen, die sehr ernsthaft waren. Da der (katholische) Ortspfarrer von offener Kanzel herab, wie sein College von Mercurey, gesagt hat, ich sey ein falscher Prophet, ein aufrührerischer Mensch, griff ich den Papismus unverholen an, und Gott hat mir beigestanden. Denn ich glaube nicht, daß ein einzigmal gemurrt wurde, oder während eines einzigen Augenblicks die Zuhörer unaufmerksam und ungeduldig waren, obgleich ich zwei Stunden lang predigte. Es ist durchaus nothwendig, daß wir in Givry ein größeres Lokal suchen, weil viele Personen aus den benachbarten Dörfern kommen, und, wie man mir ankündigt, noch mehrere kommen werden, welche nur wegblieben, weil sie das erste Mal keinen Platz mehr gefunden hatten. Es kamen Manche eine Stunde weit her, ungeachtet des Regens, und nachher des Nebels, der so dicht und kalt war, daß mir bei der Rückkehr nach Châlons die Haare vor Reif starrten. Mit einem Wort, das ganze Land ist in Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das weibliche Geschlecht scheint sich anfangs viel mehr, die Versammlungen zu besuchen, und ist auch im Ganzen noch den Priestern ergeben.

**) Das Comité hatte die Prediger anfangs oft ermahnt, sich der Polemik so sehr als möglich zu enthalten und auf positive Weise zu erbauen. Jetzt haben sich die Umstände schon geändert.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 4. April. № 27.

## Über die wieder hervorgehobenen Gegensätze in den Confessionen der beiden Evangelischen Schwesterkirchen.

(Fortsetzung.)

Stellen wir uns nun aber die Aufgabe, zu zeigen, daß der Lehrpunkt, welcher die neue altlutherische Richtung oder Scheidung in der Abendmahlslehre veranlaßt, ein Punkt ist, worin der eine Gläubige dem anderen Freiheit zum Andersdenken geben muß, und um deswillen ihm nicht zusteht, die kirchliche Gemeinschaft mit solchen, welche sonst mit ihm übereinstimmen, zu brechen, so müssen wir uns der Angabe dieses Lehrpunktes vorsichtig nähern. Denn es ist keine Lehre, sondern ein Lehrpunkt, ein feines, subtiles, dogmatisches Etwas oder ein X, woran die christlichen Gemeindeglieder, welche nicht Theologen sind, meistentheils mit ihren Gedanken nicht reichen. Alle Lehrfragen über das heilige Abendmahl, welche hier in Betracht kommen, vereinigen sich in dieser einzigen: was wird dem communicirenden Christen in dem geweihten Brodt und Wein gespendet? Der Katholik antwortet: dieses Brodt ist der Leib, und dieser Wein ist das Blut Christi; beides wirklich, eigentlich, buchstäblich, und zwar vermittelst der Transsubstantiation oder Verwandlung. Der Zwinglianer antwortet: dieses Brodt und dieser Wein bedeuten in der Administration den gebrochenen Leib und das vergossene Blut Christi. Das sind die äußersten Gegensätze. Wenn man nun auch der Zwinglischen Auslegung den Vorwurf machen kann, daß sie ein unergründlich tiefes Mysterium zu einem leicht begreiflichen Symbol verkümmere, und die bedeutsame Emphase in den Worten — das ist, ungebührlich abschwäche zu einem deutlichen das bedeutet, so gehört doch nichts desto weniger eine große Befangenheit dazu, und es ist grund- und liebloses Absprechen, wenn man sich darin gefällt, die Zwinglianische Ansicht als eine rationalistische zu bezeichnen. Ob Zwingli nach richtigen hermeneutischen Principien exegesirte, das lassen wir dahingestellt; genug, er war sich bewußt, die Einsetzungsworte als Gottes Wort hinzunehmen, und nach der Analogie der Ausdrucksweise Jesu und der heiligen Schrift überhaupt redlich auszulegen. War das rationalistisch, so wäre es überhaupt rationalistisch, irgend ein biblisches Wort exegetisch anzurühren, und vermittelst irgend einer Paraphrase aus seiner unmittelbaren Buchstäblichkeit herauszuheben. Es ist mir doch ein ehrwürdiger Rationalist, der mir Brodt und Wein reicht mit der Erinnerung, daß dieses Brodt mir den Leib Christi, der für mich gebrochen sey, und dieser Wein mir das Blut Christi, das für mich vergossen sey zur Vergebung meiner Sünden, bedeuten solle. Und wenn denn jede Abweichung von dem buchstäblichen Ausdruck in diesem Punkte rationalistisch seyn soll, so muß auch die strengste Lutherische Abendmahlslehre rationalistisch seyn. Sollen wir einmal von dem buchstäblichen Sinne nicht um ein Haar breit weichen, so bannst du, der du diese Forderung stellst, dich mit deiner eigenen Forderung in die Transsubstantiationslehre fest, und in diese Lehre festgebannt magst du dann den armen Zwinglianer selbst um das Mysterium beneiden, das ihm reicher zufällt als dir auf deinem Standpunkt. Denn läugnen kannst du nicht: das war Brodt und Wein. Es ist aber nun der Leib und das Blut Christi. Folglich ist hier eine Verwandlung vorgegangen. Gehst du aber um ein Jota ab von dieser Transsubstantiationslehre, und sagst etwa: in, mit und unter dem Brodt und Wein ist der wahre Leib und das wahre Blut Christi, so verstatte mir doch auch den zweiten Schritt von dem Buchstaben in die Auslegung, ohne mir Rationalisterei vorzuwerfen, nachdem du selber den ersten Schritt gethan hast. Wenn der strenge Lutheraner die Worte: das ist in den Vordergrund stellt, so steht immer auch ein unbewußtes: das bedeutet im Hintergrunde, oder er müßte ein Anhänger der Transsubstantiationslehre seyn. Und wenn der strenge Zwinglianer die Worte: das bedeutet in den Vordergrund stellt, so hat er immer auch ein mysteriöses: das ist im Hintergrunde, oder er müßte kein Christ seyn. Doch diese beiden äußersten Gegensätze der Transsubstantiationslehre und der Zwinglischen Abendmahlslehre haben wir nicht mit einander zu versöhnen, in ihnen sprechen sich die beiden Confessionen nicht kirchlich aus. Zwischen ihnen stehen der Lutheraner und Reformirte in der Mitte. Der Lutheraner verwirft die Transsubstantiationslehre. Der Reformirte geht nach kirchlichen Lehrbestimmungen von dem Extrem Zwingli's ab, und nähert sich dem Lutheraner, der ihm in seiner Abneigung von der katholischen Abendmahlslehre entgegenkommt. In dieser beiderseitigen Annäherung lehrt der Lutheraner: unter dem Brodt und Wein, oder in, mit und unter genießen wir den wahren Leib und das wahre Blut Christi. Er bleibt also nicht stehen bei dem ersten Ausdruck: dieses Brodt ist der wahre Leib, dieser Wein ist das wahre Blut Christi. Er schwächt ihn oder wenigstens er vergeistigt ihn durch das in, mit und unter, denn obschon hier die geheimnißvolle Substanz, um welche es sich handelt, dreifach mit Brodt und Wein verbunden wird, so wird sie doch auch dreifach von dieser irdischen Substanz selbst unterschieden. Außerdem geschieht dies durch die sorgfältige Abwehrung der Vorstellungen, daß ein fleischliches Genießen des körperlichen Lebens Christi gemeint seyn könne. So ist der Altlutherische auf dem Wege zu der Lehre, daß der Genuß des Leibes und Blutes Christi im Genuß seiner geistigen Lebensmittheilung vermöge sei-

ner geistigen Gegenwart im Abendmahle bestehe, und durch Melanchthonische Auffassungen, welche doch auch noch zur Noth altlutherische sind, streift er ganz an die Abendmahlslehre der Reformirten an. Denn der Reformirte lehrt in dieser Annäherung nach Calvin, oder kirchlich und symbolisch nach dem Heidelberger Katechismus: „den gekreuzigten Leib Christi essen, und sein vergossenes Blut trinken, das heißt nicht allein mit gläubigem Herzen das ganze Leiden und Sterben Christi annehmen, und dadurch Vergebung der Sünden und ewiges Leben bekommen, sondern auch daneben durch den heiligen Geist, der zugleich in Christo und in uns wohnet, also mit seinem gebenedeieten Leibe je mehr und mehr vereinigt werden, daß wir, obgleich er im Himmel ist, und wir auf Erden sind, dennoch Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinen Gebeinen sind, und von einem Geist, wie die Glieder unseres Leibes von einer Seelen, ewig leben und regiert werden." Hier geht die Lehre von dem Genuß des geistlichen Lebens Christi über in die Lehre von dem Genuß seines verklärten, leiblichen Lebens durch das heilige Abendmahl. Man sollte sagen, zwischen diesen annähernden Lehrbestimmungen, welche sich berühren, könnte kein Haar mehr liegen. Aber dieser heimliche, feine Riß bildet hauptsächlich die große, dreihundertjährige Spaltung zwischen den beiden Evangelischen Kirchen. Dieses feine, dogmatische, mysteriöse Etwas, das über alle Bedürfnisse, Gedanken und Ahnungen der meisten Laien hoch hinaus liegt, das noch kein Theologe in eine bestimmte Formel hat fassen können — das soll neuerdings wieder den Grund dazu abgeben, die alte Spaltung zu erneuern, und möglichst zu verewigen. Sollte dieses Unaussprechbare, das in dem Maaße, als es vorhanden ist, auch dem reformirten, gläubigen Communikanten über Bitten und Verstehen zu Theil werden wird, als Lehrunterscheidung gefaßt, eine Scheidungslehre abgeben, groß und nothwendig genug, um die kirchliche Glaubensgemeinschaft zwischen solchen, die sonst Eines Sinnes sind, zu brechen? Schon der dubiöse Ausdruck, womit es diejenigen bezeichnen, die es für ein nothwendiges Lehrelement halten, beweist, daß es zu den unbestimmbaren Lehrpunkten gehört, welche der Freiheit subjektiver Überzeugungen innerhalb einer Kirchengemeinschaft anheimgegeben werden müssen.

Unter dieser Voraussetzung bleibt es freilich immer ein wichtiger und mysteriöser Lehrpunkt, ein heilig Unaussprechliches, welches einzelnen tiefen gläubigen Gemüthern, oder christlichen Naturphilosophen, wie dem ehrwürdigen Steffens, sehr theuer seyn kann, ohne daß sie um deswillen das Schisma fördern sollten. Nach der Calvinisch reformirten Abendmahlslehre ist das Brodt und der Wein ein Zeichen und Siegel der Gnade, welche uns Christus durch seinen gekreuzigten Leib, und sein vergossenes Blut erworben hat. Durch dieses Zeichen und Siegel empfängt der gläubig Genießende seinen heiligen Geist, vermittelst dessen Christus persönlich, göttlich gegenwärtig ist. Durch seinen heiligen Geist, den er hier empfängt, wird er auf's Innigste verbunden mit seinem gebenedeieten, oder verklärten Leibe, der droben im Himmel ist. Er wird über sich im Himmel mit dem leiblichen Leben Christi verbunden, und auf der Spitze dieser



geistlichen Erhebung wird also sein Communiciren ein Genießen nach der vollen Tiefe des Lutherischen Sinnes. Nach der Lutherischen Abendmahlslehre aber ist das leibliche Leben Christi in der Substanz des Abendmahls selbst gegenwärtig. Es wird von Jedem empfangen, sey er ein gläubig Genießender oder nicht; es berühret Jeden und dringt auf ihn ein, schlagend oder belebend, richtend oder rettend, je nachdem er zur Buße und zum Glauben oder zu Christo steht. Und doch ist dieser Leib und dieses Blut Christi nicht die eigentliche leibliche Substanz seiner menschlichen Persönlichkeit. Es ist ein großes Mysterium.

(Schluß folgt.)

---

## Christlicher Aufruf an sämmtliche evangelisch-protestantische Geistliche in Baiern, die christliche Sonntagsfeier betreffend.

Der Schaden Joseph's, der Unglaube, welcher zu dieser unserer Zeit sich von Tag zu Tag mehr als völliger Abfall von Gott darstellt, kann keinem erleuchteten Gliede der Kirche Jesu so verborgen seyn, daß sich ihm nicht als erste natürlichste Frucht dieser giftigen Wurzel diejenige Sünde zu erkennen gäbe, die hier zur Sprache gebracht wird. Es ist die Sünde wider Gottes drittes Gebot — Sabbathschändung, Verachtung und Entheiligung des von Gott gesetzten und gesegneten Ruhe- und Gnadentages, des Sonn- und Festtages. Denn was ist natürlicher, als daß ein von Gott abgefallenes Geschlecht zu allernächst von dem Tage nichts mehr wissen will, den der Herr zu seiner Ehre eingesetzt, und daß dieser Tag deshalb schier überall und bei allen Ständen in dieser letzten Zeit mit seiner Würde und Bedeutung zugleich seinen Einfluß und Segen verloren hat?

So wenig das auch die Welt anerkennen mag, obwohl es ihr offen genug vor Augen liegt, so sehr muß sie es fühlen in dem leidigen Zustande aller kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse, und das zwar gemäß der ewigen Gerechtigkeit: „denn, so sie meine Ordnungen entheiligen und meine Gebote nicht halten, spricht der Herr, so will ich ihre Sünde mit der Ruthe heimsuchen und ihre Missethat mit Plagen" (Ps. 89, 32. 33.). Und wahrhaftig, es geschieht, in Beziehung auf die von dem Herrn geordnete und in unserer Zeit vergessene Feier seiner Tage, wie der Apostel Paulus sagt: „daß das Gebot zum Tode gereicht, das doch zum Leben gegeben ward" (Röm. 7, 10.). Seitdem man, den heiligen Ernst und die Sitte der Väter verlassend, angefangen hat, den Tag, welcher in dem Frohn des irdischen Lebens Jedermann gesetzt ist, Ruhe zu finden für seine arme Seele, weltklug entweder dem Dienste zweier Herren zu widmen: so daß man ihn zwischen Gottesdienst und Götzendienst theilt — oder gottlos denselben ganz und gar dem Teufel für Lust der Welt zu verkaufen, — seitdem ist allmählig alle Zucht und Ordnung aus dem kirchlichen und bürgerlichen Leben gewichen. Ja es ist dieser also entheiligte Tag eine Quelle unsäglichen Elendes geworden, und das aus sehr begreiflichen Ursachen.

Denn da die äußere leibliche Ruhe, die er dem Christenhaufen vergönnt, nicht weiter dem Geiste dient zur ungestörten Betrachtung des Wortes Gottes, zu heilsamer Einkehr und Sammlung vor demselben, so ist eben dadurch dem Fleische und seinen Werken um so mehr Raum gegeben, dergestalt, daß alle heillosen Früchte des Müssigganges, als Narretheidung, Trunkenheit, Unzucht und alle Ärgernisse und Ausgeburten der Gottlosigkeit und der Verführung den Tag des Herrn beflecken und schänden, wodurch derselbe vorzugsweise vor allen anderen Tagen ein Sünden- und Höllentag wird; weshalb es in der That besser gerathen wäre, ihn vollends gar abzuschaffen, als ihn länger, seiner Bestimmung und göttlichen Ordnung zuwider, zum wachsenden Verderben des Christenhaufens bloß dem Schein und Namen nach bestehen zu lassen.

Geschichte und Erfahrung aller Zeiten der Kirche geben sprechendes Zeugniß davon: wie mit der vernachlässigten Feier der Tage des Herrn auch die Christenversammlungen im Hause des Herrn mehr und mehr verlassen, der Hausgottesdienst abgethan, und eben dadurch Verachtung des göttlichen Wortes und Verfall alles kirchlichen und bürgerlichen Lebens herbeigeführt wurden. Ist Frankreichs kaum vergangene Zeit und das Elend des Volkes, das Freiheit wollte ohne den Geist des Herrn, da es Fleisch für seinen Arm hielt und mit dem Herzen von dem Herrn wich, nicht Exempels genug? Will man nicht an seinen Früchten erkennen, wie weit die Leute kommen: „wenn sie das Gesetz übergehen und ändern die Gebote?" (Es. 24, 5.) Oder gedenkt man etwa zum Besten der Vielgeschäftigkeit und Industrie, dieser Göttin unserer Zeit, dem naheliegenden Begehr nach jener Französischen Wochenverlängerung mit ihrem Afterruhetage, Decadi, dadurch vorzubeugen, daß man den von Gott gesetzten Ruhetag preisgibt? Und will man vielleicht die nur zu sichtbaren Schwären und Runzeln, Blasen und Lücken im öffentlichen Leben, wie dort weiland die Französischen Kalenderlücken durch fünftägige Sanscülottidenfeste, in unserer Zeit durch fünftägige Volksfeste und ähnliche Taumeltage ausfüllen und die Sünden des Landes mit dem Feigenblatte bedecken? Neben die Zeichen dieser Zeit nicht laut genug von dem Krebse des Elendes, der immer weiter nach Innen frißt und allgemein tiefer gefühlt, als anerkannt, in seiner Wurzel aufgesucht und mit dem rechten Mittel geheilt wird?

Nun — was auch die Weisheit der Welt vorbringt, es bleibt dabei: „daß auch uns weder Kraut noch Pflaster heilt, sondern dein Wort, Herr! welches Alles heilt" (Weish. 16, 12.). Ja, es bleibt dabei, daß das völlig aus dem Geleise gewichene kirchliche und bürgerliche Leben in unseren Tagen, trotz aller selbst der gepriesensten Gesetze und Verordnungen, nicht wieder kann zurecht gebracht werden, sofern nicht Gottes Ordnung wieder aufgerichtet, das Gesetz des Herrn gehandhabt und Gottes Tag insbesondere wieder zu Ehren gebracht wird.

Jedem christlichen Staate liegt es ob, mit der Kirche gemeinsam für die Aufrechthaltung des göttlichen Gesetzes Sorge zu tragen, und insofern also auch zu wachen, daß der von Gott



gebotene Ruhetag seiner Würde und Bestimmung gemäß im Lande gehalten werde. Wenn aber dem Staate diese hochwichtige Sache aus dem Auge gerückt ist, dann muß die Kirche ihre Stimme erheben und auf gesetzlichem Wege unter Gebet und Gebrauch der ihr zustehenden Waffe des Geistes, welches ist das Wort Gottes, die Obrigkeit des Landes im Namen des Königs aller Könige an ihre heilige Pflicht erinnern und zu deren Erfüllung vermögen. — Sehnlich haben gewiß alle treue Diener der Evangelisch-Protestantischen Kirche in Baiern auf eine solche erfolgreiche Anregung dieser Art geharret. Dankbar erkennen wohl auch Alle das Einzelne an, welches der heiligen Sache zum Frommen geschehen ist, insbesondere die an vielen Orten zerstreut sich erhebenden Stimmen eifriger Diener Jesu, die nicht nur klar und dringend genug die Folgen der vernachlässigten Sonntagsfeier dargelegt, sondern auch auf die allein gesegneten Mittel hingewiesen haben, welche dem Übel abhelfen mögen — einem Übel, von dessen Daseyn überzeugt, auch bürgerliche Corporationen durch einzelne Vorkehrungen — wiewohl vergeblich — Hülfe zu schaffen bemüht waren. Wir gedenken hier nur des Landrathes im Rezatkreise vom Jahre 1832 und der von ihm beantragten Abschaffung der Sonn- und Festtagsmärkte.

Weil aber alle diese einzelnen Stimmen nicht durchgedrungen sind, so hat in Baiern die Evangelisch-Protestantische Kirche — und zunächst die Vertreter dieser Kirche auf den General-Synoden — nicht nur eine theure Veranlassung, sondern auch die heilige Verpflichtung, diese hochwichtige Sache, als von der Evangelisch-Protestantischen Kirche Baierns im Ganzen ausgehend, dem Staate vorzulegen und denselben um ungesäumtes, kräftiges Einschreiten anzugehen.

Daß aber grade wir, die Unterzeichneten, und zwar jetzt und in nachstehender Art die Sache zur Sprache bringen, wird bei denen keiner Rechtfertigung bedürfen, welche einmal inne geworden sind, daß der Geist sich nicht dämpfen läßt, und daß man die Sache Gottes nicht erst mit Fleisch und Blut berathen soll; vor den Anderen aber würde jede Rechtfertigung fruchtlos seyn. — Also ohne Weiteres zur Sache! Wenn der allgemein eingerissenen Sabbathschändung mit ihren unzähligen und unseligen Folgen im Lande soll Einhalt gethan werden, so ist vor allen Dingen Noth, daß die Kirche ihre Stimme erhebt. Wann aber wäre wohl die Zeit dazu? Auf's Neue jetzt wieder bei den zunächst bevorstehenden General-Synoden. Und wer soll zunächst in der Kirche seine Stimme erheben? Die Diener der Kirche, die Geistlichen, und zwar Alle ohne Ausnahme, und diese Alle, unsere lieben Amtsbrüder, zu vermögen, daß sie reden, wo Schweigen Sünde wäre, ist der Zweck dieser Zeilen, die nichts Anderes seyn sollen, als: ein christlicher Aufruf zu gemeinsamer Verwendung an die bevorstehenden General-Synoden, und durch dieselben an den Staat und sein gesalbtes Oberhaupt. Wie dies geschehen mag, sey unumwunden dargethan.

Da nicht alle evangelisch-protestantische Geistliche Baierns auf der General-Synode erscheinen, alle aber, in der Person

des ihren Distrikt vertretenden Amtsbruders, eine Stimme haben, so wird es nur nöthig seyn, daß die einzelnen Geistlichen die heilige Angelegenheit, um die es sich handelt, den von ihnen zu wählenden Vertretern auf die Seele binden, welche Vertreter sich dann doppelt gedrungen fühlen müssen, die Sache zur Sprache zu bringen und im Geiste des Herrn zum Segen der Kirche und dadurch des Landes zu fördern. — Es werde also — das ist unser dringender unter Gebet gereifter Vorschlag — von jedem stimmgebenden evangelisch-protestantischen Geistlichen Baierns seiner Wahlstimme zugleich ein separat gestellter Auftrag für den Amtsbruder, auf welchen die Wahl fallen wird, beigegeben. In diesem Auftrage werde es dem Gewählten eben so zur Amts- als Gewissenssache gemacht: bei der General-Synode kräftigst dahin zu wirken, daß von unserer Ober-Kirchenbehörde das weltliche Regiment angegangen und aufgefordert werde, der gänzlich in Verfall gerathenen Feier der Tage des Herrn durch entschiedenes Einschreiten aufzuhelfen und auf diese Weise das heilige Schutz- und Schirmrecht über die Kirche Jesu auszuüben, welches dem christlichen Staate und seinem Oberhaupte von Gottes Gnaden anvertraut ist, und über dessen getreue Handhabung Gott, der wahrhaftige Schutzherr seiner Kirche, dereinst Rechenschaft fordern wird. Dieser Auftrag würde, im Fall die Wahl auf den Königl. Dekan fiele, ihn selbst angehen. Im Fall aber die Wahl ein anderes Glied des Kapitels träfe, so hätte das Königl. Dekanat diesem Gewählten sämmtliche amtliche Aufträge der Committenten zu insinuiren.

Demnach würde jeder der Abgeordneten auf den General-Synoden — um nur Einiges anzudeuten — folgende Ärgernisse, die dem Leben unter uns Christen nur zu sehr den Stempel des Heidenthums aufprägen, in's Auge zu fassen und auf Abstellung derselben durch Hülfe des Staates zu dringen haben, als da sind: Sonntagsmärkte und Sonntagstänze mit allen ihrem Gräuel der Verwüstung und Kirchweih-Sonntagstänze *) ganz insbesondere; ferner Sonntags-Gemeindeversammlungen und Arbeiten auf den Amtsstuben, wodurch dem Christenhaufen nur zu viel Ärgerniß gegeben wird und die nicht selten aus keinem anderen Grunde vorgenommen werden, als sich die lästige Sonntags-Langeweile zu vertreiben oder sich Menschen gefällig zu machen; so das Einzelhüten des Viehes am Sonntage überhaupt und das Gemeinhüten während des Gottesdienstes insbesondere; so das Jagdlaufen am Sonntage ohne Beruf, das Aufführen von Mummereien, Seiltänzerstücken und anderen Harlekinaden; so wie auch

*) Hieher gehören auch die besonders gefeierten Kirchweihen in so vielen Orten, die keine Kirche haben. Ein Übelstand, der unseres Wissens wenigstens im Obermainkreise neuerlich abgestellt ist. Warum nicht im ganzen Lande?



das in der Regel am Sonntage stattfindende Ausrücken und Exerciren des Bürgermilitärs, das, gleichviel, ob es vor oder nach dem Gottesdienste geschieht, — wie die traurige Erfahrung lehrt — so viele Christen theils wegen der damit verbundenen nöthigen Vorbereitung, theils wegen Ermüdung u. s. f. von dem Besuche der Kirche und Anhörung des Wortes Gottes abhält.

Es sind das nur einige der gröbsten Ärgernisse am Tage des Herrn. Eure Erfahrung, lieben Amtsbrüder! wird, wo es nöthig ist, ihre Zahl eben so leicht vermehren können, als das durch die eben angeführten gestiftete Elend Euch Anlaß und Verpflichtung genug gibt, Eure geistliche Wächtertreue an den Tag zu legen, und gegen die Anläufe des Feindes jene heiligen Waffen zu gebrauchen, die Euch der Herr anvertraut hat, und die, wie sie vor dreihundert Jahren unseren Vätern den Sieg verschafft haben, auch hier früher oder später zum Siege helfen müssen.

Und so gebe denn Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, daß Ihr, Vertreter der Protestantischen Kirche in Baiern, nach Eurer wichtigen Stellung, und wir Alle, Diener derselben Kirche, so wahr und klar uns allen das ernste Wort Gottes vor der Seele steht: „Verflucht ist, wer des Herrn Werk läßig thut" (Jerem. 48, 10.) mit aller Entschiedenheit dieses Gotteswerk thun! Es wird auch dieses, wie jedes Werk des Herrn, bei der Welt seine Gegner finden. Wir sehen's voraus, glauben aber, daß es Noth thue, in dieser letzten Zeit ein auf Gottes Wort gestütztes evangelisch-protestantisches Zeugniß vor den Kindern der Welt abzulegen. Ja wir sind der Überzeugung, daß so wie Ihr, die Protestantische Kirche Baierns vertretenden Amtsbrüder, die Ihr die heilige Sache der Sonntagsfeier im wahren Glauben zu würdigen wisset, es gewiß für eine Berufung Gottes erachten werdet, von Euren Amtsbrüdern amtlich zur eifrigen Mitwirkung für Reformation und Wiedergeburt der christlichen Sabbathsfeier bevollmächtigt zu seyn; eben so Ihr, stimmgebenden Amtsbrüder, es nicht minder für eine Gnade Gottes erkennen müsset, Euer Werk am Evangelium in einem Lande zu treiben, wo ein freies christliches Wort noch vergönnt ist.

Er aber, der Erzhirte und Bischof seiner Kirche, sehe erbarmend an unsere Schwachheit und helfe dem Glauben unter uns mächtig auf; er verleihe, daß sein Tag beim Christenvolke wieder zu Ehren komme und zum Segen gesetzt sey, auf daß sein Wort am selbigen laufe und reiche Beute mache für's ewige Leben! Amen.

Geschrieben im Christmonde 1834.

Hopf, Pfarrer zu Weingartsgreuth. Schilling, Pfarrer zu Pommersfelden. Walther, Pfarrer zu M. Lonnerstadt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 8. April. № 28.

## Über die wieder hervorgehobenen Gegensätze in den Confessionen der beiden Evangelischen Schwesterkirchen.

(Schluß.)

Möge es mir vergönnt seyn, auszusprechen, was ich von diesem Mysterium denke. Der Lutheraner in der Abendmahlslehre ahnet, daß eine leibliche Ausstrahlung, welche von der verklärten menschlichen Person Christi ausgeht, die Communikanten berührt. Es ist ein heilig wirksames Fluidum göttlich-menschlicher, geistig-physischer, oder übersinnlich und ätherisch-sinnlicher Kraft, die sich als Kraft an jedem Empfangenden beweist, an dem Gläubigen als eine Heilkraft auch zum ewigen Leben seines Leibes in der Auferstehung — an dem Ungläubigen als eine strafende oder schlagende. Es ist der Lichtstoff, der von Christo ausgeht, wenn man festhält, daß er vor allen Gerechten und in ihrer Mitte am herrlichsten leuchtet wie die Sonne. Es ist im höchsten Maaße das, was er einst bezeichnete, da er sagte: es ist eine Kraft von mir ausgegangen, oder was Lucas meint, da er berichtet: alles Volk begehrte ihn anzurühren, denn es ging Kraft von ihm aus, und heilte sie Alle. Diese Kraft durchdringt als wesentliche Consekration Brodt und Wein im heiligen Abendmahle vermöge der segnenden Intention Christi. Es ist das Dritte in der Psychologie, was zwischen Leib und Geist in der Mitte liegt in einem unerforschten, phänomenreichen, wunderreichen Lebensgebiet; was als der Hauch Gottes die geheimnißvolle Verbindung stiftet zwischen der Körperwelt und der Geisterwelt, was als Menschenseele den Leib durchglüht, durchschauert, belebt und beschwingt, und den Geist trägt und verhüllt; was der Stimme ihre eigenthümliche, nervöse oder herzinnige Macht gibt über Mark und Gebein des Hörenden, was in magnetischen Wirkungen von Menschen zu Menschen hin durch weite Fernen wirken kann, was die Leiber geistig verschönt, indem es durch Auge, Antlitz, Gang und Haltung durchscheint, und was die Geister persönlich und vertraulich gestaltet. Denken wir uns, daß alles organische Leben ein solches Mysterium von innerster Lebenskraft hat, durch welche es wirken kann über sich hinaus, und daß nach der Vorzüglichkeit der Organismen diese Sphäre ihrer Wirksamkeit sich erweitert, so müssen wir annehmen, daß der verklärte Leib Christi als der herrlichste Organismus in der ganzen Reihe gestalteter Wesen eine unendlich erweiterte Sphäre für seine Ausstrahlungen besitzt.

Diese geheimnißvolle Kraft im Allgemeinen betrachtet, möchten wir die Fernkraft des Leibes nennen. Denken wir daran, daß sogar die Thiere eine Leiblichkeit haben, die einige unter ihnen fähig macht, in der finstersten Nacht zu sehen, eine Elektricität, die sich bei einigen in sprühenden Funken oder tödtlichen Schlägen kund geben kann, so haben wir etwas Analoges auf niedrigem Lebensgebiet, so kommen wir vor eine Stufenleiter von Kräften, die wir emporsteigen können bis zur Ahnung einer psychischen Ubiquität des Leibes Christi. Die Stufenfolge wäre etwa diese. Schon in dem niedrigsten leiblichen Organismus liegen fernwirkende Kräfte, receptive, wie z. B. das Wittern der Thiere, positiv wirkende, wie z. B. das elektrische Vermögen, welches einige durch starke Schläge kund geben können. Solche ätherisch-leibliche Kräfte finden sich in edlerer Art und in höherem Maaße im Menschen, aber gebunden durch die grobe Fleischlichkeit, oder durch die profane, ungeistliche Oberflächlichkeit, welche eine Folge des menschlichen Verderbens sind. Sie wirken jedoch selbst in diesem Zustande noch mehr oder minder, und von Zeit zu Zeit, z. B. in den fortreißenden Äußerungen des Enthusiasmus. Diese Kräfte schimmern in den somnambülen Zuständen hervor, weil hier die Nerven, als Träger des Seelenlebens, in höchster Spannung blühen, indem der welke Leib sie nicht gehörig umhüllen und niederhalten kann. Freilich äußern sich bei Magnetisirten nur die receptiven Kräfte aus dieser Lebenstiefe, und manchmal sehr getrübt in Phänomenen, welche christlich psychologischer Kritik bedürftig sind. Nehmen wir an, daß die fünf Sinne des gesunden Menschen als einzelne Zweige des sinnlichen Wahrnehmungsvermögens eine gemeinsame Wurzel haben in der Tiefe des Nervenlebens, so muß diese Wurzel wohl in die kräftigste Thätigkeit gerathen, wenn ihre Zweige wie abgestorben ruhen, und es muß sich also eine einheitliche Kraft von Fühlen, Sehen, Riechen, Hören und Schmecken in dem Organismus eines also leidenden Menschen entbinden. Der Magnetiseur aber wirkt schon positiv mit einem Vermögen, das ihm selber ein Geheimniß bleibt. Diese Kräfte zeigen sich jedoch erst da als eigentliche Wunderkräfte, wo ein auserwählter Mensch in einer großen Lebenslage und in einem großen Berufe durch mächtigen Glauben und tiefe Selbstverläugnung in die Vereinigung mit Gott eingeht, nämlich in prophetischen Stimmungen. Hier ist der Mensch wieder in die paradiesische Höhe oder Vollkraft seines Lebens emporgehoben. Dies sind aber nur vorübergehende Zustände: Visionen und Wunderwirkungen sind ihre Folge. Über diese Stufe höher hinaus liegt also die seelisch-leibliche Fernkraft verklärter Menschen, und wiederum über diese unendlich erhaben erweist sich die Kraft des verherrlichten Menschensohnes, dessen Ausströmungen sich dadurch, daß er Eins ist mit Gott, daß das schöpferische Wort in ihm Gestalt hat, immerdar in reichster Fülle wieder ersetzt finden.*) So denke ich mir

*) In dem Schlafen der vertrautesten Jünger Jesu auf dem Berge,

nun den Blick des Herrn durchaus penetrant — durchdringend durch alle Tempelmauern und Planetenmächte, und vollkommen anwendbar auf ihn, was von dem Worte Gottes geschrieben steht: es ist Alles bloß und aufgedeckt vor seinen Augen. Eben so seine Lebenskraft; sie ist identisch als Geist und Hauch mit dem Worte Gottes, das schärfer ist denn kein zweischneidiges Schwerdt, und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Wie aber Christus als der verklärte Menschensohn eine unendliche Sphäre seiner Fernkraft überhaupt hat, so wird nach seinem Verhältniß zum heiligen Abendmahl seine Intention auf alle Communikanten insbesondere gerichtet seyn, und zwar überall ergreifend, stärkend und belebend auf die Gläubigen an seinem Altare.

Daraus folgt, daß sich der Lutheraner mit Recht diese Ausstrahlungen oder wesentlichen Mittheilungen, welche von der verklärten, leiblichen Gestalt Christi ausgehen, in einer gewissen Ubiquität denken kann. Doch muß man festhalten, daß der Leib Christi selber als persönliche Gestalt im Himmel thront und zwar bleibend bis „des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit." Sartorius hat sich zwar irgendwo geäußert, daß man sich ja den verklärten Christus nicht irgend wo in einem Winkel droben verweilend oder beschlossen denken könne — der buchstäbliche Ausdruck ist mir nicht zur Hand — und die Art und Weise, wie er den Leib Christi zergehen läßt oder sich ergehen läßt im Weltall, verwebt in die Allgegenwart seiner Gottheit, löst das Geheimniß von der Fernkraft des Leibes Christi in ein gespenstisches Walten, oder Überall- und Nirgendsseyn dieses Leibes auf, und streitet streng genommen mit der Lehre von der Himmelfahrt und Wiederkunft Christi. Der verklärte Menschensohn findet sich freilich nicht in irgend einem Winkel der oberen Welt, aber wohl hat er sich gesetzt über alle Fürstenthümer auf den Thron in der höchsten Höhe des Himmels; oder, wenn man Höhe und Tiefe für subjektive Anschauungsformen halten wollte, er steht auf dem herrlichsten Gipfelpunkte der Schöpfung. Dieses Irgendwo des verklärten Leibes Christi, so wie die Gewißheit und bleibende Bestimmtheit seiner persönlich-leiblichen Gestalt müssen wir nach dem Worte Gottes sogar bis auf die Wunden- und Nägelmaale an seinem Leibe festhalten.

Ferner kann sich der Lutheraner die Wirkungen dieser heilsamen, belebenden, himmlischen Lebenskraft des verklärten Menschensohnes, welche von der Fülle der Gottheit durchdrungen ist, als etwas überaus Tiefes, Großes, Herrliches denken. Das Alles berechtigt ihn nicht, dem reformirten Gläubigen, weil die Lehrbestimmungen seiner Kirche in diesem Punkte etwas ärmer

wo der Herr sich in dem Glanze seiner Verklärung zeigte und strahlte, so wie in Gethsemane, wo er in einem solchen Ringen stand, daß sein leibliches Leben tief erschüttert zitterte, möchte wohl theilweise ein anderer Schlaf, als der gemeine, zu finden seyn. Über diese Andeutung möchten wir uns aber nicht hinaus wagen.



sind, ohne daß er darum jedesmal ärmer communiciren möchte, vorzuwerfen, er communicire nicht christlich.

Und warum nicht?

Ein Gläubiger kann selig sterben ohne das heilige Abendmahl genossen zu haben. So starb der Schächer am Kreuz. Das ganze christliche Glaubensleben kann also vor der Communion vorhanden seyn; wie sollte es denn sogar abhängig seyn von einer speciellen Bestimmung, die erst noch ihren negativen, aber nicht ihren positiven Ausdruck gefunden hat, in der Abendmahlslehre? Wer nun in den Lehren, die dieses Glaubensleben begründen, im Glauben an das lebendige Wort Gottes, an unser sündliches Verderben, an die rettende Offenbarung Gottes in seinem Sohne Jesu Christo, an die Rechtfertigung durch Christum, an die Wiedergeburt durch den heiligen Geist, an das königliche Walten Christi, an unsere Berufung zu einem göttlichen Leben, an die Auctorität des Wortes Gottes, an die Kraft der Gnadenmittel, und an Christi Wiederkunft zum Gericht mit mir eins ist, den muß ich als Glaubensgenossen und Bruder aufnehmen. Dagegen wendet man ein: es braucht zwilich der Christ nicht die richtigen Bestimmungen in der Abendmahlslehre zu wissen, um selig zu werden, oder anerkannt zu werden als ein Glaubensgenosse dessen, welcher sie wirklich weiß, des ächten Lutheraners. Aber wenn er sie weiß und verläugnet oder bestreitet, das schadet seiner Seele, und durch diese häretische Abweichung verwirkt er ein Schisma zwischen sich und den Rechtgläubigen. In diesem Falle aber ist der Reformirte, oder Zwinglianer, oder Nationalist, oder Evangelische nach der Union. Dieser Einwand ist nichtig; denn es hat sich in den ersten Zeiten der Reformirten Kirche eine unbestreitbare Fülle von wahrhaftigem Glaubensleben gezeigt in Theologen und Gemeinden, obschon sie an den antilutherischen Bestimmungen der Abendmahlslehre festhielten. Es müssen also diese Abweichungen in der Lehre nicht seelengefährlich gewirkt haben. Ein Lutheraner aber von der separatistischen Richtung in unserer Zeit findet sich in der Alternative, daß er entweder das Glaubensleben in der gegenwärtigen Reformirten Kirche nach allen seinen Zeugnissen, Bekenntnissen, Wirkungen und Kräften für leeren, trüglichen Schein erklären muß — und dazu gehörte doch wirklich ein großer fanatischer Übermuth, — oder daß er annehmen muß, die gegenwärtigen Glieder der Reformirten Kirche seyen dem Wesentlichen nach mit ihm in der Abendmahlslehre Eins — und wie darf er sich dann von der Communion mit ihnen losagen? Jedenfalls ist es eine ungegründete Supposition, daß die gegenwärtige Reformirte Kirche noch an den Zwinglianischen Bestimmungen festhalte, oder auch durch die Calvinischen dergestalt gebunden sey, daß sie nicht zu dem geheimnißreicheren, tieferen biblischen Worte umkehren dürfe, oder in vielen Gliedern umgekehrt sey. Außerdem können die Reformirten wohl sagen: man gebe nur in einer bestimmten Formel die Bestimmung, von welcher das Schisma abhängig gemacht werden soll. Denn wir läugnen ja die biblischen Einsetzungsworte und ihren tiefen Inhalt nicht.

Dazu kommt ferner, daß der Segen des heiligen Abend-

mahls nicht gebunden ist an die Vorstellung der richtigen Lehrbestimmungen, sondern dem Glauben verheißen. Ein frommer Zwinglianer wird bei dem Genuß des heiligen Abendmahls über Bitten und Verstehen, nach der Fülle des Lutherischen Verständnisses erhört und gesegnet werden; dagegen ein unbekehrter Lutheraner, auch von dem strikteſten Ausdruck der Rechtgläubigkeit, wird sich selber das Gericht essen und trinken. Darum schließen die jetzigen separatistischen Anhänger der Lutherischen Abendmahlslehre in ihre Communion muthmaßlich solche mit ein, welche dem Reiche der Finsterniß angehören, und schließen muthmaßlich solche mit aus, welche Kinder des Lichtes sind. Das können sie selber nicht läugnen. Es ist aber doch ein großer Übelstand.

Außerdem wissen sich die meisten Laien mit ihrem Glaubensleben, oder mit ihrem religiösen Verständniß bis zu der bezeichneten confessionellen Distinktion nicht zu erheben. So müßte also das Schisma wenigstens nur ein Theologen-Schisma bleiben, wenn es überhaupt statt finden sollte.

Will man aber unbefangen urtheilen über den gegenwärtigen Bestand der alten, confessionellen Spaltung, so muß man gestehen, die Lutherische Abendmahlslehre ist nicht mehr in der Lutherischen, die reformirte nicht mehr in der Reformirten Kirche herrschend. Darum können die bezeichneten Lutheraner nicht sagen: indem wir wieder Lutheraner werden, treten wir in die Lutherische Kirche zurück, wie sie nämlich gegenwärtig ist. Sie können ferner nicht sagen: indem ihr Reformirte seyd, oder Unirte, läugnet ihr unseren Begriff von der Abendmahlslehre. Denn viele Reformirte sind Lutherisch von Gemüth, oder Geist, oder Überzeugung, und haben längst in dieser Art communicirt, so wie viele Lutheraner reformirte, nüchterne, trockene Köpfe sind, denen man ein schweres Gewissensjoch machen würde, wenn sie sich zu der ahnungsreichen Subtilität der Lutherischen Bestimmung erheben sollten.

Daher hätte man nicht Krieg! rufen sollen, wo kein Unfriede ist. Dies ist zelotisch, so wie es indifferentistisch ist: Friede! zu rufen, wo kein Friede ist. Wenn es sich nämlich darum handelt, das Mysterium in der Abendmahlslehre zu retten, so gibt das keine Streitsache mehr zwischen der Reformirten und Lutherischen Kirche, sondern zwischen Schriftgläubigen und Nationalisten in beiden Confessionen. Und selbst in diesem Gegensatz wäre es der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe gemäß, erst das Dogma auszubilden, erst die Bestimmungen über das Mysterium in klaren Lehrsätzen festzustellen und zu bekennen, und dann allmählig die Trennung auszurufen, oder durch den erfolgenden Widerspruch sich selber ausrufen zu lassen.

---

## Nachrichten.

### (Neuer Bericht der evangelischen Gesellschaft zu Genf.)

### (Fortsetzung.)

„Man fragt die Bibelvertheiler: Kommt der Pastor nicht auch bald in unser Dorf? Gestern Abend sagte mir ein Mann zu Givry,



indem er mich bei Seite nahm: Man erwartet Sie zu Bussy; man hat ihnen schon ein Lokal bereitet; wann wollen Sie hingehen? Einen Augenblick nachher sagte mir ein Anderer: Ich bin von meinen Verwandten zu St. Dezert, welche die Ortsvorsteher sind, beauftragt, Sie zu bitten, hinzukommen und zu predigen. .... Ich wiederhole es, ohne Furcht vor Übertreibung, es ist eine große Spannung und gränzenlose Bewegung im Lande. .... O ich bitte Sie, ermangeln Sie nicht, dem Rufe des Herrn zu antworten! Berechnen Sie nichts! Er selbst wird Ihnen das Nöthige verschaffen. Wenn wir glauben, werden wir die Herrlichkeit des Herrn sehen! Sie werden viel Geld bedürfen; der Herr wird es herbeischaffen; Sie werden ihre Thätigkeit vergrößern und Ihre zahlreichen Geschäfte vermehren müssen; der Herr wird Sie Mittel und Wege finden lassen; Sie werden Ihre Betstunden vervielfältigen müssen, der Herr wird Ihnen Kraft dazu geben. Ich bedarf vor allen Dingen, daß Sie ohne Aufhören für mich beten. Ich predige alle Tage, oft mehrere Mal des Tages; aber man trocknet zu leicht ein, wenn man immer zu Anderen spricht, und nicht dazu kömmt, mit sich selbst zu sprechen."

In einem anderen Briefe vom 5. Februar 1835 meldet uns derselbe Prediger, daß er, ohne unsere Genehmigung abzuwarten, in Bourgneuf einen Saal gemiethet habe, worauf er folgendermaßen fortfährt:

„Die Versammlungen zu Bourgneuf hatten für die Zuhörer und auch für mich etwas Peinliches; die Zahl der Zuhörer vermehrte sich immerfort; sie sagten überlaut, der Saal sey zu klein, und ich wäre wirklich dabei zu Grunde gegangen, hätte ich noch länger einem Haufen predigen müssen, der mich von allen Seiten drückte. Außerdem waren die Bewohner mehrerer umliegenden Dörfer genöthigt worden, wieder ohne Predigt nach Hause zu gehen, nachdem sie um ihretwillen des Abends eine Stunde Weges und bisweilen noch mehr gemacht hatten. .... Ich glaube die Nothwendigkeit der Sparsamkeit zu fühlen; ich bin immer dazu geneigt, nur darf sie dem Werke des Herrn nicht schaden. Ich begreife, daß Sie, da Sie sich mit der Einsammlung der Gaben beschäftigen, oft bange werden oder entmuthigt, wenn Sie sehen, daß Keiner hinreichend oder oft genug steuert. Wir müssen darüber seufzen in Bezug auf die Liebllosigkeit unseres Herzens, aber nicht in Bezug auf das Werk des Herrn: dies Werk wird geschehen, es muß geschehen, und sollte der Herr den Sand unseres Sees in Gold und Edelsteine verwandeln. Man könnte allerdings sagen, daß die Ergebnisse der verschiedenen Evangelisationsversuche den Anstrengungen, die man gemacht hat, noch lange nicht entsprechen, aber wir wissen auch, daß die Mauern von Jericho den siebenten Tag und das sechste Mal, daß die Posaune ertönte, noch so fest als beim Anfange waren; indeß Josua glaubte und die Mauern fielen. Unser Glaube ist auf keine so harte Probe gestellt; viele Umstände muntern uns auf, demjenigen zu glauben, der Jericho stürzte, und Rom und die Gottlosigkeit ebenfalls stürzen wird. Wir sollen glauben, so sollen wir die Herrlichkeit Gottes sehen. Ich fühle, daß es mir menschlicherweise nicht zusteht, so zu Ihnen zu sprechen, mir, der ich so leicht niedergeschlagen und entmuthigt werde. Aber es sind dies nicht meine Worte, es sind Worte des Herrn, und die wollen gehört seyn."

Der nämliche Brief enthält eine Menge trauriger Nachrichten über die blinde Wuth der Priester, welche von offener Kanzel die Evangelisten, die Verbreiter des göttlichen Wortes und die, welche es empfangen, feierlich verdammen. Ein Colporteur, der der Predigt des Priesters einer großen Pfarrgemeinde nahe bei Louhans, wo er Exemplare der Bibel verkauft hatte, beiwohnte, schreibt in seinem Tagebuch Folgendes, was wir als Beispiel ausheben: „Fremde Leute (sagte der Priester), die wahrscheinlich aus ihrem Vaterlande vertrieben worden, sind aus der Stadt gekommen, um Bücher zu verkaufen und sogar zu verschenken, die voll

Irrthümer und Ketzereien sind; Alle, die solche Bücher gekauft haben, müssen sie verbrennen, und da diese Fremden in den Häusern das Evangelium nach ihrer Manier auslegen, darf man sie nicht aufnehmen, denn nach ihren Lehren kann ein Mörder, der Vater und Mutter todtgeschlagen, eben so leicht gerettet werden als die ehrlichen Leute."

(Schluß folgt.)

---

(Von der Böhmischen Gränze.) Im Jahre 1817 bezog der damalige Superintendent Augsburgischer Confession, S.... in Prag, von Berlin aus einen bedeutenden Transport Bibeln in Böhmischer Sprache, die er der Censur vorlegte, und für welche er die Mauth bezahlte, so daß dieselben nun auf rechtmäßigem Wege an ihn gekommen waren, und er sie ohne Hinderniß verbreiten durfte. Er machte also den Böhmischen Predigern Augsb. Conf. auf amtlichem Wege durch die ihm untergebenen Senioren bekannt, wie viel jeder von ihnen Bibeln für seine Gemeinde erhalten könne, wie viel auf jeden Kostenbetrag für Mauth, Porto u. s. w. käme, und an wen und auf welche Weise sie dieselben vertheilen sollten. Der nun entschlafene Senior M..... in K..... ließ darauf die für seine Gemeinde bestimmten sechzig Bibeln gegen Erlegung von 60 Fl. abholen, und vertheilte dieselben nach seinem Gutachten an Glieder seiner Gemeinde, die auch bis zum Februar 1826 ungestört im Besitz derselben blieben. Da bekam der Senior M..... auf einmal von dem ihm vorgesetzten Oberamte den Auftrag, die mit Bibeln betheilten Individuen namentlich anzugeben. Er gehorchte, und bald darauf ließ das Oberamt die Bibeln durch den Ortsrichter confisciren, worauf sie über anderthalb Jahr bei dem Oberamte lagen, von welchem der Senior M....., auf seine Bitte und Antrag, warum und mit welchem Grunde dies geschehen sey, gar nicht einmal eine Antwort erhielt. Nun schrieb dieser an den Superintendenten S...., durch welchen er die Bibeln erhalten hatte, und der sich auch dafür verwendete, aber ab- und auf ein h. Hofdekret hingewiesen wurde, kraft dessen die Bibeln von 1817 wegen mehrerer anzüglichen Stellen in der Vorrede nicht herausgegeben werden dürften.

Endlich 1828 wendete sich der Senior M..... an das Landes-Gubernium selbst, von wo er den Bescheid erhielt, daß diese Bibeln als gemeinschädlich dem K. K. Bücher-Revisionsamte zur Vertilgung zugestellt worden wären.

Daß der nun entschlafene Kaiser von Östreich gleich fern war von religiöser Bedrückung und dem Willen, die Protestanten katholisch machen zu wollen, wie von religiösem Indifferentismus, den man jetzt so häufig unter dem Namen: Toleranz, zu empfehlen pflegt, beweist die Erinnerung, die er vor mehreren Jahren dem Consistorium Augsb. Conf. gab, als er einst von einigen evangelischen Predigern gehört hatte, daß sie den Unglauben predigten; er trug nämlich alsbald dem Consistorium auf, die ihm untergebenen Pastoren sowohl vor allem Religions-Indifferentismus und Unglauben, als auch andererseits vor aller Proselytenmacherei ernstlich zu warnen. Man sieht hieraus, wie der Kaiser selbst ganz den rechten Weg eingeschlagen hatte, um die wahre Toleranz zu begründen, aber es ist interessant zu hören, wie das Consistorium Augsb. Conf. in Wien diesen Befehl ausführte: Es erließ ein Cirkulare, worin es zuerst mit großem Ernste sämmtliche Prediger erinnerte, daß sie bei



Übernahme ihres Amtes an Eidesstatt das Versprechen geleistet hätten, die Religion Jesu ihrer Gemeinde nach Inhalt der heiligen Schrift, und der damit übereinstimmenden Augsburgischen Confession vortragen und lehren zu wollen, und demnach die Erwartung aussprach, daß sie demgemäß sich genau an die heilige Schrift und die Augsburgische Confession halten, und nicht durch Beseitigung der positiven Lehren des Christenthums den Vorwurf der Unredlichkeit auf sich laden würden. Sodann wies es nach, wie jeder Prediger dabei nur für seine Gemeinde da sey, also nicht über die Gränzen seines Berufs hinausgehen, d. h. sich des Hinüberziehens von Katholiken zu seiner Kirche enthalten solle. — Damit war dem Befehle des Kaisers genügt, aber das Consistorium ergriff diese Gelegenheit, um vor pietistischen, chiliastischen, mystischen und schwärmerischen Religionsansichten, die noch in manchen Gegenden und bei manchen protestantischen Gemeinden und Predigern statt fänden, zu warnen. Es sucht nun den Grund dieses Unwesens theils in der Verbreitung von Schriften, die von der Baseler sogenannten Traktatengesellschaft und anderen ähnlichen Vereinen ausgingen, theils in außer dem Bethause veranstalteten Zusammenkünften zu Privat-Andachtsübungen, daher verbietet es den Predigern nicht nur jede Verbindung mit dergleichen frommen Gesellschaften, so wie die Annahme und Verbreitung von Traktätchen, sondern beauftragt sie auch, mit aller Genauigkeit ihre Gemeindeglieder davor zu bewahren; so wie keine Winkelandachten zu dulden. — So befehlen sie erst, ihr müßt der Augsburgischen Confession gemäß lehren, d. h. ihr müßt als Hauptlehren treiben die Lehren von der Erbsünde, von Christo, dem Sohne Gottes, von der Rechtfertigung allein durch Christi Verdienst, von der Gnade; aber dann verbieten sie, ihr sollt euch hüten vor Pietismus, Mystieismus und Schwärmerei; fragt man, was damit gemeint sey? Nun die Lehren, die durch die Traktate verbreitet werden! Aber was sind das für welche? Dieselben, die die Augsburgische Confession lehrt, die Lehren von der Erbsünde, der Gnade u. s. w. Oder kann Jemand beweisen, daß die von den Traktatengesellschaften in Basel, Barmen, Berlin, Eßlingen und Hamburg ausgegebenen Schriften, abgesehen von ihrem übrigen inneren Gehalte, der nicht bei allen gleich gut ist, etwas anders als Hauptsache treiben, als eben jene Lehren? Oder wenn sie das nicht meinten, warum erklären sie nicht, was sie unter dem Pietismus u. s. w. verstehen? — So genügt also das Consistorium dem Befehl des Kaisers; jener befiehlt: Ihr sollt vor Unglauben und Indifferentismus warnen, dieses warnt vor dem Glauben!

Wie überhaupt das Wiener Consistorium Augsburgischer Confession die persönlichen Rechte und Freiheit der ihm untergebenen Pastoren ansieht, erhellt aus einer Verfügung, die dasselbe im Jahre 1821 erließ, und worin sämmtliche Pastoren angewiesen wurden, zur Förderung solcher auf Verdummung ihrer Leser und auf Beirrung schwacher Gemüther abzielender mystischer Schriften, die theils von Einzelnen, theils von der Baseler Traktatengesellschaft und anderen Vereinen dieser Art verbreitet würden, nicht nur Nichts beizutragen, sondern auch ihre Gemeinden vor denselben und ihrem üblen Einfluß auf Verstand und Herz sorgfältigst zu bewahren. — So gebietet das Consistorium über den Geldbeutel der Prediger; wollte auch Einer einen Beitrag zur Traktatgesellschaft geben, so tritt er dadurch in Ungehorsam gegen seine Obrigkeit.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 11. April. № 29.

## Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark.

(Fortsetzung.)

Im alten Norden, wo von jeher Treue und Wahrheit sich die Hand reichten, war in der letzten Zeit die herrliche Pflanzung des Glaubens, woraus allein jene Treue und Wahrheit entsprossen, von dem giftigen Winde der neueren Aufklärung bedroht. Aber inmitten der Fäulniß, die aus dieser Ansteckung natürlich sich entwickelte, erhob sich das Leben durch Gottes Gnade frisch und kräftig und suchte sich einen Durchbruch zu schaffen. Da standen die Höllenkräfte zu einem Bündniß auf und suchten das erwachte Leben im Keime zu tödten. Es ist nichts anders als ein blindes, fanatisches Streben, sagten Einige, das uns wieder unter den Krummstab und in die Mönchskutte zurückführen will; es sind nur schwach flimmernde Lichtlein, sagten die Anderen, welche durch das Öl des eigenen Profits und einer Ehrsucht, die keinen anderen Kanal weiß, nothdürftig unterhalten werden; hauet zu, schrien die Dritten, rein ab bis auf den Grund, und schneidet ihnen darum zuvörderst das Wasser und Brodt ab; dann wird die Aufregung sich von selbst legen! Und doch ist es nicht mehr, was die Christen im Norden begehren, als des Lebens Luft; doch wollen sie nur christliche Prediger und besonders einen wahrhaft christlichen Unterricht für ihre Kinder, eine Taufe nach Gottes Wort und eine Ausspendung des Abendmahls nach der Einstiftung Christi. Sie begehren nicht in der Staatskirche zu herrschen, sondern wollen um des Herrn willen dulden; sie verkümmern Niemanden das irdische Brodt, sondern wollen nur, daß das Himmelsbrodt, welches der Welt Leben gibt, ihnen gereicht werde. Oft zurückgewiesen, erheben sie immer aufs Neue vertrauensvoll ihre Bitten zum Landesvater, daß er auch ihnen in der großen Staatskirche wenigstens ein Asyl gewähre, und doch vergessen sie nicht, daß das Gebet an den König aller Könige, vor den zuletzt inappellabeln Thron der höchsten Majestät gebracht, allein ihre Sache ausführen kann. Ja, es ist wohl rührend zu sehen, mit welcher Treue, Standhaftigkeit und Aufopferung alles Irdischen dieser Kampf seither geführt worden ist und geführt wird; und wenn wir unseren Deutschen Brüdern diesen Spiegel vorhalten, so geschieht dies nicht aus irgend einem Übermuth, der sträfbar vor Gott wäre, und bald die Beraubung der Kraft und Seelenruhe nach sich ziehen würde, sondern weil wir so innig wünschen, daß auch in Deutschland ein regeres Leben sich kund thäte, daß auch hier Alle mehr ständen, wie Ein Mann gegen die hereinbrechende Macht der Finsterniß. Aber schon die Zersplitterungen und Brechungen im großen Deutschen Staatskörper wirken unvortheilhaft ein; und dazwischen treten allerlei politisch-religiöse Absichten und Zwecke, die leicht die Augen der Bekenner ablenken von dem Einen, was Noth thut. Es ist kaum eine ordentliche Einwirkung möglich, wo zu wenig auf die Kraft des mündlichen Wortes gegeben wird, und die Anregung durch das gemeinschaftliche Mittel der Litteratur schon durch die Weitschweifigkeit derselben, noch mehr durch das zerstreute Lesen der Meisten erschwert und verhindert wird. Was das Herzensband des lebendigen Christenthums ist, der Eine Glaube an den Einen Herrn und die Eine Taufe, vereint so Wenige, oder sie werden sich dieser Vereinigung nicht recht bewußt; hingegen haben Viele fast nur Auge für die kleinlichen Differenzen, die das individuelle Streben und die Art und Weise der Bildung geschaffen hat. Die theologischen *Schulen* haben in Deutschland die *Kirche* fast verschlungen; und auf der anderen Seite sind so Manche geneigt, um eines äußerlichen Verbandes willen dasjenige zu verschmelzen, was die Wahrheit und der rechte Ernst im Christenthume auseinander hält. — In diesen Beziehungen ist nun Manches anders im Norden. Die Kämpfer für bibliches Licht und Recht stehen mehr Mann für Mann, in Glied und Reihe, und das Zeugniß läuft nicht so große Gefahr, als in Deutschland, überhört zu werden. Der Schul- und Meinungskampf hat einem großartigen kirchlichen Wirken und einem unverrückten Bestehen auf dem Wesentlichen und Hauptsächlichen Platz gemacht, und dies freilich ist es, was die Feinde nicht nur stets in Athem hält, sondern sie auch am meisten erbittert. Daraus ergibt sich aber auch im Ganzen eine große Einfachheit und Nüchternheit in der Beurtheilung, wodurch die Theorien, die in Deutschland eine so große Rolle spielen, weniger Feld gewinnen; und gewiß hilft dieses mit dazu, daß die Grundfrage klarer gefaßt und dargestellt wird. Wenn es aber auch Manchem scheinen sollte, als ob der Kampf auch in Dänemark eben nur in Plänkeleien und Federkriegen bestehe, so können wir versichern, es ist nicht so, obgleich wir freilich nicht im Stande sind, das innere Wesen des Kampfes, den Fortgang des Reiches Gottes im engeren Sinne zu enthüllen. Ein wahres Feuer, ob es auch noch so klein sey, muß brennen, und kommt der Wind der Trübsale hinzu, wird es um so heller angefacht. Ein gutes Zeichen, daß hier was Rechtes vorgeht, ist auch dies, daß die Schmach in einem ungewöhnlichen Grade sich an die Bekenner gehängt hat, wie denn schon 1828 ein Referent in den „Theologischen Studien und Kritiken" bekennt, es sey unbegreiflich, wie sogar gelehrte und scharfsinnige Männer sich auf die Seite einer solchen Opposition schlagen und mit solchen Waffen gegen die Irrlehrer kämpfen könnten. Der gute Mann hat nie erkannt, was es heißt: *Der Eifer deines Hauses verzehret mich.*

Es hatte sich, wie wir schon im Vorhergehenden vielfach angedeutet haben, neben der Vertheidigung des Glaubens auf wissenschaftlichem Gebiete mit den Waffen, die der Glaube selbst an die Hand gibt, besonders seit 1826 in Dänemark ein kirchenrechtlicher Kampf für das Gemeingut der Christen entwickelt; und man möge von diesem urtheilen wie man wolle, unläugbar ist es, daß derselbe beim fortdauernden Bestehen einer Staatskirche statt haben darf, daß auch gewisse Veranlassungen eintreten können, wo er geltend gemacht werden muß; endlich, daß er kein anderes Resultat haben kann, als daß der Staat nach und nach sich selbst klarer bewußt werde, welche seine Lage in religiöser und confessioneller Beziehung zu den Lehrern, die er aus seinen Mitteln besoldet, sey, und welche Maaßregeln zu ergreifen seyen, um verschiedene Interessen in's Gleichgewicht zu bringen und vor Allem das theuerste, hochheilige Interesse des Christenthums zu beschützen. Denn auch Staaten haben unstreitig, wie einzelne Menschen, ihre Verirrungen und Übergangsperioden. Je größer und zusammengesetzter aber eine Einrichtung, wie die des Staates, je mannichfacher das Geflechte der Interessen ist, die dasselbe durchziehen, und wovon die niederen doch alle am Ende an den höchsten Interessen irgend einen Antheil nehmen, je mehr man eine weise Schonung auch bei unläugbaren Verirrungen der Glieder geltend zu machen sich berechtigt ansieht, und je schwerer endlich die Vereinigung dieser mit dem gesetzlichen Schutze zu seyn scheint, welcher der christliche Staat den Lehrern des wahren christlichen Glaubens schuldig ist, desto längere Zeit wird auch der Staat brauchen, ehe er zu dem Punkte kommt, auf welchem er allein ſußen kann, und den Grund wieder einigermaßen von dem aufgehäuften Schutte säubert. — Die protestantischen Staaten standen zu Anfange dieses Jahrhunderts fast alle in einem und demselben Verhältnisse zur Kirche: der Strom einer frechen und gottesvergessenen Aufklärung hatte fast Alles dahingerissen, und die Mehrzahl der Lehrer, welche berufen waren, auf dem Grunde zu bauen, bemühten sich, bewußt oder unbewußt, denselben zu untergraben, während die Opposition, die einzelne christliche Männer (wie z. B. Balle in Dänemark) bildeten, fast gar nicht oder wenig beachtet wurde. Dazu kam, daß die Aufklärung, welche sich jetzt allein den Namen anmaßte, nicht nur als eine nothwendige Anforderung der Zeit, sondern als eine natürliche Entwickelung aus dem Grunde christlicher Ideen hervortrat. Die Folge war, daß selbst viele Theologen, die das Christenthum noch im Herzen bewahrt hatten, dennoch sich geneigt finden ließen, diese Richtung wo nicht als eine kirchliche anzuerkennen, so doch durch schlaffe Nachgiebigkeit ihr Vorschub zu leisten, und ein Bollwerk des Glaubens nach dem anderen aufzugeben, als ob es sich hier nur um theologische Streitigkeiten handelte. Aber doch sahen manche Staatsmänner, belehrt durch die bitteren Erfahrungen der Zeit, bald ein, daß man nicht vergeblich die christliche Grundlage der Staaten als die allein sichere gepriesen hatte, während Andere allerdings die Aufgabe verkannten, oder sich über dieselbe nicht zu orientiren wußten, oder endlich das Nebelphantom eines rastlosen Fortschrittes der Menschheit ohne von Gott gesetztes



Ziel, einer Aufklärung ohne Grundlage des wahren und ewigen Lichtes selbst als das Heil der Welt umfaßten. Daher sehen wir denn auch in unserer Zeit, daß einzelne Staaten, weit entfernt sich zu bemühen, die bösen Kräfte des Unglaubens, des Indifferentismus, der frechen Treulosigkeit der angestellten theologischen Lehrer zu paralysiren, vielmehr denselben einen geschmückten Heerd bauen, während andere, mit Schonung des, was geschont werden kann, den Vertheidigern des Christenthums Lehrstühle und Kirchen öffnen, ihnen anheimstellend, die Sache des Reichs auszusechten, das nicht von dieser Welt ist, überzeugt, daß es der freien ungehemmten Entwickelung allein bedarf, damit das Christenthum im nothwendigen Kampf Boden gewinne und sich selbst allen legitimire, die aus der Wahrheit sind — eine großartige, nicht verkrüppelte oder marktschreierische Toleranz, welche auch alle Verkündiger des Evangeliums, die nicht etwa träumerischen Idealen nachhangen, oder verlangen, daß die Wunde in wenigen Jahren geheilt werde, welche mehr als zwei Menschenalter geschlagen haben, wohl zu schätzen und zu würdigen wissen. Die Dänische Regierung ist in dieser Beziehung keineswegs dem Strome gefolgt, und obgleich sie den letzteren Grundsatz nicht in seiner ganzen Ausdehnung bisher adoptirte (da namentlich die Kopenhagener Universität nach dem frühen Tode des Professors Jens Möller, eines christlich gesinnten Mannes, jetzt eine bloße Pflanzschule von lauter Neologen zu werden droht), so hat sie doch den imberufenen, übermüthigen Aufklärern, eben wo sie am frechsten trotzten, gezeigt, daß es ein Bis hieher gebe, das auch sie anerkannt wissen wollte. Wir brauchen von älteren Datis bloß zu erinnern an Kleuker's Berufung nach Kiel (1805), an die Confiskation der Funkschen Bibelübersetzung mit Anmerkungen, die noch mehr als die Dinterschen geeignet waren, das Gift des Unglaubens in die Herzen der Kinder einzuimpfen, endlich an die Anstellung Grundtvig's als Prediger in Kopenhagen (1823).

Nächst dem fortgesetzten öffentlichen Zeugniß gegen den Unglauben war der ganzen rationalisirenden Parthei unter den Geistlichen in Dänemark nichts verhaßter als die alte Agende; ein Hauptsturm gegen dieselbe war, wie wir gesehen haben, schon 1806 und 1807 abgeschlagen. Indeß ging die Willkühr bei dem Gebrauche des Rituals so weit, daß in der That viele hundert und tausend Kinder gar nicht christlich getauft sind, und, wie uns glaubwürdige Privatnachrichten versichern, hatte schon im Anfange des Jahrhunderts eine geheime Reaktion neben der öffentlichen sich gebildet, indem mehrere Prediger an einer und vielleicht an mehreren Kirchen Kopenhagens schriftliche Formulare benutzten, die unter ihnen selbst cirkulirten, statt der angeordneten. Es war auch diese Willkühr schon Jedermann bekannt, ehe es zu einem lauten Widerspruch und einer Hinweisung auf das unläugbare Recht der christlichen Gemeinde kam, ihre Kinder getauft und das Abendmahl administrirt zu wissen nach dem Inhalt des Glaubens. Den ersten Stoß gab die im Jahre 1827 erhobene Beschwerde eines hochgestellten Beamten, welcher selbst bei der Taufe seines Kindes Zeuge davon seyn mußte, daß der Prediger sowohl die Fragen bei der Taufe

als das Glaubensbekenntniß verstümmelte. Nun erklärte zwar der Bischof Seelands, indem er die Aufregung zu beschwichtigen suchte, die Taufe sey nach altkirchlicher Praxis gültig, weil sie „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ geschehen sey. Dennoch behielt der Vater sich ausdrücklich vor, daß es seinem Kinde, wenn dasselbe das reifere Alter erreicht, freistehen müsse, eine in kirchlich-liturgischer Form vorgenommene Bestätigung seiner Taufe zu verlangen. Dies gab wahrscheinlich die nächste Veranlassung dazu, daß die Königl. Dänische Kanzelei durch ein Rescript vom 16. August 1828 allen Predigern eine vollkommene Genauigkeit in Befolgung des Tauf-Formulars einschärfte, und ihnen in dieser Hinsicht keine Abweichung gestattete. Bei einer solchen Lage der Sachen, wobei die Widersacher natürlich Alles aufboten, um die Haupt- und Grundfragen, um die es sich hier handelt, nicht nur zu umgehen, sondern zu verdunkeln, war es gewiß von Wichtigkeit und von großem Nutzen, daß die kirchenrechtliche Seite der Sache erörtert wurde von denen, die Beruf dazu hatten, um so mehr, da einige Juristen von großem Ansehen, sey's aus persönlichen Rücksichten, oder aus falschen Maximen, oder endlich aus offener Anhänglichkeit an den Schwindelgeist der Zeit, keineswegs den klaren Grundsätzen huldigten, welche durch's Reichsgesetz und den Inhalt des Priestereides sanktionirt sind. Um das Dringende von der Seite der Christen einzusehen, wird es nöthig seyn daran zu erinnern, daß sie nicht etwa erst der Sache diese Wendung gegeben hatten, sondern der Prof. Clausen war's, indem er den Protest Grundtvig's gegen seine falsche Lehre vor ein weltliches Forum zog, und daß seitdem die vielfachen Versuche der Widersacher, in der Staatskirche selbst ihrer Lehre und ihren Ansichten Geltung zu verschaffen, das hauptsächliche Motiv war, warum namentlich Lindberg (denn er hat diesen Theil des Kampfs fast allein geführt) ihnen mit schlagender Klarheit zeigte, daß sie vergeblich eine Einbürgerung der falschen Lehre mittelst des Staatsgesetzes beabzweckten, das diese vielmehr auf's Bestimmteste von der Staatskirche ausschließe. Die Dänische Regierung hat bis hieher beide Partheien in dieser Art und Weise gewähren lassen, während sie es nicht für angemessen fand, dem oft erneuerten Antrage Grundtvig's auf eine wohlgeordnete Religionsfreiheit, so daß es wenigstens gewissenhaften Eltern freistehen möchte, ihre Kinder taufen zu lassen von welchem Prediger sie wollten, Gehör zu schenken.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Nachrichten.

### (Neuer Bericht der evangelischen Gesellschaft zu Genf.)

### (Schluß.)

Folgendes schreibt Hoffmann noch in dem Briefe vom 9. Februar:

„Ich muß Ihnen noch die Stiftung zweier neuen Gemeinden melden, ich meine zu Bussy und zu St. Dezert, durch welche die Zahl derjenigen, die Gott mir anvertraut hat, auf fünf gestiegen ist. Ich nehme mir noch vor, auch in Bully und in Fontaine Predigten einzurichten, und später, wenn ich eine der Versammlungen zu Châlons aufgeben kann, will ich mit Chagny und St. Leger einen Versuch machen. Die anderen Örter, wo man meiner begehrte, sind zu klein oder zu nahe, als daß ich daselbst neue Predigten eröffnen müßte. Samstag war ich zu Bussy, sehr ermüdet und leidend, und hatte keineswegs im Sinn, den Tag irgendwo zu predigen; aber ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht mehr das Werk betreibe, sondern daß das Werk mich treibt. Ein junger Mann von Givry, ein ehemaliger Seminarist, hatte mir versprochen, in St. Dezert ein Lokal zu suchen, und that mehr, als ich erwartete. Er ging herum, um das Volk zu benachrichtigen, miethete ein Lokal und Bänke für diesen Abend, und als ich nach St. Dezert kam, so hieß er mich aussteigen, weil Jedermann mich zur Predigt erwarte. Ich mußte wohl bleiben; die Versammlung bestand aus wenigstens zweihundert und funfzig Personen; zwei Zimmer waren voller Leute, die schwatzten und lachten; aber als ich eintrat und mich vor den Tisch setzte, schwiegen Alle, zogen den Hut und horchten auf. Ich war mit ihrer Aufmerksamkeit sehr zufrieden; aber vor allen Dingen, ehe Sie sich darüber freuen, bitten Sie für diese armen Seelen, daß der Pfarrer sie nicht von der Wahrheit abwendig mache.“

Wir könnten, wenn der Raum es erlaubte, einige höchst anziehende Briefe unserer anderen Evangelisten mittheilen, welche mit den obigen Nachrichten übereinstimmen. Auch zu Mâcon ist es in dem Predigtsaal wegen der Menge von Zuhörern nicht mehr auszuhalten, und wir müssen Alles aufbieten, um einen größeren zu erhalten; aber die katholische Geistlichkeit thut, was sie kann, damit die Hausherren uns keinen vermiethen. Wir glauben noch Folgendes aus einem Briefe des Predigers Zipperlen hieherfetzen zu müssen.

Louhans, den 3. Februar 1835.

„Die Colporteurs haben Ihnen wahrscheinlich schon berichtet, was in Louhans vorgeht. Die Predigten werden von den Landleuten immer sehr besucht, selbst bei der ungünstigsten Witterung; der Hausflur, die Treppe, alles ist voll, und ich muß meine Stimme übermäßig anstrengen, um überall gehört zu werden. Die Bibelverträger haben, seit sie in Louhans sind, gegen dreihundert und funfzig N. T. und eine Menge Traktate verkauft. Die Priester sind in Todesangst; sie schreien von der Kanzel, man müsse alle diese Bücher verbrennen, aber jemehr sie schreien, desto mehr kauft man. Ich habe die Hoffnung, daß selbst wenn der Teufel die Freude haben sollte, in einigen Häusern die Opferflamme zu sehen, doch noch eine gute Zahl Exemplare des Lebenswortes übrig bleiben sollen. Unsere theuren Colporteurs sind unermüdlich in ihrem Eifer; sie bieten den abscheulichsten Wegen trotz, dem beinahe ununterbrochen schlechten Wetter und den grimmigen Hunden, welche die Höfe der Bauern bewachen. Sie haben auf dem Lande schon mehrere Versammlungen gehalten, und haben vollauf zu thun, um die Personen zu besuchen, welche sich zu unterrichten wünschen.“

Wir schließen mit einem Bruchstück aus dem Briefe des Colporteurs Albino, der sich gegenwärtig in dem Departement Saône und Loire befindet.

Châlons, den 9. Februar 1835.

„Die Versammlungen zu Châlons werden immer zahlreicher. Es ist nicht mehr so viel Kommens und Gehens, sondern die Zuhörer sind gewöhnlich dieselben, welche schon mehrere Male da waren. Die Juden wohnen ihnen regelmäßig bei. Herr Hoffmann predigt mit unvergleichlicher Kraft; bald greift er vermittelst starker und solider Polemik den Papismus in seiner Grundlage an, bald faßt er das zweischneidige Schwerdt des Wortes mit beiden Händen und bestrebt sich, die Vorurtheile zu bekämpfen und die ganze Verdorbenheit des Menschenherzens niederzuschmettern. Menschlicher Weise weiß ich nicht, ob es ihm gelingen wird, wenn ich die Gleichgültigkeit, die Sorglosigkeit in Bezug auf Alles, was Frömmigkeit heißt, welche in der großen Menge herr-

schen, in Betrachtung ziehe. Aber wenn ich zum Herrn blicke, so sehe ich, daß er selbst aus den Steinen Kinder Abraham's erwecken kann. Es macht Freude, diesen treuen Diener Gottes zu sehen, wie er hier und dorthin eilt, um Versammlungen einzurichten und die Aufregung des Volkes zu benutzen. Man verlangt nach Predigern zu Couches, St. Leger, St. Dezert, Bussy, Fontaine, Nully, Chateney, Givry und Bourgneuf. Um es kurz zu sagen, Alles ist in Gährung. Gegegnen wir Leuten, deren Dörfer nahe bei den Orten sind, wo bereits der Gottesdienst eingerichtet ist, so fragen sie uns mit bittendem Tone: wann kommt man zu uns? will man uns ohne Predigt lassen? unsere Gemeinde ist doch groß genug? Dieser Anblick scheint Herrn Hoffmann niederzudrücken; er weiß nicht, welchem Ort er den Vorzug geben, noch wie er sich helfen soll; vorzüglich bei seiner gegenwärtigen Ermüdung und Krankheit. Nichts desto weniger achtet dieser brave Streiter Christi seinen Leib gering, und schätzt ihn wie ein irdenes Gefäß im Vergleich mit der Vortrefflichkeit des Heiles Christi. Schon predigt er zu Châlons zweimal jeden Sonntag, predigt den Montag und hält ebendaselbst Donnerstags eine Versammlung. Zu Bourgneuf jeden Mittwoch. Zu Guyx jeden Freitag und des Sonntags Morgens um neun. Zu St. Dezert und Bussy jeden Samstag, indem er zwischen diesen beiden großen Gemeinden, deren letztere ein Flecken ist, abwechselt. Endlich wechselt er Dienstags zwischen Fontaine und Nully ab. Diese Gemeinde Nully ist eine der anziehendsten; nirgends sand ich sanftere, verständigere und frömmere Einwohner. Als Caffarel (ein anderer Colporteur) und ich hinkamen, beeilte sich Jeder uns zu fragen, ob wir von den Leuten seyen, die zu Bourgneuf und Givry predigen. Man fragte uns über unseren Glauben und unsere Hoffnung. Nachdem man uns aufmerksam angehört, sagten diejenigen, welche uns mit gezogenem Hute in die nächsten Häuser begleiteten: Nun, ihr Herren, sind das die falschen Propheten, von denen man uns entfernt halten möchte? kommt hieher, um zu predigen, Jeder wird euch mit Vergnügen hören, denn ihr predigt die gesunde Lehre und die wahre Moral. Man hat uns gesagt, daß der Herr Maire, der ein großes und prächtiges Schloß in dieser Gemeinde besitzt, unseren Prediger Hoffmann mit offenen Armen erwartet. Was hat diese große Bewegung in diesem Orte hervorgebracht? vielleicht eine Unterhaltung, die ich mit dem Erwiten in der Gemeinde zu Couches gehabt hatte. Ich glaubte diesen armen Menschen in seinen Irrthümern verlassen zu haben, aber nein, es scheint, daß der Herr nicht erlaubt hat, daß der gute Same zurückblieb ohne zu keimen. Dieser liebe Einsiedler hat unserem Glauben, unserem Unterricht, unserer Predigt ein ausgezeichnetes Zeugniß gegeben. Als er sich zu Nully bei einer Hochzeit befand, als Onkel der Braut, erzählte er die Unterhaltung, die er mit mir gehabt hatte, als eine solche, welche mit der gesunden Lehre sehr übereinstimme. Dieses Zeugniß brachte in der ganzen Gesellschaft einen merkwürdigen Eindruck hervor. Als mich der Vater der Braut sein Dorf durchwandern sah, rief er mich, fragte mich aus, ließ sich ein N. T. geben, und erklärte mir, daß er stark begehre, den evangelischen Predigten beizuwohnen, um die wahrhafte Religion anzunehmen. Von Nully begab ich mich nach Givry, um Herrn Hoffmann beizustehen, der den Abend dort predigen sollte. Die Versammlung war sehr zahlreich und sehr aufmerksam, und ich denke, daß das Lokal nicht mehr genügen wird. Man verlangt einen christlichen Schullehrer, indem man sagt, man wolle die Kinder nicht mehr zu papistischen Schulmeistern schicken. Sonnabend reisten wir nach Bussy, wo wir einen Herrn fanden, der



uns dort erwartete. Er ist sehr unterrichtet, und hat uns erzählt, daß dieser ganze Flecken ehemals protestantisch war. Er sprach mit uns über das Lokal, wo die alte Kirche gewesen war, und versicherte uns, daß die Bewohner für uns sehr gut gestimmt seyen, wobei er selbst ein Beispiel herzlicher Zuneigung gab." —

Wir enden hier diese Mittheilungen, die bereits ausführlich genug sind, aber wir glauben, daß ihr Inhalt ernsthafte Aufmerksamkeit verdient. Wir müssen es sagen, es wäre uns leider nur zu leicht gewesen, diesen erfreulichen Nachrichten eine große Zahl anderer beizufügen, welche auf eine betrübende Weise zeigen, wie viel Unglaube und Sittenlosigkeit in denselben Gegenden sich findet, wo sich eine große Erweckung vorzubereiten scheint. Die christlichen Leser würden mit uns über die schändlichen und ekelhaften Antworten seufzen, welche unsere demüthigen Boten des Evangeliums nur zu oft hören müssen; sie würden aber auch sehen, daß dieselben durch Gottes Gnade die Demüthigung und die schlechte Behandlung freudig zu ertragen wissen.

Jeder begreift, daß es uns unmöglich ist, mit drei Evangelisten und siebzehn Colporteurs all den Bedürfnissen, die sich an den Tag legen, entgegen zu kommen. Schon haben zwei unserer theuren Studenten, die im Begriffe sind, ihre Studien zu vollenden, von ihren Lehrern die Erlaubniß erhalten, ihr Examen um etliche Monate zu verschieben, um während der Festzeit die in ihrer Gesundheit angegriffenen Prediger zu unterstützen. Sie sind bereits abgereist, von den Fürbitten ihrer Brüder begleitet.

Wir hoffen, daß unter der Geistlichkeit des Kantons Waadt sich Prediger befinden, welche die Verpflichtung einsehen, die allen obliegt, welche es können, einige Monate diesem wichtigen Werke zu widmen. Alle diese Anstalten werden ohne Zweifel große Unkosten veranlassen. Aber können wir immehalten?

So nehmen wir also die christliche Theilnahme aller Brüder und namentlich ihr Gebet für dieses Werk in Anspruch, denn es ist ein Werk des Herrn. Ja, wir bitten dringend darum, betet für unsere Gesellschaft, betet für die Lehrer der Schule, welchen der Unterricht unserer künftigen Evangelisten anvertraut ist; betet für unsere Arbeiter; betet für diese neubewegte Bevölkerung; betet für diese unglücklichen Priester, welche in ihrer Verblendung das Wort Gottes zu vernichten suchen! Wir bitten darum im Namen Christi: Keiner schone sich, und der Herr lasse auf Euch und die Euern die Opfer, die Ihr in seinem Namen bringt, als einen reichen Than von Segnungen zurückkehren.

Im Namen des Comités der evangelischen Gesellschaft
von Genf.
(Unterz.) Tronchin von Lavigny.

N. S. Die evangelische Gesellschaft hat seit ihrer Entstehung im Ganzen sieben und zwanzig Arbeiter unterhalten. Gegenwärtig unterhält sie:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 5 Evangelisten | } | im Departement von Saône und Loire und des | | |
| 10 Colporteurs | } | | | Jura. |
| 2 | = | = | = | der Meurthe. |
| 2 | = | = | = | der Ober-Saône. |
| 1 | = | = | = | der Ardennen. |
| 1 | = | = | = | von Lyon. |
| 1 | = | = | = | von Genf. |

In Allem 5 Evangelisten und 17 Colporteurs.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 15. April. № 30.

## Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark.

(Fortsetzung.)

Wir haben für nöthig erachtet, dies voranzuschicken, um den Leser auf den rechten Standpunkt zu stellen, von welchem das Folgende übersehen werden muß. In der Erzählung werden wir, wie bisher, bloß das Thatsächliche hervorheben. Den Zusammenhang dieser und der vorhergehenden Darstellung ergänzt der Bericht, überschrieben: „Der Tendenzprozeß gegen M. Jak. Chr. Lindberg." (S. Ev. K. Z. 1830, Nr. 97. 98.)

Mit Schärfe und Bestimmtheit hatte das angezogene Kanzelei-Rescript es sämmtlichen Predigern des Königreichs zur unerläßlichen Pflicht gemacht, bei den ministeriellen Handlungen, namentlich bei der Taufe, dem angeordneten Rituale zu folgen; und man sollte meinen, dies hätte ihnen um so weniger schwer fallen können, als das Dänische Ritual in der That, bis auf einige Stücke, die die Zeit antiquirt hat (z. B. die Formel bei Einführung der Wöchnerinnen ꝛc.), eine musterhafte Simplicität und einen wahrhaft liturgischen Geist zum Stempel trägt, während es, was die Formeln selbst betrifft, die bekannten Elemente der Lutherischen, namentlich Wittenbergischen Agende, mit zarter Berücksichtigung alles Kirchlichen, wiedergibt. Allein, wo erst Trotz gegen Gottes Wort da ist, darf es uns nicht wundern, daß auch Trotz gegen menschliche Anordnung sich einfindet; und dieser Trotz wurde jetzt um so hartnäckiger, als Viele unter dem christlichen Volke einzusehen anfingen, daß etwas Unveränderliches zur Administration der Taufe und des Abendmahls gehöre, und daß dieses Unveränderliche eben durch die Liturgie ausgedrückt sey. Es erfolgte also nach 1828 ein Agendensturm im Kleinen; unter den Stürmern, die hier die Fahne vorantrugen, war der Schwiegersohn des Stiftspropsts Clausen, der Kapellan an der Frauenkirche, Pastor Gad. Zuerst erlaubte derselbe sich, in der Ansprache an die Communikanten nach der Mittheilung des Abendmahls, die Veränderung, daß er in der Formel, die wörtlich so lautet: „Der gekreuzigte und auferstandene Jesus Christus, welcher nun euch mit seinem heiligen Leibe und Blute gespeiset und getränkt, womit er für alle eure Sünden genug gethan hat, er stärke und erhalte euch im wahren Glauben zum ewigen Leben," statt der ausgezeichneten Worte diese gebrauchte: zu dessen Andenken ihr diese Handlung feiert. Sein Sinn war also der gewöhnliche flach-rationalistische, das Abendmahl zu einem bloßen mnemonischen Ritus herabzudrücken, wobei freilich „der Gekreuzigte und Auferstandene" nicht nöthig war; aber die Inconsequenz der Rationalisten und ihre Treulosigkeit selbst gegen vermeintlich besseres Wissen und Gewissen kennt ein Jeder nicht erst von gestern her. Einem Mann in der Gemeinde (dem Tischlergesellen Gislesen) mißfiel diese Verstümmelung der inhaltsreichen und bezeichnenden Formel; er stellte es dem Prediger selbst vor, und bat ihn, daß er in Zukunft das Ritual nach Amtspflicht befolgen möchte. Als er aber durch zwei Gespräche mit Herrn Gad nichts ausrichtete, wandte er sich an den Bischof Seelands, P. E. Müller, mit Klage über diese willkührliche Veränderung. Der Bischof schrieb darauf an Gad und nahm die Sache, wie sie genommen werden mußte, vom praktischen Standpunkte. „Sollte," schrieb er u. a., „die Äußerung genannter Person gegründet seyn, so muß ich Ew. Wohlehrw. darauf aufmerksam machen, daß Sie durch diese willkührliche Änderung in einem wichtigen Theile des gesetzlich angeordneten Rituals um so mehr, besonders in unseren Tagen, in der Gemeinde Ärgerniß geben können, als Ihre Amtsbrüder bei dieser Kirche gewiß das Ritual genauer befolgten, mithin Ihre Veränderung, als etwas Neues, desto größere Aufmerksamkeit bei den Communikanten erregen wird. Ich vermuthe also, daß Ew. Wohlehrw., nachdem Sie in Erfahrung gebracht, daß Sie die Schwachen im Glauben geärgert haben, nicht bloß um des Gesetzes willen, sondern zufolge dem Eifer für das Wohl des Nächsten, wovon Sie so unzweideutige Proben gegeben haben, nichts versäumen werden von dem, was zum Frieden und zur Erbauung dient, und so mit einer Änderung im Rituale nicht fortfahren werden, welche zum Ärgerniß Veranlassung gegeben hat." Allein weder der Ernst noch die Milde des Bischofs vermochten den Trotz dieses Predigers zu brechen. In einem Antwortschreiben vom 19. Juli d. J. erklärte er, „er werde zwar, dem Geiste der Furcht und Knechtschaft, welcher sich in unserer Zeit wieder festzuwurzeln scheine, ein schweres Opfer bringend, in dem beklagten Punkte buchstäblich die Worte des Rituals gebrauchen, zwar nicht aus Eifer für das Wohl des Nächsten, wodurch er eben zu dieser Veränderung bestimmt worden sey, sondern aus Gehorsam gegen das Gesetz und mit Rücksicht auf den Befehl des Bischofs, wobei er sich doch verpflichtet fühle, obgleich der Bischof es nicht für nothwendig erachtet habe, Erklärung darüber ihm abzufordern, die Gründe zu entwickeln, womit er glaube, sein Verfahren rechtfertigen zu können." So weit konnte ein Prediger sich und den Geist des Christenthums vergessen, daß er bloß aus Furcht, und nicht um des Gewissens willen, Gehorsam angelobte, so feige konnte er sich bei allem Trotz benehmen, daß, während er auf der einen Seite versicherte, er habe die Veränderung mit Rücksicht auf das Wohl des Nächsten vorgenommen, er doch nicht als ehrlicher Mann entweder die kirchliche Behörde zur Adoption dieser Ver-

änderung zu bewegen suchte, oder im schlimmsten Falle seiner Überzeugung ein williges Opfer bringend, sein Amt niederlegte. *) Was aber die angeblichen Gründe betrifft, so wird man unschwer einsehen, worin dieselben bestanden. Gad beruft sich zuerst auf die Bibel, dann auf die Vernunft, endlich auf Erfahrung und Auctoritäten. Auf die Bibel, denn zuerst spreche Jesus selbst ja, man solle es thun zu seinem Gedächtniß; dann aber sey die ganze Lehre von der stellvertretenden Genugthuung, die in jenem Passus zum Vorschein komme, unbiblisch. **) Auf die gesunde Vernunft, die wiederum in Harmonie mit der reinen Bibellehre (die sie selbst freilich zuerst bestimmt!) jene Abweichung billige. Auf die Erfahrung; denn viele aufgeklärte Christen ließen sich ja eben durch solche vernunftwidrige Ausdrücke von der Theilnahme an dem heiligen Abendmahle abhalten, und ihr geistliches Bedürfniß zu berücksichtigen sey ja doch eben so nothwendig, als das der Schwachen. Unter den Auctoritäten endlich steht obenan der Bischof Balle, welcher in einer Vorstellung an die Dänische Kanzelei vom Jahre 1799 darauf gedrungen habe, die Abendmahls-Liturgie müsse verändert werden, und neben ihm figurirt außer mehreren Anderen — der Stiftspropst Clausen! ***) Übrigens bemerkt Gad, die Veränderung betreffe keinen wichtigen Theil des Rituals; denn das Wesentliche und Unveränderliche beim Abendmahl seyen die Einsetzungsworte und das Vater Unser. †) Endlich meint Gad, seine Amtsbrüder befolgten zwar das Ritual genauer als er, aber doch nicht ganz genau, und beklagt sich über die Anschuldigung des Ärgerniß-Gebens, welche eine kränkende Zurechtweisung für ihn enthalte.



Nicht leicht konnte man auf eine schlagendere Weise die Untriftigkeit der von Gad vorgebrachten Gründe zu erkennen geben, als der Bischof es in folgendem kurzen Antwortschreiben that. „Es freut mich," schrieb er unter dem 9. August 1829, „aus dem Schreiben Ew. Wohlehrw. zu ersehen, daß Sie meinen Wunsch erfüllt haben in Bezug auf eine Veränderung in der Liturgie, die Sie selbst eigenwillig vorgenommen hatten. Ich habe nicht daran gezweifelt, daß Sie Ihre Gründe zu dieser Veränderung hatten, und es war mir auch nicht unbekannt, welche diese seyen. Ihr ausführliches Antwortschreiben hat mir Gelegenheit verschafft, mit Vergnügen zu bemerken, was ich als akademischer Lehrer schon vor mehreren Jahren wahrnahm, nämlich wie gut Sie Ihre Gedanken zu entwickeln und darzustellen wissen."

Indeß meinte Gad bei dieser Lage der Sache sich nicht beruhigen zu können; er ergriff den Ausweg, den man so oft, befugt oder unbefugt, ergriffen hat, den einer Appellation an's Publikum, indem er in einer bald hernach herausgegebenen Schrift (betitelt: „Das mißliche Verhältniß des Predigers zum Ritual") nicht nur des Bischofs Zuschrift und sein Antwortschreiben in extenso bekannt machte, sondern noch weiter seine Ansicht geltend zu machen suchte, daß das Dänische Ritual in seiner gegenwärtigen Form nicht bleiben könnte. Es liege ja, sagt er, schon in dem Wesen der evangelischen Freiheit, vom Buchstaben der Agende abzuweichen; *) auch habe man ja so lange eine Verbesserung der Agende laut gefordert, und die Regierung habe gewisse Abweichungen und Modifikationen schon genehmigt; **) auch werde ja in den Herzogthümern (zum Theil) die Adlersche Agende gebraucht, und diese fordere nicht, daß die Prediger sich an die Formeln derselben binden sollen; ***) zum Überfluß

*) Die Sache ist so klar, daß auch der Verfasser der Lästerschrift: „Das Treiben der Zeloten in Kopenhagen" (Altona 1832. 8.) gestehen muß, Gad habe in diesem Punkte wirklich eine Blöße gegeben. Es ist übrigens unnöthig, die genannte Schrift genauer zu berücksichtigen, da die einfache Darstellung der Wahrheit von selbst die Lüge niederschlagen muß.

**) Hier verräth der Verfasser deutlich, welche Art des Eifers für des Nächsten Wohl ihn getrieben habe, und erleichtert so merklich die Beurtheilung der anderen Gründe.

***) Die Tradition der Nationalisten in Dänemark, sieht man, ist grade so weit her, als die der Deutschen, nämlich von der Zeit, als selbst besonnene Christen statt des Altares und Heerdes der Kirche vorzogen, in aller Eile dergleichen von Backsteinen aufzumauern, damit ihnen eine Vermauerung in dem alten Gebäude nicht Schuld gegeben würde. Es war grade die schwache Seite Balle's, daß er in der Liturgie etwas Apartes haben wollte, und den christlichen Liederschatz, den auch Dänemark in seinem alten Gesangbuch hatte, nicht würdigen konnte.

†) Gad hat, obgleich er das Wesentliche in der Abendmahls-Liturgie so nicht erschöpft, hierin zwar Recht. Aber natürlich war in des Bischofs Worten nur die relative Wichtigkeit des betreffenden Passus gemeint, welche freilich um so augenfälliger wurde, je mehr die Irrlehrer durch Auslassung desselben ein neues Schiboleth in der Gemeinde zu errichten trachteten. Überall steht man leicht, daß der Widerspruch gegen die Lehre vom versöhnenden, stellvertretenden Tode Jesu und der Entsündigung der Menschen durch den Glauben an ihn das durchgreifende Motiv ist, das nun wiederum durch eine Reihe von Scheingründen gestützt werden soll. Man vermißt hier, wie immer, die offene, redliche Sprache des Wahrheitsfreundes, ein Mangel, der eben den Rationalismus unheilbar macht, während die Berufung auf Auctoritäten früherer und jetziger Theologen doch offenbar ein schlechter Nothhelfer ist, wo man ein Festes und Unwandelbares im kirchlichen Lehrbegriffe hat.

*) Warum grade die evangelische Freiheit dies verlange, hat Herr Gad vergessen zu entwickeln, und wird den Beweis für seine Behauptung schuldig bleiben, da ganz im Gegentheil nach apostolischer Ansicht, die doch wohl evangelisch ist, es einen festen, unveränderlichen, sich selbst für alle Zeiten gleichen Inhalt des Evangeliums gibt, den eben die Agende ausdrücken will. S. Gal. 1, 8., 1 Cor. 3, 11., 2 Joh. 9, 10.

**) Was es mit jenen Forderungen auf sich hatte, haben wir in einem vorhergehenden Abschnitte dieses Aufsatzes entwickelt. S. Ev. K. Z. 1827 S. 413 ff. Vergeblich aber beruft Gad sich auf das neue Ritual für die bischöfliche Ordination, da hier das alte unzulänglich war, oder auf die Trauungsformel, wonach die Töchter des Königs getraut wurden, weil man eben dies nur als Ausnahme gelten lassen kann. Das verbesserte Grönländische Ritual 1819 ist auch keineswegs in Gad's Sinne ein verbessertes zu nennen.

***) Bekanntlich ist die Adlersche oder neue Schleswig-Holsteinische Agende eins der traurigsten Zeichen der Zeit des hereinbrechenden Unglaubens. Ihr Schicksal weiß man, daß nämlich, nachdem die Einführ-

habe ja sogar eine Kanzelei-Resolution erklärt, es verstehe sich von selbst, daß was in den alten Formeln auf Kirchengebräuche sich beziehe, die die Entwickelung des kirchlichen Lebens selbst antiquirt habe, auch nicht mehr bindend für den Liturgen sey.*) Endlich aber sey kein Gesetz vorhanden, welches den Prediger zur buchstäblichen Befolgung des Rituals verpflichte,**) und auch die Vorrede zu demselben sage ja nur in ganz allgemeinen Ausdrücken, daß Geistliche und Weltliche sich danach zu richten und zu verhalten haben.

Die Hauptpunkte in dieser Gadschen Schrift beleuchtete Lindberg in einer Abhandlung (im 2ten Bande der „Monatsschrift für Christenthum und Geschichte") mit der Überschrift: „Des Predigers Gad mißliches Verhältniß zum Ritual;" und hob besonders mit vollem Recht hervor, daß die Freimüthigkeit unächter Art sey, welche nur in der willkührlichen Auslehnung gegen die Kirchengesetze bestehe, daß ein wahres Papstthum in der Gemeinde errichtet werde, wenn es einem jeden Prediger freistehe, nach seinem Gutdünken in dem, was eben den Gesammtglauben der Gemeinschaft ausdrücken soll, Abänderungen zu treffen, endlich, daß Herr Gad ganz mit Unrecht sich ärgere über das Ärgerniß, das er selbst gegeben habe, und mit noch größerem Unrecht das Verfahren eines Laien als fanatisch stemple, welcher in diesem Falle eben nur das unveräußerliche Recht der Gemeinde zurückforderte.

Nach und nach wurde dieser Agendensturm dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, da in einem Tageblatte von einem seynwollenden Lichtfreunde eine Einladung erschien an alle, die dem vernünftigen Glauben huldigten: diese sollten gemeinschaftlich beim Könige darauf antragen, daß eine Veränderung im Ritual vorgenommen werden möchte, weil dieses unbiblische und unvernünftige Sätze enthalte. Wenn die Sache reif wäre, dann sollten die sämmtlichen Unterschriften dem Professor Clausen übergeben werden, der das Ganze in eine geordnete Darstellung fassen und das Gesuch in Aller Namen übergeben sollte. Allein es meldete sich kein Einziger. Ein Herr Wosemose beklagte, daß die Sache nicht den gewünschten Fortgang hätte, und ermunterte auf's Neue zur Theilnahme daran; „denn die Unterschrift koste ja kein Geld."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Zweiter Brief über den religiösen Zustand Frankreichs.

Bolbec, Departement der niederen Seine, den 7. März 1835.

Ich habe in meinem vorhergehenden Briefe von den vornehmsten religiösen Bewegungen geredet, die seit vierzig Jahren in Frankreich statt gefunden; die letzte dieser Bewegungen hat nach der Juli-Revolution angefangen sich zu offenbaren, und ich habe gezeigt, daß die Wissenschaften, die Politik, die schönen Künste, mit einem Worte, daß das ganze geistige und gesellschaftliche Leben der Nation die Richtung der Geister zum Christenthum begünstigt hat. Aber man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, die Zahl der wahren Christen in Frankreich sey beträchtlich geworden. Die Ursachen, welche die bezeichnete religiöse Bewegung hervorbrachten, haben die nachdenkenden Leute eher dahin geführt, das Evangelium zu achten, als es anzunehmen, und was man bei der Mehrzahl derer, die unter uns als Vertheidiger der Religion auftreten, bemerkt, ist nicht ein wahrhafter Glaube an die Wahrheiten der christlichen Offenbarung, sondern nur ein unbestimmter Wunsch, den Glauben zu haben.

Es ist leicht, diese Thatsache zu erklären. Die Erfahrung bezeugt, daß man, um aufrichtig zu Jesu dem Gekreuzigten zu kommen, in seinem Innern moralische Bedürfnisse empfinden muß, welche Befriedigung verlangen. Wenn das Gewissen erwacht, wenn es die Größe unserer Sünden entdeckt und erkennt, so lehrt es uns, daß wir die gerechte Verdammniß Gottes auf uns geladen haben; und alsdann werden wir getrieben, unsere Zuflucht zu nehmen zu dem Versöhnopfer Jesu Christi, um den Folgen unserer bösen Werke zu entrinnen. Wir gehen in den Tempel wie der Zöllner, schlagen an unsere Brust und sprechen: „Gott sey mir Sünder gnädig!" Wir gehen wie die Sünderin und benetzen mit unseren Thränen die Füße Jesu, um von ihm dieses süße und tröstende Wort zu hören: „Deine Sünden sind dir vergeben!" Dies ist der Weg, der die Seelen zum Heilande führt. Aber die Meisten von denjenigen, welche jetzt in Frankreich religiös gestimmt sind, sind nicht zu Jesu gekommen, um ihr Gewissen zu beruhigen, um Ruhe für ihre Seelen zu finden; denn sie haben keine Angst empfunden in ihrem Gewissen, sie haben nicht erkannt, daß ihre Seelen mit Gott versöhnt seyn müssen, sie haben keine religiösen Bedürfnisse gehabt. Im Allgemeinen und mit geringen Ausnahmen denken sie nicht einmal an ihren sündigen Zustand, nicht an die Genugthuung Christi, nicht an das ewige Leben, überhaupt nicht an eine der Grundlehren des Evangeliums. Was sie veranlaßt hat, die Augen auf die Religion zu richten, ist die Politik, die Liebe zu den schönen Kün-

---

rung derselben 1797 befohlen worden, dieser Befehl 1799, auf Veranlassung des kräftigen Widerstandes eines großen Theils des Landvolks, zurückgenommen, und es dem Gutdünken der Prediger überlassen ward, auf eigene Verantwortlichkeit hin die alte oder die neue Agende zu gebrauchen. Man kann und muß die hiedurch eingerissene kirchliche Gesetzlosigkeit, in Beziehung auf einen so wichtigen Theil der Kirchenordnung, in Schleswig-Holstein beklagen, aber diese zu einer Regel und einem Muster für die übrigen Dänischen Staaten aufzustellen, geziemt sich doch wohl keinem vernünftigen und besonnenen Manne.

*) Dadurch zog ja aber die Kirchenbehörde eben die Gränzlinie zwischen dem, was als veraltet anzusehen, und was vom Prediger noch zu beobachten sey.

**) Das letztere ist unwahr; denn in der Verordnung vom 7. Mai 1783 heißt es ausdrücklich: „Bei der Taufe soll das Formular (das damals eben gegeben ward, und worin, mit Auslassung des Exorcismus, alles Wesentliche beibehalten wird) überall, von nun an, von Wort zu Wort so gebraucht werden, wie folget." Der Gesetzgeber setzt natürlich dabei die wortgenaue Befolgung der übrigen nicht veränderten Formulare bei den ministeriellen Handlungen voraus. Wenn aber Herr Gad dieses außer Acht gelassen, müßte er doch der klaren Worte im Rescript vom 12. August 1828, die oben angeführt sind, sich erinnern.

sien, oder irgend eine andere Ursache derselben Art. Sie sind äußeren Antrieben gefolgt, unabhängig von ihrem Gewissen und von ihrem moralischen Leben, und solche Antriebe können zwar wohl den Wunsch nach dem christlichen Glauben erwecken, aber gewähren können sie den Glauben nicht.

Wenn man es versucht, diejenigen unserer Mitbürger, die sich religiös nennen, zu klassificiren, so stößt man zuerst auf diejenigen, die sich zu einer Art von poetischem Christenthum bekennen. Die Geschichte dieser neuen Schule ist folgende. Einige junge Männer, mit einer feurigen Einbildungskraft begabt und der niedrigen Verirrungen des Materialismus überdrüssig, meinten, das Christenthum würde ihnen erhabenere Gefühle und reinere Freuden gewähren. Aber statt das Christenthum aus der Bibel kennen zu lernen, oder wenigstens aus den guten Schriften der katholischen Kirchenlehrer, haben sie fast alle nur die materielle Seite des Christenthums erforscht. Sie haben ihre Aufmerksamkeit auf die Denkmale der christlichen Kunst gewandt, auf die Kathedralen, die Statuen, die Gemälde. Sie haben die Meisterstücke des christlichen Genies bewundert, die imposanten Ceremonien des katholischen Kultus; und sie haben geglaubt fromm zu seyn, weil sie beim Anblicke materieller Symbole des Christenthums lebhafte Rührungen empfanden.

Diese jungen Männer haben Bücher und Zeitschriften herausgegeben, worin man sehen kann, wie sehr oberflächlich und unvollkommen ihre religiösen Überzeugungen sind. Sie reden beinahe niemals von ihrem moralischen Zustande oder von Christo, aber sie beschäftigen sich viel mit den Gemälden Raphael's, mit den erhabenen Bauwerken des Mittelalters, mit der heiligen Musik eines Händel und Beethoven, mit der Erhabenheit der religiösen Ceremonien, mit den Glasmalereien, mit Steinen, welche die Zeit zernagt und geschwärzt hat. Sie reden viel von der Begeisterung, welche sie ergriffen, da sie eine Kapelle des Mittelalters auf dem Abhange eines einsamen Hügels angetroffen, oder eine alte Eibe auf einem Dorfkirchhofe. Sie sind begeistert von den poetischen Ideen der Cherubim und Seraphim. Gern werfen sie sich auf die Kniee unter den Gewölben einer ungeheuren Basilika, hören die harmonischen Töne der Orgel, sehen die Kleider der Priester, den Weihrauch, der emporsteigt, die Menge, die sich niederwirft; sie suchen auf ihrem Wege das weiße Kreuz, das Pilgrimme gepflanzt haben nach der Rückkehr aus dem heiligen Lande, das Muttergottesbild des Dörfleins, die Abtei, die in Trümmer zerfällt, die Zelle eines Einsiedlers und die Thränenweide eines Grabes. Dies sind die Gegenstände ihres Interesses, ihrer Begeisterung, dies gibt ihnen feurige Gebete ein und schwungvolle Gesänge.

Welches ist nun die Religion dieser jungen Leute, die sich die neue katholische Schule nennen? Offenbar ist es nicht die christliche Religion; denn sie lassen alle die Lehren bei Seite, alle die Vorschriften, alle die Verheißungen, welche in dem Worte Gottes enthalten sind. Ist es der Katholicismus? Nein; der Katholicismus eines heiligen Bernhard, eines Bossuet, eines Fenelon steht weit über diesen Extasen für materielle Gegenstände, und wenn diese großen Lehrer in die Welt zurückkehrten, sie würden nicht die geringste Spur ihres Glaubens unter unseren Neokatholiken mehr erkennen. Welches ist denn, ich wiederhole es, ihre Religion? Es ist nichts weiter als eine Art von Fetischismus. Ihr Gott ist die Kunst. Sie setzen Empfindungen an die Stelle von Überzeugungen, und Formen an die Stelle von Dogmen. Sie sind Künstler, Dichter, Alterthumsforscher, Maler, Bildhauer, Architekten, alles was man will, aber sie sind keine Christen. Einige unter ihnen, ich erkenne das sehr gern, bleiben nicht bei den sinnlichen Eindrücken stehen, welche die Denkmale des Christenthums bei ihnen hervorrufen. Sie lesen ascetische Bücher, und vergessen nicht gänzlich die doktrinelle Seite der Religion. Aber die große Mehrheit dieser neuen Katholiken ist in den vorhergehenden Bemerkungen treulich abgeschildert. Es ist gewiß unmöglich, eine solche Schule als eine christliche anzusehen. Die Deutschen Nationalisten, die nur an wenig glauben, sind noch für Gläubige zu halten, wenn man sie mit unseren vorgeblichen Katholiken vergleicht, mit unseren Dichtern, die das Äußere des Christenthums mit dem Innern verwechseln, die materiellsten Gebräuche des Kultus mit dem Glauben, und den allergröbsten Schein mit der Wirklichkeit. Was wird später aus diesen jungen Leuten werden? Werden sie sich dem wahren Evangelium nähern? Ich wünsche es von ganzem Herzen, aber ich wage es kaum zu hoffen; denn sie haben den schlechtesten Weg gewählt, um zum Christenthum zu gelangen. Diese Religion ist durchaus geistig, und ihre Begeisterung geht durchaus auf sinnliche Gegenstände. Wie kann man zur Geistigkeit gelangen, wenn man sich darauf beschränkt, die materiellen Symbole zu betrachten? wie in ein Gebäude eingehen, wenn man sich darauf setzt, draußen zu bleiben, um die Façade zu betrachten? Arme, unglückliche junge Leute! man muß sie beklagen, und seufzen über den Irrthum, worin sie gefallen sind. Mehrere unter ihnen sind voll von Aufrichtigkeit, von Eifer und von guten Absichten; sie haben einen erhabenen Geist, einen edlen Charakter, ein ehrenwerthes Betragen und eine unermüdliche Emsigkeit in der Erfüllung der äußeren Pflichten der Religion. Wie traurig ist es also, daß sie sich leeren Täuschungen hingeben, phantastischen Träumereien, trügerischen Rührungen, und sich um so mehr von Jesu entfernen, je näher sie ihm zu seyn glauben!

(Schluß folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 18. April. № 31.

## Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark.

(Fortsetzung.)

An diesem Streite nahm übrigens Professor Clausen indirekten Antheil, indem er in einigen Aufsätzen die Beschaffenheit der Dänischen Agende nach seiner Ansicht in's Licht setzte, namentlich sich gegen den Exorcismus bei der Taufe erklärte, sein Mißfallen an der kirchlichen Satisfaktionslehre und anderen ihm anstößigen Dogmen wiederum zur Schau trug, und überhaupt Streifzüge in ein Gebiet machte, dem er nicht ganz gewachsen war. Man wunderte sich über die moderaten Grundsätze in diesen Abhandlungen, zumal da Prof. Clausen nur für eine behutsame Änderung einzelner Stellen in der Agende sprach; doch darf man von den Präliminarien offenbar nicht auf den Inhalt des Friedens schließen, wenn man mit einem Feinde unterhandelt. Die Behauptung Clausen's, daß die Entsagung keinen wesentlichen Theil der Taufformel bilde, fand übrigens mehrere Gegner, die theils aus der Natur und dem Wesen des Taufbundes, theils aus dem kirchlichen Alterthum den Gegenbeweis führten. *) Dieser Streit gab mittelbar, und einige andere Ereignisse unmittelbare Veranlassung, daß das Ministerium in Kopenhagen (mit Ausnahme des Confessionarius Dr. Mynster und des Katecheten an der Trinitatiskirche, Herrn Timnis) im November 1832 sich mit einer Vorstellung an den König um Revision der ganzen Liturgie wandte. Bis jetzt hat die Regierung über die ganze Sache sich nur insofern geäußert, daß es im Frühjahr 1834 sämmtlichen Predigern durch die Bischöfe auferlegt werden sollte, motivirte Gutachten über die liturgische Sache abzufassen, worauf dann eine Commission zusammentreten, das Ganze prüfen und die letzten Resultate vorlegen sollte. Offenbar ist also die Sache einer späteren Entwickelung vorbehalten, wenn man nicht in Dänemark, wie in Deutschen Staaten (was bei der Besonnenheit des Volks kaum zu befürchten steht), das ganze Kirchenwesen im Sturm und Drang revolutioniren will.

Wir haben, um das Zusammengehörige nicht zu unterbrechen, etwas vorgegriffen, lenken aber wieder ein. Parallel, möchten wir sagen, mit dem Streben eines Theils der Geistlichkeit der Hauptstadt und einiger in den Provinzen, den ihnen lästigen Zwang der Agende abzustreifen, oder, im besten Falle, sie zu veräußern (wobei man doch nicht übersehen darf, daß viele Stimmen nur mitzählen — aus Convenienz — wirklich aber nicht gegeben worden sind), geht das Streben eines weit bedeutenderen Theils des christlichen Volks sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, die durch seichte, unbiblische, ungläubige Lehrvorträge, und durch ungenaue, mitunter gewissenslose Verwaltung der heiligen Sakramente ihnen entrissenen Güter wieder zu gewinnen, und wo möglich eine Gestaltung der Kirche hervorzubringen, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, das christliche Gemeingut zu bewahren. Verschieden sind die Äußerungen dieses Strebens in den Provinzen von denen in der Hauptstadt. Dort, namentlich in Fühnen und in verschiedenen Theilen Jütlands, neuerlich auch im südlichen Seeland, sind die Privatversammlungen zu gemeinsamer Erbauung in fortwährender Aufnahme, und nichts vermag das tiefe Bedürfniß zu ersticken, das der Staat selbst, obgleich wider seinen Willen, hervorgerufen hat, indem er eine Masse glaubensloser Geistlicher, bloß nach einer Prüfung ihrer Kenntnisse, einsetzte, und auf des Volks unläugbares Bedürfniß und Recht weniger Rücksicht nahm; ja es ist keine Frage, daß, wenn es je den Feinden des Glaubens gelingen sollte, zu härteren Maaßregeln wider die Andachtsversammlungen aufzureizen, dann die Leute, dem schnöden Mißbrauch des Höchsten und Besten wehrend, sich (wie die Lutheraner in Böhmen ehemals und die Tesserecker Thallente) eine Kapelle auf freiem Felde, im Walde, oder sonst wo, bauen werden, wenn man sie aus ihren Häusern vertrieben hat. Und wie wenige sind der Geistlichen, die dieses tiefe Bedürfniß recht zu leiten verstehen; *) wie viel größer ist die Zahl derer, die mit dem jetzigen Bischof Faber (in Fühnen) in Hervorbringung einer äußeren Kirchlichkeit das Palladium suchen! Es ist hier grade der Ort, zur Charakteristik dieser Versammlungen und ihrer Geschichte einige bezeichnende Winke zu geben; und wir benutzen dazu die Darstellung eines Mannes, der, selbst aus niederem Stande, diese Bewegungen an verschiedenen Orten des Vaterlandes nicht nur gesehen, sondern ein Christ in der Mitte derselben geworden ist, und seinen christlichen Glauben bis auf diese Stunde

*) Nämlich Fenger den Jüngeren und Rudelbach in Aufsätzen in der von Lindberg herausgegebenen „Nordischen Kirchenzeitung," Mag. Boisen (Pred. auf Laland) in einer eigenen kleinen Schrift: „Von der Kirche und dem Verhältniß des Predigers zu derselben" (1834).

*) Zu diesen Wenigen gehört der Pastor Agerbek in Fühnen, von welchem die Nordische Kirchenzeitung (1834, Juli) erzählt: „Kurz nachdem er sein Amt angetreten, kam ein Mann aus dem Filiale zu ihm, und bat ihn, er möchte bei einer Andachtsversammlung zugegen seyn, welche er in seinem Hause zu halten beabsichtige. Agerbek kam hin, fand aber nicht nur das ganze Haus, sondern das Dorf mit Menschen erfüllt. Er legte also seinen Priesterrock an, und lud die Leute alle ein, ihm in die Kirche zu folgen. Die Kirche war zum Erdrücken voll. Seit der Zeit hält er nun alle Sonntage Bibelerklärungen, mit Gesang begleitet, in der Kirche, wo zuletzt gepredigt worden ist, und hat immer eine große Zahl von Zuhörern."

mit großem Eifer vertheidigt: wir meinen den Schullehrer Rasmus Sörensen zu Vensløv auf der Insel Seeland. Das Folgende, aus einem Büchlein des gedachten Schullehrers: „Ein paar Worte über Andachtsversammlungen" entlehnt, diene denn zugleich zur Ergänzung unserer früheren Darstellung (Ev. K. Z. 1830, S. 53 ff.). Die lebendige, ergreifende Darstellung wird zweifelsohne dem Deutschen Leser den sicherſten Maaßſtab zur Beurtheilung geben.

„In der Zeit des offenbaren Unglaubens vom Jahre 1790 an, da ungläubige Prediger ohne Scheu das Chriſtenthum verläugneten, und das verkündigten, was das Volk „„eine neue Lehre zur Seligkeit"" nannte, ſiehe da ſtanden gleichzeitig in Norwegen und Jütland zwei Bauern, hier Peder Frandſen, dort Hans Hauge, vom Geiſte des Herrn erweckt und getrieben, zum ernſten Kampfe auf ſowohl wider die neue falſche Lehre, als beſonders wider die entſetzliche Gleichgültigkeit des Volks gegen das Chriſtenthum und wider alle herrſchende Gottloſigkeit im Leben und Wandel. Ihr Einfluß auf das Bauernvolk in Jütland und Norwegen wurde bald ſo groß und ſichtbar, daß die chriſtliche Frucht ihrer Predigt nicht untergehen wird, ſo lange Dänemark und Norwegen ſtehen. Sie bahnten der lebendigen chriſtlichen Aufklärung den Weg, indem ſie die Stimme in der rohen, ungebildeten Sprache der Bauern erhoben, wodurch die Lehre gleich in das Herz und den Verſtand des Bauern eindringt, ſobald der heilige Geiſt ſein Ohr geöffnet hat, es zu vernehmen. Alle Widerſacher mußten erſtaunen, wenn ſie die freimüthige Rede dieſer Bauernlehrer und ihre Erleuchtung aus dem Worte Gottes vernahmen; Kinder, die bis dahin kaum das ABC und nothdürftig im Katechismus leſen konnten, hörte man, nachdem ſie erweckt worden waren, die großen Wunder Gottes aus der Bibel mit Lebendigkeit, Kraft und Fertigkeit leſen. — Die Geſchichte Hans Hauge's und ſeiner Anhänger in Norwegen iſt genugſam bekannt; was das Schickſal Peder Frandſen's und ſeiner Schüler in Jütland betrifft, will ich bloß dieſes bemerken, daß derſelbe, nach einer kurzen Gefangenſchaft und Conſtituirung vor dem Amt zu Veile, wo er mit der Bibel in der Hand Prediger und Richter zum Schweigen brachte, wieder auf freien Fuß kam, und, als Dienſtknecht und Lehrer zugleich, das Wort Gottes Allen verkündigte, die ihn hören wollten, bis er, ſo viel ich mich erinnere, 1805 oder 1806 ſtarb. Und nicht bloß in den Gegenden von Horſens, Veile und Skanderborg wurden Viele damals zur Buße und Bekehrung erweckt, ſondern an mehreren Orten im Stift Ribe und beſonders in Schleswig, wo die pietiſtiſche Erweckung lange zuvor Eingang beim Volke gefunden hatte, ſah man in dieſer Zeit des Unglaubens ein neues Leben entſtehen; und obgleich die Kriegsrüſtungen der nächſtfolgenden Zeit dem Bauer andres zu ſchaffen gaben, doch fuhren die erweckten Chriſten fort, einander durch gottſelige Geſpräche, Leſen der Bibel und geiſtreicher Schriften, Gebet und Geſang zu erbauen, ſo oft ſie zuſammenkamen. Zwar ſuchten die Erweckten in Jütland auch zum Theil eine Verbindung mit der Brüdergemeinde in Chriſtianſfeldt, aber die Methode der Herrnhuter wollte ihnen nicht recht gefallen, und nur an wenigen Orten hat dieſe ſpäterhin Eingang gefunden.



Hingegen ſchloſſen ſie ſich enger an Hauge an, deſſen Schriften ſie mit Begierde laſen, daher man ſie öfters Haugianer nannte; übrigens machten aber unſere alten herrlichen Geſangbücher ihre meiſte Lektüre aus. — So wie es aber in Jütland und Norwegen, eben ſo geſchah es in Fühnen, nur etwa 20 bis 30 Jahre ſpäter, als der Zimmermann Chriſten Madſen als Lehrer und Haupt der Erweckten in und um Kjertemindе auftrat. Auch ihn verhaftete man und zog ihn vor weltliche Gerichte; dies diente aber in der Hand des Herrn nur zur weiteren Erweckung des Bauernvolkes und zur Vergrößerung des Einfluſſes, welchen dieſer Madſen auf ſeine Landsleute ausübte. Denn wahr iſt es, daß durch die lebendige Verkündigung dieſes Bauernpredigers (der nun ſelig im Herrn entſchlafen iſt) Vieles gewirkt worden iſt zur chriſtlichen Erleuchtung des Volks. Brorſon's geiſtliche Lieder werden beſonders von ihnen gebraucht, und Luther ſitzt als Prediger an einem Ende des Tiſches alle Sonntage in den Verſammlungen der Erweckten. Selbſt habe ich dieſe Verſammlungen beſucht, wo Einzelne oder Mehrere zuſammenkamen; ich habe Bekanntſchaft und lebendige Gemeinſchaft geſtiftet mit den Erweckten aus dem Volk ſowohl in Jütland, Angeln, Schleswig, als auf Laland, in Fühnen und nun endlich in Seeland; und das iſt mein Zeugniß von ihnen, daß, wie Vieles ich auch, vor meiner eigenen Erweckung, gegen die in Jütland hatte, und wie ſehr ich ſpäter auch geſtrebt habe, zu einem kräftigen Wachsthum des Glaubens bei ihnen zu wirken, damit es nicht, wie öfters geſchieht, bei der erſten Erweckung und anfangenden chriſtlichen Erleuchtung bleiben möchte, ſo habe ich doch in ihrer Gemeinſchaft Chriſtum gefunden. Es war nämlich nach dem Schluſſe des Krieges im Jahre 1814, da fing man in meiner Heimath, in Jütland, wieder an von den Heiligen in der Umgegend zu reden; denn in den ſieben Jahren von 1807 bis 1814 hörte man dort gewöhnlich nur von Franzoſen und Spaniern reden, von Soldatenmärſchen und Herbeiſchaffung der Kriegsbedürfniſſe, von dem Handel mit der Maſſe des Papiergeldes, von leichtfertigem Scherz und unſauberem Weſen; ja es war die Zeit gekommen, daß ſelbſt chriſtlich geſinnte Väter und Mütter den letzten ſterbenden Reſt ihrer Hausandacht bei Seite legten, um nicht dem Sohne oder Verwandten, der eben auf Urlaub war, zum Geſpötte zu ſeyn, und daß ſie in einem anderen Tone und Stile Geſang und Vorleſung hielten für die Jugend und Kinderſchaar des Hauſes. Da ich in dieſer Zeit friſchen und lebendigen Eindruck empfing von Allem, was ſich um mich her mit Kraft und Einfluß bewegte, ſpürte ich auch Luſt zu erfahren, was es denn eigentlich mit den Jüngern Peder Frandſen's, den Heiligen, von welchen ich als Kind ſchon ſo Vieles gehört hatte, für eine Bewandtniß habe. Mit einem meiner Brüder und einem anderen Freunde ging ich alſo eines Sonntags Nachmittags zu einer der ſogenannten heiligen Familien, wo zugleich mehrere Gleichgeſinnte ſich eingefunden hatten. Wie ich eintrat, hielten ſie an mit ihrer chriſtlichen Vorleſung und Unterhaltung, und als der Hausvater uns gefragt, was wir wollten, knüpfte er gleich ein Geſpräch mit mir, als dem Wortführer, an. Bald geriethen wir in Streit mit einander. Denn als ich ihn fragte,

worin denn eigentlich das Treiben der Heiligen bestehe, und wozu es solle, antwortete er: „„Es ist also, wie ich höre, dir kaum bekannt, daß Niemand ohne Heiligung Gott sehen wird, und daß wer an Christum nicht glaubt, der das Leben nicht sehen wird.““ Als ich erwiderte: „„Zeige mir deinen Glauben aus deinen Werken, laß dein Licht vor den Menschen leuchten,““ da antwortete er: „„Das thue ich durch Gottes Gnade, durch den heiligen Geist, der uns heilig macht; denn uns gehört nur die Schaam unseres Angesichts, von uns selbst können wir nie uns selbst reinigen, noch heilig werden.““ Ich: „„Paulus sagt aber doch: Lasset uns selbst uns reinigen von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes.““ Er: „„Wollen wir nicht dem heiligen Geiste uns fügen und sein Werk thun, welches unsere Heiligung ist, dann werden wir auch zu solcher Reinigung des Fleisches und Geistes nie kommen; und Paulus sagt ja auch: Wisset ihr nicht, daß ihr der Tempel des heiligen Geistes seyd? Ich will in euch wohnen und wandeln, spricht der allmächtige Gott!““ Ich: „„Aber der Herr sagt auch, daß er einem Jeglichen nach seinen Werken vergelten werde; und was du von dem heiligen Geist und der Heiligung sagst, achte ich nicht; ich frage nur danach: Liebst du deinen Nächsten als dich selbst? Zeigest du Tugend und Rechtschaffenheit in deinem Leben und Wandel, dann muß ich dich achten, aber für dein Geschwätz von Heiligung gebe ich keinen Deut; denn ich kenne auch die Bibel, und weiß, daß darin steht, Gottes Reich bestehe nicht in Worten, sondern in Kraft, nicht in euren langen Gebeten und alten Liedern; denn Jesus sagt: Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viele Worte machen.““ Er: „„Es ist eine Schande zu hören, wie du dastehest und Gottes heiliges Wort mißbrauchst! Aber sage mir nun: Welcher ist dein Glaube zur Seligkeit?““ Ich: „„Was geht das dich an! Mein Glaube ist besser und höher, als daß du ihn fassen kannst.““ Er: „„Nun, wenn er das ist, so mag ich ihn auch nicht hören; denn ist es nicht der Glaube, auf welchen wir beide, ich und du, getauft sind, die drei Artikel unseres apostolischen Glaubens, so bist du auch kein wahrer Christ, sondern du bist, wie ich gleich dir anhörte, von der neuen Lehre.““ — Nun wurde ich sehr erbost und ergoß mich in einen Strom von Worten wider den Mann; allein er war unerschütterlich in seinen Behauptungen gegen mich, und wurde über meine irrende Rede bis zu Thränen gerührt, so daß er zuletzt ausbrach: „„Ach, du junger, vorwitziger und vermessener Mensch, so wie du jetzt bist, wirst du auch in Satans Gewalt bleiben; wehe, wehe dir, bedenke doch bei Zeiten das Heil deiner armen Seele!““ Und nun betete er so innig und andächtig für die Bekehrung meiner Seele zum Herrn, daß ich dadurch bewegt wurde und mich getroffen fühlte. Ich empfand tief, daß er Recht hatte in seiner Behauptung vom Glauben, denn ich war im Grunde damals nicht ungläubig; ich hatte gar nichts wider das christliche Glaubensbekenntniß, aber ich hatte noch nicht gelernt es für das zu halten, was es in der That ist, wußte noch nicht die Worte Gottes in der Bibel durch den lebendigen christlichen Glauben zu empfangen, und darum war meine Unterredung mit ihm verfänglich und unchristlich, und ich selbst war so eitel und thöricht, daß ich von der Zeit an, bis durch die große Gnade des Herrn mein Herz erweckt wurde zu



einem lebendigen christlichen Glauben, mich rühmte, daß ich die sogenannten Heiligen im Wortstreit gezüchtigt hätte.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Zweiter Brief über den religiösen Zustand Frankreichs.

(Schluß.)

Es gibt andere Leute in Frankreich, die sich zu einer Art von politischem oder socialen Christenthum bekennen, und die nicht christlicher sind als die Jünger des poetischen Christenthums. Unsere ausgezeichnetsten Politiker müssen in diese zweite Klasse gesetzt werden. Die Geschichte der funfzehn letzten Jahrhunderte hat sie belehrt, daß der christliche Glaube die beste Stütze der bürgerlichen Ordnung ist, die Schutzwehr der Sitten, die Gewähr der öffentlichen Ruhe, die dauerhafteste Grundlage der allgemeinen Interessen. Sie haben gesehen, daß das Christenthum eine neue politische Welt geschaffen hat, indem es den Sklaven die Freiheit gab, das Weib aus seiner Erniedrigung emporhob, und das Ansehen der Obrigkeit durch religiösen Glauben befestigte. Wenn diese Politiker dann einen aufmerksamen Blick werfen auf den gegenwärtigen Zustand Frankreichs, so bemerken sie leicht, daß der Untergang der Religion alle politischen Einrichtungen und Rechte beeinträchtigt hat; sie finden rings um sich ein Volk, welches nicht mehr ruhig leben kann, nicht mehr den Gesetzen gehorchen, seit es den Zaum des Christenthums von sich geworfen; sie erschrecken beim Anblick dieser furchtbaren moralischen Anarchie, welche das Land zerreißt, und dieses Zustandes der Gesellschaft, der unaufhörlich bewegt und erschüttert durch die Volks-Unwetter. Dann vermissen sie mit Schmerz diesen schützenden Glauben, der die Vergangenheit an die Gegenwart kettet, und die Gegenwart an die Zukunft; sie möchten von neuem die Fahne des Evangeliums auf den Gipfel des gesellschaftlichen Gebäudes aufpflanzen, und die Bedingungen der bürgerlichen Ordnung wieder herstellen durch Erneuerung des christlichen Glaubens in den Herzen.

„Frankreich wird niemals ruhig seyn,“ sagen diese Politiker, „so lange der Skepticismus unter uns seinen traurigen Einfluß ausüben wird; der Skepticismus ist ein Princip der Unordnung und des Todes für die menschlichen Gesellschaften, er ruft die scheußlichsten Leidenschaften hervor und verunreinigt alle Interessen. Es gibt nur ein einziges Mittel, diesen Stand der Dinge zu verändern: dies ist die Religion. Das Volk werde wieder christlich, und der Abgrund der Revolutionen wird verschlossen seyn.“ Diese ganze Rede ist sehr weise, und unsere politischen Schriftsteller kennen sehr wohl das Übel, welches an Frankreich zehrt, und das Mittel, welches dasselbe heilen könnte. Aber diese Leute, die sich so treffend über die guten Wirkungen des Christenthums aussprechen, sind sie selbst Christen? Besitzen sie selbst die Überzeugungen, die sie in dem Herzen des Volkes wieder zu begründen suchen? Wissen sie selbst, worin die vornehmsten Lehren des Christenthums bestehen? Nein, leider nein! und dies ist es, was diese Politiker unfähig macht, wirksam zur Erweckung des christlichen Glaubens in unserem Lande beizutragen.

Man betrachte ihren großen Irrthum! Sie sehen das Chri-

stenthum nur von einer Seite an, und zwar von einer untergeordneten. Sie bereiten sich eine politische Religion, welche unabhängig von ihren Grundprincipien wirken soll. Sie kümmern sich nicht um die Seele, die geistliche Wiedergeburt, die Ewigkeit; sie bieten dem Französischen Volke ein sonderbares und unbegreifliches Religionssystem dar, ein verstümmeltes Christenthum, worin Jesus Christus sich nicht findet, worin die Erlösung sich nicht findet, worin das zukünftige Leben sich nicht findet; ein Christenthum, dem sie den Kopf und das Herz geraubt, einen ungestalten Leichnam, der in Fäulniß übergeht, und der Anderen nicht ein Leben mittheilen kann, das er selbst nicht in sich trägt. Wird ein Baum noch Früchte tragen, nachdem man seine Wurzeln abgeschnitten hat?

Die Französischen Politiker vergessen, daß der politische Einfluß der christlichen Religion von ihrem religiösen Einflusse abhängt, und daß diese Religion in die Herzen aufgenommen werden muß als ein Mittel des Heiles für die Ewigkeit, ehe sie ein Mittel der Ordnung und der Ruhe für die Gesellschaft seyn kann. Die Apostel und ihre Nachfolger haben nicht eine ausschließend politische Lehre gepredigt; sie sind nicht gekommen, den Griechen und den Römern zu sagen: Seyd Jünger Christi, so werden eure bürgerlichen Angelegenheiten besser geordnet seyn! sondern sie haben vor allem andern gesagt: Glaubet an den Herrn Jesum, so werdet ihr selig; wandelt auf dem schmalen Wege, so werdet ihr das ewige Leben haben! Ihr Wort wurde gehört, die Herzen wandten sich zum Evangelium, und in Folge dieser Hinwendung erhielt die politische Ordnung eine neue Grundlage. Also veränderten die Apostel die Gestalt der menschlichen Dinge. Aber unsere Staatsmänner wollen einen umgekehrten Weg gehen; sie setzen die Politik an die erste und die Religion an die zweite Stelle, statt daß sie grade das Gegentheil thun sollten; sie ordnen die Interessen des Geistes den Interessen der Gesellschaft unter, während sie die Interessen der Gesellschaft den Interessen des Geistes unterordnen sollten; sie kehren das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst; sie vernachlässigen die wesentlichen Punkte, um Gegenständen von geringerer Bedeutung einen eingebildeten Werth zu geben. Wie? bemerken sie nicht, daß sie auf dem Wege, den sie eingeschlagen, nie die gewünschten Resultate erhalten werden? sie fangen damit an, dem Christenthum alles dasjenige zu rauben, was seine Stärke und seine Macht bildet; dann verlangen sie von ihm, daß es die Handlungen der Menschen leite! Sie tödten das Christenthum, indem sie ihm seine Lebenstheile entreißen, seine Lehren von der Erlösung und vom ewigen Leben; dann gebieten sie ihm, zu gehen und zu handeln! Wenn die Religion weiter nichts ist, als ein politisches Mittel, so ist sie nicht einmal ein politisches Mittel; indem sie verliert, was ihr Wesen ausmacht, verliert sie auch ihren ganzen Einfluß auf die menschliche Ordnung.

Man darf also nur wenig von Seiten unserer Politiker erwarten, bis daß sie selbst dazu gelangen, sich zu den Wahrheiten des Christenthums zu bekehren, wenn Gott ihnen eines Tages diesen großen Segen gewährt. So lange als sie das Evangelium nur annehmen wollen als ein Mittel gesellschaftlicher Ordnung, als ein Polizeigesetz, werden ihre Bemühungen unfruchtbar seyn, und sie werden Frankreich nicht in den Schooß der christlichen Kirche zurückführen.

Das poetische Christenthum und das politische Christenthum, oder mit anderen Worten eine Religion, gegründet auf die Phantasie, und eine Religion, gestützt auf die beweglichen Interessen der Gesellschaft, das sind die beiden Klippen, an denen schon viele ehrenwerthe Männer gescheitert sind. Wir haben in Frankreich nicht, wie Sie in Deutschland, ein philosophisches Christenthum, ich meine eine Religion, welche die Philosophen ihrem metaphysischen Systeme, und den Spekulationen ihrer eigenen Vernunft unterordnen. Um das Gebäude eines philosophischen Christenthums aufzurichten, bedarf man einer großen Gelehrsamkeit, ausgedehnter Kenntnisse und vieler Arbeit; denn der Irrthum, selbst in solchen Gegenständen, setzt noch hohe geistige Fähigkeiten voraus. Ein gewöhnlicher oder oberflächlicher Geist würde nicht das philosophische Christenthum des berühmten Hegel hervorgebracht haben, obgleich dies System in dem größten Theile seiner Behauptungen mangelhaft ist. Aber in unserem Lande gibt es nicht einmal Leute, welche genug unterrichtet oder geistig thätig sind, um sich auf diese Weise zu täuschen. Unsere Philosophen sind sehr gering an Zahl, und mit Ausnahme von zwei oder drei ausgezeichneten Schriftstellern, haben sie sich nicht einmal die Mühe gegeben, die christliche Religion zu studiren. Sie wenden alle ihre Gedanken zu den kleinen Fragen des Tages; sie lassen die reinen Ideen, die erhabenen Gegenstände der Metaphysik bei Seite, um sich in die kindischen Zänkereien der Partheien zu mengen. Man darf sich also nicht darüber verwundern, wenn solche Philosophen der christlichen Religion keine Aufmerksamkeit schenken. Sie erklären bloß in unbestimmter Weise und dunkeln Ausdrücken, das Christenthum müsse modificirt, vervollkommnet werden, aber sie erklären nicht, worin die Modifikationen und Vervollkommnungen bestehen sollen. Sie beschuldigen das Christenthum, daß es unter den Einsichten unseres Zeitalters und den Entdeckungen der Wissenschaft stehe; aber sie lassen sich nicht darauf ein, die Lehren oder die moralischen Grundsätze näher zu bestimmen, welche ihnen diese Vorwürfe zu verdienen scheinen. Überall nur leichte, unzusammenhängende Worte, welche gar keinen philosophischen Werth haben.

Die vorstehenden Ausführungen beweisen, daß die religiöse Bewegung, die sich in Frankreich kund gibt, in mehreren Beziehungen noch sehr mangelhaft ist, und daß sie nicht alle die Früchte tragen wird, die man wünschen möchte. Indessen ist es auf der anderen Seite erfreulich zu bemerken, daß die Zahl der wahren und ächten Christen jeden Tag zunimmt, und daß die Bemühungen der Freunde des Evangeliums fortwährend gesegnet sind. Ich habe kürzlich interessante Mittheilungen erhalten über die Erfolge der Predigt des Evangeliums in einem Departement Frankreichs, und ich werde Ihnen nächstens daraus einige Auszüge senden.

Genehmigen Sie u. s. w. G. de F.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 22. April. № 32.

## Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark.

(Fortsetzung.)

So weit Sörensen. Die gedachten Andachtsversammlungen verpflanzten sich, wie gesagt, in späterer Zeit auch nach dem südlichen Theile Seelands, wo eben eine ziemliche Anzahl meist jüngerer christlicher Lehrer stand (Oestrup, Fenger, Holm u. A.), und ein neues, frisches Glaubensleben angeregt wurde. Aber in der Hauptstadt war in dieser Beziehung noch nichts geschehen, und doch war dasselbe Bedürfniß da nicht bei Hunderten bloß, sondern bei Tausenden. Unvergeßlich war Vielen Grundtvig's geistreiche und lebendige Verkündigung, und die Masse von theils nicht erweckten, theils gradezu feindseligen Predigern schärfte noch das Gefühl deß, was man vermißte. Mynster zwar, der jetzt Königl. Confessionarius war, legte oft ein christliches Zeugniß ab, und wirkte immer noch, wie früher, Manches anregend und vor völliger Stagnation bewahrend; aber das Volk zum größeren Theil konnte kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen, weil er in dem obwaltenden kirchlichen Kampfe eine jede unumwundene öffentliche Erklärung vermied, hingegen, wo es zum Treffen kam, nicht harte Ausdrücke genug finden konnte, um seinen Abscheu vor den in seinen Augen strafwürdigen Aufregungen des Volks zu erkennen zu geben, und so der ungläubigen Parthei hier zu Lande unstreitig einen mächtigen Vorschub leistete. Man betrachtete Mynster, wie gesagt, mehr als einen Weltmann, denn als einen entschiedenen christlichen Bekenner, der ja um des Herrn willen auch die Schmach, und, wenn es seyn soll, Verfolgung muß tragen können; und obgleich Vieles in der ganzen Bildung des Mannes, so wie in seiner Art und Weise überhaupt zu seiner Entschuldigung sprach, so konnte man es dem Volke doch nicht verdenken, wenn es grade in dieser Zeit auch die Schmach Christi und die Feindschaft der Welt zu einem rechten Zeugen verlangte. — Nun war schon früher der Pastor Göricke an der Deutschen Friedrichskirche in Kopenhagen gestorben (1829), und nachdem der bisherige Katechet Siemonsen dies Amt neben seinem Schulamte eine Zeitlang versehen hatte, trat er im Jahre 1831 davon ab. Die Kirchenvorsteher und Patrone gedachter Kirche hatten eine Vorstellung an den König eingereicht, worin sie, bei der Armuth der Gemeinde, die Erhaltung der Kirche als unmöglich vorstellten. Der König resolvirte, daß eine Commission niedergesetzt werden sollte, um zu erwägen, was für die Gemeinde gethan werden könne. Nicht unwahrscheinliche Gerüchte deuteten darauf hin, daß die Kirche völlig eingehen, oder einer anderen religiösen Societät zur Benutzung überlassen werden sollte. Dies gab einigen Mitgliedern den Gedanken ein, bittweise an Se. Majestät den König einzukommen, damit ihnen diese Kirche unter gewissen Bedingungen überlassen, und Grundtvig nebst Siemonsen (dessen herzliches Zeugniß Viele gewonnen hatte) ihnen als Prediger erhalten würden. Diesem Wunsche traten mehrere Christen aus anderen Gemeinden bei, doch kam die Sache, wegen der Unentschlossenheit der Einzelnen, nicht gleich zur Reife. Unter denen aber, die die geistliche Noth des Volks erkannten, war auch Lindberg einer, und ein vertrautes Gespräch zwischen ihm und einigen Freunden gab den ersten Anlaß dazu, daß auch in der Hauptstadt Andachtsversammlungen in Aufnahme kamen. Das Bedürfniß redete hier lauter als Alles, und obgleich Lindberg manche Bedenklichkeit hatte, nahm er doch, als die Sache ihm nahe gelegt wurde, keinen Anstand, zu erklären, daß sein Haus den christlichen Freunden offen stehen solle, so wie auch er und Siemonsen sich erboten, die christlichen Vorträge zu halten. Am 25. September 1831 predigte so Lindberg zum ersten Male in seinem Hause vor dem Oster-Thore der Stadt, und zwar über die bekannte Stelle Offenb. 3, 14—22. Er zeigte, wie die Gemeinde von Christo abgefallen sey, wie sie durchaus keine Ähnlichkeit mit der ersten apostolischen habe, wie der Herr, wenn auch Spuren des Christenthums in derselben erhalten, sie doch aus seinem Munde ausspeien müsse, weil sie weder kalt noch warm sey; wie die Glieder der Gemeinde, die noch einiges Leben hätten, näher zusammentreten und sich mit einander verbinden müßten, damit der sterbende Funke des Glaubens doch wieder zu einer hellen Flamme angefacht, damit die Gemeinde des Herrn doch wieder durch Gottes Gnade wie die Stadt auf dem Berge werden möchte, die nicht verborgen seyn kann. Dasselbe war der Inhalt seiner übrigen Vorträge. Er klagte, als eine Stimme aus der Gemeinde, diejenigen laut an, welche, statt dem Volke gesunde Nahrung zu reichen, wie ihr Beruf von Gott und den Menschen es mit sich brachte, im Gegentheil einen ganz anderen Glauben verkündigten als den der Gemeinde, die christliche Wahrheit verdrehten und verläugneten, das Schriftverständniß untergruben, statt es zu fördern. — An Lindberg's Vorträge schlossen sich Siemonsen's an, die jedoch mehr einen geschlossenen Cyklus bildeten, worin er sich die Aufgabe stellte, zu zeigen, wie dem christlichen Prediger heut zu Tage das Amt erschwert werde, wenn er in einer gemischten Versammlung auftreten müsse, wovon der allergeringste Theil wahre Christen sind. Zu dem Ende ging er die verschiedenen Amtsgeschäfte durch, handelte zuerst überhaupt von dem großen Gegensatz zwischen dem Charakter unserer Zeit und der unläugbaren Forderung des Herrn, daß Christen nicht am fremden Joche mit den Ungläu-

higen ziehen dürfen (über 2 Cor. 6, 14 ff.), dann von der Wahl der geistlichen Lieder (der größte Theil der in dem neueren Dänischen, sogenannten evangelischen, Gesangbuche enthaltenen ist ungenießbar für Christen), ferner von der Taufe, von der Confirmation, von Trauungen, von Begräbnissen, von der Communion und Kranken-Communion. Bei jedem einzelnen Stücke wies er nach, wie die Forderungen des christlichen Glaubens und der Beruf christlicher Lehrer unverträglich seyen mit so Vielem, was jetzt in der Staatskirche faktisch bestehe. — Das zweite Mal predigte in dieser Versammlung der Student Harmsen, ein für die Förderung des christlichen Lebens sehr eifriger Mann; da er aber in seiner Predigt mehrere Geistliche der Hauptstadt als treubrüchig mit Namen bezeichnete, fand man es besser, daß er nicht mehr aufträte, weil dies den Versammlungen einen persönlich-offensiven Charakter geben würde; und Lindberg und Siemonsen wechselten nun ab. Übrigens waren diese Versammlungen nach dem Typus der Dänischen Liturgie eingerichtet; einer aus der Gemeinde sprach die Gebete (was in der Dänischen Kirche der Küster gewöhnlich thut), ein anderer leitete den Gesang. Zuerst sang man aus dem Gesangbuche von 1778, nachher gab Lindberg, um dem ersten Bedürfnisse abzuhelfen, eine kleinere Sammlung geistlicher Lieder, bald darauf eine größere, betitelt: „Zions Harfe," heraus. Zu einer lebendigen Gemeinde gehören allerdings auch „geistliche, liebliche Lieder," und in der That zeigte sich auch in dieser Beziehung das wieder erwachende christliche Leben. Lindberg selbst dichtete drei geistliche Lieder im alten Kirchenstil (poetische Paraphrasen des apostolischen Symbols, der Entsagung bei der Taufe ꝛc.), die in Zions Harfe aufgenommen sind. Es erschienen mehrere Sammlungen christlicher Lieder, um die wässerigen, modernen Verunstaltungen des alten Kirchenliedes zu verdrängen; und in der seit 1833 erschienenen „Nordischen Kirchenzeitung" sind eine Menge poetischer Beiträge zum Theil von Laien, denen außer einer frommen Gesinnung auch der Werth von Seiten der Kunst nicht ganz abzusprechen seyn dürfte.

Die Versammlungen gingen indeß ihren ruhigen Gang fort,*) allein es konnte nicht ausbleiben, daß sie, so wie die Zahl der Theilnehmer sich vermehrte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der Vice-Polizeidirektor ließ den Prediger Siemonsen citiren, und ersuchte ihn, nicht ferner an denselben Theil zu nehmen, da sie ungesetzlich seyen. Siemonsen erwiderte, daß denselben, nach dem klaren Inhalt der Verordnung vom 13. Januar 1741, dieser Charakter nicht zukomme; doch meinte er auch, man könne ja der Königl. Dänischen Kanzelei die Sache vortragen. Lindberg, der von der Sache benachrichtigt wurde, zeigte indeß gleich diese Versammlungen schriftlich bei dem Hauptpastor der Parochie an; nach gedachter Verordnung kann nämlich, wenn Laien sich unter einander zur Erbauung versammeln, der Pfarrer requirirt werden, und ist sie zu inspiciren verbunden. Zugleich entwickelte er aber mündlich vor dem Polizei-Direktor, wie diese Versammlungen, auch ohne eine solche Inspektion, gesetzlich seyen, weil ein ordinirter Prediger, Siemonsen, an denselben Theil genommen, denn es heiße ausdrücklich in §. 1. der angezogenen Verordnung, daß es ordentlich berufenen Lehrern, welche Macht haben, Gottes Wort öffentlich und insgeheim zu predigen, unverhalten sey, zu weiterer Erbauung Versammlungen in ihren eigenen oder Anderer Häusern zu halten, sofern diese dazu geeignet seyen. Weiter behauptete er, es könne kein Zweifel darüber obwalten, daß seine und seiner Freunde Bemühungen, ein christliches Leben im Volke hervorzurufen (und zwar christlich, nicht in irgend einem sagen, sondern im symbolischen und gesetzlichen Sinne genommen) unmöglich etwas dem Staate oder der kirchlichen Ordnung Zuwiderlaufendes haben könnten; im Gegentheil werde man erst dann traurige Folgen sehen, wenn man das höhere Bedürfniß mit Gewalt unterdrücken wollen, und nun die Privaterbauungen solchen in die Hände fallen würden, die weder Besonnenheit noch Einsicht hätten, sie zu leiten. Er schloß damit, anzuzeigen, daß er zum Überfluß noch die Versammlungen beim Hauptpastor angemeldet, und so in jeder Art und Weise dem Gesetz Genüge gethan habe. Der Polizei-Direktor genehmigte diese Gründe, und versicherte, die Versammlungen sollten ferner den Schutz der Gesetze genießen.

Indeß war das Gesuch um die Bildung einer freien christlichen Gemeinde Sr. Maj. dem Könige von zwei Gemeindegliedern übergeben worden, mit etwa zweihundert Unterschriften. Um den Sinn und die Tendenz des Ganzen darzulegen, theilen wir die wichtigsten Aktenstücke mit.

Das Gesuch selbst, datirt den 24. November 1831, lautete also: „Allergnädigster König! Welch ein tiefes Bedürfniß geistliche Freiheit allen Menschen sey, das hat die Geschichte auf jedem Blatt mit unauslöschlichen Zügen beschrieben, und sie wird nicht müde, die Könige und Fürsten zu preisen, welche diese Freiheit in ihren Landen aufrecht erhielten, sie kann den glücklichen Zustand nicht genug erheben, welcher eine Folge davon war. Die vielen erfreulichen Beispiele, welche die Geschichte unseres Vaterlandes darbietet, daß die Könige Dänemarks diese Freiheit in ihren Landen beschützt, und die unverkennbaren Beweise, welche die Regierung Ew. Majestät uns an die Hand gibt, daß Ew. Majestät ein Freund dieser Freiheit sind, geben uns das Vertrauen, das allerunterthänigste Gesuch Ew. Majestät vorzutragen, daß es uns gestattet werde, dieser geistlichen Freiheit zu genießen, welche uns als Christen so theuer ist."

„Es ist männiglich bekannt, wie, im Laufe der Zeiten, in den protestantischen Gemeinden sich eine neue Aufklärung entwickelt, und Viele, von dem Strome fortgerissen, diese für die alte Kirchenlehre eingetauscht haben. Und da es keinem Zweifel unterliegt, wie auch das Augsburgische Bekenntniß ausdrücklich lehrt, daß nur da die christliche Kirche sey, wo das Evangelium gepredigt, und die Sakramente nach der Einsetzung Christi ver-

*) Ein kleiner Tumult, den einige Studenten von der Clausenschen Parthei beabsichtigt hatten, ging spurlos vorüber. Lindberg nahm den jungen Leuten, als sie in der Versammlung erschienen, höflichst ihre Hüte und Stöcke ab, vertheilte sie unter den übrigen Mitgliedern, und sie waren nun, bis auf das bekannte mitleidige Lächeln, ganz still.

waltet werden, so ist der Kirchenverband mit den Predigern, die anders das Evangelium lehren und die Sakramente verwalten, auch die Jugend nicht nach dem Inhalt unserer Kirchenlehre unterrichten und confirmiren, längst aufgelöst."

„Von der Zeit an, als der Pastor Grundtvig sich unter dem kirchlichen Kampfe gedrungen fühlte, seinen Abschied zu suchen, haben wir Altgläubigen einen Prediger vermißt, der, wie kein anderer, zu unserer Erleuchtung und Erbauung predigte, und in vielen Jahren haben wir vergeblich danach gesenszt, daß uns wieder das Wort zu unserem Troste also verkündigt werden möchte. Nimmer haben wir daran gezweifelt, daß Ew. Majestät unser Verlangen erhören würden, und eine gegründete Aussicht darauf schien uns eröffnet zu seyn, als wir vernahmen, daß die Deutsche Friedrichskirche, wegen Unzulänglichkeit der kirchlichen Beiträge der Mitglieder derselben, eingehen sollte; weshalb mit uns mehrere Glieder fener Gemeinde sich vereinigt haben, um Ew. Majestät unterthänigst zu bitten, daß es uns verstattet werde, eine freie Dänisch-Deutsche Gemeinde mit den Predigern Grundtvig und Siemonsen zu bilden (wobei wir auf keine Unterstützung von Seiten des Staats rechnen), und die Deutsche Friedrichskirche zu unseren gottesdienstlichen Versammlungen zu benutzen, falls keine andere Bestimmung mit derselben getroffen seyn möchte, im entgegengesetzten Falle aber, daß es uns freistehen möge, selbst für einen Versammlungsort zum Behufe dieses Gottesdienstes Sorge zu tragen. — Es wird nicht nöthig seyn, uns über den Glauben, in dem wir selbst zu wachsen, und den wir auf unsere Kinder zu verpflanzen wünschen, so wie über das Verhältniß, in welchem wir zum König und Vaterlande forthin stehen werden, näher auszusprechen, da der Name Grundtvig's Ew. Majestät und Dänemark Bürge ist, daß keine Gemeinschaft zu dem Lutherischen Kirchenglauben und dem Dänischen Volke in einem freundlicheren Verhältnisse stehen werde, als die, welche den Unterricht und die Verkündigung dieses Mannes begehrt. — Unsere Hoffnung, daß unser Gesuch allergnädigstes Gehör finden werde, gründet sich nicht nur auf unsere Zuversicht zu dem Herrn, sondern auch auf das Vertrauen zu den väterlichen Gesinnungen des Landesvaters, welchem wir dasselbe allerunterthänigst vortragen."

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Vereinigte Staaten Nordamerikas.) Die allgemeine Nordamerikanische Missionsgesellschaft (Board of Missions) treibt das große Werk der evangelischen Predigt unter den Heiden mit außerordentlichem Eifer. Sie hatte beschlossen, im Laufe des Jahres 1834 vier und sechzig Missionare auszusenden, aber es fanden sich nicht so viele brauchbare Männer, als sie wünschte; 59 wurden nach verschiedenen Gegenden der Erde bestimmt, und 48 sind wirklich abgesegelt, nämlich 16 Prediger, 2 Ärzte, 1 Drucker, 29 Gehülfen. Unter 36 Völkern hat sie 65 Missionsstellen, auf welchen 293 Arbeiter thätig sind, nämlich 89 Prediger, 7 Doktoren, 7 andere Ärzte, 6 Drucker, 33 Gehülfen und 151 Gehülfinnen. Etwa 40,000 Schüler gehen in ihre Schulen; 40 neugegründete Heidengemeinden zählen 2,000 Abendmahlsgenossen. Auf ihren Stationen sind



13 Pressen im Gang und haben im letzten Jahre 21,735,463 gedruckte Seiten Bibeln und Traktate geliefert. Die Einnahme zum Unterhalt dieser großen Unternehmungen betrug 155,386 Dollars, die Ausgabe 159,779 Doll. Bei der letzten Jahresversammlung zu Utica, im Staate New York, vom 8. bis 10. Oktober, wurden folgende Beschlüsse gefaßt, welche uns am besten den Geist, in dem das Werk geführt wird, erkennen lassen. Die Missionare sollten vor allzutiefem Eingehen auf weltliche Beschäftigungen gewarnt werden. Die Gesellschaft halte die Predigt des Evangeliums für das Hauptgeschäft der Heidenboten, dann folge die Bearbeitung und Verbreitung der Schrift und der Traktate, zuletzt die Einrichtung von Schulen und anderen Arbeiten, die zur Förderung der Gesellschaftszwecke dienen könnten. Der Verein demüthige sich vor Gott wegen des geringen Fortgangs in Bekehrung der Sünder zu Christo, wie er sich aus dem Bericht ergebe, und fordere zu besonderem, brünstigem, dringendem Gebete der Kirchen um Ausgießung des heiligen Geistes über die Missionen auf. Die Erfahrung, daß die Kirche nicht genug Männer oder Beiträge zur Benutzung der Gelegenheiten, welche die göttliche Vorsehung verschaffte, aufgebracht, gereiche zur Demüthigung und Selbstanklage und fordere zur unverweilten kräftigsten Anstrengung auf. Die Ausdehnung und Schwierigkeit des Missionswerkes erfordere einen großen Zuwachs von Heidenboten, viele Heiden stürben täglich in ihren Sünden; die Kirchen sollten daher reichlich beisteuern, Prediger, Candidaten, Studenten und andere begabte Jünglinge und Männer sollten sich prüfen, ob es nicht ihre Pflicht sey, in die Erndte zu treten. Die Arbeit unter den Heiden verlange aber Männer von tiefer Frömmigkeit, gesundem Urtheil, guten Gaben und den mannichfaltigsten Kenntnissen. Wegen der geringen Zahl der Missionare aus christlichen Landen und des dringenden Bedürfnisses der Heidenwelt sollten talentvolle und wahrhaft fromme Heidenchristen zu Predigern und Schullehrern erzogen werden. Im tiefen Gefühl der gänzlichen Abhängigkeit von Gottes Gnade bitte die Gesellschaft um erneuten und eifrigeren Gebrauch des ersten Montags in jedem Monat als eines Fast- und Bettages für die Mission.

---

(Ostindien.) Durch die Abschaffung der Persischen und die Einführung der Englischen Sprache in den öffentlichen Angelegenheiten und vor Gericht hat das Studium des Englischen einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen. Wirklich hatten die Mahratten und andere Fürsten das Persische nur deswegen in ihre officiellen Geschäfte eingeführt, weil dies von Seiten der Indischen Regierung geschah; nun aber, da das Englische an dessen Stelle gesetzt worden ist, bedienen sie sich desselben um so viel lieber, als sie dadurch noch manche andere Vortheile erlangen. Geschickte Lehrer der Englischen Sprache sind jetzt in ganz Indien sehr gesucht. Die Sprache der Beherrscher verbreitet sich aber besonders schnell in Bengalen; zahlreiche Schulen bestehen zur Erlernung derselben, und wo das Christenthum, wie in den Missionsschulen, einen Theil des Unterrichts bildet, zeigten sich auch erfreuliche Früchte. Die Knaben, oder vielmehr die Jünglinge, welche Englische Schulen besuchen, sind von höherer Kaste als diejenigen, welche in die Bengali-Schulen gehen. Auf diese Weise bietet sich eine sonst schwer zu erlangende Gelegenheit dar, das Evangelium Zeile für Zeile und Lehre für Lehre zu erklären und die Aufmerksamkeit auf die Verkündigung der göttlichen Wahrheit zu heften. Kaum einer, der nur eine mittelmäßige Kenntniß des Englischen sich erworben hat, bleibt ohne Überzeugung von der Thorheit der Abgötterei. Empfänden sie die Sünde des Götzendienstes eben so tief, als sie seine Thorheit erkennen, so würde es gut mit ihnen stehen. Von dieser Seite drohen neue Gefahren. Missionar Ellis sagt in einem Briefe: Der sittliche und geistige Zustand Indiens

ändert sich mit großer Schnelligkeit. Die fast allgemeine Geistesträgheit, welche den Hindu bisher charakterisirte, hat einer rastlosen, unaufhörlichen Forschungslust Platz gemacht, wovon das Hinduthum bald bis in's Innerste erschüttert werden muß. Jedem Beobachter ist es klar, daß der unterrichtete Theil der Hindus sehr bald den Götzendienst aufgeben und für immer die Altäre, auf welchen ihre Voreltern so lange den Göttern, dem Werk ihrer eigenen Hände, opferten, verlassen wird. Es beschäftigt uns aber die ängstliche Frage: „Werden diese Jünglinge sich zu Christo bekehren, oder werden sie bloß einen Irrthum wegwerfen, um sich einem anderen zu überlassen?“ Der endliche Erfolg kann freilich nicht zweifelhaft seyn; der Kampf zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen dem heiligen Evangelium und menschlicher Unheiligkeit wird durch die jetzt vorgehende Veränderung heftigerer werden; er wird hart und vielleicht langwierig seyn. Wir werden bald, ja wir müssen jetzt schon gegen die Fallstricke des Unglaubens wie gegen die Gräuel des Heidenthums streiten. Die deistischen Irrthümer verbreiten sich sehr wegen des leichten Zugangs, den die Hindus zu den Schriften Bolingbroke's, Hume's und vorzüglich Paine's finden, dessen „Menschenrechte“ und „Zeitalter der Vernunft“ (Age of Reason) in großer Anzahl von Amerika her eingeführt werden. Es ist jetzt eine äußerst wichtige und folgereiche Zeit für die Indischen Missionen. Der Kampf wird heißer. Die Feinde des Kreuzes Christi strengen alle ihre Kräfte an; daher ist es äußerst schmerzlich für uns, die Zahl der Missionare schmelzen statt wachsen zu sehen, da einige durch göttliche Fügung vom Tode hinweggerafft, andere durch das ungünstige Klima gezwungen worden sind, das Land zu verlassen. Der Hilferuf ist dringend; die Bedürfnisse eines großen Volkes schreien zugleich mit uns, die wir bald unsere irdische Hütte ablegen können: „Männer, Brüder und Väter, kommt herüber und helft uns!“

---

(Thessalien.) Die Griechen zeigen sich überall als ein lernbegieriges Volk; der härteste Druck vermochte diesen Trieb nicht zu unterdrücken. Isaak Lowndes, Missionar der Londoner Gesellschaft, der sich in Corfu aufhält, versorgte mehrmals Schulen in Albanien mit Schulbüchern. Das Gerücht davon drang bis über das Gebirge nach Thessalien, und die Patrone einer Schule fanden sich dadurch bewogen, einen Brief zu schreiben und ihn durch ihren Schulmeister nach Corfu zu übersenden, da sie die Addresse nicht wußten. Der Brief lautete: „Freunde des Griechischen Volkes! „„Auf daß ihr wisset, wie es um mich stehe, und was ich schaffe, wird es euch Alles kund thun Tychiens, der geliebte Bruder und getreue Diener in dem Herrn; welchen ich gesandt habe zu euch eben deshalben, daß ihr erfahret, wie es um mich stehet, und daß er eure Herzen tröste.““ Eph. 6, 21—22. Obgleich wir die kleine Stadt Tyrnavo in Thessalien bewohnen, die einst groß, volkreich und berühmt war, jetzt aber in Folge einer langen Reihe bürgerlicher und anderer Trübsale herabgekommen und elend ist, verhielten wir uns doch nie gleichgültig gegen die Kenntniß der heiligen Schrift und hatten stets eine Schule, worin die Altgriechische Sprache gelehrt wurde. Diese Schule besteht noch immer unter dem Schutz unseres ehrwürdigen und gelehrten Bischofs. Erst unlängst haben wir alle Kräfte aufgeboten und eine Schule des gegenseitigen Unterrichts, welche dreihundert Schüler faßt, für die Gemeinde errichtet. Unsere geringen Geldmittel haben indessen kaum zur Erbauung des Hauses und zum Gehalt des Lehrers hingereicht. Daher fehlt es uns fast ganz an allem Schulgeräth, als Tafeln zum Schreiben und Rechnen, und Lesebüchern, so wie an allen anderen Schulmitteln. Unsere Arbeit ist also unvollendet und unsere armen Kinder verlieren den wichtigsten Theil ihrer Zeit. Wenn wir gleich größtentheils von der gebildeten Welt abgeschnitten sind, sind wir doch lange mit den wohlthätigen Absichten der Missionsgesellschaften und ihrer edlen Liebe gegen das unterdrückte Griechenvolk wohl bekannt. Diese angenehmen Nachrichten haben uns sehr getröstet und unseren Mangel euch vorzustellen erwuthigt, indem wir nicht zweifeln, daß ihr uns eures Wohlwollens eben so würdig finden werdet, als die Bewohner größerer und begünstigterer Städte, die ihr, wie uns zur Kunde gekommen ist, früher versorgt habt. Da wir nicht wissen, wie wir unsere Sache besser ausführen können, haben wir unseren Schulmeister, Konstantinos Basilea, den Überbringer dieses, abgeschickt, dem ihr die Unterstützung, welche ihr unseren armen verlassenen Schülern zukommen lassen wollt, anvertrauen möget. „„Ist nun bei euch Ermahnung in Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, so erfüllet meine Freude.““ Phil. 2, 1—2. „„Daß er euch Kraft gebe nach dem Reichthum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen.““ Eph. 3, 16. Der Brief war von fünf Personen, welche den Schulausschuß bilden, unterzeichnet und von dem Bischof mit Beisetzung seines Siegels und seines Namens, Meletios, Metropolit von Larissa, bestätigt. Der Bote kehrte wohlversorgt nach seiner Vaterstadt zurück.

---

(Vorlesungen an der theologischen Schule zu Genf im Sommer-Semester 1835.)

Hatte die theologische Schule im letzten Sommer den Verlust eines ausgezeichneten Lehrers zu betrauern gehabt, so ist es dagegen dem Bemühen der Direktion gelungen, theils die erledigte Stelle für die Exegese des A. T. glücklich wieder zu besetzen, theils Herrn Pfr. Galland zur definitiven Annahme einer ordentlichen Professur zu vermögen, und so, indem derselbe schon diesen Winter die Vorträge über systematische Theologie begann, eine wesentliche Lücke des Unterrichtes auszufüllen. Andererseits muß sie noch immer über die Krankheit des Herrn Merle d'Aubigné trauern, die sie dieses trefflichen Mitarbeiters beraubt, und kann sich nur im Ausblicke nach Oben mit Ergebung und mit dem Wunsche trösten, daß er ihrem Flehen und dem der Brüder wiedergeschenkt werde.

Folgendes sind die angekündigten Vorlesungen für den Sommer 1835:

Herr Galland wird die protestantische Polemik vortragen, sechsmal wöchentlich.

Derselbe mit Herrn Pfr. Gaussen leitet die Predigtübungen.

Herr Steiger erklärt die Pastoralbriefe, viermal wöchentlich.

Derselbe trägt die specielle Einleitung zu dem Brief an die Hebräer und zur Apokalypse vor, zwei Stunden wöchentlich.

Derselbe behandelt den ersten Theil der Griechischen Syntax, zwei Stunden wöchentlich.

Herr Preiswerk setzt die Erklärung des Jesaja fort, vier Stunden wöchentlich.

Derselbe trägt die Geschichte der Theokratie vor, vier Stunden wöchentlich.

Derselbe hält für die Anfänger Hebräische Sprachübungen, drei Stunden wöchentlich.

Der Unterricht in der Vorbereitungsschule wird ebenfalls, unabhängig von den Vorlesungen, in zwei Klassen fortgesetzt.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 25. April. № 33.

## Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark.

(Fortsetzung.)

Diesem Gesuche waren Erklärungen der Prediger Grundtvig und Siemonsen beigefügt. Die erstere war diese:

„Indem ich mich hiemit bereitwillig erkläre, das Predigeramt für die altgläubigen Lutherischen Christen annehmen zu wollen, welche das Gesuch um Bildung einer freien Dänisch-Deutschen Gemeinde gestellt haben, versichere ich zugleich meine allerunterthänigste Bereitwilligkeit, mich allen den Bestimmungen zu unterwerfen, welche die Weisheit Ew. Majestät zur Führung der Kirchenbücher und zu Allem, was die Erhaltung bürgerlicher Ordnung und Sitte erfordert, für nothwendig erachten werden."

„Zugleich erbitte ich mir die Aufmerksamkeit Ew. Majestät für das, was ich Gewissens halber, als Prediger und Lehrer der christlichen Kirche, als treuer Dänischer Unterthan, und als bekannter Schriftsteller, dem man, auf seiner langen öffentlichen Bahn, Wahrheits- und Vaterlandsliebe nicht absprechen wird, zu erklären und zu bezeugen mich verpflichtet halte."

„Ich bezeuge und erkläre also hiemit, daß, nach meiner langen Erfahrung und dem Grade christlicher Einsicht, die mir verliehen ist, eine kirchliche Trennung zwischen den Christen des altlutherischen Glaubens und den Neugläubigen, sowohl um bürgerlicher Einigkeit und freier Wissenschaftlichkeit, als um der christlichen Gewissensfreiheit und der allgemeinen menschlichen Aufrichtigkeit willen, unvermeidlich ist. Daß aber diese Trennung auf die glimpflichste und wohlthuendste Weise geschehe, wenn es den Predigern, deren Gewissen ihnen nicht länger gestattet, Ämter in der Staatskirche zu bekleiden, erlaubt wird, mit ihren Zuhörern, sie seyen mehre oder wenigere, auszutreten, und sich kirchlich selbst zu berathen. — Dieses scheint mir wenigstens außer allem Zweifel zu seyn. Dazu kommt noch, daß wir, die wir jetzt vom Gewissen uns gedrungen fühlen, mit unterthäniger und gottesfürchtiger Bitte um Gewährung den Anfang zu machen, wie Jedermann bekannt ist, keineswegs zu denen gehören, welche mit der inneren und äußeren Verfassung der Dänischen Staatskirche, so wie dieselbe durch die Kirchen- und Landesgesetze bestimmt ist, mißvergnügt sind, und was mich insbesondere betrifft, so liegt es am Tage, daß ich in einer Reihe von mehr als zwanzig Jahren mich bemüht habe, die Staatskirche zur Übereinstimmung mit den Gesetzen und dem klaren Inhalt unserer symbolischen Bücher zurückzubringen. Da aber jetzt die Sachen sich so seltsam gestalten, daß grade wir um Erlaubniß anhalten müssen, aus der Staatskirche herauszutreten, so ist es offenbar, daß der Staat nicht das Geringste dabei wagt, ein so billiges Verlangen zu gewähren, während die Nichtgewährung desselben den Staat in die unangenehme Nothwendigkeit versetzen würde, mit Härte gegen diejenigen zu verfahren, deren Glaube das volle Zeugniß der Geschichte durch mehrere Jahrhunderte für sich hat. Wahrlich unter diesen Umständen würde ich allergnädigste Erhörung unserer Bitte in einem jeden Lande erwarten, geschweige denn in einem solchen, wo das Herz des Landesvaters so hoch unter dem Purpur schlägt, als in Dänemark. Doch da es der Natur der Sache nach unmöglich ist, daß die Umstände Sr. Majestät und deren hohen Rathgebern so klar vorliegen, als sie vor mir stehen, und da es mir nicht unbekannt seyn kann, daß die meisten Staatsmänner, geschweige denn die hohen Beamten der Staatskirche, die Sache aus einem ganz anderen Gesichtspunkte ansehen, so ruhet meine Hoffnung allein darauf, daß der Gott, welcher die Herzen der Könige wie Wasserbäche leitet, weit über das, was wir bitten oder verstehen, zur Beförderung der Gewissensfreiheit und Erhaltung des alten, wahren christlichen Glaubens thun werde."

Gleichzeitig mit den Andachtsversammlungen in Lindberg's Wohnung wurden (vom Oktober 1831 an) in der Vorstadt Christianshafen öffentliche Bibelerklärungen, abwechselnd von Siemonsen und Harmsen, und zwar von diesem in Dänischer, von jenem in Deutscher Sprache gehalten; so wurde auch ebendaselbst im Lokale der Deutschen Schule eine monatliche Missionsbetstunde gehalten. Die Frucht dieser Vorträge war nicht gering; Viele von dem Volke, die früher nichts vernommen hatten, fingen an aufmerksam zu werden; Etliche von der Insel Amack, denen der weite Weg im Winter zu schwer ward, wünschten, daß auch bei ihnen eine Andachtsversammlung in Gang kommen möchte. Der Student Harmsen predigte ihnen das Wort, nachdem die Sache in gesetzlicher Form dem Pfarrer angezeigt war. Bald konnte das Haus, wo er seine Vorträge hielt, die Menge der Zuhörer nicht fassen; eine gottselige Wittwe überließ ihm ein größeres. Aber nun fing ein Sturm zunächst gegen diese letztere Versammlung an. Durch den Amtsverwalter wurde bei der Kanzelei eine Klage darüber eingereicht, Harmsen wurde vor den Vice-Polizei-Direktor citirt, und mußte einen Revers unterschreiben, daß er ferner keine Versammlungen halten wollte. Die Kirchspielvögte und Landrichter waren in Bewegung und schickten die Leute nach Hause, ja auch die Wagen sollen, wie man erzählte, visitirt worden seyn, weil man argwöhnte, Harmsen könne sich auf dem Boden versteckt haben. Mehrere Leute von jener Insel gingen indeß zum Bischof und stellten ihm ihre geistliche Noth vor, wobei sie entweder einen ordentlichen Prediger verlangten, oder daß es Harmsen gestattet werden möchte, seine Bibelerklärungen fortzusetzen. Mit dem letzteren war nunmehr der Pastor, dessen Sprengel es betraf, zufrieden, da er das Un-

verfängliche dieser Versammlungen erkannte; der Bischof aber zog vor, einen Candidaten zu ordiniren und zum Capellan dort bestellen zu lassen. Nicht lange hernach wurden auch die Missionsversammlungen im Lokale der Deutschen Schule durch die Polizei gesprengt, und ein Rescript erging an die Schul-Direktion, dies Lokal fernerhin nicht zu solchem Zwecke herzugeben.

Zwar hatten die Besucher der Andachtsversammlung bei Lindberg große Hoffnung, daß Se. Majestät ihnen ihre Bitte gewähren werde, allein den 2. Februar 1832 wurde ihnen die abschlägige Antwort des Königs durch den Magistrat communicirt. Die Versammlung drohte sich selbst wenigstens in dieser Form aufzulösen, denn mehrere hundert Menschen mußten jedesmal weggehen, obgleich sie zwei Stunden vor dem Anfang derselben sich einfanden, und der ganze weite Weg dahin war mit Fußgängern bedeckt. Den 12. Februar kam Grundtvig zum ersten Mal in die Versammlung (er hatte ihr bis dahin seine persönliche Theilnahme versagt), nachdem er vergeblich einen Schritt beim Kanzelei-Präsidenten gethan, um etwa durch diesen eine mildere Wendung der Sache zu bewirken. Nachdem Siemonsen seinen Vortrag gehalten hatte, sprach Grundtvig über die Textesworte: „Hier ist gut seyn, hier lasset uns Hütten bauen," und tröstete das versammelte Volk. Den folgenden Sonntag, Septuagesimä, den 19. Februar, predigte er wieder über das Sonntagsevangelium von den Arbeitern im Weinberge. Indem er dieses auf den jetzigen Zustand der Gemeinde anwandte, sagte er: er wollte lieber, sie hätten sich am Altare des Herrn, als hier begegnet, aber so sey es nun des Herrn Wille. Was ihn selbst angehe, frage er wenig nach den gewölbten Bogen von Kalk und Stein und nach den Orgeltönen, aber um der Schwachen willen hätte er es doch gewünscht. Er thue diesen Schritt gar nicht mit Rücksicht auf sich, sondern um der Gemeinde des Herrn willen. Der Spott der Welt sey ihm gleichgültig, er habe denselben schon in seiner Jugend ertragen gelernt; aber die Christen dürften sich über sein wunderliches Auftreten nicht ärgern. Es könne ja befremdend erscheinen, daß er zuerst in der sechsten Stunde, dann, nachdem er ein wenig gearbeitet, wieder in der neunten, und nun in der elften Stunde gekommen sey. So ruhig er das Werk das letzte Mal niederlegte, weil es des Herrn Wille war, eben so ruhig nehme er es jetzt wieder auf, weil der Herr ihn berufen habe. Und vielleicht verlasse er es wieder bald, wenn er des Herrn Willen in dieser Hinsicht erkannt habe. „Wer hat unser Gesuch abgeschlagen?" sagte er weiter. „Der da in der Höhe thront. Gewiß würde das Dänische Volk uns Christen unsere Bitte nicht abschlagen, sobald es Allen eben so kund würde, als es Gott ist, daß wir nur um des Friedens willen kämpfen, und gern Anderen die Freiheit gönnen, die wir selbst verlangen!"

Während Grundtvig darauf sann, der Versammlung ein größeres Lokal zu verschaffen, und man wirklich schon einen geräumigen Boden in einem Kaufmannshause auf ein halbes Jahr gemiethet hatte, brach der schwerste Sturm gegen die Versammlung los. Am 27. Februar wurden Grundtvig und Siemonsen vor den Vice-Polizei-Direktor beschieden, welcher ihnen zu erkennen gab, die Versammlungen müßten aufhören, weil sie



ungesetzlich seyen. Der erstere berief sich auf seine Ordination und den höheren Herrn, der ihn gedungen habe: als man ihm mit Gewalt drohte, blieb er unbeweglich. Zwei Tage später wurde Lindberg citirt. Er erklärte, er werde die Versammlungen nicht einstellen, es sey denn, daß man Grundtvig die freie Verkündigung des Wortes zugestehe. Keine weltliche Macht, behauptete er, könne die Gültigkeit der Ordination schwächen, die Priester seyen weder im Namen der Polizei, noch des Königs, noch des Bischofs ordinirt; so lange man in der Staatskirche falsche Lehre nicht nur dulde, sondern beschütze, müsse der Ausgang aus derselben allen Christen freistehen. Übrigens könne die Obrigkeit sich mit keinem Scheine des Rechts über Ungehorsam von seiner Seite beklagen; denn ein größeres Erbieten könnten Unterthanen nicht machen, als daß sie sich binden lassen wollten, wenn man ihnen mit Gewalt vorenthielte, was sie mit Gott und einem guten Gewissen nicht aufgeben könnten. — Der Vice-Polizei-Direktor erklärte aber, er habe keinen Befehl vor der Hand, Lindberg zu arretiren, und er wolle weitere Verhaltungsbefehle sich ausbitten.

Indeß schlug der Bischof von Seeland, nach einem Gespräche mit Grundtvig und einem späteren mit Lindberg, sich in's Mittel, und am 1. März bei der feierlichen Eröffnung des höchsten Gerichts wurde von Sr. Majestät resolvirt: „Die Deutsche Friedrichskirche in Kopenhagen solle bis auf Weiteres Grundtvig zum Nachmittags-Gottesdienste in Dänischer Sprache überlassen werden, doch so, daß das Ritual dabei befolgt, das gewöhnliche Gesangbuch gebraucht, und die übrigen kirchlichen Gesetze beobachtet würden." Die Resolution wurde am Tage darauf durch die Königl. Kanzelei dem Bischof und dem Polizei-Direktor mitgetheilt. Die Christen hatten offenbar mit Gott einen Sieg errungen, aber die große Hauptfrage war nicht gelöst, sondern vertagt.

(Wird fortgesetzt.)

---

## Die Lehre von der Unsterblichkeit.

1. Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von J. H. Fichte. Elberfeld, 1834. 204 S. 8.
2. Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Von C. H. Weiße. Dresden, 1834. 92 S. 8.
3. Theodicee. In Deutschen Reimen, von Nicodemus. kl. 8. 24 S. Dresden, 1834.

Diese drei genannten Schriften der beiden höchst achtungswerthen Philosophen unserer Zeit, Fichte und Weiße (die letztere Schrift ist nämlich ebenfalls von Weiße verfaßt), beschäftigen sich mit einer für die ganze Menschheit höchst wichtigen Lehre. Innig verwebt mit der Frage nach Gott und nach unserem Bestehen vor Gott ist die Frage nach unserer Fortdauer nach dem Tode. So wie Gott von jeher die Frage der Menschen nach ihm und nach ihrem Bestehen vor ihm beantwortet und sie auf mannichfache Weise darüber hat belehren lassen: eben so hat er auch zugleich die Frage nach ihrer Fortdauer beantwortet; aber wie auf der anderen Seite ein großer Theil der

Menschen die Belehrungen Gottes über ihn und über ihr Bestehen vor ihm nicht angenommen hat: eben so haben sie auch seine Belehrungen über ihre Fortdauer nach dem Tode, als ihnen nicht zusagend, abgewiesen, und haben sich die Frage danach durch ihre eigene Fähigkeit zu beantworten gesucht. Wunderlich, wie man sich von vorn herein denken kann, sind diese Antworten ausgefallen; und eben so haben sie sich bis in's Unzählige vermehrt, indem Keiner mit der Antwort des Anderen zufrieden ist, sondern etwas, wenn auch oft nur sehr Weniges, daran auszusetzen hat, und nun entweder die Antwort des Anderen verbessert, oder von Neuem über die Fortdauer der Menschen nach dem Tode in seinen Gedanken Verfügungen trifft.

Die christliche Kirche, welche jeden Zweifel und jeden Unglauben in ihren eigenen Mitgliedern schon hat entstehen sehen, hat auch erlebt, daß ihre Lehre von der Fortdauer nach dem Tode und von dem ewigen Leben angefochten wurde, und in der neuesten Zeit scheint man sich sehr mit der Untersuchung beschäftigen zu wollen, ob nicht jene Lehre bloß auf Aberglauben beruhe. Je betrübender die Resultate dieser Forschung zum Theil schon ausgefallen sind, und noch zum Theil wohl ausfallen werden, desto erfreulicher ist es auf der anderen Seite, wenn grade von daher, von wo der Zweifel und Unglaube ausging, nämlich von der Seite der Philosophie, auch wieder Schritte zur Verbesserung des angerichteten Schadens geschehen; und dies ist namentlich mit den oben angeführten Philosophen der Fall. Beide haben, wenn sie auch nicht gradezu aus der Hegelschen Schule hervorgegangen sind, doch in der Philosophie Hegel's eine große Hülfe und Stütze ihres eigenen Philosophirens gefunden. Die Hegelsche Philosophie ist aber zu ernst und zu tief, als daß sie in die Frivolität des Unglaubens mit einstimmen könnte. Zwar spricht sich Hegel selber nicht klar und bestimmt über diesen Punkt aus; und es kommen sogar Äußerungen in seinem Systeme vor, welche dem Unglauben den größten Vorschub zu leisten scheinen, wie sie denn auch wirklich zur Begründung desselben bei einigen Leichtfertigen seiner Schüler gedient haben. *) Aber die Schuld davon lag zum Theil an der geringen theologischen Bildung seiner Zeit. Durch die sogenannte aufgeklärte Theologie wurde die eigentliche christliche Lehre von der Unsterblichkeit oder vielmehr vom ewigen Leben ganz und gar ignorirt, und an ihre Stelle trat eine hundertfältig variirte philosophische Unsterblichkeitslehre, ein philosophischer Weg zum ewigen Leben, auf welchem Jeder ohne Fleiß und Ausdauer nach dem Ziel seiner Wünsche gelangen konnte. Man brauchte bloß zu leben, und auch nur so lange zu leben, als man wollte; man brauchte alsdann nur die Augen zuzuschließen oder seinem Leben ein Ende zu machen, und man war am Ziele aller menschlichen Wünsche.

Diese Ansicht fand Hegel vor als die allgemein verbreitete und in der christlichen Kirche selber herrschende; und für diese Unsterblichkeit fand sich in seinem Systeme kein Anschließungspunkt; im Gegentheil mußte er nach seinem Systeme eine

*) Zu vergleichen ist hier und im Folgenden der Aufsatz über Hegel's und seiner Schüler Lehre von der Auferstehung im Februarhefte des vorigen Jahrgangs. Anmerk. der Red.



solche Unsterblichkeit gradezu läugnen. Hätte er die eigentliche christliche Lehre vom ewigen Leben in einer wahren Form gekannt, er würde sie wohl nicht geläugnet haben; es hätten sich wenigstens in seinem Systeme Anschließungspunkte für dieselbe vorgefunden, welche eine Vereinigung derselben mit seinem Systeme zugelassen hätten, wodurch alsdann grade jene Lehre rückwirkend auf sein ganzes System eingewirkt und dasselbe vervollkommnet haben würde. Zum Beweise für das Gesagte kann die Betrachtung dessen dienen, was ein Schüler Hegel's, C. Fr. Göschel, welcher schon viel mehr vom Christenthume weiß, als sein Lehrer, über die Unsterblichkeit sagt. Vgl. die Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik, Jahrg. 1834, Nr. 1—3. u. Nr. 17—19.

Aber nicht alle Schüler Hegel's sind wie Göschel. Je nachdem sie einen ernsteren oder leichtfertigeren Charakter besaßen, haben sie entweder in dem Systeme Hegel's die Anschließungspunkte für die christliche Lehre vom ewigen Leben hervorgesucht und auf dieselbe ihre Ansichten von der Unsterblichkeit gegründet; oder sie haben die Aussprüche Hegel's hervorgesucht, welche gegen die falsche Meinung von der Unsterblichkeit gerichtet sind, und haben hierauf ihr Läugnen derselben gegründet. Als Repräsentant der ersteren Schüler Hegel's steht C. Fr. Göschel da; als Repräsentant der letzteren Friedrich Richter. Grade der letztere wurde durch die Öffentlichkeit, welche er seiner Ansicht gab, die Veranlassung dazu, daß ernstere Männer, sowohl unter den Schülern Hegel's, als unter den Befreundeten dieses Philosophen, das bisherige Stillschweigen brachen, und öffentlich auftraten, um im Gegensatze gegen das Läugnen Richter's ihren Glauben an Unsterblichkeit auszusprechen. Es geschah dies zuerst durch Weiße in den Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik, Jahrg. 1833, Nr. 41 und 42., und sodann von Göschel in denselben Jahrbüchern.

Weiße recensirt am angeführten Orte die Schrift: „Die Lehre von den letzten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik vom Standpunkte der Religion unternommen von Dr. Friedrich Richter von Magdeburg. Erster Band, Breslau 1833." Er erklärt sich mit vieler Entschiedenheit gegen die Art und Weise, wie Richter, angeblich vom Standpunkte der Hegelschen Philosophie aus, die Lehre von der Unsterblichkeit bekämpft, und glaubt versichern zu dürfen, daß der dahingeschiedene große Denker (Hegel) genanntes Buch mit Unwillen und Indignation bei Seite gelegt haben würde. Im Verlaufe dieser Recension gibt Weiße einige Andeutungen, wie die Lehre von der Unsterblichkeit behandelt werden müsse, welche für den christlichen Leser höchst interessant sind, indem man daraus sieht, wie dieser Philosoph sehr nahe daran ist, die eigentlich christliche Lehre vom ewigen Leben als die einzig vernünftige und wahre anzuerkennen. Er sagt nämlich: „Die Beweise, die man für die Fortdauer der Seele von dem Naturverhältnisse derselben zu ihrem Körper hernehmen will, sind durchaus unzureichend, ja nicht selten das grade Gegentheil dessen, was man dadurch beweisen will, andeutend; und den Tod ist man, von der bloßen Naturseite ihn betrachtend, mag man sich drehen und wenden, wie man will, als die wirkliche Auflösung des natürlichen Einzelwesens anzusehen genöthigt. — Soll für den Unsterblichkeitsglauben eine neue Hoff-

nung erstehen, oder vielmehr, soll von diesem Glauben, der als Glaube aus dem Gemüthe der Edleren nie zu vertilgen ist, eine philosophische Rechenschaft gegeben werden, mit der der Glaube besser, als mit den Deutungen, die dieser Verfasser (Richter) gibt, bestehen kann: so ist die Untersuchung darüber auf das Gebiet der Wissenschaft vom absoluten Geiste zu verlegen. — — Durch diese Verlegung der Frage aus den Gebieten der Metaphysik, der Naturwissenschaft und der Psychologie in das Gebiet der Wissenschaft vom absoluten Geiste wird zugleich die Möglichkeit einer ganz anderen, von unserem Verfasser völlig ungeahneten Wendung derselben und hiemit einer wesentlich von der seinigen verschiedenen Beantwortung offen gehalten. Wenn man es auch als unverträglich mit der tieferen philosophischen Einsicht betrachten darf, dem natürlichen Menschen Unsterblichkeit zuzuschreiben, so ist hiemit noch keineswegs erwiesen, daß nicht jene „„Wiedergeburt im Geiste,"" von welcher die neuere Philosophie hier in voller, ja buchstäblicher Übereinstimmung mit der Lehre des Christenthums den Besitz des „„ewigen Lebens"" und des „„Himmelreichs"" abhängig macht, — daß sie nicht, statt jenes abstrakten, leeren Allgemeinbegriffes, den der Verf. hier einzig kennt, eine wahrhafte, absolut geistige Individualität und Persönlichkeit, die allein in Wahrheit unsterbliche, in der Seele der Wiedergeborenen erzeugt."

Abgesehen davon, daß in diesen Äußerungen Weiße's sich einige Ausdrücke vorfinden, welche andeuten, daß er noch nicht ganz in voller Wahrheit die christliche Lehre von der Wiedergeburt des Menschen erkannt hat: so findet sich doch offenbar hier die christliche Lehre ausgesprochen, daß nur durch die Wiedergeburt der Mensch die Fähigkeit erhält, einzugehen in das ewige Leben in der Herrlichkeit Gottes. Ganz dieselben Äußerungen finden sich auch in dem oben angezeigten Schriftchen: Theodicee, in Deutschen Reimen von Nicodemus. Es ist dies ein Gedicht in zwanzig Absätzen. Es heißt darin:

X.

„Bleibt nach dem Tod mein Geist der meine,
Oder verschwimmt er in's Allgemeine?"
Das magst du bei dir selbst entscheiden;
Ich sage Ja zu allen beiden.
„Soll, wen ich liebe, ich wiederfinden,
Oder wird mir spurlos der Freund verschwinden?"
Bist du und ist er nur der rechte,
So find't sich, wer dich zu ihm brächte.

XI.

Du willst durchaus die Antwort hören?
Wohlan, ich will es dir erklären.
Der Mensch, das ist ein schlechter Wicht
Vor Gott, des Ew'gen Angesicht.
Fürwahr, viel besser nicht im Grund
Ist er, als sein Gesell, der Hund,
Mocht' er auch ganz was anders scheinen.
Drum, ein= für allemal, zu meinen,
Daß er unsterblich von Natur,
Ist eine baare Thorheit nur.



Doch was Natur nicht kann, kann Gnade,
Und wunderbar sind Gottes Pfade.
Seit Gottes Sohn ist Mensch geboren,
Ward er zum ewigen Heil erkoren,
Und durch das Leiden Jesu Christ
Des Todes Macht bezwungen ist.
Da wird's nun gleich in Frage kommen,
Ob er des Heils sich angenommen,
Ob auszog er den Adam alt,
Sich gab in seines Herrn Gewalt,
Ob Christus auch in ihm gestorben,
Ihm auferstehend Heil erworben.
Drum willst du wissen, ob der Frieden
Des Himmelreichs auch dir beschieden:
In deiner Seele tiefsten Grund
Steig ein, sieh' zu, welch' einen Fund
Du thust; wer lebt und herrscht da drin,
Christ oder Adam mocht' gehn.
Find'st Christum dort: dann juble laut;
Denn beimgeführt hast du die Braut
Nun in des ewigen Lebens Haus.
Sitzt Adam drin, und will nicht 'raus:
Dann sey gewiß, du wirst zerplatzen,
Wie Mäuseseelen oder Ratzen.

XII.

— — — — — — — —

Wer nicht schon hier das Himmelreich
Im Herzen trägt, fährt sterbend gleich
Hinab zu jenen dumpfen Schaaren,
Die nicht mehr sind, obschon sie waren.

XIII.

Berufen ward manch Menschenkind;
Der Auserwählten zwölfe sind,
Doch Einer drunter ist ein Teufel.
Das gibt nun einen neuen Zweifel.
So wißt denn: einen andern Tod,
Als Adam, stirbt Ischarioth.
Er hat des Lebens Brodt gegessen,
Und doch sich wider Gott vermessen.
Zwar sterben kann er jetzt nicht mehr,
Hat doch verscherzt des Himmels Ehr'.
Drum wird er stracks zur Hölle fahren,
Obherrschen den verdammten Schaaren.

In diesen gereimten Bekenntnissen ist offenbar die Idee der Wiedergeburt noch viel bestimmter ausgesprochen. Man sieht hierin, daß Weiße dieselbe als eine wirkliche Geburt anerkennt, durch welche in dem Menschen selber unter dem Absterben des alten Menschen ein neues Leben geboren wird. Ganz der christlichen Lehre gemäß ist ihm dieses neue Leben das Leben Christi; Christus selber wohnet in dem Menschen, und grade nur dadurch, daß dieses heilige, göttliche Leben in ihm ist, daß er gleichsam das Himmelreich schon in sich trägt, nur dadurch vermag er auch allein in die Herrlichkeit des ewigen Lebens einzugehen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 29. April. № 34.

## Die Lehre von der Unsterblichkeit.

(Schluß.)

Abweichend aber von der christlichen Lehre ist die Ansicht, welche sich sehr stark in diesen Bekenntnissen ausgesprochen findet, daß alle anderen Menschen eben so wie alle anderen Kreaturen, wie die Thiere u. s. w. mit dem Tode ganz und gar aufhörten zu seyn, so wie die dreifache Unterscheidung der Menschen in solche, welche ganz und gar zu existiren aufhören, in solche, welche der ewigen Verdammniß anheimfallen, und in solche, welche in das ewige Leben eingehen. Das Christenthum dagegen lehrt auch ein Gericht über die Heiden, welches am Ende der Welt eintreten wird, zugleich mit dem Gerichte über Juden und Christen; und es kennt nur eine zweifache Unterscheidung der Menschen, in solche, welche in das ewige Leben eingehen, und in solche, welche hinausgestoßen werden in die ewige Verdammung. Diese Unterscheidung der Menschen wird in ihrer ganzen Vollkommenheit vollendet am jüngsten Gericht nach der Auferstehung aller Todten. Mit diesem Momente beginnt erst der wirkliche Eintritt in das ewige Leben für diejenigen nämlich, welche von Gott hiezu berufen und erwählt sind; auf der anderen Seite aber auch der Eintritt in den Zustand der Verdammung, welcher sehr bezeichnend der zweite Tod genannt wird. Vgl. Offenb. 20, 14., 21, 8. Dieser zweite Tod steht in demselben Verhältniß zu dem ewigen Leben wie der erste Tod zu dem ersten Leben; und in demselben Maaße als das zweite Leben in der Herrlichkeit Gottes das erste Leben übertrifft, in demselben Maaße übertrifft auch der zweite Tod den ersten Tod. Der Tod ist niemals eine Vernichtung im strengen Sinne des Wortes, kein Machen zu Nichts, keine Beraubung des Seyns, sondern nur eine Beraubung des Lebens; das Leben aber ist nur eine Art und Weise des Seyns, ein irgendwie bestimmtes Seyn, nämlich insofern bestimmt, daß es für sich selber besteht und in seinem Bestehen sich erhält; und je nachdem das Seyn verschieden ist, ist auch das Leben verschieden. Der erste Tod beraubt den Menschen des ersten Lebens, welches nur die Anlage, der Voranfang, die ἀπαρχή des ewigen Lebens ist und durch die Sünde zu einem vergänglichen Leben geworden ist. Dabei zerstört er jedoch keineswegs das dem Leben zu Grunde liegende Seyn, die Grundlage des Lebens, das ὑποκείμενον, die Individualität des Menschen, sondern nimmt dem Menschen nur die Fähigkeit, durch sich selber und für sich bestehend in das ewige Leben einzutreten. Die Auferweckung zu einem neuen Leben ist jetzt ganz und gar Gott anheimgestellt, und ist namentlich an die Erfüllung der von Weiße selber richtig angegebenen Bedingung geknüpft, daß der Mensch schon hier auf Erden zu einem neuen Leben wiedergeboren wurde, und auf diese Weise ein heiliges, göttliches Leben in sich trägt. Ref. erlaubt sich hier auf sein Schriftchen über die Sakramente der christlichen Kirche zu verweisen, wo er zusammenhängend über den ersten Tod und den Zustand des Menschen nach dem Tode gesprochen hat. Vgl. daselbst §. 20—47.

Der zweite Tod beginnt zufolge der Lehre der heil. Schrift erst nach der Auferstehung der Todten aus dem ersten Tode. Da erst auf diese Auferstehung aus dem ersten Tode das Gericht folgt und zufolge desselben entweder der Eingang in das ewige Leben oder die Verdammung: so kann das Leben, zu welchem die Todten auferstehen, anfänglich nur als die Wiederherstellung des ursprünglichen Lebens angenommen werden, jedoch mit dem Unterschiede, daß es zugleich als Resultat des früheren Lebens erscheint und Alles, was der Mensch in seinem früheren Leben erworben hat, es sey Gutes oder Böses, als Charakter an sich trägt. So wie nun bei dem ersten Tode die Unter- und Grundlage des Lebens, die Individualität des Menschen, nicht zerstört, sondern der Mensch nur seines Lebens beraubt wird; eben so ist dies auch bei dem zweiten Tode der Fall. Es bleibt die Individualität, so wie sie während des ersten Lebens und durch die Auferstehung aus dem ersten Tode geworden ist; und sie verliert durch das Gericht Gottes nach der heiligsten Gerechtigkeit nur das, was sie durch ihre eigene Schuld und ihren eigenen Willen nicht zu empfangen fähig ist, nämlich das Für-sich-bestehen im Reiche Gottes und die Fähigkeit, in diesem Bestehen sich zu erhalten. Sie wird ausgestoßen aus dem Reiche des Lebens in das Reich des Todes, wo seyn wird Schmerz und Bitterkeit, Heulen und Zähneknirschen.

Die Ideen, welche Herr Weiße in seinen Bekenntnissen ausgesprochen hat, brauchen nur noch consequenter ausgedacht zu werden, um in Übereinstimmung mit der angegebenen christlichen Lehre zu kommen. Zwar scheint es, wenn man seine neueste Schrift: „Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums" liest, als ob Herr Weiße nicht sehr geneigt sey, das Angegebene als die christliche Lehre anzuerkennen und demselben sich anzuschließen; allein wir glauben überzeugt seyn zu dürfen, daß derselbe bei dem sichtbaren Fortschreiten in seiner philosophischen Entwickelung zur reineren Erkenntniß der Wahrheit gewiß nicht bei seiner jetzigen Ansicht stehen bleiben, sondern dieselbe immer mehr und mehr zu vervollkommnen streben wird.

Was nun die genannte neueste Schrift betrifft, so ist sie eigentlich ebenfalls nur als ein Bekenntniß des Verf. hinsichtlich seines Glaubens an Unsterblichkeit anzusehen. Weiße wurde zu diesem erweiterten und erläuterten Bekenntnisse durch eine ungerechte Beschuldigung des oben schon öfters genannten Richter von Magdeburg veranlaßt. Dieser Richter war wie ein Prophet aufgetreten und hatte sein Läugnen der Unsterblichkeit, wie

allgemein angenommen wird, auf eine etwas frivole Weise in seiner Zeitschrift: „Der Prophet," ausposaunt. Um sich mehr Ansehn zu geben und dem kräftigen Widerspruch der Hegelschen Schule, namentlich Weiße's, den Schein einer ungerechten Verfolgung zu verleihen, hatte er in der genannten Zeitschrift nachzuweisen gesucht, daß Hegel und Weiße eigentlich ganz und gar mit ihm übereinstimmten und nur nicht den Muth hätten, den alten Aberglauben zu bekämpfen. Um seine vermeintlich gerechte Sache und die Ungerechtigkeit seiner Gegner noch mehr bekannt zu machen, ließ er seinen Aufsatz: „Die Geheimlehre der neueren Philosophie. Eine Erklärung an Herrn Prof. Weiße in Leipzig von Dr. Fr. Richter von Magdeburg," noch besonders aus seiner Zeitschrift: „Der Prophet," abdrucken. Gegen die hier vorgetragenen Beschuldigungen trat nun Weiße in der genannten Gegenschrift auf, wies den ihm aufgebürdeten Unglauben mit Unwillen und Entschiedenheit von sich ab, rechtfertigte zugleich den ernsten Philosophen Hegel gegen die Beschuldigungen Richter's und stellte seine Ansichten über Unsterblichkeit in sehr bestimmten Ausdrücken auf.

Das, was Weiße hier als seine Ansicht über die Unsterblichkeit gibt, ist enthalten in folgenden Aussagen S. 52 und 53.: „Es ist vollkommen richtig gesagt, wenn man, wie von jeher die philosophischen Lehren thaten, die man des Pantheismus zu beschuldigen pflegt, nur die göttliche Substanz der Welt für das Unsterbliche, Alles dagegen, was zwar aus dieser Substanz, aber nicht die Substanz selbst ist, für vergänglich und vorübergehend erklärt. Aber der durch den Geist der Gottheit wiedergeborene Mensch ist nicht bloß aus der Substanz, sondern in Wahrheit die Substanz selbst, wenn auch nicht die ganze Substanz. Dies eben ist der geheime Sinn der großen Lehre von der Menschwerdung des göttlichen Sohnes, von dem Leiden und Tod und von der Auferstehung dieses Sohnes: daß Gott sein eigenes Selbst, sein zweites Ich, in dem er sich vor der Schöpfung der Welt als in einem ewigen Spiegel beschaute, an die kreatürliche Welt dahingegeben hat, um sich fortan nicht mehr außer der Welt, sondern in der Welt zu schauen und zu empfinden. Diese Hingabe, die Geburt Gottes in die Welt, ist zunächst der Tod dieser zweiten göttlichen Persönlichkeit, das heißt das Aufgehen derselben in eine unpersönliche Allgemeinheit, die als göttliche Substanz, gleichsam als das Fleisch und das Blut (— um auch dieses höchste Mysterium wenigstens im Vorübergehen zu berühren) des getödteten Gottes, von den geschaffenen Geistern genossen werden muß, damit in diesem Genusse dieselben des ewigen Lebens theilhaftig werden. Aber in jedem Gläubigen, der von dem Strome dieses Wassers trinkt, welches in das ewige Leben anillt, feiert der Menschensohn seine Auferstehung, das heißt sein Wiederauftauchen aus der Nacht der selbstbewußtlosen Substanz und Objektivität zu dem Tage der unsterblichen Subjektivität und Persönlichkeit."

Es würde uns zu weit abführen, wenn wir die unrichtigen Vorstellungen berichtigen wollten, welche sich in diesen Äußerungen über anderweitige Lehrpunkte des Christenthums vorfinden, namentlich über die Person und Menschwerdung Christi, so wie über seinen Tod und das heilige Abendmahl, welches hier aus einem capernaitischen Genusse zu einem quasi-capernaitischen gemacht wird. Es stammen diese Ansichten aus der Hegelschen Schule und sie werden sicherlich verschwinden, wenn es christlichen Theologen einmal gelungen seyn wird, die Glaubenslehren der christlichen Kirche in einer wissenschaftlicheren Entwickelung systematisch darzustellen. Man kann wohl mit vieler Zuversicht hoffen, daß solche Gemüther, welche aus innerem religiösem Drange die Lehren des Christenthums, die sie in einer nicht ganz angemessenen Form haben kennen gelernt, in so schwerfällige, von dem bloßen abstrakten Begriffe hergenommene Formeln einzuzwängen sich bemühen, daß solche Gemüther gewiß auch mit vieler Freude sich der Wahrheit des Christenthums anschließen werden, wenn ihnen diese in einer angemesseneren Form dargeboten wird; und grade solche Erscheinungen stellen auf das Dringendste an die Theologen die Anforderung, von ihrer Seite alles Mögliche zu thun,



um dem Mangel abzuhelfen, welcher jene Gemüther zu der genannten Aushülfe zwingt. Sehen wir also ab von den anderweitigen unrichtigen Ansichten, welche in jenen Äußerungen sich vorfinden, und halten wir uns nur an das, was Weiße hierin über die Unsterblichkeit sagt: so finden wir darin den ganz der christlichen Lehre entsprechenden Satz ausgesprochen, daß nur durch die Wiedergeburt zu einem neuen heiligen Leben und nur durch das bei dem Abendmahle fortwährend statt findende Genießen und Empfangen jenes heiligen, göttlichen Lebens der Mensch die Fähigkeit erhält, in die Herrlichkeit des ewigen Lebens einzugehen, was jedoch, wie Weiße schon in seiner Necension der Richterschen Schrift ausgesprochen hat, erst nach der Auferstehung aus dem Tode geschieht.

Bei diesen richtigen Ansichten findet sich aber auch hier wieder die oben erwähnte unrichtige Ansicht, daß der natürliche Mensch, der nicht wiedergeboren wurde zu dem neuen heiligen Leben, welches die Ewigkeit ererben soll, sterblich sey, nämlich in dem Sinne, daß er durch seinen Tod ganz und gar vernichtet werde. Vgl. S. 26 f. Weiße glaubt sich deshalb auch entschieden gegen die Lehre von der Höllenstrafe aussprechen zu müssen, und gibt dem Rationalismus neuerer Zeit Recht, wenn er Bedenken trage, in diese furchtbare Härte einzustimmen; und meint, daß die bekannten Aussprüche der heiligen Schrift über diesen Punkt nur als die einfache Verneinung des ewigen Lebens und als ein Spruch der Vernichtung verstanden werden könnten. Vgl. S. 31 und 32.

Daß der natürliche Mensch sterblich sey, wird wohl Niemand läugnen; dafür spricht der Augenschein. Aber es handelt sich hier um etwas ganz Anderes; es fragt sich, ob er durch seinen Tod auch ganz und gar vernichtet werde; und dies läugnet gradezu die Lehre der christlichen Kirche, so wie es auch von jeher alle Religionen und alle tiefere Philosophien geläugnet haben; und es beruht dieses Läugnen darauf, daß der Tod und das Sterben nicht eine Vernichtung des Seyns, sondern nur eine Veränderung des Lebens ist, und daß demnach die dem Leben zu Grunde liegende Individualität auch noch nach dem Tode fortbesteht. Etwas ganz Anderes ist es, wenn Herr Weiße läugnet, daß der natürliche Mensch unsterblich sey. Hierin müssen wir ihm vollkommen beistimmen. Denn der natürliche, nicht wiedergeborene Mensch bleibt im Tode, ohne jedoch vernichtet zu werden; sein Auferstehen aus dem Tode ist nur vorübergehend und ist gefolgt von dem zweiten, dem ewigen Tode. Nur der wiedergeborene Mensch ist unsterblich, weil er aus dem Tode in das ewige Leben eingeht. Wenn Herr Weiße verlangt, daß, um jene unrichtige Ansicht abzulegen, ihm vorher bewiesen werden müsse, „entweder daß in dem Begriffe des persönlichen und individuellen Selbstbewußtseyns die Nothwendigkeit von dessen unendlicher Zeitdauer liege, oder gar, daß schon der physiologische Begriff des höheren animalischen Organismus eine Dauer der Seele dieses Organismus auch über die Zerstörung ihres Körpers hinaus mit sich bringe," vgl. S. 35.: so ist hiemit etwas ganz Unmögliches verlangt. So wenig als im Begriffe vom Erkennen und Wollen des Menschen die Nothwendigkeit von dessen unendlicher Zeitdauer liegt, eben so wenig liegt sie auch im Begriffe des Selbstbewußtseyns, wenn man ihm auch noch die Eigenschaften: persönlich und individuell, beifügt; wohl aber möchte jene Nothwendigkeit im Begriffe der Persönlichkeit und Individualität nachzuweisen seyn. Ferner so wenig als überhaupt irgend ein Begriff eines Organismus über die Dauer desselben etwas aussagt; eben so wenig thut dies der Begriff, mag er nun physiologisch oder sonst wie genannt werden, des höheren animalischen Organismus; wohl aber möchte die Physiologie des Geistes, auf welche die Physiologie des höheren animalischen Organismus hinführt, auch etwas über die Dauer des Geistes, selbst über die Zerstörung des Körpers hinaus, mittheilen können. Es muß demnach das Verlangen Weiße's erst ganz anders aufgestellt werden, um befriedigt werden zu können.

Grade hier schließt sich nun die obengenannte Schrift Fichte's: „Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer" an und

ergänzt die Schriften Weiße's, indem sie grade, was dieser verlangt, zu beweisen sich bemüht. Es ist diese Schrift nicht in Bezug auf die Schrift Weiße's entstanden; sie ist vielmehr, wie der Verf. sagt, durch den gegen die Richtersche Schrift gerichteten Aufsatz Göschel's in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik entstanden. Fichte glaubt, daß ihm Göschel Unrecht gethan und ihn nicht gehörig berücksichtigt habe. Was Göschel wolle, habe Fichte schon längst gewollt, was Göschel als den wahren Geist und Inhalt der Hegelschen Philosophie zu verkünden beginne, habe Fichte schon längst als den höheren, über jenes System hinausführenden Standpunkt dargestellt, nämlich die Idee der Persönlichkeit, durch welche, wenn sie auf Gott übertragen und Gott mithin als das höchste Individuum, als die absolute Persönlichkeit, Gott-Ich, erkannt werde, der ganze dialektische Umkreis Hegel's durchbrochen und überflügelt werde und seine systematische Ordnung nicht nur nicht mehr genüge, sondern sogar als falsch erscheine. Vgl. S. 9—13. Dieser Umstand, so wie der schon lange empfundene Wunsch, über die Idee der Persönlichkeit und das damit zusammenhängende Problem einer persönlichen Fortdauer, welcher tiefer, als man gewöhnlich meint, in dem innersten Geiste einer Philosophie seine Wurzel hat, sich mehr als bloß gelegentlich auszusprechen, veranlaßte den Verfasser zu der vorliegenden Abhandlung. Diese Abhandlung zerfällt nun unter die drei Gesichtspunkte: 1. die neuen Erläuterungen über die Hegelsche Philosophie zu prüfen; 2. die eigene Ansicht, insoweit sie bisher dargestellt worden, damit zu vergleichen; 3. aus der hiedurch gewonnenen spekulativen Grundansicht endlich die Idee der Persönlichkeit und einer Fortdauer zu erörtern.

Fichte gehört anerkannt zu den geistreichsten Philosophen. Seine Schriften sind außerordentlich anregend; sie sind voll schöner Ideen, welche die flachen Ansichten unserer Zeit sehr kräftig bekämpfen und zu verdrängen sich bemühen. Von dieser Seite betrachtet verdient er immer mehr und mehr anerkannt und besonders den jüngeren Theologen bei ihren Universitätsstudien empfohlen zu werden. Allein seine Ansichten sind nicht immer gehörig begründet und seine Folgerungen nicht immer consequent abgeleitet. Dies ist auch bei der vorliegenden Schrift der Fall und wir zweifeln daher sehr, daß sich Herr Weiße hinsichtlich seines oben erwähnten Verlangens dadurch befriedigt fühlen wird. Nachdem Fichte die Möglichkeit und die innere Nothwendigkeit eines persönlichen Fortbestehens nachzuweisen versucht hat, was dadurch geschieht, daß er darauf hinweist, wie eigentlich Nichts vergehe und vernichtet werde, wie bei allen Gebilden der Natur immer die zu Grunde liegende Urqualität unvergänglich sey, und jeder Macht von Außen zu widerstehen vermöge; und wie dies ebensalls bei dem Menschen statt finden müsse, dessen Individualität also auch nach dem Tode noch fortbestehe (vgl. S. 92 f.): so geht er nun in der dritten Abtheilung seiner Schrift dazu über, die Frage zu beantworten: wie eine solche Fortdauer des Menschen zu denken sey. Diese Frage nach dem Wie der Fortdauer ist ihm die Hauptsache für ihren Beweis. Die Behauptung einer persönlichen Fortexistenz behalte immer etwas Abgerissenes, wie in der Luft Schwebendes, so lange es nicht gelinge, das eigentliche Wie derselben zur schlichten Begreiflichkeit zu bringen. „Sollen wir jenen allgemeinen Beweisen vertrauen, so muß das künftige Leben gezeigt, entdeckt werden, gleich einem neuen Continente innerhalb der gesammten uns zugänglichen Wirklichkeit. Der innere Zusammenhang, der nicht abreißende Faden zwischen beiden Welten muß nachgewiesen werden. Dann ist die Sache uns nahe gerückt, natürlich geworden u. s. w." Vgl. S. 107 und 108.

Dieses Wie der Fortdauer glaubt nun Fichte aus der Betrachtung des menschlichen Lebens hinsichtlich seiner Entstehung und ferneren Entwickelung finden zu können. Nachdem er bei dieser Betrachtung dies als die Bedeutung des Menschenlebens gefunden hat, daß der Mensch sich zu einem immer intensiveren Selbst, darin zum Genusse dieses Selbst,



endlich zum harmonisch gesunden Selbstgenusse, zur Seligkeit auslebe (S. 149.): so kommt er hinsichtlich des sinnlich erscheinenden Körpers zu dem Satze, daß dieser Körper, welcher uns äußerlich als eine feste Masse erscheine, vielmehr in stetem Flusse und in ununterbrochener Selbsterneuerung begriffen sey. „Er vergeht und erneuert sich in jedem Augenblicke aus den Elementen. Diese hindurchfließenden, ursprünglich ihm fremden chemischen Stoffe daher, welche, in seinen Assimilationskreis gezogen und zum Dienste des Organismus gezwungen, vorübergehend seine Natur annehmen, sind gar nicht der eigentliche Leib, noch weniger der Mensch, — sondern die ewig wechselnde und sich umbildende Erscheinung derselben, die, wie sie von der Assimilation ewig unterworfen wird, so doch unaufhaltsam sich wieder losmacht und in's Allgemeine zurückweicht. Leib ist wahrhaft nur die darin sich erhaltende und sie bezwingende organische Identität, — wie der Geist die selbstbewußte ist, — die Dauer des Individuums in jenem ununterbrochenen Stoffwechsel; und der Kohlen- und Stickstoff, der in dem Phänomene der Hand oder des Fußes gegenwärtig ist, bleibt uns ursprünglich eben so fremd, als der äußerliche Stoff, welcher uns zur Nahrung wird; dieser soll erst organisch unterworfen werden, jener ist es schon; beide aber entweichen unaufhörlich und sind uns durch die Wandlung, in die sie für den Augenblick eingegangen, um nichts eigener geworden. So dürfen wir selbst physiologisch scharf unterscheiden diese in den immer neuen und anders sich umbildenden Elementen sich ausprägende organische Individualität, die damit zugleich die Seele und der Geist ist, von jenem äußerlich zwar sichtbaren und handgreiflichen, innerlich aber rastlos wechselnden Phänomene, das nur durchdrungen und zusammengehalten von jener in ihm sich verwirklichenden Kraft Bestand hat, wie der in der elektrischen Strömung kreisende Staub, von jener bindenden Gewalt aber verlassen, in nichts zerfällt. Jenes erstere möchte mit bedeutender Bezeichnung wohl der innere Leib zu nennen seyn zum Unterschiede von der palpabelen Körperlichkeit, indem wir jenen unmittelbar zwar nicht sehen, während er dennoch das eigentlich Gegenwärtige und Sichtbarmachende in der äußeren Körpererscheinung ist." S. 150—152.

„Ein jedes organische Leben vollzieht einen bestimmten Umlauf des Anwachsens, des erreichten Höhepunktes und der Abnahme, entweder um nach der Vollendung desselben in eine andere, gleichartige Gestaltung hinüber zu schwinden, falls der eigene Lebensstoff verzehrt ist, oder von hier aus einen neuen Lebenscyklus einzugehen. So theilt sich die Gesammtlaufbahn jedes Lebens wieder in mannichfache untergeordnete Perioden, welche organisch in einander eingereiht sind, aber auch hier, wie es im Begriffe des Lebens liegt, einen steten Prozeß durch Gegensätze vollenden. Ein Auf- und Absteigen, organische Expansion und Contraktion, Erregung und Ruhe wechseln beständig, und das Lebendige muß zu eigener Erneuerung immer wieder in sein verborgenes Element zurückkehren. Daher der tägliche Umlauf des Schlafens und Wachens bei allem Individuellen, der jährliche des Winter- und Sommerschlafes bei manchen Thieren, die umfassendere cyklische Verpuppung bei den Insekten u. s. f. Alles Leben wie jeder Tag liegt zwischen zwei Nächten, entweder des Nichtseyns oder der tieferen Sammlung zu einem neuen Lebenskreise. Und so ist auch der Tod ein nothwendiger Vorgang in der Lebensentwickelung, organischer Moment, nicht der abstrakte Gegensatz oder die Negation des Lebens. Wie der Körper im Leben immer schon verging und sich erneuerte, wie dieser Todeskeim, der sich aus und in allem Lebendigen entwickelt, schon im Alter siegreicher hervortritt und den Prozeß der Abscheidung immer tiefer dringender beginnt: so läßt der innere Leib endlich im Tode dies Medium der in den Stoffen erscheinenden Organisation ganz fallen; er verläßt völlig sein aus den Elementen von ihm gewebtes Abbild, wie er es vorher schon im Einzelnen unablässig fahren ließ." S. 154 und 155.

Fichte stellt nun weiter den Satz auf, daß jede Stufe organischen Daseyns das ihr entsprechende Element der Verwirklichung unmittelbar finde, S. 158., und folgert daraus, daß eben so die menschliche Individualität nach dem Fallenlassen des Körpers im Tode sogleich neue, ihr alsdann homogene Elemente organisirend an sich heranziehen und in denselben sich verwirklichen werde.

Diese Betrachtung Fichte's ist sehr geeignet, um zu zeigen, wie der Mensch, so lange er noch im Stande der Unschuld war, aus seinem natürlichen Leben in das ewige Leben eingehen konnte, indem er allmählig in seiner Lebensentwickelung sich immer mehr verklärte und Gott ähnlich machte, und immer mehr und mehr sein natürliches Leben in das ewige, göttliche Leben verwandelte. Es muß aber zu diesem Behufe die ganze Darstellung Fichte's so modificirt werden, daß man das Fallenlassen des Körpers, welches bei dem Tode statt findet, ganz und gar wegläßt, weil ein solches bei jener allmähligen Entwickelung des Lebens gar nicht eintreten kann, sondern bei jedem Fortschritte der Entwickelung immer weniger gedenkbar wird. Grade dieses Fallenlassen des Körpers zeigt, daß keine fortschreitende, immer vollkommener werdende Entwickelung des menschlichen Lebens vorhanden ist. Denn dieses Fallenlassen des ganzen Körpers kann unmöglich eine allmählig fortschreitende Entwickelung genannt werden. Es ist vielmehr ein gewaltiger Sprung und ein fürchterlicher Stoß, ein wahrer salto mortale, vor welchem jedes natürliche Leben zurückbebt. Aber ein solcher Sprung oder Stoß kann bei einer naturgemäßen Entwickelung nicht statt finden, wie Fichte selber sagt, S. 159.: „Jeder Naturzustand entwickelt den folgenden nicht sprung- und stoßweise, sondern nach ebenmäßiger Gliederung aus sich her;“ und es paßt somit die ganze Betrachtung Fichte's nicht für den vorhandenen Zustand der Menschheit. Sie steht im Widerspruch mit der Wirklichkeit und mit den Lehren des Christenthums.

Wohl zeigt uns die Betrachtung des Lebensprozesses ein fortschreitendes Entwickeln der Individualität, und richtig ist es, daß der Körper des Menschen in einem fortwährenden Flusse sich befindet und beständig verändert und erneuert wird; aber es reicht die Erneuerung desselben nur bis auf eine gewisse Stufe, und wenn diese erreicht ist, dann wird das Unorganische, Materielle, welches der Mensch aus der ihn umgebenden Welt in sich aufnimmt, nicht mehr überwältigt und organisirt; es tritt zuerst ein Stillstand und dann eine Abnahme der organisirenden inneren Kraft ein, und der Mensch geht dem Tode entgegen. Der Tod ist der Schluß jener Abnahme der Selbsterneuerung des Organismus, welche Abnahme schon mit dem Eintritt der höchsten Blüthe des Lebens begann, und mit jedem Momente des Lebens immer größer und unersetzlicher wurde, deren Keim aber, nach der Lehre des Christenthums, schon dem ersten Lebenskeime eingepflanzt war.

Niemals erscheint der Tod als ein organischer Moment, als ein nothwendiger Vorgang in der Lebensentwickelung, sondern grade als das Aufhören aller, selbst der geringsten Lebensentwickelung. Allerdings ist der Tod mit dem täglichen Schlafe zu vergleichen, wie Fichte sagt, ja er ist der Bruder des Schlafes, wie schon die alten Griechen sagten; aber ist denn der Schlaf ein nothwendiges Moment der Lebensentwickelung? Muß denn das Leben, um sich zu entwickeln, in Schlaf versinken, und findet im Schlafe die geringste Lebensentwickelung statt? Wohl findet im Schlafe eine restitutio in integrum statt, aber nur auf die Stufe, welche durch eine vorausgegangene Entwickelung während eines wachen Zustandes schon erreicht war und welche das Leben aus einer gewissen Schwäche (welche eben von dem in ihm wohnenden Todeskeime herrührt) nicht festhalten konnte. Während des Schlafes wird das Leben wieder in integrum restituirt, wird wieder auf die früher von ihm erreichte Stufe der Entwickelung gestellt, und es erwacht grade dann, wenn diese Wiederherstellung vollendet ist, um sofort zu einer weiteren Stufe der Entwickelung während seines Wachens fortzuschreiten. Diese Wiederherstellung geschieht aber nicht durch den Schlaf, sondern nur während des Schlafes. Der Schlaf ist es nicht, was die Wiederherstellung macht; sondern es ist nur der Zustand des Schlafes, welcher dem des Todes ähnlich ist, es ist diese Rückkehr in den Ursprung, in die Quelle des Lebens nothwendig, damit das Leben durch eine andere Kraft wiederhergestellt werden könne. Ref. muß hier wieder auf sein Schriftchen über die Sakramente der christlichen Kirche verweisen, wo er im §. 34—38. im Zusammenhange über diesen Gegenstand gesprochen hat. Grade die Erscheinung des Schlafes im Leben bestätigt unsere obige Behauptung von dem Tode. Wenn schon der Schlaf eine Ohnmacht über das Leben ist, so ist es noch vielmehr der Tod.

Was ferner noch die Vergleichung mit der Verpuppung der Insekten betrifft, welche Fichte zur Erklärung des Todes anführt: so dient diese Erscheinung allerdings ebenfalls sehr zur Erklärung desselben; aber nur für den besonderen Fall, wenn, wie dies bei den Insekten der Fall ist, schon während des ersten Lebens ein anderes, vollkommeneres Leben in dem Menschen lebte, was bei den Wiedergeborenen statt findet. Der Zustand der Puppe stellt den Zustand des Lebens der Wiedergebornen nach dem Tode dar. Das ewige Leben, welches sie bei ihrer Wiedergeburt empfangen haben, bleibt im Tode selbst noch ein Leben und ersteht aus dem Tode zur Herrlichkeit des ewigen Lebens, wie der Schmetterling aus dem Zustande der Verpuppung ersteht.

Im vollen Widerspruch mit sich selber steht aber der Verf., wenn er zu dieser höheren Stufe der Lebensentwickelung, wie er den Tod darstellt, noch eine Auferstehung aus dem Tode hinzufügt. Vgl. S. 175. Wer wird noch auferstehen wollen aus dem Tode, wer gar nicht drinnen ist? Wer da fortlebt in einem noch entwickelteren Zustande, der braucht ja wohl nicht aufzuerstehen; es müßte denn das Wort: Auferstehung, nicht das rechte Wort seyn, sondern eigentlich heißen: Emporsteigen, Vollkommenerwerden u. dgl. Eben dasselbe wäre auch mit dem Worte: Tod, der Fall.

Außerdem hat Fichte noch kurz „die Frage nach dem Wo des nachirdischen Seelenzustandes“ zu beantworten gesucht. S. 172 f. Es heißt daselbst: „Es ist keine Ursache vorhanden und durchaus von innerer Wahrscheinlichkeit entblößt, daß die Psyche, indem sie durch eigenes Lebensprozeß ihre äußere Leiblichkeit fallen läßt, zugleich nun durch irgend eine, nothwendig ihr fremde Gewalt in völlig andere Regionen des Daseyns und in heterogene Lebensbedingungen versetzt werden sollte. Unsere Todten sind uns gewiß näher und gegenwärtiger, als wir meinen; daß die Räume um uns her zur absolnten Leerheit und Bedeutungslosigkeit verurtheilt seyn sollten, ist ohnehin nicht zu denken; und so dürften wir wohl das Reich der Seelen in unserer unsichtbaren Nähe uns vorstellen, umfaßt gleich uns von der Einen Natur und der neuen Lebensbedingung aus ihr eben so genießend, wie wir der unseren.“

Wir sollten grade meinen, daß es in der Theorie des Fallenlassens des Körpers liege, daß die fallenlassende Psyche durch ihre eigene Kraft sich in höhere und überhaupt andere Regionen des Daseyns und in ihr mehr homogene Lebensbedingungen versetze. Das Zurückbleiben der menschlichen Individualität in einem dem irdischen Leben entsprechenden und nahen Verhältnisse, welches Fichte annimmt, und worin wir ihm beistimmen, läßt sich mit aller Consequenz nur aus der christlichen Lehre vom Tode und von der Auferstehung aus dem Tode ableiten, und stimmt vollkommen mit dem System dieser Lehre überein. Die Auferstehung aus dem Tode verlangt nothwendig ein solches Verhältniß als ihre Voraussetzung, und die Ansicht vom Tode, daß er nur die Beraubung des Lebens sey, hat nothwendig die Annahme eines solchen Verhältnisses als ihre Folge. Wie die Nacht noch zum Tage gerechnet wird, so muß nach der christlichen Lehre vom Tode auch der Zustand nach dem Tode noch zu dem irdischen Daseyn hinzugerechnet und gleichsam als der verborgene Theil dieses Daseyns angesehen werden.

Obgleich wir im Ganzen genommen mit der Ansicht Fichte's nicht übereinstimmen können, so finden wir in seiner Abhandlung doch einzelnes sehr Anziehende und Anregende, und müssen besonders die Hochachtung anerkennen, welche derselbe vor den Lehren des Christenthums ganz unverkennbar hegt. Eine solche Hochachtung erlaubt nicht, den vorgefaßten Meinungen einer trivialen Zeit zu verfallen, sondern treibt von Erkenntniß zu Erkenntniß und zu immer tieferer Einsicht in die Wahrheit des Christenthums, und ist gewiß eine erfreuliche Erscheinung, da noch immer so viele Theologen dem anhängen, dessen die Philosophie selber sich zu schämen begonnen hat.

G—r.

M—g.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 2. Mai. № 35.

## Paris und London nach ihrer sittlichen Erscheinung verglichen von einem Engländer.

Ein kurzer Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs gestattet mir nur eine flüchtige Skizze. Bei der Kurzsichtigkeit jedes menschlichen Auges kann man leicht eine Stadt für besser halten als sie ist, denn das Laster ist schlau, oder für schlechter, weil sich die Tugend zurückhält. Aber es gibt so scharfe Züge der Sünde, daß man, mag man von den kleineren Eigenthümlichkeiten sittlicher Physiognomie denken wie man will, den innerlich waltenden Geist der Ungerechtigkeit unmöglich verkennen kann. Hierauf wollen wir einen Blick werfen.

Unter den Merkmalen einer weit vorgerückten Gottlosigkeit drängt sich dem Christen zu Paris nichts stärker auf als die schreiende Sabbathschändung, welche sich überall kund gibt. Sobald er Morgens erwacht und der Gedanke, heut ist der Tag des Herrn, in ihm aufsteigt, erregt das Geschrei und das Marktgeräusch, das zu seinen Ohren dringt, den Zweifel in ihm, ob es wirklich Sonntag sey. Wenn er ausgeht, findet er vielleicht den vierten Theil der Laden geschlossen und das andere Viertel verkündigt durch halbe Schließung noch eine gewisse Anerkennung des Ruhetags. In den letzteren jedoch wird das Geschäft betrieben und die andere Hälfte zum mindesten läßt nicht einmal eine äußere Achtung vor dem Sabbath blicken. Die Märkte werden abgehalten. Die Arbeiter betreiben oder verlassen ihre Geschäfte nach Belieben. Etwas später werden alle Laden geschlossen, das Geschäft hört auf, um der Zerstreuung Platz zu machen. Die Königl. Gärten sind gedrängt voll; die elisäischen Felder bedeckt von der dichten Pariser Bevölkerung, welche ihren frivolen Belustigungen nachgeht, und in den Vorstädten dieser ungeheuern Stadt kann man jeden Sonntag zahlreiche Schaaren sich an den albernen Zerstreuungen eines Englischen Lustmarktes mit aller heftigen Beweglichkeit des Pariser Charakters vergnügen sehen. Der Sonntag ist überdies der Tag, an welchem die benachbarten Orte die Kirchweihen ihrer Schutzheiligen feiern und eine große Menge Einwohner der Hauptstadt herbeiziehen. Dann machen rohe Spiele, Scheibenschießen, Tänze und Fischerstechen (joûtes) die Sabbathbeschäftigungen aus. Diese joûtes oder Wasserturniere werden bisweilen auch zu Paris Sonntags auf der Seine gehalten. Außerdem sind auf dem Marsfeld Pferderennen. Abends wird auf allen Theatern gespielt und diese sind weit zahlreicher besucht als die Kirchen des Morgens. Man denke nicht, daß sich diese Entheiligung des Sonntags auf die ungebildeten Klassen beschränkt. Wissenschaft und Kunst sprechen den Sabbath als ihr Eigenthum an. Da und da allein sind die Gemäldegallerien und Antikensäle der Schaulust des Volkes geöffnet. An diesem Tage führt der Professor der Geologie seine Zuhörer auf's Land, und leitet der Lehrer der Botanik seine Schüler zum Pflanzensammeln an. Kurz der Sonntag ist der allgemeine Festtag. Es ist nicht nöthig, den Zusammenhang dieser Sabbathschändung mit dem Anwachs aller Sittenlosigkeit nachzuweisen; es ist die Wirkung des Unglaubens und seine Ursache, und unmöglich ist es, alle Verzweigungen der Sünde, welche daraus entspringen, aufzuzählen.

Ein anderer hervorstechender Zug der Pariser ist ihre Leidenschaft für's Spiel. Die Spielhäuser, deren Zahl unermeßlich ist, haben obrigkeitliche Erlaubniß. Überall stößt das Auge auf Billiarde, Karten, Dominos. Die Lotterien der Regierung sind über die ganze Stadt ausgebreitet, während mannichfaltige Glücksspiele gemeinerer Art unaufhörlich die arbeitenden Klassen locken und die Jugend in der Gewohnheit des Spielens erziehen. Die Neigung zum Spiel ist so eingewurzelt, daß man es zu den Lebensbedürfnissen eines Parisers rechnen kann; in einer Tabelle der jährlichen Ausgaben von Paris kommen mitten unter den gewöhnlichen Bedürfnissen die Ansätze vor: „Lotterie 25 Millionen Franken" und „Spielen 24 Millionen Franken." Ist es nöthig, auf die rücksichtslose Selbstsucht, die ein solcher Gebrauch nähren muß, hinzudeuten, oder das persönliche und bürgerliche Elend zu schildern, welches sein unvermeidliches Ende ist und häufig zum Selbstmord führt?

Noch einen weitern auffallenden Charakterzug gibt es in Paris, der in sittlicher Hinsicht äußerst wichtig ist, aber nicht gradezu aufgedeckt werden kann — ich meine die entsetzliche Schamlosigkeit. Die äußeren Anzeichen allgemeiner sittlicher Lauheit sind vielleicht nicht anstößiger als in anderen großen Städten; aber Thatsachen, die täglich zur Beobachtung kommen, wie die vorwiegende Beschaffenheit der Litteratur, der Bilder und Skulpturen in der Hauptstadt, oder im täglichen Verkehr vorkommen, wie zum Beispiel die große Zahl von ihren Männern verlassener Weiber, mit noch betrübenderen aber nicht mittheilbaren Umständen, lassen nicht die mindeste Ungewißheit über die schreckliche Wahrheit übrig. Und damit ich nicht bei ungewissen und allgemeinen Eindrücken stehen bleibe, die sich in der Erfahrung eines Jeden anders gestalten mögen, will ich mich lieber an die sittliche Statistik der Hauptstadt halten. Im Jahre 1828 — das Verhältniß hat sich seitdem nicht wesentlich verändert — wurden 29,806 Kinder in Paris geboren; davon waren 10,392 uneheliche und von diesen unglücklichen Kleinen wurden 8,084 von ihren Eltern dem herzlosen Unterhalt öffentlicher Fürsorge überlassen. [Nach dem kürzlich erschienenen Jahresbericht wurden im Jahre 1833 geboren 13,927 Knaben und 13,533 Mädchen, zusammen 27,460 Kinder, darunter 9,347 uneheliche; 7,938 Paare wurden

getraut.] Man verweile bei dieser Thatsache, daß von je drei zu Paris geborenen Kindern eins wenigstens der Sorgfalt beraubt ist, welche die Heilighaltung des Ehebandes sichert; man erinnere sich, welcher kleine Theil der bestehenden Sittenlosigkeit hiedurch enthüllt wird, so erschrecklich die Sache auch ist, und man wird auf den Höhen, von welchen man Gomorrha übersieht, zu stehen und am Himmel das Dunkeln und Leuchten des herannahenden Ungewitters zu erblicken glauben.

Hier erwarte ich aber einen Einwand, welcher zwar auf keinen Fall, wenn er auch richtig wäre, diese Thatsachen umstoßen, aber doch den Eindruck schwächen könnte. Man möchte sagen, ist nicht der sittliche Zustand Londons eben so traurig? Daß die Masse des Lasters in London wahrhaft beklagenswerth sey und die thätigsten Anstrengungen aller Christen Londons aufrufe, kann nicht geläugnet werden. Aber wenn es auf eine Vergleichung ankommt, so wird ein wenig Beobachtung deutlich zeigen, daß Paris unbestritten den traurigen Vorzug davonträgt. Ich will mich nicht auf die Frage über das Spiel und die Unzucht einlassen, weil eine unpartheiische Vergleichung beider Städte statistische Nachweisungen, die mir nicht zu Gebote stehen, verlangt; ich beschränke mich auf den Sabbathbruch, die fruchtbare Quelle alles Lasters, und muß dabei Punkte anführen, von welchen einige nothwendig auf jede andere Art Unsittlichkeit Bezug haben; und wenn gezeigt werden kann, daß Paris am ersten Tag der Woche schlimmer ist als London, so wird kein Christ zweifeln, daß es auch von den sechs übrigen Tagen gilt. Man kann mir einwenden: sieh an die Menschenhaufen, die sich in Londons Umgebungen am Sabbath drängen, und sage, ob Paris ein unangenehmeres Schauspiel bieten kann. Dagegen muß ich aber erwiedern, daß der sonntägliche Anblick unserer Hauptstadt, so betrübt er ist, durchaus nicht in Vergleich gestellt werden kann mit der sittlichen Entwürdigung, die in Paris statt findet. Der schlagendste Beweis würde die eigene Anschauung beider Städte seyn, und da diesen nicht Jeder haben kann, so muß man sich mit der Aussage unverdächtiger Zeugen begnügen. Wenn ein einziger anständiger und einsichtsvoller Reisender versichert, daß der Sabbath in beiden Städten gleich gehalten werde, so will ich meine Sache verloren geben. Zwei Erwägungen mögen indeß für den hinreichen, der die Fremde nicht selbst gesehen hat.

Die eine ist die Bestätigung der Sabbathsverachtung zu Paris durch Maaßregeln der Stadtbehörden und der Regierung. Im August 1833 fanden am Sabbath auf dem Marsfelde Pferderennen statt. Die Maaßregeln zur Erhaltung der Ordnung waren von der Polizei getroffen und an den Mauern angeschlagen. Die Sonntage im August und September sind dazu bestimmt, die prächtigen Wasserwerke in den Parken zu Versailles und St. Cloud auf Königl. Befehl zur Ergötzung von Paris und der Umgegend springen zu lassen. Auch die Ansetzung der Feste zur Julifeier von Seiten der Regierung bietet dasselbe dunkle Gemälde von Pariser Sabbathschänderei dar. Den 28. Juli war Sonntag und der zweite Tag des Festes. Folgender Auszug ist aus dem officiellen Festbericht entnommen: „Zweiter Tag. Am 28. wird die Statue Napoleon's auf der Säule des Vendômeplatzes



in Gegenwart Sr. Majestät eingeweiht werden. Die Säule wird mit Blumengewinden und dreifarbigen Wimpeln geschmückt seyn. Am Fuße dieses unsterblichen Denkmals werden die Nationalgarde und die Linientruppen, nachdem sie die Revue vor dem Könige passirt sind, vorüberziehen. Abends wird die Säule und das Bild erleuchtet seyn. Den Tag über wird das Schiff (ein zum Fest erbauter Dreidecker auf der Seine) mit Flaggen reich geziert seyn und Abends von einer Flotille mit Artillerie und Feuerwerk angegriffen werden. Das Gefecht wird mit einer großen Darstellung von Feuerwerken endigen, deren verschiedene Abtheilungen die ganze Länge des Wasserbeckens zwischen Pont Royal und Pont de la Concorde einnehmen werden. An demselben Abend werden gegen fünfhundert Musiker auf einem Orchester im Tuilleriengarten unter Leitung des Herrn Habeneck Musikstücke aufführen." Dieses von der Regierung bekannt gemachte Programm wurde am Tage des Herrn pünktlich ausgeführt. Ganz Paris, König und Hof an der Spitze, gleich den Schaaren auf der Ebene Dura, die sich vor dem goldenen Bilde des Assyrischen Herrschers niederwarfen, brachte seine Huldigung der Bildsäule des Kaisers auf dem Vendômeplatz dar, trunken von enthusiastischen Erinnerungen vergangenen Kriegsruhms. An diesem Sabbath war Napoleon die Gottheit und Frankreich betete zu seinen Füßen an. Wird man nun zugeben müssen, daß heut zu Tage die Regierungen gewissermaßen den moralischen Ausdruck des Volkes, das sie regieren, wiedergeben, so enthüllt die officielle Bestimmung dieser entsetzlichen Sabbathsschändungen mit Donnerstimme die vorherrschende Gesinnung des Pariser Volkes. Will etwa Jemand behaupten, daß nach dem gegenwärtigen Stand der Religiosität solche Dinge hätten in London unter Auctorität der Brittischen Regierung geschehen können?

Der andere Punkt ist der Mangel der sittlichen Gegengewichte in der Französischen Hauptstadt, die sich in der Brittischen finden. In London gibt es Hunderte von Kirchen und Kapellen, worin evangelische Unterweisung ertheilt wird, und Tausende von Sonntagsschullehrern und Traktatvertheilern, welche den Haufen des Lasters eine feste Schlachtordnung entgegensetzen. In Paris ist es nicht so. Ohne Zweifel sind auch da wahre Christen unter der Masse der Katholiken verborgen, aber die Zahl derjenigen, welche innerhalb der Römischen Kirchenmauern entweder der Sinnlichkeit oder dem Pharisäismus entrinnen, muß nach den Gesetzen der menschlichen Natur sehr klein seyn. Abgesehen von diesen gibt es in ganz Paris außer zwei Französisch-Protestantischen Kirchen und einer Lutherischen, in welchen man abwechselnd evangelische und unevangelische Predigt hören kann, nur sechs Französische Predigtorte derjenigen neuen Klasse Protestanten, welche die Geldhülfe von Seiten des Staates verwerfen und unter welchen vorzugsweise das Feuer des lebendigen Christenthums brennt. Die Versammlungen in den Betsälen übersteigen gegenwärtig kaum 1,500 Personen, und wenn gleich der Bestand und besonders die allmählige Zunahme dieser Christengemeinden höchst erfreuliche Thatsachen sind, so ist doch ihre Zahl im Vergleich mit unseren Londoner Gotteshäusern unbedeutend. Wenn die Christen Londons ein Heer sind,

so sind die Christen zu Paris eine Handvoll. Wir können den Strom aufhalten; sie können bloß ihre Stellung darin behaupten. Der sittliche Anblick beider Städte ergibt daher keine Gleichstellung, sondern einen Contrast.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(England.) Nicht alle Geistlichen der Episkopalkirche standen auf der Seite des freundlich gegen die Kirche gesinnten Peelschen Ministeriums. Die religiösen Zeitschriften der Dissenter theilen mit großem Wohlgefallen eine Rede mit, welche ein hochstehender Geistlicher der Staatskirche, Thomas Gisborne, Prebendar von Durham, bei Gelegenheit der Parlamentswahlen gehalten hat. Er erklärte sich darin als einen entschiedenen Gegner des neuen Ministeriums, machte die Versprechungen desselben lächerlich und verwarf die begehrte billige Probe. „Was verlangen wir Reformer?“ sagte er. „Nicht Reformen der Zerstörung, sondern Reformen der Beschützung und Befestigung. (Beifall.) Wir verlangen, daß solche Reformen in allen Zweigen der Verfassung, wo sie als nothwendig nachgewiesen werden können, mit Mäßigung und Nüchternheit erwogen werden. Wir verlangen Reformen um der Erhaltung (conservation) willen.“ Die Rede ist uns deshalb wichtig, weil wir daraus erfahren, wie weit ein also gesinnter Geistlicher in der Kirchenreform gehen will. „Viele sind gegenwärtig, welche die Fragen, die sich auf städtische Einrichtungen, auf bürgerliche Gesetze und Handelsinteressen beziehen, besser als ich verstehen; aber von einem Gegenstande kann ich sagen, daß er Reform bedarf, — ich meine unsere kirchlichen Einrichtungen. (Hört! hört!) Wir hören bisweilen die Behauptung, daß sie eine Reform nicht nöthig haben. Ich wünsche mich gegen die Annahme zu verwahren, als wolle ich diejenigen Grundsätze vertheidigen, welche der obersten Gesetzgebung des Reiches — dem König, den Lords und den Gemeinen, bei welchen alle Gewalt concentrirt und niedergelegt ist — die Macht absprechen, von Zeit zu Zeit jede öffentliche Anstalt, besonders die Zeitlichkeiten solcher Anstalten, einer Untersuchung zu unterwerfen, je nachdem es die allgemeine Wohlfahrt erfordert. (Beifall.) Solche Grundsätze vertheidigen, heißt das Bestehen eines Staates im Staate, unbeschränkt von jeder gesetzlichen Autorität, vertheidigen. Ich lasse hier bei Seite die Frage der Kirchensteuern und dergleichen, die ich auf billiger Grundlage erledigt sehen möchte, so daß keinem unserer Mitbürger gerechte Ursache zum Aergerniß bliebe. Ich wünsche nicht, daß die Einkünfte der Englischen Kirche irgendwie vermindert oder anderweitig verwendet werden, weil ich, so groß auch die Ungleichheit in der Vertheilung ist, besonders unter dem verdienstvollen und schlechtbedachten Theil der Geistlichkeit, welcher bei weitem die Mehrzahl ausmacht, den Pfarrgeistlichen des Landes, doch die Einkünfte der Englischen Kirche nicht für größer halte, als daß sie dieser Klasse bei billiger Vertheilung eine bessere Lage verschaffen und zur Versorgung derjenigen Gegenden des Königreichs, welche jetzt noch von christlichem Unterricht nach der Form der Staatskirche entblößt sind, dienen können. Aber einer starken Verbesserung des Zustandes der kirchlichen Einkünfte und einer Verwendung des größeren Theils derselben für die Klasse, welche man mit Recht „„die arbeitende Geistlichkeit““ (the working clergy) nennt, bin ich entschieden zugeneigt, und hoffe, daß eine solche Verbesserung unverzüglich eintritt. Dies ist für die Laien selbst äußerst wichtig; man sollte nicht vergessen, daß die Laien die große Masse der Kirchenglieder ausmachen; die Zahl der Laien im Vergleich mit der Geistlichkeit verhält sich wie mehrere hundert zu einem,



und das ewige Heil jedes einzelnen Laien ist ihm eben so wichtig, wie das irgend eines Geistlichen. Eine so reichliche Reform, als es nach meiner Überzeugung in der Kirche und in anderen Einrichtungen bedarf, kann schwerlich von einer widerstrebenden Verwaltung, die sich auf noch reformwidrigere Verbündete stützt, erwartet werden.“

(Sumatra. Ermordung zweier Missionare.) Die politischen Zeitungen haben zum Theil mit starken Entstellungen das traurige Ende zweier Amerikanischer Missionare, Samuel Munson und Heinrich Lyman erzählt. Wir entnehmen einen genaueren Bericht über den Tod der beiden Märtyrer dem Boston Recorder und dem New York Observer.

Munson und Lyman wurden von der vereinigten Nordamerikanischen Missionsgesellschaft nach den Sunda-Inseln geschickt, um die Zugänglichkeit ihrer wilden Völkerstämme zu erforschen und wo möglich den Battas, im Norden der Insel Sumatra, das Evangelium zu verkündigen. Die jungen Männer übernahmen mit Vertrauen auf Gott den schwierigen Auftrag. Die Gesinnung des einen, Lyman's, geht aus einem Briefe hervor, den er sechs Wochen vor seinem Ende an die Seinigen schrieb: Ich kann versichern, daß ich nie einen so stillen Frieden genoß, als seitdem ich Amerika, und selbst seit ich meine geliebte Frau verlassen habe. (Die Frauen der Missionare waren zu Batavia geblieben.) Es ist wahr, daß ich Schmerzen empfunden habe; die Entfernung von meinem Vaterlande und dann die Trennung von meiner Gattin waren mir bitter; aber ich würde gern dasselbe wieder erdulden, wenn es mit den nämlichen göttlichen Tröstungen begleitet wäre. Ich sage dies, um zu zeigen, daß ein ruhiger Aufenthalt in Neu-England mit allen seinen Freuden hienieden nicht allein glücklich macht. Einige Freunde meinten, ich stürze mich bei der Annahme des Missionsberufes freiwillig in's Unglück; ich konnte ihnen nicht begreiflich machen, daß Dornenbetten durch den Segen des Herrn ein süßes Rubekissen werden. Jetzt kann ich aus Erfahrung sprechen. Ja, Neu-England bietet viel dar, was den Menschen beglückt; aber das wahre Glück besteht darin nicht; es ist im Herzen des Menschen, in dem Menschen selbst. Er kann in Neu-England ganz unglücklich und jenes unter Wilden völlig glücklich seyn. Und wie findet der Missionar dieses Glück? Der Herr erfüllt die Verheißung an ihm: Siehe ich will bei euch seyn bis an der Welt Ende. In unserer kleinen, von Malaien, sehr mittelmäßigen Seeleuten, geführten Barke; in unserer engen, auf dem Schiffsboden aus Matten gebauten Kajüte, wo wir nicht aufrecht stehen können; unter unseren Koffern, die uns bald zu Schreibpulten, bald zu Bettstellen dienen, wo wir unseren Reis von einer Matte am Boden essen, bin ich glücklich, und bin sogar nie so glücklich gewesen, als etwa in der ersten Zeit meiner Bekehrung. Warum mühen sich doch so Viele allein mit Aufhäufung irdischer Güter ab, als wenn alles Glück darin bestünde; als wenn Gott nicht die Qual und das Gift unseres Lebens daraus machen könnte; als wenn er nicht im Stande wäre, denen, die seinen Geboten folgen, Freude zu geben und ihre scheinbaren Aufopferungen in süße Segnungen zu verwandeln! Wahrlich der Christ legt sich kein wirkliches Opfer auf, wenn er Christo nachfolgt, eben so wenig als der Sünder, wenn er die Welt verläßt, um die Schätze des Himmels zu erlangen. Er erhält hundertmal mehr als er gibt, wenn nicht hienieden, doch sicherlich im zukünftigen Erbtheil. O hätte ich eine Stimme, die zu den Ohren aller Christen dränge, ich würde ihnen unabläßig zurufen: Lebt für Christum! Weihet euch Christo ganz und gar! und meine Stimme sollte nicht verklingen, bis sie durch die Gnade Gottes einen tiefen Eindruck auf die Herzen der Christen gemacht und bis sie ihr

eitles Vertrauen auf die irdischen Dinge aufgegeben hätten, um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen. Ich würde ihnen nicht sagen: ich befinde mich besser als ihr; sondern: hier ist der bessere Weg; wir wollen mit einander darauf wandeln. Man muß nicht grade sein Vaterland und sein Haus verlassen, aber man muß stets mit ernstem Verlangen nach der Wahrheit beten: Herr, was soll ich jetzt thun? Leite und führe mich so, daß ich für die ewigen Dinge und zur Ehre deines heiligen Namens wirke." Diese Seele war bereitet und ihr Haus war bestellt.

Die beiden Missionare verließen Batavia am 7. April v. J. Sie besuchten die Inseln Batu und Nias und landeten dann zu Tappanuli, einer Holländischen Niederlassung im Nordwesten der Insel Sumatra. Hier trafen sie ihre Anstalten zur Reise in das Land der Battas. Man suchte sie davon abzuhalten, und stellte ihnen vor, es sey ein Menschenfresservolk, welches das Leben keines Fremden achte. Aber die Missionare hielten das Beispiel der Sir Stamford Raffles und anderer Europäer entgegen, welche ohne Unfall zu diesen Stämmen durchgedrungen waren; ihre Mission sey eine Sendung des Friedens, ihre Absichten von der Liebe eingeflößt, und sie hätten sich vor Gewaltthätigkeiten nicht zu fürchten; sie vertrauten übrigens auf Gott und wüßten, daß ohne seinen Willen kein Haar von ihrem Haupte fallen würde. Am Abend vor ihrer Abreise schrieben sie an einen Sekretär der Amerikanischen Missionsgesellschaft: „Wir haben unsere Vorbereitungen zur Reise bis an den großen See (Toba), der mitten im Gebiet der Battas liegt, und zur Rückreise auf einem anderen Wege getroffen. Der hiesige Postmeister ist selbst unter ihnen gewesen und meint, daß unsere Reise einen Monat dauern werde. Alle Zeugnisse stimmen überein, daß der Weg, um der hohen Gebirge und großen Wälder willen, höchst beschwerlich sey. Bis jetzt hat der Herr uns über Erwarten gesegnet. Wir hoffen, daß das Comité und die Kirchen Amerikas Alles, was in ihren Kräften steht, thun werden, diese Anfänge zu unterstützen und Arbeiter in die Erndte zu senden. Das Werk, welches uns aufgetragen ward, ist mit Schwierigkeiten besät; es ist mühsam, für Leib und Seele angreifend. Aber wir arbeiten mit Freuden und bedürfen nur eins, daß nämlich unser Glaube nicht schwach werde."

Den 23. Juni machten sie sich auf den Weg. Was ferner vorging hat ein treuer und frommer Diener der Missionare, Namens Sijan, erzählt. So wie sie weiter vordrangen, wurde der Weg beschwerlicher. Sie mußten Schluchten überschreiten, Felsen bis zur Spitze erklimmen, durch ungeheure Forste wandern. Nur am Ende jeder Tagereise trafen sie etwas, was einem Dorfe ähnlich war. Wenn sie angekommen waren, wurden sie sogleich von einer Menge Eingeborener, Männer, Weiber und Kinder, umringt, die nicht die mindeste Scheu zeigten, sondern sich den Reisenden keck näherten und sie vom Kopfe bis zu Fuß mit der lästigsten Neugierde untersuchten. Am 28. Juni (einen Samstag Nachmittags) langten sie vor einer Art kleiner Festung an, welche von Männern mit Schießgewehr, Lanzen ꝛc. besetzt war. Einige hundert Schritt davon hielten sie, und der Dolmetscher, welcher die Missionare begleitete, erbot sich zu den Wilden zu gehen und sich mit ihnen zu unterreden. Aber alsbald drangen zweihundert Männer aus der Burg und näherten sich in verschiedenen Richtungen, um die Reisenden zu umzingeln. Die Lastträger der Missionare ergriffen die Flucht, mit ihnen der Dolmetscher. Die Battas stürzten mit furchtbarem Geschrei vorwärts und schwangen



ihre Waffen. Die Missionare baten sie zu warten, bis sie ihnen einige Erläuterungen gegeben haben würden; ihr Diener Sijan lief, um den Dolmetscher zu suchen, mußte aber zurückkehren, ohne ihn gefunden zu haben. Er war nur noch wenige Schritte von den Missionaren, als er einen Flintenschuß hörte; in demselben Augenblicke fiel Herr Lyman; die Battas stießen ein wildes Geschrei aus, welches man von der Burg aus erwiederte, und fielen über Herrn Munson her, der von einem Lanzenstoß durchbohrt wurde. Ein Diener, der eine von Herrn Munson ihm geschenkte Jacke trug, war das dritte Opfer; er hatte sich zu retten versucht, aber ein Schlag mit der Streitaxt streckte ihn auf der Flucht nieder. Sijan gelang es zu entrinnen und nach Tappanuli zurückzukommen.

Die Leichname der Missionare sollen von den Wilden verzehrt worden seyn; man erzählt sogar, daß einer der beiden, an einen Baum gebunden, seinen Gefährten habe tödten und auffressen sehen, ehe ihn das gleiche Schicksal traf. Aber diese Berichte stützen sich nicht auf glaubwürdige Zeugnisse. Entschieden wahr ist nur der Tod Lyman's und Munson's, alles Andere muß mit Vorsicht betrachtet werden. „Durch dies Ereigniß," sagt der Boston Recorder, „will der Herr ohne Zweifel den Glauben, die Standhaftigkeit und den Muth der Kirche prüfen. Es ist eine neue und weit schallendere Aufforderung als die, welche vorher an uns gerichtet worden sind. Selten sind in neueren Zeiten die Missionare Gewaltthätigkeiten ausgesetzt und noch seltener ist einer ermordet worden. Etwas Ungewöhnliches hat sich also ereignet. Möge es ein Anlaß zur Demüthigung und zum Gebete für uns werden, aber nicht ein Beweggrund der Furcht oder der Entmuthigung! Der Herr wird aus der Verwirrung Ordnung, Licht aus der Finsterniß, Gutes aus dem Wösen hervorgehen lassen, und das Blut dieser Märtyrer wird auf irgend eine Weise die Saat der Kirche für Ostasien werden."

---

(China.) Ein Brief des Missionars Gützlaff aus Canton vom 1. Juli v. J. gibt die neueste Nachricht über seine außerordentliche Thätigkeit und seine Plane: „Ich habe eine Abhandlung über die Trinität, und eine geographische Skizze von Großbritannien verfaßt und eine allgemeine Beschreibung des Chinesischen Reiches, deren erster Band vielleicht noch vor Schluß dieses Jahres zu London gedruckt werden wird, begonnen. Mehrere meiner christlichen Traktate sind schon zu Tausenden von Exemplaren vertheilt. Jetzt habe ich im Sinn, eine biblische Geschichte und eine Abhandlung über den Glauben in Chinesischer Sprache zu schreiben. Ich stehe im Begriff, nach der Provinz Fo-kien abzureisen, und werde meine Reise unter dem Segen des Herrn die Küste entlang bis Shanghay und Nanking ausdehnen. O daß ich nicht im Stande bin, diese Myriaden menschlicher Wesen zu unterrichten und dies Werk mit Eifer fortzusetzen, bis China mit der Erkenntniß des Herrn erfüllt ist! Gott sey Dank! mein Wirkungskreis vergrößert sich täglich und ich beschäftige gegenwärtig mehr als zwanzig Drucker. Aber ich fürchte, daß es mir bald an Mitteln fehle. Tag und Nacht bemühe ich mich, mir einen klassischen Styl anzueignen und elegant zu schreiben, um die Aufmerksamkeit der Chinesischen Gelehrten zu erregen. — Wo werde ich seyn, wenn Sie diese Zeilen lesen? Ich reise im Vertrauen auf die Kraft meines Gottes und nehme viele Bücher und Arzeneien mit mir."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 6. Mai. № 36.

## Paris und London nach ihrer sittlichen Erscheinung verglichen von einem Engländer.

(Schluß.)

Wir dürfen uns demnach ohne Besorgniß des Irrthums den schmerzlichen Bewegungen, die ein Blick auf die Pariser Irreligiosität, Spielwuth und Unzucht in uns hervorgebracht hat, überlassen. Und wer kann eine solche Masse von Jammer unbewegt überschauen? Wer kann das Elend, welches die Sünde stets in dem Übertreter hervorruft, in allen Formen der Unruhe, des Selbstbetrugs und der Gewissensbisse betrachten, und das Unglück, das sie über alle Stufen der Gesellschaft führt, ohne über eine Million vernünftiger Wesen zu weinen, die eine Beute ihrer zerfressenden Kraft und ein Kanal ihres Giftes sind? Aber das Sittliche hat seiner Natur nach nicht bloß auf die Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft Beziehung. Wer kann nun, wenn er dies bedenkt, durch die schönen Kirchhöfe von Paris wandeln, oder in die Gewölbe seines Pantheons treten, ohne bei der Aussicht auf die Seelenangst, welche dem Schall der Posaune des Erzengels folgen muß, zu schaudern? Wie Viele, deren Asche jetzt unter prachtvollen Denkmälern, überschattet von dunkeln Cypressen und zierlichen Akazien, ruht, werden dann zu ewiger Beschämung jener falschen Weisheit erwachen, die jetzt mit der Feierlichkeit eines Orakels ihren Spruch verkündigt: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf!" Wie Viele von denen, deren Gebeine jetzt in dem glänzenden Tempel ruhen, welchen das dankbare Frankreich seinen ruhmvollen Kindern geweiht hat, werden dann in ihre ganze sittliche Kleinheit zusammenfahren und von den grimmigen Verwünschungen der Millionen, welche jetzt ihre Namen vergöttern, überfluthet werden!

Wenn eine solche Vorstellung der gegenwärtigen und zukünftigen Folgen der Gottlosigkeit sich auf Paris beschränkte, so müßte sie schon tief ergreifend seyn. Aber wenn ihr den ungeheuern Einfluß dieser Stadt auf ganz Frankreich erwägt, so ist der Gedanke wahrhaft entsetzlich. Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß die Gewalt, die Paris über das ganze Land ausübt, durchaus unbeschränkt ist. Diese Oberherrschaft, ein Ergebniß der in der Hauptstadt concentrirten Regierungsgewalt und des Geistes der Pariser Zeitungen, hat sich in jeder Umwälzung, welche seit vierzig Jahren die Millionen Frankreichs beunruhigte, erwiesen. Die Republik, das Kaiserthum, die beschränkte Monarchie haben nach einander die Hauptstadt unterjocht und die Provinzen als leichte Beute verschlungen. Der theilweise Widerstand einiger Departemente war immer nur vorübergehend, und die nächste politische Veränderung in diesem wandelbaren Lande wird wahrscheinlich einen neuen Erweis dieser bewährten Beobachtung bringen. Der geistige und sittliche Einfluß der Hauptstadt auf die Provinzen ist nicht minder gewiß als ihr politischer. Dies kommt daher, daß Paris nicht allein das Centrum der bürgerlichen Macht, sondern auch der Wohnsitz der Wissenschaft und Litteratur ist. In dieser Hinsicht ist ihm London nicht gleichzustellen. Orford, Cambridge und die nördlichen Universitäten theilen sich in den geistigen Einfluß der Hauptstadt und halten auch in gewisser Art seiner politischen Macht das Gegengewicht. Aber Paris enthält die Universitäten, die Bibliotheken, die Akademie von Frankreich. Dahin strömt die Jugend des Volkes, tränkt sich beim Studium der Rechte, der Medicin oder der allgemeinen Wissenschaften mit Pariser Litteratur und Sitten, und verbreitet, nachdem sie ihre akademische Zeit vollendet hat, das sittliche Gift durch das Land. Es erhellt daraus, daß Paris das Gehirn und Herz des Landes ist. Die Pariser Million beherrscht die dreißig Millionen Frankreichs. Wer also auf die Hauptstadt einen Eindruck zu machen weiß, der wird Gutes oder Böses, eine philosophische oder eine politische Lehre, Deismus oder Christenthum vom Kanal bis zum Mittelmeer und von Calais bis zu den Pyrenäen verbreiten. Dieser Einfluß, wie die Brittische Geschichte deutlich zeigt, erstirbt nicht an den Gränzen des Reiches. Dampfschiffe und Druckpressen geben den Antrieb weiter; und wenn es wahr ist, daß der Lärm der Barrikaden den Brittischen Löwen aufscheuchte, so ist es eben so wahr, daß Pariser Sitten den Ton des Brittischen Adels bestimmen, und daß Pariser Unglaube, zur Vergeltung für unsere früheren Freigeister, das Herz des Brittischen Handwerkers vergiftet. Ganz Europa steht unter ähnlichem Einfluß und eine sittliche Umwandlung von Paris würde sicherlich schnell bis zu den Antipoden empfunden werden. Dies ist die Stadt, deren Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit des Denkenden Herz zerreißt und die Langmuth des Ewigen selbst herausfordert!

Wo wird das Heilmittel zu finden seyn? Sicherlich nicht in politischen Umwälzungen. Die Träume der Demokratie und des Despotismus in dem letzten halben Jahrhundert sind nicht in Erfüllung gegangen. Frankreich ist sittlich betrachtet unter jeder wechselnden Herrschaft dasselbe gewesen, oder vielmehr, jede neue Regierungsform hat zu den Übeln der älteren noch etwas hinzugefügt. Die Reiche des Unglaubens, des Krieges und des Aberglaubens haben nur dazu gedient, die Menschen zu verschlechtern. Der Strom ist durch manche Gegenden geflossen, aber da er aus jedem Boden Verunreinigung geholt hat, so wallen seine Wogen noch immer ungestüm und dunkel dahin. Auch aus dem bloßen Verhängniß göttlicher Gerichte können wir die Hoffnung heilsamer Veränderung nicht schöpfen. Wenn Züchtigungen hätten bessern können, so müßte Paris jetzt ein

Wunder von Reinheit seyn. Der Platz, wo einst die unersättliche Guillotine stand, die öffentlichen, von den Kugeln des Juli narbigen Gebäude, die Gräber der von der unbarmherzigen Cholera hingerafften Opfer — diese alle seyen Zeugen. Gott hat den Parisern „Blut zu trinken" gegeben; aber sie haben sich „nicht bekehrt, ihm die Ehre zu geben." Aber Bildung, sagt ihr, wird der sittlichen Pest Einhalt thun. Dagegen spricht eine höchst betrübende, aber sehr lehrreiche Thatsache. Diejenigen Französischen Departemente, wo der Unterricht am meisten blüht, sind zwar weniger roh, aber die sittenlosesten; in ihnen hat kaltblütige Schurkerei und herzlose Lasterhaftigkeit ihre Spitze erreicht. Hierüber lassen sorgfältig abgefaßte officielle Urkunden keinen Zweifel. Und so lange der Schulunterricht in Frankreich bloß in Lesen- und Schreibenlernen besteht und dann die Schüler entlassen werden, um auf dem verführerischen und gefährlichen Gebiet der Volksschriften umherzuschweifen, was kann man Anderes erwarten? So verwerflich die Wirkungen des Papstthums und der Unwissenheit sind, so ist dadurch, daß man Bildung und Unglauben an die Stelle setzt, doch noch nichts gewonnen.

Das Evangelium, dessen Wahrheiten zur Reinigung der Welt bestimmt sind, ist das einzige Heilmittel. Für Christen bedarf es hiefür keines Beweises; es fragt sich nur, wie diese Wahrheiten auf die leichteste Weise ausgesäet werden können? Wir antworten, unter der jetzigen Regierung auf jede durch Erfahrung wirksam befundene Weise. Man kann unter Beobachtung gewisser polizeilicher Anordnungen Traktate vertheilen, Bibeln verkaufen, Schulen errichten oder Kapellen erbauen. Brittische Christen! ihr könnt Alles thun, was ihr im Herzen traget, — Alles, was euch vom Herrn befohlen ist. Werdet ihr euch matt finden lassen in Entschlüssen oder Opfern? Sehet die Ermunterungen an, welche euch den Moment benutzen heißen. Ohne bei der politischen Duldung aller Confessionen, welche große Leichtigkeit für alle Bestrebungen in Paris gewährt, und bei der Bereitwilligkeit des jetzigen Ministeriums, die Aussaat der Schriftlehre zu begünstigen, verweilen zu wollen, betrachtet die Vortheile, welche aus der weit verbreiteten Bildung und aus dem neuen Gesetz über den Elementarunterricht hervorgehen. Wir haben schon gesehen, daß die Fähigkeit, schlechte Bücher zu lesen, einen gebildeten Menschen schlechter macht, als ein Unwissender ist. Aber der Gebildete besitzt auch die Fähigkeit, gute Bücher zu lesen. Diese Fähigkeit nun besitzt ein sehr großer Theil der Pariser; Paris ist in der That eine Stadt von Lesern. Die allgemeine Theilnahme an der Politik macht auch die untersten Klassen begierig nach dem Lesen der Zeitungen; wenn man durch die Straßen geht, kann man nicht nur diese, sondern auch andere Schriften in den Händen der Lastträger, Wasserführer und Obstweiber sehen. Ihr habt also in Paris nicht, wie in einem wilden Lande, eine geschriebene und gedruckte Sprache zu schaffen und Barbaren die Lesekunst beizubringen; sondern die Bildung reicht Werkzeuge zum Gebrauch des Christenthums dar. Die Leser Voltaire's werden, wenn die Englischen Christen ihre Pflicht erfüllen, Leser der Bibel werden. — Auch das Entstehen der Französisch-Katholischen Kirche, getrennt von der Römisch-Katholischen, ist nicht unwichtig. Man wird sich erinnern, daß zur Zeit der letzten Revolution sich eine beträchtliche Anzahl Priester von der herrschenden Kirche Frankreichs absonderte. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Mehrzahl derselben allein durch politische Gründe geleitet wurde. Indessen das Schisma besteht. Man findet zwei Kirchen der ersten Absonderung in Paris, in welchen socinianische Lehren unter dem Gewande des Papstthums verkündigt werden. *) Eine andere Kirche hat sich von diesen wieder getrennt und bekennt, am orthodoxen Glauben der Römischen Kirche festzuhalten, jedoch ihre Freiheit von bischöflicher und päpstlicher Herrschaft zu behaupten. Ob unter dieser Klasse viel ächte Frömmigkeit zu finden sey, kann ich nicht sagen. Ein Blick auf ihr Glaubensbekenntniß und ihren Gottesdienst möchte wohl zu dem Schlusse führen, daß diese Sekte viel mehr von politischem als religiösem Geiste beseelt ist. Sie bekennen zur Grundlage ihrer Lehre den Satz zu machen: „Volksstimme ist Gottesstimme." Auf dieser für eine Religion hinreichend schwankenden Grundlage errichten sie ein Gebäude, welches die Gleichheit der Geistlichen, die Ordination der Priester durch Priester, die Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden, den Gebrauch der Französischen Sprache beim Gottesdienst, die Annahme liberaler politischer Grundsätze durch die Geistlichkeit, die Abschaffung des Kirchenbannes und der Kirchenstrafen, die Freistellung der Ohrenbeichte, vollständige Freiheit in Fasten und Enthaltsamkeit, die Priesterehe, den Unterhalt der Priester durch freiwillige Beisteuer, Einfachheit beim Gottesdienste und die Umgestaltung der Liturgie in sich schließt. Ihre Reden, die von einigen hundert Zuhörern besucht wurden, hatten auf dem Kirchenzettel folgende Themen: „Ueber die Untrüglichkeit der Päpste und der im Kirchenrath versammelten Bischöfe;" — „Wider das göttliche Recht der Könige;" — „Für die Priesterehe;" — „Leichenrede auf Napoleon den Zweiten." Diese Proben von dem Bekenntniß und Gottesdienst der Französisch-Katholischen Kirche bringen auf den Gedanken, daß der Wunsch eines Theils der Priester, sich den Volksbewegungen des Tages anzubequemen, mehr als die Sorge für Reinheit der Religion, die Hauptquelle dieses Reformationsversuches gewesen ist. Indessen mag er doch das Gute haben, daß er durch Trennung der Religion von der Knechtschaft unter Rom und durch seine Angriffe auf die päpstlichen Anmaßungen die Aufmerksamkeit der Pariser auf religiöse Gegenstände zieht, da gewiß Viele unter ihnen unruhig und unbefriedigt sind, weil ihnen der Glaube fehlt, und demnach geneigt sind, jede Lehre, welche diesen Mangel zu ersetzen verspricht, zu untersuchen.

Aber wir können nicht bloß von einer lesekundigen Bevölkerung, die theilweise zu religiösem Nachdenken veranlaßt ist, sprechen, sondern auch von einer Stadt, wo die evangelische Wahrheit in voller Thätigkeit steht. Das Evangelium wird in den sechs erwähnten Kapellen gläubig gepredigt von Predigern, die vom Staate nicht besoldet sind; manche dieser Versamm-

*) Vgl. über die inzwischen geschehene Auflösung derselben im vorigen Jahrgang S. 135.

lungen sind in stetem Anwachs; eine Kirche entschiedener Christen wenigstens ist vorhanden; Etliche aus vornehmen Ständen sogar zieren und verbreiten die Wahrheit; über 700 Kinder, die nicht zu den Schulen der Protestantischen Staatskirchen gehören, erhalten täglich solchen Unterricht, der auf christlichen Grundsätzen ruht; Traktate sind weit verbreitet; Bibeln und Testamente werden öffentlich verkauft, religiöse Zeitschriften gedruckt; auf diese Weise dringt lebendiges Christenthum selbst in die verdorbene Masse der Pariser ein. Die Schwierigkeiten des Anfangs sind überwunden; nun steht es bei euch, ihr Brittischen Christen, ob der Fortgang matt oder kräftig seyn soll; ob die Kirche Christi in Frankreich eine „kleine Heerde" bleiben, oder vor dem erstaunten und erschrockenen Europa aufleuchten soll „hell wie die Sonne, schön wie der Mond, und schrecklich wie Heerschaaren."

## Nachrichten.

(Holland.) Im Oktoberhefte des vor. Jahrg. ist über den Bekenntnißstreit, der seit einigen Monaten in Holland geführt wird, ausführliche Nachricht ertheilt worden. Es läßt sich aus dem dort Bemerkten leicht abnehmen, daß diese hochgestiegene Spannung der Gemüther leicht zu dem heftigsten Zusammentreffen führen konnte, und dies wieder von Seiten derjenigen, die die Macht und das Ansehen in Händen haben, zu willkührlichen oder harten Maaßregeln; auf der anderen Seite aber bei der Gegenpartei zu engerer Verbindung, gegenseitiger Unterstützung und Lostrennung. Wie weit dies hier wirklich der Fall gewesen ist, wird man aus den Nachrichten, welche wir hier mittheilen wollen, hinreichend ersehen können.

Einige Zeit nach seiner Suspension gab de Cock eine Schrift eines seiner Landsleute heraus, mit einer lobpreisenden Vorrede, welche einen gewaltigen Angriff auf die in der Reformirten Kirche eingeführten „evangelischen Gesänge" enthielt. Darin wurden alle möglichen Irrthümer und Ketzereien aufgespürt, und die Sammlung zuletzt genannt: „ein zusammengestoppelter Alkoran, worin die Wahrheit, welche zu wissen zur Seligkeit nothwendig ist, aus Blindheit oder Treulosigkeit verschwiegen wird," und ferner noch: „eine Sammlung von 192 sirenischen Minneliedern, um die Reformirten singend von ihrer seligmachenden Lehre abzuführen und eine falsche und Lügenlehre einzuführen." In Folge dessen wurde das Singen dieser Lieder erklärt „für streitend wider Gottes Wort, für ein Gelärm, welches zu unterlassen am besten und gottgefälligsten sey." Wegen der Herausgabe dieses Schriftchens wurde die Suspension von de Cock durch die Provinzial-Kirchenbehörde von Gröningen in eine gänzliche Absetzung verwandelt.

Unterdessen hatte die allgemeine reformirte Synode dieses Jahres (1834), von allen Seiten angegangen und aufgefordert, ihre Ansicht über die Bedeutung des Unterzeichnungs-Formulars von 1816, ob es nämlich in dem Sinne von quia oder von quatenus zu nehmen, offen abzugeben, hierüber keinen Beschluß fassen können. Es waren wohl einzelne Mitglieder, welche eine Erklärung im Sinne von quia wünschten; doch andere (worunter besonders der Präsident Donker-Curtius) waren stark dagegen, und man beschloß also endlich, folgenden Brief Namens der Synode an jeden der Prediger ihrer Kirche zu schreiben:

„Gravenhaag den 16. Juli 1834.

Die allgemeine Synode der Reformirten Kirche im Königreiche der Niederlande, veranlaßt durch den gegenwärtigen Zustand verschiedener Gemeinden, und erfüllend die Pflicht, die ihr durch Art. 21. des allgemeinen Reglements für das Regiment der Reformirten Kirche in diesem



Königreiche auferlegt wird, daß sie für die allgemeinen Angelegenheiten der Reformirten Kirche sorge, wendet sich mit dieser Ansprache an alle Prediger und Gemeinden in der vaterländischen Kirche.

Sie fühlt sich gedrungen, alle Prediger und besonders die jüngeren unter ihnen liebreich aufzufordern und brüderlich zu ermahnen, daß sie sich in ihrer öffentlichen und Privatunterweisung mit Bedacht alles desjenigen enthalten, was die Reinheit ihres Bekenntnisses und ihrer Predigt des Evangeliums irgend verdächtig machen könnte, oder selbst Veranlassung geben, daß diese Predigt, und deshalb auch der ganze Verein der reformirten Prediger durch Unverständige verkannt und verachtet, und durch Böswillige verlästert werde.

Zu gleicher Zeit ermahnet sie alle höheren und niederen Kirchenbehörden und macht ihnen zur Pflicht, daß sie mit verdoppelter Aufmerksamkeit wachen, sowohl auf der einen Seite auf das Betragen der Lehrer, als auch auf der anderen Seite auf alle Umtriebe unruhiger und geheimer Aufrührer oder öffentlicher Ankläger ohne hinreichenden Grund; damit der Mißverstand der letzteren durch bedachtsame Unterweisung und ernstliche und liebreiche Ermahnungen unter Gottes Segen beseitigt, und der Muthwille und die Lästersucht der Erstgenannten durch zeitige und angemessene Anwendung der Kirchenzucht nach vorhergegangener brüderlicher Ermahnung bezähmt, und wo möglich aus unserer Mitte entfernt werde.

Der Herr der Kirche befestige alle Lehrer und Gemeinden in unserem allerheiligsten Glauben, und bewahre in der Niederländischen Reformirten Kirche den Geist der Liebe und des Friedens! Er selbst heilige uns in der Wahrheit, sein Wort ist die Wahrheit.

Die allgemeine Synode.

gez. Donker-Curtius, Präsident. Dermout, Sekretär."

Diese Maaßregel that, wie alle halbe Maaßregeln, Niemanden Genüge. Bei einem völligen Latitudinarismus, bemerkte man, weiß man eigentlich nicht, was Reinheit des Bekenntnisses und der Predigt des Evangeliums, was allerheiligster Glaube bedeute; und der Brief, indem er auf dieser Seite nichts feststellt, war also allein gegen diejenigen gerichtet, die den Unglauben und die Neologie, womit die Kirche befleckt ist, mit mehr oder minder reinen Absichten, auf mehr oder minder regelrechte Weise bestritten. Unter denen, welche hierüber laut klagten, verdient zuerst ein alter frommer Prediger im Gröninger Land genannt zu werden, N. Engels zu Nieuwolda, der, obgleich er sich auf's Stärkste gegen die sogenannten Separatisten seiner Provinz erklärte, nichts desto weniger auf unzweideutige Weise seinen Unwillen über das Verfahren der Synode zu erkennen gab. Er that dies in einer Schrift: „Wahrheit und Glaube." Auch der bekannte achtungswerthe Prediger le Roy wies in einigen kleinen Schriftchen die gefährlichen Folgen nach, welche aus der Verwerfung der Bekenntnißschriften hervorgehen müßten, mit der eine gänzliche Auflösung der Kirche verbunden sey. Viel schärfer und heftiger wurde dies nachgewiesen durch den kräftigen Scholte, einem jungen Prediger an einer kleinen Gemeinde der Provinz Nord-Brabant. Er las den Brief öffentlich von der Kanzel herab vor und geißelte ihn in scharfen Ausdrücken. Auch er hatte seit einiger Zeit die Gesangbücher aus seiner Kirche verbannt, und seine ihm sehr ergebene Gemeinde war mit allen seinen Handlungen einverstanden. Sehr bald wurde er dann auch in mannichfache Unannehmlichkeiten mit den Kirchenbehörden seiner Provinz verwickelt, und die Erbitterung zwischen ihm und seinen Amtsgenossen stieg von Tage zu Tage.

Um diese Zeit fand Scholte Gelegenheit, sich nach Utrum zu begeben und sich mit dem gleichgesinnten, damals abgesetzten de Cock mehrfach zu besprechen. Man verbot ihm hier die Kanzel, aber Scholte hielt sich durch dieses Verbot nicht für gebunden, bestieg die Kanzel, pre-

digte und taufte. Danach hielt er noch eine Rede vor Tausenden von Menschen auf offenem Felde über Hebr. 10, 19—22., worin er die kirchlichen Behörden heftig geißelte, und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß man eine so verderbte Kirche, wie die jetzige Niederländisch-Reformirte, verlassen müsse. Hierauf unterzeichnete ein ansehnlicher Theil der Ulrumschen Gemeinde, de Cock an der Spitze, den sie für nicht abgesetzt erklärten, eine Akte des Ausscheidens aus der bestehenden Kirche, und sandte sie an die betreffenden Kirchenbehörden ein, woraus wir den folgenden Abschnitt als charakteristisch mittheilen.

„Wir unterzeichnete Leiter und Glieder der Reformirten Gemeinde Christi zu Ulrum erkannten seit geraumer Zeit das Verderben der Niederländischen Reformirten Kirche sowohl in der Verstümmelung und Verläugnung der Lehre unserer Väter, gegründet auf Gottes Wort, als auch in der Verschlechterung der Austheilung der heiligen Sakramente nach der Verordnung Christi in seinem Worte, und in der beinah gänzlichen Abstellung der Kirchenzucht, welche Stücke allein nach unserem reformirten Bekenntniß Art. 29. Merkmale der wahren Kirche sind. Wir hatten durch Gottes Gnade endlich einen Prediger erhalten, der uns nach dem Worte Gottes die lautere Lehre unserer Väter verkündete, und dieselbe sowohl im Besonderen, als auch im Allgemeinen anwandte. Dadurch wurde die Gemeinde mehr und mehr erweckt, sich in Bekenntniß und Wandel nach der Nichtschnur des Glaubens und des heiligen Wortes Gottes zu richten, Gal. 6, 16., Phil. 3, 16.; und auch sich zu entfernen von dem Dienste Gottes nach Menschensatzungen, weil Gottes Wort sagt, daß dieser vergeblich ist, Matth. 5, 9.; und zugleich wachsam zu seyn gegen die Entheiligung der Zeichen und Siegel von Gottes ewigem Gnadenbunde. Hiedurch lebte die Gemeinde in Ruhe und Frieden. Doch diese Ruhe und dieser Frieden wurden gestört durch die höchst unrechtmäßige und höchst ungöttliche Absetzung unseres allgemein geachteten und geliebten Hirten und Lehrers in Folge seines öffentlichen Zeugnisses gegen die falsche Lehre und gegen den verunreinigten öffentlichen Gottesdienst. Still und ruhig hat sich die Gemeinde bis hieher mit ihrem Lehrer gehalten; verschiedene höchst billige Vorstellungen wurden gethan, sowohl durch unseren Hirten und Lehrer, als auch durch die übrigen Leiter der Gemeinde; mehrere Male wurde Untersuchung und Urtheil auf Grund von Gottes Wort verlangt; doch alles vergebens. Die Klasse, die Provinzial-Synode und die General-Synode haben dies höchst billige Gesuch abgeschlagen und im Gegentheil Neue und Leid verlangt ohne Nachweisung eines Vergehens aus Gottes heiligem Worte, und unbedingte Unterwerfung unter die Synodalbestimmungen, ohne Nachweisung, daß dieselben auf Gottes Wort in Allem gegründet sind. Dadurch nun hat das Niederländische Kirchenregiment sich gleich gestellt der von unseren Vätern verworfenen päpstlichen Kirche." — —

„Alles dies zusammengenommen zeigt mehr als deutlich, daß die Niederländische Reformirte Kirche nicht die wahre, sondern die falsche Kirche ist, nach Gottes Wort und Art. 29. unseres Bekenntnisses. Deshalb erklären die Unterzeichneten hiedurch, daß sie, nach der Obliegenheit aller Gläubigen, Art. 28., sich lostrennen von denjenigen, die nicht zur Kirche gehören, und also keine Gemeinschaft mehr haben wollen mit der Niederländischen Reformirten Kirche, bis daß diese zurückkehre zu dem wahrhaftigen Dienste des Herrn." U. s. w., u. s. w.

Diese Akte wurde gedruckt zugleich mit einer Ansprache und Aufforderung an die Gläubigen und wahren Reformirten in Niederland, wodurch Alle, die noch an der Synode von Dortrecht festhielten, aufgerufen wurden, sich in Gemeinschaft mit der Ulrumschen Gemeinde von der bestehenden Kirche loszutrennen.

Scholte, von Ulrum nach seiner Gemeinde in Nord-Brabant zurückgekehrt, wurde wegen dieses Handels seines Amtes entsetzt, und sandte, ohne noch seine völlige Absetzung abzuwarten, sogleich eine Trennungs-Akte an die kirchliche Behörde ein, welche also lautete:



„Wir Unterzeichnete, Mitglieder der reformirten Gemeinde zu Doveren Genderen und Ganseyen, haben vernommen, daß die Klassikal-Behörde von Heusden unseren Hirten und Lehrer abgesetzt hat, weil er in der Gemeinde von Ulrum predigte, taufte und eine gottesdienstliche Anrede an die versammelte Menge unter freiem Himmel hielt. Da dies alles auf Gottes Wort gegründete und durch Gottes Wort den Hirten und Lehrern anbefohlene Verrichtungen sind, so kann die Gemeinde in dieser That der Klassikal-Behörde nichts Anderes erblicken, als eine Überordnung menschlicher Bestimmungen über Gottes Wort; grade wie dies geschah in der Zeit der Reformation durch die päpstlichen kirchlichen Obrigkeiten, in den Tagen Jesu und der Apostel durch die Pharisäer und Schriftgelehrten, und in den Tagen des Alten Testaments durch die Gegner des wahrhaftigen Gottesdienstes. Und deshalb erklären wir hiedurch, daß wir nicht länger unter solch einem Regiment leben wollen, auch nicht in kirchlicher Gemeinschaft bleiben mit solchen, die sich ihm unterwerfen. Uns haltend an Gottes Wort und an die damit in allen Stücken übereinstimmenden Bekenntnisse, sondern wir uns als reformirte Gemeinde von ihnen ab. Wir werden uns beim öffentlichen Gottesdienste richten nach der alten kirchlichen Liturgie, und unsere von Gott berufene Leiter und Ältesten sollen sich in Ausübung ihres Amtes für die Gegenwart halten an die Kirchenordnung der Synode von Dortrecht, gehalten im Jahre 1618 und 19." (Folgen die Unterschriften.)

Die Regierung hat dieser Gemeinde sowohl, wie der zu Ulrum das Gesuch um ihre Kirchen und Kirchengüter durchaus abgeschlagen, und für beide Stellen ist ein neuer Prediger und Kirchenrath ernannt worden. Bis jetzt ist auch noch keine Erlaubniß, eine besondere vom Staate anerkannte Kirchengemeinschaft oder Sekte auszumachen, ertheilt worden.

Es liegt außerhalb unseres Bereiches, von den bürgerlichen Verfolgungen zu reden, die über verschiedene von diesen Personen verhängt worden, da wir diese Sache allein von kirchlicher Seite betrachten. Das aber liegt nach unserer Ansicht vor Augen, daß diese Lostrennungen durchaus unbedachtsam und unrechtmäßig sind. In einem früheren Aufsatze dieser K. Z. (über die Russische Kirche, im letzten Februarheft) werden die nachtheiligen Folgen einer solchen kirchlichen Trennung sowohl für die neugebildete Parthei als auch für die bestehende dargelegt. Und dies ist in allen Fällen wahr, wie viel mehr denn, wenn der Austritt nicht gezwungen, sondern freiwillig und sogar ohne genugsamen Grund statt findet. Das Beispiel von le Roy und Engels zeigt, daß man bis heute selbst nicht verhindert wird, öffentlich gegen die Gebrechen der Kirche zu zeugen, und die Predigt so vieler getreuen Lehrer, als sich noch in der Kirche befinden, zeigt, daß die Verkündung Christi noch ihren freien Lauf hat.

Seit dieser Zeit sind zahllose kleine Büchlein und Schriftchen, geeignet, den Separatismus zu befördern, besonders im Gröningerland und Friesland, ausgebreitet worden; und diese bleiben gewiß nicht ohne Einfluß, besonders da, wie Jemand sehr richtig kürzlich bemerkte, die Nothwendigkeit einer Lostrennung bei vielen Gläubigen ein Zusatzartikel des Glaubens zu seyn scheint, und da das Beispiel der „hergestellten" Lutherischen Gemeinde vor aller Augen ist. Unterdessen nimmt die Freidenkerei auf der anderen Seite furchtbar zu, so daß sie an den rohesten Deutschen Rationalismus erinnert und die Kirche sich ganz zu desorganisiren scheint. Viel wird abhängen von der bevorstehenden Synode dieses Jahres, worauf Vieler Augen gerichtet sind, und über deren Maaßregeln wir in der Folge zu berichten gedenken.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 9. Mai. № 37.

## Über Möhler's Symbolik.

### Zweiter Artikel. Evangelische und katholische Anthropologie.

#### II. Vom Stande der Sünde.

Wenn, wie wir gesehen, die göttliche Ebenbildlichkeit als anerschaffene Gerechtigkeit die Normalbeschaffenheit des ursprünglichen Menschen war, so ergibt sich aus diesem Begriffe des status institutus auf dem Wege der Negation so einfach als strikt der Begriff des status destitutus, oder des Standes der Schuld und Sünde. Daß dieser Stand aus dem Urstande nicht durch eine fortschreitende Entwickelung hervorgegangen, sondern durch ein thatsächliches Abbrechen desselben entstanden ist, dies wird durch den Fall des Menschen bezeichnet. Der Fall war ein Abfall des Menschen von Gott durch eine That des Ungehorsams, welche, durch eine äußere Versuchung veranlaßt, in einer Verselbstigung seines Willens gegen den göttlichen bestand, die sofort eintrat, als sein Geist sich vom Worte Gottes abwandte und der Versuchung zu einer falschen autonomischen Gottähnlichkeit sich hingab. Es ist nur zu natürlich, daß jener Fall um so tiefer war, je höher der Mensch stand. Die erste Sünde, verübt am Heiligthume Gottes, und das Schuldverhältniß gegen Gott, welches daraus entstand, mußte eine um so größere Revolution in der Natur des Menschen hervorbringen, je sünd- und schuldloser und friedensreicher sie zuvor war. Der Friede und die Freude in Gott wich dem Unfrieden und der Angst; die zutrauliche, kindliche Liebe schwand vor der abwendenden knechtischen Furcht. Die heilige Liebesgemeinschaft mit Gott, dem Quell aller Güte und Güter, war der positive Inhalt der ursprünglichen Gerechtigkeit und Gottähnlichkeit; die Entzweiung der Sünde, die eben so gegen Gott, wie Gott gegen sie ist, hob sie auf. Der Stand der Sünde bestand also erstlich in der Negation jenes positiven Inhalts oder in dem Defekt der göttlichen Liebe. So wie aber die ursprüngliche Gerechtigkeit zugleich mit der positiven auch eine negative Seite hatte, nämlich die unschuldige Reinheit vom Bösen, so hat die Sündhaftigkeit mit der negativen Seite auch eine positive, nämlich die Concupiscenz oder den Affekt der Selbstsucht. Mit dem Schwinden der Liebe Gottes, welche, die ganze Natur des Menschen heiligend, alle Triebe und Vermögen derselben mitbestimmte und in ihrem rechten, der göttlichen Ordnung gemäßen Ebenmaaß erhielt, erhob sich die natürliche Selbstliebe über ihr Maaß und wurde Selbstsucht, die nun anstatt der göttlichen Liebe vom Mittelpunkt der Seele aus auf alle Kräfte des menschlichen Wesens influirte und sie alle durch die ungöttliche Richtung in Disharmonie, Unordnung, Un- und Übermaaß brachte. Keineswegs war dies bloß bei den sinnlichen, zum Körper gehörenden oder ihm verwandten Trieben der Fall, sondern eben so sehr oder mehr noch in den höheren Thätigkeiten der Seele, in denen mit dem Bewußtseyn Gottes vorzugsweise das göttliche Ebenbild sich abbildet, in der Vernunft, die nun, dem göttlichen Denken entfremdet, eigengerechte Meinungen dichtet, in dem Willen, der, vom Zuge der Selbstsucht beherrscht, der göttlichen Freiheit ermangelt und bei aller Willkühr in der Wahl seiner Gegenstände, doch in allen, auch in den guten, stets das Seine sucht.*) Es ist gegen jene einseitige und oberflächliche Moral, welche das Gute in der Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die reine Vernunft und den freien Willen setzt, besonders wichtig, die geistige Natur desselben festzuhalten.

An die Stelle der ursprünglichen Gerechtigkeit und Integrität der menschlichen Natur war also eo ipso Ungerechtigkeit, Abnormität oder Sünde getreten, gleichwie der Verlust der Gesundheit nicht eine Indifferenz, sondern eo ipso Krankheit zur Folge hat, oder vielmehr selbst schon Krankheit ist, non est privatio pura sed habitus corruptus, Apol. S. 55. So wie die normale Gesundheit des Lebens der natürlichste und glücklichste Zustand desselben ist, so war auch jene ursprüngliche Integrität des ganzen unsterblichen Menschen eben so der natürlichste wie der seligste Zustand desselben, und der Verlust desselben mußte daher eine unselige Corruption und Depravation seines ganzen Wesens zur Folge haben, worin die Züge des göttlichen Ebenbildes bis zur Unkenntlichkeit verwischt waren. Daher wird mit Recht gesagt, daß es durch den Fall verloren worden, und doch auch mit gleichem Rechte, daß es ihm geblieben ist. Es ist ihm eben weil es der Normalstand seines Wesens ist, unauslöschlich als Norm und Bestimmung, als Gesetz seines Wesens geblieben, dessen er sich in seinem Gewissen bewußt ist, ohne ihm gemäß zu seyn. Vor dem Falle war das Bewußtseyn des Sollens und Seyns im Menschen, oder des Gesetzes und seiner Natur identisch, denn er war in lege und der Idee, der Norm des göttlichen Ebenbildes ganz adäquat. Nun aber trägt er ein entzweites Bewußtseyn in sich, das moralische, welches ihn stets anklagt (lex semper accusat), und das natürliche seiner ungerechten Wirklichkeit. In dieser Entzweiung mit sich und Gott liegt der Schmerz und zehrende Unfriede der Sünde, so wie

*) Nos igitur recte expressimus utrumque in descriptione peccati originis, videlicet defectus illos, item habere concupiscentiam, quae carnalia quaerit contra verbum Dei, hoc est, quaerit non solum voluptates corporis, sed etiam sapientiam et justitiam carnalem et confidit his bonis contemnens Deum. Apol. S. 55. Conc. Form. De pecc. orig. S. 640. §. 11.

der Schmerz der Krankheit eben darin besteht, daß sie der auch dem erkrankten Körper inhärirenden Norm der Gesundheit widerstrebt. Darum ist eben die Unseligkeit und Zerrissenheit der sündenkranken menschlichen Natur der stärkste Beweis ihrer fortwährenden Normalbestimmung zum Heil in Gott und also zur Heilung und Heiligung; die Religion ist ihr geblieben; aber es ist nicht mehr die Religion des Friedens und der Liebe, sondern die der Furcht und ängstlichen Sehnsucht nach Versöhnung und Ausgleichung des Gegensatzes, welche auf alle Weise gesucht, aber ohne das Evangelium nicht gefunden wird.

Wenn also die menschliche Natur durch den Abfall von Gott defektiv und affektiv in einen habitus corruptus verfallen ist, so ist nichts Reines, nichts Sündloses mehr an ihr, sondern in allen ihren vom rechten Centro abgekommenen Vermögen ist theils ein Zuwenig, theils ein Zuviel, was nicht seyn sollte. Nicht die natürliche Substanz ist eine andere geworden, sondern die religiöse Qualität; kein integrirendes Element der Natur, kein Glied, kein Theil, kein Vermögen derselben ist hinweg- und kein anderes hinzugekommen, sondern nur die Gerechtigkeit, die rectitudo, die rechte Harmonie und Richtung ist mit ihrer Verselbstigung verschwunden; alle ihre Bestrebungen, selbst die, von sich aus, aus ihrem Eignen sich mit Gott zu versöhnen, sind selbstisch; nicht das menschliche Wesen der Vermögen an und für sich, nicht Denken, Wollen, Fühlen ist Sünde, sondern die Ungöttlichkeit und Unlauterkeit desselben,*) so wie Jemand in allen seinen Gliedern schwer erkrankt seyn kann, ohne daß darum die Glieder selbst etwas Böses wären. Auch im Stande der Sünde ist der Mensch eine Kreatur Gottes, und so weit er dies ist, gut;**) soweit er aber von seinem Gesetz abgewichen, bös. Das Böse ist eben darum so böse, weil es am Guten, eine Corruption des Guten, nicht aber eine für sich bestehende Substanz ist, so wie nicht das an sich Nichtswürdige und Armselige, sondern nur das Hohe, Große, Mächtige in seinem Mißbrauche verderblich ist. Der Mensch ist, wie Pascal so schön sagt, ein entthronter Königssehn, der darum so tief gesunken, weil er so hoch geboren ist.

Er kann sich nicht aus eigener Macht wieder erheben, obwohl ihm die Erhebung ein stetes Bedürfniß ist, dem er, zwar oft nicht ohne Bettelstolz, aber stets vergeblich, zu genügen sucht. Eben weil er nicht halb, sondern ganz gefallen und gesunken ist, fehlt ihm, da alles in ihm wieder gehoben werden muß, das πού στῶ des hebenden Hebels; die Vernunft und der Wille, die selbst von ihrer Verstrickung in die Selbstsucht erlöst werden müssen, können nicht selbst erlösen. Der aus ihr selbst irreparable Schaden der Natur pflanzt sich also in ihr selbst fort. Die Fortpflanzung der menschlichen Natur ist nichts Anderes, als die stete Reproduktion derselben aus ihr selbst, wodurch sie ihr Daseyn in den Geschlechtern und Individuen concret ausbreitend fortsetzt oder forterbt. Die ersten Menschen waren der Inbegriff der Menschheit, der Stamm, woraus alle Zweige und Blätter derselben erwachsen sind; so wie alle Menschen implicite in Adam waren, so ist er umgekehrt explicite in allen; es gibt nur zwei Urmenschen, Adam und Christus, beide so individuell als universell; die natürliche Geburt pflanzt die Ungerechtigkeit des ersten, die Wiedergeburt die Gerechtigkeit des zweiten in uns fort, Röm. 5, 12 ff. So wie die Norm des göttlichen Ebenbildes im Gewissen dem Menschen erblich angeboren ist — denn das Gewissen ist nichts durch Erziehung oder Beispiel in uns Gemachtes — so auch die Abweichung von demselben oder die Sünde, zwar nicht als actus personae, wohl aber als habitus naturae, als peccatum originale im Gegensatz der justitia originalis. Die ganze entzweite Natur pflanzt sich fort. So wie ferner unsere ganze Natur, obwohl eine erblich empfangene, doch mit der Entwickelung des Bewußtseyns oder der Persönlichkeit immer mehr unsere eigene und eigenthümliche wird, so kommt auch die Erbsünde immer mehr als unsere eigene innerste Sünde zum Bewußtseyn und zur Zurechnung, je mehr die Willkühr sie in wirkliche Sünden ausbrechen läßt und dadurch rückwirkend ihre Macht vermehrt.

Das erbliche Verderben des menschlichen Geschlechts, stets durch wirkliche Sünden genährt, steigerte sich im Laufe der Zeiten und verdunkelte, wie eine langwierige, gleichsam zur anderen Natur*) gewordene Krankheit, immer mehr das reine Bewußtseyn des Normalzustandes. Das Gewissen selbst, oder das in's Herz geschriebene Gesetz, eben weil es in das Herz, dieses bald trotzige, bald verzagte Ding, geschrieben ist, conformirt sich mehr und mehr dem Menschen, statt ihn sich. Weil der Mensch den Gegensatz gegen Gott nicht ertragen und sich nicht selbst wieder zu ihm erheben kann, so zieht er Gott zu sich herab und bildet ihn nach seinem Bilde statt umgekehrt. Dies ist die fühlbare Wurzel der mannichfaltigsten Abgötterei, Röm. 1, 21 ff. Den falschen Frieden der Abgötterei und Unwissenheit zu vernichten, den Sünder in sein wahres Verhältniß zum wahren Gott zu stellen, ihn dadurch zur rechten schmerzlichen Erkenntniß seiner Sünde und seines Zwiespalts mit Gott zu bringen, Röm. 7, 7 ff., und eben dadurch seine Wiedervereinigung mit ihm einzuleiten, dazu war es nothwendig, das Gesetz aus der füsamen Subjektivität des natürlichen Gewissens heraus dem Menschen in erneuter heiliger Offenbarung objektiv gegenüber zu stellen als Canon seiner Ungerechtigkeit. Dies ist geschehen in der heiligen

*) Lex naturam nostram non eam ob causam damnat, quod homines simus a Deo creati, sed ea de causa, quod peccatores et mali simus.

**) Naturam non esse malam, id in loco dictum non reprehendimus, sed non recte detorquetur ad extenuandum peccatum originis, Apol. S. 58. Discernendum est inter naturam ipsam, *quae per se bona et a Deo est*, et inter vitium, quo natura per peccatum Adae depravatum est, Chemnitz. Exam. Concil. Trident. P. 1. loc. 3. sect. 1. §. 9.

*) Das Wort Natur hat in der symbolischen Sprache eine doppelte Bedeutung, indem es sowohl die Substanz, das Wesen, als auch die proprietas aut conditio alicujus rei bezeichnet, s. Conc. Form. S. 650., ein Unterschied, den Möhler übersehen hat, wenn er der evangelischen Lehre vorwirft, daß nach ihr durch die Erbsünde die Substanz des Menschen verändert werde.

Schrift. Das Wort Gottes, gegeben in der Schrift und vollkommen erfüllt in Christo, ist demnach bei der Trüglichkeit eines jeden subjektiven das allein untrügliche, objektive Richtmaaß aller ἀνομία des Menschen, aller Sünde und Erbsünde, die es als das in seiner Natur, was nicht von Gott, sondern wider ihn ist, ihr als ihre Schuld zurechnet; denn durch das Gesetz geschieht die Zurechnung, Röm. 5, 13. Nicht bloß, was gegen besseres Wissen und Gewissen des Subjekts der freie Wille thut, ist Sünde — denn dieses subjektive Wissen und Gewissen kann sehr ungewiß und schlecht seyn — sondern quaevis absentia conformitatis cum lege divina (ἀνομία, 1 Joh. 3, 4.), sive sit affectus, sive defectus, sive commissio, sive omissio, peccatum est, und hindert als Abnormität den Normalzustand des Menschen und eben damit sein Heil. Das Gesetz als Norm des menschlichen Lebens begleitet es stetig auf allen den Stufen seiner Entwickelung, die es selbst als die göttliche Ordnung der menschlichen Natur gesetzt; es mengt sie nicht ineinander, es heischt nicht vom Kinde die Normalstufe des Erwachsenen, sondern nur, daß es als Kind vollkommen, so wie von dem Jüngling und Mann, daß sie als solche vollkommen, d. h. dem Gesetze conform oder gerecht seyen. Diese Vollkommenheit ist keine unendliche, maaßlose Anforderung, sondern sie ist die Erfüllung jenes einen höchsten Gebotes der selbstverläugnenden Liebe Gottes von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüthe, oder das Leben in der Liebe Gottes. Dies ist es aber eben, was dem natürlichen sündhaften Menschen gebricht, in welchem vielmehr die Selbstsucht das vorwaltende Princip ist, entwickelt beim Erwachsenen, unentwickelt beim unentwickelten Kinde, mit dem sie dergestalt emporwächst, daß ohne die Gnade keine Liebe Gottes sich entfaltet, ja nicht entfalten kann, weil die Selbstsucht das Gegentheil derselben ist. Das Gesetz und die Natur, ursprünglich eins, sind nicht als Gottes Ordnungen in einem unausgleichbarem Mißverhältniß, sondern die Sünde, die sie getrennt und die Natur verdorben hat, setzt sie in jenen unauflöslichen Widerstreit, den nur die erlösende und heiligende Gnade versöhnen und aufheben kann, Röm. 7, 12 ff. Ohne sie ist alles Seyn, Fühlen, Denken und Wollen des Menschen vor dem Gesetze Gottes, wenn es auch äußerlich in der Erscheinung der That seinen Anforderungen entspricht, dennoch innerlich mangelhaft, ungerecht, sündlich und zwar eben in so weit, als es vom Gesetze abweicht.

Die Willensthätigkeit ist das Resultat des ganzen geistigen Zustandes des Menschen, die Spitze, in der sich das innere Leben zusammennimmt und wollend aus seiner Subjektivität zur Objektivität des Gewollten sich erschließt und entschließt zur Energie der Handlung. Ist sie der Schluß, der Entschluß, der aus den Prämissen des Gedankens und der Gesinnung hervorgeht, so kann sie eben darum nicht der Anfang, nicht das Princip des geistigen Lebens seyn; nicht wie der Mensch will, so ist er, sondern wie er ist, so will er; der gute Mensch hat einen guten, der schlechte einen schlechten Willen, Matth. 7, 16 ff. Das liberum arbitrium des Menschen besteht in seiner Selbstbestimmung, wonach er unabhängig ist von fremder Nöthigung oder heterogenem Zwange; aber diese Selbstbestimmung geht nicht über das Selbst und seine Beschaffenheit hinaus; es bestimmt sich, wie es ist. Dabei hat es zwar eine mannichfache Wahlfreiheit nach Außen unter den Gegenständen seines Wollens, aber seinen Zustand, sich selbst anders zu machen, als es ist, vermag es nicht; denn der Wille ist nicht eine abstrakte Macht über dem Subjekte, sondern die concrete des Subjektes selbst. Der ursprüngliche Mensch war gut und darum war auch sein Wille gut und frei, weil er eben nur durch seine eigene Güte bestimmt war, die mit der göttlichen harmonirend ihm göttliche Freiheit gab, wobei er zugleich äußere Wahlfreiheit unter den Gegenständen des Paradieses besaß. Sinken konnte er und fallen, dem Zuge des Versuchers nachgebend; aber nachdem er gefallen, sich selbst zu erheben ohne den Zug der Gnade, steht nicht in seiner Macht. Freilich bestimmt auch der Wille des unreinen Menschen fortwährend ungezwungen sich selbst, aber nach der Qualität des Geistes, dessen Kraft er ist, also unrein, dabei ist ihm die Wahlfreiheit äußerer Dinge geblieben, kraft deren er die Werke des Gesetzes thun oder lassen kann; aber das unreine Herz rein zu machen, das kann er nicht, weil er selbst erst sammt ihm gereinigt werden muß durch höhere Macht. Der Wille kann die Lebensquelle, woraus er entspringt, wovon er selbst lebt, nicht eigenmächtig umändern oder umbilden; er kann ihre Ausströmungen in seiner Thätigkeit hierhin leiten und dahin, nach der Seite des Rechts hin äußern oder des Unrechts; es wird sehr löblich seyn, wenn er das erstere thut; aber wenn nun auch das Objekt recht ist, so ist es darum doch noch nicht das Subjekt; vielmehr, ist der Mensch einmal gebrechlich geworden, so wird er auch hinken nicht nur auf schlechten, sondern auch auf guten Wegen, und sein Gehen auf letzteren wird ihn darum nicht heil machen; er wird, er gehe wo er wolle, doch nicht wandeln können, wie er soll, bevor er geheilt ist.

(Fortsetzung folgt.)



## Warnung, den Andrang zum Studium der Theologie betreffend.

(Aus dem Westphälischen Anzeiger.)

Es wäre eine gar liebliche Erscheinung unserer Zeit, wenn der gegenwärtig so große Andrang zum Studium der Theologie bei allen Jünglingen aus freudiger Begeisterung für Gott und sein heiliges Wort, für das Reich Christi und die theuersten Güter der Menschheit hervorginge. Allein eine solche dem Herzen wohlthuende Voraussetzung kann wohl nicht als eine allgemein geltende angesehen werden, und es ist zu fürchten, daß wohl Mancher sich ohne inneren Beruf und höheren Drang für die Theologie bestimmt, weil er vermeint, im Predigtamt werde ihm am schnellsten und sichersten Ehre und Brod zu Theil. Was aber die Ehre anbelangt, die ist in unseren Tagen für den geistlichen Stand eben nicht sehr glänzend und lockend mehr, wenigstens nicht derartig, daß das Herz absonderlich danach lüstern werden könnte, und das mag auch wohl recht gut seyn, — und was das Brod angeht, da könnten sich ihrer Viele gar sehr

verrechnen, wenn sie vermeinen, dasselbige bei der Theologie im Überfluß und auferdem noch gar bald zu erhalten. Wir haben der Pfarrstellen nicht viele, die besonders gut dotirt sind, und diejenigen, von denen man es vielleicht sagen könnte, werden in der Regel gar arg überschätzt. Die meisten nähren eine Familie nur mit genauer Noth, und nur eine weise Ökonomie, Mäßigung in allen Dingen kann den Mangel abwehren. Zur Verbesserung derselben ist wenig Aussicht vorhanden, manche verschlechtern sich bei den drückenden Zeitverhältnissen, und wo hört man noch wohl von Schenkungen und Vermächtnissen für dürftige Pfarrgehälter? Wer ein reichliches Auskommen sucht, der könnte sich vielleicht schmerzlich getäuscht finden, wenn er glaubte, im Predigtamte sich goldene Schätze sammeln zu können.

Nicht minder ist aber auch bei den jetzigen Zeitverhältnissen nur eine kümmerliche Aussicht vorhanden, daß der junge Theologe so rasch, wie seine Wünsche es begehren, vom Candidaten zum Prediger befördert werde. Die Zahl der Candidaten wächst auf eine fast unbegreifliche, und man kann sagen, gar nicht wünschenswerthe Weise. Im Synodalbereich der Grafschaft Mark waren im Jahre 1830 nur 28 Candidaten, und zu Anfang des Monats Oktober im gegenwärtigen Jahre belief sie sich auf 74, also auf 46 mehr. Der vakanten Stellen waren neun, nämlich zu Lippstadt, Soest, Drechen, Bausenhagen, Herne, Bladenhorst, Wetter, Herdicke und Schwerte. Wenn nun alle diese Vakanzen mit Candidaten unseres Ministerii besetzt werden, so bleiben noch 65 übrig, für welche, wenigstens jetzt, keine Stelle und keine Aussicht vorhanden ist. Außerdem haben sich schon wieder mehrere von der Universität zurückgekehrte Theologen zum ersten Examen gemeldet, andere befinden sich noch auf den Hochschulen, und dem Vernehmen nach sind auf den Gymnasien noch viele, die gleichfalls Theologie studiren wollen.

Im Märkischen Synodalbereich gibt es nur 180 Pfarrstellen, und die Zahl der älteren Prediger, deren vorgerückte Jahre eine baldige Vakanz vermuthen ließe, ist verhältnißmäßig nur klein, so daß mithin die Mehrzahl der gegenwärtig vorhandenen Candidaten Jahrelang, vielleicht Jahrzehnte wird harren müssen, ehe sich nur einmal Aussicht zu einer Anstellung öffnet. In dem Rheinischen Synodalbezirk soll sich das Verhältniß in gleicher Weise herausstellen, und die Masse der Candidaten zu den vorhandenen Pfarrstellen und Vakanzen eben so ungünstig erscheinen.

Die Märkische Gesammt-Synode hat mich deshalb in ihrer letzten Sitzung beauftragt, dieses Mißverhältniß der Zahl der Candidaten zu den Pfarrstellen durch ein öffentliches Blatt zur allgemeinen Kunde zu bringen, und damit eine Warnung, sowohl für die auf den Gymnasien sich befindende Jugend, als auch für deren Eltern und Vormünder zu verbinden, sich nicht in der Voraussetzung, als ob man beim theologischen Studium noch



am schnellsten auf eine Anstellung zu hoffen habe, zu demselben zu bestimmen.

Die Synode glaubt etwas sehr Zeit- und Pflichtgemäßes zu thun, wenn sie eine solche öffentliche Warnung ergehen läßt und ist überzeugt, daß viele Eltern und Vormünder es ihr Dank wissen werden, ihre Kinder und Pflegebefohlenen von der Erwählung eines Berufes abgerathen zu haben, zu dem manche sich vielleicht sonst wohl ohne innere Bestimmung und nur in der trügerischen Hoffnung hinneigen möchten, in demselben noch am leichtesten den künftigen Lebensunterhalt gewinnen zu können.

Keineswegs beabsichtigt die Synode aber, solche Jünglinge vom theologischen Studium abzuhalten, die sich innerlich berufen, ja unwiderstehlich und überwältigend gedrungen fühlen, ihre Kräfte und ihr Leben dem Dienste des Evangeliums zu weihen. Wenn bei denselben der innere Drang auf Wahrheit und nicht auf einer so leicht vorkommenden Selbsttäuschung beruht, und wenn sie geistig befähigt sind, den Ansprüchen, welche die jetzige Zeit an das Pfarramt macht, genügen zu können, dann mögen sie sich nicht zurückschrecken lassen, sondern im freudigen Glauben an eine höhere Führung ihr Studium beginnen. Wen aber — wenn er vielleicht in einem geringeren Stande lebt — nur die Eitelkeit, im Pfarramte zu glänzen, oder die Voraussetzung, als Candidat an ein baldiges und reichliches Brod zu kommen, zum theologischen Studium veranlassen möchte, dem räth die Synode ernstlich, sich ein anderes Fach zu erwählen, weil eines Theils die Kirche von ihm doch keinen sonderlichen Segen zu erwarten hat, und er anderen Theils seine Hoffnungen auf eine betrübende Weise könnte getäuscht sehen.

Möchten insonderheit solche Eltern auf unsere warnende Stimme hören, die mit schwerem Kostenaufwand, mit Sorgen und Schuldenmachen eins ihrer Kinder, in Beeinträchtigung der übrigen, Theologie studiren lassen, und dafür die harte Erfahrung machen müssen, daß ihr Sohn über ein Jahrzehnt Candidat bleibt.

Schwelm, im December 1834.

Nonne,
Prediger in Schwelm und zeitlicher Präses der Märkischen Gesammt-Synode.

---

## Nachrichten.

(Belgien.) Wir vernehmen, daß die von den Vorstehern der Zuchthäuser so bereitwillig und freudig angenommenen 500 Exemplare Neue Testamente, welche die Brittische Bibelgesellschaft durch ihren Agenten, Herrn Cordes, den unglücklichen Bewohnern der Besserungsanstalten zukommen lassen wollte, noch nicht ausgetheilt worden sind, ja daß die Vorsteher sie wieder zurückgeben wollen, weil die katholische Geistlichkeit sich der Einführung des göttlichen Wortes unter den Züchtlingen mit aller Macht widersetze.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 13. Mai. № 38.

## Über Möhler's Symbolik.

(Fortsetzung.)

Möchte nie, wie allerdings zuerst auch von Melanchthon und Luther, und dann von Calvin immerfort geschehen ist, die in ein anderes und weiteres Gebiet hineingreifende metaphysische Lehre von der Freiheit oder Nothwendigkeit des Geschehenden mit der anthropologischen Frage nach dem Vermögen des sündhaften Menschen zum Guten vermengt worden seyn. Sie ist wesentlich davon verschieden, wie Melanchthon in den späteren Ausgaben der Loci ausdrücklich hervorhebt. Der Prädeterminismus führt alles Geschehende als nothwendig auf die göttliche Vorherbestimmung zurück, die sich mit gleicher Nothwendigkeit auf Alles, auf das Gute, Böse und Gleichgültige beziehen soll, und von der die Erlösung, die ja nicht als Auflösung göttlicher Ordnung angesehen werden darf, nicht befreien könnte. Die evangelische Anthropologie dagegen, den Menschen im Stande der Sünde nicht sowohl nach seinem natürlichen Verhältniß zur göttlichen Allmacht, als nach seinem sittlichen zum göttlichen Gesetz betrachtend, leitet das Unvermögen desselben zur geistlichen Gerechtigkeit aus der Ungerechtigkeit der Sünde ab, und läßt es durch die Erlösung gehoben werden. Die Frage, um die es sich hier handelt, ist also nicht die: hat der Mensch Selbstbestimmung und Wahlfreiheit oder nicht? Unsere symbolischen Bücher, die Lehre von der absoluten Nothwendigkeit alles Geschehenden zurückweisend (Conc. Form. S. 677.), schreiben sie ihm, übereinstimmend mit dem natürlichen Bewußtseyn, in einem weiten Gebiete zu. Es handelt sich hier vielmehr um diese bestimmte Frage: Kann der Sünder sich selbst entsündigen, oder vermag der sündhafte, der mit Sünde behaftete Mensch aus sich selbst etwas Sündloses, nicht mit Sünde Behaftetes zu wirken, was als causaler Anfang der Erlösung oder als natürliche Mitbewirkung derselben betrachtet werden könnte? Dies ist es, was unsere Symbole von der Augsburgischen Confession bis zur Concordienformel läugnen; der sündhafte Mensch kann nichts Sündloses, der unreine nichts Reines thun, bevor er gereinigt ist; homo ante conversionem in rebus spiritualibus non habet modum agendi aliquid, quod sit bonum et salutare, Conc. Form. S. 673.

Wer diesen Satz in Abrede stellt, der muß entweder behaupten, daß die Sünde nur einen Theil des natürlichen Menschen afficire, den anderen aber, womit er noch bona et salutaria wirken könne, unberührt gelassen habe, oder er muß gut und heilwirkend nennen, was diesen Namen nicht verdient. Die erstere Vorstellung, die gleichsam durch die Seele eine Barriere ziehen will, wie weit der Einfluß der Sünde in ihr gegangen sey und wie weit nicht, und in der unzertrennlichen Einheit des geistigen Wesens einen versehrten und einen unversehrten Theil annehmen will, ist so mechanisch, daß sie auch der Semipelagianismus nicht behaupten mag. Er meint vielmehr, daß auch mit den durch die Sünde geschwächten Kräften der Mensch doch einiges Gutes, wenn auch nur ein Minimum, wirken könne, weil die Freiheit nicht verloren sey. Wir läugnen gar nicht, quod libere aliquid agere vel omittere possit (Conc. Form. S. 661.); wir läugnen nicht, daß er Einiges, ja daß er Vieles aus eigener natürlicher Kraft wirken könne und daß unter diesem Vielen sowohl Schlechteres als Besseres sey. Concedimus libero arbitrio libertatem et facultatem externa legis opera efficiendi, Conc. Form. S. 665.; huic justitiae, quam ratio utcunque suis viribus efficere potest, et ad quam conservandam Deus dedit leges, litteras, doctrinam libenter tribuimus suas laudes; nullum enim majus bonum habet haec natura corrupta, Apol. S. 64. Wie könnten wir aber zugeben, daß dieses relativ Bessere gut oder gerecht sey vor Gott? Sehr bedeutsam hat in der Sprache schon das Wort gut keine gradus comparationis; so hat auch der reine Begriff desselben keine Grade, so wenig als der Begriff Gottes; ein minderer oder mindester Gott ist gar nicht Gott; so ist auch nur eine Linie zwischen den unzähligen krummen grad, nämlich die, welche ganz grad ist. Niemand ist gut, denn der einige Gott; die Kreatur ist es nur insofern, als sie in heiliger Gemeinschaft mit ihm steht, sie ist es nur in der reinen Liebe Gottes von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüthe, welche des Gesetzes Erfüllung ist. Was ist der Fall, was ist die Sünde anders als die Störung, die Trennung dieser Liebesgemeinschaft, wodurch die Kreatur in sich selbst versunken und nicht bloß weniger gut, sondern ungut geworden ist in ihrem ganzen Seyn? Kann aus diesem unguten, selbstischen Grunde etwas hervorgehen, was vor Gott gut sey, was das Princip eines neuen heiligen Lebens seyn könnte, oder was, wenn es nur minime gut, nicht maxime schlecht wäre? *) Kann, wenn das Gute die Einheit mit Gott, dem absolut Guten, voraussetzt, aus der Entzweiung mit ihm, bevor sie die Gnade gehoben, Gutes, Heiliges, Heilbringendes geschehen? kann die Liebe wirksam seyn, so lange noch die Versöhnung fehlt?

*) Diejenigen, welche ein Minimum des Guten übrig bleiben lassen, wollen damit überhaupt den Unterschied des ursprünglichen, gefallenen und wiederhergestellten Zustandes nur als einen quantitativen graduellen, nicht aber als einen qualitativen, specifischen erkennen. Dieser vagen Graduirung des Guten gegenüber muß das ne minimum quidem der Concordienformel in seiner ganzen wissenschaftlichen Bedeutung festgehalten werden.

Eigentlich nicht, pflegt man zu antworten; aber die menschliche Natur bleibt doch empfänglich für die Versöhnung, für die Heilung; sie hat doch ein Streben, ja eine Sehnsucht nach ihr; sie bietet der Gnade doch Anknüpfungspunkte dar, und dies ist eben das einige wenige Gute, was wir ihr noch zuschreiben. Allerdings inhärirt der gefallenen Natur fortwährend die lebendige Bestimmung zum Normalcharakter des göttlichen Ebenbildes oder das Gesetz, welches als gute Norm das ganze Wesen des Menschen umfaßt, Röm. 7, 12 ff., und in seinem sündhaften Zustande stets sowohl die Empfänglichkeit als das Bedürfniß der Wiedergeburt erhält. Die Substanz, das Grundwesen der menschlichen Natur, ist auch im Stande der Sünde stets die zum Bilde Gottes geschaffene, zur Einwohnung des heiligen Geistes bestimmte Kreatur, welche der Sohn Gottes durch seine unsündliche Menschwerdung verherrlicht, Conc. Form. S. 648 f. Das ist eben ihr Verderben, daß sie der ihr unvertilgbar einwohnenden Idee der Gottähnlichkeit so wenig entspricht, daß sie durchaus entzweit ist mit ihrem Gesetze, daß sie eine gefallene hohe, eine verschlechterte gute Natur ist. So wie der Charakter der Krankheit eben ihre Abnormität, ihr Gegensatz gegen den bleibenden Normalcharakter der Gesundheit, ohne welchen sie nicht Krankheit, sondern nur ein anderer Naturstand seyn würde, so ist auch der der Sünde ihr Widerspruch gegen den unauslöschlichen, edlen Typus der geistigen Natur des Menschen, welche dadurch ungerecht und unselig wird, aber eben darum auch stets, mehr oder weniger bewußt, der verlorenen Gerechtigkeit und Seligkeit bedürftig ist und auf mannichfachen Irrwegen dieses Bedürfniß zu befriedigen trachtet, wie das Heidenthum beweist, dem wir sonst in seinen rühmlichen Leistungen libenter tribuimus suas laudes, sed tamen non debet cum contumelia Christi laudari, Apol. S. 64.

Dieser Zustand gibt nicht nur einige Berührungspunkte für die Gnade, sondern er ist eben selbst die ganze Bedürftigkeit und Empfänglichkeit derselben und zwar eben darum, weil ihm das Gute, das er haben sollte, mangelt. Aus diesem Mangel kann er aber die Fülle desselben weder erzeugen, noch anfangen zu erzeugen, so wenig wie der Hunger, der die Bedürftigkeit und Empfänglichkeit der Speise ist, aus sich die Sättigung hervorbringen kann. Es ist ein leidentlicher Zustand, eine capacitas passiva, womit allerdings zwar auch eine suchende, strebende Thätigkeit verbunden ist, aber eine Thätigkeit, die selbst an der selbstsüchtigen Krankheit der Sünde leidet und darum sie nicht heben kann. Sowohl das Leiden als das Thun des Kranken ist krankhaft und kann daher nicht heilen, sondern nur geheilt werden; so kann der Sündhafte nicht heiligen, sondern nur geheiligt werden; der Sünder ist bei allem seinem Thun und Leiden doch nur subjectum convertendum, nicht convertens, und erst, wenn er durch die heilwirkende Gnade bekehrt und erneut ist, dann wirkt er mit den erneuten Kräften gut und heilsam zur weiteren Genesung mit (gratia cooperans). Die Bekehrung selbst aber als Anfang und wirkendes Princip des neuen Lebens kann weder aus einer bewirkenden noch mitwirkenden Thätigkeit des alten hervorgehen, sondern nur allein aus reiner



Gnadenwirkung (gratia operans). Das natürliche Gesetz kann allerdings auch in dem natürlichen Menschen, dem das Evangelium der Gnade noch fremd ist, eine Reue bewirken, die, weil ja die Zerknirschung die erste negative Seite der Bekehrung ist, als natürlicher Anfang derselben angesehen werden könnte. Allein, abgesehen davon, daß diese natürliche Reue nicht sowohl ein Thun, als ein Leiden ist, und insofern nur zur capacitas passiva gehört, ist ja auch sie eben ihrer Natürlichkeit wegen nur ein unreines Leiden, ein knechtisches, peinliches, ängstliches Gefühl, welches um so unlauterer wird, je mehr sich die Meinung einer gewissen Würdigkeit oder Verdienstlichkeit desselben beimischt. Auch sie muß also erst durch die Gnade zur reinen göttlichen Traurigkeit bekehrt werden.

Wenn nun also die Bekehrung oder Erneuerung nicht zwei Principien neben einander, ein altes der Natur und ein neues der Gnade, hat, sondern nur das eine neue und erneuernde der Gnade, weil alles Mitleiden und Mitthun des subjecti convertendi selbst erst erneuert werden muß, so scheint daraus die absolute unmittelbare Prädestination zu folgen, und die Concordienformel inconsequent, weil sie diese Folgerung abgewiesen hat. Mit nichten. Indem die Concordienformel in ihrem zweiten Abschnitt den Synergismus zurückweist, weist sie, stets die wahre Mitte zwischen falschen Gegensätzen haltend, auch auf der anderen Seite (ex altera autem parte etc. S. 655.) die spiritualistische Meinung zurück, daß der Mensch ohne Vermittelung kreatürlicher Organe und besonders ohne die instrumentale Wirksamkeit und Anwendung der äußeren Gnadenmittel bekehrt werde. Nach dieser Seite hin vereinigt die Concordienformel die Calvinische Lehre (vgl. S. 807—809.), und die, welche hierin eine Inconsequenz sehen, oder auch Luther'n in diesem Artikel mit Calvin ganz gleich stellen, hätten etwas tiefer auf die beiderseitigen Differenzen über das Verhältniß der Gnade zu den Gnadenmitteln eingehen sollen. So viel ist gewiß, daß die Lutherische Lehre, welche überall das Göttliche und Himmlische tiefer in das Endliche und Irdische eindringen läßt, eine weit innigere Verbindung der Gnade und Gnadenmittel annimmt, indem sie diese nicht bloß begleitende Zeichen, sondern wahre und wirksame Organe jener seyn läßt. Hienach ist also auch die Gnade der Erwählung und Bekehrung nicht eine geheime, in Gott verborgene und nur subjektiv fühlbare, sondern sie ist vielmehr eine im objektiven Wort und Sakrament wahr und heilkräftig geoffenbarte. Eben durch diese ihre Organe berührt sie nun aber auch das Gebiet des Objektiven und Äußeren, welches unter der Macht des freien Willens steht, wie alle Lutherischen Symbole einstimmig behaupten. *) Dies ist keine Unvollkommenheit, sondern vielmehr die Vollkommenheit der Offenbarung des heiligen Geistes, welcher, in Analogie mit der Menschwerdung des Sohnes Gottes, die hör- und sichtbaren Organe des Worts und Sakraments als die seinigen erfüllt und

*) Nur mit starker Verkennung der Bedeutung der äußeren Gnadenmittel konnte Herr Dr. Möhler bis zur Verspottung mißverstehen Ite A. S. 109.

durchdringt, und so kundbar in das Gebiet des irdischen natürlichen Lebens hineinwirkt, welches eben durch ihn zum geistlichen und himmlischen erhoben werden soll. So wie der Sohn Gottes in seiner Knechtsgestalt als Erlöser mitten unter die Sünder tretend nun von ihnen gefaßt, aber auch verworfen werden kann, so der Geist Gottes in den Gnadenmitteln. Sie haben, damit eben alle durch sie gläubig und erwählt werden können, für Alle, auch für die Schwach-, Klein- und Ungläubigen, gleichen objektiven göttlichen Gehalt, den sie nach Calvin nur für die zuvor schon im geheimen Rathschluß erwählten Gläubigen haben, während sie den Anderen nur als leere Zeichen gegeben werden. Diese Absonderung des Gnadenrathschlusses von den Gnadenmitteln ist das Eigenthümliche der Calvinischen Prädestination, während die Lutherische Objektivirung desselben in den Gnadenmitteln seine Erscheinungsform in das Gebiet auch des natürlichen freien Willens stellt. Er kann sie, so wie er im Bereiche der äußeren Gerechtigkeit Gebotenes thun und Verbotenes lassen kann, erfassen und festhalten, oder auch nicht. So wenig aber jene löbliche äußere Gerechtigkeit eine Gerechtigkeit vor Gott gibt, oder eine Ursache seiner Gnade seyn kann, so wenig bewirkt auch das Werk des Gebrauchens der Gnadenmittel die Gnade, die vielmehr zuvor schon in ihnen enthalten ist (vis intrinseca), aber, eben weil sie Gott daran gebunden hat, nur an dem ihre Kraft beweist, der das göttliche Mittel nicht verschmäht, sondern ergreift. Ehe sie ihre erneuernde Kraft bewiesen, ist das Ergreifen nur ein schwaches, krankes, todtes Werk des alten Menschen, durch bloß gesetzlichen Gehorsam, Furcht, Angst oder sonst motivirt, welches an sich ihn so wenig gesund machen kann, wie den Lahmen das Hinken zur Heilquelle; erst wenn ihre inwohnende Kraft ihn erfaßt und durchdringt, fängt er an, richtiger zu gehen und kommt zu ihr immer kräftiger und empfänglicher zurück. So wird die Schrift nur durch den Geist der Schrift wahr und heilsam verstanden, aber darum darf der Mensch mit dem Lesen derselben nicht warten, bis er zuvor ohne die Schrift ihren Geist empfangen, sondern sie selbst, als das Wort des Lebens in der Kirche, theilt den Lesern ihren heiligen Geist, wenn auch nicht auf einmal, doch gewißlich mit, es sey denn, daß er ihr Gewalt thäte. Demnach ist alles Gute im Menschen, omne bonum et salutare, nur ein Werk der erneuernden Gnade, die aber, eben als Gnade, sich nicht schämt noch scheut, anzuknüpfen auch an das fehlerhafte und des wahren Lebens noch ermangelnde Thun und Leiden des natürlichen Menschen, sofern er den natürlichen Formen ihrer Vermittelung sich nicht entzieht, sondern sie braucht. Braucht er sie nicht, oder will er sie nicht brauchen, wie er kann, so bleibt er unter dem Zorn; braucht er sie, so erwirbt oder bewirkt er dadurch nicht die Gnade, sondern diese erfaßt ihn und bewirkt in ihm das göttliche Wohlgefallen zu seiner Zeit. Nicht sowohl die wirkende Gnade, als vielmehr ihre Mittel sind widerstehlich, und hängen, eben so wie die Gegenmittel, vom Willen des Menschen ab.

Dies ist die Lehre der evangelischen Symbole vom Stande der Sünde, dies insbesonders die Lehre der Concordienformel vom gänzlichen Unvermögen des freien Willens zur geistlichen



Selbsterneuerung, worin, wer den zweiten Abschnitt der solida Declaratio im Zusammenhang mit Art. 18. der Augsburgischen Confession gründlich erwägt, keinen Widerspruch, keine Inconsequenz finden, sondern vielmehr die rechte Meidung einerseits der pelagianischen Klippe, andererseits des Strudels einer verborgenen absoluten Prädestination erkennen wird. —

(Fortsetzung folgt.)

## Das Evangelium und der Zeitgeist in Kassel.

In Hessen fehlte es, ungeachtet des fast allgemein herrschenden Indifferentismus, schon seit einer Reihe von Jahren nicht an Einzelnen, welche an den Lehren des positiven Christenthums festhielten, und indem sie den Entwickelungsgang der protestantischen Theologie in Deutschland aufmerksam verfolgten, mit inniger Freude bemerkten, wie bereits auf den Höhen der Wissenschaft die Morgenröthe eines neuen ächt christlichen Lebens zu tagen begann. Sie nährten die Hoffnung, daß die Evangelische Kirche als solche wieder zu einem frischen und kräftigen Daseyn erwachen werde, und daß sie, indem sie sich wieder zum wahren Christenthum hinwende und dem rationalistischen Treiben entsage, von selbst und auf die allein heilsame Weise nicht nur den Indifferentismus, sondern auch die beschränkten Formen, in welchen sich seit dem achtzehnten Jahrhunderte einzelne Reste wahrer Bekenner des Christenthums bewegten, so wie die Abirrungen, zu welchen Mysticismus und Schwärmerei führen, beseitigen werde.

Aus dieser Gesinnung ging insbesondere auch der im Jahre 1833 zu Kassel gestiftete Missionsverein für Kurhessen hervor, welcher indessen mit eigenthümlichen Hindernissen zu kämpfen hatte. Man war hier seit dem Jahre 1830 gewohnt, Alles mit der Politik in Verbindung zu bringen und wollte daher dem Verein durchaus politische Tendenzen unterschieben. Ohne im mindesten zu beachten, daß um dieselbe Zeit in den meisten evangelischen Städten Deutschlands durch ein gemeinschaftliches inneres religiöses Bedürfniß, und außer allem politischen Zusammenhang, ähnliche Vereine sich gebildet hatten, ohne auf die entschiedene Erklärung, womit der Missionsverein in seinem ersten Berichte eine jede politische oder andere nicht unmittelbar religiöse Tendenz von sich ablehnte, Rücksicht zu nehmen und ohne irgend einen Akt ministerieller Bevorzugung namhaft machen zu können, erschöpfte man sich in den abgeschmacktesten und gehässigsten Insinuationen, um die Bestrebungen des Missionsvereins zu verunglimpfen, sogar in einer eigenen Schmähschrift, deren anonymer Verfasser auf eine an ihn ergangene öffentliche Aufforderung natürlich nicht wagte, an das Licht des Tages hervorzutreten.

Zu den Stiftern des Missionsvereins gehörte auch der damalige Hof- und Garnisonsprediger L. F. Lange, welcher, von der inneren Hohlheit des Rationalismus sich immer mehr überzeugend, seit einiger Zeit das Evangelium mit Entschiedenheit zu predigen begonnen hatte. Dieses mochte die Veranlassung seyn, daß, als er bald darauf nach dem Vorschlag des Consistoriums zum zweiten Prediger bei der sogenannten Brüderkirche

oder Altstädter Gemeinde in Kassel, bei welcher der Consistorialrath Ernst als erster Prediger steht, bestellt wurde, eine Anzahl von Gemeindegliedern sich fand, welche schon damals feindselig gegen ihn auftrat und seine Einführung zu verhindern suchte, was jedoch mißlang, da eine eingeleitete Untersuchung die Überzeugung lieferte, daß weder gegen seine Lehre noch gegen seinen Wandel etwas einzuwenden sey. Eine vom Pfarrer Lange seiner Gemeinde gewidmete Druckschrift, worin er mit zuvorkommender Liebe die wider ihn verbreiteten Vorurtheile zu zerstreuen suchte, gewährte die Hoffnung, daß nach und nach ein gutes Verhältniß zu seiner Gemeinde sich herstellen werde, was auch hinsichtlich des größeren Theils derselben sich bestätigte. Dessenungeachtet gaben seine Gegner ihre entschiedene Absicht, ihn von der Gemeinde zu entfernen, nicht auf, indem sie nicht lange nachher für eine, in diesem Sinne verfaßte Vorstellung Unterschriften sammeln ließen, welche sie jedoch wieder zurückzogen, als gegen dreihundert Gemeindeglieder eine entgegengesetzte Vorstellung unterzeichneten, worin erklärt wurde, daß sie sich überzeugt hätten, daß Pfarrer Lange einen rechtschaffenen Wandel führe und sein Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit verwalte, auch zur Zufriedenheit der Eltern die Confirmanden in der christlichen Religion unterrichtet habe.

Während nun Lange mit Eifer fortfuhr, vom ächt christlichen Standpunkte aus, welcher freilich der in unserer Zeit vorherrschenden Selbstliebe und Selbstgerechtigkeit entschieden entgegengesetzt ist, Predigten in seiner Gemeinde zu halten, an welchen man auch bei der nachmals eingeleiteten Untersuchung, abgesehen von formellen Ausstellungen hinsichtlich einzelner schroffer Ausdrücke und Wendungen, nichts auszusetzen im Stande war, suchten immer Mehrere von seinen Gemeindegliedern, die ein inneres Bedürfniß nach solider, religiöser Nahrung empfanden, seinen persönlichen Umgang, um auch außer der Kirche die Unterweisungen ihres Seelsorgers zu genießen; wie denn derselbe namentlich, jedoch nicht ausschließlich, an den Mittwoch-Abenden häufig von ihnen besucht wurde, wo er sich mit ihnen über religiöse Gegenstände unterhielt, keineswegs aber sogenannte Betstunden veranstaltete. Als seine Gegner bemerkten, wie diese geistige Anregung immer festere Wurzel auch unter den Bürgern faßte, steigerte sich ihr Groll auf das Äußerste; eine Fluth der abgeschmacktesten und boshaftesten Erzählungen, z. B. von Teufelsbeschwörungen, von Geld, dessen man sich bedient haben sollte, um Partheigänger für Lange und seine Richtung zu gewinnen ꝛc., wurde über die Residenz ergossen, ein schriftlicher Aufsatz, worin auf schamlose Weise die christliche Tendenz in Kassel mit der Politik in Verbindung gebracht wurde, geflissentlich verbreitet,



so wie eine Predigt des Consistorialraths Ernst, worin der nackteste Nationalismus enthalten war und selbst Luther beschuldigt wurde, daß er den dreißigjährigen Krieg habe abwenden können, wenn er die Vernunft mehr geachtet hätte, von Mitgliedern der Brüdergemeinde in Druck gegeben, Jeder aber, welcher der erwähnten christlichen Richtung zugethan war, mit dem Namen „Mystiker" belegt, über dessen eigentliche Bedeutung man freilich keine Auskunft zu geben vermochte und wobei man sich nicht darum kümmerte, daß grade die Bestrebungen des Missionsvereins dem Mysticismus eben so sehr wie dem Rationalismus entgegengesetzt waren, indem man wohl wußte, daß in einer bewegten Zeit die Bezeichnung durch einen Partheinamen schon genüge, um solche, welche nicht selbst zu prüfen im Stande sind, von vorne herein gegen diejenigen einzunehmen, welche man damit belegt.

Nachdem auf diese Weise die Gemüther gehörig vorbereitet waren, bestimmte man den nächsten Mittwoch Abend, wo man eine Versammlung bei Pf. Lange vermuthete, dazu, um die Sache zum Ausbruch zu bringen. An diesem Tage (den 18. Febr. d. J.) erschien in der Dämmerung, nach dem Verlassen der Wirthshäuser, eine Anzahl Personen, erkundigte sich in der Wohnung des Pf. Lange, ob hier keine religiöse Versammlung gehalten werde (was verneint wurde, da Pf. Lange, von dem beabsichtigten Treiben in Kenntniß gesetzt, dieselbe schon vorher aufgegeben hatte), und entfernte sich sodann wieder aus dem Hause. Der Haufe blieb indessen vor demselben stehen, Neugierige sammelten sich, einzelne Ausrufungen wurden gehört und durch einen Steinwurf eine Fensterscheibe entzweigeworfen, bis nach erfolgtem Allarmschlagen durch die Bürgergarde und das Militär die Ruhe wieder hergestellt wurde.

In Folge des großen Aufsehens, welches dieser Vorfall gemacht hatte, war nun natürlich in der nächsten Zeit derselbe der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, wobei am meisten auffallen mußte, daß die über Pf. Lange ausgesprengten allerungereimtesten Erzählungen nicht nur von einem rohen Pöbel, sondern von den sogenannten gebildetsten und wohlerzogensten Leuten mit größter Betriebsamkeit weiter erzählt und mit Bereitwilligkeit geglaubt wurden. Nichts konnte denjenigen, die sich durch die öffentliche Meinung nicht blenden ließen, erwünschter seyn, als die Einleitung der strengsten, gründlichsten Untersuchung, welche auch erfolgte. Diese hat denn das Resultat geliefert, daß an den sämmtlichen Erzählungen und Klatschereien, welche man wider Pf. Lange ausgestreut hatte, auch nicht ein wahres Wort gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 16. Mai. № 39.

## Über Möhler's Symbolik.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns nun zur katholischen Anthropologie vom Stande der Sünde. Aus den vier ersten Sätzen des anthropologischen Dekrets der Tridentinischen Synode in ihrer vierten Sitzung scheint sich eine sehr erfreuliche Übereinstimmung der Katholiken und Protestanten über diese Hauptlehre zu ergeben. Die Synode erkennt an, daß der erste Mensch durch den Fall „seine ursprüngliche Gerechtigkeit und Heiligkeit verloren habe und ganz nach Seele und Leib in's Schlechtere verändert worden sey (totum Adam secundum corpus et animam in deterius commutatum fuisse), und daß nicht bloß der Tod des Leibes, sondern auch die Sünde, die der Tod der Seele ist, auf das ganze menschliche Geschlecht übergegangen sey, und daß diese durch die Fortpflanzung Jedem eigen gewordene Sünde (inest cuique proprium) weder durch die Kräfte der Natur, noch durch irgend ein anderes Mittel gehoben werden konnte, als durch das Verdienst des Einen Mittlers Christi." So wenig sie indeß die ursprüngliche Gerechtigkeit näher bestimmt, eben so wenig definirt sie uns auch die durch ihren Verlust eingetretene Erbsündhaftigkeit, indem sie nur in ihrem fünften Satze die eine negative Bestimmung gibt, daß die Concupiscenz, worin die Protestanten die affektive Seite der Erbsünde setzen, nach der Taufe nicht mehr sündlich sey. So sehr bedenklich dieser Satz ist, durch den bei der Allgemeinheit der Kindertaufe fast alle Wirklichkeit der Erbsünde unter den Christen geläugnet wird, so sehen wir doch zuvörderst, weil er durch Voraussetzung des empfangenen Sakraments aus dem anthropologischen Gebiete ablenkt, von ihm ab und halten uns bloß an das, was die Synode über den Zustand des natürlichen Menschen festsetzt. Würde es uns gestattet, ihre Ausdrücke, die an und für sich gar nicht dawider sind,*) in dem Sinne unserer Symbole zu nehmen, so wären wir des Streits überhoben; aber eben dies wollen uns die katholischen Theologen, will uns auch Herr Dr. Möhler nicht gestatten. Sie können als wissenschaftliche Theologen nicht bei der „Allgemeinheit und Unbestimmtheit" stehen bleiben, mit welcher die Synode sich über die Erbsünde verbreitet (Symbolik 3te A. S. 58.), wollen aber auch keineswegs die symbolischen Begriffsbestimmungen der Protestanten gelten lassen, sondern bekämpfen diese mit ihrer „individuellen Ansicht," welche die in ihrer Unbestimmtheit verharrende Kirchenlehre „den einzelnen Theologen vergönnt." Unser Gegner, der sonst gern den Protestanten Mangel an „Klarheit und Bestimmtheit" der Begriffe vorwirft, rühmt doch, fast in rationalistischer Weise a. a. O. jene liberale Unbestimmtheit oder „Lehrweisheit" der Synode, „die sich nicht ermächtigt glaubte, den Kitzel unserer Wißbegierde bis auf seine geringsten und albernsten Wünsche zu befriedigen," sondern, nach Pallavicini, begnügt habe, zu sagen, „was die Erbsünde nicht sey." *) Es ist weder der Würde der Sache, noch der Wissenschaft gemäß, von den dogmatischen und moralischen Bestrebungen, das Wesen der Erbsünde zu begreifen, so leicht und abschätzig zu reden, wie dies hier und zwar im Widerspruch mit dem sonstigen Ton und Charakter des Möhlerschen Werkes geschieht. Die Synode behandelt den Gegenstand in seinen Grundzügen ernster und tiefer als ihre Vertheidiger von Andrade bis auf Möhler herab, und wenn sie absichtlich nähere Bestimmungen unterlassen hat, so gibt sie selbst damit die individuellen Ansichten jener Vertheidiger um so mehr unserer Bestreitung preis.

Nur durch die von der Synode selbst nicht confirmirte Hypothese, wonach die ursprüngliche Gerechtigkeit bloß eine übernatürliche Zugabe zur menschlichen Natur gewesen seyn soll, können die katholischen Theologen der nothwendigen Folgerung entgehen, daß durch den Verlust derselben die ganze Natur des Menschen ungerecht und sündhaft geworden sey; denn was kann nach dem Verlust der Gesundheit anders eintreten als Krankheit? So aber bringt der Verlust der übernatürlichen Gabe den Menschen zunächst nur auf den Zustand der nackten Endlichkeit (status purorum naturalium), der sich selbst überlassenen Natur, mithin auf den Zustand zurück, in welchem Adam selbst vor dem Falle gewesen wäre, wenn er sich nicht eines besonderen göttlichen Princips erfreut hätte (S. 60.). Dieser Zustand ist, weil natürlich, nicht sündlich; er hat indeß durch den Verlust der ihm früher zugeflossenen höheren Unterstützung eine Abschwächung erlitten, in Folge deren die überwiegend gewordene Sinnlichkeit der freien Entwickelung des Geistes zur göttlichen Wahrheit und Heiligung entgegenwirkt, ohne darum jedoch selbst in diesem störenden Übermaaße zur Sünde oder Erbsünde geworden zu seyn; vielmehr besteht diese nach der ersten Ausgabe S. 34. nur in dem Unvermögen des Willens, diesen Zustand zu heben; nach der dritten Ausgabe jedoch, in welcher der Lehre von der Erbsünde einige, laut der Vorrede „sehr nöthige Berichtigungen" beigefügt sind, wird sie beschrieben als ein „die Willensverkehrtheit einschließender Verlust der uranfängli-

*) Was kann z. B. stärkeres gesagt werden, als daß die Erbsünde „der Tod der Seele" sey.

*) Dies erinnert zumal durch das aus Pallavicini angeführte plumpe Beispiel ganz an das Claudiussche: ein Student ist kein Rhinoceros. Wie soll es wohl eine wahre Sündenerkenntniß geben, wenn man nur weiß, was die Erbsünde nicht ist, aber nicht, was sie ist.

chen Gottgefälligkeit, eingetreten durch die Abwendung von Gott" (S. 61.). Die darauf folgende Polemik (S. 63 ff.) gegen die Lutherische Lehre von der Erbsünde, als statuire sie eine substantielle Verwandlung der Natur durch den Fall, eine Ansicht, der der erste Artikel der Concordienformel ausdrücklich widerspricht, beruht auf dem Mißverstande, wonach Vermögen, als substantieller Bestandtheil des geistigen Organismus, mit der Kraft des Vermögens, als seiner Qualität, verwechselt wird, und ist durch unsere obige positive Darstellung schon widerlegt. Der Streitpunkt, welcher übrig bleibt, betrifft nicht sowohl die Beschaffenheit des gefallenen Zustandes, als vielmehr nur die Sündlichkeit oder Unsündlichkeit dieser Beschaffenheit. Deutlich treten in der Möhlerschen Beschreibung derselben die Grundzüge unserer symbolischen Ansicht hervor, welche keine Anthropologie verläugnen kann. Er schildert sie in den früheren Ausgaben als „Ohnmacht des menschlichen Geistes," mit seinen intelligenten Kräften den Schöpfer recht zu erkennen und mit seinen wollenden ihn gebührend zu lieben und die Sinnlichkeit nach Wunsch und ihrer Bestimmung gemäß zu beherrschen. Dazu fügt die letzte verbessernde Ausgabe negativ den Verlust der Gottgefälligkeit und positiv die Willensverkehrtheit (Selbstsucht) hinzu. Wer könnte hier die Merkmale, mit welchen die Apologie S. 55. die Erbsünde definirt (s. oben) verkennen, so daß wir folgende daselbst vorkommende Stelle nun auch auf Herrn Möhler anwenden möchten: neque solum veteres, sed etiam recentiores, *si qui sunt cordatiores*, docent simul ista vere peccatum originis esse, defectus videlicet, quos recensui (namentlich jenes Unvermögen und der Verlust der Gottgefälligkeit) et concupiscentiam. Daß also die Erbsünde sowohl etwas Privatives und Defektives, als auch etwas Positives und Affektives sey, wird zugegeben, und daß das letztere, welches die Kirchenlehre stets mit dem Namen der concupiscentia (böse Lust, Selbstsucht) bezeichnet, nicht bloß die unbeherrschte Sinnlichkeit, sondern eine Willensverkehrtheit sey, eingestanden.

(Schluß folgt.)

## Das Evangelium und der Zeitgeist in Kassel.

(Fortsetzung.)

Noch verdient bemerkt zu werden, daß man auch ausgesprengt hatte, es seyen unter die Soldaten der Garnison durch bezahlte Leute Traktate in Masse ausgetheilt worden. Eine deshalb eingeleitete besondere Untersuchung hat den Ungrund auch dieses Umstandes dargethan, indem sich überhaupt nur etwa funfzehn bis zwanzig kleine Erbauungsschriften bei Soldaten vorfanden, welche sich diese für ihr eigenes Geld angeschafft hatten; Pf. Lange namentlich hat unter diesen vorgefundenen im Ganzen zwei Andachtsbücher, nämlich eine Predigtsammlung und ein Gebetbuch einem ihm bekannten Soldaten auf dessen Wunsch gegen den gewöhnlichen Preis überlassen. — Eine höchste Verfügung, wonach, unbeschadet der erlaubten Hausandacht, religiöse Zusammenkünfte, welche zu Schwärmerei Veranlassung geben könnten, nicht geduldet werden sollten, wurde alsbald auf die Kasseler Vorfälle bezogen, ungeachtet sie schon vor denselben (den 31. Januar d. J.) beschlossen worden war, Conventikel aber in Kassel gar nicht existirten.



Von ganz besonderem Interesse und geeignet, über den innersten Charakter der ganzen Sache ein helles Licht zu verbreiten, ist aber eine, in Form eines Schreibens an den Pfarrer Lange eingekleidete, von 115 Gliedern der Brüdergemeinde unterschriebene Erklärung, welche bald nachher demselben überreicht wurde. In diesem merkwürdigen Aktenstücke wird dem Pf. Lange vorgeworfen, daß er ein Irrlehrer sey, weil er nämlich lehre, daß der Mensch nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnaden durch den Glauben an Christi Mittlertod selig werde. Diese Lehre wird als dem Christenthume fremd, Gott zu einem willkührlichen Despoten und den Menschen zu einem Wurm herabwürdigend, bezeichnet, behauptet, daß sie zum Despotismus führe und derselben die Meinung entgegengestellt, daß es hinsichtlich der Seligkeit auf den Glauben nicht ankomme, sondern nur auf den guten Lebenswandel, auch gedroht, daß die Unterzeichneten, wenn Pf. Lange sie nicht verlasse, zu anderen Gemeinden übergehen würden. Dieses Aktenstück ist ein so wichtiges Zeichen der Zeit, daß es zugleich mit dem würdigen und belehrenden Antwortschreiben des Pf. Lange, worin auf das Unwidersprechlichste dargethan ist, daß jene sogenannte Irrlehre nicht nur in der heiligen Schrift auf das Bestimmteste enthalten, sondern ihre erst im späteren Mittelalter erfolgte Nichtbeachtung die eigentliche Veranlassung der Reformation durch Luther gewesen, dieselbe auch in den symbolischen Büchern, worauf die evangelischen Geistlichen verpflichtet werden, mit den deutlichsten Worten enthalten sey, so wie mit dem passenden Vorworte, welches beiden Aktenstücken in dem Kasseler Abdrucke vorgesetzt ist, vollständig in diese Zeitschrift eingerückt zu werden verdient. Welche Gefühle müssen Jeden, der in dem Christenthum das Heil der Welt erblickt, ergreifen, wenn er Christen dergestalt in die tiefste Unwissenheit über die Grundlehren des Christenthums versunken sieht! Es konnte auch keinerlei Mißverständniß hiebei obwalten, da schon in der Ankündigung des Missionsvereins, auf welchen das Schreiben der Gemeindeglieder Bezug nimmt, auf das Deutlichste gesagt war, wie man nicht etwa einen todten Glauben zur Rechtfertigung hinlangend erachte, sondern einen solchen, welcher sich in seinen Früchten, d. h. in einem dadurch bewirkten gottgefälligen Lebenswandel bethätige.

Alles dieses wird bei der wider Lange anhängigen Untersuchung ohne Zweifel seine Berücksichtigung finden, während deren Dauer er freiwillig vorgezogen hat, in seiner Gemeinde nicht zu predigen, alle anderen Amtsverrichtungen aber fortversieht.

Der hiesige Missionsverein, welcher nach dem erwähnten Schreiben der 115 Mitglieder der Brüdergemeinde die von ihnen proscribirte sogenannte Irrlehre insbesondere in Schutz genommen hatte, ließ sich natürlich in seinem unbefangenen, der heiligen Sache des Christenthums gewidmeten Wirken nicht stören und in einer Versammlung am 6. März d. J. wurde der schon einige Monate vor dem erwähnten Vorfall abgefaßte zweite Jahres-

bericht erstattet, worin das evangelische Glaubensbekenntniß der Mitglieder desselben wiederholt und vor Mißverständnissen sicher gestellt wurde. Ueberhaupt kann es nur erfreulich seyn, zu bemerken, wie diese neuesten Ereignisse schon jetzt nicht ohne gesegneten Erfolg geblieben sind. Auf der einen Seite waren sie sehr geeignet, um diejenigen, welchen es kein wahrer Ernst um die Sache ist, davon zu entfernen und zugleich das Unterschieben politischer Tendenzen in seiner Unwahrheit darzuthun, auf der anderen Seite trugen sie dazu bei, den redlichen Ernst der Meisten zu zeigen, namentlich auch der jungen Candidaten und Geistlichen, welche sich hier befinden und welche das beste Zeugniß davon abgaben, daß die christliche Richtung, welche sich in der neueren Theologie zeigt, durch eine nothwendige und unabweisliche Entwickelung der Deutschen Evangelischen Kirche herbeigeführt worden ist. In dieser Hinsicht sind auch einige Schriftchen zu bemerken, welche bald nach den erwähnten Vorfällen in ächt christlichem Geiste gegen die rationalistische Predigt des Consistorialraths Ernst erschienen, insbesondere ein von dem Candidaten Carl verfertigtes.

Mit Verlangen sieht man dem Resultate dieser Sache in der Kürze entgegen. Es gilt einer Lehre, die wir als das theuerste Erbgut von unseren Vätern überkommen haben, die noch bis auf diesen Augenblick allein das Recht hat, in den Evangelischen Kirchen zu bestehen und mit welcher die wichtigsten Fragen der Gegenwart und der Zukunft zusammenhängen.

---

(Schreiben von einhundert und funfzehn Mitgliedern der Altstädter Gemeinde zu Kassel an den zweiten Prediger derselben, Herrn Pfarrer Lange, nebst dessen Antwort. Ein Beitrag zur Geschichte der neuesten Vorfälle in Kassel.)

## Vorwort.

Die kirchlichen Streitigkeiten in der Residenz haben eine solche Wendung genommen, daß sie Jeden, dem das Bestehen seiner Kirche am Herzen liegt, mit ängstlicher Besorgniß erfüllen muß. Da partheiische Verdrehungen so häufig die wahre Lage einer Sache entstellen und nicht selten auch die Besseren täuschen, so ist es hier um so mehr Pflicht, einer wahren unpartheiischen Auffassung der Sachlage nach Kräften förderlich zu werden, je mehr die hohe Wichtigkeit der Sache in die Augen fällt und je dringender das Wohl unserer bedrängten Kirche alle getreuen Glieder zu ihrem Beistande aufrufen muß. Dies ist unser Zweck, indem wir das Schreiben eines Theils der Brüdergemeinde nebst der Antwort ihres Predigers hiemit dem öffentlichen Urtheile vorlegen. Gott gebe, daß es recht Vielen die Augen öffnen und die verdrängte Liebe zum Glauben unserer Väter in ihr Herz zurückrufen möge. Sie würden sich gewiß überzeugen, daß auch namentlich in der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben unsere Kirche Vernunft und Verstand nicht verläugnet, sondern daß es eben die vom heiligen Geist erleuchtete Vernunft selbst war, welche ihr den Kampf beginnen und bestehen und diesen Grundpfeiler des Christenthums wieder aufrichten half, nachdem er im Papstthum so lange schmählich danieder gelegen hatte.

Zu einer rein kirchlichen Beurtheilung der Sache insbesondere möchten wir beitragen. Und deshalb theilen wir hier einige Auszüge aus dem 16ten Kapitel der im Antwortsschreiben erwähnten Kirchenordnung von 1657 mit, worin die Art und Weise der Ordination eines



Predigers vorgeschrieben wird. Da heißt es §. 3., wo der Gemeinde vorgelesen wird, was eines rechten Predigers und treuen Seelsorgers Amt sey, unter andern mit den Worten des Apostels (2 Timoth. 4, 1—5.): „So bezeuge ich nun vor Gott und dem Herrn Jesu Christo, der da künftig ist zu richten die Lebendigen und die Todten mit seiner Erscheinung und mit seinem Reiche: Predige das Wort, halte an, es sey zur rechten Zeit oder zur Unzeit, strafe, dräue, ermahne mit aller Geduld und Lehre, denn es wird eine Zeit seyn, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden, sondern nach ihren eigenen Lüsten werden sie ihnen selbst Lehrer aufladen, nachdem ihnen die Ohren jucken und werden die Ohren von der Wahrheit wenden und sich zu den Fabeln kehren. Du aber sey nüchtern allenthalben, leide dich, thue das Werk eines evangelischen Predigers, richte dein Amt redlich aus!“ Weiter wird dem Prediger, der ordinirt wird, vorgehalten: „Wer zu einem Pfarrer oder Lehrer der Kirchen Gottes verordnet wird, der soll die ganze Lehre der christlichen Religion, welche in den Büchern des A. und N. T., den Propheten und Apostel-Schriften gelehret wird und in den Symbolis, Apostolico, Nicaeno, Athanasiano, Ephesino et Chalcedonensi, dergleichen in der Augsburgischen Confession sammt ihrer Apologie kürzlich erkläret ist, rein und unverfälscht, treulich und fleißig der Gemeinde Gottes fürtragen, nach derselben Form und Richtschnur alle seine Predigten, Lehren, Trost und Vermahnungen richten und anstellen und soll sich hievon keine Gunst der Menschen, keine Furcht noch Gefahr abwenden oder abschrecken lassen.“

Darauf antwortet der Ordinandus:

„Ich erkenne wohl, daß es ein schwer Amt ist, darin ich mich begeben will, dieweil ich aber doch ordentlich hiezu berufen bin und mich auf die gnädige göttliche Hülfe, die er allen seinen berufenen Dienern zusagt, und auf das Gebet der gemeinen christlichen Kirchen gänzlich verlasse, so gelobe und verheiße ich allhier vor dem Angesichte Gottes und der christlichen Gemeinde, Alles, was mein Amt erfordert, nach allem meinem Vermögen mit Gottes Hülfe treulich zu leisten und zu verrichten.“ —

Das Verhältniß eines Predigers zu seiner Kirche und seine Verpflichtungen sind noch ganz dieselben. Gesetzliche Änderungen haben nicht statt gefunden.

Daß aber die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben Bibel- und Kirchenlehre sey, enthalten in der Augsburgischen Confession und deren Apologie, ist in dem Antwortschreiben hinlänglich gezeigt. Nur noch eine Stelle aus der Apologie wollen wir übersetzen, wie sehr es uns auch schmerzt, daß wir, was die Reformatoren ihren Widersachern gegenüber dem Kaiser vortrugen, nun gegen die eigenen Glieder unserer Kirche anführen müssen: „Sie verdammen uns, weil wir lehren, der Mensch erlange nicht seiner Verdienste wegen, sondern aus Gnaden um Christi willen Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum. Beides verdammen sie, sowohl daß wir läugnen, der Mensch erlange seiner Verdienste wegen Vergebung der Sünden, als auch daß wir behaupten, der Mensch erlange durch den Glauben Vergebung der Sünden und werde durch den Glauben an Christum gerechtfertigt. Da es sich aber in dieser Streitfrage um die Hauptlehre des Christenthums handelt, welche, richtig verstanden, die Ehre Christi verherrlicht und mehrt und frommen Gewissen nothwendigen und reichlichen Trost bietet, so bitten wir, kaiserliche Majestät wolle uns in so wichtiger Angelegenheit gnädiglich anhören. Denn da die Gegner weder einsehen, was Vergebung der Sünde, noch was Glaube, noch was Gnade, noch was Gerechtigkeit sey, so beflecken sie diesen Lehrsatz auf elendige Weise, verdunkeln Christi Ruhm und Wohlthaten und entreißen

den frommen Gewissen die in Christo dargebotenen Tröstungen." (Apol. II. de justificatione).

Grade durch diese Lehre, welche die Sünde an ihrer Wurzel angreift, hat der Protestantismus seit Jahrhunderten den Ruhm erlangt, den ihm selbst seine Gegner lassen mußten, daß man als charakteristisch an ihm bezeichnet: Erweckung und Belebung eines regsamen Gewissens und wahrer, thätiger Herzensfrömmigkeit. Und nun muß die Protestantische Kirche den Schmerz erleben, daß eigene Glieder (wir können nicht anders glauben als aus Mißverstand oder Unkenntniß) ihn des Gegentheils, ja sogar der Heuchelei bezüchtigen. Sie drohen selbst zu einer anderen protestantischen Gemeinde übergehen zu wollen, nicht wissend, daß es keine protestantische Gemeinde gibt, in der nicht die Gerechtigkeit durch den Glauben gepredigt werden muß. Denn dies ist ja grade die Lehre, für welche alle Reformatoren, wenn sie auch in Einzelnem uneinig waren, sich freudig die Hand reichten zu einmüthigem Kampf.

Eine Änderung in dieser Grundansicht der Evangelischen Kirche ist aber innerhalb derselben unmöglich. Denn eigentliche Glaubensänderungen, namentlich so wesentliche Neuerungen im Glauben können von keiner Kirchengewalt ausgehen, ohne dadurch die bestehende Kirche aufzuheben und eine neue zu constituiren. Andere Sachen des Glaubens, wie z. B. Verfügungen, welche die Erhaltung desselben betreffen, so wie liturgische, bleiben übrigens nach ausdrücklicher Bestimmung des §. 132. der Verfassungs-Urkunde nur den verfassungsmäßigen Beschlüssen der Kirche überlassen, und wie wenig insbesondere Glaubenssachen von der Ansicht und den Neuerungen einzelner Glieder der Kirche abhängen, geht schon daraus hervor, daß sogar in liturgischen Dingen, wo doch eine Neuerung an sich statthaft ist, solche nach §. 134. der Verfassungs-Urkunde nur unter gemeinschaftlicher Mitwirkung der obersten Kirchengewalt und einer Synode vorgenommen werden kann. Hiemit wird den Gewissen kein Zwang angethan, insofern es Jedem unbenommen bleibt, aus der Protestantischen Kirche auszutreten.

Zum Schluß unserer Vorbemerkungen verwahren wir uns noch förmlich gegen das etwaige Aufsinnen, als sey unser Zweck die Apologie irgend einer Person. Jetzt gilt es der Kirche.

Dem, der alle Zeit bei uns seyn will bis an der Welt Ende, und der seine Kirche nicht sinken läßt, befehlen wir dieselbe in seinen Schutz und allen frommen Gliedern zur Fürbitte.

Kassel im April 1835.

***

## Schreiben eines Theils der Brüdergemeinde an ihren zweiten Prediger.

Hochgeehrtester Herr Pfarrer!

Das Verhältniß, in welchem ein Seelsorger zu seiner Gemeinde steht, ist ein so zartes und inniges, daß jener nur dann etwas Gutes wirken kann, wenn er das Zutrauen, die Liebe und Achtung seiner Gemeinde besitzt.

Wir wissen nicht, Herr Pfarrer, ob Sie sich noch jetzt in dem Wahne befinden, daß ein solches Verhältniß zwischen den Gliedern der Brüdergemeinde und Ihnen fortdauernd bestehe, halten uns aber für verpflichtet, Sie über das in dieser Beziehung zwischen uns, den Unterzeichneten, und Ihnen obwaltende Mißverhältniß aufzuklären.

Wir gestehen unbedingt jedem unserer Mitbürger die Freiheit in Glaubenssachen zu, völlig verschieden aber ist der Standpunkt eines Predigers, welcher die christliche Religion verbreiten soll. Gewiß wird man nicht dulden, daß ein solcher von der Kanzel herab den Atheismus predigt, oder daß er, was wir in den Folgen für gleich gefährlich halten, Grundsätze verkündigt, welche die Heuchelei befördern und den Despotismus selbst in Religionssachen einführen möchten. — Lehren, wie sie sich in der Aufforderung zur Theilnahme an dem von Ihnen mitgestifteten Missionsverein finden: „daß es Verblendung und hohle Selbstgenügsamkeit sey, wenn der Mensch wähne, durch einen guten Lebenswandel allein*) einen gerechten Anspruch auf ewige Seligkeit zu haben," halten wir für die schädlichsten, weil sie den Glauben an die Gerechtigkeit Gottes schwächen und den erhabenen Schöpfer zu einem willkührlichen Despoten, den Menschen, das Ebenbild Gottes auf Erden, zu einem Wurm herabwürdigen wollen.

Eben so wenig können wir es billigen, wenn allgemein verbreitete Andachtsbücher von anerkanntem Werthe als ketzerisch verdammt werden, oder wenn die christliche Nächstenliebe sich so sehr auf der Kanzel vergißt, daß sie selbst den eigenen Amtsbruder nicht schont, und denselben durch gehässige Andeutungen in den Augen seiner Gemeinde herabzusetzen sucht.

Wir müssen auch wünschen, daß unsere Kinder in einem Glauben erzogen werden, welcher mit der Vernunftlehre vereinbar ist, daß, wer stets nach seiner Überzeugung das Gute thut und das Böse meidet, einen rechtlichen, gottgefälligen Lebenswandel führt, auf die Seligkeit Anspruch hat, er möge einem Glauben angehören, welchem er wolle.

Ein Prediger, welcher damit umgeht, eine eigene Sekte zu bilden, und dieser vom allgemeinen Kirchenglauben abweichende Lehren vorzutragen, der dürfte auch, wenn er das wirklich glaubt, was er lehrt, die Einsicht von der Wichtigkeit und Heiligkeit seines Berufes besitzen, daß er diese Lehre nur den Auserwählten vorträgt, welche unter seiner Leitung zu einer näheren Anschauung Gottes gelangen zu können glauben, aber von einer Gemeinde scheidet, welcher er sich selbst durch seine Lehren entfremdet hat.

Was Sie aber auch in dieser Hinsicht zu thun gesonnen sind, wir selbst werden, nachdem wir die Überzeugung erlangt haben, daß die von Ihnen verbreiteten Lehren Irrlehren und dem Geiste des Christenthums fremd sind, niemals weder eine Kirche besuchen, in welcher Sie die Kanzel betreten, noch unsere Kinder Ihrem Religionsunterrichte anvertrauen, sondern wenn es seyn muß, uns als eine Kirchengemeinde auflösen, und zu anderen Gemeinden übergehen, welche der Leitung solcher Seelsorger anvertrauet sind, zu denen wir ein größeres Zutrauen haben.

Überzeugt, daß Sie diese Erklärung nicht darüber in Zweifel lassen kann, was Ihnen in einem solchen Falle Ehre und Klugheit zu thun gebietet, bitten wir Sie, dieselbige zu beherzigen und dadurch jedes weitere Ärgerniß zu verhüten.

Kassel am 25. Februar 1835.

Hochachtungsvoll und ergebenst ꝛc.

(Es folgen 115 Unterschriften.)

(Schluß folgt.)

*) In der Aufforderung heißt es nicht: „durch einen guten Lebenswandel allein," sondern: „durch den Lebenswandel allein." Es wird aber auch diese Fassung anerkannt und erinnert an den Ausspruch Jesu: Wenn ihr Alles gethan habt, was ihr zu thun schuldig seyd, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren. —



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 20. Mai. № 40.

## Über Möhler's Symbolik.

(Schluß.)

In der That, dies stimmt nahe genug mit unseren Symbolen überein, so daß Möhler's Polemik gegen Melanchthon, welcher in der Apologie fast eben so wie er die Erbsünde als Ohnmacht, Gott wahrhaft zu erkennen und zu lieben und als verkehrte Neigung darstellt, wirklich keinen anderen Grund hat, als das vorerwähnte Mißverständniß, Melanchthon läugne nicht bloß die Kraft (potentiam) der Geistesvermögen zur rechten Erkenntniß und Liebe Gottes, sondern die Vermögen selbst, gleich als läugne Jemand den Fuß, wenn er seine Lähmung behauptet. Die Differenz in der Sache kann höchstens nur noch eine graduelle seyn, indem nämlich unsere Symbole dem gefallenen Menschen als solchem jene Kraft durchaus absprechen, katholische Theologen dagegen seinem freien Willen die Kraft beimessen, „dem fleischlichen Hange nicht ganz erfolglos und auch nicht bloß auf eine äußerliche Weise entgegenzuarbeiten, obgleich sie sich selbst überlassen, nicht so viel vermag, vollkommene, ihrem inneren Wesen nach ganz sittlich gute und somit gottgefällige Handlungen zu thun." 3te A. S. 74.

Gewiß indeß betrifft auch hier der Streit nicht sowohl das Vermögen und Unvermögen selbst, als den moralischen Charakter desselben. Auch der Protestant erkennt das natürliche Gute in der justitia rationis an. Apol. S. 61 ff. Die Streitfrage aber ist, ob dieses natürliche Gute wahrhaft geistlich gut sey oder nicht, vor Gottes Gericht gelte oder nicht? Im Grunde hat selbst unser Gegner diese Frage in der eben angeführten Bemerkung verneinend beantwortet, indem er bekennt, daß der Mensch, ohnerachtet seiner natürlichen Freiheit, nicht vermag, gottgefällige, ihrem inneren Wesen nach (quoad substantiam actuum) ganz sittlich gute Handlungen zu thun. Hiemit ist zugegeben, daß allen seinen Werken etwas zur Vollendung, zur Gerechtigkeit fehlt, und daß sie somit fehlerhaft, ungerecht, sündhaft sind. Zwar wird man hier eine Gradbestimmung vorschieben, wonach sie, wenn auch nicht ganz, doch halb, doch einigermaßen gut seyen. Wir müssen indeß auf unsere obigen Bemerkungen verweisen, wonach, was nicht im geistlichen Sinne gerecht, ungerecht, was nicht gut, ungut, was nicht grad, krumm ist, obwohl allerdings zwischen den krummen Linien ein Gradunterschied statt findet. Wir bleiben dabei, daß alle Werke des natürlichen, unbekehrten Menschen, weil sie nicht in reiner Liebe Gottes geschehen, Gott nicht gefällig, sondern mißfällig, und insofern sie seinem Gesetze nicht entsprechen, welches nur durch die vollkommene Liebe erfüllt wird, sündhaft sind.

Dies führt zur weiteren Frage über die Sündhaftigkeit der ganzen menschlichen Natur in ihrem jetzigen Zustande. Hier liegt die Hauptdifferenz der Katholiken und Protestanten in diesem Artikel, welche für die wahre Erkenntniß unserer selbst und unseres Verhältnisses zur Erlösung große Bedeutung hat. Sie wurzelt in ihren verschiedenen Begriffen von der Sünde. Der protestantische gründet sich auf die Grundanschauung des Gesetzes nicht als einer Summe abstrakter Vorschriften für den Willen, sondern als der concreten Norm oder urbildlichen Idee der menschlichen Natur. Was von dieser urbildlichen Norm negativ oder positiv abweicht, ist abnorm, unrecht, und die Abnormität vom Gesetze (ἡ ἀνομία) oder das Unrechte ist die Sünde, 1 Joh. 3, 4. Hienach gibt es nicht bloß sündliche actus des Willens (peccata actualia), sondern auch einen sündlichen habitus des ganzen menschlichen Wesens, welcher in der sündlichen Willensthätigkeit actuell sich äußert. Der Begriff der Sünde dagegen, den die Vertheidiger des Tridentinum von Andrade an behaupten (nihil habere rationem peccati nisi fiat a sciente et volente Chemnit. Ex. Conc. Trid. P. 1. loc. 3. sect. 3.), und dem auch Möhler sich zuneigt, erkennt eigentlich nur peccata actualia oder Thatsünden an, welche der freie Wille wider besseres Wissen und Gewissen thut, eine Ansicht, die in ihren Consequenzen darauf hinausläuft, daß nur Überzeugungstreue Tugend, und Überzeugungsuntreue Sünde sey. Gewiß, wenn die Sünde die Abnormität des ganzen menschlichen Wesens ist, so concentrirt sie sich im Willen, als in dem Resultat seiner Thätigkeit; aber sie darum nur in den Willen setzen, ist eine ganz unwissenschaftliche Abstraktion desselben von der Totalität des menschlichen Seyns, dessen Spitze, nicht aber Basis er ist; und wiederum die Sündlichkeit dieser Willensäußerungen nur nach dem Maaßstabe der subjektiven Überzeugung bemessen, die, selbst in die Sünde verflochten, äußerst verkehrt seyn kann, ist eben so schrift- als begriffswidrig, wie das erstere schon Chemnitz a. a. O., das letztere Hegel (Philosophie des Rechts §. 140.) trefflich dargethan hat. Verharren wir nun bei jenem objektiven Maaßstabe des göttlichen Gesetzes oder Urbildes der menschlichen Natur, so muß uns der ganze jetzige Zustand derselben als abgewichen oder sündhaft erscheinen, und zwar erstlich darum, weil er der ursprünglichen Gottgefälligkeit, der ursprünglichen reinen Liebesgemeinschaft mit Gott, wozu er bestimmt ist, ermangelt und durchaus unvermögend ist, dieselbe aus sich selbst wieder zu erzeugen, und zweitens, weil an ihre Stelle die sündliche Concupiscenz der Selbstsucht, welche die Willensverkehrtheit erzeugt, getreten ist, non est privatio pura,*) sed et habitus corruptus, Apol. S. 55.

*) Herr Dr. Möhler spricht dagegen auch in der dritten Ausgabe noch (S. 72.) von einem „bloß negativen und privativen Charakter des Bösen," während er doch darin anderwärts die Willensverkehrtheit als positives Merkmal der Erbsünde zugibt, womit jedoch der Begriff der Concupiscenz nicht erschöpft ist. Daß diese in ihrer Fleischlichkeit vor dem Gesetz Sünde ist, setzt Röm. 7, 7. ff. außer Streit. Sie ist in ihrem Widerstreit

Eben jenen „Zustand der nackten Endlichkeit, der enthlößten, auf sich zurückgebrachten, sich selbst überlassenen Natur," den unser Gegner als bloß natürlich von der Erbsünde unterscheidet, S. 60., und ferner jene „forterbende, verkehrte, gegen den Geist sich empörende, übermächtige Sinnlichkeit, die er doch nicht selbst als Erbsünde betrachten will," betrachten wir, trotz ihm, als die Sündhaftigkeit und Erbsünde des Menschen, weil sie der ursprünglichen Gerechtigkeit seiner Natur, welche fortwährend die Normalbestimmung derselben bleibt, durch alle Stadien ihrer Entwickelung von Anfang bis zu Ende widerstreitet, und eben darum sie in's Unheil führt. Nicht das Wesen der menschlichen Natur, nicht ihre Endlichkeit, nicht ihre Sinnlichkeit, sondern die nackte, abstrakte selbstsüchtige Endlichkeit, die *verkehrte*, übermächtige, gegen den Geist sich empörende Fleischlichkeit, klagen wir an als ihr sündliches Verderben, wovon nur die rechtfertigende und heiligende Gnade des Erlösers sie erlösen kann. Unsere Theologie weiß nicht bloß, „was die Erbsünde nicht sey," womit sie selbst noch gar nicht gewußt wird, sondern sie weiß auch, was die Erbsünde sey, und erachtet diese Wissenschaft als grundwesentlich zur christlichen Erkenntniß. Die Alternative, in die uns Herr *Möhler* zwängen will, indem er auf die eine Seite eine unwissenschaftliche Unbestimmtheit als katholische Ansicht, auf die andere monströse Vorstellungen als protestantische stellt, ist nichtig. Wir sehen die menschliche Natur so an, wie jeder Menschenkenner, wie er selbst sie ansehen muß, und nur das ist der Unterschied, der wichtige und große Unterschied, daß wir diese ihre Beschaffenheit als eine aus dem Fall entsprungene, ganz unreine und sündliche erkennen, die durchaus nur in Christo gerechtfertigt werden kann, während die unevangelische Ansicht sie ganz oder zum Theil für bloß natürlich und in der Schöpfung gegründet hält, wodurch die Erlösung ihre wahre Bedeutung als Wiederherstellung vom Verderben der Sünde verliert und zu einer bloßen Vervollkommnung oder „Vollendung der Schöpfung"*) herabsinkt. So stark Herr Dr. *Möhler* diese Vorstellung an Herrn Dr. *Baur* bekämpft (neue Untersuchung der Lehrgegensätze, Mainz 1834, §. 29.), so steht er ihr doch mit seiner Ansicht vom Urstande und vom bloß privativen Charakter des Bösen, so wie vom status purorum naturalium näher als er denkt, und darum hegen wir die Hoffnung, daß er bei nochmals erneuter Erwägung den Begriff der Erbsünde noch strenger und vollständiger, als er schon in der dritten Ausgabe gethan, auffassen, und so, woran ihn die Bestimmungen der zuerst angeführten Tridentinischen Beschlüsse wenigstens nicht hindern, noch mehr der evangelischen Lehre darüber sich annähern werde. Gewiß dürfte er nach unserer apologetischen Darstellung anerkennen, daß dieses Lehrstück nicht bloß „aus einem sehr löblichen, tiefen Gefühle des menschlichen Elends, der allgemeinen Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit hervorgegangen ist," S. 75, sondern daß auch dieses Gefühl, welches mehr oder weniger dunkel die ganze Menschheit durchzieht, und in der Katholischen

gegen den Geist Sünde, auch wenn der Wille nicht in sie einwilligt, ebend. B. 21 ff.

*) Je mehr diese Ansicht, welche die Offenbarung in ein bloß graduelles Verhältniß zur Schöpfung stellt, einem gewissen Semirationalismus auch unter uns zusagt, um so mehr ist das Unevangelische derselben hervorzuheben.



Kirche wenigstens nicht zu entschiedener Klarheit gekommen, in der Evangelischen Kirche im Lichte des göttlichen Gesetzes zum bestimmtesten theologischen Bewußtseyn erhoben worden ist.

Was schließlich die Möhlerschen Vorwürfe gegen unsere Lehre de libero arbitrio anlangt, so sind sie durch die obige symbolmäßige Darstellung derselben schon erledigt. Allerdings spricht sie und muß sie dem Menschen im Stande der Sünde diejenige wahre göttliche Freiheit absprechen, welche ihm nur die Erlösung von der Sünde geben kann (Joh. 8, 36.), indem sie ihn vom Fluche und Zwange des Gesetzes befreit und durch die Liebe die Nothwendigkeit desselben zur Freiheit macht (liberatum arbitrium). Dagegen schreibt die Lehre unserer Symbole, eben so wie die katholische, seinem Willen eine natürliche Freiheit oder ein selbstständig wirkendes Wahlvermögen zu, jedoch ohne die semipelagianische Inconsequenz, vor einer geistlichen Erneuerung desselben seinen Wirkungen irgend einen geistlichen Erfolg, oder eine Geltung und Würdigkeit (auch nicht de congruo) vor dem Forum Gottes beizulegen, obwohl sie vor menschlichem Forum justitiae rationis libenter tribuit suas laudes.

Hiemit glauben wir die evangelische Anthropologie gegen die katholische der Möhlerschen Symbolik genugsam verantwortet.

---

## Das Evangelium und der Zeitgeist in Kassel.

(Schluß.)

Antwort des zweiten Predigers der Altstädter Gemeinde, L. F. Lange.

Als ich im Anfange dieses Monats mitten in der öffentlichen Aufregung, welche durch Verbreitung abgeschmackter Erzählungen unter den großen Haufen gegen mich herbeigeführt worden war, Ihr Schreiben vom 28. Februar d. J. erhielt, gewährte dasselbe, so schmerzhaft es mir war, daß darin eine große Anzahl Männer als meine Gegner auftraten, gegen welche ich gewiß stets nur Gefühle der Liebe gehegt habe, und so entschieden ich den Inhalt desselben bekämpfen muß, dennoch in gewisser Beziehung Freude und eine tröstliche Hoffnung. Erfreulich war es für mich, daß Sie es verschmähten, die auf eine fast unglaubliche Weise in dieser großen Stadt verbreiteten und von Vielen ohne Weiteres für wahr gehaltenen, völlig falschen Aussstreuungen über meine Wirksamkeit gegen mich als Beschuldigung vorzubringen. Sie greifen vielmehr meine *Lehre* an und bezeichnen mit Bestimmtheit *den* Satz, welchen Sie vorzugsweise als dem Geiste des Christenthums zuwider, als gefährlich, als die Heuchelei befördernd, zum Despotismus auch in Religionssachen führend, den Glauben an die Gerechtigkeit Gottes schwächend, und den Schöpfer zu einem willkührlichen Despoten, den Menschen aber zu einem Wurm herabwürdigend ansehen. Sie richten also Ihren Angriff dahin, wo es allerdings der Mühe werth ist, zu streiten; Sie entrücken die traurigen Vorfälle der neuesten Zeit dem Boden der Gemeinheit und der Klatscherei. Sie stellen eine bestimmte religiöse Lehre der meinigen entgegen, und der Gegensatz zwischen beiden ist allerdings so wichtig, er hängt mit den tiefsten Grundlagen unserer Zeit so innig zusammen, daß die Frage, welches von beiden eine Irrlehre sey, von weltgeschichtlicher Bedeutung ist. Sie haben die *Verwirrung*, welche bei den Meisten hierüber herrschte, verscheucht, Sie haben zwei bestimmte Gegensätze als Wahrheit und Irrthum bezeichnet, ein Jeder kann nun mit Klarheit sich entscheiden, welche Lehre er als die wahre betrachte, und eben hierin liegt zugleich die tröstliche Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit.

Mit Erstaunen aber wird man erfüllt, wenn man bemerkt, daß grade diejenige Lehre von Mitgliedern einer protestantischen Kirchengemeinde als Irrlehre, als dem Geiste des Christenthums fremd, als Gott und den Menschen entwürdigend und zum Despotismus führend bezeichnet wird, welche in sehr vielen Stellen der heiligen Schrift buchstäblich enthalten, und deren erst im späteren Mittelalter erfolgte Nichtbeachtung die eigentliche Veranlassung der Reformation durch Luther gewesen ist; daß es dieselbe Lehre ist, welche in den symbolischen Büchern der Protestanten, auf welche unsere reformirten und Lutherischen Geistlichen verpflichtet werden müssen, mit den allerbestimmtesten Ausdrücken vertheidigt worden ist, mit einem Worte, daß es diejenige Lehre ist, welche mit Recht als die Grundlage der christlichen Religion betrachtet werden muß.

Diese von Ihnen als Irrlehre bezeichnete Lehre besteht darin, daß der Mensch durch den Lebenswandel einen gerechten Anspruch auf ewige Seligkeit nicht habe, sondern daß bei dem eifrigsten und täglich zu erneuernden Bemühen, den Wandel rein und tadellos zu erhalten, wir erklären müssen, daß wir allzumal Sünder und ohne unser Verdienst aus der Gnade Gottes durch die Erlösung, welche durch Jesum Christum geschehen ist, gerecht werden.

Diese sogenannte Irrlehre ist aber aus dem Briefe des Apostels Paulus an die Römer Cap. 3. Vers 20—28. entnommen. Sie wird wiederholt in dem Briefe an die Galater Cap. 2. Vers 16.: „Weil wir wissen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesum Christum, so glauben wir auch an Christum Jesum, auf daß wir gerecht werden durch den Glauben an Christum und nicht durch des Gesetzes Werke, denn durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht." Ferner im Briefe an die Epheser Cap. 2. Vers 8.: „Aus Gnaden seyd ihr selig geworden durch den Glauben und dasselbe nicht aus euch; Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme;" so wie denn auch Christus bei Joh. 3, 16 ff. dem Nicodemus sagt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben: denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet," und dem Thomas (Joh. 14, 6.): „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich." Eben so rief Petrus, voll des heiligen Geistes, zu den Obersten und Aeltesten: „Es sey in keinem Andern Heil, es sey auch kein anderer Name gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als der Name Jesu Christi von Nazareth;" und der Apostel Johannes erklärt im ersten Briefe C. 2. V. 2.: „Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unseren, sondern auch für der ganzen Welt."

Daß aber dieser Glaube an Christus und seine Versöhnung kein todter seyn dürfe, daß er durch das stete Bestreben, seinen Lebenswandel rein zu erhalten, nothwendig bethätigt werden müsse, davon ist ebenfalls die heilige Schrift voll. Derselbe Apostel Paulus, welcher mit so kräftigen Worten die Verblendung derjenigen aufdeckt, welche durch ihre Werke selig werden zu können meinen, ruft unmittelbar nachher aus (Gal. 2, 17.): „Sollten wir aber, die da suchen durch Christum gerecht zu werden, auch noch selbst Sünder erfunden werden, so wäre Christus ein Sündendiener. Das sey ferne!" Christus selbst warnt (Matth. 7, 21.): „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel." Eben so sagt Johannes im ersten Briefe C. 2. V. 3.: „Und an dem merken wir, daß wir Christum kennen, so wir seine Gebote halten," wie denn auch der Apostel Jakobus (C. 2. V. 17—24.) darauf aufmerksam macht, wie derjenige Glaube ein todter sey, und allein nichts helfe, welcher nicht durch Werke, d. h. durch einen frommen Lebenswandel, bethätigt werde.



Überall aber wird, wie gezeigt worden ist, in der heiligen Schrift hervorgehoben, daß ohne den Glauben an die Versöhnung durch Christum wegen guter Werke der Mensch vor Gott nicht gerechtfertigt werden könne. Und dieses ist denn auch gleich anfangs der entschiedene Glaube der christlichen Kirche gewesen. In dem Briefe des Bischofs Clemens an die Corinther, welcher noch vor dem Ende des ersten Jahrhunderts geschrieben ist (C. 32.), heißt es: „Wir sind durch den Willen Gottes in Christo Jesu berufen und werden nicht durch uns selbst gerecht, noch durch unsere Weisheit, noch durch unseren Verstand, noch durch unsere Frömmigkeit, noch durch Werke, welche wir mit reinem Herzen verübt haben, sondern durch den Glauben, durch welchen uns Gott schon von Anfang an Alle gerechtfertigt hat. — Sollen wir darum die guten Werke unterlassen? — Mit nichten möge dieses Gott geschehen lassen, sondern mit Fleiß und Eifer laßt uns eilen, ein jedes gutes Werk vorzunehmen: denn er selbst, der Schöpfer und Herr über Alle, erfreuet sich an seinen Werken!"

Es kann nicht die Absicht seyn, hier näher anzuführen, wie dieser Grundpfeiler der christlichen Religion durch alle Jahrhunderte, seinem Wesen nach, von der Kirche festgehalten und gegen einzelne Sekten, welche der Selbstgerechtigkeit des Menschen fröhnten, wie insbesondere die Pelagianer, siegreich vertheidigt wurde. Es genüge hier, noch etwas näher zu zeigen, wie vornehmlich die Reformatoren, als im Laufe des Mittelalters diese Lehre durch die selbstständige Kraft, welche man den guten Werken beilegte, namentlich durch den darauf gestützten Ablaßkram entstellt worden war, mit dem größten Nachdruck wieder auf die reine unverstellte Lehre der heiligen Schrift, wie sie oben angegeben worden ist, drangen. Als sie in der Augsburgischen Confession die Summe aller christlichen Lehren zusammenstellten, und muthig ihren zahlreichen Gegnern gegenüber vertheidigten, erklärten sie im Art. 2., sie verwürfen die Lehre der Pelagianer, welche die Wohlthaten Christi schmälernd behaupteten, der Mensch könne durch eigene Kräfte der Vernunft vor Gott gerecht werden; ferner im Art. 4., sie lehrten, daß die Menschen vor Gott nicht durch selbsteigene Kräfte, Verdienste oder Werke gerechtfertigt werden könnten, sondern umsonst wegen Christi durch den Glauben gerechtfertigt würden, wenn sie nämlich glaubten, in die Gnade aufgenommen zu seyn und Vergebung der Sünden erhalten zu haben um Christi willen, der durch seinen Tod für unsere Sünden genug gethan habe. Endlich sagen sie im Art. 20.:

„Fälschlich werden die Unsrigen angeklagt, daß sie gute Werke verhinderten; denn die Schriften, welche von ihnen über die zehn Gebote vorhanden sind und andere (ähnlichen Inhalts) bezeugen, daß sie von allen Ständen und Pflichten des Lebens nützlich gelehrt haben. — Da (jedoch) die Lehre vom Glauben, die die Hauptlehre in der Kirche seyn muß, so lange unbekannt gelegen, wie Alle eingestehen müssen, daß von der Gerechtigkeit des Glaubens in den Predigten die tiefste Stille geherrscht und nur die Lehre von den Werken in der Kirche getrieben worden, so haben die Unsrigen vom Glauben so in den Kirchen unterrichtet: Erstlich, daß unsere Werke nicht Gott versöhnen oder Vergebung der Sünden und Gnade und Rechtfertigung verdienen können, sondern diese erlangen wir nur durch den Glauben, indem wir glauben, daß wir in die Gnade aufgenommen seyen um Christi willen, der allein als Mittler und Versöhner aufgestellt sey, wodurch der Vater sich mit uns versöhnt. Wer daher vermeint, durch Werke die Gnade zu verdienen, der verachtet Christi Verdienst und Gnade und sucht ohne Christus durch menschliche Kräfte einen Weg zu Gott, da doch Christus von sich gesagt: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater ohne durch mich. — Obgleich aber diese Lehre von Unerfahrenen hintangesetzt wird, so erfahren

doch fromme und zarte Gewissen, daß sie sehr viel Trost gewähre, weil die Gewissen durch keine Werke zufrieden gestellt werden können, sondern nur durch den Glauben, wenn sie sich fest überzeugt halten, daß sie durch Christum einen versöhnten Gott haben. — Sodann lehren die Unsrigen, daß man gute Werke thun müsse, nicht als ob man dadurch Gnade vor Gott zu verdienen meinte, sondern weil es Gottes Wille ist und weil durch den Glauben der heilige Geist erlangt wird, so werden die Herzen dadurch erneut und mit neuen Gefühlen angethan, so daß sie gute Werke hervorbringen können. — Daraus erhellet, daß diese Lehre nicht anzuklagen sey, als verhindere sie gute Werke, sondern vielmehr zu loben, weil sie zeigt, wie wir gute Werke thun können: denn ohne Glauben kann die menschliche Natur auf keine Weise die ersten Gebote erfüllen. Ohne Glauben ruft sie Gott nicht an, erwartet nichts von ihm, und trägt ihr Kreuz nicht in Geduld, sondern sucht menschliche Stützen und setzt darauf ihr Vertrauen. Alle Begierden herrschen im Herzen und menschliche Anschläge regieren es, wenn der Glaube und wahres Vertrauen auf Gott ihm mangelt. Daher sagt auch Christus Joh. 15, 5.: „„Ohne mich könnt ihr nichts thun.““

In der Apologie der Augsburgischen Confession führen die Reformatoren diese Lehre noch weiter auf das Gründlichste und Beredteste aus und sagen namentlich im Anfange des darauf bezüglichen Abschnittes, ihre Gegner lehrten, die Menschen verdienten dadurch Vergebung der Sünden, wenn sie thäten, was sie vermöchten, d. h. wenn die Vernunft die Sünde bereuend die Liebe Gottes erwecke oder gute Werke nach Gottes Willen verrichtet; in dieser Lehre sehen aber viele große und gefährliche Irrthümer enthalten, und man möge nur das bedenken: Wenn hierin die christliche Gerechtigkeit bestehe, worin bestehe alsdann der Unterschied zwischen der Philosophie und dem Christenthum? Wenn wir die Vergebung der Sünden durch diese unsere Handlungen verdienten, was helfe dann Christus? Wenn wir gerechtfertigt werden könnten durch die Vernunft und die Werke der Vernunft, wozu habe es Christi oder der Wiedergeburt bedurft?

Daß in dieser Lehre Reformirte und Lutheraner völlig übereinstimmen, [wie denn die Hessische Kirchenordnung vom Jahre 1657 Cap. 16. §. 4. ausdrücklich bestimmt, daß die reformirten Geistlichen bei der Ordination auf die Augsburgische Confession und deren Apologie verpflichtet werden sollen (vgl. Pfeiffer's K. N. §. 101.)], ersieht man auch aus dem Heidelberger Katechismus im zweiten Theile, worin auf die Frage, wodurch man gerecht vor Gott werde, geantwortet wird: „Allein durch den wahren Glauben an Jesum Christum, also daß, ob mich schon mein Gewissen anklagt, daß ich wider alle Gebote schwer gesündigt und derselben keines gehalten habe, auch noch immerdar zum Bösen geneigt bin, doch Gott ohne alle mein Verdienst aus lauter Gnade mir die vollkommene Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi schenket und zurechnet, als hätte ich nie Sünden begangen, noch gehabt, und selbst alle den Gehorsam vollbracht, den Christus für mich hat geleistet, wenn ich allein solche Wohlthaten mit gläubigem Herzen annehme;“ auf die Frage aber: ob diese Lehre nicht sorglose Leute mache? erwiedert: „nein, denn es ist unmöglich, daß die, so Christo durch wahren Glauben eingepflanzt sind, nicht Frucht der Dankbarkeit bringen sollten.“

Dieses ist also die einstimmige, auf den bestimmtesten Erklärungen der heiligen Schrift beruhende Lehre der Evangelischen Kirche. Und welches ist die Lehre, welche Sie in Ihrem Schreiben bekennen? — „Derjenige“ sagen Sie, „welcher stets nach seiner Überzeugung das Gute thut und das Böse meidet, einen rechtlichen, gottgefälligen Lebenswandel führt, hat auf die Seligkeit Anspruch, er möge einem Glauben angehören, welchem er wolle.“



Sollte es möglich seyn, daß Sie noch jetzt, nach dem bisher Gesagten, diese Lehre für die christliche halten, daß Sie die andere, oben angeführte, als dem Christenthume zuwider, als Gott und den Menschen entwürdigend betrachten können? Müssen Sie nicht bei gewissenhafter Überlegung eingestehen, daß, wenn Sie bei der von Ihnen ausgesprochenen Lehre beharren, Sie aus der christlichen Kirche austreten, daß Sie Christum als Ihren Erlöser aufgeben? Müssen Sie nicht beben bei dem Gedanken, ob dann, wenn wirklich nur der Lebenswandel Anspruch auf Seligkeit gibt, auch das Leben eines jeden Einzelnen stets so untadelhaft ist, daß er einen Anspruch auf Seligkeit von Rechtswegen geltend machen könne? Müssen Sie nicht eingestehen, daß, wenn es auf den Glauben nicht ankomme, sondern nur auf die Handlungen, das Fundament aller Religion über den Haufen geworfen wird?

Doch ich bin weit entfernt, Ihnen deshalb mit Vorwürfen zu begegnen. Sehr Viele in unserer Zeit sind leider in einem ähnlichen Irrthume, wie Sie, begriffen. Er hängt damit zusammen, daß man in der neueren Zeit in dem Vertrauen auf menschliche Weisheit, das Fundament der christlichen Kirche, die heilige Schrift und ihre göttlichen Offenbarungen, in den Hintergrund, ja sogar bei Vielen in gänzliche Vergessenheit gedrängt hat, daß man, getäuscht durch Selbstliebe, den Menschen als ein auf sich selbst hingewiesenes, in sich selbst die Summe aller Vortrefflichkeit enthaltendes, der Demuth nicht bedürftiges Wesen betrachtete, und so der Selbstgerechtigkeit, diesem Krebsschaden unserer Zeit, Thor und Thür öffnete. Er hängt aber auch mit der an sich auf einem nicht tadelnswerthen Motive beruhenden Ansicht zusammen, als ob die Evangelische Kirche dadurch, daß sie auf den Grund der ausdrücklichen Aussprüche der heiligen Schrift die Seligkeit an den Namen Jesu knüpfe, diejenigen, welche Christum ohne ihre Schuld nicht kennen gelernt haben, dem ewigen Verderben Preis gäbe, eine Ansicht, die ich niemals, weder auf den Grund der heiligen Schrift noch der symbolischen Bücher, vorgetragen habe.

Dagegen habe ich es für meine heiligste Pflicht als Prediger des Evangeliums gehalten, mit Ernst und Nachdruck die reine evangelische Lehre von der Rechtfertigung durch Christum vorzutragen und zwar grade um so mehr, je häufiger dieselbe seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts verkannt oder mit Stillschweigen übergangen worden ist, wie denn Ihr Schreiben grade am besten beweist, wie Viele bisher auf ganz unbefangene Weise etwas für eine Irrlehre gehalten haben, wovon sie bisher nicht gehört hatten, daß es eine der Hauptlehren des Christenthums und der Evangelischen Kirche insbesondere sey. Darum habe ich auch ausmerksam gemacht auf solche Schriften, welche, wie die sogenannten Stunden der Andacht, diese Lehre in den Hintergrund drängen, und durch ihre große Verbreitung den Irrthum über die wichtigsten Gegenstände der Religion nur befördern. Stets aber habe ich nur die Sache vor Augen gehabt, und die Beschuldigung, daß ich persönliche Angriffe von der Kanzel herab gemacht hätte, muß ich als völlig ungegründet in Abrede stellen. Meine Handlungsweise war vielmehr nach derjenigen eingerichtet, welche ein alter Kirchenvater vorschreibt: In allem Wesentlichen dringet auf Einheit, in zweifelhaften Dingen lasset der Freiheit Spielraum, in Allem aber bewahret die Liebe gegen einander.

So hoffe ich denn auch zu Gott, daß diese Antwort, welche im Gefühl der Liebe und mit dem Bewußtseyn an Sie gerichtet ist, daß es sich um die Aufrechthaltung des Grundgebäudes unserer heiligen Religion, um das, was vor Allem Noth thut, handelt, bei Ihnen eine gesegnete Wirkung hervorbringen werde.

Kassel im März 1835.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 23. Mai. № 41.

## Das Christenthum auf den Südsee-Inseln und seine Feinde.

Die Angriffe auf die Missionen, besonders der Südsee, werden in demselben Maaße heftiger, als ihre Wirkungen entschiedener hervortreten und den brutalen Leidenschaften der dorthin segelnden Europäer und Amerikaner einen kräftigen Damm setzen. Wer noch immer so gutmüthig ist, zu meinen, daß bei jedem Tadel doch stets etwas Wahres zu Grunde liegen müsse, der könnte sich beim Missionswesen überzeugen, daß er eine allzugünstige Vorstellung von der Güte der menschlichen Natur hege. Kotzebue und Ähnliche haben handgreifliche Unwahrheiten verbreitet. Aus ihren eigenen Worten konnte man sie schlagend widerlegen; aber man hat sie auch durch klare und unabweisbare Argumente zurückgewiesen. Nichts deste weniger werden dieselben Lügen immer wieder vorgebracht und die schwersten Anklagen darauf gegründet. Verhielte es sich so, wie diese Leute sagen, so müßte man eine peinliche Untersuchung über alle Missionsgesellschaften und ihre Sendlinge verhängen und die Schuldigen zu Feuer und Schwerdt verdammen. Aus dem Übermaaße der Beschuldigungen kann jeder Verständige die Grundlosigkeit derselben erkennen. Einer der frechsten Ausfälle auf die Missionen insgesammt ist mir so eben in dem „Handbuch der Geographie nach Balbi's Abrégé von Dr. Karl Andree" in Braunschweig zu Gesichte gekommen. Dieser Mann sagt Bd. II. S. 296., ich weiß nicht ob mit Balbi's oder mit seinen Worten: „Sehr verschieden von den katholischen Missionaren und besonders von den Jesuiten, verbieten die protestantischen Sendlinge, zum Beispiel auf Sandwich am Sonntage Feuer anzuzünden, sich zu baden, auf die Jagd zu gehen, und sich überhaupt zu belustigen; und nach Lord Byron haben diese christlich frommen Narren die Eingeborenen dem Ackerbau entrissen, um sie in der Hauptstadt lesen zu lehren. Auf Tahiti sind diese Menschen nicht duldsamer gewesen, und es ist daher zu fürchten, daß die Neubekehrten, zurückgeschreckt durch so viel Strenge, sich von einer Religion wieder abwenden, deren erhabene Moral sie nicht zu schätzen wissen und die ihnen bis jetzt noch wenig Ersatz für das Verlorene geleistet hat. Es ist schon von mehreren Reisenden bemerkt worden, daß manche ihrer vormaligen Industriezweige zu Grunde gegangen sind, ohne daß die Missionare ihnen etwas dafür beizubringen gewußt hätten, das als Entschädigung hätte dienen können." So viele Zeilen, so viele Lügen, Verdrehungen und Sünden der Unwissenheit. Doch lassen wir dies dem Franzosen, und bemerken nur das Eine, daß die Reisebeschreibung, welche hier vorzüglich benutzt und Lord Byron, dem Namenserben des Dichters, zugeschrieben wird,*) die elende Compilation einer Frau Graham aus mehreren Tagebüchern untergeordneter Offiziere des Schiffes ist, eine buchhändlerische Spekulation auf den berühmten Namen, worin das Beste dem interessanten Werke des Missionar Ellis: Narrative of a Tour through Hawaii, welches damals eben erschienen war, entnommen ist. Ich begnüge mich, auf Krohn's kleine gründliche Schrift zu verweisen.*) Ich habe es hier besonders mit der Anmerkung zu thun, welche Dr. Andree beigefügt und mit seinem A. bezeichnet hat. Sie lautet: „So sehr man empört seyn muß über die Art und Weise, mit welcher in den ersten Zeiten nach Entdeckung Amerikas die Spanischen Mönche den Amerikanischen Wilden zum Christenthum zu bekehren suchten, so kann doch keiner von uns Protestanten läugnen, daß die katholischen Missionare ihre Stellung im Allgemeinen viel besser begriffen und weit segensreicher gewirkt haben, als die Mehrzahl der Protestanten, deren Sendlinge leider nicht überall ein solches Lob verdienen, wie die auf Labrador. Es ist schauderhaft, wie diese Don Quichottes des Christenthums es auf den Südsee-Inseln treiben; denn daß diese Männer, die überall Liebe und Evangelium im Munde führen, sich am Sonntage, wo der Indianer nicht baden und kein Feuer anzünden soll, drei und mehrere Meilen weit auf den Schultern dieser Armen, obschon Ochsen und Wagen vorhanden sind, in die Kirche tragen lassen, ist eine der geringsten Sünden dieser Affter-Apostel, von denen man bei Vielen nachweisen könnte, daß sie hirnverbrannt und tollhausreif sind. Es sind diese Individuen ein Skandalum für einen Jeden, der es redlich mit dem Christenthume meint. So sehr besonders seit einiger Zeit wieder der Versuch gemacht worden ist, gegen die vielfachen Klagen und Beschuldigungen, die zu laut wurden, als daß man sie ferner mit frommem Achselzucken abweisen konnte, diese Missionare zu vertheidigen, so wenig ist es gelungen. Faktum bleibt, daß auf vielen Inseln, seitdem Missionare dahin gekommen sind, und ihr Christenthum und was daran hängt, gelehrt haben, die Bevölkerung binnen Kurzem sich um drei Viertheile verminderte. Es ist unsäglich, was diese Menschen für Unheil angerichtet haben und noch anrichten. Vernünftiger wäre es, verständiger und gerechter, den Indianer, wenn man ihm für seinen früheren Zustand nichts Besseres geben kann, darin zu belassen. Gute Missionare sind gewiß die größte Wohlthat, und deren Wirksamkeit das segensreichste und beloh-

*) Voyage of His Majesty's Ship Blonde to the Sandwich Islands in the years 1824—25. Captain the Right Hon. Lord Byron, Commander. London 1826. 4. pp. X u. 260. 2 Guineen.

*) Hienach wird ein unpartheiischer Forscher wie Herr Volger die von Kotzebue entlehnte romanhafte Geschichte Tahitis und die unwahren Äußerungen über die Missionen der Gesellschafts- und Sandwich-Inseln in einer neuen Auflage berichtigen; s. dessen Handbuch der Geographie, 3te Aufl. II. S. 462 f. 468 f.

nendste Geschäft, das den Himmel schon auf Erden bringt; aber gegen die Mehrzahl der Englischen, Amerikanischen und auch Deutschen Sendlinge kann man nicht scharf genug seyn, denn sie sind Mörder in mehrfacher Hinsicht und es fehlt zum Unglück an Jemand, der Macht genug hätte, diese Krämer mit Peitschenhieben aus dem Tempel des Herrn zu jagen." Es wäre vergebliche Mühe, einem Gegner, wie dieser ist, Beweise vorzuhalten; denn er kennt ja die Widerlegungen seiner Vorwürfe, die unter andern Krohn in dem Schriftchen: „Das Missionswesen in der Südsee, Hamburg bei Perthes 1833," gründlich geführt hat. Nur das Faktum von der auffallenden Volksabnahme seit Ankunft der Missionare wollen wir noch etwas näher untersuchen, da es bei Krohn S. 99 f. und S. 103. nicht vollständig mit zuverlässigen Belegen in's Licht gesetzt wird, und dem Unpartheiischen Besorgniß erregen könnte. Der Spanier Boenechea zählte 1774 auf Tahiti zwischen 15 und 16,000 Einwohner, Cook 1778 nach einer ungefähren Schätzung der versammelten Kriegskähne 120—160,000; die Missionare, als sie 1797 auf Tahiti landeten, meinten anfangs 50,000 Menschen rechnen zu können, aber dem Kapitän Wilson, welcher sie dahin gebracht hatte, schien dies noch zu viel. Siehe Mortimer's Geschichte der neuesten evangelischen Anstalten in England. Barby 1800, S. 456. Er trug daher dem ersten Steuermann, W. Wilson, auf, eine genauere Zählung vorzunehmen. Dieser durchreiste die ganze Insel und brachte nach einer Methode, welche eher zu viel Menschen als zu wenig ergeben konnte, auf ganz Tahiti (S. 472.) „ungefähr 16,050 Seelen" heraus, auf der größeren Halbinsel 12,042, auf Taiarapu 4,008; die Methode ist am angeführten Orte näher nachzusehen. *) Geht es daraus nicht sonnenklar hervor, daß Cook sich gewaltig verrechnet hat? Und auf solche schon längst, z. B. von E. A. W. v. Zimmermann in seinem Australien 1810 berichtigte Irrthümer werden jetzt die schwärzesten Anklagen gegen die Missionare gegründet! Die genaueste Zählung fand im Jahre 1802, also dreizehn Jahre vor Einführung des Christenthums, durch die Missionare Jefferson und Scott statt. Sie fanden auf ganz Tahiti nicht mehr als 7,000 Seelen, **) das Innere des Landes völlig verlassen, alle Gegenden durch den unlängst beendigten Krieg entvölkert. Ein Brief vom 29. August 1803 wird hoffentlich jeden Schatten von Zweifel vernichten; die Missionare schreiben aus Matawai in Tahiti: ***) „Menschenopfer werden noch immer häufig dargebracht und Pomare übt alle herkömmlichen abscheulichen Künste zur Versöhnung seiner Götter. Der Kindermord dauert fort und vernichtet neben den Menschenopfern und Krankheiten fast die ganze Bevölkerung Tahitis. Die von Wilson im Jahre 1797 berechnete Einwohnerzahl ist jetzt auf weniger als die Hälfte heruntergebracht. Es sind nicht 8,000 Einwohner auf der Insel.

*) Oder auch Voyage to the Southern Pacific Ocean 1796—98 in the ship Duff, commanded by Capt. J. Wilson. London 1799. Übersetzung S. 301. Note und S. 333.

**) Transactions of the Missionary Society. 1806. Vol. II. S. 129. Daraus: Baseler Missionsmagazin. 1819. S. 305.

***) Transactions. II. S. 144.



Einige unter uns vermuthen, daß es nicht mehr als 5,000 sind. Wenn Kapitän Cook's Zählung von 200,000 (die wir gar sehr bezweifeln) irgend richtig wäre, welche furchtbare Niederlage hätte dann der Tod in wenig Jahren angerichtet! Die Tahitier werfen allenthalben den Engländern die Einführung der Übel vor, welchen sie die Entvölkerung ihres Landes zuschreiben müssen; aber sie glauben es uns nicht, wenn wir ihnen zeigen, daß ihre Gottlosigkeiten das Gericht des allein wahren und lebendigen Gottes auf sie herabziehen, und kümmern sich nur wenig darum, wenn wir sie zu Christus, als dem einzigen Sühnopfer für die Sünde, weisen. Im Gegentheil verachtet die Mehrzahl das Wort des Lebens und schilt es eine Thorheit. Der Zustand Tahitis ist elender und trauriger, als Sie es sich vorstellen können. Schaaren sterben zu unserer Rechten und zu unserer Linken ohne Gott dahin, ohne Christum, ohne Hoffnung und ohne den leisesten Wunsch, nach Gott zu fragen, ob sie ihn etwa finden möchten. Ergrimmt, ihre Verwandten und Freunde überall schmerzhaften Siechthümern unterliegen zu sehen, betrachten uns Viele mit scheelen Blicken und nicht Wenige sind geneigt, uns den Tod ihrer Landsleute und Eindrängung in ihr Land aufzulasten." Das ist also die einfache Wahrheit, welche so schmählich entstellt worden ist. Bis zum Jahre 1815 mag das Unglück des Volkes noch sehr gestiegen seyn. Mit der Einführung des Christenthums in diesem Jahre kehrte Friede, Freude, Keuschheit und Mäßigkeit zurück. Otto v. Kotzebue kam 1825 nach Tahiti und gibt 8,000 Einwohner an. Sechs Jahre später zählte die Königin Pomare Vahine in einem Briefe an den Präsidenten der Vereinigten Staaten 10,000 Unterthanen. Die Volksmenge mehrte sich nach Aufhebung der Hindernisse unter dem glücklichen Himmelsstriche zusehends und ist beständig im Anwachs geblieben. Nun urtheile man über Kotzebue's Worte, die allen nachfolgenden Anklagen zu Grunde liegen: „Daß Pocken oder Pest gewüthet hätten, darüber ist keine Nachricht vorhanden. Es ist also die blutige Einführung der Missionarreligion, welche hier die Stelle der verheerenden Seuchen vertreten hat. Ich glaube gern, daß die frommen Leute selbst über die Folgen ihres Bekehrungseifers erschracken; aber sie haben sich völlig getröstet, und fahren fort, über die Aufrechthaltung aller Vorschriften ihrer Lehre mit der größten Strenge zu wachen. Daher ist denn auch bei dem kleinen Überreste des gemordeten Volkes die freudige Lebenskraft und die vormals bewundernswürdige Industrie durch das viele Beten fast untergegangen" (O. v. K. in der Allgemeinen Kirchenzeitung 1828 Nr. 111.). Scham und Schmach über den leichtsinnigen Schwätzer und seine leichtgläubigen Nachbeter! Faktum bleibt es also, daß auf vielen Inseln nach Ankunft der Europäer sich die Bevölkerung sehr vermindert hat, aber den Schluß, daß die Missionare daran schuld seyen, überlassen wir der Logik eines Braunschweiger Deisten nach dem bekannten Schulmuster: Der Stab steht im Winkel, also regnet es draußen.

(Fortsetzung folgt.)

# Nachrichten.

(Französischer Silben.) Wegen der Ansteckung mit aufrührerischer Gesinnung haben unsere Regierungen Deutschen Handwerkern den Aufenthalt in der Schweiz untersagt. Es gibt aber noch eine andere Ansteckung, die nicht minder gefährlich und verderblich ist, die Ansteckung mit Gottlosigkeit und Unsittlichkeit. Wie groß die Gefahr von dieser Seite in Französischen Landen ist, ergibt sich aus den Briefen eines jungen Deutschen Handwerkers, welcher das Glück einer christlichen Erziehung genossen hat, und durch ernste Frömmigkeit unter dem Schutz der göttlichen Gnade den Lockungen des Fremdlandes entgeht. Wir hoffen, nicht wider den Willen des Schreibers zu handeln, wenn wir zur Warnung Aller, denen Jünglinge zur Pflege befohlen sind, das Mittheilbare in einen größeren Kreis einführen.

Lausanne, Oktober 1830. Charakter, Sitten und Lebensart gefallen mir hier in Wälschland gar nicht. Man ist unsäthig und unreinlich; von Schamhaftigkeit weiß man nichts. An Sonntagen geht es in Lausanne zu, wie in Sodom und Gomorrha. Feile Dirnen füllen bei der Nacht die Straßen; mit einem Worte — es ist hier fürchterlich. Ich sehne mich nach dem Frühjahr, wo ich meinen Wanderstab weiter setzen kann; mich verlangt auch sehr, Lyon zu sehen, und wenn es Gottes Wille ist, so bleibe ich nächsten Winter in Marseille oder Toulon. In meinem Speisehaus höre ich gar viel von der weiten Welt erzählen, so daß meine Reiselust nicht einschlafen kann. An dem Tische, an welchem ich speise, sitzen Leute von allen Nationen und Ständen, Gelehrte und Ignoranten, Handwerksburschen und Studenten, Tanz- und Fechtmeister und Müssiggänger jeder Art; kurz Krethi und Plethi haben ihren Sitz in meinem Kosthaus. Besonders zeichnen sich die Italiener und Franzosen aus und haben das Lob — wenige Ausnahmen abgerechnet — zur verworfensten Klasse von Menschen zu gehören; denn was Ehrbarkeit, Anstand und Kenschheit verletzt, ist ihr beständiges Gespräch vor, bei und nach dem Essen, und man muß von Gottes Kraft durchdrungen seyn, um ihren Verführungen zu widerstehen. Ich habe mir zwar nie von der Sittlichkeit des Französischen und Italienischen Volkes eine hohe Vorstellung gemacht, aber meine Erfahrungen haben das Gerücht überstiegen, und könnte ich fertig Französisch, bente noch würde ich meinen Reiseplan ändern, dem abscheulichen Frankreich den Rücken kehren und mein gelobtes England begrüßen. — Februar 1831: Die Französische Lebensart ist mir schon in dieser kurzen Zeit zum Ekel geworden, und wollte ich meinem Unwillen freien Lauf lassen, so könnte ich Bogen füllen voll Gräuel und Gottlosigkeit, welche die Menschenklasse, zu welcher ich gehöre, verübt. Was ich allen hier befindlichen Deutschen Handwerksburschen zur Schande nachsagen muß: sie suchen die Französische Lebensart möglichst nachzunahmen und es gelingt ihnen auch gut, denn nicht selten übertreffen diese Deutschen die Franzosen in allen Lastern. Jeder Deutsche Handwerksbursche scheint es sich zur Pflicht gemacht zu haben, ein wälsches Mädchen als Konkubine zu halten; wer nicht zur Fahne des Lasters schwören will, ist ein sogenannter Momier oder Kopfhänger. — Was meinen Meister betrifft, so bin ich diesem guten Herrn allen Dank schuldig, und obschon andere Gesellen ihn als einen bösen und unverträgsamen Mann schildern, so kenne ich ihn nur als einen Feind aller Lumperei, und als einen heftigen Eiferer gegen Feiertagmachen. Kurz, er ist mir lieb, und nach seinem Betragen gegen mich zu urtheilen, glaube auch ich ihm lieb zu seyn. Doch was mir an ihm nicht gefällt, ist, daß er keinen Gott und keinen Teufel glaubt. Er spottet auf eine fürchterliche Art über die heiligsten Dinge und stößt die gräßlichsten Redensarten über die Gottheit aus. Doch könnt ihr leicht begreifen, wie wenig mich seine Äußerungen rühren. Ich höre dergleichen Reden mit scheinbarer Gleichgültigkeit an, gebe gar keine Antwort darauf, und auf diese Weise hört er dann von selbst auf. — Später: Mit meinem Herrn bin ich außerordentlich zufrieden, erstens, weil er seine Arbeiter gut und pünktlich bezahlt, und zweitens, weil er sich so viel Mühe gibt, mich im Französischen immer weiter zu bringen. Bei dem allen ist er der gottloseste Mann, den ich je gesehen habe. Vor einigen Tagen hatten wir ein in seiner Art recht merkwürdiges Gespräch über Religion und Christenthum. Ich hätte ihm früher mehr religiöse Grundsätze zugetraut, da er sich unter den Freimaurern befindet. Er meint nämlich, das sey Gott, wenn man brav Geld habe, und das sey Teufel, wenn der Beutel leer sey. Jesus Christus sey ein Mann, wie der erlauchte Napoleon u. s. w. Solchen Unsinn behauptet dieser bedauernswürdige Mann, der sich von nichts Besserem will überzeugen lassen. Er bietet, so oft wir diese Materie berühren, all seine Beredsamkeit auf, um mich auf den rechten Weg zu bringen; doch da er kein offenes Ohr, sondern ein verstocktes Herz findet, so kann er mich höchstens bedauern und sich darüber wundern, daß ein so junger Bursche von 21 Jahren die Bibel als unbedingte Wahrheit betrachte. — Unter den hiesigen Handwerksburschen herrscht eine unglaubliche Sittenlosigkeit. Täglich hört man, daß sich wieder einer wegen Schulden oder unzüchtigen Lebens über die Kantonsgränze geflüchtet habe. Was Sittsamkeit, Schamhaftigkeit und Keuschheit ist, weiß man in Lausanne gar nicht; in Genf soll es jedoch noch ärger seyn.

Im Mai 1831, Savoyen. Ziemlich spät kam ich in das erste Savoyische Dorf St. Julien. Ehe ich schlafen ging, kam noch ein Polizeisoldat, der mich zum Gränzcommissär abholte, nur meinen Paß zu besehen. Dieser Herr durchlas mit Kopfschütteln meinen Paß, und nachdem er die Hieroglyphen desselben (denn er war ganz Deutsch) aufmerksam durchgemustert hatte, visirte er ihn. Nur halb ruhig legte ich mich zu Bett, denn den andern Tag wartete ein härteres Gericht auf mich. Kaum graute der Tag, so hatte ich meinen Bündel schon auf dem Rücken, und wanderte getrost meinen Peinigern entgegen. Sie standen schon im Wege und lauerten wie Tiger auf Raub, mit Argusaugen. Zuerst beschante man mich von Kopf bis zu Fuß, und fragte mich dann, ob ich Contrebande mitführe; als ich es getrost verneinte, führten sie mich in ein schwarzes Zimmerchen und fielen gleich Räubern über mein armes Felleisen her. Jedes Stückchen wurde genau besichtigt, alles aufgemacht, alles durchspäht; sie machten Miene, mir eine schöne Steckenadel als Contrebande zurückzubehalten; doch meine schwache Französische Zunge siegte. Endlich war man mit dem Felleisen fertig, und nun wühlte man um die Wette in meinen Taschen muher; sie fanden aber nichts als ein kleines Englisches Testament, ganz neu. Ich wußte wohl, daß Bücher ein streng verbotener Artikel sind, und wirklich wollte man mir mit Gewalt das Testament rauben; ich berief mich aber auf die Geistlichkeit, welche gebiete, Gottes Wort zu lesen. Sie lachten nur darüber; ich aber behauptete hartnäckig: Gottes Wort sey keine Contrebande, und so siegte ich endlich nach langem Disputiren. Ich packte meine Siebensachen zusammen und dankte Gott, als ich das Freie gewonnen hatte. Das Savoyardenvölkchen ist keineswegs so unfreundlich und feindselig gegen Fremde, wie diese Mauthbeamten; sie sind im Gegentheil äußerst artig und erzählen Alles, was man nur von fern im Sinne hat zu fragen. Religion haben die armen Savoyarden keine. Zwar haben sie den Namen katholischer Ehristen; aber erstens hassen sie mit Wuth ihre Priester, denen sie Schuld geben, daß sie das Mark ihrer Sprengel aussaugen, und dann leben sie in der bedauernswürdigsten Unwissenheit, von der sie sich nicht einmal wollen befreien lassen. In Chambery, der Hauptstadt Savoyens, fand ich eine Menge Klöster, die mit Schaaren von Mönchen angefüllt sind. Kapuziner gehen müssig herum und betragen sich so, daß es mich nicht wundert, wenn sie von Alt und Jung verachtet und verspottet werden. Sie haben aber durch den Tod des Kö-

nigs einen ziemlichen Schlag erhalten, denn der jetzige König soll, im Gegensatz des verstorbenen, kein Freund der Pfaffen seyn. Die Jesuiten hatten unter Königl. Begünstigung einen wirklich majestätischen Klosterbau unternommen; das herrliche Gebäude steht nun da wie ein Skelett und darf nicht vollendet werden.

Grenoble im Mai 1831. Das erste, was das beschauende Auge beim Eintritt in die Stadt Grenoble erblickt, ist eine geschmückte, — die alle Reize aufbietet, um den lüsternen Jüngling zu bezaubern. Ich glaubte zu Lausanne in Sodom und Gomorrha zu leben; nun muß ich mich aber hier überzeugen, daß Lausanne ein Zion gegen Grenoble ist. Es geht hier ächt Französisch zu. An den Sonntagen ist der Unfug doppelt. Man kauft und verkauft; Wahrsager rufen mit einer gellenden Trompete den abergläubischen Pöbel zusammen; an einer anderen Ecke hat ein Taschenspieler eine Menge Maulaffen um sich her stehen; an einer dritten Stelle sieht man einen Menschen auf einem Tische stehen, der aus vollem Halse singt: er besingt eine Liebesgeschichte, deren Inhalt er dann in kleinen Büchern verkauft. An einer anderen Straßenecke steht wiederum eine Gruppe. Man besingt da den Märtyrer Eustachius; der listige Sänger verkauft dann zugleich heilige Rosenkränze. Und diese Gräuel an den Sonntagen sind meistens auf Plätzen, wo eine Kirche steht, damit Jeder, der allenfalls da ein- und ausgeht, des Teufels Spiel mit ansehen kann. Um nun auch die Religion zu berühren, so werdet ihr kaum glauben, was ich sage; aber ich erzähle euch doch reine Wahrheit, wenn es auch eher einer Lüge gleich sieht. Man sagt in aller Welt, Frankreich sey katholisch; aber das ist eine Unwahrheit, denn man sollte glauben, man habe hier zu Lande gar keine Religion. Die Kirchen, so sagt man in Grenoble, sind nur für alte Weiber. Die Pfarrherrn sind die verachtetsten Menschen; geht einer über die Straße, so heißt es gleich: dort läuft ein brigand, ein coquin u. s. w. Am 29. Mai des Abends wollten die Geistlichen eine Procession halten; sie kamen mit Kreuz und Fahnen zur Kirche heraus und versuchten den Zug durch einige Straßen; aber auf der Stelle rottete sich ein Haufen Bürger zusammen, und zwang die Geistlichkeit, in ihre Kirche und also auf ihren Grund und Boden zurückzukehren. Von religiösen Gebräuchen weiß man nichts oder will man nichts wissen; an Freitagen und Samstagen wird Fleisch gegessen wie an anderen Tagen; von Heiligen weiß man nichts und spottet über das, was die Katholischen in anderen Gegenden für heilig und ehrwürdig halten. Das Kreuz beim Eintritt in die Kirche und beim Austritt aus derselben zu machen, dient zu nichts, als die Mücken zu scheuchen. Die Meisten glauben sogar nicht einmal einen Gott, denn der große Napoleon ist ein Gott in diesem Lande. — Heute hatte ich einen kleinen Religionsstreit mit meinem Meister; er glaubt, wie alle Welt hier, — nichts. Ich sagte ihm, welch ein Trost und Beruhigung es sey, einen Vater im Himmel zu haben, der seine Kinder errettet. Denn wem hab ich mein Wohlergehn zu danken? Niemand als Gott. Er sorgt bis auf diese Stunde mehr als väterlich für mich; da man in jetziger Zeit nichts als klagen und klagen hört, habe ich nur zu rühmen; sollte ich also Gott nicht laut für seine Güte preisen? Vertrauen auf Gott führt zu unserem Glück, — dies werde ich in meinem Sterbestündlein noch bekennen! Anfangs lachte er mich aus, aber zuletzt klopfte er mich auf die Achsel und hieß mich mit meinem Glauben glücklich. — Grenoble ist voll Soldaten und alle Einwohner wünschen mit Begeisterung den Krieg; ja mein Meister sagte mir vor einigen Tagen: die Franzosen wollen Savoyen, die Herstellung Hüningens, Landau und die früheren Besitzungen; wenn König Philipp keinen Krieg anfängt, so jagt man ihn vom Throne. Allen Franzosen



brennt der Kopf; alle wollen Krieg — und ganze Truppe von Savoyarden kommen als Überläufer hier an und stellen sich unter Französische Fahnen. Ganz Savoyen wünscht Französisch zu werden. — Ich bewohne mit einem Lyoner Gießer, der bei uns arbeitet, ein eigenes Zimmer. Wohlseiler könnte ich's haben, wenn ich mich entschlossen hätte, auf Französisch zu heirathen; ein Frauenzimmer nämlich machte mir den Vorschlag, zu ihr zu ziehen, indem sie als Näherin ein eigenes Zimmer haben müsse. Doch, um euch dies etwas verständlicher zu machen, muß ich euch sagen, daß es hier wie in ganz Frankreich Sitte, ich sage allgemeine Sitte ist, daß unverheirathete Leute, Gesellen und Näherinnen, in einem Zimmer wohnen, ohne daß irgend ein Mensch die geringste Einwendung dagegen macht, und diese Art zu leben heißt man hier: Französisch heirathen. Selbst mein Meister ist auf diese Art verheirathet; er wechselt oft mit seinen Frauen; gefällt ihm eine nicht mehr, so heißt er sie weiter ziehen. Ich kenne eine Menge Handwerksburschen, die auf solche Art ihr zeitliches und ewiges Heil mit Füßen treten.

Diese Briefe eröffnen den Blick in einen furchtbaren Abgrund, der viele Deutsche Jünglinge rettungslos verschlingt; denn wie viele kommen so trefflich ausgestattet wie unser junger Briefsteller dahin? Das ist der Zustand der mittleren und unteren Klassen Französischer Städte! das die hochgepriesene Bildung! Brauchen wir alle Eltern, alle Vormünder noch zu warnen? Wenn ihnen das Wohl ihrer Kinder und das Glück ihrer Familien am Herzen liegt, so müssen sie es verbieten, daß ihre Angehörige sich in diesen Pfuhl des Lasters stürzen. Die Ansteckung, welche von dieser Seite droht, ist wahrlich schlimmer als die politische. Sie zerrüttet die Familien, und dadurch, wenn auch allmählig, desto sicherer den Staat. Warum hat Niemand ein wachsames Auge auf die moralische Propaganda? Müssen erst ein paar armselige Auswürflinge revolutionäre Feste feiern, um die Sorge zu erwecken? Sieht Niemand den Zusammenhang zwischen Unglauben und Sittenlosigkeit, und wieder zwischen Sittenlosigkeit und Zügellosigkeit? Wer das Dritte nicht will, muß das Erste und Zweite nicht wollen. Wer Ruhe, Frieden, Glück und Gedeihen will, der muß sein Herz zu Gott neigen, das Evangelium ergreifen und die Predigt desselben aus aller Macht befördern. „Die Gottlosen, spricht der Herr, haben keinen Frieden," weder innerlich, noch äußerlich.

In früheren Zeiten war es nicht nöthig, den Handwerkern das Wandern in's Ausland zu verbieten. Die feste Deutsche Zunfteinrichtung bildete ein inneres Hinderniß und gewährte Vortheile, wie sie anderwärts nicht zu genießen waren. Das Gewerk selbst hielt darauf, daß die Jünglinge nicht sobald über die Gränze schweiften. Bleib im Vaterlande oder wandere erst durch dieses, lehrte man sie; Deutschland ist groß! Wenn ein Gesell in Frankreich, England, Holland oder in anderen Ländern gearbeitet hatte, wo nicht Handwerksgebrauch gehalten ward, so wurde er, wo er am ersten im Vaterlande wieder zusprach, von den Gesellen gestraft. Jetzt sind die Mängel des Zunftwesens so radikal geheilt, daß auch von seinen Vortheilen nichts übrig geblieben ist. Sollen nun die jungen Handwerker gereizt werden, im Vaterland zu bleiben, so müßte besondere Fürsorge für sie getroffen werden. Ein Handwerksbursche ist in Deutschland unsäglichen Plackereien ausgesetzt. Die Grobheit der Paßbeamten, deren tägliche Beute er ist, und die Schwierigkeiten an der Gränze jedes einzelnen Bundesstaates, wo er, wenn er nicht eine bestimmte Summe vorweisen kann, rücksichtslos zurückgeschickt wird, bringen einen ehrliebenden Jüngling leicht auf den Gedanken, sich in ein Land zu begeben, wo man davon nichts zu leiden hat. Die Regierungen sollten das Wandern innerhalb der Gränzen Deutschlands auf alle Weise erleichtern, so würde vielen Übeln, die jetzt unsere unteren Stände anfressen, gesteuert.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 27. Mai. № 42.

## Das Christenthum auf den Südsee-Inseln und seine Feinde.

(Fortsetzung.)

Auf die Sandwich-Inseln wurde jene mörderische Seuche durch Cook's Leute gebracht; andere führten den Gebrauch geistiger Getränke und andere Übel ein. Dadurch geschah es, daß binnen drei und vierzig Jahren die Bevölkerung um die Hälfte vermindert und bei Ankunft der Amerikanischen Missionare (1820) mit gänzlichem Aussterben bedroht war. Das niedrige Volk war zugleich in die tiefste Armuth versunken, fast ohne alle Bedeckung, wohnte in elenden Hütten, lag auf Stroh und war mit Ungeziefer bedeckt. Dies Volk aus seinem Elend durch Gottes Kraft geistlich und leiblich aufzurichten, daran setzten die Missionare ihr Leben. *) Was ist ihr Lohn dafür? Es ist ein hinreichender Lohn für den Knecht, seines Meisters Loos zu theilen. Wüthender haben die Heiden sich nicht gegen die Ausbreitung der apostolischen Kirche gezeigt, als jetzt sogenannte Christen mit dem Missionswesen verfahren. — Beechey (1826) hat nicht übel Lust, den Missionaren die Verödung des Landes schuld zu geben, welches um Honolulu auf Oahu deutliche Spuren früherer sorgfältiger Bebauung zeigte. Ich will nicht hervorheben, daß schon 1804 dieselbe Bemerkung von aufmerksamen Reisenden gemacht wurde — sechzehn Jahre vor Ankunft der Missionare! Ein Zeuge soll hier sprechen, dem man nicht vorwerfen kann, daß er partheiisch für jene Männer ist. Otto v. Kotzebue erzählt von seinem ersten Besuche Oahus im Jahre 1817: „Seitdem die Europäer den Gebrauch des Brandtweins und Tabacks hier einführten und zugleich manche böse Krankheit mitbrachten, hat die Bevölkerung merklich abgenommen; auch liegen mehrere Felder jetzt unbenutzt, indem die Einwohner das Sandelholz fällen müssen." **) Derselbe berichtet vom Jahre 1824: „Die Nation ergibt sich (aus Spielsucht) einem Müssiggange, den sie sich früher nicht zu Schulden kommen ließ. Ein großer Theil der künstlich kultivirten Tarofelder, die sonst Hanaruro umgaben, ist eingegangen, und bietet dem Auge nichts als eine leere Wüste. Auf dem großen Marktplatze des Fleckens werden den ganzen Tag Wettrennen zu Fuß und zu Pferde angestellt und dabei große Summen verloren und gewonnen. Für die Wettrennen zu Pferde haben die Wahuaner eine eben so große Schwäche als die Malaien für den Hahnenkampf, und nehmen oft wenig Anstand, ihr ganzes Vermögen auf's Spiel zu setzen, das manchmal bloß in dem Pferde besteht." *) Ich könnte leicht die Beweise vervielfältigen, aber das Angeführte scheint mir schon mehr als hinlänglich, um jene an sich lächerliche Beschuldigung der Missionare, die stets in Gefahr beraubt, gemordet und gelegentlich aufgefressen zu werden, ohne alle Waffen ganze Nationen vernichten sollen, in ihrer Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit zu zeigen.

Eine unpartheiische Geschichtschreibung wird es als Thatsache hinstellen, daß die Völker der Südsee auf dem Wege der Selbstvernichtung durch die Bekanntschaft mit civilisirten Menschen rasch vorwärts getrieben, durch das Christenthum aber vom Untergange errettet und mit allen Künsten des Friedens ausgerüstet wurden. Das ist der Segen, den das Evangelium über alle Länder brachte, wo es aufgenommen und gelebt wurde. Der Segen weicht, wenn der Glaube schwindet, er kehrt zurück, wenn ein Volk Buße thut und sich bekehret.

Die Hauptursache des Zornes ist schon ziemlich bekannt. Weil aber Herr Dr. Andree den Mund so voll genommen hat, soll es mich nicht verdrießen, näher darauf einzugehen, ob es vielleicht gelingt, der Wahrheit wider alles Geschrei Bahn zu brechen. Die Leser aber bitte ich um Entschuldigung, wenn ich genöthigt bin, Gräuel vorzuführen, die ich gern in Nacht begraben seyn ließe. Der Hauptgrund ist leider das Hinderniß, welches die Missionare der Bestialität der Seefahrer entgegenstellen. An die Stelle der natürlichen Schamhaftigkeit, womit auch die Polynesier geschmückt waren, ist durch den Verkehr mit den Schiffen überall eine entsetzliche Schamlosigkeit getreten. Alle Reisebeschreiber stimmen darin überein. Eine Stelle statt einer ganzen Sammlung, die ich beibringen könnte; Adalbert v. Chamisso sagt über Oahu, was von allen Inseln gilt, wohin Weiße öfter gekommen sind: „Gewiß nur die Laster, die Künste der Verderbtheit, die in diesen kindergleichen Menschen empörend sind, haben wir in ihnen auszubilden beigetragen. Ingens nostratium lupanar! Turpissimis meretricum artibus, foetidissimis scortorum spurciiis omnis instructa est foemina vel matrona. Omnis abest pudor, aperte avideque obtruditur stuprum, pretio flagitato. Aperte quisque maritus uxorem offert, obtrudit solventi" (a. a. O. S. 150.). So standen die Sachen. Als aber das Wort der Boten Gottes die Sünden aufgedeckt und den Schmerz über die Sünde erregt hatte, als sie nicht mit menschlicher, sondern mit göttlicher Kraft durchgedrungen waren, da verwandelte sich die Gestalt des ganzen Volkes. Merkwürdig ist die Beobachtung, die O. v. Kotzebue

*) An Examination of the charges against the American Missionaries at the Sandwich Islands. Cambridge 1827. S. 24.

**) O. v. Kotzebue Entdeckungsreise im Rurick. Weimar 1821. II. S. 144.; dazu A. v. Chamisso III. S. 145.

*) O. v. K. neue Reise um die Welt. Weimar 1830. II. S. 120.

hierüber machte; im December 1824 kam er auf seiner letzten Weltumseglung nach Oahu und tadelt es, wie wenig die Missionare im Stande gewesen seyen, das Christenthum so darzustellen, daß es sich die innige Verehrung erworben hätte, welche ihm in seiner reinen Gestalt auch das roheste Gemüth nicht versagen könne. Im September 1825 kam er wieder ebendahin und kann sich vor Erstaunen über das, was vorgegangen ist, kaum fassen. „In der kurzen Zeit unserer Abwesenheit waren hier große, sehr auffallende Veränderungen vorgegangen. — Der Missionar Bingham hatte so starken Einfluß auf die ganze Nation erlangt, daß die Wahuaner sich nach sieben Monaten gar nicht mehr ähnlich sahen. Wir hätten in der That glauben können, uns unter einem ganz anderen Volke zu befinden." *) Es war wirklich ein anderes Volk geworden; der Anfang zu dem, was bis heute fortwirkt, war gemacht. In Zeit eines Jahres bekannten neun Jeris oder Häuptlinge, Inhaber des größten Theils der bürgerlichen Macht, öffentlich ihren Glauben an Christum und gingen von Herzen darauf ein, ihre Pflichten gegen Gott und Menschen zu erfüllen. Noch im Laufe des Jahres 1825 erließ die Obrigkeit Gesetze gegen Mord, Ehebruch, Hurerei und Diebstahl. Gegen zwölf Kirchen erhoben sich wie auf einen Zauberschlag durch den Eifer des Volkes und füllten sich mit aufmerksamen Hörern. Eines Tages sah man das wunderbare Schauspiel, daß über 2,000 Menschen in einem langen Zuge von den Bergen herabkamen und weit herbei auf ihren Schultern die Materialien zu einer Kirche trugen, die 4,000 Menschen faßte und gedrängt voll wurde. Kurz nach einander geschahen Ausgießungen des heiligen Geistes zu Honolulu auf Oahu, zu Lahaina auf Maui und an verschiedenen Orten Hawaiis, in Folge deren über 2,000 Insulaner, die noch unlängst in die dickſten Finsternisse eines barbarischen Heidenthums gehüllt waren, den Hausaltar zur Verehrung des wahren Gottes errichteten. Die Umwandlung im Charakter einzelner Personen war erstaunlich. Der unmäßige Karaimoku, Regent der Inseln während der Minderjährigkeit Tamehameha's III., wurde ein nüchterner, demüthiger Jünger Jesu; die eingebildete, hochmüthige, argwöhnische, grausame Königin Kaahumanu, deren Schonung und Milde die erschrockenen Insulaner, wohin sie kam, mit Friedensopfern, als wäre sie ein Dämon, zu erflehen suchten, wurde nun so wohlwollend, als sie vorher grausam war, und Gott so ergeben, wie zuvor dem Satan, und die Fürstin Kapiolani, früher unmäßig und Sklavin jeder denkbaren Unsittlichkeit, wurde ein neues Wesen, einsichtsvoll, fromm, wohlthätig, und in ihren Sitten so gefördert, daß die gebildetste Gesellschaft sich ihrer nicht hätte schämen dürfen. Nicht minder wunderbar als bei einzelnen Personen war die Veränderung in ganzen Dörfern. Zu Lahaina auf Maui konnte vor der Begier der Diebe, welche so zahlreich als die Einwohner waren, fast nichts mehr sicher gestellt werden. Schlösser, Wächter, die äußerste Wachsamkeit, jede Vorsicht, Alles half nichts mehr. Aber nach der großen Erweckung war die sittliche Umwandlung so stark an diesem Ort,

*) A. a. O. II. S. 115., vgl. mit S. 139. 141.



der damals schon 4,000 Einwohner zählte, daß mehrere Monate hindurch, wo nichts gehütet wurde und Hunderte täglich in's Missionshaus kamen, ganz und gar nichts abhanden kam. Von Honolulu auf Oahu erzählt O. v. Kotzebue (neue Reise II. S. 120.): „Leider überzeugten mich meine täglichen Besuche in Hanaruro, daß die Wahuaner im Ganzen nicht mehr die gutmüthigen, unschuldigen Kinder von ehemals sind. Die Auswürflinge fremder Nationen, die sich unter ihnen angesiedelt haben, und das rohe Schiffsvolk, das sie besucht, sind ihren Sitten sehr nachtheilig geworden. Betrügen, stehlen, Nachts die Häuser untergraben und einbrechen, fällt jetzt häufig vor. Ich war sehr unangenehm überrascht, die Kultur so weit gediehen zu finden, daß bereits an mehreren Häusern Schilder hängen, welche die Vorübergehenden zum Zechen einladen. Die Wirthe in diesen Saufhäusern sind verlaufene Matrosen, und man kann sich denken, daß sie ihres Vortheils wegen alle Mittel anwenden, das Volk zur Liederlichkeit zu reizen. Auch findet man diese Brandtweinschenken gewöhnlich stark besetzt. Es gibt auch elegantere Wirthshäuser für Jeris und Schiffskapitäne. Gezecht wird hier nicht minder, aber daneben Billard und Whist gespielt." Die Veränderung, welche Kotzebue nach sieben Monaten beobachtete, bestand eben darin, daß diese Unordnungen alle aufgehört hatten. Man ist daher nicht wenig verwundert, wenn man bei ihm liest (S. 146.): „So angenehm unser erster Aufenthalt in Honolulu gewesen war, so unangenehm war dieser zweite. Wir freuten uns daher, ein Land verlassen zu können, wo es einem verschrobenen Kopfe gelungen war, alle Lebensfreude zu verbannen." — Zu Kaavaloa auf Hawaii war das Volk sehr wider das Christenthum eingenommen, der Trunksucht ergeben, streitsüchtig, durch häusliche Zwistigkeiten zerrüttet, und in die tiefste Unwissenheit und Erniedrigung versunken. Als das Evangelium Eingang gefunden hatte, hörte die Völlerei auf, der häusliche Lärm verstummte, man hörte nur noch die Stimme des Gebetes; freundliche Dienstleistungen wurden häufig und das Licht schien weit aus, daß auch von entfernteren Dörfern die Leute herbeikamen und mit Thränen in den Augen um Lehrer baten. — Endlich erzählt O. v. Kotzebue, wie ehemals mit der größten Frechheit die Mädchen schaarenweise, öffentlich, zu den ankommenden Schiffen eilten; aber im Herbste 1825 fand er davon keine Spur mehr, indem theils das sittliche Gefühl erwacht, theils die Unsittlichkeit durch gedrohte Strafen zurückgeschreckt war. In der ganzen Geschichte der christlichen Kirche wird es kaum ein ähnliches Beispiel geben, wo innerhalb so wenger Jahre unter gleich ungünstigen Verhältnissen eine so außerordentliche Umwandlung mit einem Volke vorgegangen wär. Unsere Zeit hat diese Dinge erlebt, ohne daß wir still gehalt und an unsere Brust geschlagen hätten. Wenn Gott auch Z chen vom Himmel gibt, so wollen wir doch nicht glauben.

Wie haben sich die Seefahrer bei diesen Ereignissen bene men? Sie werden sich doch wohl über den sittlichen Fortschr dieses jüngst noch wilden Volkes, wie man es von Mensch und Christen erwarten dürfte, gefreut haben? Ja es sind eine gewesen, welche ihren ganzen Einfluß der Sache der Sittlichk

und Ordnung geliehen und sich dadurch ehrenvoll ausgezeichnet haben. Aber leider sind es nur seltene Ausnahmen gewesen. Die neue Gesetzgebung war das Signal zu einer allgemeinen Erhebung von Seiten der zuchtlosen Fremdlinge, um die Fürsten in's Bockshorn zu jagen und das Verbot der Sünden gegen das Siebente zu verhindern. Wir schämen uns in die Seele derjenigen, welche mit der Prätension, gebildete Männer zu seyn, aus einem christlichen Lande kommend, und mit dem Elend, welches diese Sünde über die Insulaner brachte, wohl bekannt, dennoch so wenig Herr über ihre brutalen Leidenschaften waren, daß sie wegen Befriedigung derselben lieber die Sandwicher für alle Zeit der Armuth, dem Siechthum und der hoffnungslosesten Entwürdigung preisgeben wollten. Noch trauriger ist es, daß selbst amtliche Verhältnisse gemißbraucht wurden, um den Häuptlingen des Volkes Verlegenheiten zu bereiten und die Herrschaft aller Laster und Verbrechen zu verewigen. Der Missionar Bingham, in der Hafenstadt Honolulu am meisten ausgesetzt, war mehr als einmal nicht von Seiten der heidnischen Landesbewohner, sondern von Seiten der Christen (!) mit dem Tode bedroht. Eben so Richards in dem Hafen Lahaina auf der Insel Maui. Einige Beispiele will ich anführen. Kapitän Buckle, im Schiffe Daniel von London, ankerte Anfang Oktober 1825 bei Lahaina. Bald wurden Herr und Mannschaft die Wirkung des Christenthums auf die verführten Insulaner inne. Sie setzten den Missionar Richards wegen des neuen Verbotes zur Rede, weil er den Erlaß desselben verursacht habe, nannten das Gesetz ein ungebührliches (an improper one) und verlangten alsbaldige Zurücknahme. Eine Parthie gelang es ihm, durch freundliche Auseinandersetzungen zur Vernunft zu bringen; eine zweite, welche sein und seiner Familie Leben bedrohte, desgleichen; eine dritte wurde von Insulanern mit Gewalt vom Eintritt in das Haus abgehalten. Die zur Hülfe aufgeforderten Amerikanischen Schiffe, welche im Hafen lagen, waren in diesem Falle abgeneigt. Kapitän Buckle antwortete auf die Anzeige des Benehmens seiner Mannschaft: Alle seine Leute seyen am Lande und fest entschlossen, nicht ohne Begleitung von Weibern zum Schiff zurückzukehren. Er rathe daher zur Nachgiebigkeit, worauf dann Frieden und Ruhe eintreten werde. Von ihm war freilich wenig zu erwarten, da er ein für 160 Dollar von einer Fürstin erkauftes Mädchen, eine der hoffnungsvollsten Schülerinnen der Missionare, ein Schlachtopfer der niedrigsten Gewinnsucht, seit sechs Monaten an Bord hatte. Am folgenden Tage wurde die Gefahr noch ernstlicher. Ein Haufe von funfzehn bis zwanzig Matrosen, mit Messern und Pistolen bewaffnet, drang in den Hof ein und schien zu dem Ärgsten entschlossen. Da sammelten sich schnell gegen dreißig Insulaner mit Steinen und Keulen zum Schutz ihres Lehrers und die Angreifer zogen sich zurück. Die Häuptlinge schickten eine bewaffnete Wache, widerstanden fest den erneuerten Anforderungen des Kapitäns und ließen ihn unverrichteter Sachen abseglen. *) Im Herbst 1826 machten die Matrosen Englischer und Amerikanischer Waler einen

*) The Boston Missionary Herald for the year 1827, S. 14. 41 ff.



vereinigten Angriff auf das Haus des Missionar Richards. Sie hatten ihm den Tod geschworen, aber er war glücklicherweise zur Conferenz auf Hawaii. Nun wollten sie das Haus zerstören, aber die Insulaner beschützten es. Zuletzt begnügten sie sich damit, unter Leitung des in Lahaina angesiedelten Engländers Butler, Hof und Garten zu verwüsten und alles Brauchbare zu rauben. Die ganze weibliche Bevölkerung war in das Innere der Insel geflohen; die Matrosen durchsuchten mehrere Tage lang alle Häuser nach Weibern, und mißhandelten und beraubten die Einwohner, welche nicht zu den Waffen griffen, weil die Häuptlinge zu einer Berathung auf Hawaii waren. Ein Jahr nachher, im Oktober 1827, ankerte das Englische Walschiff John Palmer zu Lahaina. Der Gouverneur Hoapili erfuhr, daß die Matrosen dieses Schiffes drei Weiber an Bord gebracht hätten; er forderte von Kapitän Clark sofortige Auslieferung, und als dieser ihn nur verhöhnte, ließ er ihn, bis die Auslieferung geschehen wäre, am Ufer festhalten. Kapitän Clark ließ nun seinen Leuten befehlen, mit Kanonen auf den Flecken zu schießen. Fünf Kugeln waren gefallen, als eine Vermittelung den Kapitän zum Versprechen der Auslieferung bewog und das Feuern eingestellt wurde. Trotz seines gegebenen Wortes gab Kapitän Clark die Weiber nicht heraus, sondern segelte mit denselben augenblicklich ab. *)

Der schlimmste Vorfall ereignete sich in Honolulu auf Oahu; dort kam im Januar 1826 der bewaffnete Schoner Delphin unter Lieutenant John Percival von der Marine der Vereinigten Staaten an, und verweilte vier Monate. Der Aufenthalt dieses Schiffes war höchst verderblich für die Sittlichkeit des Volkes und den Fortschritt des Christenthums. Bald nach seiner Ankunft sprach der Kommandant sein Mißvergnügen über das Gesetz aus, welches die Weiber vom Besuch der Schiffe um schimpflicher Absicht willen abhielt. Sodann drang er auf die Befreiung von vier Dirnen, die wegen Übertretung des Gesetzes im Gefängniß saßen, und ruhte nicht eher, bis er wenigstens zum Theil seinen Willen durchgesetzt hatte. Dabei ließ er es nicht an Drohungen gegen Missionar Bingham fehlen, für dessen Leben die Häuptlinge sehr besorgt waren. Den Anweisungen, welche die Missionare ihnen gaben, ist es zuzuschreiben, daß viel Blutvergießen verhindert wurde. An einem Sonntag drangen sechs bis sieben Matrosen des Delphin mit Knüppeln in das Haus des kranken Regenten Karaimoku und begehrten unter Drohungen und Verübung mancherlei Unfugs die Aufhebung des Verbotes. Hinausgeworfen eilten sie auf Bingham's Haus zu; sie trafen ihn unterwegs, ergriffen ihn und schwangen die Knüppel über ihm; durch Zuspringen der Eingeborenen wurde er gerettet; einer geworfenen Keule und dem Stoß eines Messers entging er durch Gottes Bewahrung glücklich. Ein anderer Haufe hatte sein Haus angegriffen, in der Absicht, es ganz zu zerstören, wurde aber durch das Volk daran verhindert, welches die Übelthäter ergriff und in's Gefängniß steckte. Hätten nicht

*) A. a. O. S. 208. und Nineteenth annual report of the Am. B. o. Comm. f. for. Miss. Boston 1828. S. 54 ff.

die Häuptlinge befohlen, mit Schonung zu verfahren, so wäre keiner von ihnen mit dem Leben davon gekommen. Diese Milde hatten die Fremdlinge dem Geiste des Christenthums zu verdanken, den sie in so hohem Grade verläugneten. Am Abend desselben Tages machte Lieutenant Percival den Häuptlingen einen Besuch, etwa um sich wegen des Vorfalls zu entschuldigen? O nein, sondern um auf Abschaffung des widerwärtigen Gesetzes zu dringen! Er erklärte in Gegenwart der angesehensten Fürsten und dreier Missionare, Bingham, Loomis und Chamberlain, daß das Verbot fort müsse, und daß er entschlossen sey, die Inseln nicht eher zu verlassen, bis es aufgehoben worden. Den Tag darauf verbreitete sich das Gerücht, Weiber, welche zu den Schiffen gehen würden, würden nicht bestraft werden, und nach ein paar Tagen erfuhren die Missionare mit Betrübniß, daß einige Häuptlinge, ermüdet durch die fortwährenden Anläufe und durch Drohungen eingeschüchtert, eine Art indirekter Erlaubniß gegeben hatten. Wirklich begab sich eine beträchtliche Anzahl Weiber an Bord. Als das erste mit ihnen gefüllte Boot in der Abenddämmerung durch den Hafen von Honolulu fuhr, erhob sich von Verdeck zu Verdeck ein Freudengeschrei, als ob ein glorreicher Sieg erfochten worden wäre — ein Freudengeschrei, zu dem die Hölle jauchzte und die Engel ihr Angesicht verhüllten. Der kranke Karaimoku war sehr unwillig; er ließ die schwachen Häuptlinge kommen und verwies ihnen stark ihre sträfliche Nachgiebigkeit; aber die Schleußen der Unsittlichkeit waren einmal geöffnet und eine Fluth von Schande war nicht mehr zu hindern. So lag das Gesetz darnieder, welches drei Monate lang seine Heilsamkeit bewährt hatte. Lieutenant Percival erklärte jetzt seine Zufriedenheit, und gab die Absicht zu erkennen, auch Maui und Hawaii zu besuchen, wo das Verbot noch in Kraft war, und die Häuptlinge zum Widerrufe desselben zu zwingen. Gott wehrte dies Unheil in Gnaden ab; Honolulu allein wurde durch den Besuch des Delphins befleckt. Der Einfluß des Schiffes in den folgenden zehn Wochen seines Verweilens war unbeschreiblich. Er erregte selbst beim niedrigen Volke so großen Anstoß, daß es dem Schiff und seinem Befehlshaber den Namen des unheilbringenden Kriegsmannes gab. Lieutenant Percival wurde nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten vor Gericht gestellt und abgesetzt. Aber seine Saat ging üppig auf. Vom Mai bis Oktober 1826 wüthete die Opposition der Fremden gegen die Mission mit zunehmender Heftigkeit; erst im December wurde sie gebrochen. Der größte Theil der Reisenden und Ansiedler war sichtlich mißvergnügt über den Eindruck, welchen das Christenthum auf Herz und Leben der Eingeborenen machte. Ging es noch einige Zeit so fort, so mußte das Laster als Laster bloß stehen und ein lasterhafter Mensch gerieth in Verachtung. Daher schien



die Zeit zum Widerstande günstig, und man hoffte wirklich, den Prediger Bingham von seinem Posten vertreiben und den Fortschritt der Mission hemmen zu können. Er schwebte in beständiger Lebensgefahr, denn da er der einzige ordinirte Missionar in Honolulu war, die Muttersprache des Volkes fließend redete, und viel Verkehr mit allen Volksklassen hatte, wurde er für die Ursache alles dessen angesehen, was den Ansiedlern und Fremdlingen mißfiel, und aller Haß auf ihn geworfen.

Dennoch war aller Widerstand der Bösen vergeblich. Wenn man bedenkt, daß in diesem verhängnißvollen Jahre 1826 der Hafen Honolulu von mehr als hundert Schiffen und mehr als zweitausend Seeleuten besucht war, daß jede Art Lügen und Schmähung über die Mission ausgegossen wurde, und daß ein rohes Volk leicht mit Verdacht gegen seine Wohlthäter erfüllt wird, so muß es in der That wunderbar erscheinen, daß viele Monate lang kein Fürst und kein Mann aus dem Volke in seinem Vertrauen zu den Missionaren erschüttert ward. Alle angesehenen Häuptlinge waren und blieben entschiedene Freunde; so auch das Volk bis zum November. Da erst gelang es den unablässigen Lockungen der Fremden, einige Häuptlinge niederen Ranges zu Lastern zu verführen; ihrem Vorgang folgten dann Manche aus dem Volk, gaben sich ihren vormaligen Glücksspielen wieder hin und fielen in Trunkenheit zurück. Die Fremdlinge gaben sich alle erdenkliche Mühe, die sittliche Bewegung zu dämpfen und zu hemmen, und das Volk in sein altes heidnisches Wesen zurückzuführen; im Ganzen gelang es ihnen aber nur sehr wenig. Im Oktober 1826 hatten die Missionare eine Versammlung auf Hawaii, wo sie unter anderm eine Zuschrift „an die Freunde der Bildung und des Christenthums" ausfertigten, in welcher sie den Zweck der Mission und ihr Verfahren zur Erreichung dieses Zweckes, den Erfolg ihrer Arbeit und den gegenwärtigen Zustand des Volkes einfach und klar auseinandersetzten und dann Jedermann aufforderten, ihr Benehmen zu prüfen. *) Diese Zuschrift hatte die Absicht, den Verläumdungen und falschen Darstellungen Übelgesinnter auf indirekte Weise zu begegnen. Einige Ansiedler zu Honolulu nahmen den Handschuh auf und schlugen förmlich eine öffentliche Prüfung vor. Die Missionare gingen darauf ein, weil sie hofften, es würden endlich von ihren Gegnern offene und bestimmte Anklagen vorgebracht werden.

(Schluß folgt.)

*) Eighteenth annual Report of the American Board of Commissioners for foreign Missions. Boston 1827. S. 96. und Anhang Nr. II. Das Aktenstück ist datirt vom 3. Oktober 1826, von sämmtlichen ordinirten Missionaren unterzeichnet, und in der Missionspresse zu Oahu gedruckt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 30. Mai. № 43.

## Das Christenthum auf den Südsee-Inseln und seine Feinde.

(Schluß.)

Am 8. December 1826 war diese merkwürdige Versammlung zu Honolulu in Gegenwart des Kapitän Jones von der Kriegsschaluppe Peacock, einiger seiner Offiziere und vieler Anderen. Die Missionare wählten zum Sprecher aus ihrer Mitte Herrn Richards, an der Spitze der Opposition stand der Britische Konsul Charlton. Die Gegner redeten hin und her, brachten aber nichts vor, sondern begehrten, die Missionare sollten beweisen, was sie geschrieben hatten. Da erhob sich Kapitän Jones, verlangte die Lesung des Aktenstückes, und zeigte sodann, daß es jetzt an den Gegnern sey, welche die Aufforderung angenommen hätten, Beweise zu führen, und erst, wenn sie Beschuldigungen vorbrächten, Antwort zu erwarten. Nun entfiel den Gegnern das Herz, und einer derselben schlug sogleich die Aufhebung der Sitzung vor. So endete diese Untersuchung, welche die Feinde der Mission in ihrer ganzen Blöße erkennen ließ, und die Liebe und Achtung des Volkes gegen seine Lehrer befestigte. Von da an wurde wieder mehr Ruhe, und die Mission hatte guten Fortgang, da den Feinden auf den Inseln das Maul gestopft war. Dies konnte aber nicht hindern, daß sie ihren Zorn in Europa und Amerika ausließen, und die Mission mit Verläumdungen überschütteten.

Aus diesem kurzen Abriß der Geschichte des für die Sandwich-Inseln so wichtigen Jahres 1825 wird die Hauptursache des Zorns klar hervorgegangen seyn. Es ist keine andere als die, daß die Regenten und Fürsten der Inseln eine Rechtspflege einführen wollten, welche auf den Grund des Dekalogs gebaut war, wonach der Mord mit dem Tode, Diebstahl und Ehebruch mit Ketten bestraft werden sollte. Und wiederum unter diesen Gesetzen erregte keines so heftigen Widerspruch, als das Gesetz gegen die Unzucht. — Auf den Sandwich- und Gesellschafts-Inseln ist es nun dahin gekommen, daß sich diese Sünden in die Nacht verkriechen müssen, wohin sie gehören; aber wie viele Gruppen herrlicher Eilande sind noch über den großen Ocean verbreitet, welche dem Einflusse der Civilisation ausgesetzt sind und unter demselben zu Grunde gehen, wenn wir nicht eilen, ihnen das Evangelium bringen. Als ein Beispiel, wie man es heut zu Tage noch treibt, und als schwache Andeutung, wie es auf den jetzt christlichen Inseln ehemals getrieben worden ist, will ich hier nur den Besuch des Fregattenkapitäns Legoarant de Tromelin mit der Korvette la Baionnaise auf der Südsee-Insel Rotuma anführen. Er erzählt: *) „Wir gebrauchten die Vorsicht, nur die Häuptlinge an Bord steigen zu lassen und die jungen Mädchen, die die Neugierde in ziemlich großer Menge zu uns führte und die uns fast alle während unseres dreitägigen Aufenthalts Gesellschaft leisteten. Auf dieser Insel leben ungefähr zwölf Englische Matrosen, die von Wallfischfängern hier zurückgeblieben sind. Nach drei Tagen Aufenthalt auf dieser angenehmen Insel verließ ich sie zum großen Leidwesen unserer jungen Leute, die den Gesang anstimmten: Les filles y sont belles, les papas complaisans etc. Die guten Notumaher waren über unsere Abreise nicht minder betrübt und versicherten uns, daß sie, wenn wir zurückkehren wollten, eine große Freude haben würden." Wenn ein Mann von solcher Stellung in der gebildeten Welt so schreiben und handeln kann, was ist dann von den rohen Wallfischfängern zu erwarten, welches jedes Jahr zahlreicher den großen Ocean befahren?

Wir dürfen aber auch einen zweiten Hauptgrund des Hasses gegen die Missionen in diesen abgelegenen Ländern nicht verschweigen. Es ist die Furcht der Ansiedler und Schiffsleute, an ihrem Gewinn Einbuße zu erleiden. Wenn es den Missionaren gelingt, aus den rohen Heiden verständige Christen, gebildete und unterrichtete Leute zu erziehen, so muß die Art des Handels, welche bis dahin herrschte und dem Kaufmann so leichten und schmutzigen Gewinn brachte, aufhören, und ein regelmäßiger Verkehr an die Stelle der Übervortheilung treten. Daher der Ärger über das Lesen- und Schreibenlernen der Insulaner, und der schlechte Spott über das Palapala, den auch O. v. Kotzebue solchen Leuten nachzuspotten sich nicht schämt und den ich mit nicht geringem Erstaunen sogar von Professoren in einer Stadt, die sich für die gebildetste Deutschlands hält, wiederholen hören mußte. Adalbert v. Chamisso gibt eine kurze Charakteristik dieser Handelsleute, die uns ganz klar macht, warum sie unmöglich Freunde der Missionare seyn können. Nachdem er den Vorwurf des Diebstahls, welcher allen Insulanern des großen Oceans gemacht ward, angeführt hat, fährt er fort: „Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge und des Balken in deinem Auge wirst du nicht gewahr? Wir gedenken hier nicht der verflossenen Zeiten der Eroberungen der Spanier, sondern uns liegt nahe vor dem Blick, was in unseren Tagen noch gewinnsüchtige Abentheurer in diesem Meerbecken, wo unsere Gesetze sie nicht erreichen, für Thaten verüben. Manche haben wir berührt, manche deckt die Nacht. Wir sind unseres Amtes Anwald des schwächeren Theiles. Man verwerfe unser Zeugniß,

*) Berghaus Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Okt. 1829. S. 100.; in einem Briefe an einen Französischen Admiral!

aber man schlage unpartheiisch die Berichte aller Seefahrer nach, die diese Meere befahren haben, seitdem sie sich unserem Handel eröffnet. Von Vancouver's Reise an bis auf Nicolas Neu-Zealand. Man urtheile selbst. Indem wir richten und strafen, üben die Menschen unserer Farbe ungerichtet und ungestraft Menschenraub, Raub, List, Gewalt, Verrath und Mord. Diese Macht haben uns Wissenschaften und Künste über unsere schwächeren Brüder gegeben. — Im gefahrvollen Handel der Nordwestküste herrscht beiderseits keine Treue, und man hat gegen die Waffen, die man verkauft, auf seiner Hut zu seyn. Benachbarte Völkerschaften sind häufig im Kriege begriffen. Man unterhandelt mit dem Anführer der einen, und liefert ihm seinen Feind, dessen man sich durch List oder Gewalt zu bemächtigen sucht, gegen ein angemessenes Blutgeld aus. Man lockt Häuptlinge an Bord, entführt sie und gibt sie gegen ein Lösegeld wieder frei u. s. w. Auch sollen Menschen, die man auf der südlicheren Küste kauft, vortheilhaften Absatz auf der nördlicheren finden. Wir haben des Menschenraubes auf den Südsee-Inseln erwähnt. Es war kein Amerikaner, der auf einer Insel längs der Küste von Kalifornien alle männlichen Einwohner zusammentreiben und niederschießen ließ." *) Bei diesem Benehmen der Weißen, welches an die barbarischen Zeiten Phöniziischer Handelschaft und Seeräuberei lebhaft erinnert, ist es nicht zu verwundern, wenn viele Völkchen, die anfangs freundlich und kindlich waren, durch schwere Erfahrungen mißtrauisch, gastfeindlich und grausam geworden sind. Die Seefahrer erndten dann, was sie selbst gesäet haben. Aber sie vermögen dennoch nicht einzusehen, daß die Missionare, indem sie die wilden Gemüther dem Worte Gottes unterwerfen, einen geordneten Verkehr zwischen Einheimischen und Fremden wesentlich befördern und beiden zum Wohl arbeiten. Das Verständniß ist durch die Sündenlust verdunkelt, und nur mit großer Geduld und Anstrengung erringen sich die Heidenlehrer endliche Anerkennung, wie es nach hundertjähriger Arbeit den Boten der Brüdergemeinde in Westindien und Südafrika gelungen ist.

Ich habe hier Thatsachen sprechen lassen und bin überzeugt, daß sie ihren Eindruck bei ruhigen und unpartheiischen Männern nicht verfehlen werden. Die Missionare haben geduldig alle Schmähungen über sich ergehen lassen und unverdrossen im Segen Gottes fortgearbeitet. Sie haben die vorhandenen Übel genommen, wie sie waren, die rechten göttlichen Waffen dagegen angewendet, und zu allen Hindernissen und Beschwerden, die man ihnen in den Weg legte, geschwiegen. Es ist aber nicht gleichgültig, in welchem Rufe die Missionen unter uns stehen. Von einer unverschämten Verläumdung bleibt immer etwas hängen, weil wir zum Mißtrauen geneigt sind. Ein übles Gerücht über die Missionare kühlt manches warme Gemüth ab und stößt die schon zum Geben ausgestreckte Hand in die Tasche zurück, ehe sie sich geöffnet hat. Aus der Masse übler Nachrichten, die

*) A. v. Chamisso, Bemerkungen und Ansichten auf O. v. Kotzebue's Entdeckungsreise. Weimar 1821. III. S. 153., vgl. 82. I., 116. II., 35. 114.



unter uns verbreitet worden sind, ist es theilweise zu erklären, daß die Theilnahme für das Missionswerk in unserem Vaterlande so langsame Fortschritte macht und wir hinter unseren Glaubensgenossen in England und Amerika so weit zurückbleiben. Was unser Volk vorzugsweise leisten könnte, das zeigt die „geringe Kraft" der Brüdergemeinde, die wie ein Sauerteig unter den Heiden gewirkt hat. Es ist daher die Pflicht eines Jeden, der einige Kenntniß des Missionswesens hat, gegen lügenhafte Berichte aufzutreten, und die Wahrheit an den Tag zu bringen. Man kann es dabei nicht vermeiden, auf die Motive einzugehen, weil bei einem so edlen Zweck, wie er im Missionswesen anerkannt wird, die vielfältigen Anfeindungen, ohne gegründete Ursache, unbegreiflich erscheinen. Ich habe mich bemüht, diese Motive aus den beigebrachten Thatsachen selbst hervorleuchten zu lassen und brauche den Vorwurf leerer Verdächtigungen nicht zu fürchten. In jenen fernen Gegenden hielt man es bis jetzt noch nicht für nöthig, seine Motive, wenn sie auch unsittlich waren, zu verhehlen, denn es war eine allgemeine Stimme nicht zu scheuen. Erst durch die Missionen wurde dem Laster der Spiegel, den es nicht liebt, weil es sich selbst nicht ertragen kann, vorgehalten.

Wenn wir nun auch Reisebeschreiber, gebildete wissenschaftliche Männer, die nicht unter dem Einflusse der gemeinen Leidenschaften stehen, die ungünstigsten Berichte über Missionen und Missionare geben sehen, so sind wir doch keineswegs berechtigt, ihnen sogleich unbedingten Glauben zu schenken. Die Reisebeschreiber sind, da sie die Sprachen der Völker nicht verstehen und sich also mit ihnen selbst nicht unterreden können, für einen Theil ihrer Erzählungen den fremden Ansiedlern verpflichtet. Aus dieser Quelle stammen z. B. die oft wörtlich übereinstimmenden Lügen bei O. v. Kotzebue, Beechey und in der Reise des Schiffs Blonde über die Sandwich-Inseln. Es war den Missionaren nicht schwer, zu erkennen, von wem sie ausgegangen waren, denn sie hatten dieselben Reden wörtlich in ihrer neuen Heimath gehört. Den meisten Reisebeschreibern kann hier kein anderer Vorwurf, als der der Leichtgläubigkeit und einer gewissen Leichtfertigkeit in der Wiederholung von Verläumdungen gemacht werden. Warum haben sie nicht den Umgang der Missionare gesucht, um auch die andere Seite zu hören? Warum haben sie sich nicht um gründliche Belehrung bemüht? Die meisten haben es kein Hehl, daß sie, Kinder der ungläubigen Zeit, vom Christenthum der Bibel wenig halten, und von vorne herein mit Widerwillen gegen das, was sie Methodismus nennen, erfüllt sind. Aus aberglaubischer Abneigung vor entschiedenen Christen werden sie leichtgläubige Schüler offener Unchristen, und geben sich Männern hin, deren Umgang sie in ihrem Vaterlande scheuen würden. Weil diese Männer bis auf die neueste Zeit fortfahren, sich als die ärgsten Feinde des Guten zu zeigen und unter dem Schutz amtlicher Auctorität Lügen und Verläumdungen über das evangelische Missionswerk auf den Südsee-Inseln auszusprengen, so ist keine Ursache abzusehen, warum wir ihre Namen ferner verschweigen sollten. Sie nennen sich ja selbst, wie z. B. neuerdings in einem aus der „Calcutta Gazette"

in „das Ausland" aufgenommenen Briefe. Der thätigste und bitterste Feind ist der Englische Konsul Charlton, welcher seit langer Zeit seinen ganzen Einfluß in die Wagschale des Lasters und der Zuchtlosigkeit gelegt und sich allen Bemühungen für das Wohl der Insulaner widersetzt hat. Er hat den jungen König Kaukeauli seit seinem vierzehnten Jahre auf alle Weise gegen die Mission zu bearbeiten, ihn gegen seinen Lehrer Bingham einzunehmen, und in einen Taumel von Sinnlichkeit zu stürzen gesucht. Es war ihm zu diesem Zwecke kein Mittel zu schlecht; so sagte er dem jungen Thronerben einmal, Bingham habe nach Nordamerika geschrieben, er (Bingham) sey König der Sandwich-Inseln. Bei der verunglückten Untersuchung der Missionare stand er an der Spitze ihrer Gegner. Den Kapitän Clark nahm er, statt ihn wegen des oben erzählten Unfugs zur Verantwortung zu ziehen, gegen die Regierung des Landes in Schutz. Allerwärts suchte er der Regierung Verlegenheiten, zu bereiten, das Böse zu befördern, das Gute zu hindern.. Sein Geschmack am Lügen ist so groß, daß er auch lügt, wo man keinen Grund einsieht. Prediger Stewart, ein Mann, auf den sich Kotzebue beruft, erzählt davon ein merkwürdiges Beispiel. Ihm selbst sagte der Konsul, der junge König Kaukeauli lebe mit seiner Schwester, der Prinzessin Henriette Keopulani, in verbotenem Umgang. Stewart hatte das größte Interesse dabei, die Wahrheit zu ermitteln, da Nahienaena, wie sie früher hieß, seine beste und hoffnungsvollste Schülerin gewesen war, und überzeugte sich vollkommen, daß jene Nachricht eine schändliche Verläumdung sey. Von demselben Manne ist der dem Gouverneur Boki untergeschobene Brief ausgegangen, welcher als officielles Dokument nach England geschickt und vom Quarterly Review und Edinburgh Review ohne Weiteres als ächt aufgenommen wurde. Übrigens ist bei diesem Manne die politische Eifersucht eine zweite starke Triebfeder seiner Handlungen. Die Missionare sind Amerikaner und müssen nothwendig als Seelsorger der Fürsten einen bedeutenden Einfluß auf dieselben erhalten. Dieser Einfluß scheint das Englische Interesse zu bedrohen und dem der Vereinigten Staaten ein Übergewicht zu verschaffen. Allein die Missionare enthalten sich nach ihren Instruktionen und nach eigener Neigung jeder politischen Einmischung, zufrieden damit, wenn Gott die Predigt des Evangeliums segnet. Es konnte noch keine Thatsache angeführt werden, aus welcher hervorgegangen wäre, daß die Sendlinge ihren Einfluß gemißbraucht hätten. Gar manche Regierungsagenten in fremden Ländern, welche dem Christenthum und der allgemeinen Bildung die beste Dienste leisten könnten, sind den Völkern vielmehr eine Last und ein Fluch. — Der andere Mann, welcher sich anfangs freundlich, aber seit Einführung eines geordneten Rechtsganges feindlich bewiesen hat, ist der Spanier Marin, oder wie ihn die Eingeborenen nennen, Manini. Er wohnt seit etwa dreißig Jahren auf den Sandwich-Inseln und hat sich seinen Reichthum dort erworben. Die Reisenden bedienen sich seiner häufig als Dolmetscher im Verkehr mit den Vornehmeren des Volkes. Daher ist es ihm leicht geworden, das Ohr der Fremdlinge zu gewinnen, und sie mit



Verdacht und Abneigung gegen die Missionare zu erfüllen. Er ist darauf ergriffen worden, daß er absichtlich falsch interpretirte, woraus großes Unheil hätte entstehen können. Daneben machte er sich oft den Spaß, wißbegierige Reisende zum Besten zu haben und ihnen mehr zu verrathen, als er selbst wußte. Ein Beispiel ist die lächerliche Geschichte von der Einführung einer willkührlichen Sprache durch den alten Tamehameha, welche ein edler wissenschaftlicher Weltumsegler in gutem Glauben von ihm aufgenommen hat. Man glaubt, daß nicht ohne Wissen dieses Mannes die Jesuiten einen Versuch machten, ihre Mission auf Oahu zu beginnen. Chamisso nennt ihn zwar einen glaubwürdigen Zeugen, einen denkenden und unterrichteten Mann, aber O. v. Kotzebue in seiner neuen Reise richtiger einen nicht sehr gebildeten Mann, und mir würde es leicht werden, ein Dutzend Irrthümer nachzuweisen, welche durch seine Schuld in die treffliche Arbeit des Herrn v. Chamisso gerathen sind. — Die Geschichtforschung stellt genaue Untersuchung über ihre Quellen und Gewährsmänner an, um nach dem Charakter, der Urtheilskraft und Stellung derselben ihren Werth zu ermessen. Reisebeschreibungen sind Hauptquellen der ältesten Geschichte eines wilden Volkes. Die Reisenden sollten diese Würde erkennen und die Nachrichten, welche sie sammeln, einer sorgfältigen, gewissenhaften Kritik unterwerfen. Nur dadurch können ihre Werke für die Nachwelt Werth behalten. Die meisten neueren Reisebücher über die Inseln des großen Oceans sind werthlos, weil sie unter dem Einflusse lügenhafter Menschen geschrieben sind. Mögen sich Geographen und Geschichtschreiber vor ihnen hüten.

Ich bitte jetzt die anfangs mitgetheilte Anmerkung des Herrn Dr. Andree in Braunschweig noch einmal zu lesen.

---

## Nachrichten.

(Frankreich.) Während die von Genf ausgesendeten Bibelverträger (Colporteurs) und die evangelischen Prediger im Süden Frankreichs der evangelischen Wahrheit immer mehr Eingang verschaffen, hat der Herr auch im Norden ein Feuer angezündet, das seine erwärmenden Flammen weit verbreitet. Aber die zum Leben des Glaubens Erwachten sind und bleiben immer die Minderzahl, sie und ihre Kinder bleiben immer den verderblichen Einflüssen des sie umgebenden Unglaubens und Aberglaubens ausgesetzt, denen sie leicht unterliegen könnten, wenn sie nicht Prediger und Lehrer erhalten, welche sie im Glauben stärken und befestigen. Diese Überzeugung rief eine neue christliche Unternehmung in's Daseyn, welche der Herr reichlich segnen wolle; es ist dies die Gründung einer Normalschule für die Christen des nördlichen Frankreichs, von der auch die evangelischen hin und her in Belgien zerstreuten Gemeinden nicht ausgeschlossen seyn sollen.

Diese Schule soll, sobald es die eingehenden Beiträge erlauben, eröffnet werden, und zwar in Lille. Ihr Zweck wird seyn: Kindern eine christliche Erziehung zu geben, und für die evangelischen Schulen Frankreichs gläubige Lehrer und Lehrerinnen zu bilden. Die Erziehung wird im evangelischen Geiste geleitet und auf die Bibel gegründet. Daß der tägliche Hausgottesdienst am Morgen und am Abend nicht fehlen darf, versteht sich von selbst. Die beiden Geschlechter werden in zwei

verschiedenen Häusern besonders erzogen. Die Kinder der Armen finden darin Aufnahme, Unterricht und Unterhalt umsonst. Wohlhabende zahlen 250 Franken jährlich für ihre Kinder. Die Anstalt steht unter der Leitung eines aus Geistlichen und Laien gewählten Ausschusses. Wir haben die Freude, an der Spitze dieses Ausschusses den schon längst rühmlich bekannten Prediger zu Leme, Herrn Colany-Née zu sehen, dem der junge thätige Prediger Marzials in Lille als Sekretär zur Seite steht. Unter den korrespondirenden Mitgliedern des Ausschusses bemerken wir mit Vergnügen die Prediger de Felice in Bolbec, Grandpierre und Monod in Paris, Gaussen in Genf, und den Defan der theologischen Fakultät in Montauban, Herrn Bonnard.

Die Gründe zur Errichtung dieser Normalschule gibt die erste Anzeige also an:

1. Di: Christen der nördlichen Departemente Frankreichs sind so zerstreut, und der größte Theil unter ihnen so arm, daß sie die Kosten für einen Schullehrer in jeder einzelnen Gemeinde nicht aufzubringen vermögen, und ihre Kinder also entweder ohne Unterricht bleiben oder in die Schulen der Katholiken gehen müssen, zu welchem einzigen Mittel viele Familienväter bisher ihre Zuflucht nahmen. Aber was war die Folge? Ihre Kinder kamen, anstatt mit guten Grundsätzen, mit Vorstellungen, die der Jünger Christi nicht anders als verwerfen kann, aus der Schule zurück. Die ersten Jahre dieser theuren Kinder, diese so kostbaren Jahre, die so oft über die ganze Zukunft des Menschen entscheiden, waren verloren. Uno nun, lieben Brüder! denket ihr nicht, daß dieser Übelstand aufhören müsse? Würde es nicht eine große Sünde in den Augen Gottes und der Kirche Christi seyn, wenn die Furcht vor einigen Aufopferungen uns gleichgültig gegen die traurige Lage dieser Kinder machte?

2. Das protestantische Frankreich hat nur eine einzige Schule, die unseren Kirchen Lehrer und Lehrerinnen liefert. Diese kann nicht einmal allen Bedürfnissen abhelfen und erschwert durch ihre weite Entfernung vom Norden die Aufnahme junger Leute dieser Gegend. Sodann kommt noch ein dritter Grund hinzu, der am meisten zur Entwickelung dieses Planes beigetragen hat. Das nördliche Frankreich war seit mehreren Jahren sichtbarlich vom Herrn gnädig heimgesucht. Viele Seelen sind vom Tode zum Leben gekommen, und diese Erweckung zeigte sich besonders unter den jungen Leuten, und wir haben die feste Überzeugung, daß Viele unter ihnen nur warten, daß der Herr ihnen die Thüre öffne, um in die schöne Laufbahn des Unterrichts einzutreten. Kann unsere Schule nicht diese Thüre für Mehrere aus ihnen seyn?

Diese erste Anzeige schließt mit folgenden Worten:

„Sollen wir Ihnen unsere Armuth, die Unzulänglichkeit unserer Geldmittel zu den großen Bedürfnissen dieser Schule, die Hindernisse aller Art, unsere von Zeit zu Zeit eintretende Muthlosigkeit, eine Frucht unseres schwachen Glaubens, die Steine, welche unkluge Hände versucht haben, uns in den Weg zu legen, mit einem Worte, sollen wir Ihnen alle vorausgesehenen und unvorhergesehenen Schwierigkeiten verbergen? Nein, aber wir sagen Ihnen: Kommet und sehet mit uns, wie groß die Macht des Herrn ist, wie sie allen Hindernissen und Schwierigkeiten trotzt! — Schwierigkeiten! — Deren gab es genug, als zwölf Juden es unternahmen, die ganze Welt zu bekehren. Und ist es nicht dasselbe



Werk, das wir betreiben? Es sind mancherlei Ämter, aber es ist Ein Herr (1 Cor. 12, 5.). Und ist sein Arm etwa verkürzet, sein Ohr vielleicht verhärtet? Ach, wenn etwas der Veränderung unterworfen wurde, so ist es der Glaube, dem so viele Wunderkräfte verliehen waren; glauben wir heute noch und Alles wird uns möglich werden! Große Schwierigkeiten! Ja, dem Herrn sey Dank, die haben wir, aber ihre Zahl wird dazu dienen, in den Augen der Menschen den Ruhm dessen zu erhöhen, der sie besiegen wird, weil er größer als sie ist. Und in dieser Angelegenheit, wie in jeder wahrhaft christlichen Sache, werden wir am Ende sagen müssen: Ehre dem, der uns den Sieg gegeben hat, durch unseren Herrn Jesum Christum!

Geliebte Brüder, hier unser Plan, hier die Gründe, die uns bewogen haben, ihn zu fassen, und unsere Hoffnungen für die Zukunft. Solltet Ihr uns jetzt nicht erlauben zu sagen: Kommt uns zu Hülfe? Ihr seht, es ist keine Parthei- oder Sektensache, für die wir Eure Hülfe in Anspruch nehmen; wir thun es für das Wohl unserer Kirchen, für die Verbreitung der Wahrheit, für das Reich des großen Meisters, der, als Gerechter, sein Blut für uns unwürdige Sünder vergossen hat. In seinem Namen und aus Liebe zu ihm, werdet Ihr uns daher mit Euren Gebeten, Rathschlägen und Unterstützungen beistehen."

So lautet die Aufforderung, die gewiß nicht bloß für Frankreichs Bewohner, nein für alle Christen aller Orten Interesse hat, und darum allen gesagt seyn soll. Als nach der Zurücknahme des Edikts von Nantes Schaaren von Protestanten aus Frankreich auswanderten, fanden Tausende von ihnen in Deutschlands Gauen und Städten liebreiche Aufnahme, reiche Unterstützung. Die Zeiten haben sich geändert. Das Evangelium soll nicht mehr aus Frankreich fliehen, es will daselbst einheimisch werden. Aber auch dazu bedarf es der Hülfe. Darum Christen Deutschlands, thut eure milde Hand auf für Frankreichs Bewohner. Einst haben diese durch ihre Auswanderung in eurer Mitte dem Handel und Gewerbe aufgeholfen; eure Liebe blieb nicht ohne Segen und Belohnung. Lasset von diesem Segen jetzt wieder etwas nach Frankreich zurückfließen. Nehmet den Boten, der vielleicht bald im Namen des Herrn auch bei euch für dieses Werk, für die Gründung einer Pflanzschule evangelischer Lehrer und Lehrerinnen, durch die das Evangelium in Frankreich tiefere Wurzeln schlagen soll, Gaben der Liebe einsammeln wird, liebevoll auf. Reicht ihm, und in ihm uns, die Hand zum gemeinschaftlichen Wirken, und wer weiß, wenn bei euch vielleicht einmal das Evangelium eine Freistätte vermißt, so findet es dieselbe vielleicht in der Mitte derer, die eure Liebe jetzt für das Evangelium bilden und in denselben erhalten half.

---

(Paris.) Das vormalige, 700 Menschen fassende Theater, welches die St. Simonisten zu ihrem Gottesdienst benutzt hatten, ist von ihnen aufgegeben worden und sie haben einen neuen Versammlungsort gemiethet, wie wir auf genaue Erkundigung erfahren haben. Der verlassene Saal wird dagegen jetzt zum wahren Gottesdienst gebraucht, unter dem treuen und erweecklichen Dienste der Herren Grandpierre und Audebez.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 3. Juni. № 44.

Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich u. s. w. Zweite Auflage. Sulzbach, 1834.

### Zweiter Abschnitt. *)

Um die merkwürdigen Erscheinungen in dem äußeren und inneren Leben der Nonne Emmerich richtig würdigen zu können, schicke ich etwas über das Wesen der Ekstase als Einleitung voran.

Die Ekstase (Entzückung) ist derjenige außergewöhnliche, selbstbewußte**) Zustand der Seele, in welchem sie mehr oder weniger von den Fesseln des Leibes frei, mit der Geisterwelt in Berührung tritt und alsdann selbst in höherem oder niederem Grade als Dämon (guter oder böser) wirksam wird.

Dieses merkwürdige Seelenvermögen, welches, die unsichtbare Welt berührend, sich bedeutend über die gewöhnlichen Schranken des Raumes und der Zeit (also auch der Materie) erhebt, nenne ich die seelische Magie, oder das seelische Religionsgefühl, ein Kraftapparat, von dem das bekannte Ahnungsvermögen so wie der vielbesprochene animalische Magnetismus nur als ein besonderes Glied zu betrachten ist. Obschon in gewissem Maaße in jedem Menschen wirksam, so offenbart sich die Ekstase doch besonders charakteristisch in bestimmten Temperamenten, bei anderen dagegen nur unter gewissen Bedingungen und Modifikationen.

Folgende vier besondere Arten und Formen sind es aber, welche man an der Ekstase überhaupt unterscheiden kann, und unter denen sie sich im Leben wirksam zeigt.

1. Die Ekstase, wobei die Seele ihren Einfluß auf den Körper scheinbar ganz verliert.

Diese Art der Ekstase findet sich im Scheintode, welcher, wie man weiß, Wochen, ja Monate lang anhalten kann.*) Im Scheintode sind in der Regel die äußeren Sinne, namentlich das Gehör, geschärft, das Bewußtseyn von dem vorhandenen Zustande klar, der Gedanke, lebendig begraben zu werden, in seiner vollen Thätigkeit. Dabei hat die Seele, je nachdem sie religiös gebildet ist, mehr oder weniger ekstatische wonnevolle Gefühle einer Seligkeit, die sich nicht beschreiben lassen. Es ist ihr, als lebte sie ohne Leib — ja sie sieht ihren Leib oft wie ein Marmorbild auf dem Lager liegen. Das Charakteristische dieses Zustandes ist aber allemal das Gebundenseyn des Willens in Erregung der willkührlichen Bewegung. Alle Scheintodte erkennen die Wahrscheinlichkeit, lebendig begraben zu werden, aber nicht alle haben eine Angst oder Furcht davor. So viel ist aber gewiß, daß diese Furcht oft sehr stark vorhanden ist, daß es aber der Scheintodte bei aller Willensanstrengung dennoch nicht vermag, zu seiner Rettung irgend eine Bewegung als Lebenszeichen zu Stande zu bringen. — Hier hat also die Einwirkung des Willens auf den Körper eine Unterbrechung erlitten.

2. Die Ekstase, wobei die Seele mit ihrer geistigen Natur die Materialität des Leibes überwiegt, und kraft einer Art von Vergeistigung der Materie eine ungewöhnliche Herrschaft über denselben gewinnt.

Dieser ekstatische Zustand ist also dem vorigen völlig entgegengesetzt. Da sehen wir z. B. hysterische Leute während ihres Krampfanfalls sich in Winkeln und Löchern verkriechen, welche enger als der Umfang ihres Körpers sind. Wir sehen sie (wie z. B. auch die Indianischen Gaukler) oft ziemlich lange frei in der Luft über dem Boden schweben. — Daß die Nachtwandler (obschon einer anderen Species der Ekstatischen angehörig) nur kraft dieser seelischen Übermacht über die Materie des Leibes die höchsten Gebäude besteigen, und selbst aus dem Schwerpunkt heraustretend, nicht herabstürzen, dieses liegt klar am Tage. Eben so läßt es sich erklären, daß ein unvorsichtiges Erwecken aus diesem Zustande am unrechten Orte die schrecklichsten Folgen haben muß, weil dann das gewöhnliche Wechselverhältniß zwischen Materie und Seele wieder eintritt, wo die körperliche Schwerkraft die Kraft des Willens überwiegt.

Eben so erklärlich ist (natürlich immer nur bis auf die unbekannte causa primaria), inwiefern in Krankheiten diese magische Kraft der Seele, auf diese oder jene Weise erregt, heilsam

*) Die Stelle des ersten Abschnittes, enthaltend einen gedrängten Auszug aus dem bezeichneten Buche, vertritt der schon früher mitgetheilte Aufsatz eines anderen Verfassers über denselben Gegenstand.

Anmerk. der Red.

**) Selbstbewußtseyn ist ein wesentliches Merkmal der Ekstase. Dadurch unterscheidet sie sich vom Fieber-Delirium, vom Wahnsinn und vom Traume.

Der Delirende weiß nicht, daß er fabelt, der Verrückte hält sich nicht für einen Narren, der Träumende weiß nicht, daß er träumt, dagegen weiß der Ekstatische von seinem Zustande, und kann ihn auch von dem nicht ekstatischen unterscheiden. Entzücktseyn und Verrücktseyn ist also zweierlei.

*) Die hieher bezüglichen Schriften erzählen von einem Falle, wo eine Mutter ihre (scheinbar) verstorbene Tochter sieben Wochen vor der Beerdigung schützte, sie Tag und Nacht am eigenen Leibe wärmte, und nach Verlauf dieser Frist die Scheintodte wieder in's Leben brachte.

wirken kann. Ein Amulet, von einem Spaßmacher mit Narrenspossen beschrieben, weckt dieselbe aus dem Schlummer auf und heilt bei demjenigen, welcher die Sache ernsthaft nimmt, oft auf der Stelle das hartnäckigste Wechselfieber. — Diese magische Kraft, an Wallfahrtsorten heftig angeregt, an Heiligenbildern wie in einem magnetischen focus (Brennpunkt) concentrirt, und so auf Kranke zurückströmend, bringt oft die heftigsten Konvulsionen, und gar nicht selten Heilungen von Nervenkrankheiten, namentlich von Lähmungen hervor. Es sind dieses Erscheinungen, die kein vernünftiger Arzt mehr läugnet, und Gottlob auch nicht mehr zur Ehrenrettung des Protestantismus zu läugnen braucht. Dieselbe magische Kraft kann also sowohl innerhalb des eigenen Körpers als auch nach Außen wirksam seyn. So konnte z. B. Gaßner in jedem Gliede seiner Patienten willkührlich Zuckungen erregen. Ja er gebot dem Herzschlag und dem Puls, und er stand still. Alle diese Thatsachen sind an sich in religiöser Beziehung so wenig bedeutend, daß man sich nicht die Mühe nehmen sollte, sie, wo sie doch einmal geschichtliche Bedeutung gewinnen, hartnäckig wegzuläugnen. Genug, die geistige Beschränkung oder Durchdringung der Materie, die magische Erregung einzelner Organe des eigenen, oder auch eines fremden Leibes (eine Wirkung, welche sich sogar oft Meilen weit erstreckt), ist eine von den allergewöhnlichsten Erscheinungen in dieser zweiten Art und Form der seelischen Magie.

Eine dritte und vierte Klasse der Ekstase bildet das verschiedene Verhältniß der Rückerinnerung, welches aus dem ekstatischen dem nicht ekstatischen Zustande entweder übrig bleibt oder schwindet. Nicht alle Arten der Ekstase lassen diese Erinnerung auch in den nicht ekstatischen Zustand des gewöhnlichen Lebens übergehen und wir unterschaiden demnach

3. Die Ekstase, wobei die Erinnerung auch während des nicht ekstatischen Zustandes unangetastet bleibt.

Hieher gehört die Ekstase aller wahren Propheten und Seher. Nicht als ob alle solche ekstatische Personen wahre Seher und Propheten wären. Aber das ist eben so gewiß, daß die Ekstase aller Propheten und Apostel des Alten und Neuen Bundes nur von dieser Art gewesen ist. *) Allen Propheten und Aposteln blieb die bestimmte Rückerinnerung an das, was sie in der Ekstase vernommen hatten. Paulus vergaß es nie, daß er einmal im Himmel unaussprechliche Worte gehört hatte. Ja diese Lichtmomente waren ihr geistlicher Meilenzeiger und Wegweiser durch die Wüste dieses Lebens. Mögen sie immerhin bisweilen wie Todte während der Ekstase dagelegen haben (2 Cor. 12, 2.) — was sie in diesem Zustande an geistlicher Erkenntniß gewannen, das brauchten sie keinem Schnellschreiber zu diktiren, um es festzuhalten. Es war und blieb ihr geistiger Lebensstoff und Eigenthum. Aber auch Bileam war ein solcher Ekstatischer. Eben

*) Die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte beweisen eben dadurch eine ungeschwächte Gabe, Geister zu prüfen, daß sie auch ohne besondere medicinisch-anthropologische Kenntnisse die montanistischen Hellseherein als unächte Prophetie verwarfen.



so sind diejenigen Leute, die sich Inspirirte nennen, von den sogenannten Hellsehern in dieser Hinsicht völlig verschieden. Jakob Böhm's Ekstasen, in welchen er seine Staunen erregende Blicke in die Natur der Dinge that, waren derselben Art.

Diese Art der Ekstase ist nun die bei weitem interessanteste. Sie hat das meiste psychologische Interesse, sie kommt in der Regel eben so oft, ja noch öfter bei Männern als bei Frauen vor, sie ist durch die Propheten und Apostel gewissermaßen auctorisirt, eben deshalb aber auch um so verführerischer und gefährlicher für diejenigen, welche die Gaben und Mittel, Geister zu prüfen, nicht gehörig gebrauchen.

Die letzte Klasse der Ekstase bilden

4. Diejenigen ekstatischen Zustände, deren Erinnerung in den nicht ekstatischen Zuständen des gewöhnlichen Lebens allemal ohne einige Ausnahme verschwindet. *)

Diese Art Ekstase, das sogenannte Hellsehen oder der Somnambulismus, kommt nie bei den Propheten und Aposteln, auch nicht bei den sogenannten Inspirirten, seltener bei Männern und am häufigsten bei nervenschwachen Frauen vor. Das Charakteristische dieses ekstatischen Zustandes ist das Schwinden der Erinnerung im gewöhnlichen Leben. Die sogenannten Hellseher haben, sobald sie aus diesem Zustande erwachen, nie auch nur die geringste Erinnerung von demjenigen, was sie während der sogenannten Krise erfahren. Um einige Kunde davon in's gewöhnliche Leben hinüberzubringen, bedarf es einer vermittelnden Person, oder eines vermittelnden Zustandes, welche die Objekte der ekstatischen Welt in den natürlichen Zustand des Wachens hinübertragen.

Diese Vermittler zwischen beiden Zuständen des Hellsehens und des natürlichen Wachens sind entweder Personen, welche mit den Hellsehern in Rapport getreten sind, und diese Art der Vermittelung ist die bekannteste und gewöhnlichste, oder es sind natürliche Träume, welche die Erscheinungen des Hellsehers als Traumbilder abspiegeln. Aber auch in diesem Falle haben diese Art Leute nicht die geringste Ahnung davon, daß ihre Träume die Nachbilder wirklicher ekstatischer Thatsachen sind. So erzählen sie z. B., daß es ihnen geträumt habe, als hätten sie ihr Herz, ihre Leber u. s. w. inwendig besehen, als hätten sie sich und Anderen Arzneien verordnet u. s. w., ohne daran zu denken, daß dieses alles in der Ekstase des Hellsehens wirklich vorgekommen sey. Begreiflich ist es jedoch, daß sie, einmal durch Erfahrung und zwar nur durch Andere über diese

*) Wenn ich oben bei der Begriffsbestimmung der Ekstase „das Selbstbewußtseyn" als ein wesentliches Merkmal derselben angegeben habe, so widerspricht dieser Mangel unmittelbarer Rückerinnerung in dieser Art Ekstase jener Angabe nicht. Nur dieses muß ich noch bemerken. Jeder Ekstatische hat volle Rückerinnerung aus dem nicht ekstatischen Leben. Es steht seinem Urtheil die nicht magische Welt so gut zu Gebote als die magische. — Diese Erscheinung ist auch der überzeugendste psychologische Erfahrungsbeweis von dem persönlichen Selbstbewußtseyn nach dem Tode, welches eine volle Rückerinnerung in's Leben behält.

Dinge belehrt, über solche Traumbilder später richtig urtheilen lernen.

Eine dritte und zwar die seltenere Art der Vermittelung ist die, wo die Ekstase des Hellsehens in die Ekstase dritter Art sich auflöst, oder auch mit ihr abwechselt, und wo demnach die höhere, vollkommnere Ekstase dritter Art die Objekte des Hellsehens in das nicht ekstatische Leben überträgt. So gewiß es ist, daß z. B. verschiedene Arten von Krankheiten, namentlich auch Nervenübel in Einem und demselben Individuum sich — wie man sagt — compliciren können, eben so kann ja auch die Eine Art Ekstase neben der anderen in Einer Person ihre Selbstständigkeit behaupten. Dabei bleiben sie aber doch dem Wesen nach völlig gesonderte und verschiedene Zustände, die ein geübtes Auge schwerlich verkennen und verwechseln wird.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

London, den 9. Mai 1835.

Am letzten Dienstag feierte die bischöfliche Missionsgesellschaft ihr Jahresfest. Der große Saal in Exeter Hall war mit Gliedern und Freunden derselben, männlichen und weiblichen Geschlechts, angefüllt. Ihr neuernannter Präsident, Earl von Chichester, eröffnete (nach vorher verrichtetem Gebete) die Versammlung mit einer Anrede, welche sich durch ihren ächt christlichen Sinn auszeichnete. Der Sekretär der Gesellschaft, Herr Jowet, las sodann mit klarer, deutlicher Stimme den Jahresbericht. Dieser enthielt die frohe Ankündigung, daß die Einnahme der Gesellschaft im letzten Jahre die aller vorigen Jahre übertroffen habe, indem sie sich auf mehr als 68,000 Pf. St. belaufe. Zu dieser ungewöhnlich großen Einnahme habe ein Vermächtniß eines vollendeten Wohlthäters der Gesellschaft von 11,000 Pf. mit beigetragen, so wie die Stiftung ein und dreißig neuer Mission-Hülfsvereine. — Die sodann mitgetheilten Nachrichten über die Arbeiten der Missionarien in den Gegenden des mittelländischen Meeres, in Ost- und Westindien, in Neu-Holland und Neu-Seeland, so wie im Brittischen Antheil von Nordamerika, enthielten bei allen hie und da eintretenden Schwierigkeiten und Hindernissen doch sehr Vieles, das im hohen Grade ermunternd war. Gott ist sichtbar mit seinen Dienern. Das Evangelium seines Sohnes, das sie in Demuth und Glauben verkündigen, bleibt nicht ohne Früchte. Unter den abgöttischen Völkerstämmen Ostindiens und unter den kannibalischen Neu-Seeländern gibt es nicht Wenige, die dem Dienste ihrer stummen Götzen entsagt, ihre Laster aufgegeben, sich mitten unter Gefahr und Selbstverläugnung Christo hingegeben, seine Liebe erfahren, und in seiner Gemeinschaft Freuden und Seligkeiten empfunden haben, von denen sie sich zuvor nicht die entfernteste Vorstellung machen konnten. Sie waren zuvor grausame Barbaren, und nun sind sie mild und gesittet. Sie leben ein Leben des Glaubens und der Liebe, und Mehrere sind schon im Glauben des Sohnes Gottes selig entschlafen. Mehrere rührende Beispiele hievon wurden im Berichte angeführt, und ein Friedensbote, der das Evangelium über sechs Jahre in Neu-Seeland verkündiget, und mehrere Theile der heiligen Schrift in die Neu-Seeländische Sprache übersetzt hat, war in der Versammlung zugegen, und erzählte mündlich, wie große Dinge Gottes Worte, Gnade und Geist im Herzen und Leben dieser rohen Menschen gewirkt hat.

Er las sodann mehrere Briefe, welche Neu-Seeländer ihm geschrieben hatten, und die durch ihre Originalität, durch die einfach-wahre



und kräftige Schilderung der Gefühle, so wie durch den christlichen Sinn ihrer Verfasser, einen allgemeinen und tiefen Eindruck hervorbrachten. — Der Eine schrieb: „Meiner Seele ist wohl zu Muthe, denn sie empfindet etwas von der Liebe Gottes.“ Ein Anderer: „Mein liebendes Herz ist klein, mein betendes groß.“ Ein Dritter: „Jesus starb für meine Sünden. Er ist mein Herr und mein Gott!“ — Ein trefflicher Geistlicher der Englisch-Bischöflichen Kirche, Herr Archidiakonus Corrie, der dreißig Jahre in Ostindien gelebt hat, und nach England kam, um zum Bischof von Madras eingeweiht zu werden, ermunterte die Versammlung durch die Versicherung, daß das Christenthum seit den letzten dreißig bis vierzig Jahren sowohl unter Europäern als Landeseingeborenen im Brittischen Indien große und entschiedene Fortschritte gemacht habe, daß der heidnische Aberglaube und Götzendienst unter Erwachsenen und unter der heranwachsenden Jugend einen mächtigen Stoß erlitten, — daß die Anzahl christlicher Kirchen und Gemeinden, so wie einzelner Bekehrten aus höheren und niederen Ständen beträchtlich zugenommen, und überhaupt viele Umstände sich vereinigt haben, die für die allgemeine Verbreitung christlicher Wahrheit und Erkenntniß höchst wohlthätig wirken. — Ein Amerikanischer Bischof trat sodann auf, und sprach mit so viel Wärme, Lebendigkeit, Kraft und Würde, daß seine Rede einen allgemeinen Eindruck machte. Er ist Bischof der mit der Bischöflichen Kirche in Amerika verbundenen Gemeinden in der Provinz Ohio, die jetzt eine Bevölkerung von etwa 110,000 Seelen enthält, ein Mann, gleich ausgezeichnet durch Talent und Frömmigkeit, voll lebendigen Glaubens an Christum, voll Eifer für seines Namens Ehre und seiner Erlöseten Heil. Mehrere andere ehrwürdige Glieder der Geistlichkeit und des Staates ermunterten durch ihre Anspraechen die Versammelten, wie die Bischöfe von Litchfield und Coventry, und von Chester, der Marquis von Cholmondeley, Herr Prediger Stowel von Manchester. Die Versammlung, die aus mehr als 2,000 Personen bestand, erhob sich sodann, und sang ein paar Schlußverse mit einer Herzlichkeit, Wärme und Würde, die Geist und Herz himmelwärts emporzogen.

Der bischöflichen Missionsversammlung folgte am Mittwoch die Jahresversammlung der Brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Nahe an 3,000 Personen drängten sich in den großen Saal zusammen, so daß zuletzt jeder Platz besetzt und dennoch der Andrang anderer Herzuströmenden so groß war, daß es nöthig befunden wurde, einen zweiten Saal in demselben Gebäude zu öffnen, in welchem etwa 600 Andere Zutritt fanden. Lord Bexley, der an Lord Teignmouth's Stelle einstimmig zum Präsidenten gewählt worden war, erschien Punkt 11 Uhr mit mehreren Vice-Präsidenten, und Herr Brandram, einer der Sekretäre, las den Bericht. Dieser war eben so gehaltreich als ermunternd. In keinem Jahre seit ihrer Entstehung vor ein und dreißig Jahren hatte die Gesellschaft eine so große Einnahme gehabt. Nur einmal zuvor hatte sie die Summe von 103,000 Pf. erreicht, diesmal überstieg sie 107,000 Pf., mit Einschluß eines Vermächtnisses von 11,000 Pf., welches sie gleich der bischöflichen Missionsgesellschaft von einem vollendeten Wohlthäter empfangen hatte. Unter dieser Summe sind auch über 15,000 Pf. begriffen, die als eine außerordentliche Gabe zu dem besonderen Zweck gesammelt worden waren, um die am 1. August 1834 befreiten Negersklaven, so weit sie lesen konnten, mit einem Exemplar des Neuen Testaments und der Psalmen in gr. 8. zu versehen. Aus 800,000 Negern, die ihre Freiheit erhielten, konnten etwa hunderttausend lesen, und diese haben ihre Exemplare entweder schon unter den stärksten Ausdrücken des Danks erhalten, oder werden dieselben noch empfangen. — Die Kaufleute, welche diese Exemplare auf ihren Schiffen nach den verschiedenen Westindischen Inseln absandten, erklärten alle, daß sie dies mit Freuden frachtfrei thun wollten, und ein jüdischer Kaufmann, der

das Frachtgeld schon empfangen hatte, sandte es mit einem sehr freundschaftlichen Schreiben wieder zurück. Das Verlangen, Gottes Wort sowohl zu lesen, als es predigen zu hören, ist so groß, daß die Kirchen die sich herzudrängenden Schaaren nicht zu fassen vermögen, und Tausende lesen gelernt haben, die vor sechs Monaten noch nicht zu lesen im Stande waren. Der Bericht gab sodann eine gedrängte Übersicht über das, was die Brittische und ausländische Bibelgesellschaft in Betreff der Übersetzung der heiligen Schrift und ihres Drucks und ihrer Verbreitung in den verschiedensten Ländern Europas, ja selbst in so manchen Reichen und Gegenden Asiens, Afrikas, Amerikas und Südindiens während des letzten Jahres zu wirken vermocht hatte. Um sich von der Ausdehnung ihrer Wirksamkeit und der Mannichfaltigkeit ihrer Arbeiten einen gehörigen Begriff zu machen, muß man den Bericht selbst lesen.

Die gesegneten Früchte ihrer Bemühungen werden hie und da recht sichtbar, besonders auch im Brittischen Reiche Ostindiens, auf der Insel Madagascar, in Neu-Seeland, in mehreren Inseln Australiens und Australasiens, und längs der Seeküste Chinas, wo Gützlaff tausende der von Morrison übersetzten Neuen Testamente und einzelner Evangelien verbreitet hat. Zwar hat sich in Canton eine neue Verfolgung wider die daselbst zum Christenthum bekehrten Chinesen erhoben, aber, obgleich mehrere blutig geschlagen, gefangen und mit schweren Geldstrafen belegt worden sind, so sind sie dennoch treu geblieben. Während aber die Gesellschaft ihre segensreiche Thätigkeit über das Ausland verbreitet, und das Wort Gottes selbst nach solchen Gegenden in neuen Übersetzungen hinsendet, die zuvor nie damit beglückt worden waren, so führt sie auch in allen Theilen von Großbrittannien ihr wohlthätiges Werk fort. Nie ist das Verlangen nach Bibeln und Neuen Testamenten in Englischer Sprache größer gewesen, und am ersten Montag im April fand das Comité nöthig, in einer Sitzung auf's Neue den Druck von mehr als 360,000 Bibeln und N. T. in Englischer Sprache zu verordnen. — Auch in den Irländischen, Wälischen und Gaelischen Sprachen hat sie viele tausend Exemplare im Laufe des letzten Jahres verkauft oder verschenkt, und die ganze Anzahl der im Laufe desselben in den verschiedensten Sprachen verbreiteten Bibeln, Testamente und einzelner Bücher des Alten oder Neuen Testaments beläuft sich auf 653,604, und seit der Entstehung der Gesellschaft 1804 sind mehr als neun Millionen Exemplare der Schrift aus ihrem Bibellager versandt worden, ohne die vier oder fünf Millionen Exemplare in Anschlag zu nehmen, die von ausländischen Bibelgesellschaften in Europa und anderen Theilen der Welt, besonders auch den Amerikanischen, sind in Umlauf gebracht worden. Der Bericht wurde mit gespannter Aufmerksamkeit und sichtbarem Beifall angehört. Rührend war es, als der jetzige Lord Teignmouth, würdiger Sohn unseres ehemaligen verehrten Präsidenten, auftrat, und in einer sehr zweckmäßigen Rede vorschlug, daß der so eben verlesene Bericht genehmigt und gedruckt werden solle. Die Beziehungen auf seinen allgemein geschätzten Vater und den jetzigen Präsidenten, Lord Bexley, den jener sich in den letzten Jahren seines Lebens selbst zum Nachfolger gewünscht hatte, machten einen besonderen Eindruck. Der Bischof von Litchfield und Coventry trat zunächst auf, und bezeugte, daß er schon viele Jahre die aufrichtigste Achtung und Vorliebe für die Gesellschaft empfunden habe und jetzt noch empfinde, denn sie sey wie ein magnetisches Band, welches Glieder verschiedener christlicher Glaubensbekenntnisse, Stände und Ansichten anziehe und zusammenhalte; sie sende Gottes untrügliches Wort selbst solchen Nationen, die entweder durch Aberglauben oder Abgötterei tief in Irrthum, Laster und Elend versunken seyen, und sie leite Jeden, welcher ein Freund und Beförderer der Bibelverbreitung sey, so ganz natürlich auf die Frage hin: Sind die in diesem Buche enthaltenen Wahrheiten, die ich den Nationen der Erde sende, mir selbst werth, theuer und heilig? Haben seine Lehren und Grundsätze auf mein Leben einen wohlthätigen Einfluß? Und befolge ich die Vorschriften selbst, die ich Anderen mitzutheilen so eifrig bestissen bin?



Der schon früher erwähnte Bischof aus der Provinz Ohio in den Vereinigten Staaten sprach sodann mit besonderer Einsicht, Kraft und Würde. Sein Name ist Doktor Mr. Jvaine. Er wünschte der Gesellschaft nicht nur in seinem eigenen Namen, sondern auch in dem seiner Nordamerikanischen Brüder Glück zu der Eintracht und Harmonie, womit der Gott der Liebe und des Friedens sie beglückt. Nur zu oft seyen selbst aufrichtige Christen in ihren Ansichten verschieden, in ihren Meinungen getheilt. — Desto nöthiger und wünschenswerther sey das Daseyn einer Gesellschaft, in der sie ohne Verletzung der Wahrheit Alle mit vereinter Kraft und Liebe für ein und denselben hohen und erhabenen Zweck — die Verbreitung des Wortes Gottes — zu wirken im Stande seyen. Die Reise durch's Leben zu jenem besseren himmlischen Vaterlande hin sey zu kurz, als daß sie Zeit hätten, auf dem Wege zu zanken. Die Bedürfnisse der Millionen, die ein sehnliches Verlangen nach dem Brodte des Lebens bezeugten, seyen so groß, und ihr Drangeschrei danach sey so heftig, daß man nicht lange fragen sollte, von welcher Farbe die Körbe seyen, worin das Brodt enthalten sey. Er ermunterte sodann durch den sichtbaren Segen, den der Allerhöchste der Gesellschaft sowohl in Großbritannien selbst als im Auslande habe angedeihen lassen, alle ihre Glieder, sich auch für die Zukunft der frohen Zuversicht und Hoffnung zu überlassen, daß seine Allmachts- und Segenshand ferner über dieser von ihm selbst gepflanzten Anstalt und über seiner ganzen Kirche walten, selbst die mächtigsten Hindernisse, die sich ihren Fortschritten entgegensetzen, beseitigen und besiegen, sein Volk mit noch größerem Ernst und Eifer für die Rettung zahlloser Menschenseelen erfüllen und es endlich dahin bringen werde, daß sein Reich im vollsten Sinne des Wortes allgemein kommen und sein Wille, wie im Himmel so auch auf Erden, geschehen möge. Nach dem Amerikanischen Bischof kam der schon erwähnte Englische Prediger, Corrie, designirter Bischof von Madras. Er bezeugte, wie groß bei seiner ersten Ankunft in Ostindien der Mangel an Bibeln sogar unter den Engländern gewesen sey, und daß eine Bibel in kl. 8. mehr als 1 Pf. gekostet habe, daß aber die Brittische und ausländische Bibelgesellschaft diesem Mangel abgeholfen habe, und zugleich die Übersetzung und den Druck in so vielen anderen Ostindischen Sprachen befördert, und führte mehrere Beispiele von dem dadurch gestifteten Segen an. — Eine Anzahl anderer Sprecher hielten interessante Ansprachen, besonders auch zwei Missionare, deren einer einen Theil der heiligen Schrift in die Neu-Seeländische und der andere in die Naratonga Sprache übersetzt hatte, so wie auch Herr Liefchild, ein Prediger unter den Dissentern, Herr Hannah, ein Prediger der Methodisten, und Herr Stowell, ein Prediger der Englisch-Bischöflichen Kirche. Herr Stowell hatte durch einen in letzter Jahresversammlung gegebenen Wink Anlaß gegeben, daß den befreiten Negern das schon erwähnte Geschenk von beinahe 100,000 Neuen Testamenten und Psaltern gemacht wurde. Ihre Reden werden gedruckt werden. Die Versammlung endigte sich etwa um halb 4 Uhr. Vor den Thüren wurden 160 Pf. gesammelt, und ein Parlamentsglied sandte ein Geschenk von 100 Pf.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 6. Juni. № 45.

## Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich u. s. w. Zweite Auflage. Sulzbach, 1834.

(Fortsetzung.)

Dieses ist nun namentlich auch bei der Nonne Emmerich der Fall. Die Emmerich gehört dem ekstatischen Grundcharakter nach nicht den Hellsehern, sondern den Ekstatischen der dritten Klasse, also den eigentlich Inspirirten an, doch so, daß auch die Spuren des eigentlichen somnambulischen Lebens in ihr nicht zu verkennen sind. *) — Und dieses ist auch der Grund, weshalb die magischen Erscheinungen bei ihr viel gehaltreicher, wichtiger und — auch für entschieden geistreiche Leute verführerischer sind. Was nun den sittlichen, namentlich den religiösen Werth dieser ekstatischen Zustände betrifft, so ist es leider nur selten der Fall, daß man ein gesundes Urtheil darüber vernimmt. Unglaube, gemeiner Hochmuth oder Spiritualismus auf der einen, und Wundersucht, magischer Vorwitz auf der anderen Seite, sind die gewöhnlichen Grundirrthümer, welche, mit gewissen Lieblingssünden zusammenhängend, den Blick in die Sache trüben. Die gewöhnlichen falschen Ansichten und Urtheile sind aber folgende:

1. Die geschichtlichen Thatsachen der seelischen Naturvermögen werden ohne Weiteres als Lüge oder Täuschung durch Machtsprüche weggeläugnet.

Dieser sadducäische Leichtsinn ist freilich die leichteste Art, ein Räthsel zu lösen. Wenn man die Aufgabe selber als nicht existirend erklärt, so kann man sich aller weiteren Mühe überheben.

2. Diese Zustände werden an sich selbst als Zeichen besonderer Religiosität und Heiligkeit betrachtet.

Allein dieses ist eben so wenig Wahrheit, wie der Wahn so Vieler, als ob die poetischen oder künstlerischen Genies an sich selbst besondere Verwandte des Göttlichen wären und der Gottheit selbst. — Die Sünde hat nicht bloß den Leib, nicht bloß die Seele, sondern auch den Geist, namentlich auch die seelisch-magische Natur des Menschen verderbt. Der alte Θάνατος sammt demjenigen, der des Todes Gewalt hat, nämlich der Teufel übt seine lügenhafte und mörderische Macht in allen Regionen und Kräften des natürlichen Lebens aus. Auch diese ekstatischen Kräfte und Zustände haben in dieser Hinsicht an sich selbst nicht das kleinste Vorrecht vor den andern allen. Im Gegentheil, je höher und voller die Kraft, desto mächtiger und gewaltiger muß sich in ihr die angeerbte Grundseuche, die Selbstsucht, offenbaren, und desto gefährlicher und bedeutender wird also auch die Macht der Lüge seyn, welche sie erzeugt. — Genug, der Mensch muß nach Leib, Seele und Geist regenerirt und geheiligt werden (1 Thess. 5, 23.), weil er nach Leib, Seele und Geist durch gottentfremdete, satanische Selbstsucht verderbt und vergiftet ist.

Statt daß man also dergleichen ekstatische Zustände oft mit einer gewissen Vorneigung als besondere Lichtblicke in das Reich der Gnade betrachtet und bewundert, so sollte man lieber grade hier das „nil admirari" sich recht zu Herzen nehmen, man sollte sich durch Gottes Wort und Gebet ritterlich gegen den oft beinahe unwillführlichen Einfluß magischer Kräfte verwahren, und überhaupt bei besonderer Anlage und Empfänglichkeit ohne Pflicht und Beruf mit magischen Leuten nicht in Berührung treten, noch auch dergleichen Bücher lesen. *)

3. Ein dritter, wenn auch minder gefährlicher, aber doch immer schädlicher Irrthum ist der, daß man solche ekstatische Leute an sich selbst ohne Weiteres als Besessene betrachtet.

Allerdings kann sich unter gewissen Umständen der eigentliche Kakodämonismus mit solchen Zuständen verbinden, wie er in der heiligen Schrift deutlich genug beschrieben ist. Eben so können aber auch gute Engel und Geister auf solche Zustände wirken. In diesem Falle wäre freilich immer noch keine göttliche Inspiration, auch kein Charisma, aber doch auch kein Kakodämonismus vorhanden. Ferner kann ein wahres Kind Gottes in solchen Zuständen durch den heiligen Geist eine ächte und wahre Wundergabe, ein Charisma der ersten Christen erhalten. — Endlich hat ja der Geist Gottes in den Aposteln und Propheten offenbar auf solche Zustände gewirkt und eine wahre göttliche Inspiration zu Stande gebracht. Wenn daher z. B. Tertullian in seinem Buche de anima das Dämonium des Sokrates ohne Weiteres einen pessimum sane paedagogum nennt — so sehen wir, daß er nicht Klarheit, Kenntniß und wohl auch nicht Einfalt genug hatte, um sich vor diesem zweiten Extreme des Urtheils zu verwahren. Eben so dürfen wir uns nicht wundern, daß derselbe strenge Richter des Sokra-

*) Das Herumklettern an den steilen Kirchwänden des Klosters, das nächtliche Bereiten von Windeln und Wäsche für Kinder (von dem sie am Tage nichts wußte), sind Spuren einer Complikation der Ekstase dritter Art mit dem eigentlichen Somnambulismus, als der Ekstase vierter Art.

*) Dieses gilt besonders auch von der Seherin aus Prevorst, und den hieher bezüglichen Schriften. Das eifrige Lesen solcher Bücher kann ein ganzes Haus, ja eine ganze Gegend magisch erregen und dämonisiren, ohne daß das wahre Christenthum, der wahre Glaube und das Reich Gottes einen Vortheil davon hat.

tischen Dämonismus am Ende doch noch den hellseherischen Weibern eines Montan unterlegen ist. *)

4. Eben so unstatthaft ist endlich auch die Ansicht derer, welche den ekstatischen Zustand frommer Personen als einen Mittelzustand und Übergangspunkt zwischen Natur und Gnade betrachten. — Es gibt zwischen Natur und Gnade kein drittes organisches Glied in der Pluralität der Kräfte. — Gott oder Kreatur — göttliche oder kreatürliche Kraft — heiliger Geist, Gnade im biblischen Sinn — oder seelisch geistige Naturkraft — wer will die Kluft zwischen beiden, die nur der Geist Gottes überspringt, durch eine Brücke vereinigen? — Auch haben wir Gottlob eine solche Brücke nicht nöthig, um schon hier in dieser Fremde uns in den Himmel zu erheben, denn der Himmel kommt zu uns in Christo, und zwar nicht bloß bis auf halben Weg, sondern bis auf den Grund und Boden herab. — Auch diese Ansicht ist daher der Analogie des Glaubens entgegen, und steckt in dem Siechthum des Semipelagianismus fest. Sie ist die Mutter einer gewissen gnostischen Esoterie, welche Einfalt und Bruderliebe stört, die Neigung zu geistlicher Höhe nährt, die Ausbreitung des wahren Christenthums wenigstens nicht fördert, und der reinen Gotteskraft der Gnade hindernd entgegentritt.

Ein Gleichniß möge die Sache noch deutlicher machen. Zur Erzeugung einer schönen Harfenmusik gehört zweierlei, die Harfe und der Spieler. — Nun kann allerdings die Harfe in einem zwiefachen Zustande gedacht werden. Sie kann nämlich verstimmt seyn, es können Saiten fehlen, u. s. w. Oder sie kann rein gestimmt, und in gutem Zustande seyn. Aber auch in ihrem bestmöglichsten Zustande ist zwischen der Harfe und dem Spiel immer noch ein großer Unterschied. Man kann auch nicht sagen, daß die reine Stimmung ein vermittelndes Zwischenorgan zwischen einer heiligen Hymne und der Harfe sey. — O nein! Es kommt ganz darauf an, was für ein Spieler nun die rein gestimmten Saiten rührt.

Macht sich ein Don Juan oder ein Faust an das Instrument — so kommt vielleicht ein Cholerawalzer heraus. — Nimmt sie ein David in die Hand, so hören wir einen heiligen Buß- oder Lobgesang.

Eben so ist es mit der Ekstase. Allerdings ist ein gewisser Grad der Ekstase auch zur wahren Prophetie erforderlich. Ja selbst jedes durchdringende erhörlich ringende (nach Arndt übernatürliche) Gebet findet nur bei einem gewissen Grade von Ekstase statt. — Allein diese magische Stimmung ist an sich selbst zwar ein vermittelndes, aber deshalb doch kein Mittelorgan zwischen dem Geiste Gottes und dem Menschengeist. — Auch der Geist der Lüge kann sich dieser Stimmung bemächtigen und es ist daher kein Wunder, daß auch die Hölle ihre beliebten ekstatischen Harfenspieler auf der Erde hat.

Zum Schluß dieser Abhandlung nun noch eine kurze Bemerkung über den Werth, den die genauere Kenntniß der Naturmagie in unseren Tagen als ein Hülfsmittel des Glaubens an das Evangelium hat.

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach waren es bloße alltägliche Hellseherinnen (Somnambülen), also Ekstatische vierter Art, welche dem armen Montan den Kopf verrückten.



Es irren diejenigen gar sehr, die da meinen, die besondere Aufmerksamkeit, welche z. B. dem Animal-Magnetismus seit einiger Zeit geschenkt worden ist, führe an sich irgend Jemand dem Glauben an Christum näher. — Allerdings hat diese wissenschaftliche Pflege der Naturmagie einen negativen Nutzen für das Reich Gottes gehabt. Sie hat nämlich die Masse falscher Wunder bis auf das Minimum zurückbringen helfen. Eben so hat sie bei manchen rohen Materialisten die Überzeugung von der Unsterblichkeit der Seele wieder erweckt. Das ist aber auch Alles. Auf der anderen Seite hat sie auch ihre frevelhafte Hand nach dem Heiligen selbst ausgestreckt. Sie hat nämlich eines Theils die biblischen Wunder nachzuäffen, und der falschen Lehre unbußfertiger und selbstgerechter Werkheiligkeit Eingang zu verschaffen gesucht. Anderen Theils hat sie die biblischen Wunder in die bloß natürlich wissenschaftliche Sphäre, also in den Staub herabgezogen, und ist dadurch eine eben so kräftige Stütze und Waffe des Unglaubens, wie des Aberglaubens geworden. Endlich hält sie namentlich unter unseren Gläubigen gar Manche in ihrer tieferen geistigen Entwickelung und Heiligung auf, weil sie die so schädliche, vorwitzige und gefährliche magische Spielerei und Liebhaberei nicht verläugnen können. Ich muß mich daher am Schlusse dieser Einleitung in dieser Beziehung feierlich vor Mißverstand verwahren. Demzufolge erkläre ich: daß alle, auch die wunderbarsten Erscheinungen der Naturmagie, so wie die Fortschritte in wissenschaftlicher Bearbeitung derselben, den wesentlichen Unterschied biblischer Wunder nicht nur nicht aufheben, sondern nur um so deutlicher bestätigen.

Folgende Sätze mögen nun diese Einleitung als Ergebnisse beschließen, die wir aus dem Gesagten ziehen können.

1. Auch die ekstatischen Zustände haben, wie jede andere seelische und geistige Kraft, nur so viel Werth, als sie eben das reine Organ der Gnade und des heiligen Geistes ist. — Da nun jeglicher Geist nach der reinen Lehre des Evangeliums zu prüfen ist, so folgt:

2. Die ekstatischen Zustände sind der Prüfung des göttlichen Wortes und der Analogie des Glaubens, also der Lehre von der Rechtfertigung ohne Verdienst der Werke durch den Glauben zu unterwerfen.

3. Es ist in solchen Zuständen grade so viel Lüge enthalten, als man Widersprüche gegen diese Lehre darin entdecken und nachweisen kann.

4. Die ekstatischen Zustände sind auch in ihrer höchsten Ausbildung an sich selbst weder ein Zeichen für, noch auch gegen den Glauben und die Heiligkeit einer magisch erregten oder erregbaren Person.

5. Summa: Man muß Visionen, Ekstasen u. s. w. nach dem Werthe und der Heiligkeit der Personen, nach Lehre und Wandel, nicht aber umgekehrt die Heiligkeit der Personen nach den außerordentlichen Gaben beurtheilen, die sich an ihnen finden.

Nach diesen Vorbereitungen gehe ich nun zur Betrachtung der Geschichte selbst.

### Erste Periode. Kindheit und früheste Jugendjahre der Emmerich.

Die Emmerich gehörte schon in ihrer zartesten Kindheit den Ekstatischen dritter Klasse, nämlich den Inspirirten an. Über den Werth solcher Anlagen und Zustände habe ich mich bereits ausgesprochen. Eben so darf es nicht vergessen werden, daß in der Gegend, wo die Emmerich lebte, die sogenannten Gicker (Gucker, Seher) zu Hause sind. Es gehört also die Anlage zur Ekstase zu den volksthümlich temperamentlichen Eigenheiten dieser Leute, eine Erscheinung, die wir z. B. auch in einigen Gegenden von Schottland und anderwärts bemerken. — Wir können demnach auf die frühe ekstatische Entwickelung der Emmerich das Wort anwenden: „Was vom Fleisch geboren wird (also auch die ekstatische Anlage), das ist Fleisch, was vom Geist geboren wird, das ist Geist." — So viel im Allgemeinen. Besondere Einzelnheiten aus jener Zeit sind aber folgende.

### Ihr Umgang mit Engeln.

Daß dieser Umgang möglich sey, wer will das läugnen? Nur Eins ist hier nicht zu vergessen. — So wie das Auge und Ohr zuweilen Funken, Farben, Blitze, Geräusche, Klänge u. s. w. erzeugen kann, ohne daß ein äußerer Gegenstand diesen Sinnestäuschungen entspräche — eben so kann auch die Seele in ihrem ekstatischen Zustande sich selbst himmlische Gegenstände fingiren, und sie so äußerlich wahrnehmbar hinstellen, als wären sie wirklich vorhanden. Wollte man nun von diesen ekstatischen Phantasiebildern den Schluß machen, daß alle in der Ekstase vorkommende Geister- und Engelerscheinung der Objektivität ermangelt, so würde man sehr voreilig urtheilen. Wir würden eben so irren, wie wenn man von der oft vorkommenden Sinnestäuschung, z. B. von dem Klingen in den Ohren, den Farben und Funken vor den Augen schließen wollte, daß es überhaupt keine Töne und keine Farben gäbe. Über diese Selbsttäuschung der magischen Phantasie wird jedoch weiter unten ausführlich gesprochen werden.

### Umgang mit der Mutter Gottes und dem Jesuskinde.

Was diesen Theil der Geschichte als eine Selbsttäuschung (denn der Lüge will ich weder die Emmerich noch ihren Biographen zeihen) besonders verdächtig macht, ist Folgendes.

### Unterricht in der heiligen Geschichte.

Die Emmerich soll in diesem Zustande in der heiligen Schrift unterrichtet worden seyn. — Dieß kann ich nicht glauben. Denn wenn ich auch zugebe, daß in der Stunde der Ekstase etwas von der Hieroglyphik der Natur aufgeschlossen werden kann — so spricht doch die heilige Schrift den Geistern den Unterricht in der Religion gänzlich ab. — Der Engel, welcher dem Kornelius erschien, hat ihm kein Wort weder von der heiligen Geschichte noch von dem Rath Gottes zur Seligkeit gesagt. Und so ist mir in der ganzen heiligen Schrift kein Beispiel bekannt, wo ein Engel einen Menschen in der Religion, oder auch nur in der heiligen Geschichte unterrichtete. Wahrscheinlich hat die Emmerich die Fragmente des Religionsunterrichts, den sie doch gewiß auch in ihren Verhältnissen empfing, in ihren ekstatischen Zuständen fortgebildet, und legendenartig ausgearbeitet. Vielleicht hat sie hin und wieder auch einmal bei denen nachgefragt, die sie belehren konnten. Diesen Stoff verarbeitete sie dann wieder mit dem alten Material und da sie dieses alles mit der Bibel nicht vergleichen konnte — so ist es begreiflich, daß sie späterhin diese ekstatisch kindlichen Unterhaltungen und Spielereien wirklich für einen Unterricht ansah, den sie auf diese Weise erhalten habe.

(Fortsetzung folgt.)



## Nachrichten.

### (Sibirien. Evangelische Mission in Selenginsk.)

Auf den Vorschlag der DD. Henderson und Pinkerton, welche im Auftrag der Brittischen Bibelgesellschaft 1806 — 7 eine Reise nach Sibirien gemacht hatten, wurde die Unternehmung einer Mission in den Baikalländern von der Londoner Missionsgesellschaft beschlossen. Im März 1818 langte Missionar Hallybraß in Irkutsk an und ließ sich im Sommer des folgenden Jahres zu Selenginsk unter den Buriäten nieder. Die Russische Regierung hatte diese Mission nicht nur mit großer Zuvorkommenheit erlaubt, sondern auch auf alle Weise begünstigt. Kaiser Alexander ließ die Missionare zu Moskau, als sie durchreisten, vor sich rufen, unterredete sich freundlich mit ihnen, zeigte seine wärmste Theilnahme für die Mission, und verhieß ihnen alle Unterstützung für die Reise und seine Fürbitte vor dem Throne Gottes. Es wurde ihnen auf Kaiserl. Befehl alle mögliche Freundlichkeit erwiesen, die ihre Reise angenehm und förderlich machen konnte. Dieselben Befehle verschafften auch den Missionaren Swan und Yuille gleiche Vortheile auf ihrer Reise von Petersburg nach Selenginsk. Später (1823) schenkte Alexander der Mission durch besonderen Ukas ein Stück Land am Ufer der Selenga, und wies eine beträchtliche Summe zur Erbauung der Missionsgebäude an. Was aber wichtiger war als Alles, er verlieh ihnen einen ausdrücklichen Erlaubnißbrief, das Volk der Buriäten zu lehren und eine Übersetzung der Bibel in ihrer Sprache zu veranstalten. Die Russische Kirche spricht es nämlich als eigenthümliches Recht an, die nichtchristlichen Völker innerhalb des Russischen Reiches zu evangelisiren und in ihren Schoß aufzunehmen; sie macht daher auch auf jeden Heiden oder Muhamedaner, welcher Christ werden will, Anspruch, und erlaubt nicht, daß er von dem Diener einer anderen Confession getauft werde. Nur die Kolonie Karaß am Kaukasus und die Sibirische Mission machen, unseres Wissens, hievon eine Ausnahme, andere Missionen mußten in Ermangelung dieses Privilegiums aufgegeben werden.

Die christliche Mission unter den Buriäten hat das Eigenthümliche, daß sie hier mit buddhistischen Missionen zusammentrifft, welche von Süden ausgegangen sind und sich immer weiter nördlich ausgedehnt haben. Die ursprüngliche Religion der Buriäten ist das Schamanenthum, ein sehr tief stehender Götzendienst unter dem Einfluß gefürchteter Zauberer oder Schamanen, welchem ein Theil des Volkes, besonders unter den westlichen Stämmen und unter den Chorin-Buriäten, noch anhängt, ohne Tempel, ohne heilige Bücher, ohne eigentliche Priester. Es ist aber im Allgemeinen in Verachtung gerathen, da seit etwa hundert Jahren der Lamaismus mit seinem geschlossenen System, seinem sinnlichen Kultus, seiner höheren Bildung und milderen Sitte unter das Volk kam. Als die christlichen Missionare anlangten, fanden sie schon an zwanzig Lamatempel bei den Buriäten, zu welchen 4,000 Buddhapriester

gehörten. Diese sind außerordentlich eifrig, und nicht minder glücklich in der Überführung der Buriäten vom Schamanenthum zum Buddhismus. Sie verbrennen die schamanischen Götter mit festlichem Gepränge, wenn Jemand ihrem Dienste entsagt; häufig aber sieht man in einer und derselben Jurte die Schamanengötzen und die gemalten Tafeln mit den Göttern und heiligen Schalen des Dalai-Lamenthumes in schönster Eintracht neben einander hängen. Die Zunahme des letzteren ist aus einem sicheren Berichte vom Jahre 1834 zu ersehen, wonach vier und dreißig Dajane oder Tempel und außerdem noch eine Anzahl Suschenen oder Bethäuser gezählt werden, so daß sie also binnen vierzehn Jahren um mehr als das Drittel angewachsen sind. Außerdem ist es auch im Westen des Baikal und gegen Osten unter die Tungusen vorgedrungen. Dem Andrange von 4,000 Buddhapriestern standen hier drei christliche Missionare, erst zu Selenginsk entgegen, dann seit 1828 getrennt: Robert Yuille zu Selenginsk im S. O. des Baikal, Edward Stallybraß zu Khodon unter den Chorin-Buriäten, 38 Meilen N. O. von Selenginsk und Wilhelm Swan zu Ona, an der Mündung der Ona in die Uda, dem Lagerplatz des Ober-Taischa der Chorin-Buriäten. Ihre erste Aufgabe war die Erlernung der Mongolischen Sprache, welche vom Baikal bis zu den Thoren Pekings und westlich bis an die Wolga mit geringem Unterschiede der Mundarten gesprochen wird, also über die ganze Ausbreitung von Mittelasien, am reinsten aber in der Mitte unter den Selenginischen Buriäten und ihren südlichen Nachbarn, den Kalkas. Dabei machten sie häufig Reisen unter dem Volk, um sich mit seinen Sitten und Gebräuchen, seiner Religion und Denkweise vertraut zu machen, und das Evangelium zu predigen. Sie wurden überall freundlich aufgenommen, wie denn das Volk im Ganzen gastfreundlich und dienstfertig ist; selbst die Lamen machten anfangs hievon keine Ausnahme, und ließen sich gern mit den Missionaren in religiöse Unterredungen ein. Unter dem Schutz des trefflichen General-Gouverneurs von Sibirien, Grafen Speransky,*) errichteten sie eine Schule für Buriätische Kinder, die zuerst 400 Schüler zählte, aber wegen der Gleichgültigkeit des Volks, wegen religiöser Eifersucht und wegen seiner nomadischen Lebensweise wieder einging. Doch bildete der Unterricht einer kleineren Zahl Kinder immer eine Hauptbeschäftigung der Missionare. Zu Selenginsk wurde im Jahre 1825, zu Khodon 1829 ein Seminar zur Bildung talentvoller Buriätischer Jünglinge errichtet, wodurch eine ziemliche Anzahl im Christenthum, im Lateinischen, Russischen und Englischen, so wie in den sogenannten Realwissenschaften, einige auch in den biblischen Grundsprachen sorgfältig unterrichtet worden ist. Frau Stallybraß, welche vor anderthalb Jahren gestorben ist, beschäftigte sich fleißig mit Erziehung und Unterweisung Buriätischer Mädchen. Alle Zeit, welche ihnen von ihren Reisen und dem Schulwesen übrig blieb, wendeten sie auf die Übersetzung des Alten Testamentes in die Mongolische Sprache, und auf die Ausarbeitung kleiner christlicher Schriften und größerer wissenschaftlicher Werke in derselben Sprache. Die Übersetzung des Neuen Testaments war zu Petersburg durch die Buriätischen Edelleute (Dsaisange) Badma und Nomtu unter den Augen des Dr. Schmidt vollendet und auf Kosten der Russischen Bibelgesellschaft gedruckt worden. Mit dem Jahre 1823, als die Missionare der Sprache mächtig geworden waren, begannen sie die Übersetzung des Alten Testaments, welche 1833 vollendet wurde und jetzt mit Erlaubniß des Kaisers Nikolaus zu Selenginsk im Missionshause gedruckt wird. Auf den Missionsplätzen wird den Buriäten das Evangelium in regelmäßigem Gottesdienste gepredigt.

Aber welche Früchte ihrer sechzehnjährigen Arbeit haben diese Männer geerndtet? Karl Ritter sagt in seinem Asien II. S. 152.: „Noch (1821) hatten sie keinen einzigen (auch nach Erman's Versicherung noch 1829 nicht) bekehrt." Wir fügen hinzu, auch 1833 hatten sie noch keinen getauft, und lassen es mit den Missionaren ungewiß, ob sich noch keiner bekehrt hatte, weil noch keine unzweideutigen Beweise vorhanden waren. Wie äußern sich unter so schmerzlichen Umständen die Heidenboten? In einem Gesammtberichte vom Jahre 1827 sagen sie: „Es sind nun mehr als sieben Jahre verflossen, seit wir uns zu Selenginsk niedergelassen haben. Blicken wir auf diesen Zeitraum zurück, so drängen sich uns mancherlei Gedanken auf. Wir wollen nicht bei unseren Mühseligkeiten und Entbehrungen verweilen, denn wir haben gelernt, sie als etwas mit unserem Berufe unzertrennlich Verbundenes zu betrachten. Eben so wenig wollen wir von unseren persönlichen und häuslichen Leiden sprechen, denn diese sind eine weise und nothwendige Zucht unseres himmlischen Vaters; auch nicht von unseren Arbeiten, denn das Beste an ihnen ist mit Sünde und Unvollkommenheit befleckt gewesen. Wenn wir da und dort Zutritt beim Volke gefunden haben, so fordert uns dies zur innigsten Dankbarkeit auf, und daß wir unsere Arbeiten noch fortsetzen dürfen, betrachten wir als einen besonderen Gnadenerweis unseres Gottes. Von dem Erfolge, den Gott auf unsere Arbeit legte, fällt es uns schwer, ein Wort zu reden. Man schlägt diesen unsichtbaren Segen nicht bloß sehr leicht zu hoch an, sondern man kann auch eben so leicht darin irren, daß man ihn zu gering anschlägt. Das Werk eines Missionars liegt im Gebiete der Hoffnung; es gleicht der Aussaat, den wirklichen Erfolg kennt man erst, wenn die Erndte eingesammelt ist. — Wie wenig wir auch von einem Jahr zum anderen von dem gegenwärtigen Erfolg unserer Arbeit zu erzählen haben, so soll darum Niemand denken, als verzehrten wir unsere Kraft umsonst. Denselben christlichen Glaubensmuth spricht Missionar Swan im Jahr 1832 beim Missionsfest in London aus, wo er auf den Wunsch der Directoren zum Besuche war: „Ich stehe im Begriff, auf das Missionsfeld zurückzukehren, und wenn mir die Frage vorgelegt würde, in welcher Stimmung ich das zweite Mal ausgehe, so kann ich kurz antworten, ganz in derselben Stimmung, mit welcher ich zuerst ausging, im Gefühl der Pflicht, der gebieterischen Verpflichtung. Der Reiz der Neuheit ist zwar verschwunden, nicht aber der Reiz des Gehorsams gegen Christum. Der Enthusiasmus in beidem mag vergehen, aber die Aussichten des Glaubens erquicken uns im Fortgang unseres Werkes. Ich würde mit Recht von dieser Bühne heruntergezischt werden, wenn ich auch nur ein Wort der Entmuthigung laut werden ließe. Es ist kein Punkt der Welt bis an ihre äußersten Enden, der Christo nicht zum Besitz gegeben wäre. Wir gehen aus, seine Ansprüche mitten unter den Götzendienern zu behaupten."

(Fortsetzung folgt.)

*) Dies beantwortet das Fragezeichen der Note 222. in Ritter's Asien II. S. 124. Graf Speransky war ein entschiedener Freund der Bibelvertheilung und des Volksunterrichts. Ihm verdankt Sibirien die Errichtung vieler Schulen.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 10. Juni. № 46.

Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich u. s. w. Zweite Auflage. Sulzbach, 1834.

(Fortsetzung.)

Was dagegen die seltsame Pflanzenkunde betrifft, vermöge deren sie z. B. giftige und magisch-verdächtige Pflanzen unterschied und aus ihrer Nähe entfernte, so habe ich — von vornherein und die Thatsache für sich allein betrachtet — keinen Grund, einem ekstatischen Kinde solche Blicke in die signatura rerum abzusprechen. — Das Gefühl, das ihr die Orte bezeichnete, wo Verbrechen waren begangen worden, will ich auch nicht schlechthin in Abrede stellen. Verdächtiger ist dagegen die Erzählung, daß sie sich habe von Heidengräbern abgestoßen und von Gräbern der Heiligen angezogen gefühlt. Denn was die armen Heiden betrifft, so fragt es sich sehr, ob sie nicht vielleicht weniger im Finstern schmachteten, als manche canonisirte Heilige des Mittelalters. —

### Reliquienkunde.

Einer besonderen Erwähnung verdient noch das Gefühl für Reliquien, das sie hatte. Ich will zugeben, daß die Emmerich diese und andere sogenannte „geweihte Dinge," welche durch die Hände vieler wundersüchtigen Personen gegangen, und wer weiß wie oft als magische Reiz- und Erregungsmittel gebraucht worden waren, vermöge ihres ekstatischen Gefühls unterscheiden konnte. Es läßt sich denken, daß vielgebrauchte und gewanderte Reliquien am Ende wirklich magnetisirt werden,*) und es ist daher wohl begreiflich, daß die Emmerich einen magischen Eindruck von ihnen bekam. — Daß sie aber dabei zugleich die Geschichte des fraglichen Heiligen ohne vorherigen Unterricht habe zu erzählen gewußt — dieses halte ich jedenfalls für Selbsttäuschung. Es ist leicht zu begreifen, daß diejenigen Leute, welche ein solches Reliquiengefühl an der Emmerich zu bemerken glaubten, sogleich auch einen Schritt weiter gingen, und ohne Weiteres den Erzählungen glaubten, welche das Kind gutmüthig aus seinem ekstatischen Legendenschatze mittheilte. — Ob denn später eine gründliche Vergleichung mit der kirchlich-traditionellen Geschichte dieser Heiligen angestellt worden ist? Ich bezweifle es. Wundersüchtige Leute sind nicht von der Art, daß sie sich mit solchen Untersuchungen viel Mühe geben. Auch sind sie in der Regel mit Wundern nicht zu sättigen, und schmücken sicherlich allemal eine jede solche ekstatische Erscheinung mit einem zweiten und dritten Mirakel aus. Wenn also irgendwo die Wegscheiderische Exegese brauchbar ist, so ist es hier der Fall. Man muß das zum Grunde liegende Faktum (den ekstatischen Kern) von demjenigen unterscheiden, was wundersüchtige, obschon sonst ganz ehrliche und wahrheitliebende Menschen daraus machen, ohne es zu wissen und zu wollen. Bemerkbar ist ferner noch aus jener Zeit

### Ihr Umgang mit abgeschiedenen Seelen.

Ob und in wie weit sich abgeschiedene Seelen lebenden Menschen sichtbar machen, und mit ihnen in moralische Berührung treten können, auf diese vielbesprochene und unfruchtbare Frage lasse ich mich weder hier noch anderwärts viel ein. — Nur so viel sey an diesem Orte genug gesagt.

Weder die Schrift noch auch eine gesunde wissenschaftliche Psychologie läugnet die Möglichkeit der sogenannten Geistererscheinungen. In der Natur der Seele liegt durchaus die Möglichkeit, daß sie durch die ihr anhängende ätherische Atmosphäre, die während des leiblichen Lebens die Nerven erfüllt, auch noch nach dem Tode auf die Sinnenwelt einwirken kann. Eben so wenig kann man die Möglichkeit läugnen, daß unselige Geister zu Linderung ihrer Qualen sich wohl auch noch lebenden Menschen zu offenbaren suchen, ohne daß jedoch letztere die mindeste Verpflichtung hätten, in solchen Fällen etwas zu thun. Hat doch der reiche Mann Abraham um ein Gleiches ersucht. Genug, die Möglichkeit von Geistererscheinungen zu bestreiten, habe ich weder Grund noch Beruf. — Eben so wenig kann ich mich auch an diesem Orte über die bedenkliche Richtung verbreiten, welche in dieser Beziehung durch den Verfasser der Seherin von Prevorst, und durch die fortgesetzten Mittheilungen desselben Verfassers selbst unter Gläubigen Mode wird.*)

### Kasteiungen.

Was endlich die schweren Kasteiungen betrifft, die sich das Kind schon so frühe selbst aufgelegt hat — so ist dieses eben ein neuer Beweis, daß die Lehre von der Verdienstlichkeit sogenannter guter Werke oder Leistungen, als der ascetische Südpol des natürlichen Rationalismus**) dem Menschen angeboren ist, daß er sie nicht erst von Außen zu empfangen braucht, und daß er unter Umständen ohne Leitung des göttlichen Wortes von selbst darauf verfällt. Eben so habe ich Menschen gesehen, welche ver-

*) Es hätten daher diese Reliquien wer weiß was für Knochen seyn können. Unter ähnlichen Umständen, d. h. als kirchliche Reliquien anerkannt, hätten sie dieselbe Wirkung gehabt.

*) Hier nur so viel: Eine wahre Schmach und Schande für den Glauben und den christlichen Verstand ist es, wenn man es billigt, daß auf Befehl eines dämonischen Mädchens ein Haus niedergerissen wurde.

**) Der Nordpol ist der gnostische Stolz, der alle Mysterien läugnet.

möge einer angeborenen gnostischen Richtung ganz von selbst ohne äußere Anregung auf manichäische und gnostische Irrthümer, namentlich auch auf einen Demiurg gefallen sind. — Die gnostische und ascetische Selbstsucht bildet einmal die beiden Pole in dem armen Ich des gefallenen Menschengeistes. Wären auch keine Gnostiker und keine Stryliten in der Geschichte da — sie würden zu allen Zeiten unter Umständen dennoch wieder zum Vorschein kommen. Ja sie würden, kraft einer merkwürdigen Conformität, die auch im Reiche der Lüge herrscht, wahrscheinlich im Wesentlichen selbst bis auf Einzelnheiten sammt allen alten Irrthümern aus dem bösen Schatze der geistigen Selbstsucht auf's Neue erzeugt werden. Denkt man sich aber in die Lage eines armen, schon so jung ekstatisch erregten Kindleins, welches unter rohen, abergläubigen Umgebungen seine ersten Lebensjahre hinbringt, so ist es wohl begreiflich, daß wir das arme Würmchen schon so frühe auf gekreuztem Holze schlafen, und Nächte lang im kalten Schnee knieen und beten sehen. — Doch gehören diese Tugenden, wie ich gewiß hoffe, zu denjenigen, welche — wie Klopstock sagt — den Aufrichtigen jenseits verziehen werden.

## Zweite Periode. Jungfräulicher Stand der Emmerich.

Unsere Geschichte schweigt von dem Einfluß, den die wichtige Geschlechtsentwickelung auf das ekstatische Mädchen geübt hat. In der ganzen langen Erzählung wird einer so wichtigen Sache auch nicht von Ferne gedacht. — Und doch bin ich meines Theils überzeugt, daß die Geschlechtsentwickelung, so wie überhaupt die seelisch-leiblichen Geschlechtserregungen in dem Leben der Emmerich einen wichtigen Einfluß hatten. Ja sie enthalten, wie ich später nachweisen werde, den psychologischen Schlüssel zu vielen interessanten Erscheinungen in der Geschichte. Wie nun? Hat die Emmerich weder ihrem Beichtvater noch auch ihrem Biographen etwas von demjenigen mitgetheilt, was laut der Erfahrung grade in religiös gestimmten, zur Werkheiligkeit ungewöhnlich neigenden Jünglingen und Jungfrauen oft so furchtbare Seelenleiden erregt? Ich kann mir wohl denken, daß die arme Person nicht aus Heuchelei, sondern aus Schamhaftigkeit nie etwas von demjenigen hat über ihre Lippen gehen lassen, was sie heimlich oft bis zur Verzweiflung folterte. Diejenigen, welche mit ihr zu thun hatten, waren nicht Menschenkenner genug, hatten auch im Grunde zu wenig gründliche Erfahrung im Gebiete der wahrhaft evangelischen Seelenkunde, als daß sie je auf den so nahe liegenden Schlüssel so vieler Scheinwunder hätten verfallen können. Von früher Jugend an durch gewichtige, noch dazu kirchliche und männliche Auctoritäten auf eine falsche Heiligkeit künstlich hinaufgeschraubt, konnte das arme Wesen, bei seinem Mangel an Schriftkenntniß, nie zu sich selber kommen. — Ja gewiß! hätte das arme Kind auch in dieser Beziehung schon frühe eine ächt christliche Erziehung erhalten, wäre sie frühe genug Leuten in die Hände gefallen, die es verstanden hätten, ihr Inneres liebend und weise aufzuschließen — so wäre die kritische Periode wahrscheinlich besser vorübergegangen — freilich wären dann die schon vorhandenen Mirakel allmählig verschwunden, und die späteren vielleicht nicht eingetreten. Dafür würde aber ein ganz anderes Wunder, nämlich eine gründliche Buße, eine wahre Bekehrung und eine neue Geburt aus Wasser und Geist in ihr zu Stande gekommen seyn.



Ich muß demnach annehmen, daß die Emmerich nie das Glück gehabt habe, sich irgend einer einflußreichen, wahrhaft erleuchteten Person gründlich offenbart zu haben. — Eben so nehme ich an, daß ihr Biograph auch nicht von ferne an das gedacht habe, woran er als geistlicher Bruder und Freund wohl hätte denken sollen. Kurz ich erkläre das tiefe Schweigen in dieser Beziehung nicht durch wissentliche Heuchelei, sondern durch eine wechselseitige Täuschung, deren Wirkung und Folgen bis an's Ende der Geschichte fortlaufen, die aber bei dem rechten Gebrauch der evangelischen Rechtfertigungslehre von beiden Seiten bald genug wie Nebel vor der Sonne würde zerronnen und zerstoben seyn.

### Trieb zum Klosterleben.

Als das sechzehnjährige Mädchen einst, auf dem Felde arbeitend, die Glocke eines benachbarten Klosters läuten hörte, erwachte in ihr zuerst der Drang zum Klosterleben. Sie wurde davon so heftig angegriffen, daß man sie ohnmächtig mußte nach Hause tragen. — Von da an verfiel sie — wie der Verf. sagt — „in ein heimwehartiges verschmachtendes Siechthum." Ob er bei diesem Ausdrucke sich das Rechte, oder überhaupt etwas Bestimmtes gedacht habe, weiß ich nicht. Wohl aber ist mir dieses schmachtende Siechthum junger religiös ergriffener Leute hinlänglich bekannt. Eben so gut weiß ich auch, wie nicht bloß in der Römischen, sondern auch in unserer Protestantischen Kirche grade solche Perioden des armen Menschenlebens von Eltern, Lehrern, Ärzten, ja selbst von Seelsorgern mit unglaublichem Leichtsinn, unchristlicher Weichlichkeit oder Rohheit schrecklich verwahrlost werden.

### Erstes Mirakel.

Acht Jahre nach jenem Vorfall, also in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, erfuhr sie das erste der bereits bekannten Mirakel an ihrem Leibe. — Sie empfing in einem Zustande der Ekstase aus der Hand ihres himmlischen Bräutigams, der in Gestalt eines leuchtenden Jünglings vor sie trat, eine Dornenkrone. Der Bräutigam hatte ihr beides, einen Blumenkranz und diese Dornenkrone, dargereicht, sie aber wählte die letztere, und drückte sich dieselbe fest auf das Haupt. Das Andere, nämlich das später eingetretene Bluten des Kopfes, wissen wir bereits.

Was sollen wir zu dieser Erzählung sagen? Sollen wir es uns so bequem machen, und diese Geschichte als Fabel erklären? — O nein! Ich glaube dem Zeugniß des Verf. ohne Weiteres, wenn er versichert, das reichliche Niederströmen des Blutes mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Eine zweite Erklärung dieses Phänomens könnte folgende seyn. Die bereits als besondere Kirchenheilige auftretende oder doch aspirirende Nonne verwundete sich selbst in einsamen Stunden

auf eine so geschickte Weise, daß alsdann auch während der Besuchszeit das Bluten noch eine Weile fortdauern konnte.

Was weibliche Eitelkeit oft in Selbsterregung qualvoller und räthselhafter Leiden und Krankheiten vermag, davon gibt es allerdings Beispiele genug. Ist ja doch meines Wissens in ** vor nicht langer Zeit ein Mädchen bei der Hinrichtung eines Verbrechers aus Eitelkeit auf den Gedanken gefallen, selbst einen Mord zu begehen, um dann das furchtbar schöne Schauspiel einer allbedauerten Delinquentin an sich selbst wiederholen zu sehen. — Warum sollte es also undenklich seyn, daß eine bereits schwärmerisch erregte Person sich selbst einer solchen glorreichen und interessanten Marter unterziehen könne?

Allein ich muß gestehen, daß die Emmerich im Ganzen dennoch einen besseren Eindruck auf mich macht, als daß ich ihr eine so gestissentliche Täuschung zutrauen könnte. Dazu kommt, daß die später eintretenden Blutungen an den verschiedenen Wundenmalen, so wie ihr anhaltendes Fasten u. s. w., zu lange gedauert haben, und von zu vielen und verschiedenen Personen beobachtet worden sind, als daß man den Gedanken an eine wissentliche Betrügerei nicht aufzugeben hätte. Was bleibt nun übrig? Ist ihr der Heiland wirklich erschienen, hat er ihr diese Stigmatisation wirklich als das Zeichen eines besonderen Gnadenstandes aufgedrückt? Nichts weniger als dieses. Nun fragt es sich weiter: Ist außerdem noch eine andere Erklärung möglich? Ist es z. B. denkbar, daß die erregte Naturmagie der Seele, kraft der schon oben berührten überwiegenden Herrschaft über die Organe des Leibes und die körperliche Materie, solche Wirkungen, als z. B. ein örtliches Bluten, hervorbringen könne?

Allerdings, sage ich. Folgende Gründe sind es, welche diese Erklärung bestätigen.

Es ist bekannt, daß z. B. beim Alpdrücken (incubus) etwas Ähnliches vorkommt. — Diejenigen Personen, welche an solchen Zufällen leiden, sehen im halbwachen Zustande irgend ein Ungeheuer, einen Kobold, ein feuriges Roß, einen wilden, riesenhaften Mann u. s. w., langsam herbeischweben. Diese Gestalt setzt sich dann auf die Herzgrube, und preßt die Geängsteten so eng zusammen, daß sie kaum athmen und bei aller Anstrengung kein Glied regen können. — Nach überstandenem Anfall sieht man dann oft blaue Flecke (Sugillationen), Manche behaupten sogar, wirkliche Abdrücke des Kobolds u. s. w. auf derselben Stelle, wo das Ungeheuer saß. Ich selbst kenne eine Person, welche behauptet, ein Geist, den sie an hellem Tage eine Strecke Weges habe tragen müssen, habe ihr die blauen Flecke auf dem Rücken eingedrückt, die sie später hin und wieder vertrauten Leuten zeigte. (Ich selbst habe sie nie sehen mögen.)

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### (Sibirien. Evangelische Mission in Selenginsk.)

(Fortsetzung.)

Diese Freudigkeit und Standhaftigkeit ist wahrhaft bewundernswürdig, und läßt uns in den Missionaren Männer von gediegenem Charakter und ächter Frömmigkeit erkennen. Um so mehr muß es aber betrüben, von achtungswerther Seite her ein unbedingtes Verwerfungsurtheil über sie und ihre Thätigkeit ausgesprochen zu sehen. Karl Ritter nennt die Mission unter den Buriäten, in seinem Meisterwerke Asien II. S. 155., „eine nur sehr einseitige Missionsanlage.“ Worauf gründet sich dieser Ausspruch? Auf wohlerwogene Thatsachen? auf die eigenhändigen Berichte der Missionare? auf Aussagen der Londoner Missionsgesellschaft in ihren Jahresberichten? Nein, auf diese nächsten und unzweifelhaften Quellen nicht, sondern auf die Erzählungen zweier Reisenden, Cochrane's und Erman's, die sich beide durch ihre gedruckten Reiseberichte als Männer charakterisiren, denen wir leider kein richtiges Urtheil über Missionen zugestehen können.*) Welches sind aber die Ausstellungen, die jenes Urtheil begründen sollen? Erstlich: daß die Missionshäuser auf dem linken Ufer der Selenga, der Stadt Selenginsk gegenüber, erbaut sind. „Durch diese Lage ward ihre Verbindung mit der Stadt, von der sie der Fluß trennt, sehr erschwert“ (S. 152.), und nach Cochrane's Meinung der Missionszweck verfehlt. Wir bedauern, daß sich Herr Prof. Ritter durch diesen flüchtigen Reisenden zur Wiederholung des Vorwurfs hat verleiten lassen. Wenn die Englischen Quellen nicht zur Hand waren,**) so konnte schon das Baseler Missions-Magazin leicht zugängliche Auskunft gewähren. Dieses sagt (Jahrg. 1823 S. 186.): Um den Buriäten den Zutritt zu der Mission zu erleichtern, sind die Missionsgebäude außerhalb der Stadt auf das entgegengesetzte Ufer der Selenga verlegt worden. Was haben die Missionare mit Selenginsk zu schaffen? es ist eine Russische Stadt und hat seine Griechischen Priester. Die buddhistischen Buriäten aber weiden mit ihren zahlreichen Heerden weit und breit im Lande, sieben von ihren neun Stämmen***) auf der Westseite des Baikal, also auch der Selenga, der achte auf beiden Seiten der Selenga, der neunte und zahlreichste, die Chorin-Buriäten, an der Ostseite des Baikal bis jenseits des Scheidegebirges. Ist nun nicht der Punkt der Missions-

*) Damit man dies nicht für eine Anmaßung halte, siehe hier nur eine Stelle aus Erman's inhaltreichem Buche: Reise um die Erde, Abth. I., Band 1., S. 512 f.: „Wenn einige religiöse Bildung [durch den Islam] die Steppenbewohner umgänglicher machte, so übte dieselbe doch den so entschieden eine direkt entgegengesetzte Wirkung in den schon anderweitig kultivirten Gegenden. Es zeugen davon sämmtliche Russen, welche aus Kirgisischer Gefangenschaft zu den Bewohnern der Chanate gelangt sind; denn obgleich dort die Ankunft jedes Sibiriers äußerst willkommen ist, weil er für Krieg und Frieden stets einige der am südbarsten mangelnden Fertigkeiten und Kenntnisse besitzt, so verhindert doch stets ein blinder Religionseifer die von beiden Seiten zu hoffenden Vortheile. Oft und gleich anfangs bietet man zu Taschkent und Kokan wichtige Staatsämter, wünschte Heirathen und andere Glücksgüter den zu Sklaven Erkauften für etwanige Bekennung zum herrschenden Glauben: aber die stets hartnäckig Beharrenden braucht man dann später nur als niedrigste und nutzlosete Diener. — Leider sind es zwei gleichmäßig exaltirte Partheien, welche dort in Berührung gerathen, denn dieselben Russen, welche anderweitige fremde Sitte stets fügsam mit der eigenen zu vermitteln wissen, bleiben in Religionssachen unbeugsam, und von diesen sieht man sie selten auch nur den äußersten Schein fremdem Einflusse oder eigener Wohlfahrt opfern. Sicher wären längst die Chanate und Sibirien auf innigere und ersprießlichere Weise in Beziehung getreten, wenn nicht unter den vielen Russischen Gefangenen (gegen Ende des vorigen Jahrhunderts soll ihre Zahl zu Buchara auf 60,000 gestiegen seyn!!), die Mehrzahl jede andere Rücksicht, über den einseitigen Hang zum Märtyrerthum, vergessen hätte.“ Wem das Christenthum so wenig gilt, der hat nicht die entfernteste Vorstellung von Grund, Zweck, Nothwendigkeit der Missionen. Es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht verstehen.

**) Das Evangelical Magazine befindet sich übrigens auf der Berliner Bibliothek; es ist für diese Mission mit dem Quarterly Chronicle die Hauptquelle. Letzteres enthält unter andern in Nr. 29 ff. 1824 einen sehr interessanten Reisebericht des Missionar Swan von einer vierteljährigen Reise unter den Chorin-Buriäten.

***) Baseler Miss. Mag. 1820 S. 559. sind sie vom Missionar Stallybrass namentlich aufgeführt.

niederlassung inmitten sämmtlicher Buriätenstämme, nahe der großen Pforte von China, trefflich gewählt, um von hier aus Exemsionen nach allen Seiten zu machen, und die Gelegenheit zur Verbreitung des göttlichen Wortes unter den lesenden Mongolen, Mandschu und Chinesen zu benutzen? Überdies befinden sich zwei Nebenstationen an wohlgewählten Punkten unter den Chorinen zu Khodon und bei dem Obertaischa Dschigdschit an der Ona. Wie klug aber auch in Hinsicht auf die nächste Örtlichkeit die Missionare ihren Wohnplatz gewählt haben, wird klar erwiesen durch den neuerlichen Beschluß der Russischen Regierung, die ganze Stadt Selenginsk auf das linke Ufer der Selenga neben die Englische Niederlassung zu versetzen, weil sie wegen ihrer niederen Lage alljährlich sehr viel von Überschwemmungen zu leiden hat.*) Die zweite Ausstellung finden wir in den Worten: „Kornbau und Industrie zu fördern, scheint nicht in dem Zweck ihrer Anstellung zu liegen, da der Arbeitslohn zu theuer und der Einkauf des Korns ihnen geleget ist.“ Was will man von den Predigern des Evangeliums? Sollten sie zur Bekehrung der Heiden eine Musterwirthschaft anlegen? Und wozu? Um das Brodt, das sie essen, im Schweiß ihres Angesichts zu bauen, oder für die wandernden Hirtenstämme, unter welchen sie leben? Unser ehrenwerther Gegner hätte das dem ungenannten Cochrane nicht nachschreiben sollen. Übrigens thun die Missionare auch hierin wirklich, was an der Forderung Verständiges und Ausführbares ist. In dem Berichte eines Beamten, welcher den neuernannten General-Gouverneur von Sibirien, General-Lieutenant Nicolai Sfemenowitsch Schnlima [Ssemenowitsch Ssula], voriges Jahr auf einer Inspektionsreise in Transbaikalien begleitete, heißt es in der norwischen Biene:**) „In der Wohnung der Englischen Missionare findet sich auch eine Druckerei, um die Übersetzung der Bibel in Mongolischer Sprache zu drucken. Der General-Gouverneur schenkte ihrer Unterrichtsmethode und ihrer Wirthschaftung große Aufmerksamkeit, und als er im Küchengarten umherging und eine kräftig emporwachsende Maispflanze sah, bemerkte er, daß, im Fall das Getreide mißrathe, dies eine für das Land sehr nützliche Pflanze seyn würde.“ — Die dritte Beschuldigung ist schwerer: „Auch scheint nicht unmittelbar die Bekehrung ihre erste Aufgabe zu seyn, sondern nur die Vorbereitung dazu durch das Studium der Mongolischen Sprache, durch Übersetzung der Bibel und Vertheilung der Traktate. Auch die Mandschu-Sprache trieben sie, und das Studium dieser beiden Sprachen mit der nothwendigen Russischen war hinreichend, um sie in den ersten Jahren auf das Angestrengteste zu beschäftigen, wobei zugleich von ihrer Seite viele Reisen in das Innere des Landes gemacht wurden, um wahrscheinlich Land und Volk zu studiren, Verbindungen mit den Buriäten und deren Lamas anzuknüpfen.“ Die Vorbereitung durch Sprachstudium versteht sich von selbst; unmittelbar die Bekehrung — sollte das Jemands Aufgabe seyn bei einem Volk, dem er sich nicht verständlich machen kann? Die Erlernung der Sprachen erfordert immer einige Zeit, und bis sie gelungen ist, muß das Wirken des Missionars mangelhaft bleiben. Aber das ist eben hier getadelt, daß das Studium dieser drei Sprachen hinreichend gewesen, sie in den ersten Jahren auf's Angestrengteste zu beschäftigen, also eine Unfähigkeit, welche sie zu ihrem eigentlichen Beruf übermäßig lange ungeschickt machte. Ich weiß nicht, woraus der Vers. dieses schließt, denn Cochrane und Erman haben doch hierüber kein Urtheil, weil beide weder Mongolisch, noch Mandschuisch, noch Tangutisch verstehen. Zwar bohrt Erman in einigen Stellen (Berghaus Annalen 1829 S. 97.) dahin, und meint: das Mongolische „an Ort und Stelle zu lernen, muß ein Spaß seyn;“ aber wo er nicht durch seine Meinung über das Christenthum, das Missionare sendet, zu unbilligen Äußerungen gereizt wird, widerspricht er sich selbst, wie S. 88., wo er von einem Russischen Zoll-Inspektor erzählt, daß er es durch langjährigen Aufenthalt in Kiachta bis zum Lesen und Verstehen in der Mandschu-Sprache gebracht hatte. Wir haben nun nicht die mindeste Ursache, anzunehmen, daß die Missionare zur Erlernung dieser Sprachen, zu welchen die Tangutische oder Tibetanische,*) die Sprache der heiligen Bücher, kommt, besonders unfähig gewesen seyen, denn es kommt in ihren Tagebüchern keine Stelle vor, worin sie sich über Schwierigkeiten beklagen; sehr bald fangen sie an, mit den Buriäten in ihrer Muttersprache zu reden; ein Reiseberichtt des Predigers Swan vom Jahre 1822 liegt so eben vor mir, worin, zwei Jahre nach seiner Ankunft in Sibirien, kein Wort von einem Dolmetscher vorkommt, dagegen vielfältige Unterredungen mit Chorin-Buriäten jedes Standes, mit Taischen (Fürsten), Lamen (Priestern), Bäkschis (Gelehrten) und Hirten, was also Fertigkeit in beiden Mongolischen Dialekten, dem Selenginischen und Chorinischen, voraussetzt. Wir haben uns unter diesen Missionaren auch keineswegs Männer ohne theologische Vorbildung zu denken, denn sie verstehen die Grundsprachen der heiligen Schrift und übersetzen aus denselben in die Mongolische. Von ihrem gesunden Sprachsinne kann ich einige kleine Beispiele geben. Die nach zehnjähriger Arbeit vollendete Übersetzung des Alten Testaments wurde an Dr. Schmidt, welchen Ritter (S. 115.) den größten Kenner Mongolischer Sprache nennt, zur Censur eingereicht und approbirt. Nur ein Bedenken hatte Dr. Schmidt, nämlich über die Wahl des Mongolischen Ausdrucks für Gott; er selbst hatte in seiner Übersetzung des Neuen Testaments statt des Mongolischen *Burchan* ein Epitheton gebraucht, die Missionare aber waren bei Burchan geblieben. Swan schreibt deshalb an Dr. Schmidt:**) Sie werden bemerken, daß wir das Wort Burchan für „Gott“ gebraucht haben und im Ganzen schien dies der unverfänglichste Ausdruck. Die Buriäten brauchen dieses Wort, wenn sie vom Gott der Christen reden; es ist das Wort, welches die zur Griechischen Kirche Übertretenden allgemein gebrauchen, gleichbedeutend mit Bogh, und es ist ja geschichtliche Thatsache, daß Ζεύς, Deus, Tsorb, und Gott nichts Anderes als Bezeichnung der falschen Götter waren, welche die Völker, denen diese Wörter angehören, vor ihrer Bekehrung zum Christenthum brauchten. Und Stallybraß an Swan: Ist das Wort Burchan verschieden von dem Griechischen Ζεύς? Haben wir nicht den Vorgang und die Auctorität der Apostel für Beibehaltung desselben? Waren damals nicht Ζεοὶ πολλοὶ καὶ κύριοι πολλοί? aber für uns ist nur εἷς Θεός. Die Apostel achteten es nicht für nothwendig, den Namen zu ändern, sondern das wahre Wesen Gottes zu lehren. Ich wollte die Anwendbarkeit des Namens Burchan nicht behaupten, wenn die Etymologie des Herrn Censors für richtig zu halten wäre, aber es ist der Name des höchsten Wesens, das die Buriäten sich vorstellen, und sie haben wirklich die Idee eines über ihre Götzen erhabenen Wesens. Dr. Schmidt gestand den Missionaren diesen Punkt zu und wird ihrem Beispiel wohl auch in seinem Neuen Testamente folgen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dies löst den Zweifel Ritter's, Asien II. S. 147.; vgl. über den Contrast des linken Selengaufers mit dem rechten. Ebendas. S. 148.

**) Aus derselben im Ausland, 1834, Nr. 361.

*) Durch Verwechselung von Tunguzky und Tanguzky sagt Ritter Asien II. S. 158.: Ein Haufe Tunguzischer Bücher machte die Tempelbibliothek aus. Erman wornt zwei Seiten vor dieser von ihm entnommenen Stelle ausdrücklich (Berghaus Ann. 1829 S. 95.): „Tangutisch (Tanguzky in der Russischen Übersetzung, bei Leibe nicht zu Tunguzky zu denken!).“

**) Siehe die thirtieth Report of the British and Foreign Bible Society, 1834, S. LXXXII und S. 75.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 13. Juni. № 47.

## Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich u. s. w. Zweite Auflage. Sulzbach, 1834.

(Fortsetzung.)

Was nun die Sugillationen (örtliche Blutergießungen unter das Zellgewebe der Oberhaut) betrifft, die der Alp erregt, so kann ich mich auf bekannte Erfahrung berufen. — Hieraus folgt aber keineswegs, daß ein wirkliches objektiv vorhandenes Ungeheuer diese Quetschungen erregt habe. Man kann getrost annehmen, daß die durch örtlichen Blutandrang erregte magische Phantasie zuerst einen Kobold als Ursache untergeschoben, und sodann nach ihrer magischen Kraft auch rückwirkend eine Blutergießung an der gedrückten Stelle bewirkt habe. *) — Daß dieses eine Täuschung der magischen Phantasie sey, daß man wenigstens zur Erklärung dieser Thatsache keines Koboldes bedarf, dieses geht unter andern auch aus einer anderen Thatsache hervor. Jeder erfahrene Wundarzt weiß, daß die Amputirten, welche einen Arm oder ein Bein verloren haben, in den ersten Tagen nach der Operation fast immer heftige Schmerzen, nicht etwa an der Amputationswunde, sondern an dem amputirten Gliede empfinden, das vielleicht lange schon begraben ist. — Obschon von dieser Täuschung völlig überzeugt, sind sie doch nicht im Stande, dem Eigenwillen der nicht ekstatischen Phantasie zu gebieten, welche diese Schmerzen von der eigentlichen Wunde auf das imaginirte amputirte Glied unwiderstehlich überträgt. Es kann demnach schon die nicht magische Phantasie bei ungeschwächtem Urtheil ähnliche Täuschung erzeugen. — Warum soll — so frage ich nun — die magische Phantasie einer ekstatischen Nonne (welche wahrscheinlich schon lange solchen schwärmerischen Gedanken nachgehangen hat) dem Blutlauf nicht willkührlich eine solche Richtung geben können, wie sie eben zu Erzeugung eines Mirakels an dem eigenen Leibe nöthig ist?

Eine andere, nur durch das öftere Vorkommen weniger auffallende Erscheinung irrender Naturkräfte ist folgende. Wir sehen, wie oft die Natur wundersame Gewächse (sogenannte Aftergewächse), Warzen, Balggeschwülste, Polypen u. s. w., ja sogar Hörner auf der Oberfläche der Haut erzeugt, und sie mit Nerven und Blutgefäßen versieht. Hier sehen wir also eine abnorme Richtung der reproduktiven Kraft, die neue abnorme Gewächse schafft. Warum wollen wir denn dieser magisch schöpferischen Kraft der ekstatischen Seele das Vermögen absprechen, daß sie nach demselben Gesetze selbstsüchtiger Verirrung auch örtliche Anschwellungen des Zellgewebes und sodann auch wirkliche Blutungen erzeugen könne. — Ist dieses nicht um so leichter denkbar, wenn wir zugleich bemerken, daß dergleichen Blutungen nach des Verf. Bericht schon öfter, aber immer nur bei weiblichen Heiligen vorgekommen sind? Ist diese Erscheinung bei dem weiblichen Geschlechte nicht doppelt leicht zu erklären, da es an sich selbst schon mehr überflüssiges Blut erzeugt, als es zur Selbsterhaltung nöthig braucht, folglich auch bei einer solchen Verirrung der Natur auch den gehörigen Stoff dazu liefern kann? — Muß diese Erklärung im vorliegenden Falle nicht noch mehr einleuchten, wenn wir bedenken, daß die Emmerich von der Natur wahrscheinlich mehr zu einer Kindermutter als zur Nonne bestimmt gewesen ist? Wird die Sache nicht immer klarer, wenn wir das Alter derselben (sie war eben 24 Jahr) berücksichtigen? Und was sollen wir vollends dazu sagen, daß ihr der Heiland nicht mehr wie in der Kindheit als Kind, sondern als ein leuchtender Jüngling erschien? — Hat man nicht volle Ursache anzunehmen, daß die erwähnte Ekstase mit einer vorhergegangenen heftigen physischen und seelischen Geschlechtserregung zusammenhing?

Ich meines Theils läugne also das erzählte Faktum des Blutens keineswegs ab. Auch spreche ich die Emmerich von aller wissentlichen Täuschung frei. — Ich glaube, daß sie von der Objektivität des „leuchtenden Jünglings" eben so wie die Alpgedrückten von der Gegenwart eines Ungeheuers, überzeugt gewesen sey. Ich glaube aber nicht, daß ihr der Heiland erschienen ist. Den leuchtenden Jüngling halte ich für das Erzeugniß ihrer erotisch erregten weiblichen Natur, und die erfolgten Blutungen für Nachwirkungen des gereizten Nervensystems auf das Capillar-Blutgefäßsystem an den blutenden Stellen der äußeren Kopfbedeckung.

Noch aber bleibt, wie ich wohl weiß, das periodisch Wiederkehrende dieser Blutungen unerklärt. Denn mit dieser ekstatischen Erregung wäre wohl die einmalige Blutcongestion nach dem Zellgewebe der Kopfhaut, und die einmalige Blutung aus dem Haargefäßsystem derselben erklärt. — Wie aber verhält es sich mit den später wiederholten Blutungen, welche bekanntlich nicht in besonderen ekstatischen Erregungsperioden, sondern an bestimmten Tagen, später an bestimmten Festen, stattgefunden haben? Man höre weiter.

Alle nur einigermaßen erfahrene Ärzte wissen, daß gewisse

*) Eine ähnliche (wenn auch nicht gleiche) Geschichte ist folgende. Ein Kranker behauptete: es sey ihm ein Engel erschienen, der ihm das Essen verboten habe. Nach seinem Tode öffnete man ihn, und fand einen durch Krebs zerstörten Magen. So kann die magische Phantasie physischen Ursachen eigenthümliche Bilder anreihen, und mit der wahren Ursache verwechseln.

Krankheiten, wenn sie einmal in ihrer vollen Kraft aufgetreten sind, eine gewisse Anlage zurücklassen, und daß die Rückfälle oft nur mit großer Mühe und Sorgfalt zu verhüten sind. — Wer weiß es z. B. nicht, daß ein geheilter Wechselfieberkranker nur über ein schmales Bächlein zu gehen braucht, um auf der Stelle wieder rückfällig zu werden? Wem ist es unbekannt, daß der bloße Anblick eines Fiebernden bei einem solchen Rekonvalescenten das Fieber wieder erwecken kann? Wie leicht Nervenkrankheiten, namentlich Krämpfe, Rückfälle machen, und welche geringfügige Ursachen sie oft erwecken können, ist leider nur zu sehr bekannt. Aus dem Allem geht hervor, daß der erste bestimmte Ausbruch einer Krankheit die Anlage vermehre, und daß späterhin weit geringere Ursachen die Krankheit wieder erwecken können, als diejenigen gewesen sind, welche sie zuerst in's Daseyn riefen. Doch noch mehr. Diese Anlage zu abnormer Lebensthätigkeit, welche einmal mit besonderer Gewalt in den Organismus eingegriffen hat, offenbart sich ganz besonders bei gewissen Geschlechtsverrichtungen des menschlichen Leibes. — Welchem Arzte wären die seltsamen Wege unbekannt, welche die Natur oft bei Anomalien des Menstruationsgeschäfts einzuschlagen pflegt? — Ist einmal auf irgend eine Weise der normale Kreislauf erschüttert und gestört — wie lange kehren dann oft die seltsamsten Blutungen aus ganz entlegenen Organen wieder? — Wer hätte als Arzt z. B. nichts von einer regelmäßigen Blutung aus dem Daumen, oder aus den Brustwarzen, aus den Augen gehört, oder wohl auch selbst dergleichen gesehen?

Also auch hier sehen wir eine einmalige Erschütterung des Organismus, welche eine solche Störung in den Hautarterien erregt, daß späterhin auch ohne Wiederholung der ersten erregenden Ursache regelmäßig wiederkehrende anomale Blutungen zum Vorschein kommen.

Wenden wir nun diese Erfahrungen auf das seltsame Bluten der Emmerich an, so werden wir auch hier wenigstens so viel Licht bekommen, als nöthig ist. Über die Entstehung jener ersten heftigen Ekstase, welche die Erscheinung des leuchtenden Jünglings zur Folge hatte, habe ich mich bereits erklärt. — Durch diese erste gewaltsame Erschütterung hatte die Natur der Nonne eine andere Richtung hinsichtlich der Blutcirkulation gewonnen. — Selbst der Verf. deutet auf eine Weise darauf hin, daß man ihn wohl verstehen kann. Sie fühlte — so sagt er — nach ihrer Stigmatisation eine Veränderung in ihrem Körper, es war als wendete sich ihr Blutlauf, und dringe mit heftigem Ziehen nach der Malstelle hin.

Da sehen wir also, welch ein kräftiger Stoß auf ihre Natur geschehen war. Nun begreift man auch, daß es zur Wiederholung derselben Erscheinung viel geringfügigerer und sanfterer Erregungen bedurfte. War nur einmal für ein solches sogenanntes Mirakel die Bahn gebrochen, so war später die bloße religiöse-Vorbereitung auf gewisse Feste hinreichend, eine solche Blutung zu erzeugen. Wir wissen sogar, daß diese Blutungen (ich rede jetzt von den Blutungen überhaupt, nicht bloß von der blutenden Dornenkrone) einmal am Begräbnißtage eines frommen Priesters, ein anderes Mal an dem Tage erfolgt, wo die Kaiserin Helena (Mutter des großen Konstantin) das Kreuz des Herrn soll aufgefunden haben. — Genug man sieht, daß eine besondere Anregung des Gemüths auch zu unbestimmten Tagen die Blutungen erzeugen konnte. — Daß aber späterhin die Blutung regelmäßiger, nämlich am Charfreitage, eintrat — dieses zu erklären reicht, wie ich meine, das bisher Gesagte völlig aus. Eben so wenig halte ich mich lange bei der Erklärung auf, daß die Blutungen auch da noch fortdauerten, als die Nonne, wegen der vielen Plackereien durch Fremde, derselben lange schon überdrüssig geworden war. — Es gibt Krankheiten (so z. B. auch Krämpfe), welche offenbar durch eine falsche Willensrichtung begünstigt werden, und die auch dann, wenn sie einmal ausgebildet sind, dem Einfluß des Willens nicht gänzlich entzogen, aber auch nicht ganz unterworfen sind. Beharrlich fortgesetzt, kann eine solche Willenserregung wohl auch endlich, aber freilich nur langsam, die Heilung bewirken. *) Ist aber einmal eine solche außerordentliche Störung im Organismus eingetreten, so ist auch der kräftigste Wille nicht sogleich im Stande, die Ordnung wieder herzustellen. —

Dies ist auch bei der Emmerich der Fall. — Offenbar ist es, daß der Wille und das ganze Dichten und Trachten derselben eine lange Zeit hindurch auf dergleichen Mirakel hingerichtet war. — Hätte sie eine ächt christliche Erziehung genossen, wäre ihr eine wahre Erleuchtung und Herzensbekehrung zu Theil geworden — hätte sie der Heiligung wirklich nachgejagt — so hätte ihr Wille und mit ihm ihr ganzes Leben und Streben eine ganz andere Richtung bekommen. — Alle diese Mirakel wären höchst wahrscheinlich ausgeblieben. Sie hätte ihre Kräfte nicht im Bette mit ekstatischen Reisen und Feldarbeiten, vikarirenden Krankheiten und dergl., sondern mit reellen, aber freilich unscheinbaren Werken der Liebe verzehren können. — War aber einmal durch lange Pflege dieser krankhaften Richtung von innen und außen eine solche organische Zerrüttung in ihr durch Mitwirkung ihres Willens zu Stande gekommen, so ist es begreiflich, daß späterhin derselbe Wille nicht mehr im Stande war, das Übel aufzuheben. — Göthe's Zauberlehrling gibt hiezu ein ganz passendes Seitenstück. So viel von diesem Haupt-Mirakel, nämlich der Blutung aus dem Haupte, aus den Wundenmalen überhaupt. — Obschon die Geschichte der eigentlichen Wundenmale erst später erfolgte, so habe ich es doch für besser befunden, bei dieser Gelegenheit ein- für allemal mich darüber zu erklären.



### Sympathie der Vögel.

Eins ist jedoch, was ich aus der Zeit ihres Klosterlebens nicht unberührt lassen kann.

Wenn die Nonne im Klostergarten arbeitete, so flogen ihr nicht selten die Vögel auf Kopf und Schultern, und begleiteten ihre Psalmen und Gebete mit ihrem Gesange.

---

*) Wenn nur alle Ärzte diese Wahrheit gegen die leidige Hysterie kräftiger zu benutzen wüßten — gewiß es würde dieses Übel allmählig ohne viele homöopathische und allopathische Arzeneien ausgerottet werden.

Was ist nun von dieser Erscheinung zu halten?

Wundersüchtige Leute, d. h. solche, welche noch nicht zur lebendigen Gotteskindschaft gelangt, einer reineren Begeisterung durch das bloße Wort vom Herrn noch nicht fähig geworden sind, und doch einen gewissen Glauben haben, — sehen gar Manches in einem gewissen Zwielichte, das, bei Tage besehen, in Nichts zerfließt. Namentlich sind sie nur zu sehr geneigt (wie ich schon erinnert habe), eine wirklich wunderbare Erscheinung mit vielen anderen in Verbindung zu setzen. Wie ein Kind mit seiner Puppe spielt und dieselbe bald so bald anders schmückt und putzt — so treiben es solche Leute mit ihren Mirakeln. — So konnte es z. B. einmal der Fall gewesen seyn, daß ein dem Käfig entflohenes zahmes Vögelein aus der Nachbarschaft der Emmerich sich auf den Kopf oder die Schulter setzte, da sie eben im Garten beschäftigt war. Gewiß war eine solche Erscheinung ein- für allemal hinreichend, die Heiligkeit einer stigmatisirten Nonne mit den Vögeln überhaupt in eine mirakulöse Verbindung zu setzen. Daß aber zahme verflogene Vögel dergleichen Lamen wirklich haben, dieses habe ich als Knabe an meinen eigenen zahmgemachten Vögeln mehr als einmal selbst gesehen. Diese lieben Thiere kamen mir gar nicht selten vom Dach auf den Kopf geflogen. Leicht konnte es mir vorkommen, und es ist auch wahrscheinlich mehr als einmal geschehn, daß sich meine Vögel auch anderen Leuten auf die Schultern setzten, die so wenig als ich unter die Heiligen gehörten.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### (Sibirien. Evangelische Mission in Selenginsk.)

(Fortsetzung.)

Über den Styl der Übersetzung sagt Swan Folgendes: Aus den drei Stylen der Sprache haben wir den gewählt, welcher die Mitte hält. Die Umgangssprache des Volkes wird in Schriften nie gebraucht; und in der That sind in verschiedenen Gegenden so verschiedene Sprechweisen, daß eine Übersetzung, die sich an eine bestimmte anschlösse, für alle anderen unverständlich (barbarous) seyn würde. Ein höherer Styl herrscht in der Geschäftssprache; er schließt sich zum Theil an die Umgangssprache an, nähert sich aber dem Styl ihrer schlichtesten Nome oder heiligen Bücher. Außerdem gibt es noch einen dritten, den Dialekten ferner stehenden Styl, welcher viele hohe Wörter und Ausdrucksweisen enthält und nur von den Gelehrtesten im Volke verstanden wird. Unsere Übersetzung steht über dem gewöhnlichen Schriftstyl der Geschäftssprache, aber nicht so viel höher, daß der Gegenstand durch den Ausdruck selbst dem Bereich des gesunden Menschenverstandes und der einfachsten Vorbildung entrückt ist.*) Die Aufgabe eines Übersetzers der heiligen Schrift schildert Stallybraß in einem Briefe an Dr. Schmidt: Die Übersetzung ist aus dem Hebräischen Grundtext gemacht; an diesen suchte ich mich so genau als möglich anzuschließen. Bisweilen jedoch ist eine von den besten Kritikern gebilligte Lesart aufgenommen worden. Sie sind ohne Zweifel über den Unterschied einer Urschrift von einer Übersetzung mit mir einig. Bei der ersteren hat ein Schriftsteller Freiheit in der Wahl des Wortes und drückt seine Gedanken so aus, wie es ihm am passendsten scheint. Im anderen Falle sind Gedanken und Worte für ihn gewählt und alles dem vorliegenden Text Fremdartige ist sorgfältig zu vermeiden. In der heiligen Schrift „reden die Männer Gottes, getrieben vom heiligen Geiste." Ein Übersetzer der Schrift ist daher verpflichtet, ihre Gedanken und ihre Redeweise so genau, als es die Eigenthümlichkeit der fremden Sprache gestattet, nachzubilden. Ich befliß mich, möglichst nahe bei dem Ausdruck der heiligen Schriftsteller zu bleiben, alle Umschreibungen zu vermeiden, und so einfach und lichtvoll, als ich vermochte, die Geschichten und Lehren des Originals wiederzugeben. Auch bemühte ich mich, dieselben Ausdrücke gleichförmig wiederzugeben, und obwohl es manchmal meiner Ausmerksamkeit entgangen seyn mag, hoffe ich dies Ziel im Ganzen doch erreicht zu haben. — Endlich wie sorgfältig diese Männer dabei zu Werke gegangen sind, erfahren wir von Missionar Swan: Zuerst haben wir, mit dem Grundtext vor uns und mit allen Hülfsmitteln, die uns zur Hand waren, die einzelnen Bücher übersetzt; dann mit dem Beistand der gelehrtesten und zuverlässigsten Buriäten die Übersetzung Wort für Wort durchgenommen, dabei vorzüglich auf die Eigenheit der Sprache und den Gebrauch passender Ausdrücke für ungewöhnliche Dinge geachtet, und so viel als möglich die unterscheidenden Namen von Naturgegenständen festgesetzt. Eine so verbesserte Reinschrift wurde dann gemacht und nach weiterer Durchsicht unseren Mitarbeitern zugeschickt; diese nahmen sich Abschriften, um die Arbeit mit Muße prüfen und sie stets nachsehen zu können. Einige Theile unseres Manuscripts haben daher wiederholte Änderungen erfahren und wir betrachten die schließlichen Verbesserungen als noch nicht gemacht.

Diese Proben scheinen mir zur Berichtigung des Urtheils auszureichen, und es wird also nicht passen, was Ritter S. 155. in Bezug auf jene Männer sagt: „Häufig sogar verrennt sich der Europäische Missionar durch seine eigene Unwissenheit in der Muttersprache und Denkweise seines Confirmanden im Oriente den Weg zu dessen Geist und Herzen, weil diesem, selbst bei scheinbar rohen Völkern, schon seine ungemein ausgebildete Sprache und die Litteratur seiner Priester und Väter, die nicht verachtet, sondern besiegt werden muß, ehe das Kreuz sich auf und unter ihnen erheben kann, und mit Recht, wenn nur eine heidnische, doch eine für sie geheiligte ist. Ohne die Gabe der Sprache wird die Verbreitung des Evangeliums durch ganz Asien noch lange nicht an das Ohr der heidnischen Völker schlagen, man denke an Chinesen, Brahminen, Muhamedaner, auch der goldene Trank will ihrem Geiste in silbernen Schalen gereicht seyn, und die Europäische Einbildung auf sich selbst muß in jeder Hinsicht bei dem, der da lehren will, vertilgt und der Geist frei und lebendig geworden seyn." Viele harte Andeutungen nebenbei, deren Härte wegen der nachweisbaren Unbekanntschaft mit diesen Männern und ihren Arbeiten noch verletzender wird! Aber vielleicht haben sie grade ein allzu eingezogenes und bloß wissenschaftliches Leben geführt, wodurch sie vom Umgang mit dem Volke

*) Besondere Schwierigkeiten machten die naturhistorischen Bezeichnungen. „Viele Namen von Naturgegenständen," schreibt Stallybraß an Dr. Schmidt, „waren durchaus nicht aufzufinden. Ich habe mich oft an das Dictionnaire Tartare-Mandchou-Français von Langlès gewendet, aber gewöhnlich ohne Befriedigung." Und an Swan: „Wollten Sie mir eine Namensliste der reinen und unreinen Thiere (Lev. 11. und Deut. 14.) aus der Mandschu-Übersetzung schicken? Ich hatte beim Beginn der Überarbeitung viele Lücken in diesen Capiteln, aber ich habe sie jetzt meistens ganz genügend ausgefüllt, doch stehen noch einige offen. Wenn die Mandschu-Bibel hierin korrekt ist, so leistet sie große Dienste. Neulich zog ich einmal alle Englischen, Französischen, Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, Deutschen, Mongolischen, Mandschurischen und Russischen Bücher, die mir zu Gebote standen, hierüber zu Rathe. Aus keinem konnte ich den allgemeinen Namen einer Eidechse, wovon einige Arten im Leviticus vorkommen, erfahren."

und ihrem eigentlichen Berufe, der Predigt des Evangeliums, abgezogen worden sind? Ritter sagt: „Die fleißigste Ausarbeitung eines Mongolisch-Englischen, eines Mandschurisch-Englischen Dictionärs, einer Grammatik in beiden Sprachen, eines Lehrbuchs der Geometrie und Trigonometrie in Bratskischer [Mongolischer] Sprache u. s. w., von solchen, die eben erst selbst die Sprache zu erlernen angefangen [!!], lobenswerthe Arbeiten, die auch der jüngste Beobachter (Erman 1829) bei ihnen rühmt,*) sind noch nicht hinreichend, um dem Evangelium Eingang unter den Heiden zu verschaffen, so wenig wie die Verbreitung gedruckter Schriften, bei unmündigen Völkern, das lebendige Wort und die begeisterte Rede, die That oder die Anschauung des christlichen Lebens selbst zu ersetzen vermögen." Der Tadel wäre treffend, wenn er nur nicht in Widerspruch stünde mit den oben erwähnten häufigen Missionsreisen, von welchen Ritter grade den Hauptzweck nicht angegeben hat, weil er die Berichte der Missionare keines Blickes werth achtete. Die Ausarbeitung eines Lehrbuchs der Geometrie u. s. w. scheint so lange etwas ganz Überflüssiges und Zeitverschleuderndes, bis man erfährt, daß die lamaischen Nome nicht nur von eigentlich religiösen Dingen handeln, sondern auch von Astronomie, Geographie, Physik, Geschichte u. s. w., und daß die Kugelgestalt der Erde und das Kopernikanische System ihrer Religion eben so sehr, als die Erlösung durch Christum widerspricht. Die Missionare scheinen also wirklich auf eine gründliche Besiegung der buddhistischen Litteratur und Religion ausgegangen, und es eben so gut zu wissen, als wir, daß es bequem ist, vom Leichteren zum Schwierigeren fortzuschreiten, und das Übersinnliche an das Sinnliche anzuknüpfen. Insofern hat Erman sich, ohne es zu wissen, unter die Propheten gemischt, als er dem vorigen Oberpriester der Buriäten das ponderibus librata suis und das e pure si muove begreiflich zu machen suchte, worauf er die Antwort bekam: „Das ist auch eine Ansicht! aber die Tanguischen Bücher sagen, daß ein Elephant die Erde trägt und daß die Sterne stille stehen, jenseits des fließenden Wassers, welches die reflektirten Bilder stehender Sterne bewegt erscheinen läßt" — und also auch einen vergeblichen Missionsversuch machte!

Obgleich es leicht ist, alle diese ungerechten Angriffe gegen Männer, die des Tages Last und Hitze tragen, während wir unter dem Weinstock der Fülle ruhen und uns mit den Feigenblättern der Gelehrsamkeit decken, zu widerlegen, so scheint doch noch immer die Thatsache gegen sie zu sprechen, daß durch ihre Predigt noch keine christliche Gemeinde gestiftet worden ist. Cochrane hat keine Hoffnung für die Buriäten, Erman keinen Wunsch; Ritter Hoffnungen und Wünsche für jene, aber nur Vorwürfe für die Missionare (S. 126.): „Warum mußte der alte Schamanische Aberglaube durch einen neuen, den Lamaischen, erst verdrängt werden, und warum konnte diesem, wie die Thatsache es beweiset, der Religion und des Kultus so bedürftigen und dafür nicht unempfänglichen Volke, nicht die einzig beseligende Lehre des Evangeliums durch die Fürsorge der Verwaltungen oder der Missionen überliefert werden? Ob und welche Fortschritte die Evangelischen Englischen Missionen an der Selenga in der neuesten Zeit gewinnen dürften, darüber hoffen wir durch Erman's — Berichte bald Belehrung zu erhalten." Dabei ist auf Erman's Reiseberichte in Berghaus Annalen I. S. 97. hingewiesen, eine Hinweisung, die uns wenig Hoffnung läßt;

*) Wie, das wird sich unten zeigen, wenn wir seine Worte anführen.



denn also lauten dort Erman's Worte: Zwei Brüder Stanybras und Rob. Quill leben seit mehreren Jahren in diesem Mittelpunkt des interessanten Dauriens, angeblich, um die Buriäten zu bekehren, aber re vera, und, Gott sey Dank! um von ihnen belehrt zu werden. Die Stanybras waren jetzt abwesend in der Steppe am Onon, um dort zu lehren und lernen; die Arbeiten, die uns Quill zeigte, beweisen genugsam, wie ersprießlich ihr Aufenthalt für die Wellfarth [!] of nations seyn wird. Mit diesem civilen Tone wird die Gastfreundschaft der Missionare bezahlt, und von diesem Reisenden sollen wir erfahren, ob und welche Fortschritte die Mission gewinnen werde! Zugleich läßt sich aus diesen wenigen Zeilen schließen, wie genau die Nachrichten seyn werden, die er uns über den Bestand derselben erwarten läßt, da er Swan und Stallybraß in zwei Brüder Stanybras verwandelt und den Onon mit der Ona verwechselt. Reisende solcher Art sind ganz geeignet, die Missionare gegen vorüberziehende Europäer mißtrauisch und verschlossen zu machen. Freundlicher ist der letzte Besuchende, der obenerwähnte Begleiter des neuen General-Gouverneurs; er gesteht der Mission einen rühmlichen Zweck zu, fährt aber fort: „Ob er Erfolg haben wird oder nicht, kann nur die Zeit lehren. Bis jetzt sind diese Nomadenstämme, trotz ihrer fortdauernden Berührung mit den Russen, rohe und wilde Söhne der Natur geblieben. Ihre Lebensart selbst bietet eine Menge Hindernisse ihrer Bekehrung zu unserer Religion dar. Größtentheils mit der Jagd wilder Thiere beschäftigt und Monate lang in den Toigen (so heißen die undurchdringlichen Fichten- und Birkenwälder) sich aufhaltend, können sie nicht einmal die Hauptceremonien, welche unsere Religion vorschreibt, erfüllen. Wie viele von ihnen, die von ihrem Tschigemmi zu uns übertraten und die Russische Sprache nicht verstehen, mischen nicht neue Begriffe in ihren Schamanismus und Lamaismus und bleiben ohne allen Kultus!" Hier können wir ohne die mannichfaltigen und großen Schwierigkeiten, mit welchen die Missionare zu kämpfen haben, ausführlich vorzubringen, auf eine Hauptursache hindeuten, weshalb ihnen die Gründung einer christlichen Gemeinde noch nicht gelungen ist. Die Lamen erhalten täglich Proselyten vom Schamanismus, die Griechischen Priester nicht selten vom Schamanismus und Lamaismus, nur die evangelischen Heilsboten mußten mit Schmerzen auf Erfolg warten. Es ist leicht zu begreifen, warum? Jene verlangen keine innerliche Veränderung, keine Umwandlung des Herzens, keine Wiedergeburt, diese müssen eine solche begehren, wenn den Buriäten wahrhaft geholfen werden soll, und können doch durch ihre Kraft keine hervorbringen, weil sie von Gott allein in dem erschrockenen Sünder gewirkt wird. Ihnen ist die saure Arbeit aufgetragen, einen Urwald von Irrthümern abzuhauen, die tiefgehenden Wurzeln derselben auszuroden, den harten Boden umzugraben, und in Hoffnung den göttlichen Samen auszustreuen. Es ist ein wahrhaft christliches Werk, das die Missionare üben, in Geduld auf das Hervorkeimen des göttlichen Samens aus dem dunkeln Schoß der Erde zu warten, fortwährend verschmäht, gehaßt und gemieden eine unbesiegbare Liebe zu den armen Seelen, die ohne Christum verloren gehen, zu tragen, und durch standhafte Liebe mehr als durch Kunst und Wissenschaft zu siegen. Wie jämmerlich erscheint solchem christlichen Heldenmuthe gegenüber die kleinliche Tadelsucht der Reisenden, wie bedauernswürdig der Indifferentismus und die widerchristliche Gesinnung, wenn sie auch mit scharfer Beobachtungsgabe und vielseitiger wissenschaftlicher Ausbildung verbunden ist.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 17. Juni. № 48.

**Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich u. s. w. Zweite Auflage. Sulzbach, 1834.**

(Fortsetzung.)

So spaßhaft nun diese Erklärung für den ersten Augenblick scheinen mag, so ist es mir doch wahrlich ein voller Ernst damit. Wer fromme, aber wundersüchtige Leute nur einigermaßen kennt, der wird wenigstens ganz ähnliche Selbsttäuschungen in Menge an ihnen beobachten können. Welche Wunder z. B. die armen Adepten oft in ihren Tiegeln sehen, ist ja bekannt genug. Welche Schätze und Reichthümer sie oft schon in den Händen zu haben meinen — bis sie zuletzt mit all diesen Wundern als arme Schiffbrüchige im Spitale sterben, — ach! wem wäre die Hartnäckigkeit einer eingewurzelten Wundersucht wohl ganz unbekannt geblieben! Die Wundersucht ist dem Bandwurme gleich. Oft gehen 20—30 Ellen ab, aber der Kopf bleibt sitzen, und der Wurm wächst auf's Neue an.

Dasselbe gilt nun auch von den sympathischen Ohnmachten der armen Lerche, welche die Emmerich in ihrem Zimmer hatte. — Vielleicht ist ein solches Zusammentreffen wirklich einmal vorgekommen — sogleich macht man dann eine Regel und ein Mirakel daraus.

Dieses wäre also eine von den verschiedenen Möglichkeiten bei dieser Sache.

Ich will aber noch mehr zugeben. — Ich will es nicht entschieden bestreiten, daß auch die Thiere, z. B. Hunde, Pferde, Hausvögel, namentlich Störche und andere, ein Analogon des seelisch-magischen Ahnungsvermögens haben. — Die im ganzen Alterthum so sehr berühmte „Vögelschau" ist zu bedeutend und zu lange im Gebrauch gewesen, als daß man so ohne Weiteres die ganze Sache für ein bloßes leeres Nichts halten darf. — Mit Einem Worte: ich will denen nicht widersprechen, welche in den Thieren, namentlich in den genannten, einen Wiederschein der menschlich-seelischen Magie annehmen, wodurch auch sie für die Geisterwelt erregbar und eines gewissen magischen Rapports für manche Personen fähig sind. — Ich will also, selbst auf die Gefahr, auch meinerseits als wundersüchtig zu scheinen, die Möglichkeit zugeben, daß der ekstatische Zustand der Emmerich auf diese Thiere magnetisch-seelisch wirken konnte — daß letztere dadurch die gewöhnliche Scheu verloren, und mit ihr in solches sympathisches Verhältniß traten. — Ich will sogar zugeben, daß die zahme Lerche gewisse Personen, welche die kranke Nonne antipathisch erregten, mit Flattern und Hacken bezeichnet und verfolgt haben kann. In der That kommt es ja auch nicht darauf an, ob ein solches Mirakel mehr oder weniger in der Geschichte vorhanden ist. — Und was ist es nun, was für die Heiligkeit der Nonne, folglich auch für ihre Apotheose Römischer Irrthümer aus solchen Mirakeln gewonnen wird? — Das ganze Resultat, das daraus hervorgeht, wäre höchstens eine interessante psychologische Erscheinung, welche für die vergleichende Psychologie der Thiere von Bedeutung ist. *) Denn wahrlich, wäre in diesen Thieren etwas mehr als ein bloßer magnetischer Rapport zu der ekstatischen Nonne vorhanden gewesen, hätten sie sich wirklich nicht bloß von der sympathischen Nervensphäre derselben wohlthätig erregt gefühlt, hätten sie dieselbe wirklich als eine Heilige erkannt und anerkannt, — so gehörten ja auch diese heiligen Thiere in den Brüderkreis der Heiligen hinein. Allein in einen solchen Bund mit heiligen Lerchen einzutreten, würde ich für mein Theil großes Bedenken tragen.

### Zwischen-Betrachtungen des Verfassers.

So viel von diesen allerdings höchst interessanten Erscheinungen einer weitgeförderten Ekstase.

Ich komme jetzt auf den mystischen Exkurs, den der Verf. von dem Unterschied zwischen dem arbeitenden Gebet und der betenden Arbeit macht.

Eine gewöhnliche Erscheinung, so wie sie z. B. auch in dem Leben der armen Armelle vorkommt, ist die arbeitende Gebetsanalogie. Wenn z. B. die arme Armelle Fische schlachtete, so dachte sie daran, wie der Seelenmörder, der Teufel, die armen Seelen würgt u. s. w. — So hatte auch die Emmerich früher ihre Gebetsbetrachtungen an ihre oft schweren Feldarbeiten angeknüpft. Riß sie z. B. Nesseln und Unkraut aus dem Garten, so dachte sie betend an das Unkraut in der Kirche u. s. w. Diese Art geistlicher Unterhaltung ist, wie ich weiß, auch unter gläubigen Protestanten oft sehr gebräuchlich. Manche gehen gestissentlich darauf aus, an jeden einzelnen Nadelstich oder Hobelstoß eine besondere geistliche Betrachtung anzuknüpfen. Geht es mit dieser Arbeit nicht gut voran — so betrüben sie sich oft und meinen, sie seyen aus der Gnade gefallen. So redlich und treu nun solche liebe Seelen ihrem Heiland mögen ergeben seyn, so muß ich ihnen dennoch sagen, daß ich solche gesetzliche Übungen für bloße Anfänge des mit Christo in Gott verborgenen Lebens halte. — Es ist dieses in der That nichts Anderes, als das geistliche (meinetwegen auch mystische) ABC, oder höchstens ein gebrechliches Buchstabiren geistlicher Schüler und Schülerinnen. — So lange ein Schüler noch einzelne Buchstaben und Sylben sich mühsam in's Bewußtseyn bringen, dieselben einzeln

*) Eine Wissenschaft, die noch ihrer Entwickelung wartet.

aussprechen und unterscheiden muß — so lange geht es mit dem Lesen schlecht. — So auch geht es mit dem Notenlesen und Musiciren. — So lange man noch einzelne Töne und Tasten mit Bewußtseyn aufsuchen und zusammensetzen muß — so lange kommt immer noch eine gar gebrechliche Musik heraus. — Nur dann, wenn man, ohne sich einzelner Buchstaben, Sylben und Töne bewußt zu seyn, kühn und frei einen ganzen Satz überschauen, das Wort frisch aussprechen, oder wenn man einen harmonisch-melodischen Satz nach dem anderen ohne Unterbrechung im freien Takte hervorrufen kann — dann erst wird man seiner Bücher und seiner Noten recht froh, und nur dann erst geht ein rechtes Virtuosen- und Künstlerleben an. — Ein anderes Gleichniß entlehne ich von einer liebenden Braut. — Eine Braut, welche etwas mehr von der Liebe weiß, als es gewöhnlich der Fall ist, wird sich in ihrem ganzen Betragen besonnener und liebenswürdiger als eine andere benehmen können, welche das Geheimniß einer heiligen Brautliebe noch nicht versteht. — Die bloße fleischliche Verliebtheit hält sich ebenfalls bei gemeinen und kleinlichen Einzelnheiten auf. In den niederen seelischen und physischen Regionen leidenschaftlich aufgeregt, kann sie das große Ganze des Brautlebens nicht überblicken. Darum handelt sie oft so thöricht, darum versalzt sie die Suppe so oft und richtet in ihren Geschäften manchen Schaden an. — Eine Braut dagegen, welche ihre Aufgabe versteht,*) ist ganz anderer Art. Sie denkt immer an den Bräutigam, auch wenn sie einmal in einem Augenblicke ungewöhnlichen Arbeitsdranges nicht (wenigstens nicht so lebhaft) an ihn denkt. — So und nicht anders steht es auch mit der oft viel zu hoch gehaltenen geistlichen Betrachtung und Gebetsanalogie bei der Arbeit des Berufes. Wer es faßt, der fasse es.

Späterhin hatte sich aber im Gebetsleben der Emmerich diese Sache anders gestaltet. — „Früher wirkte sie (bei der Arbeit) ihr Gebet, jetzt betete sie ihr Wirken" wie der Verf. sehr schön und witzig sagt.

Was nun den geistlichen Werth dieses umgekehrten geistlichen Buchstabirens betrifft — so ist er an sich selbst ganz der vorigen geistlichen Übung gleich. Ich schweige also davon, weil ich mich für diejenigen, welche sich auf das Geheimniß und die Typik der Liebe ein wenig verstehen, deutlich genug glaube ausgesprochen zu haben. Nun aber kommt bei dieser letzten Gebetsarbeit der Emmerich noch das Mirakulose hinzu, welches eine besondere Beurtheilung erheischt. — Es war nämlich oft der Fall, daß sie bei ihren ekstatisch-geistlichen Feldarbeiten Dornen und Nesseln auszurotten bekam, eine Arbeit, welche ihr dann entzündete Hände, ja selbst Schwielen und Nesselbrandblasen an denselben erregte.

Zu Erklärung dieses Phänomens könnte es vielleicht hinreichend seyn anzunehmen, daß sie während der Ekstase auch äußerlich mit den Händen an der rauhen Wand herumgearbeitet hat. Wenigstens ist mir ein ähnlicher Fall bekannt, wo man einem

*) Diese Aufgabe besteht darin, in ihrer Liebe das Bild Christi und seiner Gemeinde darzustellen (Epheſ. 5, 32.).



zwölfjährigen Mädchen, das am Veitstanz litt, und mit ihren taktmäßigen Bewegungen an der Wand sich wehe that — Kissen unterlegen mußte. Die Annahme einer solchen äußerlichen Gestikulation an der Wand während der Ekstase, gehört also auch bei der Emmerich nicht bloß zu den Möglichkeiten, sondern sogar zu dem Wahrscheinlichen. In diesem Falle wären die entzündeten Hände und Brandblasen wohl zu erklären. Überhaupt erregen Nesseln keine eigentlichen Brandblasen, sondern eigenthümliche sogenannte Quaddeln, die von den Blasen sehr verschieden sind. Es wäre daher interessant gewesen, wenn ein Arzt untersucht hätte, ob hier keine Blasen, sondern wirkliche Quaddeln wären vorhanden gewesen?

Gesetzt aber auch, es hätten sich Spuren von wirklichem Nesselreiz an den Händen gezeigt — so hätten wir auch hier bloß ein ekstatisches Mirakel, und eine interessante psychologische Erscheinung mehr, die sich eben so leicht als die Erzeugung der Wundenmale und des Blutens, auf natürlichem Wege erklären läßt. Ich halte mich daher, um Wiederholungen zu vermeiden, hier nicht lange auf.

### Ekstatische Besuche und Reisen.

Die Emmerich machte bekanntlich, ohne ihr Bette zu verlassen, hin und wieder bei Kranken auch ekstatische Besuche. Eben so machte sie erst kleinere und dann immer größere ekstatische Reisen, besonders in das gelobte Land. Sie besuchte auf diese Weise Leute, die sie nie mit Augen sahe, und sandte denselben dann oft am anderen Tage eine Erquickung, welche die Kranken auch alsbald, als von ihr kommend, erkannten. —

Auch diese Erscheinung zu bezweifeln, finde ich keinen Grund. Daß Hellseher, so auch Scheintodte, sich oft viele Meilen weit versetzen, sich mit abwesenden Personen beschäftigen, sich auch in höherem oder niederem Grade, namentlich bei großen Gefahren, oder im Moment des Sterbens, ihnen empfindbar machen können, davon bin ich für meinen Theil überzeugt.*) Diese und ähnliche Mirakel sollten billig Niemanden heftiger als jede andere psychologisch merkwürdige Erscheinung überhaupt, in Bewegung setzen. So hoch und so gering sollte man alle solche Dinge anschlagen, und nicht allzu ängstlich in solchen Zugeständnissen an wundersüchtige Leute seyn. Man streite ihnen, was sie entweder selbst beobachtet, oder von ehrwürdigen und redlichen Leuten vernommen haben, nicht so hartnäckig ab. Nur dann erhebe man sich gegen sie, sobald sie anfangen, auf Kosten der biblischen Wunder, oder zum Schaden der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung, ihre werkheiligen Schlüsse zu ziehen. Nicht darin besteht der Aberglaube, daß man z. B. Geistererscheinungen, dämonische Einwirkungen in das diesseitige physische Leben, oder wohl gar schwarze Magie und Zauber für möglich und wirklich hält. O nein! Der Aberglaube liegt darin, daß man solche Erscheinungen entweder für göttliche χαρίσματα, für wahre Wunder

*) Das bekannte Doppeltsehen, welches, wie man sagt, den nahen Tod ankündigt, ist durchaus nichts Anderes als die Wirkung derselben seelisch-magischen Kraft.

hält, daß man sich dadurch die reine evangelische Heilslehre verfälschen läßt — oder daß man sich im mindesten vor ihnen fürchtet. Der Fürst dieser Welt soll mit allen seinen Lügen als wirklich vorhanden anerkannt, aber dann nicht bloß gefürchtet, sondern im Glauben an den Heiland getrost verachtet werden.

Auch unser Verfasser scheint auf die erwähnten ekstatischen freundnachbarlichen Besuche der Emmerich keinen besonderen Werth zu legen. Wenigstens gibt er uns noch eine Anekdote aus dem heiligen Augustin, welcher erzählt, daß zwei heidnische Philosophen sich auf eine ähnliche Weise wechselseitige Besuche gemacht, und einander philosophische Sätze erklärt haben. — Es sind daher auch ihm selbst dergleichen Erscheinungen, die sich auch bei Heiden finden, nicht nothwendig Gnadenzeichen einer besonderen kirchlichen Heiligkeit.

Bei dieser Gelegenheit nur noch ein Wort über die heilige Lidwina von Schiedam, welche auf einer solchen ekstatischen Reise ausglitt und sich den Fuß auch wirklich am Knöchel verrenkte. — Ist dieses eine Lüge oder nicht?

Ich wiederhole hier, was ich schon oben bemerkt habe: wundersüchtige Leute sehen eine Menge Mirakel, wo keine sind; sie sind also auch leichtgläubig, wenn ihnen Andere so etwas erzählen. Nur muß man einer gewissen Klasse von ihnen die gebührende Achtung nicht versagen, und sie des absichtlichen Betrugs nicht etwa beschuldigen wollen. Was also den verrenkten Knöchel betrifft, so kann ich natürlich nicht dafür stehen, inwiefern die Zeit und die Tradition eine vielleicht unbedeutende Verstauchung des Fußes an der unteren Bettlade allmählig in eine Verrenkung (luxatio) verwandelt hat. *) Nichts kann leichter vorkommen als eine Verstauchung des Fußes während einer heftigen Ekstase, oder auch nur während eines lebhaften Traumes. — Allein ich gebe noch mehr zu. Es kann sogar durch krampfhafte Anspannung der Unterschenkelmuskeln eine wirkliche Verrenkung des Fußes erfolgen. Freilich ist dieses im nicht ekstatischen Zustande unmöglich. Ein nicht Ekstatischer hat nicht Muskelkraft genug, um auch bei dem entschiedensten Willen seinen Fuß durch bloße Willensanstrengung aus dem Gelenke zu heben. Wohl aber mag dieses im ekstatischen Zustande möglich seyn, wo der Einfluß des Willens auf den Körper unverhältnißmäßig erhöht ist. Sehen wir doch bei anderen abnormen Zuständen ein Ähnliches. So sehen wir z. B. Wahnsinnige und Besessene **) die stärksten Fesseln oft mit Leichtigkeit zerreißen u. s. w.

Mit einem Worte: es ist möglich, daß die Seele, auf solch einer ekstatischen Reise begriffen, nicht bloß die Gegenstände derselben, sondern auch diejenigen Kräfte selbst darstellt und erregt, welche z. B. zur Verrenkung eines Gliedes nöthig sind. — Aber eins wundert mich doch, daß es den Reisenden in diesem Zustande so wenig darum zu thun ist, sich in solcher Bedrängniß selbst auch wieder Hülfe zu schaffen. — Wie leicht hätten sie z. B. das Haus eines Wundarztes ausfindig machen können, der dann den verrenkten Fuß eben so ekstatisch wieder eingerichtet hätte, wie er ausgefallen war! Eben so hätte ja auch die Emmerich leicht von einem Apotheker ein ekstatisches Wundsälbchen für die Brandblasen an ihren verwundeten Händen kaufen oder betteln können. — Warum thun dieses aber die reisenden Seelen nicht? Warum suchen sie in solchen ekstatischen Unglücksfällen weder Doktor noch Apotheker auf?

Antwort: Weil sie, außerhalb der rechtfertigenden Gnade stehend, vom Lügengeiste der Werkheiligkeit verblendet, solche Mirakel grade als die beste Ausbeute ihrer Irrfahrten betrachten.

(Schluß folgt.)

*) Chirurgisch genommen ist zwischen einer bloßen Verstauchung und einer Verrenkung ein großer Unterschied.

**) Über den Unterschied zwischen beiden kann an diesem Orte nicht die Rede seyn.



## Nachrichten.

### (Sibirien. Evangelische Mission in Selenginsk.)

(Schluß.)

Doch der Herr hat die Niedrigkeit seiner Diener angesehen. Mit Betrübniß würde ich diese Vertheidigung schließen, die ich bei der Sinnlichkeit der Menschen für unwirksam halten müßte, wenn ich nicht hinzusetzen könnte: Unsere Brüder haben angefangen zu siegen! Ein Lichtstrahl ist in die Buriätische Finsterniß gefallen, der äußerste Saum des Himmels färbt sich mit der Morgenröthe. Theilen wir die heilige Freude der Engel über die Bekehrung eines Sünders, so werden uns auch diese kleinen Anfänge nicht kalt lassen. Ich gebe einen Auszug aus dem Schreiben des Missionar Stallybraß zu Khodon vom 8. Mai 1834. „Ich hoffe, die Zeit ist endlich gekommen — die Zeit, nach welcher unsere Augen ausgesehen haben, bis sie fast erblindeten — in welcher Gott zum Vorschein bringt, daß die harten und frostigen Herzen der Buriäten für seinen heiligen Geist nicht unzugänglich sind. Das Werk der Gnade begann an meinen eigenen Kindern; drei derselben geben deutliche Beweise von wahrem Schmerz über die Sünde und von ernstlichem Verlangen nach dem Heil in Christo; ich sehe darin eine Erfüllung der unablässigen Gebete ihrer seligen Mutter. Aber die Gnade Gottes ist nicht auf meine Kinder beschränkt. Obgleich mein Glaube und meine Geduld vielfach geprüft worden ist, so habe ich mir doch nie einen Zweifel weder an der Kraft des Evangeliums noch an der Gewißheit des Erfolges, wo es im Glauben verkündigt wird, erlaubt. Oft zwar habe ich gezweifelt, ob ich diese Wirkungen jemals sehen würde; aber das hat mich nicht beunruhigt. Ich habe mit Überlegung und reifem Entschluß mein Gemüth darein ergeben, mein kurzes Leben im Dienste des Herrn zu opfern, wenn es der Wille des großen Gottes seyn sollte, und ihm das Übrige zu überlassen, zufrieden, hier ohne Lohn zu arbeiten, in der Überzeugung, daß die theure Saat nicht verloren seyn kann. Ja ich meine, mein Verlangen, in dem Werk geopfert zu werden, habe zugenommen, und meine Hoffnung und Zuversicht auf endlichen Erfolg sey in demselben Verhältniß, als die Jahre vergeblicher Erwartung sich häuften, gewachsen. Es gehört gewiß ein stärkerer Skepticismus dazu, als dessen der verhärtetste Ungläubige sich jemals rühmte, die Schrift zu glauben und doch zu bezweifeln, ob die ausdrückliche Absicht, in welcher sie geoffenbart ist, erfüllt werden soll, Jes. 55, 10—11. Inzwischen hat uns der Mangel an Erfolg die heilsame Lehre gegeben, daß es mit unserer Kraft nicht gethan ist und wir den Beistand des heiligen Geistes unumgänglich nöthig haben. Vier Buriätische Jünglinge neigen ihre Herzen dem Evangelium zu, der erste, Bardu, 17 Jahr alt, aus entfernter Gegend, welcher sich seit zwei Jahren im Seminar befindet,

sehr eifrig lernte und schon am Schluß des vorigen Jahres an der Wahrheit Freude hatte. Er hat um die Taufe gebeten und seine Standhaftigkeit im Glauben an Jesum Christum unter Vorwürfen, Schmähungen und Mißhandlungen von Seiten seiner Landsleute bewiesen. Der zweite, Shâgdur, ist seit fünf Jahren Lehrer am Seminar gewesen, hat anfangs dem Christenthum große Aufmerksamkeit geschenkt und manche tiefere Eindrücke bekommen, konnte sich aber nie zur völligen Hingabe des Herzens entschließen. Beim Tode meiner geliebten Frau schienen diese Gefühle wieder aufzuleben, aber noch einmal erwehrte er sich der inneren Überzeugung und kehrte sogar zum Götzendienst zurück, den er schon mehrere Jahre aufgegeben hatte. Aber vergebens kämpfte er gegen das aufgenommene Licht; eines Sonntags Abends kam er tief erschüttert zu mir und Thränenströme verhinderten ihn am Sprechen. Als er sich gefaßt hatte, sagte er: „„Das Wort Gottes macht alle Dinge offenbar; dieses Wort habe ich lange gehört; ich bin von seiner Wahrheit überzeugt worden, aber ich habe mich bemüht, meine Überzeugung zu verbergen und zu unterdrücken. Christus hat lange an meinem Herzen angeklopft und ich habe mich geweigert, ihn einzulassen; aber ich kann ihm nicht länger widerstehen. Was soll ich thun, daß ich selig werde?““ O diese Worte, welche die Angst seiner Seele verriethen, waren die süßesten Töne, die ich seit meiner Entfernung vom Vaterlande vernommen. Ich erwiderte ihm sogleich die Worte Pauli: Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du selig. „„Kann ich wirklich selig werden, wenn ich an den Herrn Jesus Christus glaube?““ — Ohne allen Zweifel! — „„So soll er von nun an mein einziger Herr und Heiland seyn!““ Meine Thränen anbetenden Dankens mischten sich unter seine Buß- und Freudenthränen. Sein Betragen ist seitdem höchst erfreulich gewesen. Gleich am folgenden Tage versammelte er seine Schüler um sich und bezeugte ihnen seinen Schmerz, daß er so oft ungöttlichem Zorne sich überlassen und sie ungebührlich ausgescholten habe; er ermahnte sie, ihren Zustand zu bedenken und betete mit ihnen. Den Tag darauf kamen sein Vater und seine Schwester, diese wurden durch seine Gespräche tief ergriffen. Er ließ durch sie seiner Frau und Schwester sagen, sie sollten sich, bis er komme, des Götzendienstes enthalten. Als er vom Besuche bei ihnen zurückkam, ergab sich, daß er seine Götzen verbrannt hatte. Dies war keine rasche That; es war auch kein Jesuitismus dabei. Schigemunis Idole sind hier noch nie so unsanft behandelt worden; es hat schon viel Rumor gemacht und wird ihm heftige Vorwürfe zuziehen. Von Natur ist Shâgdur sehr liebenswürdig und eher furchtsam und nachgiebig, aber in dieser That, allein, als ein junger Mann ohne Reichthum oder Einfluß, wider die Stimme und Meinung seines ganzen Volkes, ohne Beistand und Rath, zuerst dem Götzendienst abzusagen und seine Götzen zu vernichten, hat er eine Entschiedenheit, Kraft und Überzeugungstreue bewiesen, die ich nicht von ihm erwartet hätte. Als ich ihn fragte, warum er es gethan habe, antwortete er, was mich sehr an Hosea 14, 9. erinnerte: Da ich an den Herrn Jesum Christum glaube, was habe ich länger mit Götzen zu schaffen? Er ist jetzt 25 Jahr alt und wir hegen die Hoffnung von ihm, daß er berufen ist, nicht für sich allein den Himmel zu erlangen, sondern auch Andere dahin zu ziehen. Auch er hat die Taufe begehrt. — Der dritte ist Tekshi; dieser junge Mann lebte früher einige Zeit bei Herrn Swan als Abschreiber, und kam dann in der gleichen Eigenschaft zu mir. Oft war ich nahe daran, ihn wegen seines schlechten Betragens zu entlassen. Endlich hat doch



die Wahrheit sein Herz getroffen; er redet weniger als der vorige, aber er hat mehr stille Beweise wahrer Herzensänderung gegeben. Zuletzt zeigte sich auch in dem sechzehnjährigen Badma neues Leben. Dieser Knabe hat drei Jahre Unterricht genossen und sich öfter sehr empfänglich gezeigt. Die Rührungen waren immer ohne bleibenden Segen vorübergegangen. Letzthin wurde er aber durch eine Predigt Swan's so ergriffen, daß er laut zu weinen anfing, nachher bekannte, seine Sünden seyen so groß, daß er verloren gehen müsse, und hinzusetzte: Herr, rette mich! Seine Freunde hörten bald von seiner neuen Gesinnung; ein Bruder kam, um ihn von der Jüngerschaft Christi abzuhalten und ihm alle Verfolgungen und Leiden, denen er sich aussetze, vorzustellen. Seinen Vater warnte ich vor dem Versuch, den Sohn an der Errettung seiner Seele zu hindern und erhielt die unerwartete Antwort: „„Sein Leib ist mein, aber seine Seele ist Gottes; ich werde ihm in religiöser Hinsicht nichts in den Weg legen. Nachdem er drei Jahre hier gelebt hat, vermuthe ich, wird er mehr als ich von Religion wissen.““ So hat denn nach langer schmerzlicher Stille eine Bewegung begonnen. Ein Ruf ward vernommen und von Einem dem Anderen weiter gegeben; o möchte es sich als Gottes Werk und nicht als das unsrige erweisen! — Es sind jetzt mehr Zöglinge bei uns, als je gewesen sind, indem sich ihre Zahl auf funfzehn beläuft. Ihre Fortschritte und ihr Betragen machen uns viel Freude. Ihr Schulbuch ist das Neue Testament, oder vielmehr die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, die wir allein noch im Umlauf haben. Täglich werden Abschnitte daraus gelesen und auswendig gelernt; wir hoffen, daß diese Schätze des göttlichen Wortes, die sie sich sammeln, nicht ohne Segen für ihre Herzen bleiben werden.“

Wir wollen Ritter's eigene schöne Worte hier nicht anwenden (Asien II. S. 153.): „Es wäre mehr als Blindheit, vielmehr Vermessenheit, das Werk solcher ächten Apostel des Evangeliums, das durch alle Jahrhunderte hindurchgeht, zu tadeln,“ nachdem wir seine rechtmäßigen Forderungen an die Missionen, daß sie doch immer mit menschlicher Weisheit und der gewissenhaftesten Umsicht geführt werden müssen, als erfüllt nachgewiesen haben; aber darum wollen wir ihn dringend und wiederholt bitten, daß er die religiöse Gesinnung der Reisenden, von welchen er die Thatsachen entlehnt, berücksichtigend kritisch verfahre, und nicht bloß die Reisenden, sondern auch die Missionare höre. Ihre Berichte liegen aller Welt vor, man kann sich im Ganzen nicht über Mangel an Nachrichten beklagen; aber welcher Gelehrte kümmert sich um sie, wenn sie nicht in abgesonderten Schriften, wie Gützlaff's Tagebücher, erscheinen? Es ist hier besonders für Ethnographie ein noch verborgener Schatz zu heben, denn wer sollte bessere Gelegenheit haben, ein Volk gründlich kennen zu lernen, als der Missionar, der sich Jahre lang unter ihm aufhält und durch seine Botschaft an alle Saiten des Gemüths anschlägt? Aber freilich an die Quellen muß man gehen, denn fast alle unsere Deutschen Missionsblätter müssen nach ihrem nächsten Zwecke das Erbauliche hervorheben und das bloß Belehrende wegen Mangel an Raum ausscheiden. Auch das Baseler Missions-Magazin kann wegen der außerordentlichen Zunahme des Stoffs von allgemeineren Nachrichten nicht so viel aufnehmen, als wohl Mancher wünschen möchte. — Die beherzigenswerthen Aufforderungen Ritter's an die Missionen (Asien II. S. 153—54.) werden wir bei einer anderen Gelegenheit besprechen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 20. Juni. № 49.

Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich u. s. w. Zweite Auflage. Sulzbach, 1834.

(Schluß.)

### Vikarirende Krankheiten.

Die Geschichte berichtet uns von Krankheiten, welche die Emmerich Anderen abnahm, und dieselben zu deren Besten allein durchkämpfte.

Wir fragen hier billig zuerst: Ist es auch für Ekstatische möglich, Krankheiten auf sich selbst herüberzulenken, und an ihrer Stelle entweder die Heilung durchzukämpfen, oder doch das Leiden zu erleichtern?

Daß auch aus der Ferne eine dem Kranken wohlthuende Erleichterung von ekstatischen Personen ausgehen kann — davon bin ich meines Theils überzeugt. Eben so weiß ich, daß das anhaltende Magnetisiren und magische Einwirken auf Andere die Nerven ausleert, und sie allmählig durch ein sinnlich wahrnehmbares Ausströmen des ätherischen Stoffes beraubt, der sie gleich einer galvanischen und elektrischen Materie durchdringt. — Daß auf diese Weise Schwächung des Magnetiseurs eintreten kann, lehrt die Erfahrung. — Eben so weiß ich, daß unter gewissen Umständen die Kranken auch positiv auf den Magnetiseur zurückwirken und auf diese Weise Übelbefinden, ja selbst Erbrechen erregen können. Im letzteren Falle könnte aber nach den bisherigen Erfahrungen der Kranke nicht erleichtert werden. — Eine wahre Erleichterung durch die magische actio in distans kann nur dann geschehen, wenn ein positives Übergewicht von magnetischer Kraft auf den Kranken übergeht und denselben in eine gewisse Abhängigkeit versetzt. Sollte daher auf diese Weise wirklich eine bestimmte Krankheitsform von dem Kranken auf denjenigen übergehen können, der auf die angegebene Weise ekstatisch auf ihn einzuwirken sucht — so würde dieses doch nur zum Nachtheil beider Personen geschehen. Es wäre dieses eine durch die magische Berührung (durch die actio in distans) herbeigeführte Ansteckung zu nennen, wo man nun statt eines Kranken zweie bekommt. Ich muß also diese Erscheinung in dem ekstatischen Leben der Nonne für Täuschung erklären. Vielleicht hatte sie wirklich auf die angegebene Weise Krankheiten von Anderen auf sich herübergezogen. Ich läugne die Möglichkeit davon nicht ab. Allein ich kann nicht glauben, daß die fraglichen Kranken dadurch eine wesentliche Erleichterung erfahren hätten. Wohl kann es der Fall seyn, daß diejenigen, welche darum wußten, wenn die heilige Nonne für sie vikarirte, einige Zeit lang sich wirklich erleichtert fühlten. Wer es weiß, was der bloße Besuch eines Arztes einem Kranken oft längere oder kürzere Zeit für Erleichterung verschafft — der wird es wohl auch ganz begreiflich finden, daß alle diejenigen Kranken, welche sich dem Vikariat oder auch nur der Fürbitte der Nonne empfahlen, oft auffallend erleichtert wurden. Es geht dieses ganz natürlich zu. Diejenige Ansicht aber, welche der Vers. von der Sache hat, muß ich als Täuschung verwerfen. Auch können wir getrost annehmen, daß diejenigen Fälle, wo bei dergleichen Vikariatsversuchen die Kranken sammt der Emmerich noch kränker geworden sind, unbeachtet geblieben sind.

### Vikarirende Unarten und Sünden.

Bedeutender als dieses ist aber der in der That empörende Dünkel und die Unwissenheit der selbstgerechten Nonne, vermöge deren sie, die arme Sünderin, sich unterstand, fremde Sünden und Bosheiten auf ihre Seele und ihr Gewissen zu nehmen, und dieselben für Andere zu büßen und durchzukämpfen.

Hätte sie die Parabel von den zehn Jungfrauen gekannt und verstanden, so würde sie wohl begriffen haben, daß kein einziger Heiliger ein Tröpflein Öl zu verschenken, oder auch nur zu leihen hat, — hätte sie ihr eigenes Grundverderben besser erkannt, so würde sie mit dem Senfkörnlein des Glaubens und der Gnade auf eine ächt evangelisch-selbstsüchtige Weise besser gegeizt und gewuchert haben. — O! daß wir doch Alle in dieser Beziehung recht geizig wären, und weder durch Bekehrsucht oder gar durch vikarirende Büßungen unser Glaubensöl liederlich vergeudeten. — Ja was sollen wir zu solcher Vermessenheit und Thorheit sagen — wenn wir in der heiligen Schrift mit dürren Worten lesen (1 Petr. 4, 18.):

„daß der Gerechte kaum errettet wird?"

Dieser Theil in der Geschichte der Emmerich ist allzu ärgerlich, als daß ich ihn nicht etwas ausführlicher beleuchten sollte.

Die Erscheinungen der Schwärmerei und des Fanatismus sind nämlich ihrer moralischen Ursache und Wirkung nach zweierlei. In der einen verbindet sich zur Erzeugung von Schwärmereien der Hochmuth mit der Fleischeslust, bei der anderen ist es umgekehrt, wo sich die vorherrschende Fleischeslust mit dem Hochmuth paart. Während nun der vorwaltende schulkräftige Hochmuth eines Johann von Leiden sich wohl auch mit der Fleischeslust paaren und in dieser Verbindung namenlose Gräuel des Fanatismus erzeugen kann, so ist doch ein solcher Fanatismus erster Art von der anderen in seiner Äußerung ganz verschieden. Die schwärmerische Sucht, sich selbst zu peinigen, die fanatische Unersättlichkeit, sich selbst zu martern, hat in der Regel ihren nächsten Grund in tiefverborgener Fleischeslust. — Alle diejenigen

erweckten Seelen, in denen nicht der Hochmuth, sondern fleischliche Empfindsamkeit der erbsündliche Grundzug des alten Menschen ist, fallen in der Regel bei falscher unevangelischer Behandlung auf eine Art Heidenthum. Selbstpeinigungen halten sie für das geeignetste Versöhnungs- und Heilungsmittel für die Regungen des Fleisches, welche bei Zärtlingen, Schwächlingen und Kränklichen oft viel heftiger als bei gesunden und starken Leuten sind. Namentlich gilt dieses von solchen Unglücklichen, welche von heimlichen Sünden mehr oder weniger zerrüttet sind. Im Anfang haben es solche Büßende wohl allein mit sich und ihrer Sünde zu thun. Werden sie aber falsch behandelt — werden sie namentlich durch einflußreiche Personen um ihrer Gaben willen hochgestellt, so tritt bei allem Elend am Ende auch noch der Hochmuth als Trabant und Gehülfe mit auf den Plan. — Die Selbstpeinigungen, welche sich anfangs als Versöhnungsmittel bloß auf das eigene Verderben im Fleische bezogen und beschränkten, bekommen nun eine höhere Weihe. Sie werden nun auch für Andere verdienstlich und wirksam, und bekommen dadurch auch rückwirkend für die eigene Sünde einen doppelten Werth.

Mit Einem Worte: hat man es mit solchen Büßenden zu thun, welche ihre selbstsüchtigen Ideen nicht thatkräftig und gewaltig in's Leben einführen, sondern vielmehr als leidende Jammerbilder sich selbst zum Gegenstand schwärmerischer Mißhandlungen machen, so wird man nur dadurch etwas bei ihnen ausrichten, wenn man mit Vorsicht allmählig den erwähnten faulen Grund berührt. Ich fordere jeden Arzt, jeden Seelsorger und jeden Erzieher auf, daß er diese Bemerkung wohl im Auge halte. — Oft genug wird es sich dann zeigen, daß selbst bei denen, die sich der Sünde wider den heiligen Geist zeihen, die vielleicht gar schon mit Selbstmordgedanken umgehen, eine unglückliche Liebe oder doch ein ähnliches Leiden zum Grunde liegt.*)

Dasselbe gilt auch von der Nonne Emmerich. Ich kann nach einer vieljährigen Erfahrung auf diesem Gebiete der Seelenkunde durchaus nicht anders urtheilen, als wie es eben geschehen ist. — Die allmählige Steigerung ihrer Schwärmereien bis zu den abgeschmackten vikarirenden Büßungen hinauf, kann ich mir nur dadurch erklären, daß auch sie von Angst und Schrecken über das Verderben in ihrem Fleische ergriffen, und durch falsche Führung eigentlich methodisch fanatisirt, allmählig auf diesen geistlichen Höhen sich verlor. Was daher von diesen vikarirenden Sünden und Büßungen zu halten sey — liegt wohl klar genug zu Tage. Ihre wahrscheinlich oft stark genug sich äußernden hysterischen Unarten müssen nämlich nicht auf fremde, sondern ihre eigene Rechnung kommen.

O! wann wird doch die selige Zeit erscheinen, wo sich der Herr seiner Heerde selbst erbarmt! Wann wird doch das Blut der Versöhnung und der Reinigung von Sünden und das lebendig machende Wort der freien Gnade keiner einzigen Seele mehr vorenthalten werden, die, über ihr Verderben entsetzt und erschrocken, sich nach Erlösung aus dem Leibe dieses Todes sehnt! Die arme Nonne hat etwas von diesen Schrecken empfunden — sie hat es erfahren, daß das Gesetz geistlich ist, sie aber fleischlich war und unter die Sünde verkauft. — Aber ach! es war ihr der andere Theil des Gesetzes wenigstens zum Theil verdeckt geblieben, wovon Jesus Christus Zweck, Ziel und Ende ist.

Möchten nun alle diejenigen Seelen, welche sich vielleicht bei dieser letzten Betrachtung getroffen fühlen, zum Schluß noch einen guten Rath zu Herzen nehmen.

Es gibt zwei Extreme im praktisch-geistlichen Leben, welche beide gleich schädlich und gefährlich sind. Das ist erstens die Verschlossenheit, die Niemandem das Herz entdeckt, und dann zweitens die geistliche Hypochondrie, die jeden geistlichen Quacksalber zum Vertrauten macht, bald da bald dort bei Menschen Rath und Hülfe sucht, und niemals ernstlich zum Heiland selbst sich wendet. — Von letzterer kann ich hier nicht reden. Hier aber warne ich desto ernstlicher vor der Verschlossenheit. — Man verachte also die ächt evangelische Beichte nicht. Man entdecke sich einem vertrauten Bruder, einer Schwester.*) Verschlossenheit ist furchtbar, schädlich und gefährlich. Bekennet einander euer Elend, eure Sünden, betet für und mit einander (Jak. 5, 16.). Denn da ich es wollte verschweigen, da verschmachteten meine Gebeine.

Ehe ich nun weiter gehe, muß ich zuvor noch einen Einwand widerlegen, den mir die Verfechter solcher Werkheiligkeit möglicher Weise machen könnten.

Vielleicht berufen sie sich auf Col. 1, 24., wo der Apostel Paulus von gewissen Trübsalen spricht, die er für die noch schwache Gemeinde leiden und erstatten müsse.

Hier ist aber so wenig von moralischen Gebrechen, also von Unarten und Sünden, als von vikarirenden Krankheiten die Rede. Der Apostel spricht von den Verfolgungen, welche ein ächter Bekenner Christi oft von der Welt zu tragen hat, ein Leiden, welches bekanntlich dem Fleische ebenfalls wehe thut, und welches allerdings auch denjenigen zu Gute kommt, die nichts davon erfahren. Denn wohl ist es wahr, was Dr. Luther vom evangelischen Predigtamte sagt.

„Es ist ein schweres Amt, das Predigtamt. Denn das evangelische Predigen heißt im Grunde nichts anders als den Zorn der ganzen Hölle und des Sataus, nicht weniger auch der Gläubigen (wenigstens sehr vieler) und der Gewaltigen auf Erden auf sich lenken (derivare). Wahrlich, es ist ein gar gefährliches Geschäft, wenn man sich so vielen Zähnen des Satans aussetzen muß."

So lange es also noch Leute gibt, die nicht das Ihre suchen, im apostolischen Geiste nicht bloß christlich und rechtgläubig, son-

*) Einem aufmerksamen Seelenarzte wird es schwerlich entgehen, daß die meisten religiös scheinenden Seelenstörungen im Grunde erotischer Art sind, und daß der verliebte Wahnsinn viel weiter verbreitet ist, als man es meinen sollte.



*) Hiebei muß ich aber bemerken, daß in der Regel solche Beichten nicht zwischen beiden Geschlechtern statt finden dürfen. Die Schwester suche eine Schwester, der Bruder den Bruder auf, wenn kein kirchlicher Seelsorger vorhanden ist, dem die Schafe wirklich eigen sind.

dern auch so predigen und leben, daß etwas dadurch zu Stande kommt; — so lange es auf der anderen Seite auch noch Gläubige gibt, welche den evangelischen Zeugengeist noch nicht haben, und ihn also auch nicht beurtheilen können, so lange wird es auch allezeit nicht an Leuten fehlen, auf denen die Last der Gemeinden und die Sorge für dieselben vorzugsweise ruht. — Diese sind es dann, welche statt so vieler Schwachen den großen Kampf mit besonderer Kraft durchführen, und folglich auch als christliche Kreuzsoldaten für diejenigen etwas leiden und wagen, die bei dem Geräthe bleiben.*)

### Grabesöffnung und Leichenschau.

Sieben Wochen nach dem Begräbniß der Emmerich war das Grab und der Sarg geöffnet, und die Leiche in Gegenwart gerichtlicher Zeugen beschtigt worden.

Man fand es auffallend, daß gar keine Spur der Verwesung, ja nicht einmal ein Verwesungsgeruch an dem Leichnam bemerklich war. Der Erzähler bricht bei der Gelegenheit triumphirend in eine Art canonisirende Entzückung aus. — Ich aber muß hier abermals bescheiden protestiren. — Wohl glaube ich, daß die arme Seele ihren Heiland zuletzt noch mag gefunden haben. Aber wahrlich, dann ist auch sie noch wie ein Brand aus dem Feuer errettet worden! Was nun den unversehrten Zustand ihres Leichnams betrifft — so erklärt er sich aus ganz anderen Gründen, als diejenigen sind, welche der Berichterstatter ahnen läßt.

Die Emmerich hatte viele Jahre lang nichts als den Saft säuerlicher Früchte, und zwar in unerhört kleiner Portion, genossen. Fleisch oder Fleischbrühe war nicht mehr über ihre Zunge gekommen. — Begreiflicher Weise hatte sich bei solcher Hungerdiät das Fett im Zellgewebe allmählig fast ganz verzehrt. Die Muskelfibern waren ausgetrocknet. Der Zustand des Bluts und der Säftemasse war ebenfalls chemisch verändert worden. Der thierische Stickstoff, der, mit Wasserstoff und anderen Substanzen verbunden, während einer beginnenden Fäulniß den übeln Geruch erzeugt und die Auflösung beschleunigt, war nur in geringer Menge vorhanden. Daß solche Leichen, statt schnell zu faulen, allmählig mumienartig vertrocknen — dieses geht ganz natürlich zu. —

Und so möge sie denn, die liebe Nonne, sanft im Grabe ruhen, der barmherzige Heiland sich aber in Gnaden erbarmen. Er nehme sich als der gute Hirte aller Seelen gnädig an, die nach ihm allein, und nach keiner Kreatur aus der Tiefe ihres Sündenelends schmachten und seufzen. Er reiße sie aus dem Zauberkreise des Wahnes, und vergebe ihnen kraft seines Blutes alle Thorheiten und Sünden einer unverschuldeten Unwissenheit.

Herr Jesu, mein Heiland, erbarme dich, und bekenne dich zu der Wahrheit, die ich in diesem Augenblicke bezeuge, und sey du, o Herr! der gnädige, barmherzige, selig-, heilig- und herrlichmachende — für uns der erbarmende Richter zwischen Schaf und Schaf.

*) Freilich gilt dies nur im vollen Sinne für diejenigen, welche nicht nach eigenem, sondern nach Gottes Willen beim Geräthe bleiben, und ihre streitenden Brüder nicht verläugnen und verrathen.



## Nachrichten.

(England.) Die presbyterianischen Gemeinden beschäftigt seit einiger Zeit eine eigenthümliche Rechtsfrage. Im Jahre 1704 vermachte nämlich Lady Hewley den Presbyterianern ihre bedeutenden Güter in Yorkshire. Die Worte der Stiftung lauten: „Für arme, fromme Prediger des heiligen Evangeliums Christi" (for poor and godly preachers of Christ's Holy Gospel), für ihre Wittwen und Söhne. Die Presbyterianer besaßen diese reichen Vermächtnisse, die ihnen zur Zeit großer Noth zugefallen waren, als sie eben das Recht des öffentlichen Gottesdienstes wieder erlangt hatten, von da an unbestritten. Ihr Grundsatz völliger Isolirung der Gemeinden von einander setzte sie jedoch am ersten den Angriffen des Unglaubens und innerlicher Verderbniß aus. Mit der Zeit schlich sich in viele Gemeinden der Socinianismus ein, ohne ein Gegengewicht an einem geordneten Kirchenverbande und regelmäßiger kirchlicher Aufsicht zu finden, und zerstörte ihrer eine große Zahl, daß keine Spur von ihnen übrig blieb. Unter andern gelang es den Unitariern auch, die Stiftungen der Lady Hewley an sich zu bringen und das durch dieselben bestehende Manchester College zu York als Pflanzschule socinischer Prediger einzurichten. Als sich dieser traurige Zustand des Seminars deutlich zu Tage legte, erhoben sich die orthodoxen Presbyterianer und reklamirten die Stiftungen als ihr Eigenthum, aus welchem sie heimlich und listig verdrängt worden seyen. Während des Prozesses gab die unitarische Verbindung für Britannien und das Ausland (British and Foreign Unitarian Association) eine sogenannte verbesserte Übersetzung des Neuen Testaments heraus, worin, und besonders in den Anmerkungen und Erklärungen, der Unglaube unverholen gelehrt wurde. Da nun die Stiftungspfleger vor Gericht allerlei Ausflüchte suchten, um ihre reichen Besitzthümer nicht verlassen zu müssen, benutzte der Vice-Kanzler unter andern besonders diese „verbesserte Übersetzung," um zu beweisen, daß die jetzigen Pfleger als Mitglieder der unitarischen Verbindung nicht diejenigen seyen, für welche ursprünglich die Vermächtnisse bestimmt gewesen, nicht die „armen und frommen Prediger des heiligen Evangeliums Christi," und entschied daher, daß sie sogleich von der Verwaltung der Stiftungen entfernt werden sollten. Alle Partheien, außer der betroffenen, billigten des Kanzlers Entscheidung vollkommen. „Der Wille eines Erblassers," sagten sie, „muß gewissenhaft beobachtet werden; Lady Hewley glaubte, das leidet keinen Widerspruch, an den dreieinigen Gott; ihr Eigenthum hinterließ sie der Verwaltung rechtgläubiger Männer zu rechtgläubigen Zwecken; deshalb hat kein socinischer Pfleger weder einen gesetzlichen noch sittlichen Anspruch auf die Leitung ihrer Angelegenheiten. Wer die Richtigkeit dieses Grundes läugnet, bedarf zur Überzeugung wohl etwas mehr als Beweise." Allein die Unitarier sahen diesen Grund so wenig ein, als in ähnlichen Fällen unsere stets von Tugend schwatzenden Nationalisten. Es erschien bald „Eine Zuschrift an den Vice-Kanzler von England" (A Letter to the Vice-Chancellor of England, in reply to his Honour's Remarks relative to the British and Foreign Unitarian Association), worin der Verfasser, ein Herr Yates, die unitarische Verbindung wegen der sogenannten „verbesserten Übersetzung" zu rechtfertigen sucht. Dies geschieht dadurch, daß er behauptet, diese Übersetzung sey völlig gebaut auf Erzbischof Newcome's „Versuch einer Revision unserer Englischen Übersetzung der Griechischen Schrift" und ihr also den Schein der Orthodoxie zuwendet. Dieselbe Behauptung

sieht in der Vorrede der vierten Ausgabe des besprochenen Werkes mit gleicher Absicht. „Neun Zehntel," heißt es dort, „sind das Werk des weiland gelehrten und frommen Erzbischofs Newcome." Aber Orme hat in seiner Bibliotheca Biblica schon bemerkt, daß Newcome's Arbeit durch die sogenannte verbesserte Übersetzung der Unitarier wesentlich entstellt worden sey, denn sie sey in allen Stücken, die sich auf Christi Gottheit und die Versöhnung beziehen, streng orthodox. Es ist auch nachgewiesen, daß die Improved Version in fast achthundert Fällen von des Erzbischofs Übersetzung abgewichen ist, und wenn gleich die vierte Ausgabe versichert, sie sey zu völliger Übereinstimmung mit Griesbach's Text gebracht, so bleibt sie doch durch ihre schädlichen Anmerkungen und Erklärungen ein socinianisches Produkt. Eine Vergleichung des ersten Capitels im Evangelium Johannis und des ersten Capitels im Hebräerbrief erweist zur Genüge, daß Belsham's Arbeit mit Recht den Namen des socinianischen Neuen Testaments verdient. Neben diesen unredlichen Winkelzügen wird aber noch ein Kunstgriff angewendet, der auch bei unseren Nationalisten, so lange es ging, sehr in Gebrauch war. Die Unitarier nehmen die Miene an, als seyen sie die einzigen Gelehrten, Sprachkundigen, Kritiker; Yates weist auf Kenrick hin, den der Bischof von London für den geeignetsten Mann zur Revision und Herausgabe von Matthiä's Griechischer Grammatik erklärt habe; er behauptet, wenn die neuen Curatoren Lady Hewley's mit denjenigen Mitteln des Schriftstudiums in den Grundsprachen und mit dem Forschungsgeiste, der zu ihrer Zeit und seitdem immer den Englischen Presbyterianismus ausgezeichnet habe, junge Männer zum Predigtamte bilden lassen wollten, so würden sie fast gezwungen seyn, sie auf das Manchester College zu York zu schicken, welchem jetzt ein Herr Wellbeloved vorsteht. Unter anderm kommt auch die naive Versicherung vor, die nicht minder an Äußerungen unserer Neologen über die Reformatoren erinnert: wenn Lady Hewley jetzt lebte, so würde sie zur Unitarian Association gehören. Diese Englischen Unitarier sind, wie man sieht, die wohlgerathenen Söhne der Deutschen Neologen. Aber in England ist in einem großen Theile des Volks das sittliche Gefühl lebhafter als bei uns. Je mehr die Socinianer sich rührten, desto mehr entschied sich die allgemeine Meinung gegen sie. „Man hält sie nach dem gesunden Menschenverstande," sagt ein Journal, „für ungeeignet, an den Stiftungen einer Frau, die im Leben und im Tode ihren festen Glauben an die Heilslehren vom Kreuze bekannte, Antheil zu haben. So stark ist unsere moralische Überzeugung in dieser Hinsicht, daß tausend Entscheidungen, welche der gesunden des Vice-Kanzlers widersprächen, unser Urtheil und unser Gewissen nicht verrücken könnten — von der klaren und wohlerwogenen Meinung, daß Unitarier es der gemeinen Rechtschaffenheit schuldig sind, alle religiösen Stiftungen und alle Gaben überhaupt, die nicht ursprünglich für unitarische Zwecke vermacht worden sind, herauszugeben. Wenn sie daher zu unserem Maaßstabe der Gewissenhaftigkeit gelangen, so werden sie sich selbst eines großen Theils alles Eigenthums, welches sie jetzt mit Verletzung aller Gesetze und Gerechtigkeit inne haben, entäußern müssen." Gegen die oben angeführte „Zuschrift" erschien von Robert Halley, Professer der Philologie am presbyterianischen Highbury College, ein Schriftchen unter dem Titel: Die verbesserte Übersetzung wirklich zum Glaubensbekenntniß bestimmt (The Improved Version truly designated a Creed. A Letter to the Rev. James Yates, M. A., Secretary of the British and



Foreign Unitarian Association). Der Inhalt ist deutlich durch den Titel bezeichnet; es wird gründlich nachgewiesen, daß trotz jener Behauptung, die Übersetzung stimme jetzt völlig mit dem Griesbachschen Text überein, das Ganze nichts anders als eine Bekenntnißschrift sey und Herr Yates mit seinen Freunden die Thatsachen aus Unkenntniß, oder, was schlimmer wäre, absichtlich entstellt habe. Da es nun den Unitariern unmöglich war, sich ferner in mystischem Dunkel zu halten und die Wahrheit zu verhehlen, schlugen sie einen anderen, feineren Weg ein. In einer Schrift: Geschichte, Lehre und gegenwärtige gesetzliche Lage der Englischen Presbyterianer (The history, opinions and present legal position of the english Presbyterians, published under the direction of the english *presbyterian association*) geben sie erstlich den Namen Unitarian Association auf und nehmen dafür den einer Presbyterian Association an. Die Aufgabe des Buchs ist aber vorzüglich, die Gleichheit der ehemaligen und jetzigen Presbyterianer zu erweisen. Dies wird nun daraus erwiesen, daß das Princip der Presbyterianer, die Schrift mit Verwerfung jedes Symbols allein als Glaubensnorm anzuerkennen, heute noch ganz dasselbe wie damals sey. Es könne also durchaus das Festhalten an Dogmen, wie Dreieinigkeit und Erbsünde, nicht als das unterscheidende Kennzeichen der Presbyterianer betrachtet werden, sondern nur das Princip von dem normativen Ansehen der Schrift. Aus dem Leben der Stifterin sucht sodann der Verfasser nachzuweisen, daß sie nur mit Presbyterianern in diesem Sinne Umgang gehabt und durch die Ausdrücke der Stiftungsurkunde nur solche bezeichnet habe. So steht jetzt die Sache; vom Vice-Kanzler ist noch die Berufung zum Lord Hoch-Kanzler des Kanzleigerichts offen. Man kann nicht läugnen, daß das Verfahren der Socinianer in dieser Schrift sehr klug ist; denn von juridischer Seite möchten sie schwerlich anzugreifen seyn und über sittliche Argumente setzen sie sich weg. Zugleich aber können die Dissenter, wenn sie so oberflächlich sind, die innere Nothwendigkeit eines gemeinsamen Glaubensbekenntnisses nicht zu erkennen, aus dieser Geschichte die Lehre ziehen, daß die klar ausgesprochene Gesinnung einer christlichen Gemeinschaft auch in irdischen Dingen heilsam ist. Mögen sich immer auch bei feststehenden Symbolen die Ungläubigen eindrängen, so werden sie doch, wenn sie anders nicht heucheln, als Eindringlinge erwiesen werden können, und wer sich fest und treu an das geltende Symbol hält, wird auch von seindseligen Rationalisten nicht angetastet werden können, so lange das Recht noch seinen Lauf hat. Trotz des ungeheuren Verfalls der christlichen Kirchen in Deutschland bleiben doch die Symbole, da sie fast überall noch in Kraft bestehen, ein von den Vätern ererbter Segen, der nicht fruchtlos ist, für die Ungläubigen ein beständiger Stein des Anstoßes, für die Gläubigen das Siegespanier, um welches sie sich, erbaut auf das Wort des lebendigen Gottes, von neuem sammeln und unter dessen Schatten sie Kraft zum Streite mit der Finsterniß gewinnen. Es könnte der Kirche keine schwerere Wunde versetzt werden, als wenn es den Ungläubigen gelänge, die rechtlich noch anerkannten Bekenntnißschriften abzuschaffen, was unter manchem Vorwande versucht wird. Auch die Union der beiden Schwesterkirchen müßte entschieden verworfen werden, wenn die Absicht damit verbunden wäre, die beiderseitigen Symbole außer Kraft zu setzen, ehe eine gemeinschaftliche eben so klar, einfach und wahr klingende Bekenntnißschrift mit Aller Zustimmung an die Stelle getreten wäre.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 24. Juni. № 50.

## Mittheilungen aus dem Reiche.

### Der Grundstein.

Als der alte Jeremias Flatt, Schullehrer in Stuttgart, von welchem ich in meinen früheren Mittheilungen Mehreres erzählt habe, auf dem Sterbebette lag, sprach ein hereintretender Freund zu ihm: „Ich wünsche Ihnen den Frieden Gottes." Der Sterbende öffnete die geschlossenen Augen, deutete auf seine Brust und antwortete mit unbeschreiblicher Freundlichkeit: „Dieser Friede ist hier." Man sang ihm ein Lied, dann las ihm ein Freund die beiden letzten Capitel der Offenbarung Johannis vor. Als dieser zu den Worten des 20sten Verses des letzten Capitels kam, sprach der Sterbende selber: „Ja ich komme bald," und fügte sein letztes „Amen" hinzu, denn mit diesem Worte entschlief er.

So waltete über den letzten Augenblicken jenes theuren Mannes derselbe Frieden, der über seinem ganzen Leben gewaltet hatte. Ein Freund, dessen schriftlichen Erzählungen ich meine erste Bekanntschaft mit dem lieben Flatt verdanke, erfuhr öfters, ja jedesmal, so oft er dem damals 78jährigen Greise, „dessen Kraft nicht verfallen war, dessen Augen nicht dunkel worden," sich nahete, wie sich auch ihm, in seiner noch etwas unruhigen Geschäftigkeit, ein unbeschreibliches Gefühl der inneren Ruhe mittheilte. — Woher kam aber dieser Frieden, diese selige Stille in die Seele eines Mannes, der von seiner Jugend an bis zu seinem Ende von so vielen Geschäften umringt und überhäuft, von vielen Seiten geplagt und — bald von den Eltern, bald von den Kindern — bestürmt war? — Flatt, so sagt mir mein lieber, nun auch hinübergegangener Freund, blieb deswegen bei all' seinem Thun so still und ruhig, weil er's nicht selber that; bei all' seinen häuslichen Sorgen so unbesorgt, weil er's nicht selber sorgte; vor Allem aber im Angesicht des ewigen Gerichts so selig heiter, weil er's nicht selber war, der die Gerechtigkeit verschaffen mußte.

Über diesen letzteren Kern- und Angelpunkt des wahrhaft christlichen, evangelischen Glaubens, hat sich der alte Jeremias Flatt öfters auf eine Weise geäußert, die mich an eine Anekdote aus dem Leben des seligen James Hervey erinnert, welche zwar bereits auch in Deutscher Sprache besser erzählt ist, als ich sie erzählen kann, die ich aber dennoch, weil sie mir gar so lieb ist, noch einmal nacherzähle.

James Hervey (geb. 1713, gest. 1758), zuletzt Dekan (Rektor) zu Weston Flaval in England, war in seinen jüngeren Jahren ein Hülfsprediger auf dem Lande, der selber weder die rechte Hülfe, noch das rechte Land kannte, durch welche und nach welchem die Pilgerreise des Christen auf Erden vor sich geht. Ihm war Christus noch ein Lehrer der geistlichen Rechtskunde, nicht der, welcher rechtfertigt, nicht der, welcher allein uns gerecht machet vor Gott. Mit eigenen, ausgestreckten Armen glaubte er, der redlich meinende Mann, die Last tragen zu können und zu müssen, die ja allein so sanft und sicher auf einem Stamme ruhet, an welchem die Arme dessen ausgespannt waren, der alle Dinge träget mit seinem kräftigen Worte. — James Hervey, der Hülfsprediger, war kränklich; der Arzt räth ihm, zur Linderung der Leiden seiner Brust, er solle öfters den Anshauch der frisch aufgegrabenen Erde einathmen. In Befolgung dieses Rathes hält er sich einige Zeit zu einem Ackersmann, der zwar in seinem Pfarrdorfe wohnte, gewöhnlich aber nicht da, sondern in Northhampton zur Kirche ging, wo um jene Zeit der selige Philipp Doddridge einfältig und lauter die Lehre von der Gnade verkündete. Eines Tages fragt Hervey den alten Ackersmann, von welchem er wußte, daß er ein Mensch „von ernster Gesinnung sey," sagt mir, was meinet Ihr wohl, daß das Schwerste in der Religion sey? — Der Bauer antwortet: „Ich bin ein armer, ungelehrter Mann, und Sie, mein Herr! sind ein Geistlicher; ich bitte Sie, erlauben Sie mir, daß ich lieber Sie darum fragen dürfe." — „Nun dann," sagt Hervey, „ich denke, das Schwerste in der Religion ist es, sein eigenes sündliches Selbst zu verläugnen und hiedurch nachzukommen der feierlichen Ermahnung unseres Herrn: Wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst. Eine solche Selbstverläugnung bestehet nicht bloß in der Enthaltung von der äußeren That der Sünde, sondern von jeder Beistimmung, jeder Beschäftigung mit bösen Gedanken; wir müssen auslöschen in uns jeden Funken eines unordentlichen Verlangens." — Hervey hatte, wie er selber späterhin sich ausdrückte, noch Einiges in's Blaue hineingesprochen, da antwortet der alte Ackersmann: „Ich meine, die Ermahnung unseres Herrn, sich selber zu verläugnen, besagt noch etwas Anderes, Hochwichtiges, welches das Schwerste in der Religion ist: die Verläugnung unseres eigenen tugendlichen Selbst. Sie wissen, mein Herr, ich komme nicht in Ihre Predigten, sondern ich gehe jeden Sonntag mit den Meinigen nach Northhampton, um den Doktor Doddridge zu hören. Wir stehen zeitig am Morgen auf; ehe wir fortgehen, beten wir mit einander, und ich freue mich dabei auf dem Wege, hin und wieder zurück, freue ich mich; wir hören die Predigt und gehen zum Tische des Herrn und ich freue mich; beim Nachhausekommen lesen wir in der heiligen Schrift, beten mit einander und freuen uns, — und dennoch befinde ich bis zu diesem Augenblick das als das schwerste Ding: das tugendliche Selbst zu verläugnen; ich meine, abzulegen alles Vertrauen auf unsere eigene Kraft und eigene Gerechtigkeit, nicht zu glauben, daß wir durch

die eigene Kraft heilig, noch durch die eigene Gerechtigkeit vor Gott gerechfertigt werden."

Als Hervey später dieses Gespräch mit dem Ackersmann einem seiner Freunde erzählte, fügte er hinzu: „Die Gerechtigkeit Christi, die Rechtfertigung des Menschen allein durch Christum, war mir damals ein Vernunftgränel; ich sah den Mann an, ganz erstaunt darüber, wie bei so viel sonstigem Verstande und selbst Frömmigkeit, eine solche Verkehrtheit der Begriffe in ihm seyn könne; mit einem Worte, ich hielt ihn, bei allen seinen etwaigen guten Eigenschaften, für einen alten Narren. — Seitdem habe ich aber besser einsehen lernen, wer jenes Mal der Narr war: nicht der weise, unter den Erfahrungen von Gnade grau gewordene Christ, sondern der hochmüthige James Hervey, welcher jetzt aber auch einsieht, daß Sinn, Gründlichkeit und Wahrheit in den Äußerungen des alten Ackermanns waren."

Ja, der alte Bauer hatte wohl recht: es ist das Schwerste, aber auch das Höchste, Heilsamste; das innig Nöthige und für Zeit und Ewigkeit Hülfreiche: „zu verläugnen das eigene, tugendliche Selbst." — Warum sollte denn das so gar schwer seyn, zu begreifen, daß das Wunder der Wiedergeburt, das Wunder der Ausgeburt der Menschenseele in das ewige Leben, das aus Gott ist, nur auf eine ähnliche Weise geschehen könne, als die Geburt des leiblichen Menschen in das zeitliche Leben? — Sobald, durch ein Wunder der göttlichen Schöpferkraft, der Keim eines neuen Menschenlebens dem Leibe der Mutter übergeben ist, muß die Mutter für den Keim athmen, für ihn Nahrung nehmen. Wollte und könnte die ungeborene Frucht aus eigener Macht athmen, aus eigener Macht Nahrung nehmen, so würde sie, von diesem Augenblicke an, als eine unzeitige Geburt verkümmern und verderben.

Der alte Flatt hatte es erfahren, daß auch uns das Wachsen, das Erstarken des inneren Menschen, des Menschen der Ewigkeit, nicht durch eigenes Ringen und Bewegen, sondern lauter und allein durch den komme, der für uns gemacht ist zur Gerechtigkeit. Er sagte öfters: „Ich will in dieser Zeitlichkeit, bis in die Ewigkeit, nichts als Gnade." Darum, weil er Alles durch den that, der ihn mächtig machte, durch Christus, dem er sich in jedem Augenblick ganz, so wie er eben war, dahingab, vermochte der Mann so viel. In Würtemberg reift in diesem Augenblicke, Gott Lob, noch manche Ähre der Erndte der seligen Ewigkeit entgegen, zu welcher Flatt, in Gottes Kraft, das Samenkorn ausgestreut hat. — Als Flatt gestorben war, zeigte sich eine Bewegung in Stuttgart, die durch alle Stände, durch Seelen der verschiedensten inneren Richtung ging. Viele, von denen man dies nicht erwartet hätte, rechneten es sich zu einer Art von Ehre, sich an das Leichenbegängniß dieses Mannes anzuschließen, „der doch einmal ein Wahrer, wie er seyn sollte, gewesen sey." Die Schaar der Kinder, denen er eben noch Lehrer gewesen, legte sich bitterlich weinend an das Grab, und bei den Thränen der Kleinen wachte auch in den Großen und Alten manche Thräne der Dankbarkeit und Liebe auf, dafür daß er, dessen Leib man da einsenkte, ihnen einst treuer Führer zum Leben, späterhin Freund, Rathgeber, Friedensstifter des Hauses



gewesen war. Ja, sie fühlten Alle mit, was das Lied „Selig sind des Himmelserben" sagen wollte, das nach der Beerdigung bei der Leichenpredigt in der Stiftskirche gesungen wurde.

Einer wurde gefragt, ob er mit einem Worte den ganzen Inbegriff des sogenannten evangelischen Glaubens aussprechen könne? Er antwortete „Gnade." Denn, fügte er hinzu, wenn ich gefragt würde, was mir in meinem ganzen Christenleben allein die Kraft zum Überwinden der Lüste des Fleisches und der Gewalt des Satans gegeben habe; was mein Trost, mein Friede, mein Ankergrund für Zeit und Ewigkeit gewesen sey, so ist es die Lehre, „daß wir nicht durch Verdienst der Werke, nicht aus eigener Gerechtigkeit, sondern lauter und allein aus Gnaden, durch die Kraft Jesu Christi heilig, gerechtfertigt und selig werden." Auf diesem Grund der Gnade ruhet die Kirche des Herrn unerschütterlich fest seit der Apostelzeit, und das vornehmlichste Verdienst und Hauptwerk der Reformation ist es gewesen, daß durch sie dieser Grund wieder vom Schlamm der selbstgemachten Gerechtigkeit und Menschensatzungen gereinigt wurde. Gott helfe uns Allen bei diesem Grunde bleiben, denn er allein steht fest; vieles Andere ist Nebenwerk und Holzgerüst, das der Felsen wohl entbehren kann ohne einzustürzen.

## Nachrichten.

(Straßburg.) Merkwürdig ist der Streit, der sich hier zwischen dem Bischof Jean-François-Marie (le Pappe de Trevern) und dem rühmlich bekannten Abbé Bautain erhoben, und die Art, wie der Römische Stuhl sich dazu verhalten hat. Bautain, Professor an der Universität und Prediger am Münster, und mehrere durch ihn gebildete Schüler, hatten den Unterricht am kleinen Seminar unentgeldlich mit dem besten Erfolge gegeben, bis man Verdacht gegen die philosophischen Lehrvorträge des Abbé schöpfte. Jedermann wird meinen, daß Bautain die Offenbarung hintangesetzt und die Vernunft zur Quelle der Erkenntniß und zum Prüfstein der Offenbarung gemacht habe? Weit gefehlt! Er gründet alle wahre Erkenntniß auf den Glauben. Das gefiel dem Bischof nicht, welcher sich viel Mühe gab, den Professer eines Besseren zu belehren, und als es nicht gelang, ihn mit sämmtlichen Lehrern des Amtes am kleinen Seminar entsetzte. In einem Hirtenbriefe vom 15. September v. J.: Avertissement sur l'enseignement de M. Bautain, prêtre de nôtre diocèse et prof. de phil. à l'acad. de Strasbourg, erzählt der Bischof den ganzen Hergang. Der Streitpunkt geht aus den sechs Fragen hervor, welche er dem Professor vorlegte: 1. Muß nicht in den religiösen Grundwahrheiten das Verständniß dem Glauben vorangehen? 2. Sind Vernunftschlüsse zum bestimmten Erweis von dem Daseyn des Schöpfers und seinen unendlichen Eigenschaften hinreichend? 3. Wird nicht die mosaische Offenbarung durch die mündliche und schriftliche Überlieferung der Synagoge und des Christenthums einlenchtend bewiesen? 4. Ist der aus den Wundern Jesu entnommene Beweis für den Glauben an die christliche Offenbarung, der für den Augenzeugen derselben so eindringlich war, für die Nachwelt unkräftig geworden? 5. Kann man von einem Ungläubigen erwarten, daß er die Auferstehung unseres göttlichen Erlösers annehme, ehe man ihm die sicheren Beweise dafür gegeben? und sind diese Beweise nicht aus Vernunftschlüssen hergeleitet? 6. Bleibt der Vernunft, so schwach und verdunkelt sie auch durch die Erbsünde geworden seyn mag, nicht noch Klarheit und Kraft genug, um uns mit Sicherheit

zum Glauben an den lebendigen Gott und an die den Juden durch Moses, den Christen durch unseren anbetungswürdigen Gottmenschen gegebene Offenbarung zu führen? — Man erkennt hier klar den Mann, welcher in der Schule der Skotisten und der Vordermänner des Tridentinum seinen Kurs gemacht hat; die Antworten des Abbé sind dagegen nach dem obersten Grundsatz des Augustinus abgefaßt: fides praecedit intellectum, ruhend auf dem Grund der Apostel und Propheten, der auf dem Tridentinum durch Priesterbeschluß erschüttert werden sollte, an dem sie sich aber den Kopf zerstoßen haben und immerdar zerstoßen werden. „Bei wahren Christen ist das erste der Glaube," antwortet Bautain. Aber der Bischof übt nicht die Klugheit der Tridentiner, dieser Überzeugung noch einen Winkel zu lassen, sondern er verwirft sie als unrömisch mit großer Consequenz. Eine Antwort von Paul Rochette, Bruder des gelehrten Raoul Rochette: Lettre à Mgr. l'évêque de Strasbourg, greift den Bischof vom christlichen Standpunkte aus mit Geist und Beredsamkeit an, aber sie ist in der naiven Ansicht befangen, daß Bautain's Lehre Römisch sey und des Bischofs Lehre auf protestantischen Principien ruhe. Rationalistisch ist die Lehre der Römischen Kirche, des Bischofs von Straßburg und leider der meisten Lehrer der Protestantischen Kirche. Aber die Protestantische Kirche ist wesentlich Augustinisch und Katholisch. Bautain lese die Bekenntnißschriften der Deutschen und Schweizerischen Reformatoren. Seine Lehre vom Glauben ist es, welche die Ausscheidung von der Römischen Kirche bewirkt hat, so wie sie ihm jetzt dieselben Verfolgungen zuzieht, die über die Jansenisten gekommen sind. Zwischen ihm und dem Romanismus ist, so lange er in dieser Wahrheit bleibt, keine Versöhnung möglich, aber wenn er consequent und furchtlos auf dem biblischen Wege fortgeht, Trennung nothwendig. Er hat freilich eine gefallene Klerisei und eine abtrünnige Kirche des Protestantismus vor Augen, die nun nichts besser, sondern schlechter ist als die Römische; aber thue er was er wolle, wenn er nur in der Wahrheit bleibt. — Der Bischof klagte seines Priesters Störrigkeit dem Papste. Was hat der Papst gethan, der bekanntlich nicht gerne Kohlen aus dem Feuer holt? Es handelt sich hier nur von einem ohnmächtigen Priesterlein und seinem geringen Anhang, da bedarf es keiner Zurückhaltung. Das päpstliche Breve lautet: „Unserem ehrwürdigen Bruder Jean-François-Marie, Bischof von Straßburg, Gregor XVI. Ehrwürdiger Bruder, apostolischen Gruß und Segen! — Wir haben mit dem Ausdruck Ihrer gänzlichen Ergebung an uns ein Exemplar des Hirtenbriefes empfangen, durch den Sie, ehrwürdiger Bruder, der Geistlichkeit und dem Volke Ihres Sprengels die Nachricht von der Gefährlichkeit gewisser Meinungen, die der Priester Bautain mit etlichen Anhängern zu behaupten fortfährt, glaubten geben zu müssen. Halten Sie sich versichert, daß wir unseres Theiles die lebhafte Beunruhigung, von der wir Sie hierüber durchdrungen sehen, theilen. Jedoch hegen wir eine tröstliche Hoffnung, daß es Ihnen nämlich endlich gelingen werde, mit der Hülfe des Himmels diese Priester zum Sinn der anerkannten Kirchenlehrer zurückzubringen. Darum werden wir nicht unterlassen, mit demüthigem Herzen unsere Gebete und unser Flehen zum Vater des Lichts und der Barmherzigkeit zu erheben. Übrigens haben wir Ihnen nur Lob zu ertheilen, ehrwürdiger Bruder, der Sie die Verpflichtung so wohl empfunden haben, eine solche Sache unserem Urtheile zu übergeben; zweifeln Sie daher nicht an unserem besonderen Wohlwollen und an unserer Verbundenheit, deren wir Sie gerne versichern. Als Unterpfand dieser Gesinnung fügen wir von ganzem Herzen unseren apostolischen Segen für Sie, ehrwürdiger Bruder, so wie für Ihre Geistlichkeit und die Gläubigen unter Ihrem Hirtenstabe bei. Rom, zu St. Peter, den 20. December 1834. Unseres Papstthums im vierten Jahr. (gez.) Gregor XVI." Wer erkennt hier



nicht die Römische Klugheit, welche, wie immer, entscheidet und nicht entscheidet! Wer sind die approbirten Kirchenlehrer, auf die sich Gregor beruft? In welcher Bulle sind diese heimlich gehaltenen Männer, die Rhadamante des Glaubens, geoffenbart? Wird Bautain bei diesem Brief erschrocken seyn? Wohl kaum! Herr Dr. Möhler, bei dem wir, hätten wir's nicht gewußt, mit dürren Worten lesen konnten, daß der Romanismus den Rationalismus in sich habe, muß doch den Abbé Bautain nicht für so gar schwarz halten. Denn die katholisch-theologische Fakultät zu Tübingen hat ihm ehrerbietig den theologischen Doktorhut übersendet und ihr Dekan hat folgenden Brief hinzugefügt: „Die Fakultät, in Erwägung Ihrer verdienstlichen wissenschaftlichen Arbeiten und Ihres edlen Bestrebens, in Ihrem Vaterlande eine theologische Methode zu gründen und zu verbreiten, welche den Bedürfnissen der Zeit besser entspricht, hat mich beauftragt, Ihnen den Grad eines Doktors der Theologie, worüber ich Ihnen das Diplom durch Gegenwärtiges zustelle, zu ertheilen. Indem ich Sie bitte, meine herzlichen Glückwünsche bei dieser Gelegenheit zu empfangen, erlaube ich mir zugleich den Wunsch auszudrücken, daß dieses ehrenvolle Zeugniß Ihnen zum neuen Antrieb und zur Ermunterung werde, in Ihren lobenswerthen Bemühungen zu beharren."

Herr Dr. Möhler und die katholisch-theologische Fakultät in Tübingen loben, was der Bischof und der Papst tadeln; die ersteren setzen ihm den Doktorhut auf, die anderen setzen ihn vom Doktorstuhl ab; die ersteren ermahnen, zu beharren, die anderen drängen, zu bereuen. Das Capitel über das Papstthum in Herrn Dr. Möhler's Symbolik hat so viel Lücken und Blanken, daß wir nicht zweifeln, er werde hier einen passenden Ausweg finden und einen geschickten Rückzug zur Einheit der Kirche einzuschlagen wissen.

---

(Neufchatel.) Seit dem September des verflossenen Jahres wurde das Evangelium in diesem Kanton durch einen Schriftenhändler verbreitet und der erstaunliche Erfolg bewies, wie viel unbefriedigtes Bedürfniß vorhanden gewesen war. Von Ort zu Ort bildeten sich regelmäßige Versammlungen zur gemeinschaftlichen Erbauung, die monatlichen Missionsstunden vermehrten sich, viele Anzeigen einer religiösen Erweckung kamen zum Vorschein und auffallende Bekehrungen zeugten vom göttlichen Segen. Die Regierung von Neufchatel hat durch einen Befehl vom 23. Januar den Diener des Herrn, welcher in diesem Werk arbeitete, aus dem Kanton vertrieben. Der Regierungsbefehl gründet sich auf vorgebliche Unordnungen, welche stattgefunden haben sollen. Man versichert uns jedoch, daß keine einzige Unordnung, die diesen Namen verdiente, vorgefallen, und die öffentliche Ruhe nicht ein einziges Mal gestört worden ist. — Das Verbot der abendlichen Erbauungsstunden, welches die Stadt Neufchatel erlassen hat und von anderen Behörden auf ihren Verwaltungskreis angewendet worden ist, während man sich nach Belieben Abends zum Tanz, zum Trunk, zum Spiel, oder zur Lesung jedes anderen Buches als der Bibel versammeln darf, ist der Sache der Wahrheit besonders nachtheilig, weil in diesem Lande eine große Thätigkeit herrscht, besonders in den Fabrikorten, und also der größte Theil des Volkes Versammlungen bei Tage nicht beiwohnen kann, welche obnedies gegen die arbeitliebende Gesinnung der Bevölkerung anstoßen würden. Nicht selten werden auch fromme Personen vor die Gerichtehöfe citirt und in dem, was ihnen das Theuerste ist, beunruhigt. Ganz neuerdings ist es auch einem Bürger untersagt worden, die Versammlungen fortzuhalten, welche er Sonntags bei hellem Tage, nach Beendigung des zweiten Gottesdienstes, in seinem Hause hielt. Gott möge die Augen derjenigen, welche den Kanton verwalten, öffnen, und

sie die ernsten und deutlichen Lehren, welche die religiöse Geschichte der Nachbarkantone in der letzteren Zeit gegeben hat, benutzen lassen. (Archives du Christ.)

## (Missionar Joseph Wolff.)

Vor einiger Zeit wurden in der Allg. Kirchen-Zeitung unbegründete Anschuldigungen gegen einen Norddeutschen Missionsverein gemacht. Der Vorsteher desselben hielt es für nöthig, eine kurze Reklamation in dasselbe Blatt einzusenden, und den Ankläger ziemlich hart zu behandeln. Bei dieser Gelegenheit zeigte die Redaktion der Allg. Kirchen-Zeitung ihre freundliche Gesinnung gegen die Missionssache auf eine eigene Weise. Sie ließ nämlich zunächst vor dieser Erwiderung einen schwärmerischen Brief des Missionar Joseph Wolff abdrucken, — ein pastoraler Wink für den Verständigen, wie er die gleich darauf folgende Erklärung zu nehmen habe.

Wir wurden durch diese Erinnerung gemahnt, frühere Mittheilungen der Ev. K. Z. über diesen excentrischen, aber höchst thätigen und unternehmenden Mann bis auf die gegenwärtige Zeit fortzuführen. Wir finden ihn im Dienst der Englischen Juden-Missionsgesellschaft im Frühling 1830 zu Alexandrien in Ägypten. Hier hatte er die Kühnheit, Proklamationen an den Mauern anschlagen zu lassen, worin er es als seine, aus dem Buche Daniel geschöpfte Überzeugung aussprach, daß Christus im Jahre 1847 wiederkommen werde; die Juden würden dann nach Jerusalem zurückkehren und das Türkische Reich fallen. Hierauf ertheilte ihm der Pascha die Weisung, Ägypten zu verlassen. Er begab sich über Rhodus, Scio, Mytilene, Tenedos und Lemnos nach Salonichi, wo 22,000 Juden wohnen, und in der Umgegend sollen sich noch 60,000 befinden. Er hatte mehr als 200 Bibeln und Testamente unter ihnen verbreitet. Abermals machte er einen Maueranschlag, worin er erst in der Kürze das Evangelium lehrte, dann aber schloß: „Der Herr wird den Geist des Gebets und Flehens über euch ausgießen und ihr werdet euch bekehren zu dem Herrn Jesus Christus, dem Sohne Gottes, und er wird nach siebzehn Jahren in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit kommen und die Stadt Zions aufbauen; dann wird er den Armen aus dem Staub erheben und den Elenden aus der Grube holen.“ In wenigen Stunden hatten sich 2,000 Juden dabei versammelt, um ihn zu lesen. Ein Türkischer Soldat stand daneben, um das Abreißen zu verhindern, und der Anführer der Soldaten, welcher den Mann dahin gestellt hatte, begehrte als Dank eine Arabische Bibel. Als die Gesellschaft diese Vorgänge erfuhr, hielt sie eine Versammlung, worin sie sich von der Privatmeinung ihres Missionars über die Zeit der Wiederkunft des Herrn lossagte und sein Verfahren in diesem Stücke mißbilligte; s. Monthly Intelligence 1830. „Unsere meisten Leser,“ sagen die Direktoren, „werden, wie wir, vor einer Beimischung menschlicher Muthmaßungen zur unlängbaren Wahrheit Besorgnisse hegen und sich lieber an die Worte des Herrn halten, dessen glorreiche Parusie zu erwarten, ein Vorrecht der Gläubigen ist: Sehet zu, wachet und betet, denn ihr wisset nicht, wann es Zeit ist.“ Das Comité ersuchte Herrn Wolff, einen Besuch in England zu machen, um sich persönlich mit ihm zu besprechen; aber er lehnte dies aus Gründen des Gewissens ab, und da er beschlossen hatte, eine Reise durch das innere Afrika bis zum Kap der guten Hoffnung zu machen, so gab er die Verbindung mit der Gesellschaft auf. Er meldete ihr seinen Entschluß auf die freundlichste Weise, dankte für alle Güte, die er von ihr erfahren hatte und verpflichtete sich zu allen Freundschaftsdiensten in der Angelegenheit besonders, die sie beide auf dem Herzen trügen. Dem Comité hinwieder war die Trennung sehr leid; es dankte ihm für die großen Dienste, die er der Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den Völkern, und besonders unter seinen Brüdern nach dem Fleisch, geleistet hatte, und befahl ihn dem Schutze Gottes bei seiner gefährlichen Reise. Seine Absicht bei derselben war, die zehn Stämme zu suchen, deren Nachkommen er entweder im inneren Afrika oder im inneren Asien zu finden vermuthete. Das letztere muß ihm am Ende wahrscheinlicher vorgekommen seyn, weil er jenen Plan plötzlich aufgab und sich zur Untersuchung des inneren Asiens entschloß. Ende März 1831 kam er in Konstantinopel an, und am 3. August desselben Jahres schrieb er aus Tebris in Persien an Missionar Brewer in Smyrna: „Heute reise ich nach Bokhara und Kabul ab, um das Evangelium des Friedens den zehn Stämmen, die zu Bokhara sind, zu verkündigen. Der Brittische Gesandte Campbell hat mir Briefe von dem Schah von Persien an den Sultan von Bokhara verschafft, und unten füge ich einen Brief bei, welchen ich von Khosroa Khan, dem Ober-Eunuchen und Minister des Schah, erhalten habe. Ich habe sonntäglich vor der Gesandtschaft gepredigt, aber wir lebten außerhalb der Stadt in Zelten, weil die Pest nicht allein zu Tebris, sondern an der ganzen Straße nach Teheran, die ich jetzt nach Bokhara einschlagen muß, wüthet. Meine Reise von Angora nach Tebris war sehr beschwerlich. Der Herr gewährte mir, zu Angora, im alten Galatien, predigen zu dürfen; Sie sollten dahin gehen und das Wort Gottes unter Armeniern und Griechen verkündigen. Von Angora kam ich nach Tokat, wo ich mit den Juden und Armeniern Unterredungen hatte; von da nach Ghurmush-Kane, dem alten Khaldeas, wo ich bei dem Armenischen Bischof wohnte, der gern ein Protestant wird, wenn Sie ihm ein Weib geben. Hierauf kam ich nach Trebisond; bei dieser Stadt sind zwei Dörfer, eins von Armeniern, das andere von Griechen bewohnt, die zum Muhamedanismus abgefallen sind. Von da nach Erzerum, aus dem alle Armenier, so wie aus den umherliegenden kleinen Orten, nach Rußland ausgewandert sind; Sie werden finden, daß die Armenier überall, wo sie mehr Freiheit genießen, schlimmer werden; sie klagen jetzt über Rußland, wie sie früher über die Türkei geklagt haben. Von Erzerum begab ich mich nach Utsch-Kalesse, einem alten Armenischen Kloster, wo Pirtat, der König von Armenien, vor 1,526 Jahren von Gregorios Lusarvoritsch, dem ersten Patriarchen des Armenischen Volkes, getauft worden ist. Über Bayasid nach Khoy, wo ich mich drei Tage mit den Persern unterredete. Eine Bedeckung des Englischen Gesandten, die mir dahin entgegen gekommen war, brachte mich glücklich nach Tebris, wo ich mich bald von einer starken Unpäßlichkeit erholte. So habe ich durch Gottes Gnade die Reise von Malta nach Ägypten, Attalia, Buttur, Kintahia, Brusa, Konstantinopel, Angora, Tokat, Karahissar, Ghurmush-Kane, Trebisond, Erzerum, Bayasid und Khoy vollendet, überall die Liebe Jesu Christi bis zum Tode und seine glorreiche Wiederkunft verkündigt, und da ich vor sieben Jahren zu Orfa, Mosul, Bagdad, Bosra, Bushire, Tiflis und Shusha gewesen bin, so habe ich jetzt Armenien der Länge und Breite nach durchzogen und gesehen, ach! daß weder die Armenier noch die Griechen sich wider die Juden zu rühmen haben; sie sind eben so tief, und tiefer noch, von der Wahrheit des Evangeliums unseres geliebten Heilands, des Herrn Jesu Christi, gefallen.“ Das Empfehlungsschreiben des Persischen Ministers ist äußerst freundlich.

(Schluß folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 27. Juni. № 51.

## Mittheilungen aus dem Reiche.

### Forschet und erfahret.

Ein Lehrer in einem christlich-europäischen Lande schloß vor einiger Zeit eine seiner Vorlesungen über Anthropologie und Psychologie, in welcher er eben über die allmählig, mit dem vorrückenden Alter zunehmende Ausbildung des Knochenmannes aus Erde (des Skelettes) im Leibe des Menschen, und über die Ursache dieser Ausbildung gesprochen hatte, mit folgenden Worten:

Frühling war es, wie jetzt, die Bäume blühten, die Nachtigall sang im Gebüsch, ich aber war noch Jüngling; ein Freund, an Alter mir gleich, wandelte an meiner Seite. Mein Auge haftete am Anblick eines Todtenschädels. Siehe, so sprach ich zu meinem Freunde, das ist das Bild und Gleichniß, welchem wir beide, du wie ich, mit den Jahren entgegenwachsen; das ist das in uns beiden Verborgene, welches, wer weiß auf wie lange noch, die Fülle der Jugend bedeckt. Da trat ein Greis*) zu uns hin, freundlich lächelnd. — „Das Bild und Gleichniß," so sprach er zu mir, „welchem ich und auch ihr entgegenwachsen sollen und wollen, ist ein anderes als der Todtenschädel; der verborgene Mensch des Innern gleichet nicht dem Gerüp der Knochen. Es ist ein Buch, welches den Menschen ein Ebenbild dessen nennt, der ohne Anfang war; ein Buch, das von einem Herrn der Herrlichkeit zeuget, welchem auch wir sollen gleich werden. Dieser hat die Schrecken des Grabes aufgelöst und den Tod überwunden; denn er ist selber das Leben und des Lebens Anfang. Darum trägt auch der verborgene Mensch des Innern, der nach diesem Gleichniß erwächset, nicht mehr die Gestalt des Todes an sich, sondern ist angethan mit der Macht und Schöne des Lebens. Denn wer sich festhält an jenen Sieger über Tod und Grab, an jenen Anfänger und Vollender des Lebens, der hat in ihm den Tod überwunden. — Forschet und erfahret selbst."

So sprach der Greis, und ich fing an zu forschen und zu erfahren. — Ich sahe einige Zeit hernach den Greis in seinen letzten Stunden. Er war heiter und fröhlich; auf seinem Angesicht erschien das Ebenbild dessen, welcher Gott und die Brüder geliebt hat bis an's Ende. Seitdem sind viele Jahre vergangen. Es ist aber nicht dieser äußerliche Frühling mit seinen blühenden Bäumen und singenden Vögeln, und mit seinen so oft getrübten Tagen, was mich an die Worte des Greises erinnert. Weil ich geforscht und erfahren, daß jene Worte Wahrheit sind, habe ich im Innern einen Frühling kennen gelernt, dessen heitere Lebenslust und Wärme ungetrübt und ohne Ende ist. Ich sage nach, was der Greis sprach: „Forschet und erfahret selbst."

*) Der Greis, welchen der Lehrer hiebei im Sinne hatte, war der alte Burger in Nürnberg.

### Die Macht des gesprochenen Wortes.

Am Leibe wie an der Seele des Menschen ist es zuletzt mit allen Anlagen und mit dem ganzen Entwickelungsgang dieser Anlagen zunächst und am meisten auf die Gabe der Sprache: auf „das Wort" abgesehen. In der Vollkommenheit und Schärfe aller anderen Sinnorgane mögen manche Thiere dem Menschen seinen Vorrang streitig machen, an Ausbildung der Zunge ist er allen Wesen seiner Sichtbarkeit überlegen; in der Schnelligkeit der Muskeln, welche die Zunge bewegen, übertrifft er die Geschwindigkeit der Muskeln des sturmesschnellen Englischen Wettrenners, wie der eilig fliegenden Schwalbe und Brieftaube. Und eben dieser Vorzug deutet auf das hin, was den Menschen zum Menschen macht; denn er ist ja nur Mensch, das heißt, der angestammten Bedeutung des Wortes nach, ein „Besonnerer," weil er den Geist aus Gott hat; daß er aber den Geist habe, das bezeugt die Sprache, denn der Ursprung wie die Entwickelung der Sprache ist allein ein Werk des Geistes.

Die eigenthümliche Stellung der Sinn- und Sprachorgane des Menschenleibes zu und unter den anderen Theilen, ist höchst bedeutungsvoll; man darf sagen, in jenen Organen concentriren sich alle bewegenden Kräfte des Willens. Welche heilende, über die ganze Leiblichkeit sich ergießende Gewalt in einem einzigen, mit Bewußtseyn und Willen ausgesprochenem Worte liegen könne, das bezeugen die Schriften der Ärzte; welche Kraft in einem solchen für die Seele sey, das bezeugen uns die Beobachter und Forscher im Gebiet der Seelenkunde.

In den Beiträgen zu Richter's chirurgischer Bibliothek, B. XV., erzählt Löfler die merkwürdige Heilung einer jungen Jüdin durch ein einziges, mit Kraft des Willens ausgesprochenes Wort. Das arme Weib war, weil sie in der mehrjährigen Ehe mit ihrem Manne kinderlos blieb, von diesem verstoßen und hierauf von einer Krankheit befallen worden, die, weil sie zunächst vom Gemüth ausging, das Organ der Gemüthsbewegungen, das der Sprache, am meisten ergriff. Denn aus einem, die Kräfte lähmenden, trocknen Husten, entstand ein unwillkührliches Ausstoßen von singenden Tönen und die Unfähigkeit, ein deutliches Wort zu sprechen. Da forderte einst eine andere Jüdin die sprachlose Kranke dringend auf, sie solle das Wort „Kind" aussprechen. Diese, da sie sich bemüht, das Wort zu sprechen, welches den Gegenstand aller ihrer mehrjährigen Wünsche und Leiden bezeichnet, kann anfangs nichts hervorbringen als die Vokale a und i. Endlich aber gelingt ihr, nach heftiger Anstrengung,

das Aussprechen des Wortes und mit ihm ist sie von ihrem unwillkührlichen Singen, wie von der Sprachlosigkeit geheilt. *)

Auf eine andere, entgegengesetzte Weise zeigte sich die Kraft des ausgesprochenen Wortes bei jenem Schmidt in England, über dessen plötzlichen nach dem Aussprechen einer furchtbaren Selbstverwünschung eingetretenen Tod, die Geschwornen das Urtheil aussprachen: daß er „durch ein göttliches Gericht getödtet sey," so wie bei jenem anderen Engländer, von welchem in dem kleinen Englischen Werk, the Swearers Prayer, erzählt wird, daß er mitten in seinem lauten, heftigen Fluchen sprachlos geworden und noch an demselben Nachmittag gestorben sey.

Jene Blutzeugen und Bekenner, welche zu Lyon und Vienne durch ihren Tod den Herrn priesen, erfuhren mitten in den Martern und unter allen, ihrem Muthe drohenden Gefahren, welche schmerzstillende, geistig wie leiblich stärkende Kraft in dem lauten, wörtlichen Aussprechen ihres Bekenntnisses lag. Es ist freilich nur der Leib, der das Wort des Bekenntnisses des Herrn, das Wort des Gebetes spricht; aber der Leib ist der Seele gegeben, damit sie durch ihn „das Wort" erzeuge, in welchem, und durch welches sie selber die Kräfte der göttlichen Natur anziehet. Darum ist in der Naturgeschichte des äußeren wie des inneren Menschen kein anderer Gegenstand so voll tiefer Bedeutung und Nachdenken erweckender Kraft, als die Macht des offenkundig gewordenen, ausgesprochenen Wortes.

## Nachrichten.

### (Missionar Joseph Wolff.)

### (Schluß.)

Von der weiteren Reise ist noch wenig kund geworden. Er besuchte noch vor Lieut. Burnes, dessen Reisebeschreibung inzwischen erschienen ist, das wenig bekannte Bokhara. Doch fand er dort die zehn Stämme nicht. Er machte die Beobachtung, daß die Duldsamkeit unter den Muhamedanern, je weiter er sich von Europa entfernte, immer mehr zunahm, besonders in Bokhara und bei den Turkomanischen Stämmen an der Ostküste des Kaspischen Meeres, deren patriarchalisches Leben, Gastfreundschaft und Unabhängigkeit er mit lebendigen Farben schildert. Zu Kabul traf er mit Lieut. Burnes zusammen, und ließ sich wahrscheinlich durch die Freude, an wildfremdem Orte nach langer Zeit einen Europäer zu sehen, hinreißen, ihm unvorsichtiger Weise besondere Erfahrungen mitzutheilen, welche Burnes späterhin mißbrauchte, um ihn in Indien lächerlich zu machen. Nach vielen Leiden langte er in großer Entblößung zu Peshawer an; in Peudschab fand er bei Rundschit Singh eine freundliche Aufnahme, und kam glücklich nach Hindustan. Zu Hyderabad erließ er dann am 4. Juni 1833 folgende Erklärung über die Ausstreuungen des Lieut. Burnes: „Theure Freunde, da ich nun von Herrn Burnes, ich hoffe für immer, Abschied genommen habe, so würde ich es für ungeziemend halten, euch nicht das Ganze der Umstände, auf welche Herr Burnes mit seiner Nachricht von meinem häufigen Exerciren anspielt, vorzulegen. Ich erzählte ihm folgende Thatsache: Im Jahre 1828, auf der Reise von Kairo nach Jerusalem, war eines Nachts, während ich mit meiner Frau im Zelte saß und die Araber am Feuer, einer derselben, Namens Hadsch Ali, im Gespräch mit den anderen. Mitten im Gespräch kam eine furchtbare Stimme aus ihm — sie war wie die Stimme der gequälten Geister in der Hölle. Ich fragte die Araber: Was ist das? — Die Araber: „„Der Teufel!"" Meine Frau zitterte am ganzen Leibe. Ein Araber sagte zu dem Teufel: „„Im Namen Muhameds, des Propheten Gottes, verstumme!""

Der böse Geist: „„Ich kenne Muhamed nicht, Muhamed ist ein Schwein.""

Ich zum bösen Geiste: „„Im Namen Jesu verstumme!""

Der böse Geist: „„Wer ist hier in der Nähe? ist Elias in der Nähe?""

Ich: „„Im Namen Jesu verstumme!"" und der Teufel schwieg.

Dasselbe geschah in der zweiten Nacht und ich brachte ihn im Namen Jesu wieder zum Schweigen; aber da wir bemerkten, daß der Araber ein starker Lästerer und Freveler war, machte ich in der dritten Nacht keinen Gebrauch mehr vom Namen Jesu; aber Ahmed, ein Beduine, welcher durch diesen Vorfall gläubig wurde, machte Gebrauch vom Namen Jesu und der böse Geist verstummte. Der Vorfall wurde bei unserer Ankunft zu Gaza dem Statthalter gemeldet, welcher ihn an Abdallah Pascha, den vormaligen Pascha von Akre, berichtete."

„Was die Erscheinung Christi zu Bokhara betrifft, so war das wie folgt: Als ich zu Kabul mit Burnes darüber sprach, so leitete ich es mit Dr. Johnson's und Leibnitzen's Glauben an Erscheinungen ein, wie Paulus auch den Dichter Aratus (Apostelgesch. 17.) anführt. Doch ich brauche mich deshalb nicht bei euch zu entschuldigen und erzähle den Vorgang: Als mein Gemüth eines Abends sehr niedergeschlagen war, da man mich bei Ghosch-Nekie als Russen angegeben hatte, weinte ich; da erfüllte plötzlich Glanz mein Zimmer, und die Stimme „„Jesus kommt!"" donnerte in meine Ohren. Ich sah plötzlich Jesum stehen auf einem Throne, umgeben von Kindern, auf die er gnädig und freundlich blickte. Ich fiel nieder und betete an, und die Erscheinung verschwand. Dies ist das Einzige, was ich Burnes erzählte, aber jetzt noch eine Erfahrung, die ich Herrn Burnes nicht mittheilte. Als ich das fünfte Mal aus Macedonien im Lazarette zu Malta anlangte, war ich sehr niedergeschlagenen Gemüthes, denn ein schrecklicher Henchler hatte mich betrogen. Ich ging im Zimmer umher und sagte: Ich fürchte, mein ganzes Unternehmen, die Juden zu bekehren, ist vergeblich. Da wurde das Zimmer auf einmal umgewandelt und ich glaubte im neuen Jerusalem zu seyn. Jesus Christus im Kreise Abraham's, Isaak's, Jakob's und der Apostel, wandelte auf der Straße. Paulus, eine Krone auf dem Haupte, wandte sich zu mir und sprach, wenn ich mich recht erinnere, die Worte: „„Es ist nicht so; du hast zwar keine so schöne Krone wie ich, aber doch hast du eine Krone."" Die Töchter Jerusalems sahen andächtig aus den Fenstern, und sagten, als sich Christus näherte: „„Jetzt hat er seine Hütte bei den Menschen."" Etliche Heilige schauten umher und sagten: „„Was sind das für Schiffe, die von ferne kommen und fliegen wie Tauben zu ihren Fenstern?"" Die anderen entgegneten: „„Das sind Schiffe Englands,"" und die Erscheinungen verschwanden. Ich habe diese Geschichte früher nicht in Indien erzählt, denn Christum predigen, und nicht Joseph Wolff, ist meine Absicht; aber, weil Burnes Thatsachen falsch dargestellt hat und häufige Teufelsaustreibungen zusetzt, hielt ich es für nothwendig, dies zu bekennen. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich wegen der Predigt wider Muhamed von Mehemed Ali für eine Zeit lang aus Ägypten verbannt worden bin, daß mich Abdallah, Pascha von Akre, bei der Pforte angeklagt hat, und die Janitscharen zu Adrianopel mich fast in Stücke zerrissen hätten, wie es Sir Robert Gordon und Sir Stratford Canning bezeugen können, woraus ihr die gänzliche Falschheit der Behauptun-

*) M. v. Schubert's Geschichte der Seele, zweite Aufl. S. 846.

gen des Herrn Burnes, als glaube ich an den Pseudopropheten, ersehen werdet. Hyderabad den 4. Juni 1833. Joseph Wolff, Missionar."

Mag man von diesen Sachen denken, was man will, so ist ein solches Schautragen derselben immer nicht zu billigen; aber man wird ihn deshalb doch auch nicht gleich als einen Fanatiker zu verschreien brauchen. Ein Reisender, der lange sein Gefährte war und ihn genau zu beobachten Gelegenheit hatte, gibt in einem aus Mockha am rothen Meere geschriebenen Briefe eine treue Schilderung von ihm. „Wolff wird von den Einen für einen Propheten, von den Anderen für einen Wahnsinnigen gehalten. Er ist keines von beiden. Wolff ist ohne Zweifel ein Enthusiast. Er ist von mittlerer Größe, von einfachen, nicht unangenehmen Zügen, trägt einen buschigen Backenbart, schmucklose Haare und hat einen besonderen Blick. Er ist von mildem und angenehmem Charakter und ein gutmüthiges Lächeln ist stets über sein Gesicht verbreitet. Sein Temperament ist unverwüstliche Gutmüthigkeit; er flößt fremdlich auf alle, die mit ihm sprechen wollen. Er ist ein unterhaltender Tischgenosse, liebt heiteres Wesen, fließt über von gründlicher Belehrung, kann harmlosen Scherz austheilen und vertragen, und gewährt durch die Abentheuer seiner Reisen eine unversiegliche Quelle von Unterhaltung. Obgleich er Meister von vierzehn Sprachen und in der Bibellehre außerordentlich bewandert ist, hat er doch kein originelles Genie und nur wenig Geschmack für Künste und Wissenschaften. In Wahrheit hält er weltliche Fertigkeiten für dem Christenthum nachtheilig. Er ist indessen für die Dichtkunst seiner Landsleute sehr eingenommen, hält die Schönheiten Milton's hoch, gibt Shakspeare ein begründetes Lob und führt lange Stellen aus Französischen und Italienischen Dichtern an, da er ein äußerst nachhaltiges Gedächtniß hat. Wolff gehört eigentlich, streng genommen, keiner Confession an, aber er hat eine große Vorliebe für die Anglikanische Kirche. Er liebt Hochkirchliche und vertheidigt das göttliche Recht der Könige; auch ist er vom größten Missionseifer durchdrungen. Von katholischen Lehrern in's Christenthum eingeführt, hält er in seinen Ansichten noch Manches von dem alten Sauerteige fest und ist von offener Feindseligkeit gegen die Römische Kirche weit entfernt. Er ist nicht im Stande, eine religiöse Disputation zu führen; da er cholerisch und in seinen Meinungen untrüglich, ein Egoist in der Schrifterkenntniß ist, sind seine Beweise zu abschweifend und sprunghaft, um zu überzeugen; er schlägt seinen Gegner lieber durch Gelehrsamkeit als durch einleuchtende Gründe nieder, kann sich nicht vorstellen, wie Jemand die Schrift anders als er erklären kann und verdammt daher ohne Nachweisung. Er ist von der Wahrheit des Berufes Irving's fest überzeugt und in seiner Sprachengabe gefällt er sich darin, einen Vergleich zwischen sich und dem Apostel Paulus zu ziehen. Dem Prineip nach ist er ein strenger Tory und verurtheilt ohne Rückhalt alle, die entgegengesetzter Ansicht sind. Beim Predigen weiß er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer anzuziehen, und ich habe zu Zeiten die Einfachheit seiner Worte gefühlt. Ich weiß, er empfindet was er sagt und seine Aufrichtigkeit und Gelehrsamkeit sind ein reicher Ersatz für seinen Mangel an Beredsamkeit; er verbindet die Gelehrsamkeit eines Rabbiners mit der Einfalt eines Kindes, und bei all seinen Wunderlichkeiten halte ich ihn für einen guten Vater und guten Christen; nach Gott liebt er Weib und Kind am meisten." Manche Urtheile dieses Briefes sind auf Rechnung Amerikanischer Vorstellungsweise zu setzen, aber im Ganzen erhalten wir daraus ein ziemlich richtiges Bild unseres merkwürdigen Landsmannes.

Von Indien kehrte Wolff durch den Arabischen Meerbusen über Ägypten nach Malta zurück, wo er sich jetzt aufhält, um den Druck seiner Reisebeschreibung zu besorgen. Sie wird den Titel führen: Forschungen und Missionsarbeiten unter Juden, Muhamedanern und



anderen Sekten von Pred. Joseph Wolff während seiner Reisen von Malta nach Ägypten, Konstantinopel, Armenien, Persien, Kharassan, Turkestan, Bokhara, Balkh, Kabul in Afghanistan, dem Himalaya, Kaschmir, Hindustan, der Küste Abyssiniens und Yemen, zwischen den Jahren 1831 und 34. In einer Ankündigung aus Malta vom September 1834 bezeichnet er den wichtigen und reichen Inhalt dieses Werkes; es wird enthalten: 1. Einen genauen Bericht über den Zustand der Juden in Persien, Turkestan, Bokhara, Hindustan, Malabar und Yemen. 2. Die verschiedenen Ansichten über die zehn Stämme Israels. 3. Das Vorhandenseyn der Nechabiten in Arabien. 4. Charakter und Ansichten der Muhamedaner in diesen Theilen der Erde. 5. Die Meinungen der Ali Ullahi, Verehrer Ali's, und der Parsis in Persien und Afghanistan. 6. Meine Predigten unter den Juden zu Bokhara und eine Conferenz über das Christenthum mit dem Premierminister von Bokhara in Gegenwart vieler Muselmänner. 7. Ursprung und Zahl der Stämme unter den Turkomanen. 8. Ursprung und Stämme von Hazarah und Uebek. 9. Bevölkerung von Bokhara. 10. Geschichte von Balkh. 11. Unwahrscheinlichkeit der Ansicht, daß die Afghanen die zehn Stämme sind. 12. Religion, Charakter und Zustand des Volkes von Tibet. 13. Der gegenwärtige Groß-Lama zu Lassa. 14. Beschaffenheit von Lassa. 15. Charakter des Abbas Mirza in Persien und des Rundschit Singh im Pendschab. 16. Religion der Siks. 17. Meine Proklamation zu Meshed und im Pendschab. 18. Aufnahme und Predigt zu Kaschmir, Beschaffenheit und Geschichte von Kaschmir. 19. Aufnahme beim Großmogul zu Delhi und anderen Fürsten Hindustans, und Predigt in Hindustan. 20. Erläuterung von Schriftstellen durch Gebräuche und Sitten des Ostens. 21. Fortschritte der Missionen in Hindustan. 22. Begebnisse im Laufe meiner Reisen.

Den etwanigen Überschuß dieses Werkes, welches in Englischer Sprache erscheint, will Herr Wolff zu einer neuen Reise nach dem östlichen und nördlichen Asien, nach Abyssinien und dem Innern von Afrika, oder nach America verwenden.

---

(England. Gesellschaften für das leibliche und geistliche Wohl der Matrosen.)

Britanniens irdische Größe hängt vorzugsweise von seiner Seemacht ab. Durch sie hat sich das Land seine Unabhängigkeit bewahrt und die gefürchteten Angriffe ehrgeiziger Eroberer abgewehrt; durch sie steht das Land in gewinnreichem Verkehr mit allen Völkern der Erde, deren Süßes und Fettes sie in die heimischen Vorrathshäuser zusammenführt. Aber das Seeleben, der beständige Umgang mit dem flüstern, wilden Element, der ununterbrochene Kampf mit Gefahren von oben und von unten her, das stete Dräuen des Todes verwildert den natürlichen Menschen, der sich, wenn die Gelegenheit kommt, für so viele Leiden und Entbehrungen zu entschädigen, die Freuden der kurzen Rast am Lande bis auf die untersten Hefen auszuleeren sucht. Nichts wirkt diesem entsittlichenden Einfluß entgegen, denn unter den günstigsten Umständen können doch nur selten die christlichen Gnadenmittel zu ihnen gelangen. Daher haben die Matrosen im Allgemeinen den Ruf der unsittlichsten und rohesten Menschen. Sie bringen besonders unter die wilden Völker, bei denen sie landen, alle Laster, durch welche sich die verworfensten Klassen der gebildeten Nationen auszeichnen, den schrecklichsten Fluch der Sünde, ehe die Stimme des Evangeliums erschallt, und wirken an den Orten, wo sich bereits Missionen befinden, den Heilsboten durch ihre natürliche Weise und überdies aus Rasch auf alle Weise entgegen. Denn wohin Missionare kommen, da können sie ihr bestialisches Wesen nicht mehr im Dunkeln treiben, daher ihr Zorn, daher der Schwall von Verläum-

tungen, welcher über die Missionen ergossen worden ist und sich fortwährend noch ergießt. Durch sie ist der Europäische Name in fremden Welttheilen eine Schmach und ein Fluch geworden. Seit längerer Zeit bemühen sich wohlwollende Christen, den Matrosen Gutes zu erweisen. Im Jahre 1833 bestanden in England neun verschiedene Vereine zu ihrem Besten. Auf diese Weise wurde jedoch die Kraft zersplittert und im Ganzen wenig ausgerichtet. Einzelne wurden zwar für eine wissenschaftliche Beschäftigung gewonnen und fingen durch Gottes Kraft ein neues Leben aus dem Glauben an, aber Unmäßigkeit, Unkeuschheit und Unzucht behielt doch im Ganzen die Herrschaft unter seefahrenden Leuten. Daher machte das Missionary Register den Vorschlag, daß doch die verschiedenen Vereine zur Concentrirung ihrer Wirksamkeit sich in zwei Gesellschaften, eine für die Dissenter und eine für Strengkirchliche vereinigen möchten, wie dies bei der Missionssache geschehen sey. Der Rath wurde zum Theil befolgt. Ein neuer Verein, die Gesellschaft für Brittische und auswärtige Seeleute (British and Foreign Sailor's Society), mit welchem sich die älteren Port of London Society und Bethel Union verbanden, bildete sich und hielt unter Vorsitz des Lord Mayors von London seine erste Jahresversammlung im Mai 1833. Er ist auf denselben religiösen Grundlagen gebildet, wie die London Missionary Society, an welcher gläubige Christen jedes Bekenntnisses Theil nehmen können; er beruft sich auf das Bedürfniß der vielen Seeleute, da fast 24,000 Brittische Schiffe ununterbrochen zur See sind, bemannt mit mehr als 150,000 Seelenten, von welchen 10,000 stets im Bereich der Hauptstadt sich befinden. Seine Thätigkeit bestimmt er dahin: eine ausgedehnte und regelmäßige Verkündigung des Evangeliums an der Küste einzurichten, Betstunden zu halten, Bibeln, Bücher und Traktate zu vertheilen, einen Prediger als Themse-Missionar anzustellen, welcher seine Zeit dem Seeleuheil der Matrosen und Wasserleute widmen soll, Sonn- und Werktagsschulen für Kinder, Sonntags- und Abendschulen für erwachsene Matrosen und Bootsleute einzurichten.

Ein kurzer Bericht vom Anfang dieses Jahres gibt Rechenschaft von der Thätigkeit dieser Gesellschaft. Ihre Hauptarbeiter sind drei Englische Prediger, welche den Matrosen das Evangelium verkündigen, Betstunden halten, und an Bord der Schiffe Bücher und Traktate vertheilen. Ein Welscher Prediger versieht denselben Dienst sowohl unter Welschen als Englischen Matrosen. Ein Themse-Missionar verwendet seine ganze Zeit auf den Besuch von Schiffen, die auf der Themse liegen und auf die Predigt unter den Matrosen. Eine Kapelle für Matrosen nahe an der Themse ist eingerichtet, in welcher jeden Sonntag fünfmal und jeden Abend in der Woche einmal öffentlicher Gottesdienst gehalten wird. Die Tagschulen zählen 250 Kinder von Matrosen und Schiffern, 170 Knaben und 80 Mädchen, viele darunter vaterlos und nicht wenige ganz verwaist. In einer Schiffahrtsschule erhalten arme Seelente unentgeltlichen Unterricht von zwei Beamten der Gesellschaft. Eine Bibelklasse ist gebildet. Hundert kleine Leihbüchereien, jede aus ungefähr dreißig Bänden bestehend, sind mit Schiffen auf der Reise. Die Bibliothek der Kapelle, welche ungefähr 1,500 Bände zählt, steht Matrosen offen. Agenten predigen das Evangelium den Matrosen in den Häfen von South Shields, Moutwearmouth, Dublin, Kirkaldy, Memel in Preußen, Jamaika, Neu-Süd-Wales u. s. w. Der Pilot oder Seemanns-Magazin, eine Monatsschrift, gibt Nachrichten über den Fortschritt der Religiösität und Sittlichkeit unter Seeleuten.

Die Strengkirchlichen haben eine eigene Gesellschaft zur Predigt unter den Matrosen, die Episcopal Floating-Church Society (Bischöfliche Wasserkirchen-Gesellschaft) unter Vorsitz des Bischofs von Winchester.



Für die äußere Wohlfahrt der Matrosen sorgt vorzugsweise das Asyl bedrängter Seeleute (Distressed Sailor's Asylum) unter dem Patronat des Bischofs von Llandaff. Diese Gesellschaft besteht meistens aus Seeoffizieren, obenan der Vice-Admiral Sir Edward Codrington und der Admiral Adam. Das Asyl ist in der Nähe der Trinitykirche, deren Prediger die Aufsicht darüber hat, den Abendgottesdienst hält, und täglich den Bewohnern die Schrift liest und erklärt. Schaaren schiffbrüchiger, gestrandeter, ausgestoßener, beraubter oder hülfsbedürftiger Matrosen kommen von allen Seiten der Küste Englands und aus der ganzen Welt nach London, ohne Hemd, ohne Schuhe, ohne einen Pfennig Geld, und müssen auf den Straßen umkommen, wenn ihnen nicht geholfen wird. Für solche bedrängte Seeleute ist das Asyl eröffnet. Jeder verlassene, fast Hungers sterbende Matrose wird auf seine Bitte sogleich aufgenommen, gewaschen und geschoren, bekommt jeden Morgen eine Schüssel voll dicker Hafergrützsuppe und einen Schiffszwieback, wird dann ausgeschickt, um sich den Tag über nach einem Schiff umzusehen, und hat jeden Abend eine Schüssel voll guter Suppe und einen Zwieback, nebst reinem Stroh zum Nachtlager. Durch zeitige Unterstützung wurde vielen Matrosen zu Schiffen verholfen; sie wurden vom Betteln, Stehlen und zahlreichen anderen Übeln, denen sie ausgesetzt sind, abgehalten, und das Land von einer schweren Bürde befreit. Viele Matrosen wurden vom wirklichen Hungertode errettet und in Umstände versetzt, wo sie den Namen Jesu, der ihnen oft ganz unbekannt geblieben war, vernehmen konnten. Vom 1. Januar bis 31. December 1833 wurden 20,000 Portionen mit verhältnißmäßig geringem Aufwand an 9,504 Matrosen verabreicht.

Denselben Zweck verfolgt das Destitute Sailor's Asylum and Sailor's Home (Freistätte bedürftiger Matrosen und Matrosenhaus, zwei früher getrennte, jetzt durch eine Gesellschaft verbundene Anstalten, die erstere 1827 gestiftet), die in strengkirchlichem Sinne geführt wird und sich großer Theilnahme erfreut. Die Leiter dieser Anstalten bemühen sich besonders, den Matrosen Kapitäne zu verschaffen, um sie den Händen der Mäkler zu entreißen, die einen sehr verderblichen Einfluß auf ihre Sittlichkeit ausüben.

---

(Haag.) Aus dem Bericht der 20sten Generalversammlung der Niederländischen Bibelgesellschaft vernehmen wir, daß sie im letzten Jahr 3,272 Bibeln, 31 Alte und 7,631 Neue Testamente, zusammen 10,934 heilige Schriften verbreitet hat. Der Bericht erwähnt, daß, ob man gleich seit Errichtung der Gesellschaft 153,777 Exemplare der heiligen Schriften vertheilt habe, doch dem Bedürfniß des Landes und hauptsächlich dem der Kolonien noch keine Genüge geleistet sey. Die verschiedenen Abtheilungen der Bibelgesellschaft haben die beträchtliche Summe von 31,564 Gulden 33½ Cents in die Hauptkasse fließen lassen.

Aus demselben Berichte geht hervor, daß die Verwaltung die Richtigkeit der Bemerkungen des Ostindischen Missionars Gericke, in Betreff der Schwierigkeiten und der Langsamkeit bei der Übersetzung der heil. Schrift in die Javanische Sprache anerkannt hat; es wurde erwiesen, daß dieser Missionar sich mit dem unermüdetsten Eifer dieser schwierigen Aufgabe widmet, und daß er seine Kenntnisse auch Anderen zugänglich macht, — wovon seine Chrestomathie und seine neue Ausgabe einer Javanischen Sprachlehre zeugen, während er noch damit beschäftigt ist, ein neues Javanisch-Holländisches Wörterbuch auszuarbeiten; auch hat er eine Musterschule errichtet, von der man die glücklichsten Ergebnisse erwarten darf.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

Siebzehnter Band.

Juli bis December 1835.

Berlin,

bei Ludwig Oehmigke.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 1. Juli. № 52.

## Mittheilungen aus der neuesten christlich-theologischen Litteratur Schwedens.

### Erster Artikel.

Obgleich Schweden in strengerer Abgeschlossenheit als vielleicht eine andere Staatskirche Europas die kirchliche Richtung stetig entwickelte, welche durch die Reformation angegeben war, so konnte es doch nicht fehlen, daß auch hier die unweise Weisheit der neueren Aufklärung Eingang, und, wenn auch nicht im Stamme des Volks, so doch unter den sogenannten Gebildeten, die überhaupt in der modernen Zeit, wie im Anfange des Christenthums, die eigentliche Cohorte des Antichrists bilden, ja auch unter manchen Geistlichen weitschallenden Anklang fand. An dem Hofe Gustav des Dritten, der bekanntlich durch Ankarström's mörderische Waffe 1792 fiel, war mit der Französischen Sprache Französischer Luxus und Glanzsucht wie eingebürgert; unter dem Schatten derselben wucherte das Unkraut des Französischen Unglaubens üppig auf. Nach diesem Zuschnitt, welchen die Schwedische Akademie, als eine erlauchte Repräsentantin, sich sofort aneignete, bildeten sich die geistlichen Redner, welche Glück in der Welt und am Hofe machen wollten; der Bischof Lehnberg und der Erzbischof Lindblom bezeichnen diese von dem Wesen der Gottseligkeit und der Kraft des Christenthums sich immer mehr entfernende und absteigende Richtung; und so wie Gustav der Dritte, unter dem unsäglichen Elende und Drucke des Volks, doch der Beste der Könige hieß, so wurden bald die, welche die christliche Heilsordnung am meisten verkehrten und die christlichen Grundbegriffe am meisten verwässerten, die Besten der Volksredner genannt. Dazu kam unter dem Volke selbst eine große moralische Depravation durch den unmäßigen Genuß geistiger Getränke, wie denn die Entfernung vom wahren Glauben immer eine Entartung des sittlichen Lebens mit sich führt. Unter diesen traurigen Auspicien erhob der Swedenborgianismus, welchen der bekannte Dichter Kellgrén noch als eine bloße Ausgeburt der Schwärmerei verspottete, sein Haupt und schloß durch seine positiv falsche Lehre von der Rechtfertigung, durch welche die evangelische Gnadenordnung in ihrem Innersten angegriffen wird, mit der Neologie einen geheimen, aber desto gefährlicheren Bund. *)

Dies ist die Schattenseite der späteren Erscheinungen auf dem Gebiete der Kirche und der Theologie Schwedens; aber bei weitem größer — wir gestehen es freudig zum Preise des Herrn — ist die Lichtseite hier selbst in jener dunkeln Zeit, und noch mehr seit der Anfang aus der Höhe wieder mächtig die Herzen ergriff. Denn nicht nur war, namentlich bei Lehnberg und auch bei Anderen, die Entfernung vom Christenthume mehr eine unbewußte, nicht sowohl Herzens- als Verstandessache, ein allmähliges Aufgeben dieser oder jener Lehrsätze, während man wähnte (freilich ein schwerer Traum!), das Christenthum stände in seinem Kern und Wesen noch unverletzt da — etwa in der Art, wie das Austreten Reinhard's in der Sächsischen Kirche, durch welches das Christenthum auch unvermerkt, und ohne daß es irgendwie in der Absicht des Predigers lag, Boden verlor — sondern in dieser ganzen Zeit sehen wir auch eine Schaar wackerer und treuer Bekenner, die, wenn auch nicht mit der Lebendigkeit der alten Zeugen, so doch in herzlich guter Meinung, oft auch in der rechten Sprache des Geistes, die Wahrheit zur Seligkeit verkündigten; und nie ist es in der Schwedischen Kirche dahin gekommen, wie in der Evangelischen Kirche Deutschlands, daß ganze Provinzen fast vom Strom des Unglaubens fortgerissen wurden, und daß eine offenbare Verläugnung unseres theuren Glaubens, wie z. B. im Weimarischen, durch hochgestellte geistliche Beamte zu einem neuen Symbolum (des Antichrists) erhoben ward. Auch war es nicht etwa bloß eine schale und flache Decenz, die hiebei vorwaltete, sondern der gesunde, kräftige Sinn der Besseren unter dem Volke verschmähte selbst die lose, vergiftete Speise, und sobald kräftigere Stimmen sich erhoben zur Ehre des Erlösers, der der wahrhaftige Gott und das ewige Leben ist, sammelte sich das Volk mit Liebe um sie. Besonders entwickelte sich seit Anfang dieses Jahrhunderts zuerst gegen die laue Maul-Orthodoxie, die des Herrn Wort mehr als eine Waare, denn als eine Speise für unsterbliche Seelen handhabt, eine kräftige und sehr bedeutende Opposition in den hohen Gebirgslanden der Norrlande, in Luleå, Piteå, Hernösand, Skelleftеå, die unter dem Namen der Schwedischen Leser bekannt ist; und obgleich diese große religiöse Bewegung des Volks nicht ohne Unordnung und Flecken blieb (was überhaupt

*) „Der Swedenborgianismus," sagt Wieselgrén in dem unten anzuzeigenden Werke, „ist die Neologie unserer Zeit, mit weit kräftigeren Elementen in sich zur Auflösung der Kirche. Schon fangen die Swedenborgianer hier an, Postillen herauszugeben (eine von C. A. Beier ist vom Jahre 1826), worin ihre gewöhnliche seichtige Allegorie und ihre Opposition gegen das Grund-Dogma des Christenthums, die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, als die Säule des Glaubens, hervortreten. Früher, als der Magnetismus an der Tagesordnung war, machten sie sich als Teufelsbanner bekannt, wobei sittenlose Weiber und Jungfrauen als Werkzeuge dienten. Jetzt schließen sie sich mit berechneter Klugheit der Freiheitsschwärmerei an, reden die Sprache des St. Simonismus, und versprechen den demagogischen Liberalen, welche vom Christenthum gar nichts verstehen, eine bessere Religion."

unvermeidlich ist, wo nicht eine treu-gewissenhafte und einsichtsvolle Seelsorge über eine solche wacht), so zeigte sie doch, wo der Sinn der Leute hingekehrt war, nämlich zur wahren Heimath. Wohl möchte man in Deutschland, wo unter denen, die das Wort Gottes hören, ziemlich allgemein eine falsche Bequemlichkeit eingerissen ist, sich kaum einen rechten Begriff von der geistlichen Regsamkeit des Schwedischen Volks machen, da es nichts Seltenes ist, daß Leute acht, zehn bis zwölf Meilen zur Kirche wallfahrten, um einen wahrhaft evangelischen Prediger zu hören, und christliche Dienstboten sich unter der Bedingung vermiethen, daß es ihnen verstattet sey, so früh Feierabend zu machen, daß sie noch bei guter Zeit Sonntags in der oft weit entfernten Kirche eintreffen können. — Gleichzeitig fast that im südlichen Schweden eine andere, gegen alles weltliche Wesen, den immer drohenderen Unglauben und die herrnhutische Richtung ankämpfende Opposition sich hervor; als Führer derselben stand viele Jahre hindurch das gesegnete Werkzeug des Herrn, der Propst in Lund, Henrich Schartau, bis er im Jahre 1825 zu seines Herrn Freude einging. Schartau drang besonders auf eine tief eingehende, unter des heiligen Geistes Gnade stets forgesetzte Bekehrung, ein geordnetes Lesen und Hören des Wortes Gottes, eine wahre Hingabe des Herzens an ihn und Fliehen aller Welt-Eitelkeit. Nicht nur durch salbungsvolle Predigten, sondern auch vornehmlich durch musterhafte Katechesen, die zuletzt von Leuten eines jeden Standes und Alters, vom Adlichen und Professor bis zum Bauer hinab, von Alt und Jung, besucht wurden, streute er einen guten Samen aus, der von Gott gesegnet ward. Durch weithin in alle Schwedische Provinzen verbreiteten Briefwechsel ward er der geistliche Rathgeber und Tröster vieler Seelen; die höchst interessanten Belege hiezu enthalten die nach seinem Tode (so wie alle seine übrigen Schriften) herausgegebenen „Briefe über geistliche Angelegenheiten," in welchen ein rechter Schatz christlicher Erfahrungen niedergelegt ist. Als Theologe schloß er sich der Bengelschen Schule an und wirkte anregend auch auf viele jüngere Theologen, die ihm ihre erste Erweckung verdanken. — Als Opposition, freilich in einem untergeordneten Sinne, und dem Ehristenthume wenigstens indirekt dienend, wirkte auch die neuere äthetische Richtung, der älteren wässerigen französirenden als romantische entgegengesetzt, welche lange den Namen der Phosphoristen führte, weil ihr Hauptorgan eine Zeit lang die Zeitschrift „Phosphorus" war. In dieser Schule fanden das christliche Gefühl, das Mittelalter, zum Theil auch das ächte Kirchenlied ihre Anerkennung; die stumpfe Waffe und das unhistorische Treiben der Neologie wurden entblößt, und die Babelsverwirrung in der Sprache der noch immer hie und da sich breitmachenden eklektischen Philosophie entdeckt, während freilich Wenige von den dort Eingeweihten in's Heiligthum eingingen, die Meisten vor demselben stehen blieben. Zwei der gefeiertsten Namen aus der neueren Schwedischen Litteratur, der Historiker Geijer und der Dichter Tegnér, schlossen sich theilweise dieser Richtung an, obgleich beide unverkennbar an sich weit volksthümlicher sind.

So war die Hydra der Neologie bekämpft, und ein reinchristliches Streben in der Wissenschaft wie im Leben konnte sich entwickeln. Die Hauptförderer desselben sind entweder aus Schartau's Schule hervorgegangen, oder von ihm mächtig angeregt, oder lassen ihm doch vollkommen Anerkennung widerfahren, so wie es für den alten Diener des Herrn ein rechter Gegenstand des Lobes und Preises war, daß, ehe er sich zur Ruhe legte, so manche tüchtige Werkzeuge bereitet waren. Auch hat der christliche Kampf dieser Männer einen solchen Raum in Schweden gewonnen, daß man kaum dort, es wäre denn von den niedrigsten Pöbel-Scribenten, deren Forum die Schenkhäuser sind, einem hohnsprechenden, philisterartigen Herausfordern, wie es bei den Deutschen Nationalisten jetzt an der Tagesordnung ist, begegnet; sondern auch die die Göttlichkeit des Christenthums entweder gar nicht oder nur in ihrem Sinne anerkennen, zeichnen sich gewöhnlich durch große Bescheidenheit und Mäßigung aus, so wie auch auf der anderen Seite die christlichen Bekenner dort keineswegs in dem Maaße oder der Art, wie in Deutschland mit wenigen Ausnahmen, verfahndet und geächtet sind. Inzwischen fährt der Herr fort neue Streiter zu erwecken und das Zeugniß für die evangelische Wahrheit stets vollständiger und volltöniger zu machen.

So wie der Verfasser dieses schon früher in diesen Blättern auf eine neuere Erscheinung in der Schwedischen Litteratur aufmerksam machte, die den verfeinerten Deutschen Nationalismus mit Waffen des Geistes bekämpfte,*) so ist der folgende Aufsatz dazu bestimmt, die neuesten Erscheinungen dieser Art, Zeugnisse für den Glauben und wider den Unglauben, Beiträge zum Neubau der christlichen Theologie, näher in's Auge zu fassen und zu charakterisiren. Der Verfasser ersucht die Deutschen Leser, einen früheren Aufsatz von ihm in Tholuck's litterarischem Anzeiger („Blicke auf die neueste theologische Litteratur Schwedens seit 1823") **) damit zu vergleichen.

I. An dem Jubelfest für die tausendjährige Einführung des Christenthums in Schweden (1830, 1. December) hielt der Propst Bergqwist eine Rede, die er später, in der Form einer Abhandlung ausgeführt und vielfach vermehrt, herausgab. Man muß gestehen, die Veranlassung war zu einer eingreifenden historischen Betrachtung sehr einladend, und kann sich nicht wundern, daß der Vers., wenn er auf eine solche einging, manches mehr nur andeuten als entwickeln konnte. In der That sind die Fragen, die er zur Beantwortung aufstellt, von säkularischem und millenarischem Gewicht. Es sind nämlich diese: Was ist das im Norden tausendjährige Christenthum für die Welt gewesen? Was ist das Christenthum für die Welt in der gegenwärtigen Zeit? Was wird das Christenthum in der Zukunft für die Welt werden?

Der Vers. betrachtet zuerst das Christenthum an sich als Religion und zwar als die allein wahre, ohne Absicht auf die Wirkungen, die es außerhalb seiner Sphäre gehabt hat. Besonders weilt er hier, nachdem er einen Blick auf die Construktion

*) S. Ev. K. Z. vom Jahre 1828 Nr. 36—39.
**) Tholuck's litt. Anzeiger f. 1832 Nr. 4—8.

des Begriffs der Religion bei den Älteren und Neueren geworfen, bei der Darstellung der Versöhnungslehre, als des Mittelpunkts im Christenthum, und beleuchtet mit unverkennbarem Scharfsinn die dagegen erhobenen Einwendungen (S. 13 bis 55). Von dem Allgemeinen zum Besonderen herabsteigend faßt er nun, indem er von Anschar und seinem gesegneten apostolischen Wirken redet, näher das Mittelalter in's Auge im Vergleich mit der neueren Zeit seit dem Wendepunkte der Reformation. Man weiß, daß die wahre historische Betrachtung des Mittelalters auf der einen Seite durch falsche Romantik, auf der anderen durch spießbürgerliche Nützlichkeits- und Aufklärungstheorien mannichfach verdunkelt worden ist. Der Verfasser hat beide Klippen nicht nur gesehen, sondern glücklich vermieden.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### (China. Morrison's Tod.)

Eine Todespost aus dem Oriente folgt der anderen. Die Mission hat durch das Abscheiden des ersten protestantischen Missionars in China, des Dr. Morrison, einen empfindlichen Verlust erlitten. Nachdem er 27 Jahre lang im Dienst der Londoner Gesellschaft gearbeitet, und die ersten Bahnen zur Bekehrung Chinas für evangelische Sendlinge gebrochen hatte, starb er zu Kanton am 1. August 1834 im drei und funfzigsten Jahre seines Alters. Die hervorstechenden Züge im Leben eines solchen Mannes müssen die ganze Christenheit interessiren. Seine ausgezeichnete Kenntniß der Chinesischen Sprache und Litteratur und die Herzenseinfalt, womit er seine seltenen Gaben der Missionssache widmete, sichern ihm einen Platz unter den Wohlthätern des Menschengeschlechts.

Robert Morrison war von niedrigen, aber fleißigen und frommen Eltern zu Morpeth in Northumberland am 5. Januar 1782 geboren. Seinen ersten Unterricht empfing er zu Newcastle am Tyne, wohin seine Eltern gezogen waren. Sehr frühzeitig mußte er seinem Vater, einem Leistenschnitzer, bei der Arbeit helfen und zeigte sich sehr emsig und geschickt. In seinem sechzehnten Jahre wurde er vom Christenthume tief ergriffen und fing an den Heiland der Welt und seiner Seele ernstlich zu suchen. Von dieser Zeit sagt er selbst: „Der Unterricht, den ich in meines Vaters Haus und von den Geistlichen der Schottischen Kirche erhielt, führte mich endlich zu Christo. Ich fand Freude und Frieden im Glauben an die Wahrheit. Die Hoffnung und der Vorschmack des Himmels gewährten mir unaussprechliches Vergnügen und ich sehnte mich, Andere eben so glücklich, als ich war, zu machen. Ich verlangte, Christo Seelen zu gewinnen, damit sie Erben unvergänglichen Segens werden möchten. Das Studium ward meine Lust, und mit geringen Mitteln und großer körperlicher Anstrengung brach ich mir manche Stunde von der Handarbeit und vom Schlafe ab. Mehrmals suchte ich vergeblich Anweisung von Predigern und meine bejahrte Mutter war gespannt, was aus ihres Sohnes Eifer und Beharrlichkeit noch werden würde." Im Jahre 1801 fing Morrison unter Anleitung eines Predigers das Studium des Lateinischen, Hebräischen, der Theologie u. s. w. an, um seinen Geist weiter auszubilden und wo möglich zum Predigtamte zu gelangen. Seine Geistesstraft und glühende Frömmigkeit wurde von seinem Lehrer bald bemerkt, der ihn in zwei Jahren so weit förderte, daß er Highbury College, das theologische Seminar der Independenten, beziehen konnte. Hier legte er sich mit ganzer Seele auf das Studium der



Theologie, ohne die Pflege praktischer Frömmigkeit zu vernachlässigen. Er hatte sich zwar aus mehreren Gründen zum Dienst des Evangeliums in der Heimath bestimmt, aber im Stillen hegte er den Wunsch, als Missionar unter den Heiden zu dienen. Nicht lange war er im Seminar, als dieser Wunsch mit verdoppelter Stärke sich in ihm regte und im Mai 1804 bot er sich den Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft als Arbeiter unter den Heiden an. Sein Anerbieten ward günstig aufgenommen und er demnach nach Gosport in's Missions-Seminar versetzt, welches unter der Aufsicht des ehrwürdigen Dr. Bogue stand. Hier trieb er eifrig das Studium der Chinesischen Sprache unter einem geborenen Chinesen, und machte in dieser schwersten aller Sprachen außerordentliche Fortschritte. Aber nicht allein mit der Sprache des himmlischen Reiches beschäftigte er sich, sondern sein reger Sinn trieb ihn, sich eben so mit den allgemeinen Wissenschaften bekannt zu machen, und einen beträchtlichen Theil seiner Zeit verwandte er auf das Studium der Medicin und Chirurgie in theoretischer und praktischer Hinsicht.

Man hörte ihn öfter sagen, daß er seine Bestimmung nach China für eine Erhörung seines Gebets halte. Er hatte das ernste Verlangen, daß das Haupt der Kirche ihn in einen Theil des Missionsgebietes stellen möchte, wo die größten Schwierigkeiten zu überwinden, wo sie menschlichem Ansehen nach unübersteiglich wären. Man wird gern zugeben, daß China einem solchen Wunsche vollkommen entsprach. Er wünschte es indessen nicht aus allzugroßem Vertrauen auf seinen unternehmenden und muthigen Sinn, sondern weil sein Vertrauen auf die Verheißung und Kraft Jehovahs ungewöhnlich stark und lebendig war, und weil er da am meisten von Gott sah, wo er am wenigsten von Menschen erwarten konnte. Nach Vollendung seiner Vorbereitung wurde er am 8. Januar 1807 öffentlich zum Heidenboten ordinirt, und noch in demselben Monat segelte er ab, um sich von Nordamerika aus an den Ort seiner Bestimmung zu begeben. Er langte in guter Gesundheit am 4. September desselben Jahres im Hafen vor Kanton, dieser Pforte Chinas, an, und an diesem denkwürdigen Tage setzte der erste protestantische Missionar den Fuß auf Chinesischen Boden, wo fast ein Drittel des Menschengeschlechts in heidnischer Blindheit lebt. Er verschmähte die Bequemlichkeiten, welche ihm der nähere Umgang mit Landsleuten darbot, und unterzog sich die ersten sechzehn Monate den größten Beschwerden und Entbehrungen, um sich die Sprache baldigst anzueignen. Mit dem Anfang des Jahres 1809 galt er schon für den größten Kenner des Chinesischen und erhielt eine Dolmetscherstelle bei der Faktorei der Ostindischen Compagnie, worauf er sich mit Miß Morton verheirathete. Er nahm diese Stelle an, weil er überzeugt war, daß er bei der damaligen Lage der Dinge dann am besten auf das Volk wirken könne, dem durch regelmäßige Predigt schwerlich, aber leicht durch Schriften nahe zu kommen war. Er warf sich daher von neuem auf das Chinesische und studirte es in allen seinen Feinheiten. Im September 1811 überreichte er seine Handschrift der Chinesischen Grammatik dem damaligen General-Gouverneur von Bengalen, Lord Minto, und diese schätzbare Hülfe für den Chinesischen Sprachforscher wurde 1815 auf Kosten der Regierung von der Missionspresse zu Serampore gedruckt. Im Jahre 1811 druckte er auch die Apostelgeschichte, und übersetzte das Evangelium Lucä, eine Abhandlung über den Weg zur Seligkeit, und einen Katechismus über die Grundwahrheiten des Christenthums. Sonntäglich predigte er einer Anzahl Chinesen, die sich in seinem Hause versammelten. Die Übersetzung des ganzen Neuen Testaments vollendete er im September 1813, und verbreitete in sechs Auflagen 11,000 Exemplare. Im Jahre 1814 begann die Ostindische Compagnie auf ihre Kosten den Druck seines Chinesisch-Englischen Wörterbuchs, ein Werk, das aus drei dicken Quartbänden besteht, binnen neun Jahren zu Macao gedruckt, ein Denkmal von

Morrison's Eifer, Gelehrsamkeit und Ausdauer, und ein Führer zur Erlernung einer Sprache, welche bis auf ihn für gewöhnliche Gaben fast unzugänglich geschienen hatte. Auch seine Bemühungen zur Bekehrung der Sünder waren nicht erfolglos; einige hatten den Götzendienst aufgegeben, und die Taufe empfangen; der erste Täufling war Tsae-a Ko im Jahre 1814, welcher bis zu seinem Tode (1818) fest im Glauben blieb. Im Juli 1816 begleitete Morrison den Lord Amherst auf seiner Gesandtschaft nach Peking, von welcher er am 1. Januar 1817 nach Kanton zurückkam. Er hat von dieser interessanten Reise eine kurze Beschreibung herausgegeben. In Anerkennung seiner Verdienste um die Übersetzung der Bibel in die Chinesische Sprache, verlieh ihm der Senat der Universität Glasgow (1818) die theologische Doktorwürde. In demselben Jahre gründete er das Englisch-Chinesische Seminar zu Malacca durch eine Stiftung von 1,000 Pf., und im Jahre 1823 ein ähnliches Institut zu Singapore. Zu letzterem legte der verewigte liebenswürdige Sir Stamford Raffles den Grundstein im August des folgenden Jahres. Morrison's Absicht dabei war die Verbreitung der Englischen Sprache unter den Chinesen, um sie durch die Bekanntschaft mit unserer Litteratur demüthiger und für den Missionar zugänglicher zu machen. Aber im Jahre 1819 erlebte er die größte Freude, da es ihm mit dem Beistand des Dr. Milne gelang, die Übersetzung des Alten Testaments zu vollenden, wodurch also die ganze heilige Schrift dem Chinesischen Volke eröffnet war. Es wurde später in sechzehn Oktavbänden gedruckt. Leang-a-fa, ein Zögling Milne's und von Morrison getauft, vollzog den Druck des ganzen Werkes zu Malacca und kehrte dann nach China zurück.

Durch die Predigt des Evangeliums sammelte er eine kleine Gemeinde von Chinesen um sich; fünf derselben wurden Missionare unter ihrem Volk und predigten das Evangelium von Haus zu Haus bis zu den Mauern Pekings. Im Juni 1821 verlor er seine theure Lebensgefährtin durch den Tod; sie hinterließ ihm einen Sohn und eine Tochter. Am 9. December 1823 schiffte er sich zu einem Besuche in England ein und langte daselbst den 24. März 1824 an. Vor seiner Abreise hatte er noch das große Vergnügen, Leang-a-fa zu taufen. In England wurde er von Personen aller Stände mit der größten Hochachtung behandelt, und als erster protestantischer Missionar Chinas dem Könige vorgestellt, welchem er ein Exemplar der Chinesischen Bibel überreichte. Sein Eifer für Beförderung des Studiums Ostasiatischer Sprachen zeigte sich auch hier; er gründete mit Prof. Lee, Herrn Townley und Anderen ein Sprach-Institut in großartigem Maaßstabe zum Unterricht der Missionare. Die Herren Dyer, Smith, Tomlin und Miß Newell, Gützlaff's nachmalige Gattin, empfingen hier ihre Bildung von Morrison. Die Anstalt gerieth nach seiner Abreise leider in Verfall. Vor seiner Abreise nach China 1826 verband er sich mit seiner zweiten Frau, die jetzt sich mit fünf unmündigen Kindern in England befindet, wohin ihr die traurige Nachricht von dem Tode ihres Gatten fast auf dem Fuße folgte. Ihm, wie dem unermüdlichen Carey, welcher gleich ihm die Bibel in die Chinesische Sprache übersetzt hatte, war die Freude vergönnt, einen schöneren Tag, den Tag des Heiles für China heraufkommen zu sehen. Seine letzten Briefe sind voll davon. Unterm 14. Oktober 1833 schrieb er aus Macao: „Die Chinesische Mission der Evangelischen Kirchen ist jetzt nicht mehr auf die Arbeiter der Londoner Gesellschaft beschränkt, Gott hat von verschiedenen Seiten Hülfe für China angeregt. Aber wir arbeiten und kämpfen alle zusammen für den Glauben des Wortes Gottes. Sie werden wünschen zu wissen, was ich, Afa, Agong u. s. w. gethan haben. Wir haben gemeinschaftlich und einzeln an der Vervielfältigung und Ausbreitung des Lebenswortes gearbeitet. Wir sind mit dem Drucke eifrig beschäftigt gewesen. Wir haben die Namenchristen anzureizen und die blinden Heiden zu erwecken gesucht. Wir fingen eine religiöse Zeitschrift, den Evangelisten, an, welchen jedoch die Portugiesischen Katholiken zu Macao unterdrückten. Große Unfälle haben dies Jahr die Provinz Kanton betroffen, Überschwemmungen der Flüsse und unablässige Regenstürme. Viele Tausende sind durchs Wasser umgekommen oder von einstürzenden Häusern begraben worden, oder vor Hunger gestorben. Auch Afa's Haus wurde weggewaschen. In der That, durch ganz China — im Norden durch Dürre und Theurung, im Süden durch Regen und Überschwemmung, in einigen Gegenden durch das Schwerdt, im Kaiserlichen Harem durch den Tod der Kaiserin — war Furcht und Trauer ausgegossen. Unglück ist die Schule der Weisheit. Möchte China zur Buße bereitet werden." In einem Briefe vom 6. December 1833 wirft er, gleichsam ahnend seinen baldigen Heimgang, einen Blick auf die Vergangenheit: „Fast acht Jahre sind verflossen seit meinem letzten Besuche und sechs und zwanzig seit meiner Landung an Chinas Gestaden. Zu der Bibel, dem Wörterbuch und dem Seminar der früheren Jahre habe ich inzwischen 60,000 Bogen Traktate, meist biblische Stücke, und 10,000 Exemplare eines kleinen Liederbuches von sechzig Seiten hinzugefügt. Diese sind mit beweglichen Typen auf meiner Presse gedruckt. Die Drucker und Typenschneider sind alle im Englisch-Chinesischen Seminar erzogen, und zwei derselben stehen auf den Listen unserer Gesellschaft, Leang-a-fa und Keuhagang; die andern beiden, Achaou und Atseih, sind noch nicht getauft. Afa hat mit seinen Schülern eine ungewöhnliche Kühnheit bei der Vertheilung von Schriften an die Chinesischen Studirenden, welche der Prüfung wegen aus der ganzen Provinz nach Kanton gekommen waren, bewiesen. Bis jetzt haben ihn die Behörden noch nicht beunruhigt, wofür sie ihren Gott und Heiland preisen. Chooseen-saug, vieljähriger Lehrer des Mandarinen-Dialekts im Englisch-Chinesischen Seminar, den ich im verflossenen Jahre taufte, ist jetzt mein Gehülfe im Dolmetscheramt, und hält sonntägliche Predigten für Chinesen. Gützlaff ist wieder nach dem Norden abgereist. Fünf Amerikanische Missionare sind bei uns angekommen, einer für Kanton, zwei für Siam, zwei für Java bestimmt. Die Zeit des Heils für China scheint gekommen zu seyn, und Söhne und Töchter werden aus dem Lande Sinim zum Herrn gebracht werden. Lobet den Herrn! Hallelujah! Amen!"



Gegen das Ende seines Lebens hatte Morrison viel körperliche Leiden; er ahnete, daß sein Tagewerk zu Ende gehe, sprach seine Dankbarkeit gegen Gott für den Beistand in seiner Arbeit aus und fügte hinzu, daß er nur von zwei gleichzeitigen Missionaren wisse, die ihn überlebten, Carey und Marshman; er wußte nicht, daß Carey schon heimgegangen war. Sein Ende war unerwartet; noch eine Stunde zuvor dachte Niemand daran. Am 1. August 1834 athmete er sanft seinen Geist ohne Kampf und Leiden aus. Sein Andenken wird bei seiner kleinen Gemeinde und in der ganzen Christenheit im Segen bleiben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 4. Juli. № 53.

## Mittheilungen aus der neuesten christlich-theologischen Litteratur Schwedens.

(Fortsetzung.)

Er äußert sich darüber folgendermaßen: „Man hat bemerkt, daß die Völker, so wie der einzelne Mensch, ihr schwärmendes Jugendalter haben. Und in der That, wenn man nicht hoffen dürfte, daß unser Geschlecht im Großen, so wie der Adler nach der Meinung der Alten, sich in seinen alten Tagen verjüngte, so möchte man, bei Vergleichung der schwärmerischen Kraftfülle des Mittelalters mit der eingeschrumpften, flachen, an einer niedrigen materiellen Nützlichkeit festklebenden Altersschwäche dieser Zeit, versucht seyn, sich das Mittelalter mit allen den Schwärmereien, der Jugendfrische, der selbst in den Verirrungen unverkennbaren Religiosität, der Ritterlichkeit, dem Gemeinsinn, der Aufopferung für große Ideen, zurückzuwünschen. — Doch, muß denn das Geschlecht nothwendig schwärmen, um groß, ritterlich, würdig zu handeln? Oder war nicht eben die Schwärmerei, die jene Zeit auszeichnete, Schuld daran, daß die herrlichsten Ideen verunglückten, wenn sie realisirt werden sollten, und daß die Herrschsucht und List sich für ihre Zwecke des Höchsten und Edelsten in der Menschheit bedienen konnten? Gewiß lassen fast alle Mißbräuche des Papstthums sich aus theils mißverstandenen, theils im Dienste der Hierarchie gemißbrauchten Ideen erklären; sind aber nicht eben deshalb diese Ideen gefallene Geister, welche eine wider Gott und sein Reich feindliche Richtung genommen, und zwar eine um so gefährlichere und verderblichere, je höher und trefflicher die mißgeleitete Kraft war? Oder wer sollte wohl wegen des Großen in der Idee eines sichtbaren Oberhaupts der Kirche das Satanische in der Anmaßung des Römischen Bischofs, eines sündlichen Menschen, verkennen können, der eine Unfehlbarkeit in Entscheidung des Glaubens und Verhaltens der Menschen, ein Ansehen, eine Macht und Ehre in Anspruch nahm, die nur dem König aller Könige gebührt? Wer kann von allen den Schändlichkeiten, dem schnöden Geisteszwange, den Mißbräuchen in kirchlicher und politischer Hinsicht, welche die schreckliche Brut des Papstthums waren, allem dem unschuldigen Blute, welches geflossen ist, um diese Macht des Abgrundes zu erweitern und befestigen, absehen? Nein, unsterblicher Luther, du, des ächten apostolischen Christenthums Wiederhersteller! Königlicher Held, großer Gustav II. Adolph, du, der wahren christlichen Glaubensfreiheit Vertheidiger! Unvollkommen wäre unsere Festfreude, kindisch unser Jubel über das tausendjährige Bestehen des Christenthums hier im Norden, wenn wir uns nicht freuen könnten, wie der Vogel dem Stricke entronnen zu seyn, wenn nicht der Herr in seiner angenehmen Zeit euch gesendet, ihr edlen Wohlthäter der gesammten Christenheit, dich Luther, um mit dem Schwerdte des Geistes die Menschensatzungen zu zerhauen, und dich, Gustav II. Adolph, um mit dem weltlichen Schwerdte, umgürtet in der Kraft des Herrn, uns die Glaubensfreiheit wieder zu schenken. In euch sah man den ächten christlichen Rittergeist, veredelt, brennend, aber ohne die Schwärmerei des Mittelalters; und wenn eine spätere Zeit zu einem niedrigen, materiellen Egoismus, zu einem gottlosen, weltlichen Sinn herabsinken konnte, so ist das nur darum geschehen, weil der Geist, der euch belebte, nicht mehr ein von Gott entfremdetes, in sich selbst vernarrtes späteres Geschlecht belebt."

Weiter führt der Verf. die Vergleichung des Mittelalters mit unserem Jahrhundert in Beziehung auf das Verhältniß des Staats und der Kirche in großen, kräftigen Zügen so aus. „Sublim," sagt er, „war die Idee des Katholicismus (abgesehen von dem entsetzlichen Mißbrauch derselben im Dienste der Hierarchie), die eine heilige allgemeine Kirche als in sich alle christliche Staaten, als Pflanzschuleu für das Reich Gottes, umschließend zu betrachten. Der Grundfehler bestand allein darin, daß man mit weltlichen und fleischlichen Mitteln diese an sich reine, geistliche, im innersten Wesen des Christenthums gegründete Idee realisiren, daß man die Staaten zwingen wollte, Dienerinnen der Kirche zu seyn, anstatt es der eigenen unsichtbaren Macht der Wahrheit zu überlassen, mit dem höchsten Zweck der Kirche die niedrigeren Staatsinteressen zu verbinden, und vor Königen und Völkern den Thatbeweis zu führen, daß sie nur in der Förderung des ersteren eine sichere Bürgschaft für die Realisirung der letzteren finden. Durch die Reformation wurde das künstliche, unnatürliche Band gelöst, womit das vermeintliche Oberhaupt der Kirche die Staaten hatte umschlingen oder vielmehr an sich fesseln wollen, statt sie mit der Kirche zu vereinigen. Staat und Kirche traten wieder in das natürliche Verhältniß zu einander, als beide göttliche Institute, das eine für den Himmel, das andere für die Erde, und darum, wie Erde und Himmel, zwar einander bedingend, aber nicht unterdrückend. Zwar lag in dem Separatismus, welchen die Reformation, ihrer Natur nach, als Gegensatz zum alten Universalismus nothwendig machte, eine Gefahr, daß Staat und Kirche, einmal von einander geschieden, beide für sich eine gänzliche Unabhängigkeit von einander anstreben, oder daß der bisher unterdrückte Staat mit der weltlichen Macht, die in demselben, seiner Seits Repressalien wider die Kirche ausüben möchte. Ein Beispiel der ersteren Art haben

wir in den Nordamerikanischen Freistaaten, diesen von den Liberalen der Zeit als Muster der Staats- und Kirchenverfassung gepriesenen Einrichtungen. In der That aber haben diese Staaten nicht, als bloße Rechtsphilosophen etwa, ohne alle Einwirkung des christlich-religiösen Elements in der Europäischen Staatslehre, ihre Verfassung gebildet, sondern vielmehr als Kolonisten mit Europäischer, sowohl christlicher als humanistischer Bildung, sich zwar von ihren früheren politischen, keineswegs aber von ihrem christlich-religiösen Verbande ablösen können. Ohne Zweifel gehört die letzte große Universalausbildung beider geschiedenen Elemente in diesen Staaten einer noch entfernten Zeit an. Was man für jetzt von dem Beispiel dieser Staaten lernen kann, scheint das zu seyn, daß ein Staat und wie hier eine Conföderation von Staaten ohne Staatsreligion, aber nicht ohne Religion in dem allgemeinsten Sinne des Worts, entstehen, und wenigstens eine Zeit lang fortdauern kann; denn noch ist in diesen Staaten der Atheismus nicht die vorherrschende Denkungsart der Menge gewesen; und ohne grade tiefe Menschenkenntniß zu haben, wird man wohl erkennen, daß keine constitutionell ausgedrückten Rechtsabstraktionen vermögend sind, eine Gemeinschaft von lauter Atheisten zusammenzuhalten. . . . In der Nordamerikanischen Staatsverfassung sehen wir also die Unabhängigkeit des Staats von der Kirche eben so feierlich proklamirt und ratificirt, wie in der papistischen Kirchenverfassung die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate ausgesprochen und geltend gemacht ward. Eine solche Lehre brauchte die Welt, um überzeugt zu werden, daß eine jede unnatürliche Vereinigung eben so gefährlich ist als die unnatürliche Absonderung, daß das Christenthum, so wie der hohe Stifter desselben, lieber Knechtsgestalt annimmt, als mit dem Schwerdte Petri vertheidigt wird, welches die Legionen Engel entbehrlich machen könnte; kurz, daß so lange der Staat nicht die Kirche als ein neben ihm bestehendes Institut verläugnet, welchem der Staatsbürger, ohne seine bürgerlichen Pflichten zu verletzen, angehören kann, braucht der erstere, um als solcher zu bestehen, keineswegs aus eigenen Mitteln die Kirche innerhalb seines Bezirks zu erbauen; es ist genug, daß derselbe unter seinen Mitgliedern eine Mehrzahl hat, welche zugleich Mitglieder der Kirche sind. . . . Allein welch eine äußerliche Auffassung der Idee des Staats und der Kirche sowohl als des Verhältnisses beider zu einander liegt zum Grunde, wenn man die Nordamerikanische Staatsverfassung und das Verhältniß derselben zur Kirche als ein Muster ansieht! Sie ist mit Rücksicht auf die ungleichartigen politischen und religiösen Elemente, welche sie verschmelzen wollte, die erträglichste; die irdische Idee des Staats, als die möglichst größte Freiheit der Individuen, nur begränzt von dem Gesetze, als dem gemeinsamen Willen Aller, hat sie nach den Umständen glücklich realisirt; aber hat der Staat nicht noch eine höhere Idee, die im Christenthum geoffenbart ist? . . . Hat dies aber seine Richtigkeit, so folgt, daß die Staatsverfassung, welche in cäsareo-politischer Berechnung nur die Kirche



tolerirt, weil die Mitglieder desselben zugleich die des Staates sind und demselben Steuer entrichten, eben so einseitig ist als die Kirchenverfassung, welche in hierarchisch-politischer Berechnung nur den Staat tolerirt, weil die Mitglieder desselben zugleich, wenigstens dem äußeren Bekenntnisse nach, die der Kirche sind und den Dienern der letzteren die Zehnten geben. In diesen beiden Verfassungen liegt auf dem Boden der Despotismus, es sey der des Staats über die Kirche, oder der der Kirche über den Staat; die Toleranz, allein vom Nutzen bestimmt, verwandelt sich leicht in Intoleranz, wenn diese nützlicher als jene ist."

Wir übergehen so manches Lehrreiche und Treffliche von dem, was der Verf. ferner über das Verhältniß des Christenthums zum Staate nach der Reformation bemerkt, um einiges von dem hervorheben zu können, womit er die Frage beantwortet: Was ist das Christenthum für die Welt in der gegenwärtigen Zeit? „Wir leben," sagt er, „in einer Zeit der Brechung. Ein Kampf, der seit der ersten Einführung des Christenthums in die Welt nicht seines Gleichen gehabt hat, ja in gewissen Rücksichten noch tiefer eingeht in die Welt des Geistes in allen Regionen desselben, zeichnet unsere Zeit aus." Zu den hellen Zeichen der Zeit rechnet er die durch alle Klassen der Gesellschaft sich verbreitende allgemeine menschliche Bildung (abgesehen von dem Mißbrauch derselben im Dienste der Eitelkeit und Üppigkeit), den Einfluß der gründlichen wissenschaftlichen Studien auf das praktische Leben und auf die Leitung und Entwickelung der höchsten Angelegenheiten des Staats, die Fortschritte der praktischen Wissenschaften, die vollkommnere Darstellung und Erläuterung des Alterthums, die gründliche Durchbildung der Philosophie theils auf Platonischem, theils auf Aristotelischem Wege (obgleich diese meist das Mittleramt des Christenthums auch in der Region des Wissens verkannt, und die Weisheit im Begriffe mit der in der Wirklichkeit verwechselt, und in eigenem selbstaufgefaßtem Begriff den menschgewordenen Logos hat begreifen wollen, statt in ihm, nach der Leitung seines Worts, die vollkommene Verschmelzung der Idee und der Wirklichkeit anzuerkennen), ferner die religiösen Erweckungen im Großen und im Einzelnen, unter aller Lauigkeit, Gottlosigkeit, Frechheit der Menge, die wunderbare Verbreitung des Bibelworts in und außer der Christenheit, den neuerwachten und sorgfältig unterhaltenen Missionseifer. Als dunkle Zeichen der Zeit hebt er besonders aus, daß der verfeinerte Rationalismus, weit gefährlicher und innerlich verzehrender als der grobe Naturalismus, am gefährlichsten, wenn derselbe das Gefühl zu seiner Grundlage und seinem letzten Stützpunkt erkiest, immer mehr Raum gewinnt und als die herrschende Denkungsart bei der Mehrzahl der Gebildeten, der Wissenschaftsmänner und der Theologen ex professo sich nachweisen läßt; ferner daß man bei so vielen Lehrern eine klägliche Unentschiedenheit, ein Hinken auf beiden Seiten, eine Vermengung von Wahrheit und Lüge, von Gottes Wort und Menschensatzungen wahrnimmt (wobei der Verf. auch mit gebührender Schärfe die Träumerei abweist, als ob man

neben der Bibel kein Symbol brauchte, als ob jene zugleich norma normans und norma normata seyn könnte); den Götzendienst, den man mit der schönen Kunst treibt, so daß unter Kunstliebhabern die Formen und unter den Philosophirenden die Ideale als Höchstes und Selbstzweck betrachtet werden;*) end. lich in gewisser Rücksicht auch das revolutionäre Streben der Zeit. Dies letztere will der Verf. keineswegs entschuldigen oder als träumerischer Kosmopolit sogar adeln; er bemerkt aber, daß man nicht behaupten könne, diese Revolutionen, insofern sie einen rein politischen Zweck verfolgen, nämlich eine dem Bildungsgrad der Völker angemessene Freiheit und Sicherstellung gegen äußeren Druck und willkührliche Behandlung der Machthaber, stehen in einem direkt feindlichen Verhältnisse zum Christenthum. — Um dieses Urtheil richtig zu würdigen (wobei wir übrigens dem Leser nicht vorgreifen), darf man nicht vergessen, daß der Verf. in einem constitutionellen Staate lebt, dessen Constitution aber aus den Wurzeln des Volks selbst und

*) „Lasset uns," sagt der Verf., „einen schönen Apollo der Antike und ein schönes Christusbild uns denken. Die Idee der Schönheit offenbart sich freilich, so weit man bloß auf die sinnlich hervortretende Form sieht, in beiden; aber dem ersteren liegt der Hauptirrthum des verfeinerten Heidenthums zum Grunde, daß das Göttliche die Idealisirung des Menschlichen ist, da dieses gleichwohl, in seiner Reinheit gedacht und ausgedrückt, nur ein Abbild des Göttlichen ist; der letztere hingegen drückt die Offenbarung Gottes in der Menschennatur, die Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit aus, und geht so von der Grundwahrheit aus, daß die Menschennatur, auch mit der Gottheit vereinigt, nicht aufhört Menschennatur zu seyn, ja daß der Mensch, welcher Gott ganz offenbaren sollte, als Mensch betrachtet in der tiefsten Demuth der inwohnenden Gottheit alle Ehre geben mußte für die menschliche Offenbarung derselben. Und wird diese Grundwahrheit nicht durch die ganze Lebensgeschichte Jesu bestätigt?" Die Einwendung, daß der Dichter oder Künstler ja die heidnischen Götter nicht etwa als wirkliche persönliche Wesen aufführt, sondern sie bloß als gegebene plastisch-bestimmte Charaktere und Formen gebraucht, und daß die Spekulation in diesen Schöpfungen Wahrheit findet in dem Maaße, als sie klar und anschaulich das Göttliche und das Verhältniß desselben zur Natur und Menschheit objektiviren, weist der Verf. mit den Bemerkungen zurück, daß erstlich so die Manifestation des Göttlichen in beschränktem Maaße und in ungleichen Modifikationen verwechselt werde, und daß demnächst diese sogenannten Manifestationen des Göttlichen nicht selten in klaren Widerspruch gegen das Ideal der Heiligkeit treten, so daß die Götter und Göttinnen des Heidenthums nicht einmal dem reinen Ideal der Menschheit, geschweige denn dem Urbild derselben, der Göttlichkeit, entsprechen; und selbst die begränzten Verhältnisse, in welchen diese Gottheiten als mehrere hervortreten, schließen ja in der That eine Verläugnung der unendlichen, unbegränzten Gottheit in sich, welche sie objektiviren sollen. „Muß so nicht die Dichtung selbst in ihren herrlichsten Schöpfungen, wenn sie auf eigene Hand das Göttliche objektiviren will, unbewußt Zeugniß ablegen von dem tiefen Falle des Menschen und der daraus entsprungenen hochmüthigen Einbildung, daß weil der Mensch wie Gott seyn will, so müsse Gott wie der Mensch seyn?"



der tiefsten geschichtlichen Grundlage hervorgegangen, nicht wie die neueren Constitutionen ein Impromptu der politischen Arithmetik oder eine Nivellirung, von der herrschenden politischen Sekte vorgenommen, ist.

Auch über die irenischen Bestrebungen der neuesten Zeit äußert der Verf. sich in diesem Abschnitte, und da wir früher keinen schicklichen Ort fanden, seine Gedanken darüber mitzutheilen, tragen wir es hier nach. Erfreulich, meint er, sey es auf der einen Seite, daß Gläubige von verschiedenen Sekten und Confessionen einander zu verstehen anfangen, in demselben Maaße als der Geist des Glaubens sie lehrt, mit Hintansetzung des minder Wesentlichen in der Glaubenslehre, die großen Hauptlehren des Christenthums auszusprechen. Betrübend aber sey es, daß der Streit, welcher in unserer Zeit über das Wesen und den Grundinhalt der christlichen Glaubenslehren geführt werde, unter den Gläubigen selbst eine gewisse Schlaffheit, Nachgiebigkeit oder Gleichgültigkeit in Absicht auf die nähere Bestimmung sowohl der Glaubenslehre im Ganzen und Großen als der untergeordneten Lehren herbeiführe, so daß man nicht selten der Ermahnung Salomo's vergißt: Kaufe die Wahrheit und verkaufe sie nicht, und das „Gesund-Seyn im Glauben" öfters aus den Augen gesetzt wird. . . . Die Irenik neuerer Zeit zwischen verschiedenen Glaubensbekenntnissen, im Gegensatz zur Polemik der älteren Zeit, artet in unseren Tagen leicht zu einer gefährlichen Vermischung von Unkraut und Waizen, Wahrheit und Lüge, Lehre des Wortes Gottes und Menschensatzungen, oder wenigstens zu einer schwebenden Unbestimmtheit in der Glaubenslehre aus, welche für die Gläubigen ungleicher Bekenntnisse vielleicht schädlicher ist, als der alte Eifer, womit sie, ein Jeder von seinem Standpunkt, obgleich einseitig für ihre Glaubensform kämpften. An eine Vereinigung zwischen Römisch-Katholischen und Protestanten in kirchlicher Absicht denken, ist wenigstens ein wohlgemeinter Unverstand, so lange der Herr selbst nicht die papistische Scheidewand niederreißt. Dasselbe gilt von einer Vereinigung zwischen den protestantischen Bekenntnissen in kirchlicher und dogmatischer Beziehung. Man vergesse doch nicht, daß durch Verschweigen des Disparaten und gegenseitig Unvereinbaren die Bekenntnisse keineswegs vereinigt sind."

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Hinterindien. Englisch-Chinesisches Institut zu Malacca.)

Das verstorbene Parlamentsglied, K. Marjoribanks, gab aus Macao folgende Nachricht über Malacca. Malacca war eine der ersten Europäischen Besitzungen in Asien, da es wenig Jahre nach der glücklichen Umschiffung des Kaps durch Vasco de Gama von den Portugiesen weggenommen wurde. Sie trugen nicht viel zur sittlichen Verbesserung des Landes bei; wir erfahren von Franz Xaverius, der es besuchte, daß „die Größe und Zahl ihrer Laster die Christen von den

Ungläubigen unterscheide." Die Holländer, welche den Portugiesen zu Malacca folgten, mögen diese traurige Auszeichnung nur noch weiter getrieben haben. Die Reste dieser früheren Herren ruhen innerhalb der Mauern der alten Kirche auf dem Malaccahügel. Dies war zuerst eine Römische, dann eine Protestantische Kirche und Begräbnißplatz; — jetzt eine malerische Ruine. Jesuitische Apostel des Morgenlandes, etliche darunter Bischöfe Siams, Chinas und Japans befindet, schlafen neben Bürgermeistern; aber die Elemente werden bald jede Erinnerung an die Thaten dieser Missionare und Kaufleute von den Gräbern weggewaschen haben.

Diese interessante Niederlassung steht nun wieder unter der Herrschaft Englands. Das alte Fort, ein Werk der Portugiesen und Holländer, war eins der stärksten in Asien; bei seiner ersten Wegnahme durch die Engländer wurden die Festungswerke in die Luft gesprengt. Aber es bestehen zu Malacca Gebäude, welche interessanter sind als alte Festungen und Kirchen. Voran unter diesen steht das Englisch-Chinesische Collegium. Diese wohlgeordnete Anstalt verdankt ihren Ursprung und ihre Gründung dem Dr. Morrison, dessen gründliche und ausgebreitete Kenntniß der Chinesischen Sprache ihm verdienten Ruhm erworben hat. Er schenkte mit großer Freigebigkeit eine bedeutende Summe zur Erbauung des Collegiums, welches bisher hauptsächlich durch freiwillige Beisteuern erhalten worden ist, auch die Unterstützung der Indischen Regierung, wiewohl nicht in wünschenswerthem Maaße, erfahren hat. Es ist eine Anstalt, deren Verdienste zu wenig bekannt und deren Vorzüge zu wenig anerkannt sind. Einige halten sie ihrer Beachtung nicht werth, weil sie aus dem Missionswerk entsprang; es ist zu hoffen, daß solche beschränkte Ansichten bald ihre Endschaft erreichen; und wie sehr auch die Glaubensbekenntnisse verschieden sind, so dürfte doch eine solche Anstalt, welche das Wohl unserer Mitmenschen beabsichtigt, von Seiten freisinniger und erleuchteter Geister jeder Ermunterung gewürdigt werden.

Die bisherigen Vorsteher des Englisch-Chinesischen Collegiums waren höchst einfache und wohlgesinnte Männer, abgesehen von ihren Kenntnissen in Malayischer und Chinesischer Sprache, die sie zu ihrem Amte tüchtig machten. Aus persönlicher Bekanntschaft des Mannes spreche ich, wenn ich versichere, daß der selige Dr. Milne, mehrjähriger Vorsteher der Anstalt, in tiefschriftlicher Demuth die Liebe zur Wissenschaft und Gelehrsamkeit mit Begeisterung in der Religion verband, und ängstlich seine Zeit und sein Leben dem Amte opferte. Sein ebenfalls verstorbener Nachfolger, Collie, war auch ein Mann von höchst achtbarem Charakter; das Chinesische sprach er mit dem Accent und der Natürlichkeit eines geborenen Chinesen. Solche Männer verdienen es wohl, daß man sie nicht verächtlich von der Seite ansieht, wenn ihnen auch die Europäische Form der Gelehrsamkeit fehlte. Der Zweck der Anstalt ist Unterweisung Chinesischer Knaben, welche sonst gar keinen Unterricht erhalten würden. Sie lernen die Englische und Chinesische Sprache sammt den Elementen nützlicher Kenntnisse. Keine Religion ist ausgeschlossen und kein Zwangsmittel zum Übertritt wird angewendet. Wer Neigung zum Christenthum zeigt, wird natürlich auf alle Weise aufgemuntert; wer nicht, der erwirbt sich doch eine vortheilhafte und sittliche Bildung.

Als ich das Collegium besuchte, zählte es gegen dreißig Schüler.



Mit größeren Mitteln würde es auch mehr zu leisten vermögen. Zu meiner großen Freude hörte ich fast Alle fließend die Bibel in Chinesischer und Englischer Sprache lesen. Viele schrieben beide Sprachen zierlich und hatten gute Fortschritte in Arithmetik, Geographie und Weltgeschichte gemacht; so empfängt der Sohn eines Malakkischen Bauern eine Erziehung, wie sie dem Erstgeborenen des Chinesischen Kaisers versagt ist. Der jetzige Vorsteher des Collegiums, Herr Kidd, zeichnet sich durch seine väterliche Gesinnung gegen die Schüler aus. Er hat die Beobachtung gemacht, daß sie an Fähigkeiten Europäischen Kindern in nichts nachstehen; Viele sind äußerst begierig nach Unterricht, und es ist nur zu bedauern, daß die Geldmittel nicht zulassen, das Gebäude zu erweitern, um die Knaben auch über Nacht behalten zu können. Denn die Wohnungen der Eltern sind häufig keineswegs die Orte, wo die Sittlichkeit befördert wird.

Viele im Collegium gebildete Chinesen sind schon in's Leben eingetreten, und ihr geistiges Übergewicht über ihre ungebildeten Landsleute hat der Anstalt einen hohen Ruf im Lande erworben. Viele dienen Kaufleuten oder als Sekretäre in öffentlichen Ämtern. Ihre Kenntniß beider Sprachen nebst ihrem meist untadelhaften Betragen, hat sie an Orten, wo viele Chinesen wohnen, zu solchen Stellen vorzugsweise befähigt. Bei einem Chinesischen Krämer, in dessen Laden ich trat, fiel mir die Ordnung und Nettigkeit auf; er erzählte mir in gutem Englisch, daß er das Glück gehabt habe, im Collegium unter Dr. Milne erzogen worden zu seyn, und sich dessen noch mit größter Dankbarkeit erinnere. Er versicherte, daß er Alles aufwenden werde, seinen Kindern eine gleiche Wohlthat zukommen zu lassen. Fortwährend las er eifrig Englische Schriften, aus welchen er sich eine große Masse Auszüge gemacht hatte; unter andern fand ich Cowper's bekannte Zeilen unter seiner Mutter Bild, die er sogar, weil sie ihm so wohl gefielen, auswendig gelernt hatte. Das war ein Chinesischer Krämer, ein Kleinhändler mit Thee, Rauch- und Schnupftabak, von dem ich später noch erfuhr, daß er ein mäßiger, fleißiger und wohlhabender Mann sey. Wie viel muß eine solche sich allmählig verbreitende Gesinnung zur Niederreißung aller Vorurtheile unter den Chinesen und zur Vernichtung ihrer Eifersucht und Zurückhaltung wirken! Die Mittel sind noch unvollkommen und reichen für den großen Zweck nicht aus, aber es ist jetzt schon eine Bibliothek und eine Presse mit dem Collegium verbunden, und eine Zeitung in Chinesischer Sprache ist unlängst begonnen worden. Man verachte diese scheinbar kleinen Anfänge nicht, sondern unterstütze sie kräftig aus öffentlichen und besonderen Mitteln. Es war ein felsiges und jetzt fast ganz ödes Eiland unter den Hebriden, wo Dr. Johnson ausrief: „Wir betreten jetzt den ruhmvollen Boden, der einst die Leuchte für Kaledonien war, von wo aus wilde Horden und räuberische Barbaren das Licht der Erkenntniß und die Segnungen des Christenthums erhielten." Möge Malacca das Jona dieser östlichen Länder werden!"

Diese Anstalt muß für die Ausbildung Chinesischer Jünglinge zum Predigtamt unter ihrem Volke besondere Bedeutung erhalten, wenn einst das Evangelium mehr Eingang gefunden haben wird. Auch die Katholiken waren genöthigt, ihr Chinesisches Collegium außerhalb der Gränzen Chinas zu verlegen, um den Jünglingen die zum Studiren nothwendige Ruhe zu verschaffen, da die Verfolgungen im Lande selbst sehr häufig waren.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 8. Juli. № 54.

## Mittheilungen aus der neuesten christlich-theologischen Litteratur Schwedens.

(Fortsetzung.)

Der dritte Abschnitt dieser Schrift beschäftigt sich mit der Frage: Was wird das Christenthum für die Welt in der Zukunft werden? Gibt es, fragt hier der Verf., nachdem er seine Ansichten vom Antichrist und der Art und Weise seiner Offenbarung dargelegt hat, Zeichen in unserer Zeit, aus welchen wir mit Wahrscheinlichkeit schließen mögen, daß eine solche religiös-politische Veränderung wenigstens für das heranwachsende Geschlecht sich entwickeln wird? Wer kennt den Zeitgeist im Großen und weiß nicht, daß, nach der Meinung der Meisten, das Christenthum sich selbst überlebt hat, und zwar bei einer niedrigeren Bildungsstufe wohlthätige Wirkungen auf die Menschheit hervorgebracht haben mag, aber nach der jetzt gewonnenen Aufklärung als unnütz anzusehen ist, wenn es sich nicht nach dem Zeitgeschmacke umstempeln lassen will? Zwar wollen die Vertheidiger und Anhänger des verfeinerten Nationalismus keineswegs die Namen von Feinden des Christenthums; allein in der That sind sie es und beschleunigen den großen Abfall immer mehr. Was sich in der Zeit als allgemeiner Ton im praktischen Leben kund gibt, ist hiemit ganz gleichgeartet, und die Grundsätze, die man im Leben überhaupt befolgt, der Art, daß man mit Recht den Zeitpunkt einer sowohl theoretisch als praktisch durchgeführten Verwerfung des Christenthums erwarten muß. Denn zwar war die Zeit, in welchem Abschnitte auch die Geschichte uns sie in's Gedächtniß ruft, böse, zwar ist es nicht erst in unserer Zeit, daß man das Christenthum mit seinen strengen Forderungen vom gemeinen Leben auf die Kanzel verweisen will, und auch da kaum duldet, wenn es ungeschminkt dargestellt wird; aber wann war wohl ein stärkerer Antagonismus als jetzt zwischen den Grundsätzen, nach welchen man lebt, und denen, zu welchen man sich in der Lehre noch bekennt? Wann suchte man unverhüllter in der Theorie alle Staatsmaximen von den Lehren des Christenthums unabhängig zu machen, und sowohl für das öffentliche als Privatleben Grundsätze zu bilden, die sich zu den Geboten des Christenthums als eine Verwerfung derselben verhalten? Wir mögen vor uns nehmen, welche der zehn Gebote Gottes wir wollen — wann ward die Übertretung derselben mehr als vom jetzigen Zeitgeist begünstigt, wenn man es nur versteht, eine solche mit dem herrschenden Lebenston in Einklang zu bringen? Wann gab es eine Zeit, wo eine jede Art von Abgötterei mit Menschen und ihren Talenten, mit der Kunst, mit den Dingen der Welt, mit sich selbst für so vereinbar mit wahrer Religiosität galt, als es jetzt geschieht? Wann hörte man öfter leichtsinnige und falsche Schwüre, und wann wurde der Name Gottes schändlicher und ungescheuter auf diese Weise gemißbraucht? Wann wurde der Sabbath mehr verachtet und entweiht, und die Entheiligung desselben als gesetzliche Freiheit angesprochen, wogegen auch der christliche Lehrer nicht einmal seine Stimme erheben darf? Wann war die Kinderzucht im rechten christlichen Sinne — ungeachtet aller pädagogischen und didaktischen Schriften, womit die Zeit überschwemmt ist — mehr versäumt, und wann rächte diese Verabsäumung sich gewaltiger als in der gegenwärtigen Zeit, wo der Geist der Empörung oft schon in dem elterlichen Hause sich regt und dort mit einer Eli-Flachheit (1 Sam. 2.) behandelt, ja vielleicht von kurzsichtigen Eltern als ein Zeichen edler Gesinnung angesehen wird? Und das Rühmen einer zunehmenden Sittlichkeit, welches die Lobredner der Aufklärung dieser Zeit hören lassen, wie findet es seine schreckliche Widerlegung in der stets gesteigerten Zahl der unehelichen Geburten und anderer Laster, die man haufenweise antrifft! Wann war der kälteste Egoismus mehr der Hauptzug in allen Bestrebungen der Menschen trotz dem Reden und Rühmen von Gemeinwohl, Vaterlandsliebe, Bürgersinn? Wann wurde die Ungerechtigkeit, die auf tausend Schleichwegen im öffentlichen und Privatleben sich geltend macht, so unentbehrlich erachtet, um sein Glück, wie man es nennt, zu machen, und die strenge Redlichkeit als schwärmerisch, kindisch und unverständig so verachtet? .... So hat man schon praktisch vom Christenthum, als der Glaubens- und Lebensregel, sich losgesagt, und ach, wie schwach ist das Band, das das Christenthum noch als Staatsreligion aufrecht erhält, und wie leicht wird auch dieses Band zerrissen bei einem Volke, das nur um der bürgerlichen Vortheile willen noch das Christenthum äußerlich bekennt!

Der Verfasser wirft nun einen Blick auf die antichristliche Sekte des St. Simonismus (S. 121 ff.). Unbedeutend ist zwar diese Sekte in einer Hinsicht, neu die Lehren desselben an und für sich betrachtet nicht: ein nach der Zeitopinion abgemessener, etwas vergeistigter Pantheismus, wonach der Mensch die Krone und Spitze der Selbstoffenbarung Gottes ist, welche nur in dem vollkommensten Gesellschaftsorganismus sich evolviren kann; übrigens das alte Thema des Jakobinismus von Freiheit und Gleichheit, nur insoweit variirt, daß es in ein harmonisches Verhältniß zu dem revolutionären Streben, wie es sich in der neuesten Zeit offenbart, treten kann. Aber neu sind die Lehren desselben durch ihre religiös-politische Tendenz und merkwürdig, weil sie einen Versuch enthalten, eine neue politische Religion einzuführen, d. h. eine solche, in welcher das politische Element das überwiegende ist, so daß man zuerst abmacht, was

politisch am nützlichsten ist, und dann, welche Religionsgrundsätze einem solchen gesellschaftlichen Organismus anbequemt werden mögen. Man muß einräumen, daß die Grundsätze des Pantheismus sich am leichtesten einer solchen religiös-politischen Umwälzung anschmiegen; denn ist das Göttliche und Menschliche an sich identisch, so daß das erstere in dem Maaße vollkommener hervortritt, als das letztere sich stufenweise entwickelt, und kann dieses sich nur in dem vollkommensten Staatsorganismus hervorthun, so muß man ebenfalls consequent annehmen, daß die vollkommenste Politik zugleich die vollkommenste Religion ist, und daß man, der christlichen Ordnung diametral entgegen, die Menschen erst politisch glücklicher machen muß, um sie dann religiös besser machen zu können. Zwar hat diese Lehre die ganze Geschichte wider sich — aber was fragt man danach, da sie der hochmüthigen falschen Aufklärung so trefflich schmeichelt, und dem revolutionären Streben der Zeit Vorschub leistet! In ihrem inneren Wesen antichristlich tritt sie wider das Christenthum nicht mit den groben Waffen des früheren Naturalismus und Materialismus in die Schranken, sondern wie der verfeinerte Rationalismus (nur mit dem Unterschied, daß dieser noch christlich heißen will) legt sie den Lehren und Einrichtungen des Christenthums einen gewissen temporellen Werth bei, welcher indeß von einer vollkommeneren Bildung antiquirt ist. Das Kreuz, heißt es, brauchte man, so lange der Despotismus noch mit eisernem Scepter über die Völker herrschte; da mußten sie dulden und entbehren lernen; nun aber, seitdem sie zur Erkenntniß ihrer Rechte, und zum Bewußtseyn ihres Vermögens, diese selbst geltend zu machen, erwacht, nun ist der Zeitpunkt der Seligkeit eingetreten; sie müssen jetzt genießen lernen und glückselig seyn, und an die Stelle der trübseligen Kreuzesreligion muß eine fröhliche Religion (wer erinnert sich dabei nicht des heiteren Christenthums der Rationalisten?) treten. — In einer Zeit, wo eine solche Lehre Beifall, Anhänger, Fürsprecher nicht bloß bei einem leichtsinnigen Pöbel, sondern bei den Tongebern des Tages finden kann, muß man wohl zugeben, daß die Furcht vor einem einbrechenden Sturm gegen die Kirche Christi nicht ohne Veranlassung ist. In der That enthält der St. Simonismus alle Elemente zu einer politischen Religion, wie sie nur der Antichrist selbst vorbereitungsweise sich wünschen könnte.

Wie man aber auch die Erfüllung der biblischen Weissagung vom Antichrist, seinem religiös-politischen Weltdespotismus und der hieraus entspringenden Noth für die Christgläubigen sich denkt, so viel ist gewiß, daß in demselben Maaße, als dieser Anfall wider Christus und sein Reich von einem tieferen, schlaueren und mehr auf Totaleffekt berechneten Plane des Abgrunds hervorgeht, als alle die früheren, welche sich zu diesem nur als Vorbereitungen verhalten, in demselben Maaße wird auch Christus im Siege über diesen seinen Hauptfeind sich herrlicher offenbaren als je zuvor, und eben dieses sein Reich, welches der Widersacher vernichten will, deutlicher hervortreten lassen als das einzige, das, eben weil es nicht von dieser Welt ist, bestimmt ist, alle Reiche dieser Welt in sich aufzunehmen, die dann erst ihre wahre Bestimmung erreicht haben, wenn sie dem



Reiche Gottes einverleibt werden. Unermeßlich groß wird schon die Seligkeit derer werden, die den guten Kampf kämpfen in den gewöhnlichen Versuchungen; wie groß muß dann die Seligkeit derer werden, die in der antichristischen Verfolgung, ob auch als Märtyrer, die Probe aushalten! Hinwiederum die, welche diese Angstzeit überleben und in derselben Treue beweisen, werden um so mehr über die Gnadenfülle sich freuen, die der Herr über Zion ausgießen wird. Es ist keine schwärmerische Einbildung, sondern eine Wahrheit, in den vielen herrlichen Prophezeiungen, die auf die Zeit des Neuen Bundes sich beziehen, und die noch nicht erfüllt sind, gegründet, daß ein großer, weit verbreiteter Zuwachs des Reichs Gottes zu erwarten steht, welchen auch die reichste Einbildungskraft sich zum Voraus nicht vorstellen kann. Zwar werden Unkraut und Waizen immer zusammenstehen auf dem großen Acker der Welt, und das erstere von dem letzteren erst in der Erndtezeit ausgeschieden werden; Gläubige und Ungläubige werden in jedem Zeitpunkt des N. B. unter einander gemengt seyn; aber werden die letzteren stets die Mehrzahl ausmachen? wird die irdische Übermacht stets auf dieser Seite, und die Gläubigen immer oder meistens die Leidenden und Gedrückten seyn? Nein, die Zeit wird kommen, da die Worte Jesu: Die Sanftmüthigen werden das Erdreich besitzen, im vollsten Sinne werden erfüllt werden. Wenn das Reich Gottes innerlicher, als bisher der Fall war, alle bürgerliche und irdische Verhältnisse durchdrungen hat, dann werden die Gläubigen nicht nur der Mehrzahl, sondern auch der Macht nach die Überwiegenden seyn, und die Herrschaft mit Christo wird — nicht in grober chiliastischer Weise, aber doch auf eine Art, welche zugleich der geistlichen Natur des Reichs Gottes und dem innigen Verhältnisse desselben zur gesellschaftlichen Ordnung entspricht — schon hier in der Zeit ihren Anfang nehmen. Dann wird der hohe Beruf der Christen, ein königliches Priesterthum zu seyn, herrlicher als vorher offenbar werden und die politische Wohlfahrt, welche die best gemeinten bürgerlichen Verfassungen, als solche, nicht haben zu Stande bringen können, wie von selbst hervortreten, wenn die aktiven Mitbürger der irdischen Gemeinschaft, wenigstens der größeren Zahl nach, Bürger des Reichs Gottes sind.

Mit dieser grund-theokratischen, aber keineswegs falsch-chiliastischen Aussicht, verbindet der Verf. noch einen Blick, aus der Offenbarungstiefe geschöpft, über den Eingang der Fülle der Heiden und die endliche Bekehrung Israels, und schließt mit einem herzlichen, eindringlichen Aufruf an die Väter und Brüder in Christo, so wie an das heranwachsende Geschlecht, auf welches die Versammlung der Gläubigen hoffnungsvoll, aber nicht ohne Bekümmerniß, ihre Blicke richtet.

II. Wir freuen uns, einen Verfasser in's Deutsche Publikum einführen zu können, dessen Arbeiten nicht nur den unverkennbaren Stempel der Genialität tragen, sondern einen entschiedenen christlichen Geist, eine innige Wärme für alles Große und Edle, das das Christenthum in der Zeiten Reihe entwickelt hat, dabei eine seltene historische Unpartheilichkeit und eine litterarische Genauigkeit an den Tag legen, die freilich unmittelbaren

Werth zunächst für die nordischen Völker selbst hat, dann aber auch für die Deutschen, als Beitrag und Urkundensammlung für die Kirchengeschichte Schwedens nicht ohne das größte Interesse seyn dürfte. Dieser Verfasser ist Peter Wieselgrén (jetzt Pastor in Westerstad bei Lund), und sein Werk, dessen ersten Theil, der vor uns liegt, wir anmelden, führt den Titel: „Die schöne Litteratur der Kirche Schwedens" (Lund 1833, 8.). Unter dem Gemeinnamen der schönen kirchlichen Litteratur begreift der Verf. die liturgische und psalmodische, so wie die homiletische Litteratur, und die Litteratur der Bibeln in der Volkssprache (in der frühesten Zeit auch solcher, die diesen den Weg bahnten). Der Verf. hat seinen Plan so ausgeführt, daß durch sein Werk nicht nur eine ansprechende Übersicht des ganzen Schatzes der geistlichen Volkslitteratur gegeben wird, sondern zugleich der kirchenhistorische Stoff bereichert, das Urtheil über manche wichtige Punkte geleitet und erleichtert, und dem oft knochenmäßig aufgehäuften Apparate neues Leben eingehaucht. Je unläugbarer es ist, daß in der so bezeichneten Litteratur die Kirche zu einer gegebenen Zeit einen adäquaten Ausdruck nach einer Seite hin findet, und je dürftiger überhaupt bis hieher auch in Deutschland die Bearbeitung dieses Feldes war,*) desto mehr wird man sich dieses Werkes als eines verdienstlichen Beitrags zur Geschichte der Schwedischen Kirche freuen. Einzelne Auszüge werden unser Urtheil motiviren, und zugleich, da wir vorzüglich auf das, was ein allgemeineres, nicht bloß volksthümliches Interesse hat, unsere Aufmerksamkeit richten, denen willkommen seyn, welchen die Kenntniß der Schwedischen Litteratur und Sprache nicht zu Gebote steht.

Das Verhältniß der Litteratur der Kirche zu den übrigen Entwickelungen des Menschengeistes bestimmt der Vers. folgendermaßen. „Es gibt," sagt er, „drei Grundideen in aller Litteratur: die Idee des Schönen, des Wahren, und des Rechten. Um die Idee des Rechten bildet sich die bürgerliche Gemeinschaft, und die derselben entsprechende Litteratur. Ordnung, Freiheit und Sicherheit sucht eine jede Gemeinschaft, auch durch die Kraft des Wortes, aufzurichten, die Räuber in Jomsburg so gut wie die Hellenen auf dem Forum Athens. Eine umfassendere Gemeinschaft aber entspringt aus der Idee des Wahren, die der Wissenschaftlichkeit, deren Gränzen so weit sich erstrecken, als ein Gedanke scharf erfaßt, ein Blick klar geworden ist. Sie schließt innerhalb verschiedener Bereiche verschiedene

*) Es wird uns erlaubt seyn, daran zu erinnern, daß ein solches Gesammtwerk für die Deutsche Kirche noch nicht vorhanden ist, und daß nur die psalmodische Litteratur einiger namhaften, tüchtigen Beiträge in der letzten Zeit, außer dem bekannten Werke Rambach's, besonders von Hoffmann v. Fallersleben, Mohnicke und einigen Anderen sich zu erfreuen gehabt (die älteren compilatorischen Arbeiten von Wezel, Heerwagen u. A. gehören nicht hieher), während die Litteratur der Volksbibeln mehr bloß bibliographisch bearbeitet ist, und die ganze homiletische Litteratur noch ihren Beschreiber und Darsteller erwartet; denn die bekannte Schulersche Rhapsodie entspricht auch nicht den allergenügsamsten Anforderungen, und empfiehlt sich weder durch historischen Blick noch durch Reichthum und Durcharbeitung des Materials.



Bildner der Wissenschaft ein, welche zum gemeinen Nutzen reden und denken, so daß ein jeder neue Gedanke das Eigenthum Aller wird. Aber eine noch weiter ausgedehnte Gemeinschaft ist die, welche aus der Idee des Schönen hervorgeht. Sie bildet eine Weltmonarchie: innerhalb ihrer Gränzen sind nicht nur die wenigen Gelehrten und die noch wenigeren Weisen, welche auf dem Erdboden zerstreut umher wohnen, aufgenommen, sondern ein jedes Herz, das bei dem Anblick des Schönen schlägt, eine jede Seele, die das Urbild ahnet von dem, dessen Bild das Auge sieht, hat hier ihre Wohnung; die Kunst kann von vielen Dingen mit der ganzen Welt reden. Noch umfassender aber als alle diese Gemeinschaften ist die der Kirche. Sie wölbt sich als der gemeinsame Himmel über die drei Welttheile der Ideen. Denn das ist das Herrliche der Religion, daß sie dasjenige vereinigt, was die Menschen gesondert haben."

Wieselgrén theilt die Geschichte der schönen kirchlichen Litteratur Schwedens in sechs Perioden ein: 1. die des Katholicismus (1000—1520), 2. die der Reformation (1520—1600), 3. die des Symbolicismus (1600—1700), 4. die des Pietismus (1700—1770), 5. die der Neologie (1770—1809), 6. die des rationellen Supernaturalismus (1809—).

1. Die erste Periode, die des Katholicismus, stellt er in folgenden Grundzügen dar. „Der Schönheitssinn, welcher hier der mächtigste war, riß das Himmelreich an sich. Das Christenthum ist eine schöne Kunst, ward je mehr und mehr die allgemeine Losung innerhalb der schönen Litteratur der Kirche im Mittelalter. Das Wort, die Bilder und die Töne strebten in der Kirche zu demselben Ziel. Die Bilder waren theils mythisch, theils symbolisch. Die mythischen Bilder waren entweder allgemeines Eigenthum der Kirche (die Heiligen, welche die Bibel darstellt), oder eigenthümlich für eine gewisse Kirche (die eigentlichen Heiligenbilder). Gewöhnlich waren die letzteren dem Volke weit besser bekannt, als die ersteren. Man findet daher, daß die Schwedischen Bischöfe die Ablaßbriefe in St. Erich's Namen ausgehen ließen, welche sie von Rom in St. Petri und Pauli Namen empfangen hatten. Doch reden diese Bilder in der Kirche von dem Heldenmuth und Heldentode des Glaubens, und auch diese Rede thut Noth auf Erden. Die symbolischen Bilder zeigen insbesondere die Selbstständigkeit der neueren Zeit und ihren Vorzug vor der alten. Denn diese Symbole stehen meist als halbgeöffnete Blumenknospen da, die auf die Sonne der Ewigkeit warten, um sich zu entfalten, während die Symbole der alten Zeit (zu welchen man mit Recht auch die Attribute rechnet) gewöhnlich das andeuten, was die Zeit schon entwickelt und zur Reife gebracht hat. Wenn der Grieche z. B. die Cypresse auf den Gräbern setzte, weil nach Festus keine Schößlinge aus der Wurzel des abgehauenen Cypressenbaums hervorwachsen, so wie aus dem Tode keine Hoffnung erblüht, so pflanzten die Christen die Myrthe auf den Gräbern. Der Tod war ihnen nämlich die Hochzeit der Seele mit dem geistlich Geliebten. Wenn in der klassischen Mythe die Liebe mit einer gesenkten verlöschenden Fackel an der Urne steht, so setzten die gläubigen Eltern des Calpurnius, schon in einem

der ersten Zeitalter des Christenthums, eine Urne auf das Grab des Sohnes, über welcher eine Taube mit einem Ölblatt in dem Munde schwebte; und auf den ältesten christlichen Grabsteinen im Norden sind die Runen in der zurückgebogenen Schlangenform, dem Sinnbilde der Ewigkeit, gegraben, und über denselben schwebten das Kreuz und das Lamm, als die Symbole des ewigen Sieges. . . . Alle Künste wirkten in diesem Zeitalter in einem innigen Bunde zusammen, und was der einen durch die niedrigere Ausbildung abging, wurde durch die höhere der anderen ersetzt. Die steifen Formen des Crucifixes, welche von einem ungeschickten Deutschen oder Schwedischen Formschneider zeugten, rundeten sich zur Lebensfülle, wenn ein Stabat Mater von einem Chore angestimmt wurde, das den Gesang in Rom erlernt hatte. Der Schönheitssinn wurde nicht bloß vornehmlich von den Worten, die gesungen wurden, in Anspruch genommen; auch die Worte, die geredet wurden, erkannten dieselben Gesetze für ihre Wirksamkeit an. Wenn die biblischen Geschichten erzählt, die Lehren der Bibel eingeschärft wurden, nahm Alles dieselbe Gestalt an. Selbst die Handschrift folgte derselben Idee. Die Initialen jedes Capitels waren oft ein Miniaturgemälde des Inhalts derselben. . . . Das Wahre der geistlichen Kunst dieses Zeitalters bestand darin, daß der Schönheitssinn auch zur Weckung und Nährung des religiösen Sinnes dienen mußte, das Falsche, daß man beides, den religiösen und den Schönheitssinn mit einander vermengte, und mit dem Sinn verwechselte, „„welchen Gottes Sohn gibt,"" dessen Charakter Johannes so bestimmt, „„den Wahren zu erkennen und in dem Wahren zu seyn,"" wozu er die so bedeutsame, im Mittelalter vergessene Warnung hinzufügt: „„Kindlein, hütet euch vor den Götzen!""

Nach diesen Grundsätzen stellt der Verf. die Litteratur der Schwedischen Kirche im katholischen Zeitraume dar. Er bemerkt im Allgemeinen, daß der cisbaltische Katholicism einen ganz anderen Charakter trage als der transbaltische, und daß der ernste, strenge Sinn der nordischen Völker damals dem Einbrechen des groben Aberglaubens, so wie später dem verhüllten Unglauben vielfach wehrte. Natürlich ist übrigens die Litteratur aus dieser Zeit nur fragmentarisch, in Handschriften, auf Steinen, in der mündlichen Sage bewahrt. Zu den schönsten Denkmälern der biblischen und liturgischen Litteratur aus diesem Zeitraum gehören: 1. Eine Schwedische Paraphrase und Auslegung der ganzen Bibel aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Der Mönch Nils Amundsen, der später Confessor ward, weil er die Messe und den Kirchengesang in Schwedischer Sprache zu halten anfing, erzählt, der berühmte Herr



Matthias, Rath und Beichtvater der heiligen Brigitta, und Verfasser der allgemein bekannten Revelationes S. Brigittae, habe diese Bibel-Paraphrase verfaßt und zum Nutzen der heiligen Brigitte geschrieben, während sie noch nicht Lateinisch verstand, so wie auch zur Erbauung der Nonnen. — Mehrere Schwedische Gelehrte, Messenius, Lagerbring, Lönbom, haben sich über die Existenz einer solchen Bibelarbeit dunkel oder zweifelnd ausgedrückt; der Verf. sucht es wahrscheinlich zu machen, daß die fünf Bücher Mosis in einem Kopenhagener Codex, und die sogenannte Harmonia Evangelistarum in einem Codex der Universitäts-Bibliothek zu Lund wirklich Fragmente derselben seyen. Es ist in dieser Arbeit, so weit sie vorliegt, keine Spur eines groben Papismus, überall aber trifft man Grundsätze, die in der That auf einen Schüler des heiligen Bernhard's hindeuten. 2. Eine zweite Schwedische Bibelübersetzung. Der Verf. nennt sie die der Brigittinen, weil sie in den Klöstern dieses Ordens gegen Ende des funfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben ist. Die Verfasser sind unbekannt oder zweifelhaft, auch über das Verhältniß derselben zur oben genannten Bibelarbeit ist man bis jetzt im Dunkeln. Vielleicht ist sie auch zum Theil nur Abschrift aus den Werken des Matthias. Ein Pergamen-Codex auf der Königl. Bibliothek in Stockholm enthält die Überbleibsel. 3. Das alte Ritual: „Vor Frue Tider" (Horae B. Mariae virginis). Nach der Vermuthung des Erzbischofs U. v. Troil und Prof. J. H. Schröders ist der so benannte Schwedische alte Druck ein Auszug des bekannteren Dänischen Drucks dieser Liturgie (Paris 1514). Außerdem ist noch auf der Universitäts-Bibliothek zu Lund eine Handschrift derselben, die stellenweise mehr oder weniger von der gedruckten abweicht. — Der Übergang von den Lateinischen geistlichen Liedern zu den Liedern in der Volkssprache geschah in Schweden um die Zeit der Reformation; mehrere der letzteren sind in dem so eben genannten Ritual enthalten (die übrigen vor der Reformation gedruckten hat der Verf. nachgewiesen), aber auch unter den ersteren, in einer Sammlung von Theodor. Petri Nylandensis 1582 zu Lübeck gedruckt, sind mehrere, die auf Schwedischem Boden entstanden sind. Eine noch wenig beachtete Spur der Verschmelzung des geistlichen Liedes mit dem eigentlichen Volksliede weist der Verf. in einem der von Geyer und Afzelius herausgegebenen Volkslieder nach. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Swenska Folk-Wisor utgifne af Geyer och Afzelius. Tom. III. p. 27.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 11. Juli. № 55.

## Mittheilungen aus der neuesten christlich-theologischen Litteratur Schwedens.

(Fortsetzung.)

Der Spuren, daß auch vor der Reformation, und zwar seit der Einführung des Christenthums in Schweden, in der Volkssprache gepredigt worden ist, sind so viele, daß wir es auch dann nicht bezweifeln könnten, wenn auch nicht, wie es der Fall ist, mehrere Schwedische Postillen aus der Zeit in Handschriften aufbewahrt wären (zwei Codices in Linköping, einer in Kopenhagen, ein Fragment in der de la Gardieschen Bibliothek).*) Mehrere Bestimmungen in Kirchengesetzen aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert setzen voraus, daß das Volk zur Kirche kam, um die Predigt, nicht bloß um die Messe zu hören. Im Diarium Wadstenense werden Predigten in der Volkssprache ausdrücklich erwähnt, und Prediger aus jener Zeit gerühmt, die „feurige Volksredner, trefflich begabte Männer waren, die die ganze Bibel auswendig wußten." Die Minoriten zu Visby auf der Insel Öland hielten einen eigenen Terminarius oder Bauernprediger. **) Der Meßpriester des Brigittinenordens mußte jeden Sonn- und Feiertag das Evangelium in der Muttersprache verlesen, und die Vermuthung L. Holstein's,***) daß derselbe Priester es darauf auf der Kanzel ausgelegt habe, ist keineswegs unwahrscheinlich. In den Nonnenklöstern überhaupt waren die Lectien oder Abschnitte aus der heiligen Schrift in der Volkssprache etwas ganz Gewöhnliches, daher auch der Hauptgottesdienst (sonst, und noch im Norden, Höimesse genannt) auch den Namen der „der langen Lectie" (den lange Läst) bekam. — Mehrere einzelne historische Züge, die der Verf. mit Fleiß gesammelt und lebendig commentirt hat, übergehen wir, um von einer Dänischen Postille aus dem spätesten Mittelalter Nachricht zu ertheilen (der Verf. rechnet sie hieher, weil sie auch im südlichen Schweden gebraucht wurde), die stellenweise eine Meisterhand verräth und von vieler Kraft und Innigkeit des Glaubens zeugt, während sie auf der anderen Seite freilich vom Mönchsstaube nicht frei ist. Es ist die berühmte Jertegns-Postille (d. h. Zeichen-Postille),*) zweimal gedruckt, Paris 1515 fol., Leipzig 1518 fol. Der Verfasser ist der treffliche Christiern Pedersen, der sich um die Dänische Geschichte, Sprache und Litteratur unsterbliche Verdienste erworben hat.**) Wir wollen (mit Benutzung anderweitiger Quellen) einige Proben der Darstellung geben, in welchen der Geist des Ganzen sich spiegelt.

„Der werthe heilige Geist (sagt er in einer Predigt fol. 13 a.) bringt hauptsächlich vier Stücke geistlich in der Seele des Menschen hervor, so wie die Seele viererlei wirkt im Körper des Menschen. Zuerst bewahrt die Seele des Leibes Schönheit in seiner natürlichen und rechten Gestalt. Das kann ein Jeder kennen und merken; denn sobald die Seele den Körper verläßt, wird dieser schwarz, bleich und ungestalt, so wird auch die Seele des Menschen schwarz, bleich und dunkel, wenn sie nicht die Gnade des heiligen Geistes hat; denn von diesem hat sie allen ihren Glanz und alle Schönheit, wie David im Psalter sagt: Du lässest deinen Geist aus und sie werden geschaffen. Ferner strömt die Seele Wärme in den Körper aus, sobald die Seele den Körper verlassen hat, wird dieser kalt. So strömt der werthe heilige Geist Gottes Liebe in die Seelen aus, wie St. Paulus sagt: Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unseren Herzen. So stärket auch die Seele den Körper; sobald dieselbe von hinnen ist, kann der Körper weder arbeiten noch sonst ein Werk thun;

*) Der Verfasser führt mehrere Beispiele aus diesen Handschriften an. Sie nähern sich in der Form fast alle der Homilie.

**) Du Fresne du Cange Glossarium med. Lat. s. v. Terminarius: „Terminarii apud Ordines Mendicantes dicuntur, qui habendis per agros cuique conventui addictos concionibus destinantur.

***) Luc. Hostenii Codex regularum Monasticarum et Canonicarum. Tom. III. p. 206. Vgl. die Anzeige dieses Werks (der Ausgabe von Brokie) in Ernesti's theol. Biblioth. Bd. 1. S. 201.

*) Jertegn (Portenta) werden die Geschichten, Apologen, Gleichnisse genannt, welche zur Bestätigung der gepredigten Wahrheit hinterher folgen.

**) Christiern Pedersen war geboren um's Jahr 1480, wurde Magister in Paris; später Canonikus beim Bischof Birger in Lund und Dänischer Reichshistoriograph. Er folgte Christian II. in seiner Landflüchtigkeit, stand später mit Jürgen Münter in Malmö, einem eifrigen Beförderer der Reformation, in Verbindung, und starb als Landpastor 1554. Wir entheben einige Züge aus der Vorrede zur Jertegns-Postille, welche zeigen, wie warm sein Herz für's christliche Volk schlug. „Niemand," sagt er, „kann den heiligen Evangelien glauben, es sey denn, daß er sie wohl verstehe, drum ist es billig und nützlich, daß sie recht Dänisch ausgelegt werden, um der einfältigen Laien willen, die nicht Lateinisch verstehen und auch wohl selten eine Predigt hören. . . . Hätten die Apostel die Evangelia und Briefe nach Dänemarks Reich geschrieben, dann hätten sie sie gewißlich Dänisch verfaßt, so daß Alle sie verstanden hätten. Niemand soll sagen, daß sie heiliger auf einer Zunge seyen, als auf einer anderen; sie sind so gut auf Dänisch und Deutsch, als auf Lateinisch, wenn sie anders wohl ausgelegt werden. Darum soll kein Unvernünftiger oder Neidhart sagen, es sey unschicklich, sie Dänisch auszulegen; denn Niemand kann selig werden ohne diese und unseren heiligen Glauben."

gleicherweise kann auch die Seele des Menschen den teuflischen Versuchungen nicht widerstehen, sie habe denn die Gnade des heiligen Geistes, „„welcher unserer Schwachheit aufhilft"" (Röm. 8.). Endlich kann der Körper sich weder rühren noch regen ohne die Seele, so kann auch die Seele sich geistlich nicht regen noch bewegen, ohne die Gnade des heiligen Geistes. „„Der Geist des Herrn,"" sagt Ezechiel (8.), „„richtete mich auf.""

„Die Nacht, da Jesus geboren wurde, schreibet Chrysostomus, waren die heiligen drei Könige im Gebet auf einem Berge. Ein Stern senkte sich auf sie herab und nahm die Gestalt des schönsten Kindes an mit einer Kreuzes-Glorie auf dem Scheitel. Der Stern zeigte ihnen zum Lande Judäa. Der Tiberstrom strömte vom Öle des Friedens in dieser Nacht. Die Balsamstauden gewannen Blätter und duftende Blüthen, ungeachtet es nicht ihre Zeit war. Octavianus sah einen Cirkel am Himmel, und innerhalb desselben eine Jungfrau mit ihrem Kinde. — Alles freut sich am Ostertage. Die Sonne scheint klarer, wie Maximus sagt, und läuft schneller als andere Tage. Mit einem Nebelschleier hatte sie sich am Tage der Kreuzigung verhüllt; wie sollte sie sich nicht freuen am Auferstehungstage? Die Erde, welche unter dem Kreuze erzitterte, fängt nun zu blühen an, und alle Vöglein singen vor Freude über den grünen und warmen Teppich. Und da die Elemente wieder aufleben am Osterfeste, sollten wir nicht darin ein Bild unserer eigenen Auferstehung sehen?"

Neben diesen symbolisirenden Jertegu führen wir einige an, die einen anderen Charakter tragen. „Ein Krämer (wird erzählt) fand einen Eremiten, der wohl hundert Jahre alt war. Es entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch. Zuletzt fragte der Krämer den Eremiten: „„Bist du reich?"" Der Eremit: „„Ja, ich habe mehr, als ich haben mag, meinen alten Leib."" Der Kr.: „„Willst du denn sterben?"" Der Erem.: „„Ja, um zur ewigen Seligkeit zu gelangen."" Der Kr.: „„Lehre mich so sterben!"" Der Erem.: „„Wer bist du denn?"" Der Kr.: „„Ich bin ein Krämer."" Der Erem.: „„Nun so wirst du ja wohl das Wenigere ausgeben, um ein Größeres zu gewinnen. Siehe auf gen Himmel, der tausendmal größer als die Erde ist."" — Der Krämer blickte auf, verstand das Wort, und that darnach." *)

„Eine adliche Wittwe in Rom ward für ein Muster der Frömmigkeit und des unbefleckten Wandels von Jedermann angesehen. Doch fiel sie; ihr Fall war indeß, wie sie meinte, vor Menschenaugen verborgen. Aber Satan trat in der Gestalt eines

*) Eine interessante Parallele aus unserer Zeit erzählt der Verf. in folgenden Worten: „Ein Dalkarl arbeitete bei einem reichen Herrn in der Nähe von Stockholm. Der Herr unterhielt sich auf einem Spaziergange mit dem Arbeiter, und fragte ihn, ob er wisse, wem dieses und jenes Gut gehörte. Der Dalkarl verneinte es, und erhielt jedesmal vom Herrn die Aufklärung, das gehöre ihm. Ja, Alles, fügte der Herr hinzu, Alles, was du hier sehen kannst, ist mein. Der Dalkarl stand einen Augenblick stille, drückte den Spaten in die Erde, nahm die Mütze ab, und indem er auf den Himmel zeigte, sagte er mit tiefer Stimme: „Hier sehe ich den Himmel. Ist der auch dein?"



Advokaten auf, und klagte sie vor dem Richterstuhl des Kaisers an, indem er sich erbot, ihre geheime Sünde vor Gericht zu offenbaren. Die Wittwe wurde gefordert, hörte die Klage an, bat aber, daß die Entscheidung ausgesetzt werden möge, bis sie einen Rechtsbeistand sich aufgesucht hätte. Es ward ihr gewährt. Wie sie nach Hause kam, fiel sie auf ihre Kniee, bekannte Gott ihre Sünde und zerfloß in Reue und Thränen. Der Papst, zu dem sie sich um geistlichen Rath wandte, tröstete sie mit dem Beispiel der Maria Magdalena, des Petrus, des Schächers am Kreuze. Der Herr erhörte ihr Gebet. Freimüthig trat sie an dem dazu bestimmten Tage wieder auf, mit dem Vorsatz, ihre Schuld auch vor dem Gerichte zu bekennen. Satan war noch früher auf dem Platze als sie. Als er sie aber gewahr ward, erkannte er sie nicht mehr, und versicherte, es sey eine ganz andere; diese sey so rein, daß er kein Wort wider sie vorzubringen sich getraute. Die Richter ahnten, wer der Kläger sey, bekreuzten sich, und der Advokat verschwand."

Wir verlassen Christiern Pedersen und die homiletische Litteratur, und bemerken nur im Vorbeigehen, daß auch über die Schwedischen Martyrologien aus diesem Zeitalter interessante Aufklärungen beim Verf. sich finden, um für die Mittheilung einiger Züge Raum zu gewinnen, wodurch der Verf. den Einfluß der verschiedenen Mönchsorden auf die religiöse, bürgerliche und wissenschaftliche Bildung Schwedens in diesem Zeitraum darstellt.

„Unter dem Einfluß Deutscher Missionare (sagt er) blühte das Christenthum in Schweden auf um's Jahr 800. Das erste Alter desselben ist das der Benediktinischen Schule, dessen Charakter wir nur nach dem hervorragendsten Repräsentanten derselben im Norden, Ansgarius, beurtheilen können. Diese Missionare suchten die Stellen auf, wo das Volk sich zu religiösen Zwecken versammelte. Man hat Trümmer ihrer Klosterschulen bei Sigtuna und Biörkö, bei Upsala und Gudhem, bei Husaby und Lund entdeckt. Allein diese schöne Pflanzung der Deutschen Kaiser und Bremischen Bischöfe scheint nach und nach abgestorben zu seyn. Das Ephesinische Alter der Schwedischen Kirche hörte bald auf."

„Unter Leitung Englischer Missionare wurde das Christenthum wiederum in Schweden um's Jahr 1000 erbaut. Dieses zweite Alter ist das der Cluniacensischen Schule. Ein Sigfrid, ein David, ein Heinrich, ein Eskil, ein Botvid zeigen sich hie und da im Norden; auch sie scheinen ihre Klosterschulen neben alten Opferstätten angelegt zu haben. Wahrscheinlich hatten sie dasselbe Gepräge hier zu Lande, was die Cluniacensischen Anstalten anderswo. Es waren nicht einzelne in apostolischer Einfalt wandelnde Benediktiner, die mit dem Segen des Volks sich begnügen ließen und ihre Heimath da fanden, wo sie Zuhörer hatten. Die Cluniacenser legten den Grund zu Domkirchen und Stiftern, indem sie die Interessen der Kirchen näher an die des Staats anknüpften. Sie liebten Geisteswirksamkeit, machten der Kirche auch die Macht der Künste dienstbar. Der Grund zu einer Schwedischen Episkopal- und Staatskirche war gelegt. Überbleibsel der Litteratur aus diesem Zeitraume sind

wenige, wenn man nicht die Märtyrer- und Heiligen-Legenden, die auf diesen Kreis sich beziehen, dahin rechnet."

„Die Augustinische Schule kam nicht nach Schweden, übte aber von Dänemark aus, wo sie mächtig ward, auch bis hieher ihren Einfluß aus. Erst hier regt sich ein litterarischer Geist. Die niederen Schulen der Benediktiner und Cluniacenser wurden in höhere gelehrte Anstalten für Kleriker verwandelt, dergleichen wir sehr frühe bei Uddevalla und in Lund entstehen sehen."

„Unter zahlreicher Einwanderung Französischer Missionare aus der Cistercienser Schule (vom Jahre 1100 an) wurde der Katholicismus in Schweden fest begründet. Die Jünger Bernhard's vergaßen nicht ihre praktische Tendenz auch unter der Mönchskutte, und traten in einen scharfen Gegensatz zu der Kunstliebe und Beschaulichkeit der Cluniacenser. Wozu, sagten sie, schöne Gemälde, reichverzierte Bildwerke, goldene Meßgewänder und Kelche? *) Der Acker- und Gartenbau ward ihre Hauptbeschäftigung; ihre Klöster legten sie auf dem Lande an solchen Orten an, wo die Natur am dankbarsten schien; wo sie hinkamen, führten sie auch Geräthe mit sich. Sie arbeiteten und studirten zugleich; es ist ein Mann aus dieser Schule, der uns die erste Bibelübersetzung in unserer Volkssprache schenkte. Nun entwickelte sich der Kirchenstaat schnell; aber es war auch nicht mehr das rohe, wilde, arme Schweden; man brauchte keinen Märtyrersinn mehr, um es aufzusuchen. Der im Süden gereifte Papismus konnte nicht länger vom Norden entfernt gehalten werden."

„Unter dem Einfluß Italienischer und Spanischer Missionare breitete sich der verderbliche Ultramontanismus im Norden aus. Die Franziskaner und Dominikaner bauten fast keine Wohnung, ihre Herrschsucht wählte die Städte zum Schauplatz ihres Wirkens. Sie legten Klöster an fast in allen namhaften Städten Schwedens. Sie liebten die Studien, mehr aber um ihrer eigenen Bildung, als um der Aufklärung des Volks willen; sie führten die Arzneikunst ein, meist jedoch unter der Hülle der Wunderzeichen. Von ihnen haben wir Chroniken und Legenden. Die Inquisition gelang es ihnen nie im Norden einzuführen: die Kraft und Ehre unserer Väter war es, nicht der Edelmuth dieser Mönche, welcher sie hier bloß zu vereinzelten Gelehrten machte. Außerdem hatte der ausländische Papismus ein starkes Gegengewicht in der inländischen Hierarchie. Die geregelte Priesterschaft des Augustinerordens hatte, bei dem großen Übergewicht der Dänischen Erzbischöfe im Norden, einen neutralisirenden Einfluß auf die Mönche, und in Lund residirte ein päpstlicher Legat."

„Die Brigittinische Schule, welche um's Jahr 1300 auftrat, umfaßte alle früheren Elemente geistlicher Bildung. Sie sah mit Ansgar Gesichte, liebte, wie die Cluniacenser, den Kirchenprunk, pflanzte mit den Cistercienfern Gärten und trieb die meisten Handwerke, studirte und legte Bibliotheken an mit den Minoriten und Dominikanern, verbreitete die Schwedische Bibel unter dem Volke, gab uns die erste inländische Philosophie und

*) B. Pezii Thesaurus Anecdotorum. Tom. V. p. 1584.



Theologie, die Theosophie der heiligen Brigitta, erhob zuerst die Stimme der Reformation, welche auch das nächste Glied in der Kette ward."

2. Treffend charakterisirt der Verf. in der Übersicht der zweiten Periode die Reformation in Schweden als ein historisches Wunder. Denn zwar griff ein König (Gustav Wasa) mit kräftiger Hand ein, aber die Ausführung selbst kann man am wenigsten ihm zuschreiben, und die Sonderung war keineswegs so gewaltig oder plötzlich, als in Deutschland. Besonders merkwürdig ist es aber, daß fast ein ganzes Jahrhundert hindurch von der Annahme bestimmter Symbole oder Lehrformeln keine Rede war. Der Verf. äußert sich hierüber so: „Ausgedehnt war die Negation der Reformation; denn fast nach allen Punkten hin verneinte sie den Papismus; überall wo sie dem vergötterten Menschen begegnete, schwang sie ihr Schwerdt wider den Betrüger. Aber nicht hiedurch wurde die Papstmacht gestürzt, sondern durch das Positive, was die Reformation verkündigte, und was sie mit einem Worte bezeichnete als das Wort Gottes. Am längsten erhielt sich diese einfache Position in Schweden. Auf dem Reichstage zu Westerås 1527 erklärte Gustav Wasa, „„daß er Gottes reines Wort und Evangelium wolle predigen lassen, wie unser Herr selbst geboten habe.““ Noch 1542, als der König Schwedens sich an den Bund der Evangelischen in Deutschland anschloß, nach den Bedingungen, die der Sächsische Kanzler Burchard vorgeschlagen hatte, findet man kein Wort von irgend einer bestimmten Glaubensformel, ungeachtet das Augsburgische Bekenntniß, die Katechismen Luther's und die Schmalkaldischen Artikel schon als solche von den evangelischen Fürsten und Ständen angenommen waren. Als der Kaiser 1549 dem König Gustav das Interim als ein symbolisches Buch für Schweden empfahl, verwarfen die zur Prüfung desselben Verordneten diesen Vorschlag als unstatthaft, „„weil Gott sehr oft in der heiligen Schrift verboten, in geistlichen Dingen Anderes herrschen zu lassen, als sein reines und helles Wort.““ So spricht derselbe König, in seinem Testament (1560), zu seinen Söhnen und den Reichsständen: „„Haltet euch fest an Gottes Wort, und verwerft, was damit nicht übereinstimmt.““ In demselben Geiste setzte der König Erich XIV. fest (1561), daß Fremde, welche im Lande sich ansiedeln wollten, „„rein, aufrichtig und standhaft die evangelische und christliche Lehre, wie solche sowohl im N. als A. T. enthalten, bekennen müssen.““ Auf einem Provinzial-Concil 1572 beschloß die Priesterschaft, „fest und unverbrüchlich bei der rechten christlichen Lehre, so wie solche in der prophetischen und apostolischen Schrift enthalten bleiben, und diese, Gott zur Ehre und seiner Gemeinde zum Trost und zur Seligkeit, fördern und ausbreiten zu wollen.““

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Südafrika. Missionsfest in der Kapstadt.)

Am 21. Juni v. J. wurde in der Kapstadt eine öffentliche Missionsversammlung gehalten, bei welcher Männer aus den verschiedensten Ge-

genden als Redner auftraten: Missionar Bailey von der kirchlichen Missionsgesellschaft, welcher dreizehn Jahre in Ceylon gearbeitet hatte, und jetzt von einem Besuch aus England nach dieser Insel zurückkehrte, Herr Baker von der Londoner Missionsgesellschaft, welcher nach seiner Arbeitsstelle Madagaskar zurückkehrte, die vier so eben angekommenen Missionare der Berliner Missionsgesellschaft, Dr. Adamson von der Schottischen Kirche, der Wesleysche Prediger Cameron, Dr. Philip und Missionar G. Christie von der Londoner Mission. Die Versammlung wurde mit Gesang und einem von Dr. Adamson gesprochenen Gebet eröffnet.

Herr Baker bestieg hierauf zuerst die Rednerbühne: „Im Jahre 1818, als unser erster Missionar nach Madagaskar kam, war die Bildung noch so weit zurück, daß nur zwei oder drei Personen am Hofe des Königs Radama gefunden wurden, welche schreiben konnten und zwar mit Arabischen Buchstaben kaum leserlich. Jetzt sind gegen 20,000 im Lesen und Schreiben unterrichtet, und die Regierung selbst braucht 2,000 Jünglinge, die aus den Schulen hervorgegangen sind, als Beamte in verschiedenen Zweigen der Verwaltung. Anfangs hatten die Missionare bei den älteren und einflußreicheren Madagassen mit dem allgemeinen Unglauben, daß das Papier nicht sprechen könne (wie sie sagten), zu kämpfen. Erst nach Ablauf zweier Jahre konnten sie ihre erste Schulprüfung halten, um solche Gegner von dem Wesen und Werth der Bildung zu überführen. Es war ein merkwürdiger Tag; viele geschenkte und zuversichtliche Gesichter konnte man auf die Prüfung warten sehen. An einem Ende saßen die Hauptrichter; der Älteste unter ihnen rief einen Schüler herbei, diktirte ihm ganz leise einen Satz, und brachte denselben zum anderen Ende des Zimmers, um ihn von einem zweiten Schüler lesen zu lassen. Dies war ein wichtiges Experiment. Das Kind las den Satz fließend ab, und der alte Richter, mit einmal überzeugt, rief in der höchsten Freude: Solombava tokoa! — wahrhaftig, ein Surrogat des Mundes! und bis heute heißt ein Brief in der Madagassischen Sprache: stellvertretender Mund. Die Rechenkunst brachte noch größere Verwunderung hervor. Die Eingeborenen rechnen nämlich entweder mit Steinen von verschiedener Größe oder mit Binsenstückchen von verschiedener Länge, wobei sie die kürzesten als Einer, die nächst längeren als Zehner, die nächsten als Hunderter und so fort brauchen. Auf der Prüfung nun stellte der älteste Richter folgende Aufgabe, die er zuvor auf seinem mühsamen Wege ausgerechnet hatte: „„Wenn ich 500 Rinder nach Tamatave zum Verkauf schicke, 100 zu 5 Thlr., 80 zu 4 Thlr. und so fort, wie viel Thaler müssen mir meine Sklaven bei ihrer Rückkehr geben?““ Diese einfache Frage wurde sogleich richtig von vielen Kindern beantwortet und Alle gaben zu, daß die Kinder geschickter als die Alten geworden seyen. Die Richter hielten es fast für übermenschlich und zauberisch, und die Schulen wurden von dem an beliebt. Die Heiden sind nicht bloß nicht unfähig, sondern oft zeigen sie eine merkwürdige Fassungskraft; so lernte ein kleines sechsjähriges Mädchen das Madagassische Neue Testament in drei Monaten lesen. Zwölf Jahre dauerte es, bis die Missionare auf Madagaskar ein unumwundenes Bekenntniß des Christenthums hörten. Gewöhnliche Standhaftigkeit mag ausreichen, um einigen rohen Heiden die ersten Elemente der Bildung beizubringen, aber christliche Ausdauer erfordert es, den Widerwillen eines Heidengemüthes gegen die heiligen Wahrheiten des Christenthums zu überwinden. Jetzt gibt es jedoch nicht weniger als 500 Eingeborene, die unter Verfolgung und Gefahr das Christenthum



mit standhaftem Bekenntnisse festgehalten haben. Man hat oft gesagt: „„Ihr solltet ein Volk unterrichten und civilisiren, ehe ihr ihm Religion predigt.““ Aber wirkliche Beobachtung und Erfahrung haben mich überzeugt, daß die Vortheile der Bildung dem Glauben stets auf dem Fuße folgen. Lehrt einen Halbwilden an die künftige Fortdauer seiner Seele glauben, des Verhältnisses zu seinem Schöpfer inne werden, eines Verhältnisses, das doch kein Mensch vernichten kann, so wird er unmerklich zur wahren Geistesfreiheit gelangen, seine innere Freiheit wird auch die äußeren Verhältnisse durchdringen, und Künste und Wissenschaften müssen unausbleiblich folgen. Wir finden in Madagaskar, daß ein Eingeborener nach dem Maaße seiner Erleuchtung sich nach den Sitten und Gewohnheiten seiner Lehrer umzubilden sucht. Wir finden unter ihnen wie unter allen Heiden den bürgerlichen Zustand des Volkes mit seinem religiösen unzertrennlich verknüpft. Das ganze System barbarischer Gebräuche und grausamer Gewohnheiten ist auf den Aberglauben des Landes erbaut. Untergraben wir den Grund, so stürzt das Gebäude unaufhaltsam nach.“

Missionar Kraut gab hierauf einen erfreulichen Bericht von dem Wachsthum der Berliner Missionsgesellschaft, von ihren Beweggründen zur Aussendung von Heidenboten, von seiner und seiner Brüder Ordination zu diesem Werk, von ihrer liebreichen Aufnahme in England, ihrer Reise und ihren Planen und schloß mit der Bitte um das Gebet aller Christen. Diese Erzählung trug nicht den Schmuck der Rhetorik, der einen Engländer geziert haben würde, sagt der Berichter, aber ihre Lauterkeit, Einfalt und Herzlichkeit sprach zum Herzen. Ihm folgte Missionar Gebel, welcher eine ausgezeichnete Rede ablas, in welcher er die unauflösliche Verbindung des lebendigen Christenthums und der Missionssache zeigte und hervorbob, daß wir den Muth nicht sinken lassen dürfen, wenn auch der christlichen Liebesarbeit kein augenscheinliches Segenszeichen folgt, sondern auf Gott vertrauen sollen.

Missionar Bailey sprach seine Freude aus, in einer Versammlung christlicher Brüder zu seyn, wo der Unterschied der Bekenntnisse, welcher der Sache des Christenthums so nachtheilig sey, aufgegangen sey in das große Band der Einheit, wo nur ein Gefühl die ganze Gemeinde durchdringe — das Begehren, die Sache unseres Herrn und Meisters zu befördern und das Evangelium denjenigen Ländern zuzusenden, welche so lange das Erbtheil der Gottlosen und in Finsterniß und Schatten des Todes verloren gewesen seyen. Er erzählte, daß Ceylon gegenwärtig weit mehr als je Hoffnung gebe; es seyen daselbst acht Evangelisten auf vier Stationen, 59 Schulen, 2,000 in Unterricht, 93 Eingeborene Abendmahlsgenossen; die Stimmung der Eingelesen in Bezug auf das Christenthum sey sehr ermunternd und Alles scheine guten Erfolg zu versprechen; die Vorurtheile, welche so lange die Gemüther mitunter der geistvollsten unserer Landsleute eingenommen hätten — nämlich daß die Eingeborenen geistig unfähig seyen — hätten aufgehört.

Dr. Adamson sprach sodann von der Aufmerksamkeit, welche alle Christen dem jetzigen Zustand der Kolonie widmen müßten; von dem Besuch der ärmeren Familien, zu welchen sie Zugang bekommen könnten, als einer heiligen Pflicht jedes wahren Christen, von dem weiten Felde für Missionsthätigkeit, welches sich bald durch die Sklavenbefreiung öffnen werde.

Dr. Philip schloß mit einer kurzen Anrede. Die Kapelle war sehr voll und obwohl die Versammlung ungewöhnlich lange dauerte, war doch das Interesse so groß, daß man ungern aufzubrechen schien.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 15. Juli. № 56.

## Mittheilungen aus der neuesten christlich-theologischen Litteratur Schwedens.

(Fortsetzung.)

Reicher wird die psalmodische Litteratur in diesem Zeitraum, die der Verfasser mit gewohnter Genauigkeit verzeichnet. Unter den übrigen ragen die zwei geistlichen Lieder, die der König Erich XIV. kurz vor seiner Absetzung und in seinem Gefängnisse dichtete, durch Tiefe und Innigkeit hervor. Die erste schwedische Übersetzung des N. T. (1523, gedruckt 1526), die den Kanzler Laurentius Andreä zum Verfasser hat, legt den Griechischen Text zum Grunde, und ist übrigens auch mit großer Einsicht für die Zeit gearbeitet. Ihr folgte 1540 die Übersetzung der ganzen Bibel von dem berühmten Reformator Laurentius Petri mit Beitritt seines Bruders Olaus Petri und des eben erwähnten L. Andreä ausgearbeitet. Sie schließt sich an Luther's Übersetzung von 1534 an, doch mit Vergleichung des Grundtexts, der Septuaginta und der Targums. Von Ol. und Laur. Petri hat man Volkspostillen, die den alten Lutherischen Ernst und das scharfe Dringen auf die alleinige Herrschaft des Wortes Gottes mit einem milden und sanften Geiste vereinigen.

3. Was zunächst das Bedürfniß des symbolischen Verbandes für Schweden hervorrief, war der sogenannte liturgische Streit unter Johann III. und der verzweifelte Versuch dieses Königs, Schweden wieder unter das Joch des Papismus zurückzubringen. In offenbarem Gegensatz gegen ihn beschützte der damalige Herzog Karl IX. den Calvinismus. Da erhob sich, gleich nach dem Tode Johann III., der Adel und der größere Theil des Klerus, und es wurde eine Kirchenversammlung zu Upsala ausgeschrieben, die den 1. März 1593 ihren Anfang nahm. Schon in der ersten Session erklärten alle Anwesende, sie wollten bei der Augsburgischen Confession (die von dem Bischof Peter in Strengnäs verlesen und erklärt ward) bis zu ihrem letzten Athemzuge bleiben. Da rief der Wortführer Nils Gyllenstjerna mit lauter Stimme: „Nun ist Schweden ein Mann geworden, und wir alle haben einen Gott." Mit der Augsburgischen Confession wurden zugleich die ökumenischen Symbole als Norm angenommen. Die Bischöfe und Prediger, welche die Liturgie angenommen, entschuldigten sich mit Unwissenheit, Zwang oder Verleitung durch das Beispiel ihrer Obern; *) nur einer unter ihnen wurde abgesetzt. Abraham Angermann, der standhafte Widersacher der Liturgie und Johann's III., welcher noch im Exile sich befand, wurde mit 333 Stimmen zum Erzbischofe Schwedens erwählt.

„So war," sagt Wieselgrén, „die Losung zum Symbolicism gegeben, allein es blieb nicht dabei. Im Anfange zwar bewahrte man das Gleichgewicht, wodurch mit der Einheit auch die Freiheit der Kirche bewahrt war, aber nach und nach fand sich die Freiheit durch das Streben nach einer immer größeren Einheit in's Gedränge gebracht. Ungeachtet des Widerstandes der gottseligen Bischöfe J. Terserus und J. Matthiä, *) die darüber ihre Ämter verloren, ward durch das Religionsstatut von 1663 die Formula Concordiae in Schweden zur Lehrnorm erhoben."

In welchem Verhältnisse Schweden zu Deutschland, der Zeit der Entwickelung nach, sich befand, deutet der Verf. in folgenden Bemerkungen an. „Im sechzehnten Jahrhundert kämpfte in Deutschland der Symbolicism am eifrigsten über Luther's Grab; im siebzehnten entwickelte sich diese Kampflust erst in Schweden. Im siebzehnten Jahrhundert blühte dort der Pietismus oder der Glaube des Herzens empor, sich freundlich anschmiegend an den Glauben des Gedankens (die symbolische Orthodoxie), obgleich oft von demselben verfolgt. In der neuen, selbstständigen Tonart des Psalms und dem Adagio des Gebets kam diese weit früher nach Schweden, als sie auf der Kanzel aufzutreten wagte, wo der dogmatisch-symbolische Vorleser noch lange in dem protestantischen Scholasticism Unterricht ertheilte. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts war der Streit

*) Ein roher und unwissender Landprediger aus Westerbotn, der durch seinen Beitritt zur Liturgie eine einträgliche Pfarre erhalten hatte, wurde, wie Fryxell berichtet, von dem Wortführer gefragt: „Was dünkt dich von der Liturgie?" Er antwortete ein Mal und wieder zum zweiten Mal: „Ich übergebe sie." „Wem übergibst du sie denn?" fragte der Wortführer. „Ich übergebe sie," war die Antwort, „dem Teufel." „Wie?" sagte der Wortführer. „Sollst du so deine Schafferin wegeben, die dich so viele Jahre überflüssig ernährt hat?" (A. Fryxell Berättelser ur Swenska Historien. IV. 154.

*) Sie behaupteten, „daß eine solche Unterwerfung unter Deutschlands Concilien der Ehre Schwedens nicht gezieme, daß zur Bewahrung der biblischen Reinheit der Lehre ein so großer Apparat ganz unnütz sey, daß das Schwedische Gewissen nicht sich zum Sklaven Deutscher Theologen machen solle." Wie man im Allgemeinen die Streitsache ansah, zeigt die Antwort, die ein Prediger einem Rathsherrn auf die Frage gab, was es denn mit dieser Sache für eine Bewandniß habe. Der Prediger sagte: Man streite sich hier über zwei Confessionen, wovon die eine Augustana heiße, die andere Concordia. Überhaupt ist man in Dänemark und Schweden nie gut auf die Concordienformel zu sprechen gewesen. Wieselgrén meint, Hospinian habe mit seiner Concordia discors tiefer in die Sache eingesehen, als wenn man Übereinstimmungen oder Abweichungen bloß in kleineren Details sucht.

zwischen Scholasticism und Mysticism in Schweden am heißesten. Das Alte saß auf den Professorstühlen und den Reichstagsbänken; das Neue machte die ganze Psalmschule aus, durchweg gedrückt, aber eben dadurch siegend. Von 1700 — 1770 entfaltete sich in Schweden immer mehr die Blume, die ein Jahrhundert zuvor in Deutschland durch das Blut der protestantischen Märtyrer gezogen war. Nun erwachte die Neologie, welche der Glaube der Handlung seyn sollte, in Deutschland; in Schweden fing sie erst recht zu gedeihen an, als die Koryphäen des wiedererwachten Christenthums in Deutschland schon ihr Haupt erhoben."

Die Blüthe der Schwedisch-theologischen Litteratur, nach der Seite des Schönen hin, im siebzehnten Jahrhundert ist unstreitig die Psalm-Litteratur (wir behalten den kürzeren und signifikanten nordischen Ausdruck, wonach „geistliches Lied" schlechthin „Psalm" heißt), deren Entwickelung fast parallel mit der in Deutschland ging. „Im siebzehnten Jahrhundert," sagt der Verf., „wurden die besten Psalmen Europas gesungen, wovon man im Mittelalter einen Vorklang in den eigenen Zungen der Völker vernahm. Diese neuen Psalmen unterscheiden sich wesentlich von den älteren oder denen der Katholischen Kirche. Die Kirchengesänge im Mittelalter hatten sowohl Form als Sprache von der profanen Römischen Dichtung entlehnt. Der größere Theil der Psalmen des sechzehnten Jahrhunderts sind, wie spätere Forschungen dargethan haben, Umarbeitungen katholischer Deutscher oder Lateinischer Gesänge, in dem folgenden Jahrhundert aber wurde der Psalm durchaus originell, und schlug eine andere Tonart an, als man bisher in den Tempeln der Christen gehört hatte. Es ist eine tiefe Melancholie, die sich freuet, es ist eine triumphirende Freude, die da weint, es ist die kunstlose Kunst innerhalb der Gränzen des Schönen. Der Psalm hat keine Muse; wollte man aber eine solche für die protestantische Psalmendichtung aufstellen, dann müßten die Züge zum Bilde von der heiligen Jungfrau entlehnt werden, als ihr unschuldevolles Herz vor dem Gruß des Engels erschrickt, und doch bereit ist, den Lobgesang der Hanna anzustimmen. Während der Zeit des protestantischen Kreuzzuges war der Psalm nicht bloß ein Andachtsopfer zu Gott, sondern der Kriegsgesang des Befreiungskrieges. Gustav II. Adolph und einer der Helden an seiner Seite, der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, waren christliche Tyrtäen, die Psalmen dichteten unter dem Waffengeräusch. Die Geschichte des Mittelalters ist eine „„Nacht Corregio's,"" wo das Licht einen so wunderbaren Effekt macht, weil das Dunkel vorherrschend ist; aber das Zeitalter Gustav Adolph's ist eine „„Transfiguration Raphael's,"" wo die Erde verklärt wird unter dem geöffneten Himmel."

Die berühmtesten Schwedischen Psalmdichter in dieser Periode sind: Jak. Arrhenius († 1725), Lasse Lucidor († 1674), Gust. Ollon (Zollkämmerer in Stockholm † 1703), Hakon Spegel (Erzbischof † 1714), Jesper Svedberg, Bischof zu Skara, Vater des berühmten Swedenborg († 1735). Die Geschichte des von dem letzgenannten 1694 herausgegebenen Gesangbuchs ist bekannt. Mehrere Geistliche, worunter auch der Erzbischof Spegel, waren behülflich bei der Redaktion desselben; das Bibel-Comité, der Erzbischof und die theologische Fakultät von Upsala drückten den Stempel darauf 1693, die Reichsstände genehmigten es, und so ward die Arbeit gedruckt. Kaum aber hatten der Bischof zu Westeräs, ein Professor in Dorpat und ein Superintendent in Narva einen ganz unbegründeten Widerspruch dagegen erhoben, als der damalige König, Karl XI., die ganze Auflage unterdrückte, wovon der größte Theil in den Schiffsarsenälen zu Stockholm vermoderte. Karl XI. hatte den Bogen gegen die Aristokratie zu hoch gespannt, als daß er es wagen sollte, den geringsten Schatten von Irrlehrigkeit auf sein Scepter fallen zu lassen. Allein er hätte wenigstens Svedberg schadlos halten sollen; nun verlor dieser 10,000 Thlr. dabei. Im Jahre 1697 kam das Schwedische Gesangbuch heraus, welches unverändert bis 1819 beibehalten ward, da eine neue, und was so selten ist, fast durchgängig glückliche Umarbeitung an die Stelle desselben trat. Jenes ältere Schwedische Gesangbuch ist übrigens ein wahrer Schatz nationaler geistlicher Liederpoesie. — Über Hak. Spegel, den größten Sänger im geistlichen Dichterchor, sagt der Verf.: „Seine Psalmen sind unübertroffen, selten erreicht. Kein Harfenschlag scheint um des Effekts willen hinzugekommen zu seyn; es ist alles die bewußtlose Schönheit. Der poetische Geist des siebzehnten Jahrhunderts, fromm wie der Heldengeist desselben, wurde von Spegel und der Schule, die um ihn her aufblühte, auf eine Weise aufgefaßt, die stets Licht auf den Schwedischen Nationalcharakter werfen wird, diese ernst-fröhliche, hoffnungsvoll-düstere Stimmung, welche (in ihrer Wurzel), gleich Volas Gesang in unserer ältesten Mythe, ein Anklang des Christenthums ist, eine Naturreligiösität, die den Grundton in unserer schönen Litteratur ausmacht." Diese letzte Bemerkung unterschreibt der Referent, selbst ein Sohn des Nordens, als im vollsten Sinne wahr. Während alle übrigen Mythologien in ihrer Divergenz vom Christenthume nach der pantheistischen oder polytheistischen Seite hin, ihren Brennpunkt finden, ist die nordische allein ein Sehnsuchtsruf dahin, und die Vola selbst singt den Untergang aller Götter, nach welchem der einzig wahre Gott allein walten wird. Die nordische Mythologie ist ihrem Charakter nach prophetisch, im höchsten Sinne eine Sibylle.



Die Schwedische Bibelübersetzung machte in dieser Periode kaum merkliche Fortschritte; immer blieb die der Reformatoren der unwandelbare Grundtypus und verdiente es auch: Gustav Adolph's Bibel (1618 zum ersten Mal gedruckt) empfahl sich nur durch bessere Summarien und den Apparat überhaupt; die folgenden sind fast nur Wiederholungen von dieser. Hingegen wurde die Bibel unter der Königin Christina in Finnische (1642 durch die Veranstaltung des Bischofs Rothovius), und unter Karl XI. in Lettische Sprache (1689), so wie das Neue Testament in Esthnische Sprache übersetzt. — Was die homiletische Litteratur in diesem Zeitraume betrifft, charakterisirt der Verf. die Tendenz und den Charakter des Predigens der Zeit

im Allgemeinen in folgenden scharfen Zügen. „Sie predigten," sagt er, „wie wir, über die Perikopen, aber blieben nicht innerhalb dieser papistischen Laufgräben; sie bestiegen die Wälle und sahen aus über den ganzen reichen Inhalt der Bibel. Sie wollten der Gemeinde verkündigen, was Gott uns als sein Wort übergeben. Der Prediger schlug nicht bloß die Bibel auf der Kanzel auf und las daraus mit evangelischer Freiheit; sondern Alles, was das Volk bildet und aufklärt, gehörte zu seinem Lehramte. Auch die Geschichte Schwedens wurde von der Kanzel herab vorgetragen, aber in christlichem Geiste: bei wichtigen Veranlassungen nahm man auf die Weltbegebenheiten Rücksicht, um die göttlichen Führungen darzulegen. Wundert Jemand sich noch, wie das Volk Schwedens so aufgeklärt denken und reden konnte, ehe die Meisten noch lesen konnten, wie es den Enthusiasmus seiner Könige theilen und in großen Thaten ausprägen konnte? Die Rede, der mündliche Unterricht trug immer die reichsten Früchte, und der Prediger redete noch viel einfacher, als er schrieb. Dazu kam die Naivität der Schwedischen Sprache, so alt, daß sie uns schon in Odin's Havamal entgegentritt, wo die Gedanken scharf wie der Pfeil sind, aber die Worte weich, so wie die Federn, womit der Pfeil beflügelt wird. Überhaupt ward Alles auf den Verstand berechnet, die Erregung des Gefühls mußte aus der eigenen Meditation später sich ergeben. Aber der Prediger war nicht bloß Zunge des Volks; er war das hörbare Gewissen Aller. Nicht suchte er jesuitischer Weise sich der Gewissen unter dem Schleier des Geheimnisses zu bemächtigen. Er redete offen wie der Blitz Gottes, während die Sonne durch die Tempelfenster hineinblickte. Ihm lag nur daran, daß die Rede wahr sey; die Anwendung ward dem Prediger in dem Kämmerlein des Herzens überlassen. Er war der beständige Erzieher Aller. Könige und Aristokraten, welche die Schicksale Europas beherrschten, saßen hier als Lehrjungen, und sahen keine Herabsetzung hierin, denn es war Gottes Stimme. Wenn die Stunde der Andacht geschlossen war, war der Prediger wie der Geringsten einer. Die Gemeinde aber glich einer Schule, welche er als ein ernster Rektor unter der Zucht und Vermahnung des Herrn hielt. Der Prediger war die Summe der Gelehrsamkeit der Zeit. Die Rathsherren lasen in ihm, was man nun in tausend Büchern und Zeitungen suchen muß. Er war die Stütze der Regierung. Er wollte die äußere Ordnung als den Zaun um das innere Leben der Frömmigkeit; und auch wenn er selbst aufgeopfert wurde, erhob er nie die Stimme gegen die Obrigkeit, welche von Gott ist. Aber um die Obrigkeit stützen zu können, hielt er derselben stets, in der scharfen Sprache des Ernstes, ihre Pflichttafeln vor, und suchte bei einer jeden falschen Richtung des Zeitgeistes im unpartheiischen Namen Gottes und des Christenthums sie auf den Weg der Wahrheit und des Rechts zurückzurufen. Er eiferte gegen eine jede Unterdrückung der Schwächeren von den Mächtigeren, und rechnete eben dieses auch zu seinem Berufe. Darum war er der Mann des Volks. Und mit alle diesem wollte er doch einzig und allein



Prediger in dem Allerheiligsten des Herzens und der Liebe seyn."

Lebendige Belege zu diesem Bilde findet man auch in den Schriften der Schwedischen Homileten, die der Verf. demnächst charakterisirt. Als Repräsentanten der strengeren Orthodoxie führt er Joh. Rudbeckius († 1646) und Joh. Botvidi an. Letzterer († 1635) war fast unter der ganzen Regierung Gustav II. Adolph's dieses Königs Beichtvater und erster Hofprediger, und wirkte mächtig auf seine religiöse Stimmung, folglich auf seinen welthistorischen Charakter ein. Den Übergang in die freiere biblische Richtung bezeichnen die obengenannten Bischöfe J. Matthiä († 1672) und J. Terserus († 1678); beide wegen angebliches Synkretismus 1664 abgesetzt; allein in ihren Predigten ist keine Spur von Glaubensmengerei, sondern tiefe Einsicht in das innere Christenthum und praktische Bibelauslegung ist der Geist derselben. In Hakon Spegel und Jesper Swedberg endlich hatte die Pietät ganz die Schaale des Symbolicismus durchbrochen. „In Spegel's Passionsandachten," sagt der Verf., „ist eine glühende Liebe, ein blutendes Herz; doch ist dieses Herz darum nicht wehmüthig: es ist gleich dem Herzen des Jüngers, den Jesus liebte, und der aufgerichtet selbst unter dem Kreuze stand." Auch von Swedberg (er war der Sohn eines Bergmanns Daniel zu Sweden, † 1735) müssen wir einige Züge anführen. „Als er, damals Dompropst in Upsala, zu der alten Kirche St. Kopparberg, wo er geistlich geboren war, einmal zurückkehrte, erklärte er: er bekenne sich zu der Predigtweise Christi und des heiligen Paulus, nämlich einfältig und deutlich Gottes Wort aus Gottes Wort selbst zu erklären. — Er hatte das erhebende Bewußtseyn, daß er von seiner Kanzel der Dollmetscher der ewigen Wahrheit sey; darum fürchtete er sich vor Niemanden. In der schweren Reduktionszeit (unter Karl XI.) predigte er vor dem König über den Text Mich. 2, 2. 3.: „„Ihr hasset das Gute und liebet das Arge; ihr schindet ihnen die Haut ab und das Fleisch von ihren Beinen, und fresset das Fleisch meines Volks; und wenn ihr ihnen die Haut abgezogen habt, zerbrechet ihr ihnen auch die Beine, und zerleget es wie in einen Topf, und wie Fleisch in einen Kessel."" Einer der Reduktionsherren klagte ihn darüber beim Könige an, allein der König antwortete: „„Wenn der Priester Gottes Worte vor sich hat und sie glimpflich vorstellt, so hat der König nichts darüber zu sagen."" Wiederum, als er 1688, gleichfalls vor dem Könige, über das Gleichniß vom Waizen und Unkraut predigte, erinnerte er die Obrigkeit daran, daß auch sie das Unkraut ausstreuen könne, wie z. B. David und Salomo thaten; sie habe mehr als sonst Jemand auf ihrer Hut zu seyn. Dann redete er den König mit 5 Mos. 17, 18—20. an: „„Wenn du sitzest auf dem Stuhle deines Königreichs, sollst du das Gesetz des Herrn nehmen, und darin lesen dein Lebelang, auf daß du lernest fürchten den Herrn deinen Gott. Du sollst dein Herz nicht über deine Brüder erheben, und sollst nicht weichen von dem Gebote weder zur Rechten, noch zur Linken, auf daß du deine Tage verlängerst in deinem Königreiche, du und deine Kin-

der in Schweden!"" Das letztere wandte Swedberg auf die Constitution an, woran der König gebunden war."

4. Schon unter dem dreißigjährigen Kriege wurden die Schweden mit der Richtung bekannt, die man später als Pietismus bezeichnet hat. Frühe zeigten sich fromme Regungen unter der Mittelklasse; J. Rudbeckius, das Haupt der Scholastiker, kam mit einer Klage an den Reichsrath darüber ein, allein der alte Reichsmarschall meinte, die Regierung sey da, um eine gute Ordnung und Polizei zu erhalten, nicht um über Gebetbücher zu disputiren. Unter den Zügen Karl's XII. entwickelte sich bei vielen Soldaten und Offizieren ein tiefes Verlangen nach Gottes Wort und christlicher Gemeinschaft: es war ein erhebender Anblick, wenn man diese Krieger, oft unmittelbar nach einer Waffenthat, sich um den Baron Creutz oder andere fromme Freunde versammeln sah im Gebete zum Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Während viele der Offiziere Karl's XII. mit A. H. Francke correspondirten, empfahlen die Feldprediger die Errichtung eines Komödienhauses als Zeichen eines guten christlichen Geistes, und schrieen die frommen Militärs für Quäker und Schwärmer aus. — Der Pietismus rettete das christliche Glaubensleben in dem Kerne des Schwedischen Volks, und die Kirche Schwedens stand blühend im Thale, während die Höhen von dem Lichte der neueren Aufklärung vertrockneten. Übrigens sprach sich der Pietismus, daß wir so sagen mögen, in drei Dialekten aus. Ein Theil schloß sich der Form der alten Rechtgläubigkeit an, und in diesem Sinne z. B. ist Hak. Spegel ein Pietist; es möchte schwer seyn diese von der pietistischen Grundrichtung, die mehr in dem Hervorheben gewisser Lieblingssätze ohne schärfere Begränzung sich zeigte, genau zu unterscheiden. Bestimmt und scharf aber unterscheidet sich der Herrnhutismus als ein höchst gemischter und verworrener Dialekt: der sentimentale Charakter des Pietismus ist hier übertrieben und karrikirt. Hart neben dem Pietismus aber steht die Neologie, die (nach der Ansicht des Referenten) zuerst als rein individuelle Richtung (wenigstens im Norden) sich in die Opposition gegen die Strenge gewisser Glaubenssätze verkleidete, und so unter dem Scheine des praktischen Christenthums einen Platz in dem Tabernakel des Pietismus fand.

Zuerst berichtet der Verf. von der psalmodischen Litteratur in dieser Periode. Ein neues Probe-Gesangbuch, das unter dem Namen des Celsischen bekannt ist, kam von 1765 bis 1767 heraus. Es wiederholt sich hier dieselbe Erscheinung, die in Deutschland zu der Zeit sich hervorthat: ein Streben nach Verwässerung der alten Gesänge und Einführung neuer, die das Chaos halb-christlicher Ideen unter dem Gewande einer seichten Popularität in's Leben einführen sollte. Allein das Celsische Gesangbuch, obgleich im Ganzen eben so rechtgläubig als unpoetisch, wurde durch die scharfe Kritik des Dr. Annerstedt aus dem Felde geschlagen und seit der Thronbesteigung Gustav III. war die Rede nicht mehr davon. — Auch der Pietismus dichtete sein Gesangbuch: „Die Lieder Mosis und des Lammes." Es kam 1720 und 1724 heraus; der Verfasser war Georg Lybekker, Assessor im Schwedischen Hofgericht. Wieselgrén urtheilt darüber: „Ein stiller, frommer Geist durchströmt das Ganze. Es sind Taubentöne; weil man aber nicht erwartet, Nachtigallenschlag zu hören, vermißt man weniger das poetische Element. Verschwunden ist die Kraft, welche in den Harfentönen eines Spegel's und seiner Schule braust; obgleich die Dichtung noch nicht siech und weichlich ist, ahnt man doch, wie sie sich in der nächsten Generation gestalten werde." — Auch ein Herrnhutisches Gesangbuch erschien 1743 und 1745, später öfter gedruckt; der Hauptverfasser war Dr. C. A. Rutström (exilirt wegen politischer Meinungen 1765, kehrte zurück 1769, † 1772). „Es sind," sagt Wieselgrén, „zum größeren Theil weniger glückliche Übersetzungen der großen Masse der Zinzendorfschen Lieder. Der vollkommene Mangel an sowohl geistlichem als weltlichem Geschmack in diesen Liedern ist bekannt; doch möchte man die Augen zudrücken, wenn man das wahrhaft Großartige in dem Unternehmen eines einzelnen Mannes betrachtet, die Ausbreitung des Wortes Gottes bis zu den äußersten Enden der Erde zu fördern. Auf der anderen Seite können wir unsere Furcht nicht bergen, daß die Versöhnungslehre, dieser Grundpfeiler der christlichen Kirche, durch die falsche Richtung dieser Schule vielfältig verkannt worden, und daß die Niederlage des Christenthums in jener Zeit eben sowohl dem unweisen Eifer der Freunde desselben, als den wohlberechneten Anfällen der Feinde zuzuschreiben sey. Zwar sind nun in der Schwedischen Bearbeitung der Zinzendorfschen Lieder nicht alle Übertreibungen dieser letzteren aufgenommen. Allein wer mit der Sprache der Bibel von der Versöhnung vertraut, hier dasjenige, was in der Bibel aus heiliger Scheu seltener genannt wird, fast in jeder Zeile wiederholt und mit unzähligen Bildern, die fast aller Naturwahrheit ermangeln, umkleidet findet, der wird sich nur wundern können, daß so viele Freunde der Bibel nicht haben einsehen können, wie weit diese menschliche Andachtssprache sich von der göttlichen entfernt." — Unter den einzelnen Beiträgen zur Psalmen-Litteratur, die in dieser Periode erschienen, verdient Auszeichnung „Kolmodin's geistliche Taubenstimme" (1734), die durch ihre innere Trefflichkeit den Eingang in alle christlichen Häuser Schwedens gefunden hat, und sehr oft aufgelegt worden ist.

(Schluß folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 18. Juli. № 57.

## Mittheilungen aus der neuesten christlich-theologischen Litteratur Schwedens.

(Schluß.)

Die homiletische Litteratur war in diesem Zeitraume im Wachsen begriffen. Die Individualität tritt immer mehr zurück, je mehr die christliche Rede einer christlichen Abhandlung sich nähert. In den Besseren aber weht der milde, friedensvolle Geist des Evangeliums am reinsten, so lange als noch ein Rest des Judaismus im Kirchenregiment zu bekämpfen war. Als Repräsentanten der scholastischen Tendenz steht der Verf. den trefflichen Nohrborg an († 1767), dessen Postille: „die Ordnung der Seligkeit des gefallenen Menschen" fort und fort dem Volke predigt. „Scholastiker ist Nohrborg, aber das Wahre des Mysticismus lebt und webt in seinem Herzen. Bei ihm verschmelzen sich zwei Dinge, die selten zusammengefunden werden: die schärfste Dogmatik in unserer Litteratur ist zugleich unser allgemeinstes Andachtsbuch. In seinen Predigten ist mehr Licht als Feuer; doch darf man darum nicht meinen, daß sein Geist ein träger sey. So wie er mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch der Prediger der unsichtbaren Gemeinde in Schweden gewesen ist, wird er's wahrscheinlich auch bleiben, so lange das Christenthum unter uns besteht." — Die mystische Tendenz repräsentirt am vollkommensten Er. Tollstadius († 1759), obgleich das Wahre des Scholasticismus in den ordnenden Gedanken und den bestimmten Begriffen bei ihm lebt. Der bekannte Graf Tessin schreibt von ihm: „Die Liebe Gottes leuchtete aus seinen frohen Augen: selten redete er von Gott, ohne Freudenthränen zu vergießen; freundlich war er gegen Alle, freigebig gegen die Armen, ihr und sein Brodt war ein gemeinschaftliches; eifrig war er für die Lehre des Herrn, scharf, erbaulich auf seiner Kanzel, unvergleichlich in seinem Leben. Vor wenigen Jahren nahm seine Stimme ab, so daß er schwer in der Kirche gehört wurde, doch war der Zulauf immer gleich groß; denn die Andacht strahlte aus seinem Angesichte, seine Gebehrden wirkten Erbauung" (Tessiniana p. 352.). Tollstadius war es, der mit einem Blicke die Mörder Karl's XII. (den Präsident Stjernroos und General Cronstedt) zum Bekenntnisse bewegte; ein gedungener Meuchelmörder, dessen Vorhaben Tollstadius nicht kannte, ließ den Dolch sinken, als er ihm in's Auge sah. Noch wird Tollstadius von den Alten in Stockholm als ein Heiliger verehrt. Er legte den Grund zu dem Predigtstyle, welchen die wirksamsten Volkslehrer Schwedens seitdem angenommen. Wie ein Bergstrom wälzt sich seine übrigens einfache Rede fort, das Genie blitzt unbewußt und gleichsam wider den Willen des Redners hindurch; das Herz blutet in Gebet um Besonnenheit, während die Hand schon das strafende Schwerdt erhoben hat. Mit scharfer Begränzung theilt er das Volk in die Kinder der Welt und die Kinder Gottes, die Feinde und die Freunde Christi; jene hassen und verfolgen diese, diese leiden und beten für jene. — P. Hamberg war der erste Prediger in Schweden, der die Zinzendorfschen Ideen auffaßte. Als seine Predigten im Hof-Consistorio vorgelegt wurden, machte man die nicht ungegründeten Bemerkungen über seine Art und Weise: „Er ist sehr sparsam im Gebrauch der Buße und Besserung; er bestraft keine andere Sünde als die des Unglaubens, welches er doch nicht aus den Früchten des Unglaubens beweist; in keiner einzigen Predigt hat er auf die Heiligung und die Kraft des Blutes Christi zur Heiligung gedrungen; endlich verbindet er immer den Glauben mit dem süßen Gefühle davon." — Enebom († 1796) ist schon ein vollendeter Prediger der Werkheiligkeit und redete der Zeit zu Gefallen, wie grade die Ohren juckten. Hingegen sind der Bischof Humble und der Erzbischof Troilius noch Prediger im alten orthodoxen Styl, und der erstere nähert sich stellenweise der Naivität der Älteren. — Um diese sechs Repräsentanten herum klassificirt Wieselgrén die Menge der übrigen Prediger in Schweden aus diesem Zeitraume.

5. Der Verf. wirft einen prüfenden Blick auf den Zeitraum der Neologie, die er als historische Erscheinung würdigt. „Wir müssen," sagt er, „zur Ehre der Schwedischen Litteratur bekennen, daß sie in keiner Kirche weniger Bürgerrecht als bei uns gewonnen. Unter den eigentlichen Volkspredigern in Schweden trat keiner positiv für die neue Lehre auf. Unter denen, die als Leiter der Gebildeten gelten wollten, spürte man die Veränderung öfter durch Schweigen, als durch Rede; und im Allgemeinen müssen wir mit Dank gegen Gott bekennen, daß, ob das Licht auch matter brannte, doch der Leuchter nie von seiner Stätte bei uns gestoßen ward." In Lehnberg's († 1808) Predigten, den man als den Hauptrepräsentanten dieser Richtung betrachtet, ist es mehr die Alles auflösende Rhetorisirung, als das eigentliche Verläugnen, das den Einfluß der rationalistischen Schule spüren läßt. Große Vorbereitungen und Anstalten wurden gemacht, um eine neue Agende, ein neues Gesangbuch und eine neue Bibelübersetzung zu dem Jubelfeste 1793 dem Volke zu geben, allein es blieb alles bei unendlich breiten und weitschweifigen Versuchen, denn die Zeit hatte, durch ihren Abfall vom Christenthume, das Bildungsvermögen verloren. Als Psalmdichter, und zugleich entschiedener, eifriger Christ, ist Lars Linderot (Prediger im Stifte Göthaborg) auszuzeichnen. J. Möller, Bischof auf der Insel Gothland, schrieb eine Schwe-

dische Homiletik, worin er die Resultate der früheren Bestrebungen in einer Theorie zusammenzufassen suchte.

6. Bei der ersten öffentlichen Zusammenkunft der Schwedischen Bibelgesellschaft 1816 sprach J. O. Wallin (später Ordensbischof) unter andern: „So weit waren wir gekommen in dem, was die Zeitgenossen Licht, was aber eine spätere Zeit Finsterniß nennen wird, daß die Bibel als überflüssig weggeworfen ward, weil man ja in Haushaltungs-Katechismen, Encyklopädien und Romanen genug Bildungsmittel hatte. Gottes Haus wollte man zwar nicht niederreißen, weil so vieles Andere unmittelbar darauf mit hätte niedergerissen werden müssen, allein den Sabbath zu heiligen, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, am Tische des Herrn sich einzufinden, so weit glaubte man seine Gottesfurcht nicht treiben zu dürfen. Wenn man der Zerstreuung halber in's Heiligthum eintrat, so war es am liebsten da, wo man Gelegenheit hatte, die Kunst des Redners zu bewundern, womit er, als ein geschickter Pilot, um die Felsen und Untiefen der Dogmatik herumlavirte, und nachdem er seine Zuhörer eine Zeitlang auf den Gefühlswogen der Phantasie gewiegt hatte, sie wieder gesund in den wohlbekannten Hafen einer bequemen Sittenlehre einführte. Wollte man manchmal, bei großen Ereignissen, sich in hohen Worten über das Alltägliche erheben, so ließ man das allwaltende Schicksal, oder mitunter, zur Veränderung, das höchste Wesen den Lauf der Sachen lenken, indem man jedoch, sobald nur thunlich, über solche Phrasen hinwegeilte, um nicht Gefahr zu laufen, eines heimlichen Christenthums verdächtig zu werden. Versammelte noch irgend ein Hausvater, nach alter Weise, seine Kinder, sein Gesinde, seine Freunde, um, nach den Mühen des Tages oder der Woche, Gott zu danken, oder aus seinem Worte sich zu erbauen, so wurde er beinahe als sektirisch gescholten. So wurde die Frömmigkeit Dummheit, die Andacht bloß ein Paroxysmus periodischer Geisteskrankheit, so machte man bald die Entdeckung, daß man Sitten haben und doch sittenlos seyn, daß man Andere im Christenthum unterrichten und zum Bekenntnisse einweihen, und sich selbst dabei des Evangeliums Christi schämen konnte. Als Armenvögte, Taxatoren, Fiskale, Verfertiger von Popnlationslisten kamen die Prediger bald in ein neues und merkwürdiges Verhältniß zu ihren Zuhörern."

Von vielen Seiten erhob sich nun die Stimme der Opposition gegen das elende, von Geschmack, Geist und Glauben in gleichem Grade entblößte Wesen des Rationalismus. Die Zeitschriften „Polyfren," „Phosphoros," und die „Upsalaer Litteraturzeitung," erkannten wenigstens das Geschmack- und Geistlose in dieser Richtung, und züchtigten es mit großer Schärfe. Im Allgemeinen blieb es doch, wie Wieselgrén treffend sagt, mehr bei dem kräftigen Nein, und das entschiedene Ja zu den Wahrheiten des biblischen Christenthums ließ immer auf sich warten. Das neue Kirchen-Manual (Agende), von 1793 an bearbeitet, kam endlich 1811 zum Vorschein; überhaupt kann man sagen, daß es weit besser war, als man es nach den Zeichen der Zeit erwarten konnte. Eine neue Probe-Übersetzung des Neuen Testaments kam 1816 heraus, allein sie genügte auch



nicht den ersten Anforderungen; nicht einmal historischer Sinn und exegetische Tüchtigkeit ist darin wahrzunehmen. Die durch die Englische Bibelgesellschaft besorgten Abdrücke der Bibel geben auch den alten Text keineswegs rein; mit diplomatischer Genauigkeit wurde dieser 1830 in einer Handausgabe (mit einer Vorrede des Propstes Schartau vom erbaulichen Lesen der Bibel) abgedruckt. Das Psalm-Comité gab 1814 ein neues Probe-Gesangbuch heraus, allein Raum konnte dieser Mischling, der das Alte kastrirt und des geschmacklosen, wässerigten Neuern eine große Menge aufgenommen, sich unter dem Volke nicht verschaffen. Da trat der genannte Wallin, ein einzelnes Mitglied jenes Comité, auf, und legte in einer Versammlung der Geistlichkeit seine Arbeit zu einem Gesangbuche vor. In der Rede, die er dabei hielt, äußerte er sich unter andern: „Meint Jemand in meiner Arbeit etwas Sektirisches zu entdecken, so will ich's nur rund heraus sagen, daß das Gesetz und das Evangelium meine Kirchenväter sind. Ich bin ein Christ, wahrscheinlich von der alten Observanz. Ich mißbillige alle Veränderungen in der Religion durch Menschenhände. Ich sehe sie als eine göttliche Offenbarung an, die sich selbst vertheidigt, und halte dafür, es sey verdammlich, einen einzigen Buchstaben wegzunehmen, oder hinzuzufügen. In dem Geiste des Christenthums müssen unsere Kirchenlieder abgefaßt seyn, christlich, einfältig und sublim." Man fing an zu ahnen, daß Wallin bestimmt sey, den heiligen Gesang zu retten; er that es. Sein „Vorschlag zu einem Schwedischen Gesangbuche" erhielt die höchste Genehmigung, und das neue Gesangbuch selbst erschien 1819. Einzelner Unvollkommenheiten ungeachtet, die ja bei keinem Menschenwerke ausbleiben werden, muß man anerkennen, daß dieses Gesangbuch das bei weitem beste ist unter allen, die in diesem Jahrhundert auf dem Altar der Kirche niedergelegt sind. Dieses ist Wallin's unvergängliches Verdienst, als Prediger hat er keineswegs die Wahrheiten des Christenthums immer mit gleicher Entschiedenheit ausgesprochen, und der mächtige Geist, der ihn bei der Psalmenarbeit ergriff, scheint ihn hier öfters verlassen zu haben. Als Psalmdichter neuerer Zeit (von welchem auch manche Lieder im neuen Gesangbuche aufgenommen sind) sind, außer Wallin, zu nennen der Bischof Franzén, Chorous, Hedborn und Dahl.

A. G. R—ch.

## Nachrichten.

(Großbrittannien.) Da in diesen Blättern so oft von kirchlichen Zuständen Britanniens die Rede ist und häufige Beziehungen auf die äußeren Verhältnisse der Kirche vorkommen, die ohne eine allgemeine Kenntniß der Dinge unverständlich sind, so hoffen wir den Wünschen der Leser entgegenzukommen, wenn wir aus einer zuverlässigen Quelle, Murray's Encyklopädie der Geographie, einen kurzen Abriß dieser Verhältnisse geben, welche übrigens wegen der bevorstehenden Parlamentsverhandlungen über Kirchenreform ein doppeltes Interesse haben.

Die Englische Kirche ist unter der Herrschaft der Königin Elisabeth, als die unter Heinrich VIII. begonnene Reformation vollendet war, gegründet. Sie ist ein integrirender Theil der Landesverfassung

und hat zum Oberhaupt den König, welcher „in allen kirchlichen sowohl als bürgerlichen Sachen in diesen seinen Herrschaften für den Höchsten“ erklärt ist. Kraft dieses Ansehens als Haupt der Kirche besetzt er die erledigten Bisthümer und gewisse andere Ehrenstellen, verordnet oder hebt auf kirchliche Gerichte, verhängt Kirchenstrafen, und entscheidet letzter Hand in allen Kirchensachen, indem von dem Ausspruch jedes kirchlichen Richters zuletzt im Kanzleigericht die Berufung zu ihm gelangt. Die kirchliche Leitung Englands ist zwei Erzbisthümern, Canterbury und York, übergeben, wovon jedes mehrere Diöcesen oder Bisthümer enthält. Canterbury ein und zwanzig und York drei, außer dem von Heinrich VIII. hinzugefügten Bisthum von Sodor und Man. Jede Diöcese ist in Archidekanate (im Ganzen sechzig), und jedes Archidekanat in Landdekanate (rural deaneries), die Geschäftskreise der Archidekane und der Landdekane, getheilt; jedes Dekanat in Pfarreien, Städte oder Dörfer, Gemeinden und Weiler. Die Hauptkirche jedes Bischofssitzes heißt Kathedralkirche; mit ihr ist eine geistliche Körperschaft verbunden, bestehend aus einem Dekan und Kapitel, welche der Rath des Bischofs sind, aber ihre Gewalt von der Krone haben. Die Kapitel bestehen gewöhnlich aus Kanonikern und Pfründnern, der Unterhalt oder Gehalt beider heißt eine Präbende. Die Pfründner (prebendaries) scheiden sich in einfache und in Prälaten (dignitaries); ein einfacher Pfründner hat keine Pfarre und zu seinem Unterhalt nichts außer seinem Gehalt, ein Prälat hat stets noch eine durch Verordnung ihm übertragene geistliche Gerichtsbarkeit. Der Archidekan hat das Recht, in des Bischofs Abwesenheit Visitationen zu halten, und unter dem Bischof die Diener der Kirche vor der Ordination, so wie vor der Einsetzung und Einführung, zu prüfen; er hat auch die Macht zu excommuniciren, Bußungen aufzuerlegen, Unregelmäßigkeiten und Mißbräuchen unter der Geistlichkeit abzuhelfen, und hat die Aufsicht über die Pfarrkirchen der Diöcese. Unter dem Archidekan und den Kapitelsgeistlichen hat kein Mitglied der Englischen Kirche Anspruch auf den Titel eines Prälaten. Die unteren Stufen bestehen aus der Pfarrgeistlichkeit. Einer Pfarrkirche steht ein Rektor oder Vikar vor; die letztere Benennung ist jedoch durch Mißbrauch gemein geworden. Die Helfer (curates) sind entweder temporär oder stabil; temporär, wenn von dem Rektor oder Vikar angenommen, stabil, wenn zur Amtsführung in Pfarren, wo keiner von beiden ist, eingesetzt, der temporäre also den Pfarrvikaren, der stabile den Pfarrverwesern Süddeutschlands zu vergleichen. Die Einkünfte der Englischen Kirche sind reich und nach den verschiedenen Ämtern und Stufen ihrer Glieder sehr ungleich vertheilt. Die zehntpflichtigen Pachtungen betragen nach Dokumenten, welche dem Parlamente vorgelegt worden sind, 20 Millionen Pf. Sterl. Außer dem Zehnten von diesem Betrage hat die Geistlichkeit noch andere Fonds, welche ihr ganzes Einkommen bis auf 3 Millionen Pf. St. erheben. Die bischöflichen Einkünfte sind verschieden; das Bisthum Durham, das man gewöhnlich für das reichste hält, schätzt man auf 30,000 Pf. jährlich, das geringste, das von Llandaff, kommt nahe an 3,000 Pf. Einige Pfründen der Kanoniker und Pfründner sind sehr stark; diejenigen, welche jährliche 1,000 Pf. übersteigen, heißen goldene Pfründen. Diese Prälaten haben auch das Recht, Pfarrstellen als Rektoren zu besitzen. Die Gehalte der Curaten oder Helfer waren früher oft äußerst gering; aber durch gesetzliche Anordnungen und aus den öffentlichen Einkünften angewiesene Fonds sind die meisten nach Maaßgabe des Einkommens der Pfarreien erhöht worden: 80 Pf. jährlich ist der geringste Gehalt, und wenn die Stelle jährlich 400 Pf. trägt, so kann der Bischof ohne Rücksicht auf die Volkszahl dem Helfer 100 Pf. davon anweisen.

Die Schotten behaupteten nach einem hundertjährigen verzweifelten Kampfe die presbyterianische Form ihrer Kirche, die am meisten abweichende von dem prachtvollen Gottesdienst, gegen den sie eine eingewurzelte Abneigung hegen. Das presbyterianische Princip besteht in der völligen Gleichheit aller Geistlichen, deren jeder eine selbstständige Pfarrei, in welcher er alle kirchlichen Verrichtungen ausübt, inne hat. Der so lange mit der Vorstellung von Reichthum und Macht verbundene Titel Bischof ist verworfen und mit dem eines Dieners (minister) vertauscht worden. Bei der Armenpflege und anderen Kirchendiensten wird der Diener von einer Anzahl Laien, Älteste genannt, welche den Kirchenrath (kirk session) bilden, unterstützt. Das Kirchenregiment wird durch Presbyterien, einer Versammlung der Prediger eines Bezirks sammt Laiengliedern jedes Kirchenrathes, geführt, jedoch wohnen die letzteren nur bei gewissen Gelegenheiten bei. Eine Synode entsteht durch den Zusammentritt mehrerer Presbyterien; und die Generalversammlung (General Assembly) besteht aus Abgeordneten, sowohl geistlichen als weltlichen, von jedem Presbyterium und Wahlort. Letztere tritt jedes Jahr zusammen, und die letzte Berufung geschieht an sie; aber Kirchengesetze können zwar in der Generalversammlung vorgeschlagen, müssen aber erst in jedem Presbyterium einzeln berathen und von der Mehrzahl der Presbyterien angenommen werden. Der König sendet einen Commissarius, welcher bei den Verhandlungen der Generalversammlung zugegen ist und selbst das Recht, sie zu constituiren und aufzulösen, anzusprechen scheint; aber dies wird von der Kirche nicht zugegeben, die kein menschliches Oberhaupt anerkennt, und sich und den Staat als zwei ganz unabhängige Gewalten ansieht. Die reichen Einkünfte, welche die Geistlichkeit bezog, fielen in der Reformationszeit fast ganz dem Adel zu, welcher zuerst nicht allein die Ländereien, sondern auch die Zehnten nahm; und selbst als er aus den letzteren die presbyterianische Geistlichkeit versorgen mußte, behielt er einen Theil zurück, der meist sehr niedrig angeschlagen wurde, aber im Fall der Noth auszuhelfen mußte. Daher genoß die Schottische Geistlichkeit nie mehr Einkünfte, als grade so viel, daß sie bei strenger Haushaltung sich den Mittelständen gleich stellen konnte. Als auch dies bei der zunehmenden Theurung unmöglich wurde, erhöhte man ihren Gehalt aus den nach dem Werth angeschlagenen Zehnten (tiends), und wo diese erschöpft waren, trat der Staat in den Riß und erhob den niedrigsten Gehalt auf 150 Pf. jährlich. Dies mäßige Einkommen wirkte, da es manche Versuchungen zu den Lastern der Reichen fern hielt, vortheilhaft auf den Charakter der Geistlichkeit und deren Einfluß auf das Volk. Es wird allgemein zugegeben, daß keine Körperschaft von Geistlichen sich einen tadelloseren Namen bewahrt oder ihre wichtigen Pflichten wirksamer ausgeübt hat, als die der Schottischen Kirche. Die Dissenter der Schottischen Kirche bestehen hauptsächlich aus den eifrigsten Presbyterianern, die sich abgesondert haben, weil sie in der bestehenden Kirche ihre Principe nicht in völliger Reinheit aufrecht zu erhalten meinen. Ihre Hauptanklage ist gegen das Patronat der Landeigenthümer, welche gewöhnlich zu den erledigten Pfarrstellen präsentiren, gerichtet. Zwei große Partheien, in welche sie sich früher wegen des Bürgereides getheilt hatten, haben sich seit Abschaffung dieses Eides in die sogenannte associirte Synode (Associate Synod) vereinigt. Eine beträchtliche Zahl, besonders in den höheren Ständen, ist der bischöflichen Verfassung geneigt, entweder wie sie in Schottland unter den Stuart's bestand, oder wie sie jetzt in England statt findet, und neuerlich ist in der That eine Vereinigung zwischen diesen beiden Ansichten eingetreten. Keine Sekte, der Independenten, Baptisten, Methodisten u. s. w. ist zahlreich; die Katholiken bestehen meist aus Einwanderern von Irland, doch herrscht ihre Confession noch in einigen abgelegenen Distrikten der Hochlande.

Das kirchliche Wesen Irlands ist bekanntlich eine Hauptursache seines ungeordneten Zustandes gewesen. Die eigentlichen Irländer nah-

men gar keinen Antheil an der in England und Schottland so durchgreifenden Reformation. Als daher die Englische Kirche als Staatskirche eingeführt wurde, schloß sie die große Masse der Irländer als Dissenter aus. Auch ein großer Theil der protestantischen Bevölkerung, Schottische Kolonisten, blieben der presbyterianischen Form getreu. Aus einem Bericht vom Juni 1825 ist das Verhältniß der Partheien zu entnehmen; es geht daraus hervor, daß von den 6,801,000 im Jahr 1821 gezählten Einwohnern 4,980,000 Katholiken und 1,769,000 Protestanten waren; unter den letzteren gehörten 1,135,000 zur Staatskirche; 577,000 waren Presbyterianer (10,000 ausgenommen alle in Ulster); 57,000 von anderen Benennungen, hauptsächlich in derselben Provinz. Das Verhältniß der Protestanten zu den Katholiken ist in Ulster wie 1 zu 1, in Leinster wie 1 zu $4\frac{1}{2}$, in Munster wie 1 zu $9\frac{1}{2}$, in Connaught wie 1 zu $7\frac{1}{2}$; für ganz Irland wie 1 zu $2\frac{1}{2}$.

Der Römische Klerus erhält seine Besoldung nicht vom Staate, sondern wird ganz von den Gemeinden unterhalten. Er bildet eine geordnete Hierarchie, an deren Spitze vier Erzbischöfe stehen: Armagh (der Primat), Tuam, Cashel und Dublin; zwei und zwanzig Bischöfe mit einem Generalvikar, Dekan und Archidekan in jeder Diöcese stehen unter ihnen. Die Zahl der katholischen Priester beläuft sich außer einigen hundert Mönchen auf 1,400; ihre Einkünfte entspringen nicht sowohl aus festen Summen als aus Stolgebühren, Opfern und Geschenken, und die Bischöfe empfangen von den Pfarrern einen Theil ihrer Sammlungen. Herr Wakefield hat eine Schätzung versucht, wonach die Weihnachts- und Osteropferungen 337,000 Pf. betragen, die Trauungen bringen an Lizenzen, Gebühren und Kollekten 78,500 Pf.; die Firmungen 12,500 Pf., die Begräbnisse 12,500 Pf., zusammen 440,500 Pf. Nach Angabe des Erzbischofs Curtois beträgt die jährliche Einnahme eines Bischofs etwa 500 Pf., die eines Priesters von 100 bis 400 Pf. Obgleich ein Erlaubnißbrief vom Papste verlangt wird, liegt doch die wirkliche Wahl zu den erledigten Stellen in den Händen der Geistlichkeit; aber da ihre Einkünfte gänzlich von der Gunst der Gemeinden abhangen, sind sie genöthigt, beliebte Priester zu wählen, was bei den katholischen Staatskirchen nicht der Fall ist. Daher rührt der Einfluß der Priester, der in Irland ganz unglaublich groß ist. Andererseits sind viele, besonders unter den Bischöfen, durch ihren musterhaften Wandel und ihre gewissenhafte Amtsführung ausgezeichnet. Öfter verbinden sie Schlägereien, entdecken Diebstähle und bewirken den Ersatz. Die neuerliche Zulassung der Katholiken zu allen politischen Vorrechten ist von der Geistlichkeit, obwohl in ihrer Lage keine Veränderung dadurch eingetreten ist, im Allgemeinen mit großer Zufriedenheit aufgenommen worden.

Die Presbyterianer wohnen, wie bemerkt, meist in Ulster, wo sie die Mehrzahl ausmachen. Die Synode von Ulster bildet eine Art Landeskirche (establishment) und besteht aus 201 Gemeinden (congregations), außer welchen 110 Gemeinden vorhanden sind, die mit den Schottischen Separirten (seceders) in Gemeinschaft stehen. Die Prediger empfangen eine Königliche Gabe von 14,000 Pf. jährlich, was für jeden 50 bis 100 Pf. beträgt. Die Presbyterianer sind der fleißigste, wohlhabendste und gebildetste Theil des Volks; aber sehr viele sind von republikanischen Vorstellungen durchdrungen und geneigter als sonst irgend Jemand zur Auswanderung nach Amerika.



Die Irische Staatskirche (the Established Church of Ireland) steht mit der Englischen in genauer Verbindung und ist ihr in jeder Hinsicht ähnlich. Sie besteht aus vier Erzbisthümern und acht und zwanzig Bisthümern; aber nach einem jüngst erlassenen Gesetz sollen zwei Erzbisthümer in Bisthümer verwandelt und zehn Bisthümer aufgehoben werden. Das ganze Einkommen der Irischen Kirche übersteigt nicht 130,000 Pf. für die Bisthümer und 602,200 für die anderen Stellen. Die den Bischöfen gehörigen Ländereien sind von weit höherem Werthe; aber weil sie nach alten Pachtverträgen, die von Zeit zu Zeit bei Geldbuße erneuert werden und nie zu Ende kommen, ausgegeben sind, so war die davon erhobene Rente weit unter dem wirklichen Werthe. Es war im Vorschlag, diese Pachtungen den gegenwärtigen Inhabern gegen Abzahlung sechsjähriger Raten des Schätzungswerthes für immer zu überlassen, was gegen drei Millionen Pf. ergeben würde. Überdies sollte nach Betrag des Einkommens eine Auflage von 5 bis 15 p. Ct. auf jede Stelle über 200 Pf. gelegt und der Ertrag zur Erhöhung der geringeren Besoldungen und zur Erbauung von Pfarrhäusern und neuen Kirchen verwendet werden. Hiemit sollte die Pfarrtaxe, welche Kirchspielsleute oder Kirchenauflage heißt, und die sich auf 90,000 Pf. jährlich beläuft, aufgehoben seyn.

---

(Dissenterkapellen in London.) Da wir neulich aus einer Rede des Bischofs von London das Verhältniß, in welchem die Zahl der Geistlichen der Landeskirche zur Volkszahl steht, angeführt haben (Nr. S.), so möchte es passend seyn, eine Angabe über die Dissenter hinzuzufügen. Das Congregational Magazine sagt: „Die gegenwärtige Zahl der Gotteshäuser in der Hauptstadt, welche zu den drei Klassen der Dissenter gehören, wird man, ohne sehr zu irren, auf einhundert und vierzig berechnen und folgendermaßen vertheilen können:

| | | |
|---|---|---|
| Presbyterianer (unitarische und orthodoxe) . . | 22 | Kapellen. |
| Independenten . . . . . | 76 | „ |
| Baptisten . . . . . | 42 | „ |
| | 140 | Kapellen. |

Dies scheint nur ein geringer Zuwachs seit mehr als einem Jahrhundert, da Dr. Calamy sie im Jahre 1717 auf einhundert berechnete, besonders wenn der reißend schnelle Wachsthum der Hauptstadt und die weite Verbreitung der Dissentergrundsätze in Anschlag gebracht wird. Man muß sich indeß erinnern, daß die meisten von Dr. Calamy gezählten Gemeinden presbyterianisch waren, welche durch den verderblichen Einfluß des Socinianismus längst schon größtentheils sich aufgelöst haben, und daß neue Gemeinden an deren Stelle getreten sind. Außerdem sind viele damals kleine Kapellen durch neue weit größere Gebäude ersetzt.

Jedoch wenn man auch Alles zusammennimmt, was sich sagen läßt, bleibt die Vergleichung immer nicht befriedigend, und die wohlhabenden Londoner Dissenter würden wohl thun, das leuchtende Beispiel derjenigen nachzuahmen, welche alte Gotteshäuser erneuert und neue errichtet haben, wenn sie ihr Bekenntniß werthschätzen oder die in Unwissenheit hingehende Volksmenge, von welcher sie umgeben sind, herzlich bemitleiden."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 22. Juli. № 58.

## Silvio Pellico von Saluzzo.

Der Graf Silvio Pellico von Saluzzo, als Dichter in Italien schon seit einer Reihe von Jahren hochangesehen, in der neuesten Zeit als solcher auch in dem übrigen Europa mehr und mehr anerkannt, wurde durch sein leicht entzündliches Gemüth und durch seine politische und religiöse Oberflächlichkeit verleitet, an den Versuchen zur Störung der Ruhe und des Rechtes in seinem Vaterlande Theil zu nehmen. In Folge dessen wurde er am 30. Oktober 1820 verhaftet. Seine Begebenheiten während einer zehnjährigen Gefangenschaft beschrieb er in der Schrift: Le mie Prigioni, Paris 1833, von der bald darauf eine Deutsche Übersetzung unter dem Titel erschien: „Meine Gefangenschaft in den Kerkern zu Mailand, unter den Bleidächern zu Venedig und in den Kasematten auf dem Spielberge. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Silvio Pellico." Leipzig, b. Voß.

Manche werden mit dem Urtheile über das Buch und den Mann gleich fertig seyn, wenn sie wahrnehmen, daß er über seine politischen Bestrebungen keine Reue äußert, nirgends erkennt, daß sein schweres Leiden die gerechte Strafe dieser seiner schweren Verschuldung war. Diesen können wir uns nicht unbedingt anschließen. Allerdings zeigt die Thatsache so viel, daß die natürliche Finsterniß noch nicht vollkommen von dem Lichte von oben durchdrungen ist. Aber wo noch Finsterniß ist, da ist deshalb nicht eitel Finsterniß. Wer die Tiefe des menschlichen Verderbens aus der Schrift und aus eigener lebendiger Erfahrung erkannt hat, der ist mit solchem voreiligen Schlusse von dem Einzelnen auf das Ganze nicht so gleich bei der Hand. Es dauert oft lange, bis der Sauerteig die ganze Masse durchsäuert hat. Das Senfkorn wächst nur nach und nach zum Baume, unter dem alle Vögel des Himmels wohnen. Sehen wir zu, ob der Sauerteig und das Senfkorn vorhanden sind, und hoffen dann auf Gott, der das gute Werk, das er angefangen, auch vollendet. Oder wollten wir etwa die politischen Verirrungen aus der Reihe aller übrigen Schwachheiten ausnehmen, und sie ohne weiteres als grundstürzend bezeichnen, ohne zu bedenken, daß es grade bei ihnen unter Umständen so besonders schwer seyn kann, sich von den Einflüssen des verderbten Zeitgeistes frei zu erhalten, zumal bei einem so geringen Maaße von Kraft des Gedankens und von Energie des Willens, wie wir es bei Silvio Pellico finden, dem, wie es scheint, nie eine hülfreiche Hand dargeboten wurde, um ihn aus dem Labyrinthe des Irrthums herauszuführen. Durch solche leidenschaftliche Strenge würde man nur zeigen, daß man selbst auf eben dem Gebiete noch der schonenden und tragenden Langmuth Gottes bedarf, auf dem man den Mitbruder von ihr ausschließen möchte. Gehört man zu einer politischen Parthei, so ist es, was die persönliche Beurtheilung betrifft, ziemlich gleich, ob man die richtigen oder falschen Grundsätze hat. Zum Partheimanne aber wird man nicht durch die Grundsätze, sondern durch die fleischliche Gesinnung, welche verhindert, daß man nicht durch den Geist Gottes über die Partheien erhoben wird, nicht mit Gott vom Himmel, wo unser Wandel seyn soll, auf das Gewirre der Erde herabschaut. Diese fleischliche Gesinnung ist von den falschen Grundsätzen unabtrennlich; durch die richtigen wird man, dies bedarf nachdrücklicher Einschärfung, nicht dagegen geschützt. Das steht von vornherein fest und die Erfahrung bestätigt es in unseren Tagen. — Übrigens dürfen wir um so weniger wegen der politischen Verschuldung des Verf. alles Andere übersehen, da wir über den Grad derselben im Unklaren sind. Mit offenbarer Absichtlichkeit vermeidet der Verf. jedes Eingehen auf diese Verhältnisse, sey es nun, daß er bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse das Versprechen des Schweigens gegeben, oder, was mehr ihm zur Ehre gereichen würde, daß ihm ein anderer Zweck wichtiger war, als der seiner persönlichen Rechtfertigung, was um so weniger unwahrscheinlich ist, da durchgängig das lebhafteste Bestreben hervortritt, das Christenthum den von ihm entfremdeten Gemüthern nahe zu bringen, da als der Hauptzweck der Schrift deutlich der hervortritt, Anderen den Zugang zu dem Troste zu öffnen, damit er selbst getröstet worden. — Merkwürdig ist die Aufnahme, welche die Schrift unter unseren Gegnern, welche sie bei der Welt gefunden. Man hat dem Verf. das Unverzeihlichste unter allem, man hat ihm das Christenthum verziehen, davon ausgehend, daß das politische Märtyrerthum der Sünden Menge gegen den Zeitgeist decke, wobei freilich zu bemerken, daß diese Verzeihung weniger vollständig und weniger allgemein erfolgt seyn würde, wenn nicht die Welt, die immer das Ihre liebt, auch sonst noch Liebenswerthes an ihm gefunden, wenn nicht seine natürliche Gutmüthigkeit und Weichheit ihn überall Belege zu dem Satze finden ließe, „daß die Menschheit nicht ganz so verdorben ist, wie man gerne glaubt," wenn er nicht diejenigen Lehren, welche dem natürlichen Menschen am meisten verhaßt sind, zurücktreten ließe oder verflachte, wenn nicht die fleischliche Sentimentalität bei ihm so viele Nahrung fände. Doch bleibt der Welt immer noch genug zu verzeihen übrig, und die Bereitwilligkeit, mit der sie dies thut — der Deutsche Vorredner bemerkt sehr naiv: „hier und da könnte der Ton ein wenig zu ascetisch scheinen, aber die Lage, in welcher der Verf. war, entschuldigt ihn, und grade dieser kleine Flecken zeigt, wie wahr der Verf. schrieb, wie wenig er sich anders darstellen wollte als er wirklich war," — soll uns ein Antrieb seyn, nicht etwa zu gleicher Nachsicht — denn wir machen nicht selbst das Gesetz,

sondern wir richten nach dem Gesetze Gottes, von dem kein Jota und kein Strich umkommen darf, — aber doch dazu, daß wir nicht über der gerechten und schuldigen Strenge in der Verurtheilung des Menschlichen und Sündlichen, die liebende und freudige Anerkennung des Göttlichen vergessen.

Dazu könnte man sich freilich auch noch von anderer Seite her versucht fühlen, wie Ref. aus eigener Erfahrung weiß. Er durchflog das Buch gleich nach seinem Erscheinen, aber es widerte ihn an wegen des weichlichen, zerflossenen, unmännlichen Wesens, das ihm überall entgegentrat. Niemand hat wohl je mehr seine Bestimmung verkannt, als Graf Silvio Pellico, da er die demagogische Laufbahn betrat. Selbst als Weib gedacht, würden ihm alle Eigenschaften zu einer Amazone abgehen. Ref. legte das Buch bei Seite, aber nach Jahr und Tag nahm er es wieder zur Hand. Eben hatte er Kenntniß genommen von der scheußlichen Richtung, welche die neuere belletristische Litteratur zu nehmen beginnt, und wie sie in den Schriften von Heine, Gutzkow u. A. zur Schande unseres Deutschen Vaterlandes, das ohne allgemeines Entsetzen sich solches bieten läßt, zu Tage liegt. Da gedachte er des guten, ehrlichen Silvio Pellico, und war milder gegen ihn gestimmt. Er las das Buch aufmerksam durch, und erkannte, daß er seinem Verf. Unrecht gethan. Er sah, daß was ihn zurückgestoßen, wenn gleich keineswegs allein, doch dem größeren Theile nach, der nationalen und persönlichen Individualität angehört, die durch den Glauben nicht aufgehoben, sondern geheiligt werden soll. Naturen, wie diese, sind mehr zu den leidenden, als zu den thätigen Tugenden geschaffen, aber die ersteren sind eben so groß als die letzteren, wenn diese auch mehr glänzen. Das Buch gewann nun für ihn mannichfaches Interesse, und zwar besonders in folgenden Beziehungen.

Der sicherste Beweis, daß das Christenthum des Verf. kein bloßes Gerede, keine Ausgeburt der Natur ist, wie freilich oft mehr oder weniger grade bei Leuten seiner Individualität, bei weichgeschaffenen Seelen, die nach allem greifen, was ihr Gefühl auf angenehme Weise anregt, ist der, daß es sich in ihm als wirkliche Kraft in wirklichen Versuchungen, und zwar solchen, die ihm bis in Mark und Bein drangen, und ihn bis an die Gränzen des Selbstmordes führten, bewährt hat. Je größer die natürliche Schwäche ist, desto deutlicher tritt diese Kraft hervor. So gewinnt das Buch apologetische Bedeutung, nicht etwa um fortan in die Rüstkammer der Apologetik benannten theologischen Disciplin aufgespeichert, und dort zuweilen dem Neugierigen vorgezeigt zu werden, sondern zu Nutz und Frommen aller Gläubigen. Jede That Gottes in Christo an dem Einzelnen ist eine Weissagung für Alle. Er gibt nicht im einzelnen Falle wirklich, was er nicht überall zu geben bereit wäre. That er hier so Großes, wo die unerläßliche Bedingung der Erhörlichkeit des Gebetes so schwach und unvollkommen vorhanden war, was dürfen dann erst die erwarten, deren Glaube reiner, begründeter, fester ist? Um des Vortheils, den in dieser Beziehung das Buch gewähren kann, vollkommen theilhaftig zu werden, muß man sich recht vergegenwärtigen, welche Kraft zum Widerstande grade der Verlust der Freiheit, die Ausschließung



aus der menschlichen Gesellschaft mit sich führt, sie, die einen Johannes den Täufer so niederdrückte, daß er die zweifelnde Frage an Christum richtete: Bist du der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten, die einen Huß zu der Aeußerung veranlaßte: „Jetzt erst lerne ich den Psalter recht verstehen, recht beten und über das Leiden Christi und der Märtyrer recht nachdenken," gegen die keine Philosophie und kein Leichtsinn bestehen kann, und die noch in der neuesten Zeit Mehrere von denen, die mit dem Verf. sich in gleicher Verdammniß befanden, ohne mit ihm Theil an dem Sünden- und Schmerzenstilger zu haben, zum Selbstmorde oder zum Wahnsinn geführt hat. Muth zum Tode vermag auch die Natur zu geben; wenn sie alle ihre Kräfte zusammenrafft, ist sie im Stande, eine augenblickliche Begeisterung zu erzeugen. Aber gegen die Qual jahrelangen harten Gefängnisses vermag die Begeisterung nichts, die wie ein Rausch und ein Morgentraum bald verfliegt; da kann nur der Geist helfen, der vom Vater ausgeht durch den Sohn. Fleisch ist kein Eisen; die menschliche Leidensfähigkeit ist beschränkt. Nur wer angethan ist mit Kraft aus der Höhe, kann den versuchenden Kräften aus der Tiefe widerstehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Nachrichten.

### (Nekrolog des Prediger Uhle.)

Am 5. Mai d. J. starb zu Helbra in der Grafschaft Mansfeld Johann Gottlieb Uhle, Pfarrer daselbst und zu Wendorf, Begründer und vieljähriger Sekretär des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland und Verfasser von dem größeren Theile der durch diesen Verein herausgegebenen Schriften.

Er war geboren zu Gerbstädt, einem Städtchen in der Grafschaft Mansfeld, am 19. April 1781. Seine Eltern waren biedere Bürgersleute, in deren Hause noch alte fromme Sitte und Gottesfurcht wohnte; seine Mutter insbesondere war eine Frau von vielem Verstande, von großer Entschlossenheit, verbunden mit christlicher Erkenntniß.

„Das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt," dies zeigte sich recht deutlich auch an dem sel. Uhle. Denn schon in seiner Geburt war er so schwächlich, daß ihm die Nothtaufe ertheilt werden mußte; in seinem folgenden Leben hatte er stets Noth mit der armen Hütte seines Leibes, und auch in seinem Tode hatte er für das Auge, welches die Herrlichkeit des Glaubens nicht kennt, eine Gestalt, die nicht gefallen wollte. — Durch die treue und verständige Pflege seiner Mutter ward er unter Gottes Segen dem Leben, seinen Eltern und der Welt erhalten; und obwohl es ihr verdacht wurde von Menschen, welche nicht wußten, daß das schwächste Kind dem Mutterherzen oft das liebste ist, so wandte sie doch Alles an die Erhaltung dieses Kindes, ja brachte den Knaben selbst auf die Domschule nach Magdeburg, so wenig die nöthigen Geldmittel vorhanden schienen. Denn die Mutter ahndete, was das Kind einst ihr, seiner Familie, ja der Kirche Christi werden würde.

Die ausgezeichneten Geistesgaben Uhle's, verbunden mit dem angestrengtesten Fleiße, zogen die Aufmerksamkeit des damaligen Rektors der Schule, des bekannten Dr. Gottlieb Benedikt Funk, auf ihn. Allein in seiner Laufbahn ward er bald wieder durch sein Körperleiden, die Skropheln, aufgehalten. Voller Wunden und Beulen wurde er auf einer Tragbahre an der Wohnung des Feldmarschall v. Kalkstein vor-

übergetragen. Die edle Frau des Hauses sah ihn in dieser Jammergestalt, und durch die auf ihre Erkundigung von Funk gegebenen vortheilhaften Zeugnisse bewogen, ward sie des Leidenden einflußreiche Gönnerin, ja in der Folge die mütterlich berathende Freundin. Nach kurzer Frist zurückgekehrt, wußte Uhle das Versäumte schnell wieder nachzuholen, und, mit den günstigsten Zeugnissen versehen, bezog er die Universität Halle.

Hier ward er endlich von den Skrophuln befreit, aber dagegen von der quälendsten Hypochondrie ergriffen. Was ihn in dieser traurigen Lage allein zu beruhigen vermocht hätte, der Glaube an Jesum Christum, wurde ihm dabei durch Nößelt's und Anderer Vorträge immer mehr wankend gemacht. Entrissen aber konnte ihm dieser Glaube nicht werden; denn schon hatte im elterlichen Hause er sich ergriffen gefühlt von der starken Hand dessen, der da spricht: „Niemand soll sie aus meiner Hand reißen." Und in der Hand des Herrn trugen dazu bei, daß des Glaubens Licht nicht gar erlosch: Knapp's Vorlesungen, eine immer mehr erlangte Einsicht von den wahren Bedürfnissen seines Herzens, fleißiges Forschen in der Schrift, eifriges Gebet, und die dann gemachte Erfahrung, wie nur allein in Ihm wir Leben und volle Genüge haben; endlich aber auch die Verheißung des Herrn, welche er der Treue gegeben hat, daß sie die Fülle haben soll. Diese Treue übte Uhle nachher auch in dem ihm anvertrauten Amte und in der Geschäftsführung und den Arbeiten für den Verein. Groß war der Segen, den Amt und Verein seinem inneren Menschen brachten. Aus dem Gesagten wird erhellen, daß Uhlen's Entwickelungsgang nicht jenes plötzliche Erwecktwerden der gänzlich Abgefallenen war, sondern der ruhige Gang derer, welche in ihrem Taufbunde geblieben sind. Doch machte es ihm manchmal Bedenken, wenn er die Erfahrung der ersteren in seinem Leben nicht nachzuweisen vermochte.

Funk rief den geliebten und dankbaren Schüler nach vollendetem akademischen Kursus an seine Schule nach Magdeburg zurück. Und gewiß werden viele dankbare Schüler es dem Seligen bezeugen, daß er mit Erfolg auch in dieser Laufbahn thätig war, bis ihn der damalige Minister v. Woß nach Seeburg im Mansfeldischen in das Pfarramt berief. Gern folgte er diesem Rufe in seine heimathliche Gegend und in das Amt, welches besonders das Ziel seiner theuren Mutter gewesen war.

Hier arbeitete Uhle von 1808 bis 1821 mit Segen und genoß die Liebe seiner Gemeinde. Seine Vorträge, wie auch seine Schriften, hatten eine Popularität, die durch seine Erziehung im Volke ihm eigenthümlich geworden war und welche er durch ein sorgfältiges Studium der bezüglichen Wissenschaften veredelt hatte. Er wußte, frei von allen bloßen Spekulationen und überflüssigen Zierrathen, stets das wahre praktische Moment hervorzuheben und seinen Zuhörern nahe zu bringen. In einer klaren, sanft dahinfließenden Sprache predigte er die Buße zu Gott und den Glauben an Christum Jesum. Seine Thätigkeit als Pastor beschränkte sich aber nicht bloß auf das Obserbanzmäßige, sondern durch häusliche Erbauungsstunden, durch specielle Seelenpflege, durch besonderen Unterricht der kleineren Schulkinder, denen er die Offenbarungen Gottes im Alten und Neuen Testamente erzählte, um so in ihnen frühzeitig einen Eindruck von dem lebendigen Gott hervorzubringen, durch jede sich ihm darbietende Gelegenheit suchte er christliche Erkenntniß und christliches Leben in seiner Gemeinde zu verbreiten.

In dieser Stellung war es auch, wo der Selige die Hoffnungen, welche seine Familie auf ihn gegründet hatte, in Erfüllung gehen ließ. Seinen beiden Brüdern war er nicht bloß mit herzlicher Bruderreue zur Ergreifung eines Berufes behülflich gewesen, sondern sie fanden auch erkrankt einen Zufluchtsort in seinem Hause und gingen hier unter liebender Pflege ihm voran. Auch seine Eltern nahm er, da Alter und



Krieg dem Vater, einem Maurermeister, in Betreibung seines Gewerbes hemmend entgegentraten, zu sich, und sie starben in seinen Armen. Treulich unterstützte ihn in Ausübung dieser seiner Kindespflichten eine Gattin, die, nicht reich an irdischen Gütern, aber reich in Gott, durch ihr Gebet, ihren frommen, glaubensvollen Wandel auch da predigte, wo Uhlen's Wort nicht gehört wurde, ja als es endlich ganz verstummte. Sie war ihm wahrhaft, wie er sie auch gern nannte, eine Eva, eine Gehülfin, die um ihn war, auf dem Wege zur Ewigkeit, im Gebet, im Amte, im Hause, in der Familie, in Leid und Freude. Und wer von den Vielen, welche Uhlen's gastliches Pfarrhaus aufnahm, muß es nicht bezeugen, daß an beiden Gatten das Wort des Herrn in Erfüllung ging: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen." Ohne Erweckung, Glaubensstärkung und Erquickung hat gewiß Keiner, der ein Herz dafür hatte, diese Friedenshütte wieder verlassen. Diese Gattin gebar unserem Uhle sechs Kinder, von denen jedoch das älteste Töchterlein ihrem Vater voranging. Den übrigen hinterlassenen Kindern, die noch alle unversorgt, ja größtentheils unerzogen sind, wird Gott sich auch, wie schon so vielen vor ihnen, als den Vater der Wittwen und Waisen erzeigen, besonders auch dem jetzt Ältesten dieser Kinder, dessen Leben bei einer lebensgefährlichen Krankheit der Vater zwar vom Herrn errang in seinem fast stürmischen Gebet, denn sein Herz hing an dem Knaben, aber den, wie körperlich, so auch geistig sich entwickeln zu sehn, der Vater die Freude nicht haben sollte. Des Kindes Geist blieb gebunden.

Aber Uhle gehörte nicht allein einer einzelnen Gemeinde, nicht allein seiner Familie an, sondern in weiterem Kreise als Viele auch der Kirche Jesu Christi; darum auch seinem Nekrologe eine Stelle in einer Kirchenzeitung gebührt. Die durch Frau v. Deynhausen angeregte Idee, einen Verein zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften zu begründen und so dem großen Mangel an christlicher Erkenntniß im Volke abzuhelfen, wurde mit großem Eifer von Uhlen's Bruder ergriffen, der in seiner Nähe Hauslehrer war. In Verbindung mit unserem Uhle führte er dieselbe im Namen des Herrn im Jahre 1811 aus. Und es war eine Pflanze, welche der himmlische Gärtner selber gepflanzt hatte. Noch war zwar Deutschland unter dem Joche der Zwingherren und es schien nicht, daß die argwöhnische Westphälische Regierung eine solche Verbindung aufkommen lassen werde. Furchtsame und Bedenkliche riethen daher auch nur ab. Aber grade was hinderlich zu seyn schien, mußte fördern. Der Druck der Fremdherrschaft und die Noth der Zeit lehrte das Deutsche Volk Gott suchen. Und von Männern, wie Reinhard, Knapp, Jung-Stilling, durch Rath und That unterstützt, von hohen Personen gefördert, erwuchs das Senfkorn des Vereins bald zu einem großen Baume. Der erste Beitrag waren Acht Groschen und das erste Schriftchen war das erste Bändchen von dem Sonntagsbuch, welches durch den Verein in einer Umarbeitung vor Kurzem wieder herausgegeben ward. Und in dem Berichte des Vereins von 1818 werden schon fünf und zwanzig Comitéen, eine Einnahme von über 4,000 Thlr. und die Herausgabe von ein und zwanzig größeren Schriften in 83,000 Exempl. und dreizehn kleineren Schriften in 38,000 Exempl. seit der Zeit seines Bestehens aufgeführt. Der größere Theil dieser Schriften ward von Uhle entweder ausgearbeitet oder doch überarbeitet. Es mögen von diesen Schriften nur genannt werden: die Offenbarungen Gottes in Geschichten des Alten Testaments; das Leben Jesu; die Apostelgeschichte; die evangelische Hauspostille. Diese Schriften fanden die größte Verbreitung, denn, obwohl nur das nördliche Deutschland anfangs berücksichtigt war, wie auch der Name andeutet, so erstreckte der Wirkungskreis des Vereins sich doch bald von Memel bis nach Basel, ja über Deutschlands Gränze hinaus von den Ufern des schwarzen Meeres bis zu dem Meerbusen von Neapel. Seine Schriften wurden gelesen von den Bewohnern der Hütten

nicht nur, sondern sie fanden auch Zugang zu den Palästen der Großen dieser Erde. Sie brachten in die politische Erhebung Deutschlands das gute Salz des Evangeliums — denn zu jener Zeit stand dieser Verein in seiner Ausdehnung fast noch einzig da. Und wenn es besser im Deutschen Volke ward, so hat der Verein und der, welcher die Seele desselben war, auch sein Scherflein dazu beigetragen.

Bewogen durch den Landrath v. Kerstenbruch in Helmsdorf, in dessen Hause Uhlen's Bruder, der eigentliche Stifter des christlichen Vereins, Hauslehrer, und welcher einer der ersten Beförderer dieses Vereins gewesen war, nahm Uhle das Pfarramt in Helbra und Vendorf an. Fand der Selige in dieser Gemeinde einen Geist, welcher entschiedener, als dies in seiner früheren Gemeinde der Fall war, dem Glauben an Christum Jesum entgegenrat, vielleicht, weil er auch entschiedener auftrat, so war auch seine Einwirkung auf diejenigen, welchen Gott das Herz aufthat, daß sie auf das Wort der Predigt von dem Gekreuzigten merkten, um so tiefer.

In diesem Predigtamte war es, wo bei dem Besuche eines an einem tödtlichen Nervenfieber erkrankten Handwerksburschen unser Uhle von einem Leiden befallen wurde, welches ihm nicht allein die heftigsten Schmerzen brachte, sondern endlich auch ihn nöthigte, die Geschäfte für den christlichen Verein abzugeben, ja in seinem Fortgang zur ferneren Ausrichtung seines Predigtamts ihm die Kraft nahm und zuletzt den Tod brachte. Es entwickelte sich bei ihm die Kopfgicht. Dreijährige strenge Befolgung der Vorschriften der Homöopathie half ihm so wenig als der Magnetismus. Schon im vorigen Herbste kam zu seinen Leiden noch ein Anfall vom Schlagfluß. Dieser wiederholte sich im Januar dieses Jahres, da er so eben von seinem Filiale zurückkehrte und kaum von den ihn begleitenden Freunden verlassen war. Wohl eine Stunde lag er, zwar im bewußten Zustande, aber ohne Zähigkeit irgend ein Zeichen seiner Noth geben zu können, der Kälte und dem Unwetter ausgesetzt, auf feuchter Erde. Doch auch hier ward sein kindliches Vertrauen auf Gott nicht beschämt. Der Herr sendete ihm einen Retter; und er wurde, wiewohl in dem jammervollsten Zustande, zu den Seinen gebracht. Die Folge davon war, daß er auf Krücken gehen und der Ausrichtung seines Amtes sich fast gänzlich begeben mußte, ja nicht einmal bei der Confirmation der geliebten Tochter die segnende Hand ihr auflegen konnte. Dies und das Aufgeben der Geschäfte für den christlichen Verein war ihm mehr denn das leibliche Leiden, bitterer als der Tod selber, besonders da Glaubensdunkelheit hinzukam, als wenn der Herr von ihm das Amt nehmen wolle. Als die Behörde mit der größten Schonung für Uhle durch Setzung eines Adjunkten für die Gemeinde Fürsorge traf, war ihm aus diesem Grunde jeder dahinzielende Schritt bitter. Noch einmal nach langer Zeit ward es ihm verstattet, das heilige Amt in dem geliebten Gotteshause zu verwalten. Gleich am folgenden Tage, Sonnabends, traf zum dritten Male ihn ein Schlagfluß. Sprachlos lag er da. Das Leben rang mit dem Tode. Dienstag Nachmittag um die fünfte Stunde, als so eben die Behörde mit dem Adjunkten zur Schlußfassung eintreten wollte, ward der müde Pilger abgerufen in die ewige Heimath, um zu empfangen den Gnadenlohn der Treue, die Krone der Gerechtigkeit, welche auch ihm der Herr an jenem Tage geben wird. Doch auch bei seiner entseelten Leibeshülle ließ sich ein solches Friedensgefühl empfinden, daß das Sterbehaus mehr als eine Friedenshütte erschien,



denn als ein Haus, darin der König der Schrecken so eben seine Macht bewiesen. Doch nein, nicht war dieser Tod ein König der Schrecken. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist deine Macht? so konnte auch der Dahingeschiedene ausrufen. Denn als die gläubige Gattin im Todeskampf ihm zurief: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben. Und wer da lebt und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben; und darauf die Frage hinzusetzte: Glaubst du das? da erhob der Sterbende zum Zeichen seines Glaubens mit höchster Kraftanstrengung die Hand zum Herrn. So kommst du nicht in's Gericht! rief ihm die vom Herrn ihm gegebene Gehülfin zu und drückte dem Entschlafenen, wie er es begehrt, die gebrochenen Augen zu.

Uhlen's äußere Gestalt trug das Gepräge der vielen von ihm erduldeten Körperleiden; aber in dem schwächlichen und gedrückten Leibe wohnte eine von Natur heitere und fröhliche Seele. Seine natürliche Gemüthsart war die zarteste Erkenntlichkeit gegen alle die, welchen er sich verpflichtet glaubte. Pietät war ein Grundzug seines Charakters. Daher hing er mit der innigsten Verehrung an den geliebten Eltern, besonders an der Mutter, an seinem theuern Rath Funk und an der tief von ihm verehrten Frau Feldmarschall v. Kalkstein. Seinen Freunden war er ein treuer, aufopfernder Freund, insbesondere aber für das Seelenheil seiner jüngeren Freunde zärtlichst besorgt. Dabei war er so demüthig, daß er glaubte, von Allen lernen zu müssen, auch von denen, die nur von ihm lernen konnten. Sein Fleiß im Amte und in seinem vom Herrn besonders ihm anvertrauten Berufe an dem christlichen Verein war groß. Schon um vier Uhr früh traf man ihn an seinem Arbeitstisch. So war es auch nur möglich, also sein Amt auszufüllen, die weitschichtigen Geschäfte des Vereins zu führen, den dahin gehörigen Briefwechsel zu besorgen und so viele Schriften auszuarbeiten. Für alle diese Beziehungen trieb er sämmtliche theologische Wissenschaften fort, ja selbst ward er der Philologie nicht ganz untreu. Besonders eifrig aber war er in seinem Bibelstudium. Die ihm im Lichte des Geistes der Weisheit und Offenbarung gewordenen Einblicke in das Reich Gottes und die ihm lebendig gewordenen Verheißungsworte benutzte er dann in seinem Gebet. Denn Uhle war ein eifriger, ernster Beter. In Stunden der Anfechtung umklammerte er mit lauter Stimme diese Verheißungsworte und hielt sie so dem Herrn vor. Solcher dunkeln Stunden aber kamen ihm viele, am häufigsten in dem letzten Lebensjahre. Aber auch als von dem geliebten Verein, als von dem ihm unaussprechlich theuern Predigtamte er sich trennen mußte, auch als der Herr ihn tödten wollte, hing seine Seele noch an ihm.

Ruhe denn sanft, theurer Mann, der du nach vielen Trübsalen eingegangen bist in die Ruhe, die vorhanden ist dem Volke Gottes. Wir aber danken dir, du treuer Herr deiner Gemeinde, für alle die Segnungen, welche du aus Gnaden durch diesen deinen treuen Knecht uns hast zufließen lassen. Amen. *)

*) Vielleicht wird es möglich, aus den hinterlassenen Papieren Uhle's über ihn ein Mehreres zu geben als das Vorstehende, welches fern von den Seinen nur aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben ward, und dann diese Biographie des Mannes, der so lange für das Reich Gottes schrieb, ohne dabei zugleich für sich und die Seinigen zu arbeiten, zum Besten der letzteren, wenn dieselben es genehmigen, herauszugeben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Ochmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 25. Juli. № 59.

## Silvio Pellico von Saluzzo.

(Fortsetzung.)

Die Schrift dient uns zur Beschämung, Demüthigung, Kräftigung. Sie ruft uns laut das: „darum richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Knie“ zu. Wir sind so leidensscheu, wir glauben so leicht, es habe uns eine mehr denn menschliche Versuchung betreten, unser Herz wird bei jedem kleinen Ungemach weich wie Wachs; Jeder glaubt so leicht, unter allen Kreuzträgern der größte zu seyn. Darstellungen, wie diese, können dazu dienen, daß wir einen anderen Maaßstab gewinnen. Das eingebildet höchste Leiden erscheint in seiner natürlichen Größe, wenn man sich nur die Frage vorlegt, ob man es wohl gegen das wirklich große, was uns hier vorgeführt wird, vertauschen möchte. Und dies wirklich große zeigt sich, wenn gleich nach der einen Seite, wie alles Leiden, als Sündenstrafe, doch zugleich nach der anderen und das recht deutlich, als Zeichen der göttlichen Liebe. Je lebhafter wir es als solches erkennen, desto klarer wird es uns werden, daß auch wir durch viele Trübsal in das Reich Gottes eingehen müssen, desto leichter und tiefer werden die Worte der Schrift bei uns Eingang finden: „Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn, und verzage nicht, wenn du von ihm gestraft wirst. Denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupt aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. So ihr die Züchtigung erduldet, so erbietet sich euch Gott als Kindern. Denn wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtiget?“

Die Schrift läßt uns einen tiefen Blick in das größte und wichtigste aller Geheimnisse, in das Geheimniß des Kreuzes thun. Der Verf. bekennt laut, in der Welt sey er entfernt gewesen von dem Leben, das aus Gott ist; im Kerker, wo das bei seiner natürlichen Neigung zur Eitelkeit ihm so ganz besonders verderbliche Lob der Menge nicht mehr zu seinen Ohren drang, wo seine lebhafte Phantasie nicht mehr von Gegenstand zu Gegenstand umherschweifen konnte, wo sein zur Liebe geschaffenes Herz keine kreatürliche Befriedigung mehr fand, wo von allem Irdischen nur der Schmerz ihm geblieben, habe er Christum gesucht und gefunden. Aus der Härte des Mittels, wodurch sein krankes Herz geheilt wurde, sehen wir, welch ein trotziges und verzagtes Ding das Herz überhaupt ist, lernen wir die Frage des angefochtenen Hiob: „Bin ich ein Meer, bin ich ein Meerungeheuer, daß du über mich setzest eine Wache?“ mit Ja beantworten, sehen wir Licht, wo früher nur Dunkelheit war, und danken und beten an, wo wir murrten und klagten. Der Schlüssel zum Geheimniß des Kreuzes ist die Erkenntniß der Tiefe der menschlichen Sündhaftigkeit; wo diese fehlt, da ist jede Theodicee ungereimt, von der rationalistischen Ansicht von der menschlichen Natur aus, der Glaube an die göttliche Vorsehung eine Inconsequenz, und daher auch immer nur höchst unvollkommen vorhanden. Diese rationalistische Ansicht von der menschlichen Natur, die nicht etwa willkührlich ersonnen, sondern aus dieser Natur selbst hervorgegangen ist, die eben deshalb auch den Gläubigen noch zu schaffen macht, die besonders bei den Angefochtenen sich mächtig hervordrängt, und sie zum Trotze oder zur Verzagtheit verleitet, findet in diesen Selbstbekenntnissen des Verf., welcher einsieht, daß auf den groben Kloß ein grober Keil gehört, seine thatsächliche Widerlegung, und das um so mehr, da hier die Ausflucht ganz schwindet, was von der gemeinen Natur, das gelte nicht von der edleren. Denn was man eine edle Natur nennt, haben wir gewiß in dem Verf. vor uns. Zartheit des Gefühles, das, was man moralischen Lebenswandel nennt, reger Sinn für die höchsten Interessen der Menschheit, herzliche Liebe zu seinen Angehörigen, fanden sich bei ihm schon vor seiner Hinwendung zum Christenthum.

Mit dieser Betrachtung hängt eine andere eng zusammen. Ist Gottes Liebe eine heilige, und zeigt es sich aus solchem Beispiele, wie Gerechtigkeit und Liebe sich nicht entgegenstehen, wie die erstere vielmehr unter Umständen die einzige Form ist, in der sich die letztere wahrhaft äußern kann, während die Liebe nicht Liebe, sondern grausame Härte seyn würde, wenn sie sich unabhängig von der Gerechtigkeit äußerte, so dürfen auch diejenigen, welchen er als Trägern seines Bildes auf Erden das Schwerdt zur Rache über die Übelthäter übergeben hat, nicht eine solche Trennung von Gerechtigkeit und Liebe vornehmen. Dies hieße, so viel an ihnen liegt, Gottes Rath vereiteln. Weil die menschliche Natur ist wie sie ist, so ist schonende Milde, wie sie durch den weichlichen, von Erkenntniß der Sünde und der Heiligkeit entfremdeten Zeitgeist, der das zeitliche Übel für das höchste hält, weil ihm die Aussicht auf die zeitlose Seligkeit und Verdammniß verschlossen ist, so sehr befördert wird, die schonungslose Härte, nicht bloß, was noch wohl anerkannt wird, gegen das Ganze der menschlichen Gesellschaft, sondern auch gegen das Individuum. Dasselbe gilt auch von allen denen, welchen Gott außer der Obrigkeit in irgend einer Beziehung das Amt der Zucht und der Strafe übertragen hat, gilt namentlich von den Eltern, welche das: „wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn,“ so leicht vergessen. Hätte Eli schärfer geachtet auf die Art und Weise der göttlichen Erziehung, er würde nicht an seinen Kindern solches Herzeleid erfahren haben. Die Folgen der Verkennung der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes zeigen sich in der neueren Erziehung deutlich genug; keine pädagogischen Künste, woran kein Zeitalter reicher ist, als das unsrige, vermögen sie aufzuheben.

Die Schrift gewährt uns interessante Aufschlüsse über den

religiösen Zustand Italiens. Wir nehmen keinen Anstand, diese als erfreulich zu bezeichnen, freilich von dem Standpunkte unserer sehr geringen Erwartungen aus. Eine oberflächliche, nichtswürdige Philosophie, eine Nachäffung der Französischen, erscheint unter den Gebildeten weit verbreitet; sie gehört zum guten Tone. Aber so mächtig sie nach Außen erscheint, hat sie sich doch innerlich noch nicht zur vollkommenen Herrschaft erhoben. Im Hintergrunde und unter der Oberfläche findet sich immer noch ein Fonds christlicher Frömmigkeit; in viele Seelen ist noch ein besserer Same ausgestreut, der nur des befruchtenden Regens bedarf, um aufzugehen und Frucht zu tragen. Dies zeigen die mannichfachen hie und da erwähnten Beispiele von solchen, die, wie der Verf., im Gefängniß Christum gefunden haben. Beispiele vom Gegentheil, von gesteigerter Verhärtung, von wahrer Erbitterung gegen die Wahrheit fehlen nicht, aber die Veränderung zum Besseren ist doch das Gewöhnlichere, bildet, falls wir den beschränkten Kreis von Wahrnehmungen, der uns hier vorliegt, als Maaßstab annehmen dürfen, die Regel. Wie ganz anders ist es in Frankreich! Wer dürfte wohl hoffen, von dort solche Kunde aus den Gefängnissen zu vernehmen! Aber freilich, wenn es dem Herrn nicht gefällt, ein Neues zu schaffen im Lande, so wird es auch in Italien nach einer kurzen Reihe von Jahren nicht besser stehen. Was dort noch ist, erscheint weniger als Anfang einer besseren Zukunft, denn als Ende einer besseren Vergangenheit, worin der edle Kern des Christenthums vorhanden, wenn auch von der harten Schale des Papstthums umschlossen war. Jetzt zehrt man von dem, was in den Jahren der Sättigung in die Scheunen gesammelt worden; ist dies aufgezehrt, ehe die neue Aussaat gemacht worden, so muß Gottes Wort sehr theuer werden im Lande. In dieser Beziehung ist Frankreich im Vortheil gegen Italien. In Frankreich geht es, wie langsam auch immer, doch bergan. Es zeigt sich dort ein neues lebenskräftiges christliches Element, eine Theilnahme an der großen christlichen Bewegung, welche über den ganzen Erdkreis geht. Von dieser Theilnahme finden wir bis jetzt in Italien wenige Spuren. Wir dürfen aber, eben wegen des noch Vorhandenen, was so schöne Anschließungspunkte gewährt, wohl hoffen, daß sie sich bald zeigen werde. Diese Hoffnung wird sehr belebt, wenn wir uns mit der Geschichte der Reformation in Italien, wie sie von M'Crie so trefflich bearbeitet worden, als die Dürftigkeit der Quellen, die Abgerissenheit der Nachrichten, dadurch entstanden, daß die päpstliche Macht Alles aufbot, das Gedächtniß des Geschehenen zu vernichten, es zuließ (Deutsch von Friedrich, Leipzig 1830), etwas näher bekannt machen. Dann schwindet das seichte Vorurtheil, als seyen die Italiener durch Klima und Individualität zu einer unreinen Auffassung des Christenthums gleichsam prädestinirt, die in der Vermengung von Wahrheit und Irrthum den Keim der Vernichtung in sich trägt. Wir werden überrascht durch die feste und klare Erkenntniß, den heldenmüthigen Glauben, die aufopfernde Liebe, die uns bei den Italienischen Protestanten entgegentreten. Es zeigt sich uns, daß nur die rohefte Gewalt es vermochte, die Fortschritte der Wahrheit zu hemmen. Diese Feindin ist jetzt nicht mehr zu fürchten; der sie ausübte und beförderte steht



jetzt an den Gränzen der Ohnmacht. Zudem hat jetzt die nationale Abgeschlossenheit mehr als je aufgehört; die Thore der Völker sind geöffnet, und wo das Böse eingeht von Volk zu Volk, da kann auch das Gute eingehen.

In unserer Hoffnung auf Italiens Theilnahme an der großen christlichen Bewegung der neueren Zeit, werden wir durch eine auffallende Thatsache bestärkt, die uns in dieser Schrift entgegentritt. Das Christenthum des Verf. trägt gar nicht die Form des Katholicismus; abgesehen von einigen zerstreuten Notizen und Andeutungen, könnte man glauben, er sey im Schoße der Evangelischen Kirche geboren. Dasselbe zeigt sich bei den Freunden, deren er in religiöser Beziehung gedenkt; überall nicht das speciell Römische, sondern das allgemein Christliche. Daß man daraus nicht etwa schließen dürfe, der Verf. stehe mit Bewußtseyn über seiner Kirche, geht freilich schon aus jenen Andeutungen hervor, noch deutlicher aber aus einem kürzlich in öffentlichen Blättern mitgetheilten Trostbriefe an den Engländer Fraser, bei Veranlassung eines traurigen Todesfalles in dessen Familie, wo er das extra ecclesiam nulla salus ziemlich offen ausspricht. Allein so viel ist doch gewiß, daß dem Verf. das Eigenthümliche seiner Kirche Nebensache, das allgemein Christliche Hauptsache, dasjenige ist, was den Mittelpunkt seines Lebens bildet, woraus er selbst Kraft und Trost schöpft, und wovon er für Andere das Heil erwartet. Dies bleibt feststehen, wenn man auch annehmen will, daß der Verf. aus Rücksicht auf das vermeintliche Vorurtheil derer, auf welche er wirken wollte, das Katholische absichtlich zurücktreten ließ, eine Annahme, die allerdings nicht ganz unbegründet zu seyn scheint. Denn ein solches absichtliches Verschweigen konnte doch nur unter der Voraussetzung statt finden, daß das Verschwiegene das minder Wichtige sey. Steht es nun also, so darf man wohl hoffen, daß das religiös gestimmte Italien nicht mehr wie bisher durch die Scheidewand des Papstthums von der Gemeinschaft an dem Evangelium ausgeschlossen seyn werde, welche jetzt die Segnungen, die dem einen Lande zu Theil werden, bald und leicht zum Gemeingut aller macht. — Die Wahrnehmung ist um so bedeutender, da sie keineswegs vereinzelt da steht, sondern durch anderweitige Beobachtungen vielfach unterstützt wird. Der Kampf gegen den Unglauben fängt fast überall an, dem Katholicismus zur Reinigung und Sichtung zu dienen; das Herz wendet sich überall mehr zu dem einfach Christlichen, wenn gleich die Dogmatik und die Polemik noch immer ihre alten Künste aufbieten, um das speciell Katholische zu vertheidigen und auszuschmücken.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wollen wir in das Einzelne der Schrift eingehen. Freitags den 13. Oktober 1820 wurde der Verf. in Mailand festgenommen, und nach Santa Margherita gebracht. Sein innerer Zustand war in den ersten Stunden ziemlich leidlich. Noch war seine Seele voll von den Eindrücken und Empfindungen aus seinem früheren glücklichen Zustande; noch war sein Geist nicht ganz da, wo sein Leib; die Gegenwart war ihm noch etwas vorwiegend Äußeres, und sofern sie schon innerlich geworden war, ließ sie sich durch philosophische Trostgründe, Betrachtungen über die Flüchtigkeit der Zeit, die Vergänglichkeit alles Irdischen, der Freude und des Schmerzes,

und die daraus folgende Gleichgültigkeit beider, besiegen. Aber bald zerbrach der Rohrstab unter der sich darauf stützenden Hand. Das Erwachen nach der ersten Nacht im Kerker war schrecklich. Geschwunden war der Reiz der Neuheit, den für ein leicht bewegliches Gemüth, ein sanguinisches Temperament jede auch die traurigste Veränderung hat; der Schlaf hatte einen großen Abschnitt zwischen Vergangenheit und Gegenwart gemacht; er hatte die Freude begraben, und nur der Schmerz war geblieben; er hatte dem Leibe und der Seele neue Kraft gegeben, und damit auch größere Schmerzensfähigkeit; der Rausch der Begeisterung, welcher Jedem, der für eine Idee zu leiden wähnt, augenblickliche Kraft gewährt, war vorüber; die nackte, öde Wirklichkeit stand ihm vor Augen. Der Schmerz, gegen den jene philosophischen Trostgründe ausreichten, war nur ein eingebildeter gewesen, eine Täuschung, die wir so häufig antreffen. Wie Viele glauben des christlichen Trostes nicht zu bedürfen, weil sie in dem Wahne befangen sind, daß das, was an sich, auch für sie ein Leiden sey, während doch das an sich große für das Individuum klein, das an sich kleine groß seyn kann. Der Verlust eines hoffnungsvollen Kindes ist an sich etwas Großes; ein fühlloser Vater, der sich leicht darüber hinwegsetzt, wähnt nun, daß er seinen Gott mit sich in seiner Faust herumführe, daß er im Himmel und auf Erden keines Helfers und Trösters weiter bedürfe. Da greift ihm Jemand nur leise an seinen Schatz, bei dem sein Herze ist, an seine Ehre, an sein Geld und Gut; er geräth in Verzweiflung. Jeder hüte sich also, daß er meine, Christi entbehren zu können, so lange er noch nicht an der empfindlichsten Stelle verwundet worden ist. Eine solche hat ein Jeder, und noch Niemand hat in sich selbst eine Quelle des Trostes und der Kraft aufgefunden, wenn sie getroffen worden. Glücklich wer, *ehe* sie getroffen wird, was ja in jedem Augenblicke geschehen kann, den Helfer im Himmel zum Freunde gewonnen hat, der für jedes Leid, auch das empfindlichste, Rath weiß. Nur er weiß, daß sein Leben nicht in Selbstmord und Wahnsinn enden wird, die jeder Andere, schon nach den häufigen traurigen Erfahrungen unserer Zeit, als innerhalb des Kreises seiner bevorstehenden Schicksale liegend betrachten muß, gegen die es auf Erden keinen Sicherheitsbrief gibt. — Das Leiden ist elastisch; jeder Druck bringt einen Gegendruck hervor; wird es durch fleischliche Kraft zurückgedrängt, so kommt es nachher mit verdoppelter Gewalt wieder und rächt sich für die ihm bezeigte Verachtung. Nur „der es schickt, der kann es wenden." Das erfuhr auch der Verf. Hatte er noch am vorigen Abend mit dem Schmerze gespielt, so spielte der Schmerz jetzt mit ihm; die Einbildungskraft, mit deren Hülfe er das Leiden für den Augenblick vertrieben, trat jetzt auf einmal in die Dienste desselben. Früher sah er nicht was da war, jetzt sah er es verdoppelt, vervielfacht. Was sein zärtliches Gemüth besonders quälte, war der Schmerz aller seiner Lieben, besonders des Vaters, der Mutter. Wer wird *ihnen* Kraft geben, den Schlag zu ertragen, *die* Frage drängte sich bei ihm noch lebhafter hervor, wie die andere, wer wird *mir* Kraft geben?

Die Schrift redet so viel von den Leidtragenden, hat für sie so viele Verheißungen, stellt sie so oft als Gegenstand der



besonderen göttlichen Fürsorge dar. Man bemerkt zu diesen Stellen gewöhnlich, so wie nach der Einrichtung der menschlichen Natur der Besitz der Güter dieser Welt den Mißbrauch mit sich führe, so sey mit der äußeren Beraubung sehr häufig auch die innere Befreiung von dem Dienste des vergänglichen Wesens verbunden. Diese Bemerkung ist sehr wahr, aber sie ist nicht erschöpfend; sie reicht nicht zur vollkommenen Erklärung der Thatsache hin. Ohne Trübsal geht Niemand in das Reich Gottes ein; aber wie Viele sind, die durch Trübsal nicht eingehen? Wie das Fehlende ergänzt werden muß, das sehen wir zum Theil aus dem Beispiele des Verf. Was für ihn den Stachel des Schmerzes bildete, das würde ein rohes Gemüth gar nicht verwundet haben. Die ihr Herz mit Fett überzogen haben, sind gegen eine Menge schmerzlicher Eindrücke gesichert. Das Wort: zartes Herz, tiefer Schmerz, läßt sich auch umkehren: tiefer Schmerz, zartes Herz. Warum sind die lauten Klagen, die Töne des aus zerrissenem Herzen hervorgehenden Jammers in den Psalmen der Welt so langweilig, so widerlich, warum kommen sie ihr so schwächlich, so weibisch vor? Weil sie das Leiden nicht an sich kommen läßt, weil ihr zusammengeschrumpftes, verknöchertes Herz nicht fühlt, was es fühlen sollte. Je weiter, je zarter, je gesunder ein Herz, desto reicher ergießen sich auch seine Schmerzensquellen. Ein sterbender *Socrates* läßt Weib und Kind herausführen, damit sie ihm nicht durch ihr Jammern beschwerlich fallen; wer fremdes Lieb und Leid versteht, der ist, falls der Schmerz als der Übel größtes, und nicht als der Eingang zur Freude betrachtet wird, im Nachtheil gegen die kalte Selbstsucht, die nur einfach zu leiden hat, wo er doppelt, der es oft, *freilich nur so oft und so lange der Herr es zuläßt*, gelingt, des Schmerzes Meister zu werden, indem sie sich für die Beraubung durch eine anderweitige Befriedigung entschädigt, wie *Socrates* den Schmerz bemeisterte durch die erhabene Empfindung eigener Vortrefflichkeit, welche ihm der Widerstand gegen ihn gewährte. Jeder Mensch hat durch Menschen zu leiden. Auch dieses Leidens tiefere Beziehungen bleiben dem Weltmenschen verborgen. Freilich, je werther ihm sein Selbst ist, desto tiefer ist sein Schmerz, aber es ist doch nur sein Selbst, was in Betracht kommt; er vergilt Böses mit Bösem und Scheltwort mit Scheltwort und die Rache ist süß; der Schmerz über sein Leiden weicht der Freude, die ihm das Leiden des Anderen, sein Werk und Denkmal seiner Kraft, gewährt. Der „Leidende" findet auch da, wo er im Ganzen Unrecht erduldet, immer noch Veranlassung zur Selbstanklage, und wie die eigene Sünde schmerzt ihn die fremde, in der er stets nur die Vollendung der eigenen erblickt; er erkennt, daß in ihm der Angriff gegen das Reich Gottes gerichtet wird, und je lebhafter sein Wunsch ist, daß des Herrn Reich kommen möge, desto mehr schmerzt es ihn, die Erfüllung dieses Wunsches so fern zu sehen, desto lebhafter erwacht seine Sehnsucht nach der neuen Erde, wo Gerechtigkeit wohnt. Der Weltmensch schaut das Ganze nur in sich; der „Leidende" schaut sich nur in dem Ganzen. Und was die Hauptsache ist, der „Leidende" betrachtet jedes Leiden als Strafe, als Erinnerung an seine Sünden. Müßte er es nicht nach Gottes Wort also ansehen, müßte er nicht

erkennen, daß in ihm mit der göttlichen Liebe auch die göttliche Gerechtigkeit sich an ihm kund gibt, wie leicht würde es ihm dann werden!

Wer wird den Meinigen Kraft geben, den Schlag zu ertragen? so fragte der Vers. Eine innere Stimme schien ihm zu antworten: „Der, den alle die Unglücklichen anrufen und lieben und im Herzen fühlen, der einer Mutter Muth und Stärke verlieh, dem Sohne nach Golgatha zu folgen und unter seinem Kreuze zu stehen, der Freund der Unglücklichen, der Freund der Sterblichen!“

Zu seinem großen Segen besaß der Vers. eine gewisse Kenntniß der Lehren des Christenthums; sie hatte bisher als todtes Kapital bei ihm gernht; die Weltlust, der Zweifel hatten seine Blicke davon abgelenkt. Jetzt auf einmal faßte er den Entschluß, Christ zu seyn. Was das heiße, das wußte er damals noch höchst unvollkommen; sein Räsonnement über das Christenthum ist in hohem Grade oberflächlich; nur ein zerflossenes Nebelgebilde tritt uns entgegen. Und doch war hinter diesen eitlen Redensarten, wie wir sie täglich von solchen vernehmen können, die von dem Leben aus Gott ganz entfremdet sind, Realität verborgen. Ein Anfang des Glaubens an Christum war vorhanden; dies schließen wir daraus, daß der Herr sich an ihm bezeugte, daß er ihm Ruhe und stille Heiterkeit gab. Noch hatte er ihn nicht als Sünden-, sondern als Schmerzenstilger, als Freund in der Noth gesucht. Auf die Dauer geht das nicht an. Nur diejenigen, welche Christum als Versöhner gewonnen haben, dürfen sich sein als des Helfers getrösten. Aber wie er in den Tagen seines Fleisches umherging und heilte, damit die Erfahrung seiner Wunderkraft im Äußeren die Ahndung seiner geistlichen Wunderkraft erwecke, damit der durch diese Erfahrung bewirkte Anfang des Glaubens zugleich das schlummernde geistliche Bedürfniß hervorrufe, so that er auch hier. Die Schwachheit war ihm grade ein Grund zu geben, was er vielleicht einem anderen Stärkeren versagt hätte. Die Seinen läßt er oft warten, läßt Tag und Nacht ihre Hand ausgereckt seyn zu ihm, läßt sie klagen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Aber die erst sein werden wollen, die so leicht an ihm irre werden können, denen kommt er, falls sie wirklich ihn suchen und in ihrem Herzen kein Trug ist, mit Gnade und Liebe zuvor. Was der Herr in dieser Beziehung thut, das diene uns zum Vorbilde. Seine Augen sehen auf den Glauben, und wo er den auch nur in eines Senfkorns Größe erblickt, da läßt er nicht vergeblich sich anrufen, da übersieht er alles Andere, und pflegt nur den edlen Keim.

Es verfloß nun eine ziemliche Zeit ohne wesentlichen Fortschritt in dem inneren Leben des Gefangenen. Solchen hervorzubringen mußte das Leiden ihm noch näher an die Seele treten. Dies schien vielmehr seine Kraft zu verlieren, nachdem der erste Angriff glücklich zurückgeschlagen war. So lange das Verhör dauerte, spannte dies seinen Geist und gab ihm Zerstreuung. Als es nach einer Reihe von Wochen zu Ende war, hatte die Gewohnheit den Schmerz schon abgestumpft. Nur die Langeweile war oft drückend. Bücher waren dem Vers. verstattet, aber sie wollten dagegen nicht ausreichen. Dies läßt sich leicht denken, wenn man seine ganze Natürlichkeit in's Auge faßt. Seiner Lebhaftigkeit, seiner Gutmüthigkeit, seiner Sentimentalität waren persönliche Beziehungen fast unentbehrlich; Liebe um Liebe einzutauschen, schien für seine Seele so nothwendig zu seyn, wie für den Leib das tägliche Brodt. Noch war er nicht so weit in der Selbsterkenntniß fortgeschritten, daß er die Gefahren erkannt hätte, welche diese verfeinerte Sinnlichkeit mit sich führt; ja diese Selbsttäuschung, hervorgehend aus Mangel an Einsicht in die Tiefe des sündigen Verderbens, scheint, so weit wir den Gang seines inneren Lebens beobachten können, nicht geschwunden zu seyn. Nur das Lesen der heiligen Schrift, dem er sich mit großem Eifer hingab, füllte zuweilen diese Leere aus; noch häufiger aber schweiften auch da seine Gedanken ab. Es gelang ihm auch im Gefängniß seiner Neigung einige kleine Befriedigungen zu gewähren. Die unschuldigste war die, welche ihr ein taubstummes Kind verschaffte, dessen Eltern als Räuber vom Gesetze gestraft worden, und das nun mit noch einigen anderen Knaben solcher Eltern von der Behörde im Gefängniß erhalten wurde. Der Verkehr des Vers. mit diesem armen Kinde hat etwas Rührendes; doch ist offenbar ein Element darin, welches uns verbietet, das Wort des Heilandes: „Lasset die Kinder zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes,“ unbedingt auf dies Verhältniß anzuwenden. Sich seines guten Herzens zu freuen, sich zum Gegenstande der Liebe zu machen und also liebenswerth zu fühlen, in der schwärmerischen Täuschung über die Vortrefflichkeit der fremden Seele sich die Beschaffenheit der eigenen zu verdecken, das tritt bei der Harmlosigkeit des Vers. deutlicher, als es sonst wohl der Fall ist, als der Hauptreiz hervor, den das Verhältniß für ihn hatte. Weit bedenklicher aber ist eine andere Befriedigung, welche sich die Neigung des Vers. zu verschaffen suchte, als ihm diese durch Veränderung seines Gefängnisses genommen worden. Eine dünne Mauer trennte ihn hier von dem Gefängnisse der Weiber, so daß die Stimmen daraus zu ihm herüberdrangen. „Unter diesen weiblichen Stimmen gab es auch angenehme, und solche — warum soll ich es nicht sagen — waren mir von Werth. Eine darunter klang noch süßer als die anderen, und ließ sich seltener hören und nicht gemeine Gedanken vernehmen. Sie sang wenig, fast nur immer die zwei ergreifenden Verse:

Chi rende alla meschina
La sua felicità! *)

Manchmal sang sie geistliche Lieder. Ihre Gefährtinnen begleiteten sie, allein ich hatte die Freude, Magdalenen's Stimme von den anderen zu unterscheiden.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Ach, wer gibt einer Armen
Wohl ihre Ruhe zurück!



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 29. Juli. № 60.

## Silvio Pellico von Saluzzo.

(Fortsetzung.)

Für diese Magdalene schwärmte der Verf., war glücklich, wenn er ihre Stimme hörte, betete für sie mit besonderem Feuer, war „hundertmal versucht, die Stimme zu erheben und ihr eine brüderliche Liebeserklärung zu thun," wovon ihn aber immer noch ein besseres Gefühl zurückhielt, so daß ihm das Wort auf den Lippen erstickte. Dieser innere Widerstand sollte doch den Verf. aufmerksam gemacht haben; aber kein Fehler ist reicher an Beschönigungen als die Sentimentalität, diese Karrikatur der Liebe, diese geschickte Falschmünzerin, welche den gestohlenen Stempel dem schlechten Metall der Selbstsucht aufdrückt, und die ganze Welt mit ihrer schlechten Münze erfüllt. Der Verf. glaubt sich vertheidigen zu müssen; auch dies zeugt gegen ihn; wer sich weiß brennen will, zeigt dadurch, daß er sich als schwarz erkennt. „Die Unschuld ist achtungswerth, aber wie sehr dann auch die Reue! Verschmähte denn der Beste aller Menschen, der Gottmensch, seinen mitleidigen Blick auf die Sünderinnen zu werfen, ihre Verwirrung zu achten, sie unter die Seelen zu sammeln, die er am meisten ehrte? Warum wollen wir denn so sehr ein der Schmach verfallenes Weib verachten?" Man sehe doch, wie die alte Schlange den Verf. berückt hat, und lerne daraus, statt sich über ihn zu erheben, die Verführbarkeit des eigenen Herzens kennen, wie ja überhaupt bei Darstellungen, wie die vorliegende, das de te fabula narratur von Niemanden vergessen werden darf, und nur von Pharisäern vergessen werden wird. Seine Liebe ist wahre Liebe, davon geht der Verf. aus, und so kennt er kein Drittes zwischen ihr und zwischen Liebllosigkeit und Verachtung, so glaubt er sich auf die Sünderliebe des Heilandes berufen zu können. Aber war seine Liebe von der Art, warum wurde er dann so sehr afficirt von dem süßen Klange der angenehmen Stimme? warum betrachtete, wie er selbst gesteht, seine Einbildung die nicht Gesehene als schön gebildet von Leib? Was geht die Sünderliebe, was geht das Erbarmen der Leib an. Man denke sich, der Verf. hätte die Magdalene gesehen; ein Jammerbild wäre ihm in ihr entgegengetreten, ihr Leib ganz entstellt durch die Spuren der Sünde, von ekelhafter Krankheit ergriffen. Würde seine Liebe wohl in dieser Probe bestanden haben? Wir glauben nicht, daß er sich mit Abscheu von ihr hinweggewandt hätte, falls in ihr wirklich das Bessere vorhanden war, was er hier wohl zum größeren Theile um der süßen Stimme willen hineingetragen haben mag. Wir glauben, daß in der trüben Mischung auch ein, wenn auch nur geringes Element höherer Liebe vorhanden war. Dies würde geblieben seyn, aber in dem Kampfe, den die Natur dagegen erhoben hätte, würde der Verf. gefühlt haben, daß dem Heilande nachzufolgen überhaupt keine leichte Sache ist, und am wenigsten in der Sünderliebe. Hätte er sich selbst tiefer gekannt, schon die Leichtigkeit seiner vermeintlichen Nachfolge, in die er hineingerieth ohne es zu wollen, und ohne anders zu können, würde ihn gegen ihre Ächtheit mißtrauisch gemacht haben. Der Heiland, der unsere Natur besser kannte wie wir, sagt nicht: wer mein Jünger seyn will, der folge der Neigung seines Herzens, sondern der verläugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich. Merkwürdig sind am Schlusse der Erzählung die Worte: „So endigte mein Roman mit der Armen, ausgenommen, daß ich ihr einige Wochen lang die süßesten Gefühle verdankte." Süße Gefühle, das ist es, was der Sentimentale sucht, aber damit er diesen Zweck erreiche, muß er sich nothwendig einbilden, daß etwas außerhalb des Gefühles Liegendes Gegenstand seines Strebens sey; ist man sich klar bewußt, daß das süße Gefühl selbst Anfang, Mittel und Ende ist, so geht es damit nicht recht von statten. Wer sich diesem Trachten nach süßen Gefühlen hingibt, bei dem wird es nach und nach zur ausgebildeten Sucht und Krankheit. Alle Dinge werden bloß nach dem Quantum des Zuckerstoffes abgeschätzt, den sie enthalten; selbst das Höchste muß als Mittel zum Zwecke dienen. Und wie überall, so ist auch hier der Weg von der Sünde zum Laster eben und gebahnt. Ist erst das süße Gefühl unbewußt zum Lebenszweck geworden, so braucht das Laster nur ein reiches Maaß süßen Gefühles zu versprechen, und der Übergang ist geschehen. Und dann, wer einmal sorglos und arglos mit der Sünde in ihren niederen Graden in Verbindung getreten ist, der wird fortan von ihr gegürtet, und muß hingehen, wo er nicht will. Ist das Liebeln verzeihlich, so ist das Huren und Ehebrechen nicht verdammlich. Der Prophet Hoseas bezeichnet als das Grundverderben der Israeliten, daß sie Traubenkuchen, d. h. Süßigkeiten, Leckerbissen lieben. Daraus leitet er ihre Abkehr von dem heiligen Gotte, daraus ihre Zukehr zu den Götzen, ihr ganzes sittliches Verderben ab. Man gehe, wo man ein verfehltes Daseyn erblickt, der Wurzel nach. Die Sucht, sich zu plaisiren, wird gewöhnlich, ja sie wird in gewissem Betrachte immer als solche zum Vorschein kommen.

Die Sentimentalität ist die größte Feindin der Menschenkenntniß. Denn nichts ist weniger geeignet, süße Gefühle zu erwecken, als die helle und klare Einsicht in das menschliche Verderben. Dieser Mangel an Menschenkenntniß tritt uns auf fast ergötzliche Weise in einem Vorfalle entgegen, den der Verf. mit großer Offenheit berichtet. Dicht an seinem Zimmer war ein Gefängniß, von einigen Männern bewohnt. Es waren gemeine Räuber; das wußte der Verf. nicht. Aber die Rohheit ihrer

Reden konnte ihm wenigstens das klar machen, daß sie nichts Besseres waren. Indeß er bedurfte einer Anregung für seine süßen Gefühle, und da verwandelten sich ihm sogleich, wie dem kampflustigen Don Quixote die Windmühlen in Riesen, die rohen Sünder in gute Leute, die nur fluchten und lästerten, weil Niemand die besseren Saiten ihres Inneren anschlug. Er versuchte es, mit ihnen in eine Gemeinschaft der Güter zu treten, Süßes um Süßes von ihnen einzutauschen. Einer unter ihnen war das geistliche Oberhaupt der Satansschule. Mit seiner gebieterischen Stimme, mit seinem Schwall von Worten gab er Verweise und brachte die Streitenden zur Ruhe; er gebot ihnen, was sie denken und fühlen sollten, und wenn sie sich ein wenig gesträubt hatten, gaben sie ihm endlich in Allem Recht. „Dieser grüßte mich. Ich erwiederte es. Er fragte mich, wie ich dies verfluchte Leben hinbrächte. Allerdings traurig, antwortete ich ihm; aber ein verfluchtes Leben sey es doch darum nicht für mich; denn bis zum Tode müsse man suchen, sich den Genuß des Denkens und des Liebens zu erhalten. „„Erklären Sie sich, Signor! Erklären Sie sich!"" Ich erklärte es ihm ohne verstanden zu werden. Als ich endlich nach vielen Umschweifen und großer Einleitung den Muth hatte als Beispiel die süße Zärtlichkeit anzuführen, welche bei mir durch Magdalenen's Stimme rege geworden war, brach der Rädelsführer in ein entsetzliches Gelächter aus. — Was gibt's denn? was ist denn? schrieen seine Kameraden. — Der Freche theilte ihnen mit Übertreibungen meine Worte mit, und das Lachen hallte nun vom ganzen Chore wieder. Ich spielte dabei vollkommen die Rolle eines Narren." Natürlich betrachtet der Verf. diese Rolle als eine ihm zugeschobene, aufgedrungene. Er hüllt sich in seine Tugend, und schmält auf diejenigen, welche es für Thorheit halten „wenn ein Anderer Mitleid hat, liebt, und sich mit süßen Träumen tröstet, welche der Menschheit und ihrem Schöpfer zur Ehre gereichen." Aber wo wäre wohl wirkliche Narrheit zu treffen, wenn dies eine bloß gedachte ist? Der Narr bequemt nicht die Dinge der Vorstellung an, sondern die Vorstellung den Dingen. Eben darum ist er Gegenstand des Lachens, welches durch den Gegensatz der Vorstellung und der Wirklichkeit hervorgerufen wird. Dieser ist hier groß genug. Seine ordinäre Verliebtheit verwandelt der Verf. in eine philosophische, engelreine Liebe, ein auf der Straße aufgegriffenes Weib in eine Heilige, rohe Verbrecher in solche, in denen das Gottesbewußtseyn nur einer kleinen Reparatur bedarf, die er mit dienstfertiger Hand sogleich vorzunehmen sich anschickt. Ein solcher Narr ist jeder Pelagianer, vorausgesetzt daß er seine Ansicht consequent durchführt. Dies ist bei weitem nicht immer der Fall. Die Meisten lassen ihre Ansicht von der Güte der Menschennatur nur sich zu Gute kommen, wie sie dieselbe auch nur für sich ersunden haben; in der Beurtheilung Anderer nehmen sie die Dinge, wie sie sind, und entgehen dadurch vielem Schaden und Spott, den die sentimentale Parthie der Pelagianer für das Ganze tragen muß, dafür aber eine Entschädigung in süßen Träumen bekommt. Merkwürdig ist übrigens, daß der Verf. selbst von süßen Träumen redet. So wie keine Selbsttäuschung vollkommen unbewußt ist,



so ist namentlich mit der sentimentalen ein bedeutendes Quantum von Bewußtseyn verbunden. Man will träumen, und selbst im Traume weiß man noch, mehr oder weniger, daß man träumt. Diese Wahrnehmung muß natürlich die Zurechnungsfähigkeit der sentimentalen Selbsttäuschung sehr steigern, wie überhaupt nichts falscher und das sittliche und rechtliche Urtheil über den Irrthum irreleitender ist, als die oberflächliche Ansicht von gänzlicher Bewußtlosigkeit, der Wahn, als gebe es neben der wahren auch eine falsche Überzeugung, welche vollkommen diesen Namen verdiene. Wenn der Verf. aber gar meint, ad majorem dei gloriam sich selbst täuschen zu müssen, so müssen wir ihm zurufen, was Hiob seinen Freunden: Willst du für Gott Unrecht reden, und für den Allmächtigen Trug sprechen? Gott bedarf nicht, daß man die Erfahrung fälscht; je wahrer und nüchterner sie aufgefaßt wird, desto mehr wird er verherrlicht. Vom pelagianischen Standpunkt aus ist gar keine Theodicee möglich. Die Consequenz des Pelagianismus ist Atheismus. Nur die Erkenntniß der menschlichen Sündhaftigkeit in ihrer ganzen Tiefe bringt Licht in die dunkeln Wege Gottes. Der Verf. klagt seine Regierung der Ungerechtigkeit an, weil sie ihn zehn Jahre im Kerker schmachten ließ, ohne daß er etwas begangen, was nach seiner Meinung ein Unrecht war. Wir Alle schmachten von der Geburt bis zum Grabe im Kerker. „Mitten wir im Leben sind, von dem Tod umfangen." „Ist nicht Kriegsdienst dem Menschen auf Erden?" Der heitere Lessing schrieb beim Tode seines kurz nach der Geburt zugleich mit der Mutter verstorbenen Sohnes, ungeachtet seines kurzen Daseyns habe er doch einen großen Beweis von Vernunft gegeben; denn er habe verzweifelt geschrieen, als er das Licht dieser Welt erblickt. Wo bleibt nun Gottes Gerechtigkeit, wo seine Liebe, wenn der Mensch schuldlos, wenn er auch nur halbgut ist? Und mit der Gerechtigkeit und Liebe muß Gott selbst uns entschwinden.

In einen heftigen Kampf wurde der Verf. durch einen Besuch seines Vaters geführt. Dieser ahndete nichts von der Schuld, in die sich der Sohn verwickelt, von der Strafe, die ihm bevorstand; er erwartete mit Zuversicht seine baldige Befreiung, und der Sohn, fürchtend, daß der Greis den Schmerz nicht würde übersehen können, wagte es nicht, ihn zu enttäuschen. Die zärtliche Theilnahme des Vaters, der Contrast der Wirklichkeit und der frohen Hoffnungen, denen er sich überließ, der Schmerz um ihn und um die ganze Familie, der Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Verstellung, der Kampf zwischen Wahrheit und Liebe, alles dies griff den Verf. an Leib und Seele an. Die Noth lehrte ihn beten und die Ansechtung auf's Wort merken. „Mehrere Stunden brachte ich mit der Seele auf Gott gerichtet zu, und mein Vertrauen wuchs in dem Maaße, als ich über seine Güte nachdachte; in dem Maaße, als ich über die Größe des menschlichen Geistes Betrachtungen anstellte, wenn er aus seiner Selbstsucht heraustritt und sich bemüht, keinen anderen Willen zu haben, als den die unendliche Weisheit hegt. — — Wenn der Galgen, oder sonst jede Qual nicht vermieden werden kann, so ist es Zeichen von trauriger Schwäche oder Unwissenheit, falls

man ihn feigerweise fürchtet und es nicht vermag an ihn zu denken, ohne dem Herrn zu danken."

Die Schrift ertheilt den Gläubigen den hohen Namen der Könige, und wir sehen hier, wie auch der geringste Anfang des Glaubens zugleich den Anfang der Einsetzung in dieses Vorrecht bildet. Weicht der Wille der Natur dem Willen Gottes, so werden wir bei aller scheinbaren Abhängigkeit doch selbst Herren unseres Schicksals; wir regieren mit Gott uns selbst, die ganze Welt. Alles Irdische liegt unter unseren Füßen. Darin liegt die wahre Größe des menschlichen Geistes. Selbst die Engel werden durch uns gerichtet; denn wir tragen das Gesetz, wonach sie gerichtet werden, in uns. Diejenigen, welche den Menschen dadurch zu erhöhen wähnen, daß sie ihm eine Selbstständigkeit außer Gott und neben Gott anweisen, erniedrigen ihn auf das Tiefste, machen ihn aus einem Könige zum Sklaven. Überall ist es ein fremder Wille, der ihn regiert, der Wille Gottes, der ihm ein äußerer ist, der Wille seiner Mitmenschen, dem auch der irdische König sich nicht ganz zu entziehen vermag, der Wille seiner Leidenschaften und Begierden, der ihn nöthigt zu thun, was er nicht will. Und wenn er auf eigene Hand diese Sklavenketten zu durchbrechen sucht, so umschlingen sie ihn nur um so fester, und der Kampf der Ohnmacht gegen die Allmacht endet in Verzweiflung.

Erhaben ist die menschliche Bestimmung, aber eben deshalb ist es auch schwer, unendlich schwer sie zu erreichen. Den eigenen Willen aufzugeben, in Gottes Willen zu beruhen, dahin gelangt der Mensch nicht auf einmal; es ist die Aufgabe des ganzen Lebens, die nur unter harten Kämpfen gelöst wird. Wer sie vollkommen gelöst hätte, der hätte auf der Erde nichts mehr zu thun, ja der könnte nicht ferner weilen auf ihr, deren ganze Einrichtung nur darauf berechnet ist, den Eigenwillen zu brechen. Wie wenig die Sache mit einem Kampfe ausgerichtet ist, das mußte der Verf., der schon über alle Berge zu seyn glaubte, nur zu bald erfahren. Der Anblick eines unglücklichen Freundes und ein Besuch, den er im Kerker erhielt, störten seine Ruhe, und trieben ihn in's Gebet. Welch ein gefährlicher Zustand die Unruhe ist, das lernte er mehr und mehr einsehen. Nicht erst im Kerker, in seinem ganzen früheren Leben, das eine fortgehende Aufregung gewesen, hatte sie ihn umhergetrieben. Ein Feind, dessen Furchtbarkeit nur zu oft auch von denen verkannt wird, welche sich dem Besseren zugewandt haben. „Die Gottlosen" — sagt die Schrift — „sind wie ein erregtes Meer." So viel Jeder erregt und unruhig ist, so viel ist er gottlos. Bei Gott ist Ruhe. Wer ihn wahrhaft hat, darf nichts mehr suchen, kann nichts mehr verlieren.

In der Nacht vom 18. zum 19. Februar 1821 wurde der Verf. von Mailand nach Venedig abgeführt, um dort einer Special-Commission übergeben zu werden. Dort erhielt er sein Zimmer unter den Bleigewölben, den berühmten Staatsgefängnissen zur Zeit der Venetianischen Republik. Hier mußte er von den bitteren Früchten seiner Sünden kosten. Die Verhöre begannen. „Ach Gott!" — ruft er aus — „die Angst bei einem Kriminalprozesse, bei Einem, der des Hochverraths bezüchtigt wird,



ist schrecklich. Wie fürchtet er sich, einem Anderen zu schaden. Wie schwer ist es, gegen so viele Beschuldigungen, so vielen Verdacht zu kämpfen! Wie wahrscheinlich ist es, daß Alles immer schrecklicher verwirrt wird, wenn der Prozeß nicht schnell zu Ende geht, wenn neue Verhaftungen statt finden, neue Unbesonnenheiten nicht etwa von unbekannten Leuten, sondern von der bezüchtigten Parthei selbst zu Tage kommen." Hätte er seine Sünde als solche erkannt, so würde es ihm leicht geworden seyn, in dieser Versuchung zu bestehen. So aber drohte sie ihm über den Kopf zu wachsen. Seine Ruhe war dahin; wenn er Stunden lang im Verhör gewesen war, so kam er wild und erbittert auf sein Gemach zurück. Er hörte auf zu beten, er zweifelte an Gottes Gerechtigkeit, er fluchte den Menschen, der ganzen Welt; ließ der Zorn nach, so trat wilde Lustigkeit an seine Stelle. Er sang Stunden lang, er scherzte mit Allen, die in sein Gemach traten, er zwang sich, Alles, im Himmel und auf Erden, lächerlich zu finden. „Da ich es verschwieg, da entbrannten meine Gebeine." Wie ruhig und heiter würde der Verf. seinen Richtern entgegengetreten seyn, wenn er seine Sünde als solche erkannt, wenn er vorher für sie Vergebung gesucht und erhalten hätte! So aber mußte er, ohne Gott zum Beistande zu haben, vor Gericht gehen. Keine Sünde ist vollkommen unbewußt; so sehr man sich auch überredet, daß sie nicht Sünde sey, das Gewissen läßt sich nie ganz zum Schweigen bringen. So war es also unmöglich, daß der Verf. von ganzem Herzen sein Leiden als ein unverschuldetes betrachtete, und wer hätte wohl Freudigkeit, Gott in einem verschuldeten Leiden um seinen Beistand zu bitten, so lange er nicht für die Schuld Vergebung erflehen kann, weil er sie der Welt, sich selbst, Gott verschweigen will. Aber auch sofern der Verf. glaubte, unschuldig zu leiden, mußte das Leiden ihn von Gott entfernen, der sein Recht verkehrt. Und wenn er ihn auch beim Beginnen der Verhöre noch nicht ganz verloren, wie konnte er wohl ferner glauben, in seinem Geleit und Segen zu wandeln, wenn er darauf ausging, mit widerstrebendem Gewissen durch ein Gewebe von Unwahrheiten seine Richter zu täuschen, wahrhaft Böses zu thun, damit vermeintlich Gutes herauskomme, wenn sein Gemüth hin- und hergerissen wurde in dem unruhigen Streben, durch allerlei Künste in einer Sache sich selbst und seinen Freunden zu helfen, in der er auf Gottes Hülfe keinen Anspruch hatte. So konnte er also das: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich" nicht sprechen, und ein zerrütteter Zustand wie der seinige, mußte nothwendig eintreten, zum warnenden Beispiel für alle diejenigen, welche warten, bis Gott ihre unerkannte Sünde vor sein Angesicht stellt.

Gott erbarmte sich über ihn. Nachdem der traurige Zustand sechs bis sieben Tage gedauert, wurde er durch eine Äußerung eines der Knaben des Kerkermeisters tief erschüttert, welcher auf die vergessene und bestaubte Bibel hindeutend sagte: „Seit Sie nicht mehr in dem garstigen Buche lesen, sind Sie auch nicht mehr so traurig, wie mir es vorkommt." Dadurch kam dem Verf. der ungeheure Gegensatz von Schein und Wahrheit zum Bewußtseyn. Seit ich nicht mehr in dem Buche lese, rief

ihm eine laute innere Stimme zu, habe ich keine Freude mehr. Gelächter ist auch in der Hölle, ja weil der wahre Sitz der Verzweiflung, ist sie auch der wahre Sitz der Lustigkeit, aber Freude ist nur bei Gott. Sein Herz wurde weich; als der Knabe herausgegangen, legte er die Bibel auf seinen Stuhl, kniete zur Erde, darin zu lesen und zerfloß in Thränen. Er las, er weinte über eine Stunde; er erhob sich voll des Vertrauens, daß Gott mit ihm sey, daß er ihm jede Thorheit vergeben habe.

Wer den Gang, den das innere Leben des Verf. genommen, bis hieher aufmerksam beobachtete, dem mußte sehr bange für ihn seyn. Er hat gebaut ohne ein Fundament zu legen, und wenn die Winde kommen und die Platzregen, steht ein großer Fall zu befürchten. Bis jetzt von tieferer Erkenntniß der Sündhaftigkeit keine Spur, und was ist ein Christenthum ohne diese. Ein Baum ohne Wurzel, der zwar anfangs ausschlägt und Zweige treibt, aber bald, wenn die Hitze der Anfechtung kommt, vertrocknet. Wer nicht auf sich selbst zürnt, der zürnt auf Gott. Mit beiden zugleich zufrieden seyn kann man nur durch Täuschung, und jede Täuschung währt nur ihre Zeit. Anhaltendes, schweres Leiden muß die Entscheidung herbeiführen, läßt nur die Wahl, entweder sich oder Gott daran zu geben.

Diese große Entscheidung trat jetzt für den Verf. ein, und mit inniger Freude, mit Dank gegen die göttliche Gnade, welche allein vermag, die dichten Nebel der Verblendung über das eigene Herz zu zerstreuen, sehen wir, wie er das bessere Theil erwählt. „Mein Leiden steigt, wie ein Löwe jagst du mich," so konnte er mit Hiob klagen. Seine Einsamkeit nahm zu; nur selten sah er noch Jemanden aus der Familie des Gefängnißwärters. Der Sommer nahte; die Hitze des Kerkers stieg zu einem unerträglichen Grade; er füllte sich über und über mit Mücken, und in dem Kampfe gegen dieses kleine Heer Gottes, was schon an dem stolzen Könige Aegyptens seine Kraft bewiesen, wäre der Verf. schier verzweifelt. Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen zerstochen, dabei eine neue Qual sich schaffend durch die stete Unruhe, in welche das Bestreben ihn versetzte, diese Qual zu mindern, wurde er matt an Leib und Seele und gerieth an die Gränzen der Verrücktheit und des Selbstmordes. Da erwachte in ihm noch zur rechten Zeit die Frage: Ist denn mein Leiden größer als meine Sünde? Habe ich denn etwa Tugenden, Glückseligkeit zu verdienen?

„Ich prüfte mich mit Ernst und fand in den bereits verlebten Jahren keine, ein Paar einigermaßen lobenswerthe Züge abgerechnet. Alles Übrige bestand aus thörichten Leidenschaften, Abgötterein, stolzer, falscher Tugend. Nun — schloß ich — so dulde Unwürdiger! Wenn dich die Menschen und Mücken auch mit Unrecht aus bloßer Grausamkeit tödten, so erkenne darin



die Werkzeuge der göttlichen Gerechtigkeit und schweige!" „Hat denn der Mensch Anstrengung nöthig, sich wahrhaft zu demüthigen? sich für einen Sünder zu achten? Ist es denn nicht wahr, daß wir in der Regel die Jugend in Thorheiten vergeuden, und statt alle unsere Kräfte daran zu wenden, auf der Bahn des Guten fortzuschreiten, sie zum großen Theile opfern uns herabzuwürdigen? Es werden Ausnahmen vorkommen, aber offen bekenne ich, daß sie meine geringe Person nicht betrafen. Ich habe auch kein Verdienst dabei, wenn ich mit mir unzufrieden bin. Sieht man, daß eine Lampe mehr Rauch als Licht von sich gibt, so bedarf es keiner großen Offenheit, wenn man von ihr sagt, daß sie nicht brennt, wie sie soll." Diese Gedanken suchte sich der Verf. recht fest in's Herz zu prägen; er sah ein, daß er nun auch mit aller Kraft danach trachten müsse, Gottes gerechte Urtheile dankbar anzuerkennen, sie zu lieben, in seinem Herzen jedes ihnen entgegengesetzte Streben zu vertilgen.

Man sieht, die Grundstimmung ist bei dem Verf. vorhanden, welche zur Aneignung der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung nöthig ist. Aber leider ist er hier auf halbem Wege stehen geblieben. Von der Buße geht er sogleich zu den Versuchen über, an seiner sittlichen Veredlung zu arbeiten. Wir schließen daraus nicht auf die gänzliche Abwesenheit des Glaubens, wohl aber auf die Schwäche und Unvollkommenheit desselben; denn in seiner wahren Stärke kann er nie vorhanden seyn ohne klares Bewußtseyn. Hier haben wir nun die Ursache zugleich, warum die Welt, die, so lange ihr die Rechtfertigung aus dem bloßen Glauben noch nicht im Leben entgegentritt, immer noch spricht: das ist doch Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleisch, den Verf. noch nicht von sich ausgestoßen hat, und zugleich der manchen bedenklichen Erscheinungen, die uns an ihm entgegentreten, der Ungeschiedenheit von Natur und Gnade, welcher leicht verleiten kann, die letztere ganz zu verkennen, der Sentimentalität, der Eitelkeit. Die Erkenntniß der Sünde ohne klare Erkenntniß der Rechtfertigung, kann sich auf die Dauer nicht in der Lebhaftigkeit erhalten, die sie in der Zeit der ersten Erweckung hat. Was nicht vergeben ist, bleibt eine lästige Bürde, deren man sich nach und nach dadurch zu entledigen sucht, daß man ignorirt, entschuldigt, verringert. Man kann sich nur dann dauernd selbst preisgeben, wenn man in Christo ein besseres Selbst wiedergefunden. Nur die vergebene Sünde wird wahrhaft gehaßt; denn sie ist nicht mehr unser Eigenthum; sie ist in die Wüste getragen. Nur durch die Rechtfertigung kann ein geistliches Leben aus einem Stücke beginnen, nur durch sie wird Alles neu, während, wo sie nicht ist, Alles nur Flickarbeit bleibt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 1. August. № 61.

## Silvio Pellico von Saluzzo.

(Schluß.)

Der Höhepunkt von des Verfassers innerem Leben ist jetzt erreicht; neue Stufen werden von ihm nicht mehr erstiegen; seine folgenden Führungen dienen ihm nur dazu, daß er das bereits Gelernte sich noch fester einpräge, sich in dem errungenen Besitze behaupte. Wir können daher von jetzt an uns kürzer fassen.

Wie ungemessen noch jetzt das Streben des Verf. nach süßen Empfindungen war, zugleich wie gefährlich dies Streben ist, das legt sich in mehreren Thatsachen zu Tage. Er machte die Erfahrung, daß starker Kaffee, Abends bei nüchternem Magen genossen, ihn in eine „süße Begeisterung" versetzte; er fühlte seine ganzen Geisteskräfte noch einmal so stark werden; er dichtete, philosophirte, er betete mit wunderbarer Wonne bis zum Anbruche des Tages. Diese Wonne suchte er sich oft zu verschaffen; er aß Mittags keinen Bissen, „um Abends die gewünschte Begeisterung des Zaubertrankes zu kosten." Hätte ihn nicht die Neigung verblendet, er würde erkannt haben, daß die apostolische Ermahnung: „Saufet euch nicht voll Weines, sondern werdet voll Geistes," hier ihre Anwendung finde. Als Trunkenheit bezeichnet er selbst seinen Zustand; ist der Zustand derselbe, so ist es gleich, wodurch er hervorgerufen worden, ob durch Champagner, oder durch Opium, oder durch Kaffee. Wie konnte er sich doch seines feurigen Gebetes freuen? Nicht er war es ja eigentlich, der da betete, sondern der Kaffee, der aus ihm redete. Jede Aufregung und Anfreizung ist unchristlich, schon diejenige, welche ohne äußere Reizmittel bloß dadurch hervorgebracht wird, daß man der Phantasie den Zügel schießen läßt; Begeisterung und Geist schließen sich einander aus; seyd nüchtern, lautet der ernste Zuruf der Schrift. Der Sünde folgte die Strafe; denn solche zu seyn hören die Folgen jener traurigen Verirrung, wie jeder anderen, nicht etwa dadurch auf, daß sie sich auf medicinischem Wege als vollkommen natürlich nachweisen lassen; im Gegentheil, je natürlicher, desto göttlicher sind sie. Trägt der ganze Naturlauf das: „die Sünde ist der Leute Verderben" an der Stirne, so wird dadurch die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes weit lebhafter bezeugt, als wenn hie und da Feuer vom Himmel einen ruchlosen Sünder verzehrte. Aus der Anspannung ging die Abspannung hervor; die Nächte wurden schlaflos, ohne daß das Einstellen des Kaffeetrinkens am Abende etwas geholfen hätte; die durch eigene Schuld entfesselte Phantasie umgab den Verf. nun, statt der früheren süßen Träume, mit ihren Schreckbildern; der Unterschied zwischen Wahrheit und Täuschung schwand, wie früher in Bezug auf die süßen, so nun in Bezug auf die furchtbaren Einbildungen. Quälende Unruhe bemächtigte sich des ganzen Wesens. Das Gebet war unfruchtbar; und je mehr Werth der Verf. früher auf seine Begeisterung im Gebete gelegt, je zuversichtlicher er dieselbe als Unterpfand seines Gnadenstandes betrachtet hatte — nicht erkennend, daß Gott nicht auf die Nerven, sondern auf das Herz, nicht auf das Gefühl, sondern auf den Glauben sieht — desto versuchungsvoller war ihm diese Dürre. Er war dem gänzlichen Abfalle nahe; auf das Gefühl hatte er seinen Glauben gegründet, mit dem Gefühle drohte er zu schwinden. Eine Warnung für Viele, ja für Alle, besonders in der gegenwärtigen Zeit, in der weichliche Gefühligkeit einen Grundzug bildet. Doch Gott hatte Mitleid mit seiner Schwachheit, und reichte ihm die Hand dar, grade als er versinken wollte. Eine plötzliche Krisis erfolgte, und mit ihr die Genesung.

In dieselbe Kategorie gehört das Verhältniß zu der Tochter des Gefängnißwärters. Welch ein gefährliches Mittel der Verf. hier gewählt hatte, die Leere seines Herzens, das noch nicht fähig war, allein am Allmächtigen sich zu ergötzen, mit süßen Gefühlen auszufüllen, das zeigt wohl deutlich genug sein eigenes Bekenntniß: „Ich würde Lügner seyn, wenn ich es der Weisheit zuschreiben wollte, daß ich mich nicht verliebte. Dies geschah nur nicht, weil sie einen Geliebten *hatte* und in ihn ganz vernarrt war. Wehe mir aber, wenn die Sache anders gestanden hätte. — — Dem Himmel danke ich, daß ich an das gute Geschöpf ohne den mindesten Vorwurf denken kann." Aber ist es nicht Vermessenheit, sich freiwillig in Verhältnisse einzulassen, in denen man, falls nicht dieser oder jener zufällige Umstand einträte — zufällig, sofern er nicht von unserem Willen abhängt, — verloren wäre? Wie man sich in solchem Verhältnisse *nicht* der bewahrenden Gnade Gottes getrösten könne, ganz anders, wie in denen, in die er selbst uns hereingestellt hat, das zeigt wohl hinreichend Matth. 4, 5. 6. Es ist nichts gefährlicher als die Übertragung der Verheißungen, welche dem von Gott angewiesenen Berufe gelten, auf die eigenen Wege, die das bethörte Herz einschlägt. Nichts gefährlicher, aber leider auch nichts häufiger. Wie oft, wenn man Jemand warnt vor einer Gefahr, in die er sich auf eigene Hand begibt, hört man nicht das: Er wird seinen Engeln Befehl thun; während des: Wiederum stehet geschrieben: du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen, gar nicht gedacht wird. Gott hat in *diesem* Falle mehr gethan als er verheißen, aber ist es nicht schrecklich, aus dem Gebiete der Verheißung und des Wortes herauszutreten, und nun selbst nicht mehr zu wissen, wohin man geht? Wie groß die Gefahr war, welcher der Verf. sich leichtsinnig bloßstellte, das zeigte der Ausgang. Diejenige, welche er für so unschuldig und rein hielt, wurde nach einiger Zeit wegen Schwangerschaft aufs's Land gesandt.

Ein anderer Vorgang zeigt, wie gering noch die Menschenkenntniß des Verf., wie unvollkommen also auch noch seine Selbstkenntniß war. Er ließ sich in eine heimliche Korrespondenz mit einem Mitgefangenen ein, dem er den erdichteten Namen Giuliano beilegt. Diesem schloß er sogleich sein ganzes Herz auf, und G. säumte nicht, dasselbe zu thun. Er gab sich als frechen Gotteslängner, als geschworenen Feind des Christenthums, als einen Spötter kund, der Sittlichkeit und Sitte mit Füßen trat. Sollte der Verf. deshalb sogleich jede Verbindung mit ihm abbrechen? Das gewiß nicht; wer die Tiefe des eigenen Verderbens kennt, und weiß, daß sie der göttlichen Gnade keinen Riegel vorgeschoben hat, der wird am wenigsten bereit seyn, sogleich seinen Mitmenschen von der Gnade auszuschließen und ihn dem Satan zu überweisen. Aber was den Verf. bewog die Verbindung fortzusetzen, war etwas ganz Anderes als das: „Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist viel mehr Gnade." Er glaubte sich überreden zu müssen, daß der Irrthum des G. nur im Verstande seinen Sitz habe; er meinte, es komme nur darauf an ihm zu zeigen, wie vernünftig begründet das Christenthum, wie unhaltbar der Unglaube sey. G. sey nur deshalb nicht Christ, weil er nicht Gelegenheit gehabt, gründlich sich mit Apologetik zu beschäftigen. Wo würde wohl irgend in der Schrift uns solche Selbsttäuschung zur Pflicht gemacht? Das Christenthum kennt keine andere Liebe, als die auf der Wahrheit ruht; jede wahrheitslose Liebe gehört der Natur, der Welt an. Die Liebe glaubt Alles, aber nur was wahr ist, so sehr es der Natur widerstrebt, so sehr diese darauf ausgeht, es als unwahr darzustellen. Sie ist frei von jedem aus Selbstsucht hervorgehenden Mißtrauen. Solche Täuschung dient nicht etwa dazu, Gott zu verherrlichen. Im Gegentheil, weil man Gottes ganze Größe und Herrlichkeit nicht kennt, sucht man des Menschen Kleinheit und sein Elend sich zu verbergen. — Der Verf. schrieb an G. einen stattlichen Brief, worin er alle Streitkräfte der Apologetik entfaltete, und, wie es auf solchem Standpunkte zu geschehen pflegt, die natürliche Schönheit des Christenthums durch geliehenen Schmuck und Putz zu erhöhen, was es in den Augen der Welt Häßliches hat, nach Kräften zu verdecken strebte; er schrieb so klein als möglich, und doch mußte er aufhören, weil das Papier zu Ende ging. Seine Erwartungen waren aufs Höchste gespannt; der folgende Morgen, hoffte er, sollte ihm die Nachricht von dem Siege bringen, den er für Gott erfochten. Der Morgen kam und mit ihm die Botschaft: „Der Herr hat nicht schreiben können, bittet Sie aber, mit Ihrem Spaße fortzufahren." Dazu die Nachricht: „G. habe gelacht wie ein Narr und eine Kugel gemacht aus dem Briefe, und sie in die Höhe geworfen." Anfangs war der Verf. voll von Unwillen und Aerger; wer auf solchem Standpunkte steht, muß bestremdet werden, wenn er solches erfährt; aber bald räsonnirte er sich wieder in seine Selbsttäuschung herein. Er knüpfte den Briefwechsel wieder an, und dieser ging eine ganze Reihe von Wochen fort. G's. Briefe enthielten nichts wie schamlose Dinge, dienten ihm dazu, wie er selbst offen gestand, den Lüsten und Begierden, die er in der Wirklichkeit nicht mehr befriedigen konnte, in der Phantasie nachzuhängen. Hätte der Verf. die Dinge angesehen wie sie sind, er würde sich längst zurückgezogen haben. Denn das zeigte sich schon bald, daß wenigstens jetzt Gottes Stunde noch nicht gekommen, und wo dies sich gezeigt hat, da ist jeder Bekehrungsversuch Proselytenmacherei, die im besten Falle nur einen Heuchler und Sohn der Hölle hervorbringt. Zuletzt aber drang sich ihm die Wirklichkeit zu gewaltig auf. Er fand, daß er durch die wollüstigen Schilderungen des G. beunruhigt, in die Gemeinheit herabgezogen wurde; er mußte erfahren, daß ein Mensch wohl einen Sünder, nicht aber einen Gerechten machen kann. Der Briefwechsel wurde abgebrochen.



Am 21. Februar 1822 wurde dem Verfasser das Urtheil gesprochen. Es lautete auf Todesstrafe; diese war aber bereits durch Kaiserl. Rescript in fünfzehnjähriges hartes Gefängniß auf der Festung Spielberg bei Brünn in Mähren verwandelt worden. Er antwortete: Gottes Wille geschehe! Und diese Worte sprach mit dem Munde zugleich auch das Herz, aber bald führte dieses, damit er, der so geneigt war, Natur und Gnade zu vermengen, beides unterscheiden lerne und Gott geben was Gottes ist, eine ganz andere Sprache. Die Versuchung ging auch hier wieder von Mangel an Erkenntniß der speciellen Sünde aus, welche ihm das harte Urtheil zugezogen. Der Haß gegen seine vermeintlichen Verfolger vertrieb die Liebe Gottes. Er konnte nicht mehr beten; die ganze Welt schien ihm das Werk einer dem Guten feindlich gesinnten Macht. Seine Gefährten begehrten vor der Abreise das Abendmahl; er mochte sich nicht ausschließen, aber ihn schauderte vor der Theilnahme, da er sich von Wuth und Unversöhnlichkeit beherrscht fühlte. Diese Stimmung dauerte noch fort, als der Verf. auf dem Spielberge anlangte. Die liebende Theilnahme, welche ihm ein christlich-frommer alter Aufseher bewies, übte den ersten wohlthätigen Einfluß auf ihn. Sein Herz wurde wieder weich; er konnte wieder beten. Bald wurde ihm ein reicherer Segen zu Theil. In dem an das seinige stoßenden Gefängniß befand sich der Graf Antonio Oroboni, ein junger Mann von 29 Jahren. Sie, die sich früher nicht gekannt, schlossen eine vertraute Freundschaft. Dem auf den Wegen des Herrn schon weiter fortgeschrittenen Oroboni gelang es, des Freundes müde Knie aufzurichten und seine lässigen Hände zu stärken. Des Verf. Zweifel am Glauben verschwanden, besonders weil er hier ein lebendiges Beispiel der Macht des Glaubens vor Augen sah. Oroboni macht uns einen sehr lieblichen Eindruck. Sein äußerer Mensch verweste, aber der innerliche wurde von Tage zu Tage erneuert. Fühlend, wie seine Kräfte mehr und mehr abnahmen, sprach er, nachdem die Todesgefahr, welche ein Krankheitsanfall brachte, vorüber war: „Wir wollen die kurze Zeit, welche uns auf's Neue gegönnt ist, benutzen, um uns gegenseitig durch die Religion zu stärken. Laß uns von Gott reden; wetteifern wir in der Liebe zu ihm. Denken wir daran, daß er die Gerechtigkeit und Weisheit, die Güte und Schönheit, daß er Alles ist, was wir immer mit Freude für das Beste halten. Ich sage Dir offen, daß der Tod nicht fern von mir ist, und werde Dir ewig dankbar seyn, wenn Du dazu beiträgst, mich in diesen letzten Tagen so andächtig zu

stimmen, wie ich es im ganzen Leben hätte seyn sollen." Als der Vers. ihn versicherte, daß er, der in Venedig mit einem Herzen voll Galle gebeichtet und mehr gesündigt habe, als wenn er das Sakrament verweigert hätte, jetzt aufrichtigen Herzens beichten und Allen verzeihen wolle, rief er aus: „Der Himmel segne Dich; Du gewährst mir großen Trost. Wir wollen beide, ja wir wollen beide unser Möglichstes thun, um ewig in der Seligkeit vereint zu bleiben, wie wir es jetzt in den Tagen des Jammers sind." Kurz vor dem Tode ergriff ihn noch der Schmerz um seinen achtzigjährigen Vater, so daß er weinte; bald aber ermannte er sich wieder. „Warum beweine ich den Glücklichsten meiner Lieben? Er steht am Abende, um sich mit mir im ewigen Frieden zu vereinen." Mit versöhntem Herzen entschlief er. Wahrlich, hier ist mehr, denn der Stoicismus gewähren kann!

Auch von anderen Seiten noch wurde dem Vers. mannichfache christliche Anregung zu Theil, und mit Schmerz müssen wir bekennen, daß ihm in wenigen Gefängnissen protestantischer Länder in dieser Beziehung ein so glückliches Loos gefallen seyn würde. Je mehr man vergessen hat, daß die Obrigkeit Dienerin Gottes ist zur Rache über die Übelthäter, desto weniger denkt man auch an ihre Bestimmung, Mithelfer seiner Gnade zu seyn Aus derselben Quelle, aus der die Fürsorge für den Leib, geht die Vernachlässigung der unsterblichen Seele hervor. — Auf Befehl des Kaisers wurden den Gefangenen alle weltlichen Bücher genommen, zugleich aber erhielten sie von ihm mehrere geistliche Bücher, wie den Thomas a Kempis, zum Geschenke. Unter den verschiedenen Priestern, welche nach und nach die Seelsorge im Gefängniß ausübten, bezeugt der Vers., nicht einen gefunden zu haben, „der sich zum Werkzeuge der Politik hergegeben hätte, nicht einen, der nicht das Verdienst großer Gelehrsamkeit mit offenbarem christlichen Glauben und tiefer Weisheit vereinigte." Die Frau des Ober-Intendanten, schon lange krank und sich allmählig abzehrend, sprach kurz vor ihrem Tode zu dem Vers., dem sie zarte Theilnahme bewiesen: „Bitten Sie für meine arme Seele, und die Kinder, die ich auf Erden hinterlasse." Desselben alte Mutter wurde ihm oft durch ihren christlichen Zuspruch zum Segen. Sie erinnerte ihn, daß wenn wir Gottes Urtheile durchschauen könnten, wir oft sehen würden, wie der Sieger mehr zu beklagen sey als der Besiegte, der Frohlockende mehr als der Betrübte, der Reiche mehr als der von Allem Entblößte; die Freundschaft, welche der Göttliche vornehmlich gegen die Unglücklichen bewiesen habe, sey etwas gar Großes, und des Kreuzes müßten wir uns rühmen, das von seinen Schultern getragen worden sey. Der greise Schließer hatte bei aller Strenge in der Erfüllung seiner Dienstpflicht ein Herz voll christlicher Liebe. Einst, nachdem er einen lebhaften Auftritt mit dem Vers. gehabt, „zog er das Schnupftuch aus der Tasche, trocknete sich die Augen, sah dann gen Himmel, und faltete die Hände zum Gebet. Ich that dasselbe, und vereinte mein stilles Gebet mit dem seinigen. Er fühlte, daß ich für ihn flehte, gleichwie er für mich betete." Ein andermal, als er bei einer Jammerscene zugegen war, rief er schluchzend aus:



„O mein Jesus, erbarme dich doch der jungen Männer und meiner und aller Unglücklichen; denn du warst ja auch so unglücklich auf Erden." Als der Vers. von gefährlicher, und wie es schien tödtlicher Krankheit ergriffen war, rief ihm ein Diener, der ihn liebevoll pflegte, so oft er ein wenig bei Sinnen war, zu: „Vertrauen Sie auf Gott; Gott allein ist gut!" und ermahnte ihn, die Sakramente zu verlangen. Bei solchen Umgebungen hatte der Vers. wohl Veranlassung, mit Jakob zu sprechen: „Gewißlich ist der Herr an diesem Orte, und ich wußte es nicht."

Schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes auf dem Spielberge wurde dem Vers. eine bedeutende Erleichterung seines Leidens dadurch zu Theil, daß ihm einer seiner vertrautesten Freunde, Maroncelli, zum Gefährten gegeben wurde. Am 1. August 1830 erhielten beide ihre Begnadigung. Der Vers. hatte die große Freude, alle die Seinen, seine hochbejahrten Eltern und seine Geschwister, mit Ausnahme der jüngsten Schwester, welche in's Kloster gegangen, und dort vor neun Monaten gestorben war, noch lebend zu finden. Er preist zum Schlusse die Vorsehung für die vergangenen Leiden und die Freuden der Gegenwart, für alles das Gute und für alles Böse, das ihm noch beschieden sey. Daß er den Gewinn, den das zehnjährige harte Leiden ihm gebracht, nicht etwa nachher wieder leichtsinnig vergeudet hat, sondern darauf bedacht gewesen ist, ihn zu erhalten und zu mehren, zeigt der schon erwähnte Brief.

## Nachrichten.

London, Mittwoch den 13. Mai 1835.

Gestern wurde die Jahresversammlung der religiösen Traktatgesellschaft gehalten. Sie entstand vor sechs und dreißig Jahren, hatte im ersten Jahre eine Einnahme von 400 Pf. St., und verbreitete 200,000 kleine religiöse Schriften. Nun aber in ihrem sechs und dreißigsten Jahre hat sie über 16 Millionen kleinerer und größerer Schriften in Umlauf gebracht, und ihre Einnahme im Laufe dieses Jahres (mit Einschluß des Erlöses von verkauften Traktaten) hat sich auf 56,370 Pf. belaufen, und in den sechs und dreißig Jahren zusammengenommen hat sie über 215 Millionen religiöser Schriften in etwa achtzig verschiedenen Sprachen zu verbreiten das Glück gehabt.

Schon um 6 Uhr des Morgens füllte sich der große Saal in Bishopsgatstreet Tavern mit Gliedern und Freunden der Gesellschaft aus London und seinen unmittelbaren Umgebungen, aus verschiedenen Gegenden Großbrittanniens, des übrigen Europas und Amerikas, die sich kaum Zeit ließen, ihr Frühstück zu genießen. Um halb 7 Uhr wurde nach einem kurzen Gebete der Jahresbericht in einem reichhaltigen Auszuge verlesen. Er fing mit China an, erwähnte ehrenvoll des durch einen seligen Tod schnell vollendeten Dr. Morrison, der sich durch Übersetzung der heiligen Schrift, der Liturgie der Englisch-Bischöflichen Kirche und so mancher kleinen religiösen Schriften, so wie durch die Abfassung eines Chinesischen Lexikons die ausgezeichnetsten Verdienste um die jetzigen und künftigen Bewohner Chinas erworben hat. Dr. Morrison starb den 1. August 1834 in Canton, nachdem er sieben und zwanzig Jahre dem Dienste der Chinesen gewidmet hatte. Im letzten Jahre seines segensreichen Lebens beförderte er vier große Folioblätter zum Drucke, deren jedes eine Anzahl von Gebeten, aus der heiligen Schrift zusam-

mengesetzt, enthielt. Von jedem dieser Blätter wurden 10,000 Exemplare abgedruckt. Ein bekehrter Chinese, Leangafa, der den Namen eines Chinesischen Evangelisten führt, verbreitete sie in der Nähe und Ferne unter Tausende, die sie mit Beifall aufnahmen. Zuletzt aber wurde er gefänglich eingezogen, und konnte nur mit Mühe wieder befreit werden.

Der unermüdete Deutsche Missionar Gützlaff schreibt in einem seiner Briefe, daß er gegen 100,000 größere und kleinere Schriften unter den Chinesen in Umlauf gebracht habe. Ein anderer Englischer Missionar schreibt: Die Ansprache an mich um Traktate ist lebhafter als je. Ich habe meine Mitarbeiter in Canton, Batavia und Singapore damit zu versehen. Zwanzigtausend Exemplare werden jetzt von mir begehrt. Ein Amerikanischer Missionar, Dr. Judson, hat in Verbindung mit seinen Gehülfen Tausende von Traktaten in der Sprache des Birmanischen Reiches in Umlauf gebracht. Mehrere Heiden sind dadurch zum Christenthum bekehrt worden. Ein Missionar in Ava bemerkt, daß er in den letzten zwanzig Tagen jeden Tag viele Besuche gehabt habe, und daß alle von der christlichen Religion mehr zu wissen begehren, und eben darum um Schriften anhalten.

Vom Brittischen Ostindien wird die merkwürdige Thatsache angeführt, daß die religiöse Traktatgesellschaft in London beinahe 1,000 Pf. aus dem Verkauf ihrer Schriften jährlich löse. Eine in Calcutta gestiftete Bücher- und Traktatengesellschaft hat überdies im letzten Jahre 91,184 Traktate und Bücher in Umlauf gebracht, und im funfzehnten Bericht der religiösen Traktatgesellschaft in Madras wird die ermunternde Thatsache angeführt, daß nicht weniger als fünf verschiedene Personen ihre Bekehrung der Verbreitung der von ihr gedruckten Schriften zugeschrieben haben. Die Bücher- und Traktatgesellschaft in Bombay berichtet, daß Hunderte von den verschiedensten Ständen und Kasten ein lebhaftes Verlangen an den Tag gelegt haben, ihre Traktate zu lesen.

Von Surat wird bezeugt, daß ein angesehener Hindostaner sich mit zweien seiner Kinder habe taufen lassen. Ein kleines Schriftchen, welches die Frage beantwortete: Wie wird es nach dem Tode gehen? — machte den ersten gesegneten Eindruck auf sein Herz.

Auf der Insel Ceylon sind von der Traktatgesellschaft in Columbo und Jaffea über 600,000 kleine Schriften verbreitet, und Mehrere sind dadurch von ihren Irrthümern überzeugt und zum christlichen Glauben hingeleitet worden.

Die Deutschen Missionare in Armenien, Persien und Georgien haben fünf und zwanzig Traktate in Armenischer Sprache zum Drucke vorbereitet, und auch in Persien durch solche kleine Schriftchen einen Eingang in manches Haus und Herz gefunden, den sie auf keine andere Art erlangt haben würden.

In Neu-Seeland, den Tonga-, Tahiti-, Harvey- und Sandwich-Inseln sind beinahe 200,000 Traktate in den verschiedenen Mundarten derselben in Umlauf gesetzt worden. Viele Bewohner dieser Inseln, die lesen gelernt haben, reisen zwanzig und mehr Englische Meilen weit zu Fuße, um sich auch nur ein einziges neues Schriftchen der Art zu verschaffen.

Aus Südafrika wird berichtet, daß mehrere zum Christenthum bekehrte Hottentotten auf ihren Handelsreisen auch Liederbücher und Traktate zum Kauf anbieten, und so viele willige Käufer finden, daß sie auch nicht ein unverkauftes Exemplar zurückbringen.



In St. Helena, auf der Insel Madagaskar, im ehemaligen Spanischen Amerika und in Westindien ist hie und da begierige Nachfrage danach. Ein Missionar der Brüdergemeinde auf einer der Westindischen Inseln schreibt: Kein Tag vergeht, an dem nicht unsere Stube von Knaben und Mädchen, ja auch von erwachsenen Negern besucht ist, die sich Traktate ausbitten.

Die Amerikanische Traktatgesellschaft hat im letzten Jahre ihren Vorrath mit sechs und vierzig neuen Schriften vermehrt, so daß sie nun 737 verschiedene Traktate zum Druck befördert hat. Mit Einschluß von mehr als drei Millionen Exemplare, die sie im letzten Jahre verbreitet, hat sie im Ganzen über 3,200,000 aus ihrem Lager versandt. Ihre Jahres-Einnahme belief sich auf 66,485 Thaler. Sie zählt 1,108 Hülfsvereine.

In Frankreich, Belgien, der Schweiz, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, dem Russischen Reiche und anderen Ländern des nördlichen und südlichen Europas geschieht jetzt nicht wenig für die Verbreitung reiner evangelischer Wahrheit durch kleinere und größere religiöse Schriften, die theils durch ganze Gesellschaften und Vereine, theils durch einzelne thätige Freunde des göttlichen Wortes zu Tausenden und Zehntausenden in Umlauf gebracht werden. In Petersburg geschah es mehr als einmal, daß ein Russischer General, Priester und Bauersmann in demselben Buchladen zusammentrafen, um sich solche kleine christliche Schriften anzuschaffen.

Nach der Vorlesung des Berichtes wurden sehr interessante Reden gehalten. Der erste Redner war ein achtungswürdiger Landgeistlicher der Englisch-Bischöflichen, der zweite ein Prediger einer dissentirenden Kirche, der kürzlich die Vereinigten Staaten Nordamerikas besucht hatte, der dritte war ein Amerikanischer Prediger von Neu-York, der vierte hatte viele Jahre als Missionar auf den Südsee-Inseln zugebracht, ein fünfter war ein Irländischer Prediger. Diese Verschiedenheit dieser und anderer Redner — die Mannichfaltigkeit ihrer Gaben, die Nachrichten, die sie von verschiedenen Theilen der Welt, zum Theil aus persönlicher Beobachtung mitzutheilen im Stande waren, die Herzlichkeit ihres Vortrags, und der Geist der Liebe und Eintracht, welcher die ganze Versammlung beseelte, hatten etwas besonders Anziehendes.

Ich war nicht im Stande, der am Donnerstag den 14. Mai gehaltenen Versammlung der großen Londoner Missionsgesellschaft, die im Jahre 1795 gestiftet wurde, und nun vierzig Jahre besteht, persönlich beizuwohnen, höre aber, daß sie des Regens unerachtet außerordentlich zahlreich besucht wurde, und einen sehr gesegneten Eindruck machte. — Gegen 800 Pf. sollen bei diesem Anlasse gesammelt worden seyn; aber so wie auf dem Acker der Welt, nach Christi ausdrücklicher Erklärung, Waizen und Unkraut mit und neben einander aufwachsen, so war auch hier das Gute mit Bösem untermischt. Ein Dieb schlich sich ein, und entwendete einen Beutel, darin ein Theil des gesammelten Geldes enthalten war, während daß die ganze Versammlung einen Lobgesang anstimmte.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 5. August. № 62.

## Mittheilungen eines Landpredigers.

### I.

Nach dem Willen des Herrn in das Pfarramt bei einer ländlichen Gemeinde gerufen, die — ach, vielleicht schon lange! — das traurige Bild eines Todtenfeldes bietet, wie es ja noch immer die große Mehrzahl der vaterländischen Gemeinden zeigt, kann Einf. leider nicht aus der Fülle reicher und freudiger Erfahrungen schöpfen. Vielleicht ganze Geschlechter hindurch hat kein geistiger Lebenshauch diese Gemeinde angeweht, keine geistliche Pflege das erstorbene Leben geweckt, oder das erwachende gestärkt. Wenigstens möchte ein so allgemeiner, tiefer Schlaf von einigen hundert, größtentheils doch der Kirche und der kirchlichen Lehre äußerlich zugethaner Seelen, die hier in einer Gemeinde verbunden sind, sich nicht wohl anders denken lassen. So aber erklärt sich mit dem Verfall alles geistlichen Lebens — wobei das unerweckte Herz die kirchliche Lehre noch immer bereitwillig annehmen, äußere Andachtsübungen, häusliche wie kirchliche, als Erbe einer entschwundenen Vergangenheit, noch immer bewahren kann — zugleich die gänzliche Auflösung des inneren Verhältnisses zu dem geistlichen Vorsteher. In der That konnten doch Jahre hingehen, ohne daß unter den zahlreichen Communikanten, oder von Kranken und Sterbenden auch nur ein einziger das Bedürfniß eines geistlichen Zuspruchs lebhaft kund gegeben hätte. Anfangs äußerte ich wohl mein Befremden, wenn vielleicht in einem benachbarten Hause ein Kranker hinstarb, ohne daß ich zuvor auch nur ein Wort davon erfahren hatte; bald aber hörte ich, daß man in solchen Fällen seit langer Zeit den Prediger zu beschweren nicht gewagt habe. Nun erklärte ich bei verschiedenen Gelegenheiten, was ich in dieser Hinsicht zu thun verbunden und auch zu thun herzlich bereit wäre, aber nun lernte ich auch, daß jener Grund, wenn auch nicht erdichtet, doch zugleich ein Vorwand war. Denn da man den Geistlichen völlig entbehren gelernt hatte, und weder geistliches Leben noch geistliches Bedürfniß vorhanden war, so ließ man mich völlig in Ruhe.

Besonders schmerzlich zeigt sich diese Entfremdung, nicht sowohl von dem Diener des Herrn, als von dem Herrn selbst, bei Gelegenheit der Anmeldung zur Communion und bei anderen Veranlassungen, die eine Einladung zu Jesu, dem Herrn und Heiland der Sünder, nahe legen. Bereitwillig geht man auf allgemeine Bemerkungen über Sünde und Schwachheit ein, bereit ist man, die allerbesten Bemühungen zu versprechen: so wie aber eine bestimmtere christliche Beziehung genommen, auf die Anerkennung individueller Sünde, auf bußfertige, gläubige Annahme des Evangeliums gedrungen wird, so ist es, als wenn der Feind seinen armen Gefangenen den süßen Trost, das Mittel des Heils nicht gönnte; ehe sie noch mit einigem Ernst angeredet, oder dringend ermahnt worden sind, scheinen sie zu fühlen, daß eine Lebensfrage zur Sprache kommen könnte, indem der alte Mensch, der noch so kräftig ist, erst sterben müßte, ehe sie auf einen redlichen Glauben sich einlassen dürften.

Doch auf dem allgemeinen Todtenfelde regt sich hie und da ein schlummerndes Gebein, gibt der Hoffnung des Erstehens Raum, und stärkt die Geduld des Hirten über die Heerde.

Folgendes Beispiel dürfte auch anderen Brüdern unter ähnlichen Umständen zur Ermunterung dienen, sonst aber doch zur Kenntniß des menschlichen Herzens einen Beitrag liefern.

Es war im ersten Jahre meiner geistlichen Amtsführung, als ich einen bejahrten alten Mann wahrnahm, der, mit einer ländlichen Arbeit auf meinem Pfarrhofe beschäftigt, sich in heftigem Fluchen erging, weil er eben bei seiner Arbeit auf ein augenblickliches Hinderniß stieß, oder vielleicht, weil er seit einigen Minuten dieser Gewohnheit nicht gefröhnt hatte. Ich schwieg damals, weil ich ihm unbemerkt geblieben war, sein Vergehen nur in Gegenwart seines Sohnes hätte rügen können, und zu einer solchen Rüge auch eine bessere Gelegenheit wünschenswerth schien.

Diese bot sich bald dar, indem der Alte, ein sehr fleißiger Communikant und Kirchengänger, sich durch seine Frau zur Communion mitanmelden ließ. Ich nahm die Meldung an, ersuchte aber, ohne eine besondere Absicht zu verrathen, die Frau, ihren Mann doch in den nächsten Tagen noch selbst zu mir kommen zu lassen. Ein argwöhnischer Blick, den die betretene Alte auf mich warf, schien indeß schon zu verrathen, daß ich wohl ohne näher motivirte Einladung noch nicht grade auf den Besuch des Mannes rechnen dürfte. Wirklich erschien er weder jetzt, noch auch, da der Tag der Communion sich näherte, auf eine wiederholte Einladung durch die Magd, noch auch auf die gemessenere Aufforderung durch den Küster. Jetzt war es klar, daß der mißtrauische Alte irgend eine Vorhaltung argwöhnte, und darum sich weigerte, zu dem Pfarrer zu kommen. War es nun zuvor mißlich gewesen, in das Haus des Mannes zu gehen, um ihn in schwer zu vermeidender Gegenwart seiner Angehörigen zum Besseren zu führen, so mußte dies jetzt völlig unmöglich erscheinen. Die Stunde der Communion war inzwischen auch nahe gekommen, und so blieb denn bei der kläglichen Ohnmacht unserer Kirche, zum Heil ihrer Glieder irgend eine disciplinarische Maaßregel zu nehmen, nichts übrig, als den trotzigen Alten nun ohne

weiteres, auf seine eigene Gefahr hin zum Mahl des Herrn zu lassen.

Wohl aber ließ ich ihn nach einigen Tagen nun mit der Warnung zu mir bescheiden, daß ich ihn im Weigerungsfall als einen Widersetzlichen zur Bestrafung anzeigen müsse. Jetzt war jeder Vorwand beseitigt, er erschien sogleich, aber zitternd vor Zorn und Aerger trat er in mein Zimmer. Ich drückte ihm nun freundlich meine Freude darüber aus, daß er mir wenigstens den Kummer erspart, gegen ihn klagbar werden zu müssen, aber auch mein Bedauern über seine bisherige Unbereitwilligkeit. Da unterbrach er mich mit wilder Hast: „Nun, Herr Prediger, und was habe ich denn gesollt, und was wollen Sie denn von mir?" Ich suchte ihm mit aller Ruhe und Sanftmuth deutlich zu machen, wie ich ihm in seinem jetzigen aufgeregten Zustande unmöglich sagen könne, was ich ihm ursprünglich als Freund und Seelsorger mittheilen gewollt, wie ich dies mir für eine andere Zeit vorbehalten, jetzt ihn aber nur bitten und ermahnen müsse, künftighin die dem geistlichen Vorsteher gebührende Achtung nicht zu vergessen u. s. f. Dies aber steigerte den Zorn des grauen Alten fast bis zur Wuth, und mit geballten Fäusten, die er mit Jünglingskraft erhob, rief er: „Wie, so soll ich nun also auch nicht einmal erfahren, wozu ich hieher habe kommen sollen?" Dies war nun der Augenblick, in dem ich als ein sündiger Mensch dem anderen gegenüber ohne die Hülfe des Herrn hätte fallen, oder die Sünde des Mannes noch höher steigern müssen. Aber der Herr half gnädig. Eine solche Begegnung des empörten Alten traf mich ganz unvorbereitet, aber mit einer Gelindigkeit, die aus meinem Herzen nicht entsprang, konnte ich ihm erwiedern, ob er sich wohl vorstellen könne, daß ein jüngerer, durch Leiden und Erfahrungen weniger erprobter Mann, wie ich, einem Greise mit grauem Haupt, wie ihm, der an den Thoren der Ewigkeit stehe, anders, als mit Liebe, und mit der dem Alter gebührenden Ehrfurcht begegnen würde. Diese wenigen Worte schon schienen den alten Knecht des Zornes und der Sünde von seinen glühenden Ketten für den Augenblick ziemlich zu lösen; als ich aber weiter sprach und der Funke des Zutrauens, und damit wohl auch der Reue über sich selbst in seinem Herzen weiteren Eingang fand: siehe da zersprang die harte Rinde desselben ganz; Thränen rollten über die zuckenden Wangen des über das göttliche Zeichen der Liebe, das ach nicht mein armes Herz gab, — erschrockenen Alten, und er rief aus: „Wie, oh, also wirklich, Herr Prediger; also hatten Sie mich alten Mann nicht ausschelten wollen, daß ich einige Mal in der strengen Winterskälte in der Kirche gefehlt habe?" Hierüber entschuldigte er sich nun weiter, und fügte dann hinzu, er habe hierüber Verwürfe erwartet, und weil er denn ein sehr heißes Blut habe (hiebei gestikulirte er nochmals sehr anschaulich mit der geschlossenen Faust dicht vor meinem Gesicht), so habe er deswegen nicht kommen mögen. Er wurde nun so offen und weich, daß ich zuletzt kein Bedenken trug, auf meine ursprüngliche Absicht zurückzugehen, und ihn auf die Sünde des Fluchens aufmerksam zu machen. Mit gerührter Aufmerksamkeit ließ er sich sagen, gestand



seine Sünde ein, und nahm die Ermahnung, das „Geheiliget werde dein Name!" künftighin mit Buße und Glauben zu beten, damit er durch den Herrn von seiner bösen Gewohnheit und der Macht des Satans erlöst, die im zweiten Gebot verkündete Strafe des Wahrhaftigen nicht zu fürchten habe, bereitwillig hin.

Rührend war es aber zu sehen, wie, als aller Grimm des trotzigen Alten bewältigt, als die Eisrinde seines harten Herzens zerschmolzen, und der böse Dämon des Mißtrauens gewichen war, er nun sanft und weich ward, wie ein Lamm, das bereit, für den Augenblick bereit war, sich führen zu lassen wohin man wollte. Mit vielen Thränen gestand er seine Unwürdigkeit und Schwachheit überhaupt ein, und schied endlich mit der dringenden und herzlichen Bitte, daß ich ihn forthin öfter besuchen möchte.

Ist es mir nun zwar bisher leider nicht gelungen, den offenbar in das Herz des Alten gefallenen göttlichen Funken des neuen Lebens zur lebendigen Entwickelung zu bringen — gelänge es doch noch, und dürfte ich bis dahin keine Schuld tragen, das von dem Herrn Gepflanzte nicht treu gepflegt zu haben! — so ergibt sich doch Folgendes hieraus:

1. Auch unter der harten Schale eines in Sünden verhärteten Herzens ruht noch die Empfänglichkeit für das Leben aus Gott. Selbst der Widerschein der göttlichen Liebe aus dem Herzen eines Gläubigen kann jene durchbrechen, und den göttlichen Funken wecken.

2. Wir dürfen also die Hoffnung für die Bekehrung eines Verlorenen auch unter den ungünstigsten Umständen nicht aufgeben; so nur die Gnade unsere Einwirkung leitet und begleitet. O daß wir nimmer müde würden, wir, die wir aus Gnaden selig geworden sind, für das Heil der noch Verlorenen zu hoffen, zu bitten, zu arbeiten!

3. Ein geringes Maaß der Sanftmuth und Liebe, welches der Herr dem gläubigen Arbeiter in seinem Weinberge mittheilt, ist mächtig genug, ein ganzes Meer von Trotz und Grimm zu besänftigen, das der Fürst dieser Welt in dem Sklavenherzen eines Unwiedergeborenen mit wilden Stürmen aufregt. „Der in uns, ist größer, als der in der Welt!" „Ein Senfkorn Glaube versetzt Berge." „Der Glaube (welcher Liebe, Demuth, Sanftmuth wirket) ist der Sieg, der die Welt überwindet!"

4. Der natürliche Mensch, auch der roh in groben Sünden lebende, ist immer geneigt, seine Sünde nur in Nebendingen zu suchen, worüber dann das schlafende Gewissen sich leicht durch einige todte Werke beruhiget und selbst versöhnt. Dennoch aber möchte er selbst in Hinsicht jener jeder Erinnerung um jeden Preis entgehen, und sucht mit Augen voll Mißtrauen jeder Gelegenheit vorzubeugen, bei welcher seine Sünden speciell bezeichnet werden könnten. Weil er seinen Schaden noch lieb hat, so ist ihm jede Andeutung auf dessen Heilung eben so unbequem und verhaßt, als dem Wiedergeborenen, der gern in der Heiligung wachsen, und die Lehre seines Heilandes zieren möchte in allen Stücken, jede liebreiche Ansprache theuer und werth ist, sollte sie auch den Schmerz der Buße mit aller Bitterkeit zur Folge haben.

## II.

Bei einem kirchlichen Zustand, welcher ein durchgreifendes Wirken und specielle Seelsorge und Auffassung so sehr erschwert, und grade bei gesunkenen Gemeinden, die dessen am meisten bedürften, aus Ermangelung jedes disciplinarischen Nachdrucks beinahe unmöglich macht, muß jede sich bietende Gelegenheit, die schlafenden Gewissen zu wecken, und dem Herrn und ihrem Heil Seelen zu gewinnen, doppelt wahrgenommen werden.

Als eine solche Gelegenheit scheint sich auch die in unserem Staate gesetzlich festgestellte Gedächtnißfeier der Verstorbenen oftmals zu bieten, und der Eins. erlaubt sich, auf dieselbe in dieser Hinsicht aufmerksam zu machen. Ich will nicht auf die besondere Stimmung hinweisen, welche eine, durch Gesang und Predigt angemessen geleitete, Erinnerung an die Verstorbenen eines ganzen Kirchenjahrs anregt, auf die allgemeine Gelegenheit, die sich damit bietet, in somit gerührte, empfänglicher gestimmte Herzen den Samen des göttlichen Wortes zu streuen, wie dies jeder aufmerksame Arbeiter in dem Weinberge des Herrn leicht wahrnimmt und benutzt. Sondern die mit jener allgemeinen Gelegenheit wohl mehr oder weniger immer verbundene specielle: auf den Wandel der letzt Verstorbenen und ihr Ende, theils im Ganzen, theils und so viel möglich auch individualisirend, einzugehen — wollte ich hiemit bezeichnen. Hiedurch werden nämlich nicht allein die nächsten Angehörigen und Leidtragenden auf eine freiere, bestimmtere, und doch bei Glimpf und Schimpf unanstößigere Weise erweklich angesprochen werden können, als am Begräbnißtage selbst, sondern es kann durch dergleichen specielle Andeutungen und Beziehungen auch das Herz der nicht unmittelbar Betheiligten leicht auf tiefere Weise ergriffen werden; sey es durch die angeregte Ahnung der Seligkeit, zu welcher ein entschlafenes Glied der Gemeinde vorangegangen zu seyn scheint, und nach welcher so eine geheime Sehnsucht lebendig wird, oder auch durch die traurige Ungewißheit über Andere, deren Leben und Ende zu keinen bestimmten Hoffnungen für sie berechtigt, oder gar durch die, in sehr vielen Fällen doch sehr nahe liegende Ahnung der Verdammniß solcher, die ein offenkundig unbußfertiges Leben mit einem glaubenslosen Ende beschlossen. Sehr nahe liegt es immer auch dem leichtfertigeren, roheren Menschen, sich hier, wo es sich nicht bloß um allgemeine Betrachtungen handelt, sondern wo bestimmte, in dem Kreise des nächsten Jahres und des Gemeindelebens sich bewegende Verhältnisse zur Sprache kommen, dieselben zu einer lebhaften Anschauung zu bringen, sie auch wohl, mit Furcht oder mit Hoffnung, auf sich selbst zu beziehen, und so auf die wichtigste Frage zu kommen: Was muß ich thun, daß ich selig werde?

Freilich wird hiebei der Geistliche mit vieler Demuth und Weisheit verfahren müssen, damit der Mensch, auch an heiliger Stätte, nicht richte, da das Gericht Gottes ist; damit er vielweniger dem richtenden Vorwitz Anderer Gelegenheit gebe; damit er nicht durch unzeitige oder unpassende Beziehungen auf Todte sich die Herzen der Lebenden entfremde; aber daß alle diese Folgen im Allgemeinen wohl zu vermeiden, und die Beziehungen dessenungeachtet speciell zu nehmen sind, um zu dem gedachten Zweck dienen, und erweklich wirken zu können, ist mir nicht zweifelhaft.



Folgende Andeutungen mögen dies noch klarer machen.

Der Eins. steht einer Landgemeinde von etwa 400 Seelen vor, davon der größere Theil sich äußerlich zu Kirche und Gottesdienst ordentlich hält, so daß die Gemeinde jährlich 600 — 700 Communikanten zählt. Unter den neun im letzten Kirchenjahr Verstorbenen (darunter vier Kinder waren) befand sich eine Frau, die sich 3½ Jahr gar nicht zur Communion, vielleicht auch nicht zur Kirche eingefunden hatte.*) Ich predigte nun am Gedächtnißtage über Röm. 14, 7—9.: „Unser keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber" u. s. So pries ich im Eingang die Seligkeit des Christen, der dies von sich, des Geistlichen, der es von seiner Gemeinde mit Wahrheit bezeugen könne; regte dann die Frage an, wie sich dagegen die Wirklichkeit im Ganzen und Einzelnen der Gemeinde und überhaupt verhalten möge, bezog jene Frage dann näher auf die Millionen der im letzten Kirchenjahr Verstorbenen, und ging nun, mit einer feierlichen Schilderung der Sterblichkeit unseres Geschlechts im Allgemeinen, auf die besonderen Verhältnisse der Gemeinde so über. „Zwar hat unsere Gemeinde in dem verlaufenen Kirchenjahr weniger Todte zu beweinen gehabt. Noch nicht ein Drittel so viel, als im vorhergegangenen Kirchenjahre, haben wir in demselben von uns scheiden sehen. Nur fünf Erwachsene hat uns der Tod entrissen, und außerdem vier zarte Kinderblumen abgepflückt. Unter jenen kann man von einigen rühmen, daß sie die Predigt und Gottes Wort nicht verachtet, gern gehört und gelernt haben. Gott, vor dessen Thron sie stehen, weiß, wie viel Frucht der

*) Jenes ersah ich aus einem alphabetischen Verzeichniß aller Communionsfähigen, welches ich vor einigen Jahren angelegt, und seitdem mit großem Nutzen und leichter Mühe gebraucht habe. Jeder sich zur Communion Anmeldende erhält bei seinem Namen ein Zeichen, welches Jahr und Monat der Communion bezeichnet, und so kann von Zeit zu Zeit mit einem Blick übersehen werden, welches die säumigen Communikanten in der Gemeinde sind. Bei einem Hausbesuch oder einer anderen passenden Gelegenheit werden nun die Säumigen erinnert, wobei der Geistliche wieder mindestens selbst über die Verhinderungsgründe und den sonstigen Herzenszustand mancher Gemeindeglieder belehrt wird, aber auch wohl zu einer ganz speciellen Seelsorge Gelegenheit findet. Dergleichen Verzeichnisse sind nun in Land- und kleineren Stadtgemeinden überall mit leichter Mühe anzulegen, und diese sollte daher auch kein Arbeiter im Weinberge des Herrn scheuen. Die einzige Schwierigkeit könnte die selbst in Landgemeinden hie und da eingerissene Unordnung bieten, nach welcher die Communikanten ohne alle Anmeldung in der Beichtversammlung erscheinen, welche Unordnung da überall eine wahrhaft chaotische Gestalt des Kirchenwesens bekundet, wo auf die Beichte sogleich Predigt und Communion folgt. Sollten nicht alle Geistliche, die bisher einem solchen Unwesen unterlagen, welches auch den Schatten und Schein einer geordneten Verwaltung der Sakramente verläugnet, um ihres Gewissens willen Alles auf gesetzlichem Wege versuchen, um die Behörden zur Abstellung desselben zu bewegen?

Buße und Besserung es in ihrem Herzen für die ewige Erndte getragen hat. Dagegen ist unter diesen Wenigen doch eine Seele, welche, so viel ich weiß, in den 3½ Jahren meiner Arbeit in dieser Gemeinde auch nicht einmal den Tisch des Herrn, vielleicht kaum einmal sein Haus gesucht hat. Ach, wird sie stehen können vor dem Angesicht dessen, der nur Zorn und Rachestammen hat für die, so seine Gnade nicht suchen? — — Doch, m. Th., so nahe diese Frage liegt beim Gedächtniß unserer Todten, beim Andenken an eine Seele, die bisher mit uns in dieser Gnadenzeit verbunden war, welche die göttlichen Gnadenmittel so beklagenswerther Weise vernachlässigt hat — wichtiger ist für uns, daß wir im Angedenken der Todten uns selbst mahnen lassen, nicht uns, sondern dem Herrn" — u. s., worauf ich nun zu Thema und Predigt überging. —

Hiemit glaubt der Eins. seinen Gedanken hinlänglich verdeutlicht zu haben. Daß derselbe überall, und namentlich auch in größeren Gemeinden, die mannichfachere Erfahrungen hergeben, auf eine sehr erweckliche, großartige und ergreifende Weise verwirklicht werden könne, scheint ihm unzweifelhaft.

## Nachrichten.

(Neu-York.) In allen volkreichen Städten hat sich ein großer Theil der Bewohner selbst von den christlichen Gnadenmitteln excommunicirt. Dies geschieht um so leichter, wo, wie in Amerika, nicht die ganze Einwohnerschaft zu den Gemeinden gezählt wird, sondern die Gläubigen die Gemeinde und die Angeregten deren Anhang bilden, die Gleichgültigen und Gottlosen aber völlig draußen stehen. Die Unternehmung, den geistlich Verwahrlosten die Gnadenmittel nahe zu bringen, ist ein sprechender Beweis für das Christenthum von Neu-York und verdient von Seiten der Christen in unseren großen Städte alle Nacheiferung.

Nach der genauesten Schätzung hat sich ergeben, daß die ganze protestantische Bevölkerung von Neu-York, welche den öffentlichen Gottesdienst mehr oder minder regelmäßig besucht, 130,000 Seelen nicht übersteigt. So viel kommen heraus, wenn man auf jedes Bethaus 1,000 Seelen rechnet. Katholiken und Juden mögen etwa 40,000 vorhanden seyn. Die Durchschnittzahl der Seelente, welche jährlich den Hafen besuchen, soll 20,000 seyn. Im Jahre 1833 landeten zu Neu-York allein 40,000 Auswanderer. Überdies sind immer viele Besucher und Reisende daselbst, die keinen Antheil am christlichen Unterrichte nehmen. Die ganze Einwohnerschaft beläuft sich auf 240,000 Seelen, und kaum werden es weniger als 100,000 seyn, von allen Bekenntnissen, welche von den Anerbietungen des Heiles durch die gewöhnlichen Gnadenmittel nicht erreicht werden. Christliche Männer und Frauen haben diesen Zustand der Stadt in's Auge gefaßt, und in Verbindung mit Traktatvertheilung schon viel ausgerichtet. Aus den Jahresberichten des Traktatvereines geht hervor, daß während der beiden letzten Jahre nicht weniger als 381 Seelen zur Annahme der Gnade in Christo bewogen worden sind; 2,633 Kinder und Erwachsene wurden in Sonntagsschulen, Spielschulen und Bibelklassen gesammelt; 1,145 Familien, die keine Bibel hatten, damit versorgt; wenigstens 2,000 Unterschriften für die Mäßigkeitsgesellschaft gewonnen; einige Personen hatten den Handel mit geistigen Getränken aufgegeben und einige Trunkenbolde sich bekehrt; Rückfällige wurden zurückgerufen und Christen zur Thätigkeit für die Sache des Herrn angeregt; Hausaltäre errichtet und in einigen Bezirken monatliche oder wöchentliche Betstunden einen großen Theil des Jahres hindurch gehalten; viele Arme und Kranke mit den nöthigsten Bedürfnissen versehen, während sie mit dem Himmelsbrodt zugleich genährt wurden; Viele zum Kirchenbesuche veranlaßt, welche die Kirche seit Jahren verlassen hatten; und Fremdlinge, die den Gottesdienst vernachlässigten, weil sie nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, zum Hause Gottes geladen, wurden regelmäßige Zuhörer und in manchen Fällen bekehrt. Gottlosigkeit wurde mit Erfolg gerügt, Laster beschämt, die Tugend erhoben. Die persönliche Bemühung um die Seelen der Brüder zeigte sich als das große Mittel, den Fürsten der Finsterniß in dieser Stadt zu überwinden.

Während der Ausrichtung dieser Liebeswerke erwarb man sich viele Erfahrungen für fortgesetzte kräftigere Wirksamkeit. Hauptsächlich erkannte man als nothwendig die Concentrirung der Bestrebungen. Man verwandte alle Mühe hauptsächlich auf diejenigen Volksklassen und Personen, wo man sich den leichtesten Erfolg versprechen konnte. Während man Niemanden ausschloß, zu welchem ein leichter Zugang gewonnen werden konnte, so sah man doch vorzugsweise auf die Verwahrlosten, Vernachlässigten, Umkommenden, nach dem Worte des Herrn: Geht hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune und nöthiget sie hereinzukommen! Der Ausschuß des Stadt-Traktatvereins hat den Beschluß gefaßt, einen treuen Prediger, dessen Zeit und Kraft diesem Geschäft allein gewidmet, und welchem die oberste Aufsicht über die Gesammtthätigkeit gegeben ist, in seinen Dienst zu nehmen. Durch öffentliche Vorträge von der Kanzel und andere geeignete Mittel, soll er in den Christen das Gefühl der Wichtigkeit des Gegenstandes und ihrer persönlichen Verpflichtung zu wecken suchen. Außerdem fand man für jeden Bezirk einen Beamten erforderlich, der alle seine Zeit diesem Geschäfte widme. In einem Bezirk hatte man die Wirksamkeit dieser Maaßregel schon kennen gelernt; dort waren binnen zwölf Monaten sechs und achtzig Bekehrungen vorgefallen, fast so viel als in allen anderen Bezirken zusammen. Dieser Agent kann als Armenprediger seines Viertels betrachtet werden. Er schreibt den Erfolg nach dem göttlichen Segen vorzüglich den Ursachen zu — dem persönlichen Umgang mit den christlichen Arbeitern, um sie in der Treue zu stärken, den Betversammlungen und häufigen Besuchen der Angeregten. Eine sorgfältige Erfüllung dieser Pflichten fordert ihren Mann ungetheilt.

(Schluß folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 8. August. № 63.

## Über die Rehabilitation des Fleisches.

### Erster Artikel.

Die St. Simonisten sind verschollen. Man hat ihre Dogmatik verlacht, weil das Capitel von der Gütergemeinschaft darin enthalten war. Dieses Dogma wollte der Welt in der gegenwärtigen Glanzperiode des bürgerlichen Besitzes und Erwerbes, in welcher Jeder das Seine sucht, nicht einleuchten. Erst in einer wilden, verzweifelten Zeit, und im Gefolge anderer Simonistischen Dogmen, könnte das genannte Dogma sich verbreiten. Aber für ein anderes Simonistisches Dogma war diese Zeit gereifter, empfänglicher; nämlich für die Lehre von der Rehabilitation des Fleisches. Dieser antichristliche Funke ist aus der Schule St. Simons übergesprungen in die Welt, und hat gezündet, zuerst in Harri Heine, dann durch ihn auf den Höhen des jungen Deutschlands, in den Köpfen einiger Wortführer der funkelnden, neuen, Deutschen Weltlitteratur.

Es ließ sich erwarten, daß der Funke dieses neuen Wahns zuerst bei Heine einschlagen würde. Er war so ganz dafür zugerüstet. Sein eigenes Fleisch hatte er schon längst wieder rehabilitirt. Schon längst war ihm die Fleischeslust nach dem Zeugniß seiner Schriften zur Maxime geworden; so bedurfte es also keiner großen Sinneseänderung bei ihm, bis ihm die Maxime zum Dogma wurde. Denn zuerst kommt die unbewußte Lust, das Fleisch über den Geist zu erheben; dann kommt die Praxis, dann die Maxime, dann das Dogma. Es ist die letzte Instanz des Bösen, daß sich der Satan verkleidet in den Engel des Lichts, oder daß der Materialismus, der sich in Voltaire gegen die Religion empörte, in Heine anfängt, sich als Religion zu gebärden. Wenn die Gottlosigkeit in der Truggestalt der Göttlichkeit sich ausgebot hat als Lüge, als Antichristenthum, dann kommt das Weltende, dann kommt der Herr mit Feuerflammen zur Rache über die Übelthäter. Doch wir sprachen von Heine, wie er nämlich so geeignet gewesen sey, den Simonistischen Wahn von der Wiedereinsetzung des Fleisches in sich aufzunehmen. Auch das qualificirte ihn besonders, daß er in den Wegen der Heuchelei so ganz bewandert ist, daß er die großen Worte des Gefühls, der Andacht, der Liebe und Ehrfurcht mächtig zu handhaben, zu wenden und zu drehen weiß, so daß sie in schillernden Übergängen vom Licht zur Finsterniß durch alle Farben spielen und bald Gebet, bald Extase, bald Humor, bald Spott zu seyn scheinen, bis sie zuletzt in teuflische Lästerung, oder in schmutzigen Spaß oder gar in läppischen Aberwitz auslaufen. Schon in seinen älteren litterarischen Produkten gibt er sich so. Erst reißt er eine Tanne aus Norwegs hohen Wäldern, und taucht sie in den glühenden Ätna, und schreibt den Namen seiner Geliebten mit Flammenschrift an das Himmelszelt gleich einem romantischen, schöngeistigen Halbgott, dann schreibt er ihren Namen auf's Butterbrodt, und frißt es hinunter gleich einem aberwitzigen hungrigen Wanderjuden. Er dichtet ein hohes — freilich auch hohles — Lied auf das Sonnenherz Christi, und macht dann eine Fratze daraus, indem er den armen Mystiker verhöhnt, daß er so nicht dichten könne. Er nennt sich einen Ritter vom heiligen Geist in einem lustigen Liede, das er einem Mädchen gewidmet hat, und nennt sich also wahrscheinlich im demagogischen Bewußtseyn, und vielleicht schon in der Ahnung, daß er auf dem Wege sey, ein Ritter des Simonistischen Fleisches zu werden. Kurz, Heine hat so viel Frommes von sich gegeben, ist in solchem Maaße Frömmler gewesen, daß das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Litteratur ihm den Schimpf anthut, von ihm zu sagen: er hat ein reines, stilles, frommes Gemüth. Auf dieses Compliment möchte jedoch Heine wohl eine ähnliche Bemerkung zu machen haben, wie der alte Talleyrand den Lobspruch einer Engländerin beantwortet haben soll. Diese sagte ihm, man fände allgemein, daß er ein treues, biederes Aussehn habe. Talleyrand entgegnete: Dieses Aussehn hat mir vielleicht die Seekrankheit gegeben. Heine fährt auf den hohen Wogen der vielbewegten Zeit, die geistige Seekrankheit kann ihm wider Willen mitunter ein frommes Gesicht gegeben haben. Sehr viel dieses Ausdrucks ist ja auch nicht nöthig, so scheint er dennoch Ernst genug zu haben, um auch von theologischen Männern als eine hohe Auctorität in wissenschaftlichen Streitfragen citirt zu werden, wie dies zum Beispiel von Dr. Nöhr geschehen ist. Viel Frommes bedarf Heine nicht, um das Fleisch zu rehabilitiren, nur die alte Richtung seines Lebens fortan durch einen zauberischen Heiligenschein zu verklären, um zu singen: „Gott ist in unsern Lüsten" — und vor den Lenden einer mediceischen Venus in Andacht zu versinken.

Man darf sich ebenfalls darüber nicht verwundern, daß Heine's Wort von der Rehabilitation des Fleisches Feuer fängt in dem jetzigen Geschlecht, auch in Deutschland. Wie überhaupt der St. Simonismus, so wird insbesondere die Lehre desselben von der Seligkeit des Diesseits, von der Alleinseligkeit des Diesseits, und so auch im Besondersten die Idee von der Verherrlichung des Fleisches durch gewisse Sätze der gegenwärtig dominirenden Philosophie begünstigt. Der Spruch des Herrn: Ihr habt das ewige Leben, wird von dieser Philosophie so accentuirt, daß er ungefähr den Sinn geben muß: Ihr werdet das ewige Leben — jenseits — nicht haben. Doch hat ein ehrwürdiger Schüler Hegel's den Ausdruck der Schule über die jenseitige Zukunft meisterhaft verbessert. Auch ist das System durch einen gewissen sittlichen Ernst von frivolen Lehren eines schlechten Pan-

theismus unterschieden. Aber wenn auch der Sinn und die Richtung dieser Schule mehr oder weniger verschieden ist von dem, was die Simonistischen Weltkinder wollen, so ist doch die Betonung des Diesseitigen hier und dort dieselbe. Und was die Philosophen lehren, das versteht die Welt überhaupt am liebsten vermittelst der Sympathie, durch den Anklang. Sie nimmt die Klänge herüber, und deutet sie auf ihre Weise. Oder sie hat schon vielmehr gleichzeitig den Klang, während der Philosoph seiner Zeit das Wort spricht. In ihr hat sich der Weltgedanke, der sich in der Philosophie entwickelt hat bis zum Begriff, mitentwickelt bis zum Traum, zur Ahnung; sie ist mit herangewachsen zum Verständniß und noch mehr zum Mißverständniß eines solchen Gedankens. Die Zeitgenossen haben eine Stimmung für die Stimmen der Zeitführer. Und in die Stimmung einer Zeit dringt nicht bloß das rechte Wort hinein, das ihr zu ihrer Reformation von Gott bestimmt ist, sondern auch die Karrikatur des rechten Wortes, das der wahren Zeitparole so ähnlich lautet, wie das Wort Götze dem Worte Gott, und von Tausenden für die wahre Parole genommen wird. Das machte den Bauernkrieg in der Reformationszeit. Und insofern, als die gegenwärtige Zeit den Beruf hat, zu dem christlichen Begriff und Genuß der Gegenwart zu kommen, zur Verklärung der Erscheinung, zur Veredlung der Sinnlichkeit, zur Heiligung der Welt, der Kunst, der Industrie, des bürgerlichen Lebens, kann man wohl sagen: St. Simon ist der Thomas Münzer, Heine ist der Knipperdolling unserer Tage, und Börne, dem auch seine erste Taufe leid ist, gebährdet sich wenigstens eben so fürchterlich und radikal, wie das Haupt der Wiedertäufer in Münster wüthete, wo man auch schon weiland vermittelst der Gütergemeinschaft und Vielweiberei das Fleisch rehabilitirt hatte. Die Gegenwart ist reif für solche Ideen reinen Sinnes, wie sie, nußförmig und zum Argen verdreht, ihr jetzt verkündigt werden. Darum findet Heine so vielen Anklang, auch in Deutschland.

Dazu kommt die äußerliche, sinnliche Richtung, welche zugleich in der gebildeten Welt immer mehr zuvimmt. Wir leben in einer schönen Segenszeit, in einer herrlichen Friedenszeit, wofür man Gott Danksagung und Lob opfern sollte in großen Kreisen. Aber man nimmt den hohen Segen meist gedankenlos mit sinnlichem Behagen hin. Die Genußsucht, der Zerstreuungstrieb, der Weltsinn und fleischliches Sinnen und Beginnen nimmt reißend überhand. Bei alle dem aber will man noch nicht gemein werden, soudern hoch bleiben. Man will schlafen und zugleich denken, Kartenspielen und zugleich philosophiren, ausschweifen und zugleich religiös seyn. Man will tiefsinnig und tiefsinnlich zugleich seyn, oder fluchen und beten in einem Athemzuge, wie denn diese letztere Combination: fluchen und beten durcheinander, eine stehende Redensart der jungen Weltsöhne ist, auch in der Madonna von Theodor Mundt. Darum findet Heine, der nun als Apostel der St. Simonistischen Lehre von der Wiedereinsetzung des Fleisches, bereits die dritte Religion hat, und insofern die vierte, als er den Weltgedanken St. Simons für seinen eigenen Harri-Heineschen Weltgedanken ausgibt — er findet



jetzt eine Gemeinde von rehabilitirtem Fleisch, oder auch von jungen Weltkindern in Deutschland, wie er sonst immer schon seine Verehrer und verehrende Leserinnen in Deutschland hatte.

Wir können aber nicht umhin, daranf zurückzukommen, daß die Lehre von der Rehabilitation des Fleisches als ein Simonistisches Dogma zu betrachten sey. Im St. Simonismus überhaupt liegen alle die einzelnen Irrlehren zusammen, welche eine Macht haben über die Kinder dieser Zeit, weil sie kräftige Lügen sind. Kräftige Lügen, die einen solchen hinreißenden Zauber haben, daß nur unter der Bewahrung des heiligen Geistes selbst die Auserwählten ihnen widerstehen können, das sind Irrlehren, die mit Macht wirken können, weil sie erstlich den Schein der Wahrheit haben, weil sie zweitens den Sympathieen ihrer Zeit entsprechen, weil sie drittens durch ihren Zusammenhang einander verstärken, und zu einer poetisch-gewaltigen Anschauung ineinander verfließen, und weil sie viertens sich thatkräftiger, geistreicher Weltkinder, verwegener Organe bemächtigen, um durch diese, durch diese Wolken von Windwirbel umgetrieben, durch diese zerstörenden Wind- und Wasserhosen — s. 2 Petr. 2. — welche reden stolze Worte, da nichts hinter ist, und Anderen Freiheit verheißen, da sie selbst Knechte des Verderbens sind, um durch diese geistreichen, begeisterten Bileamiten und Söhne Bosors erst über das Volk des Herrn, die Christenheit, geflügelte Segensworte und Lobsprüche auszurufen, und dann hinterher Tausende dieses Volkes zur Unzucht zu verführen und in's Verderben zu stürzen. Diese Merkmale der kräftigen Lüge hat der St. Simonismus besonders in seinem Grundprincip, nämlich in dem gemeinen, praktischen Pantheismus, den er verkündigt. „Alles ist Gott, Alles ist göttlich." Wie das anklingt in unserer Zeit, wie das auch in seinen entwickelten, einzelnen Lehren mehr oder weniger anklingt, wie es im Scheine der Wahrheit schimmert, die Ahnungen der Zeit bewegt, den Erwartungen der Kirche christlich zu entsprechen scheint, und antichristlich widerspricht: das Alles kann hier im Einzelnen nicht ausführlich gezeigt werden. Nennen wir nur eins, die Industrie. Die Industrie ist nach dem St. Simonismus ein Leben und Treiben im Göttlichen, ein Gottesdienst zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Diese Lehre hat den Schein der Wahrheit, denn das Geschaffene ist von Gott, und der Beruf des Menschen zu Schaffen in dem Geschaffenen ist auch von Gott, seine Kraft, sein Kunstsinn, seine Erfindung und seine Leistung ist Gottes Segen, und jedes Geschäft des Menschen soll Gottesdienst werden, indem er es thut im Gehorsam, mit feierndem Gemüth, in Menschenliebe zum Besten der Gesellschaft, und genau besehen im Dienste des Reiches Gottes, dem auch die Kultur und der Wohlstand dienend untergeordnet ist. So lehrt Christus wirken, so hat er seine Fischer als Auserwählte — Adliche nach dem Geiste — behandelt, so gebietet Paulus: Alles, was ihr thut, das thut zu Gottes Ehre, und so verfloß den ersten Christen Feiertag und Werkeltag, Gebet und Arbeit, so wie Abendmahl und Liebesmahl oder Festgelag auf der Höhe ihres heiligen Geisteslebens in Eins. In der apostolischen Gemeinde war die Arbeit wahrhaft Gottesdienst, und in der Vollendung des Reiches Gottes auf Erden

wird sie ebenfalls Feier seyn. Die Kultur wird Kultus werden. Das aber wird sie alsdann, wenn sie ganz durch Gebet geheiligt und durch Herzensruhe zur Feier gemacht und rein aufgegangen ist im Zwecke der Gottes- und Menschenliebe. Das will der St. Simonismus nicht, er hat nur den Schein dieser Wahrheit, weil er die heiligende Kraft des Gebetes, die Herzensfeier aus der Wiedergeburt, das Reich Christi, und die Zwecke Christi, dem auch dieses Weltgebiet dienstbar werden soll, nicht anerkennt, weil er im Gegentheil antichristlich den Früchten des Geistes Gottes die Früchte vom buntbebänderten Baume der Industrie entgegensetzt, und der Welt ihre Beseligung verheißt in dem was sie wirken, oder durch ihre Maschinen bewirken wird. Aber auch dieser Schein der Wahrheit spricht die Sympathieen der Zeit mächtig an. Die Industrie mit ihren großen Hebeln, mit ihren Eisenbahnen und Dampfmaschinen ist die Liebe, das Gespräch, der Traum und das Werk dieser Zeit. Sie wird von der Zeit bewundert als eine hohe Zauberin, die auf Eisenbahnen sausend durch die Länder fliegt, die am Ruder der Dampfschiffe feiernd schwebt, und Lords und Ladys, und alle Gentlemen und das ganze gentile, geistreiche Geschlecht feenhaft versetzt in das neue romantische Land und Leben. So ist sie eine holde, lichte Zauberin, warum denn nicht eine Göttin? Sie ist die Poesie dieser Zeit, wie beinahe denn ihre Religion! Neulich wurde eine Eisenbahn in Belgien eingeweiht, und dabei eine feierliche Rede gehalten; die religiösen Anklänge dieses Sinnes waren wohl aus ihr herauszufühlen. So hängt aber das Dogma von der Industrie mit allen Dogmen von der diesseitigen, himmlischen Lebensherrlichkeit zusammen, und hat dadurch seine dritte Macht. Seine vierte hat es in dem Genie St. Simons und seiner Schüler, und wird sie wohl außer der Schule noch finden. Für diese Parthie der neuen Religion wird Heine weniger thun, denn im Grunde bleibt Arbeit doch immer Arbeit; er hat die Verbreitung der Lehre von der Rehabilitation des Fleisches auf sich genommen.

Die Wiedereinsetzer des Fleisches klagen das Christenthum an, es habe dem Fleische Unrecht gethan, habe das Fleisch in seinen Rechten gekränkt. Die sinnliche Natur, behaupten sie, sey überhaupt in ihrer Ehre, ihren Rechten und Bedürfnissen durch das Christenthum unterdrückt worden, namentlich sey der Genuß der sinnlichen Liebe behaftet worden mit unwürdiger Schmach. Diese Anklage wäre nicht ganz ungegründet, wenn sie an sich gehörig klar gestellt, bedingt und erleuchtet, nur gegen Mißbildungen des christlichen Lebens erhoben würde, oder wenn das Mönchsthum, oder auch die christliche Askese überhaupt, wie sie geschichtlich oft geübt worden, eins und dasselbe wäre mit dem Christenthum selber in seinen reinen Quellen, Principien, Wirkungen und Bildungen. So wie weiland Voltaire, so machen jetzt die St. Simonisten und ihre Weltjünger, oder die Propheten der jungen Welt, alles das dem Christenthum zum Vorwurf, was dem Katholicismus, insbesondere dem Mönchsthum zur Last fällt. Und es gehört auch dieser Kunstgriff, diese dreiste und vielgelingende Verläumdung mit zu dem Begriff der kräftigen Lüge, und muß als fünftes Merkmal zu denen gezählt werden, die wir oben bezeichnet haben.



Es ist etwas Wahres daran, daß die sinnliche Menschennatur innerhalb der christlichen Kirche in ihren Rechten mannichfach gekränkt worden ist, zunächst durch überspannte, schwärmerische Meinungen, dann durch trübe, lebensfeindliche Asceten und ihre Terminologie, am bestimmtesten durch das Mönchsthum, welches, von dieser Seite betrachtet, in den Flagellanten seinen Gipfelpunkt erreichte. Die christliche Glaubenslehre stellte sich zwar dem Manichäismus, welcher die Materie als das Böse betrachtete, mit entschiedener Feindschaft entgegen, sie bestritt und überwand ihn — was die Rehabilitatoren des Fleisches wohl nicht vermocht hätten — aber in manchen Theologen, und in manchen Produkten blieb nach diesem siegreichen Ringen eine gewisse, manichäische Tinktur zurück, welche die christliche Weltansicht verdunkelte. Die christliche Ascetik hat mannichfach einen dunkel-ernsten Charakter, der schauerlich war nicht nur für das Leben in üppiger Fleischeslust, sondern auch für das unbefangene, heitere, erlaubte Sinnenleben, angenommen; sie hat zu viel verboten, zu viel gewarnt, zu viel gestraft in einzelnen Zeugen und Zeiten. Der Irrthum, daß Ehelosigkeit eine höhere Stufe der Heiligkeit sey, war schon früh in der Kirche mächtig. Der Wahn, daß im Fasten ein religiöses Verdienst liege, war mit ihm verbunden. Und so hingen mehrere Irrthümer zusammen, die sich in christlicher Askese melancholisch gestalteten. Wenn man die Quellen dieser Irrthümer und Verkehrtheiten zu erforschen sucht, so stößt man auf eine Menge derselben, die ganz in dem Grunde des allgemeinen, natürlichen Menschenlebens liegen, in der sündigen Menschennatur, in dem allgemeinen sittlichen Streben unseres Geschlechts, in der vorchristlichen und außerchristlichen Philosophie, und in dem Verhalten der Welt gegen die Kirche. Es gehört Heinesche Gelehrsamkeit dazu, um das Mönchsthum als ein Produkt des Christenthums zu betrachten, ohne an Essener, Therapeuten, Fakire und Derwische zu denken. Wenn das Christenthum Lust zur Möncherei hatte, warum hat Jesus mit seinen Jüngern die Essener nicht aufgesucht? Trotz dem, daß das Mönchsthum eine Kränkung der sinnlichen Menschennatur in ihren Rechten ist, muß man es dennoch betrachten als ein rohes Ringen des gefallenen Menschengeistes, frei zu werden aus den Banden des Fleisches. Er setzt der furchtbaren Übermacht der sündlich üppigen Sinnlichkeit, in der Angst des Verderbens unter ihrem Druck, die Überwucht einer todesernsten Feindschaft entgegen, und unterdrückt in schwärmerischer Anstrengung seinen Unterdrücker, weil er sich nicht anders zu retten weiß. Geist und Fleisch sind in einen so tiefen Zwiespalt versunken, und über den Zwiespalt hat sich eine solche Finsterniß ergossen, und in dieser Finsterniß ist das Fleisch in solchem Maaße des Geistes Tyrann geworden, daß man es ganz natürlich finden muß, wenn endlich der Geist wie ein Rasender in der Erinnerung an seinen Adel, die Fleischesbande zerreißt, und nun im Zornesschwindel sich an dem Fleische vergreift, und ausruft: Einer von uns muß fallen! Das ist das Mönchsthum; plumpe Nothwehr des Menschengeistes gegen die Übermacht der Fleischeslust, die ihn in seiner

Knechtschaft ganz verderben wollte, das Wüthen des Sklaven, der seine Kette bricht, die terroristische Freiheitsperiode. Vielleicht gelingt es uns, durch dieses Gleichniß die Demagogen mit dem Mönchsthum selbst zu befreunden. Man könnte ihnen zurufen: Habt doch Mitleid mit dem armen, überall gefesselten, unterdrückten Menschengeiste! Schauet euch um bei den Völkern auf dem Kreise des Erdbodens, fehlt nicht beinahe überall noch die Rehabilitation des Geistes? Rehabilitirt erst den Geist bei den Muhamedanern, bei den Juden, bei den Heiden, bei den Parisern. Und wo ihr die Ausbrüche des Geistes findet, wo er in einem einsamen Kloster, in einer ascetischen Gesellschaft, in einem Gebetskämmerchen seine Freiheitsfeste feiert, ein Freier, der dem Fleisch weh thut, etwa gegen tausend Fleischesknechte gerechnet, da seyd nicht gleich als die Genedarmerie der Fleischesmacht hinter dem Geiste her, um ihn mit dem Fleische auf einen Fuß republikanischer Gleichheit zu setzen, die ihm immer wieder zur Knechtschaft ausschlagen muß. Feinde der Knechtschaft, rehabilitirt den Geist erst, dann das Fleisch! Der Geist ist freilich von Adel, aber laßt ihn um deswillen nicht Knecht seyn, helft ihm zur Freiheit, so wird sich's mit dem Adel wohl geben. Wie nun also Mönchere in der Menschenwelt entstehen konnte und mußte, haben wir angedeutet. Wie aber dieser Mönchssinn auch in die christliche Kirche eindringen konnte, eben so wohl wie andere Elemente des Heidenthums, hierarchische, mythologische und dergleichen, das bedarf keiner Nachweisung. Von dem Einfluß der Philosophie, namentlich des Manichäismus, auf die christliche Ethik, sprachen wir oben. Doch war es besonders auch die Welt, die lebensfrohe, unschuldige, heitere Welt, welche die Christen mit den Einöden und Klöstern befreundete. Nero, der romantische Zitterspieler, verbrannte das Fleisch der Christen. Sie waren heilig froh bei heiteren Liebesmahlen und standen unendlich höher in der wahren Kunst, das Leben rein zu genießen, als diese Wiedereinsetzer des Fleisches. Sie sangen Lobgesänge auf Christum, denn sie glaubten an die Offenbarung Gottes im Fleische. Sie sangen Lobgesänge bei ihrer Abendmahlsfeier, denn im Brodt und Wein genossen sie geistlich das Fleisch Christi, und mit seinem Leibe, mit seinem Blute empfingen sie seinen Geist. Sie sangen Lobgesänge auf den Gräbern, denn sie glaubten an die Auferstehung, an eine ewige Herrlichkeit des Fleisches.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Neu-York.) (Schluß.) Die Kosten für einen solchen Oberbeamten und für die Bezirksbeamten berechnete man auf 10,000 Dollar jährlich. Wahrlich, ein großer Zweck mit geringen Mitteln zu erreichen! Der Neu-Yorker Stadt-Traktatverein redet zu seinen Mitbürgern in einer Einladung zum Beitritt folgendermaßen: „Welcher Christ sollte nicht in Gebeten und Beisteuern dem Plane Kraft verleihen? Welcher Christ wird seine Seele des Segens berauben, auf diese Weise persönlich für das Heil der um uns hinsterbenden Tausende zu arbeiten?



Wir sind zu diesem Werke getrieben durch Erwägung der Verdorbenheit, Sittenlosigkeit und des ewigen Verderbens, in welches die Menschen durch Ausschluß von den christlichen Gnaden zuletzt gestürzt werden. Wo die Zügel der Schrift nicht angelegt sind, da brechen die natürlichen Laster des menschlichen Herzens hervor und tragen Früchte. Laßt die 3,687 vergangenes Jahr hier nach Bridewell eingebrachten Menschen; laßt die 2,075 am Sonntage geöffneten Grogbuden, jede mit ihrer Schaar Trinker, die einem frühzeitigen Tode und der Kelter des Zornes Gottes entgegenreisen; laßt die Gefängnisse und Siechenhäuser, die Wohnorte fressender Gewissensbisse; laßt die Winkel, die in der Schrift Wege zur Hölle und die Höhlen der Lust und der Grausamkeit, die schon auf Erden nachdrücklicher Weise „„Höllen"" heißen, laßt die Abgründe der Verzweiflung ihre Stimme erheben. Alle die ohne christlichen Unterricht sind, kreisen in demselben furchtbaren Strudel. Tausende sind schon zu weit gegangen, um zurückgeholt zu werden. In einer Welt voll Zeugniß haben sie sich selbst in den Nebel der Verzweiflung gehüllt. Aber für Andere ist noch Hoffnung vorhanden. Christen, eilet — rettet das fallende Schlachtopfer aus der Flamme."

„Zu diesem Werke sind wir ferner durch den Einfluß getrieben, den unser Beispiel allgemein auf das Land ausüben kann. In den Vereinigten Staaten sind viele Millionen, die gleich den Verwahrlosten unserer Stadt, den Unterricht im Christenthum entbehren und auf die Treue der Christen angewiesen sind. Durch unsere früheren Bemühungen in diesem Felde ist ein günstiger Eindruck auf die öffentliche Stimmung gemacht und der allgemeinen frommen Theilnahme ein Antrieb gegeben worden. Wir dürften noch herrlichere Erfolge hoffen, wenn der vorgeschlagene Plan eine geneigte und bereitwillige Aufnahme fände, wenn die Christen von Neu-York sich mit Herz und Hand verbänden, das Werk vorwärts zu treiben. Das letzte Gebet des Herrn für seine Jünger ist im gegenwärtigen Falle anwendbar, „„daß sie vollendet seyen in eins und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast."" Christliche Vereinigung (union) in dem Werke ist Alles, was nöthig ist. Mögen die Kirchen allesammt durch Thaten und Gebete die Sprache der Beistimmung sprechen, so ist die Sache geschehen."

„Auf die Traktatsache, als Mittel zur Verbreitung des Evangeliums, nicht allein in unserer Stadt und in unserem Lande, sondern über die ganze Erde hin, sollte in gegenwärtiger Zeit die Aufmerksamkeit der christlichen Welt besonders gerichtet seyn. Ohne Zweifel ist die Presse in der Hand christlicher Arbeiter ein mächtiges Werkzeug Gottes zur Bekanntmachung des Evangeliums bis an der Erde äußerste Gränzen. Wie können wir unsere Theilnahme an der Traktatsache besser zeigen, oder ihr mehr Nachdruck geben, als wenn wir die vorgeschlagene herrliche Unternehmung befördern?"

„Mit ernstlichem Gebet zu Gott um seinen Segen ist jetzt die Sache feierlich vor unsere Brüder, die Christen von Neu-York, gebracht. Gott hat in seiner Weisheit uns mit reichlichen Mitteln versehen, diese und andere Umbildungsanstalten zu halten. Er hat diese Stadt zu einem großen Handelsmittelpunkte für jeden Theil der Erde gemacht, und während sich Menschen vom Osten und vom Westen, vom Norden und vom Süden zu uns sammeln, um ihren Aufenthalt bei uns zu nehmen, ist sein Auftrag an uns, denen, die Freiheit an euern Gestaden suchen, theilet die bessere Freiheit mit, durch welche Christus sein Volk frei macht. — Im Auftrag des Ausschusses des Neu-Yorker Stadt-Traktatvereins H. Lewis, Vorstand; J. F. Robinson, T. L. Mason, Sekretäre. Neu-York den 20. Oktober 1834."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 12. August. № 64.

## Über die Rehabilitation des Fleisches.

(Schluß.)

Da kamen die Weltkinder, die Söhne des alten Roms und des alten Jerusalems, die Kinder der alten Babel, und tödteten, und würgten, und verjagten diese Kinder der neuen Welt — nicht der jungen Welt. Die Söhne der alten Babel schreckten die Erben der neuen Welt von ihren Liebesmahlen und Lobgesängen auf. Sie schickten ihre Madonnen aus, um christliche Jünglinge im Kerker zur Unzucht und zum Abfall zu reizen. Gefesselt, verstümmelt, enthauptet und verbrannt wurden die Einen, verschüchtert, in die Höhlen gedrängt, in die Tiefen verjagt wurden die Anderen. Da überschlich ein melancholischer, weltfeindlicher Zug allmählig die heitere, lichte Stirn der erhabenen Jungfrau, der christlichen Gemeinde. Die äußere Kirche (nicht die innere) kam nämlich unter solchen Drangsalen dazu, daß sie den rechten Begriff des Wortes Welt zur Hälfte verlor. Die Welt, welche Gott geschaffen hat, und auch die Welt, welche Gott geliebt hat, also, daß er seinen eingeborenen Sohn für sie dahin gab, trat ihr zurück hinter eine Welt, von welcher sie mit Paulus sagen mußte: Die Welt ist mir gekreuzigt, und ich bin ihr gekreuzigt. Die kreuzigende und darum für sie gekreuzigte Welt: das war nun so vorherrschend ihr Weltbegriff, daß aus diesem Übergewicht bis auf unsere Zeit das Mönchsthum sich stets erfrischen, und die Weise und Sprache der christlichen Askese häufig eine herbe Beimischung erhalten konnte. Man muß aber auch bei dieser Gelegenheit bedenken, daß die ganze Tiefe der christlichen Wahrheit mit hineingelegt ist in die biblischen Worte: Welt, Fleisch, Kreuz, Tod, Leben und ähnliche. Diese schweren Worte können von Unerleuchteten nicht verstanden werden, wenigstens nur von weitem und in Bausch und Bogen, unverständig verstanden werden, so, daß die Feinde des Christenthums stets in dem Wahne bleiben, christliche Weltabsagung und mönchische Weltabsagung sey im Grunde eins und dasselbe. Darum werden diese Worte auch in der christlichen Gemeinde vielfältig mißverstanden, und demzufolge entstehen denn auch Mißbildungen der Weltentsagung oder der Herrschaft über das Fleisch. Sie werden freilich von redlichen Christen in jeder Zeitperiode verstanden in dem Maaße, als diese Periode schon zu ihrem Verständniß überhaupt gereift oder berufen ist. Und so entwickelt, vertieft, berichtigt und verklärt sich das Verständniß dieser Worte durch die Zeiten fort und fort, bis man endlich auf den tiefsten Grund des Weltbegriffs in allen Variationen kommt, und zudem mit Augen sieht, wie die antichristliche Welt in den Abgrund versinkt, und die christliche Kirche zur neuen Welt sich gestaltet. Es ist also etwas Wahres daran, daß in der christlichen Tradition noch Mißverständnisse liegen über Welt, Fleisch, Sinnlichkeit, diesseitiges Leben, die der Geist der Wahrheit auflösen muß.

Daß die menschliche Sinnlichkeit mit ihren Trieben und Bedürfnissen an und für sich rein ist, von Gott erschaffen; daß die Erscheinung des inneren Menschen in der Gestalt der Sinnlichkeit keine Erniedrigung, keine Einkerkerung ist, sondern gotteswürdig, menschenwürdig, eine edle Manifestation des Geistes; daß es einen paradiesisch reinen Lebensgenuß gegeben habe, und einen christlich geheiligten Genuß des ganzen Menschendaseyns geben müsse; daß auch der sinnliche Genuß an sich zu adeln, das diesseitige Leben zu würdigen, mit einem Wort, das Fleisch zu verklären sey, daß das Außenleben als Schönheit berufen sey zum Reiche Gottes, aus dem dieser die Wahrheit schwesterlich entgegenkommt: diese Lehren sind zwar immer aus der inneren Kirche Christi in die äußere hereingesprochen worden, oft aber kleinlaut genug. Und wenn man sie in abgeschlossener Einseitigkeit auch überlaut verkündigen kann, so daß sie nachtheilig wirken, so ist es doch an der Zeit, daß sie von der christlichen Ethik weiter begründet und ausgebildet, von christlicher Poesie dargestellt, im christlichen Leben gewürdigt und anerkannt, ja daß sie auch gegen manichäische oder pietistische Kränkungen vertheidigt werden. Es muß gesagt werden, daß die Leibesgestalt ein Seelenbild ist, und darum berufen ist, durch Wiedergeburt und Erneuerung des Geistes zum Ebenbilde Gottes, ein Gottesbild zu werden. Die Erscheinung des Menschen muß bedeutsam werden, und wie der Sündenfall eine Verhüllung des Menschenbildes nothwendig gemacht hat, und das Verderben der Sünde sie immer noch nothwendig macht, so muß festgehalten werden, daß die Schönheit der Menschengestalt um ihrer verwirrenden Macht willen in die Hüllen der Gewänder begraben ist zum Tode auf Hoffnung, daß eben so, wie das Gewand Christi in seiner Verklärung weiß wurde wie Schnee vor dem durchleuchtenden Strahlenglanze seines Leibes, auch die Gerechten dereinst in dem Reiche der Vollendung leuchten werden wie die Sonne. Man muß mit kindlicher Freudigkeit darauf zurückkommen, daß es eine Christenwahrheit ist: Alle Kreatur ist gut, und nichts verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird, und eine Christenlosung: Ihr esset nun oder trinket, oder Alles, was ihr thut, das thut zu Gottes Ehre. Man muß hinweisen auf das heilige Abendmahl und der Welt verkünden: Sehet hier im geheimnißvollen, reinsten und reichsten Lichte die Einheit von Geist und Fleisch; sehet hier das heiterste Mahl und den heiligsten Gottesdienst in einer Gestalt; hier wird das höchste, tiefste Wort des Heils und der Heiligung zum Brodt und Wein, zum Fleisch und Blut, zur Speise für das

ganze, gesunde, ungetheilte Menschenleben, hier wird das Brodt und der Wein, geistig verklärt, Licht und Flamme des himmlischen Lebens für die Seele. Sehet hier die Einheit des Sinnlichen, Menschlichen, Christlichen und Göttlichen ganz vollzogen, ein Lichtzeichen des neuen Himmels und der neuen Erde, ein Sinnbild, wie einst alles Genießen der Erlösten ein Abendmahl, und all ihr Gottesdienst ein Genuß, und wie Gott Alles in Allem seyn wird. Aber von dieser wahrhaften, heiligen, christlichen Versöhnung zwischen Geist und Fleisch haben sich die Weltkinder dieser Zeit excommunicirt, um als Excommunicirte eine heillose, antichristliche Versöhnung dieses Gegensatzes zu verkündigen.

Heillos und antichristlich nennen wir die besprochene Wiedereinsetzung des Fleisches. Das ist sie erstlich schon deswegen, weil sie mit der Verläumdung auftritt, das Christenthum hat dem Fleische Unrecht gethan, die Totalität der Menschennatur an ihrer sinnlichen Seite hat es verletzt. Das heißt mit anderen Worten: es ist nicht rein menschlich, nicht menschlich rein, es stimmt nicht mit den Grundsätzen der Anthropologie. Es wäre schlimm für das Christenthum, wenn das bewiesen werden könnte. Aber es steht schlimm mit solchen Menschen, die das dem Christenthum zum Vorwurf machen können, einer Lehre nämlich, die sich gründet auf die Thatsache und Verkündigung: Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, oder das Wort ward Fleisch. Das weiß auch ein Wiedereinsetzer, Theodor Mundt in seiner Madonna, dem Christenthum auf's Höchste rühmlich anzurechnen. Er macht ihm selber großes Lob; nur seiner Geschichte, wenigstens seinen Aeceten flucht er. Aber aus diesem vollmenschlichen Princip des Christenthums, das die Basis der Heiligung ist für die Gläubigen, macht er in großem Mißverstande, in finsterer Romantik eine Basis für die Weltlust der Eitlen. Gegen solche Deutungen hat sich doch in der That das Wort von dem fleischgewordenen Sohne Gottes glorreich verwahrt. Das Kreuz Christi mit seinem tiefen Todesernst steht der schlechten, versleischlichten Sinnlichkeit, der gottfeindlichen, verweltlichten Weltlust, dem ungeistlichen, verirdischten Hange am Diesseits feierlich strafend und todverkündend gegenüber. Es will den Sünder, der krank ist in unheiligen Lüsten, durch heilige Schmerzen wieder herstellen. Er ist todt in Sünden, und kann nur durch eine geheimnißvolle Tödtung wieder in's Leben gebracht werden. Sein Tod ist die Selbstsucht, darum handelt sich's um die Wunderkur, ihn durch eine Vernichtung seines selbstischen Wesens zu sich selber zu bringen in Gott. Die Selbstsucht des Sünders aber hat alle Ordnungen und Verhältnisse seines Lebens umgekehrt. Der Geist Gottes oder auch durch ihn die Harmonie der Schöpfung, Licht und Friede aller Himmel, sollte herrschen in seinem Geiste. Sein Geist war dann nicht Knecht, sondern so ist er geschaffen, daß er frei war, wenn der Geist Gottes in ihm herrschte. Sein eigener Geist sollte herrschen in seiner Seele. Dadurch wurde seine Seele nicht Sklavin, sondern die Freie, Heiterbeschwingte, die Lebende in den schönen Rythmen der Bewegung, das Gegenbild der Seele in den Konvulsionen der Besessenen. Seine Seele sollte herrschen in seinem Leibe. Und dadurch wurde der



Leib nicht zum Heloten, sondern das adelte ihn, befreite ihn, daß er so durch natürliche Verkettungen eins wurde mit seinem Geiste, eins mit seinem Gott und Schöpfer, ein blühendes Organ für göttliche Gedanken, Absichten und Zwecke, ein reines Phänomen der Lichtwelt. Und so sollte dieser Leib mit seinen Sinnen herrschen über den Stoff, die Eindrücke der Außenwelt. Die Augen sollten sehen, die Ohren hören das Göttliche, die Stimme des Herrn in der Außenwelt, die Zunge sollte schmecken, wie freundlich der Herr ist. Nun aber hat sich der Geist losgerissen in Selbstsucht vom Geiste Gottes. Die Seele aber hat sich über ihren Geist erhoben mit mächtigen Begierden, mit allen weibischen Launen eines übermächtigen lüsternen Verlangens und heftigen Verabscheuens. Nur dem Leibe in seinen sinnlichen Trieben und Regungen ist sie schmiegsam und schmeichlerisch unterthan. Und dieser erliegt den Eindrücken, den mächtigen Reizen der Welt. Gleich feurigen Pfeilen des Satans dringen die Lockungen der Sünde in das verkehrte Leben ein bis in den verkehrten Grund des Herzens. All diesen Jammer hat böse, irrende, unordentliche Lust gestiftet. Darum ist bei der Heilung einstweilen an Lust nicht zu denken; Christus vollzieht die Wiederherstellung unseres Lebens erst stellvertretend in seinem Leben, dann heiligend in dem unsrigen selbst. Darum sagt Paulus: Gott sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches, und verdammte die Sünde im Fleisch durch Sünde. Nicht das Fleisch verdammte er, aber die Sünde im Fleisch. Christus hatte nur die Gestalt des sündlichen Fleisches, nicht aber Sünde im Fleisch, und so ertrug er denn stellvertretend eine Verdammniß, welche die Sünden der Welt treffen sollte. Gott nahm ihn als einen Menschen, das heißt als einen Sünder, und ließ ihn unter dem Verhängniß der Sünder am Kreuz sterben. Weil er aber ein Mensch war, und doch kein Sünder, so war hier, menschlich zu reden, eine große Verwechselung vorgefallen. So hatte Christus eine Gerechtigkeit durch sein Leiden erlangt, womit er die Ungerechtigkeit der Sünder bedecken konnte; sein Tod mußte eine Erlösung seyn für die Welt. Diejenigen aber, die auf seinen Namen getauft sind, die sind in seinen Tod getauft. In ihrem Bewußtseyn muß das Leiden Christi auch vollzogen werden, sollen sie Theil haben an ihm und an seinem Siege. In diesem Sinne sagt Paulus: Welche aber Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden. Das lautet nun freilich schauerlich — wie aber kreuzigen sie ihr Fleisch? Wandelt im Geiste, sagt der Apostel, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen. An etwas Mönchisches ist also hier nicht von ferne zu denken. Gebet Raum dem Geiste der weltüberwindenden, herzenbesiegenden Liebe, womit Christus für euch am Kreuze gestorben ist. Dann fühlt ihr durch die Reue, daß ihr an seiner Statt hättet sterben müssen, durch den Glauben, daß ihr gestorben seyd, weil er gestorben ist, durch die Liebe, daß ihr der Sünde, die ihn kreuzigt, der Welt, die ihn kreuzigt, dem irdischen Sinne, der ihn kreuzigt, nicht leben könnt. So seyd ihr nun der alten Welt gestorben, dieser Welt mit ihrem Sinn und mit ihrem Fleisch,

sofern sie die kreuzigende ist. In der alten, absterbenden Welt aber entwickelt sich eine neue, und das sey euer Weltsinn, die Spuren dieser neuen Welt zu sehen mit Lust und Danksagung, für sie zu leben, des neuen Himmels und der neuen Erde zu warten. Diese Welt, das ist die mitgekreuzigte, die durch den Tod der Buße gegangene Menschheit, die durch den Tod der Selbstverläugnung geheiligte Gemeinde, die durch den Flammentod am Weltende geläuterte Erde. Es ist die Welt, die durch das Feuer der Liebe Gottes in Christo verklärt wird. Darin werden die Christen Weltkinder seyn, das heißt, in reiner, kampfloser Harmonie mit der ganzen Außenwelt leben, während die Kinder der alten Welt, ihrem Obscurantismus gemäß, verstoßen werden in die äußerste Finsternis. Darum sagt auch Paulus: Wo ihr nach dem Fleische lebet, so werdet ihr sterben müssen, wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tödtet, so werdet ihr leben. So geht also der Christ in den Tod Christi ein aus himmlisch kluger Lebenslust, um zu leben. Er entsagt der alten Welt mit der divinirenden Voraussicht, daß es mit ihrem ancien regime zu Ende geht; er entsagt ihr in heiligem Weltsinn, im Sinn für Gottes Welt. Dieser Tod aber wird nur im Bewußtseyn durch den Glauben vollzogen, — was das äußere Leben anlangt, so lebt er einstweilen wie jeder Andere, sofern das Leben neutral ist. Sofern aber das äußere Leben nie ganz neutral seyn kann, läßt er den Geist walten über das Fleisch. Was sein Essen und Trinken anlangt, so beschwert er sein Herz nicht mit Fressen und Saufen, und fastet so viel, als es die Klarheit, Freiheit und Feier des Geistes erfordert; er läßt sich aber keine Satzungen machen über Essen und Trinken, und genießt mit Danksagung. Was sein irdisches Wirken betrifft, so verwirft er die Sorge, welche mit dem Vertrauen streitet, den Erwerb, welcher gegen das Recht oder gegen die Liebe ist, den Arbeitseifer, der in der Industrie sein Heil sucht, den Schmerz über die irdischen Verluste, welcher die Hoffnung betrübt. Er meidet in seinem Verkehr mit der Welt, was seiner Seele schaden kann, und in diesem Punkte namentlich gilt ihm das Wort Christi: Ärgert dich dein Auge, so reiß es aus! ärgert dich deine Hand, so haue sie ab! Doch wie ließe sich das Alles hier im Einzelnen ausführen! Was das Freien des Christen anlangt, so ist ihm das Gesetz der Keuschheit, der Seelenreinheit und die Einsetzung der Ehe heilig, und er ist ein Feind der Wiedereinsetzung des Fleisches, durch welche das Fleisch in seiner Unsittlichkeit und Ungeistlichkeit zur Herrschaft gebracht werden soll, er haßt die Werke des Fleisches, welche Paulus aufzählt, Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Fressen, Saufen und dergleichen. Das Fleisch, das sich selber sucht, das wiedereingesetzte Fleisch schadet sich selber; es zerstört sich in Lüsten, in Begierden, in Ausschweifungen, in Überreizungen, in Schwelgereien, in Duellen, Meutereien und Selbstmorden. Wenn aber der Geist wiedereingesetzt ist durch den Geist Gottes in seine Freiheit und Herrschaft, dann ist auch sein Fleisch wiedereingesetzt mit ihm in seine wirklichen Rechte. Die Welt war eine Zerstörerin des Fleisches Christi; das Christenthum erhebt das



Fleisch zu seiner Würde und Blüthe durch Diät und Zucht, durch den Geist.

Ja, mit dem größten Nachdruck nimmt das Christenthum die sinnliche Natur und das diesseitige Leben des Menschen gegen schwärmerische Kränkungen in Schutz. Das erste Zeichen, das Jesus that, bestand darin, daß er auf einer Hochzeit Wasser in Wein verwandelte. Wie viel krankes Fleisch, krank geworden durch seine unglückselige Herrschaft über den Geist, hat er wieder gesund gemacht! Die Aceten seiner Zeit schalten ihn einen Fresser und Weinsäufer, weil er aß und trank, weil er sich heiter, unbefangen zum Mahle niederließ bei denen, die ihn geladen hatten, indem er ihren Geist zu befreien suchte. Er verwarf das saure, mönchische Fasten der Pharisäer; sein eigenes, vorbildliches Fasten geschah mit gesalbtem Angesicht, es war ein feierndes Fasten in hohen Lebensmomenten, so wie der Schmetterling fastend schwebt über dem Raupenmahle. Er hatte wohl einmal nicht die Zeit, zu essen, und dieses hohe Leben muthete er auch seinen Jüngern zu. Und solche, die in dem Feuereifer ihrer Wirksamkeit für das Himmelreich die Zeit nicht hatten, zu heirathen, wie zum Beispiel Paulus, die sollten Verschnittene heißen um des Himmelreichs willen. Sie fuhren wohl dabei. Wer denkt an die Idylle des ehelichen Lebens, wenn er im höchsten Sinne auf heroischen Wegen dahinschwebt? Sind ja doch auch die Kriegsleute Verschnittene auf eine Zeitlang um eines Weltreichs willen, das sie zu retten haben, oder auch für immer, wie der poetische Abschied Körner's von seiner Braut beweist. Ist aber diese Entsagung höherer Lebensgenuß, wenn es nur das Wohl des irdischen Vaterlandes gilt, und einen Kampf gegen Napoleon, wie vielmehr, wenn die Fahne des ewigen Vaterlandes als Kriegsfahne sich hoch entfaltet, wenn die Elite der Auserwählten aufgerufen ist zum Kampfe gegen den Apollyon, den Urfeind des Menschengeschlechts, der nicht nur das Kind in der Wiege nicht schont, sondern selbst im Mutterleibe zu zerstören sucht. Soll aber diese freie Entsagung im Himmelreich zur knechtenden Satzung werden, so streitet Christus mit allen Aposteln auf's Entschiedenste dagegen. Was zum Munde hineingeht, verunreinigt den Menschen nicht, ruft Christus den Satzungsmännern zu. Lasset euch Niemand Gewissen machen über Speise und Trank, spricht Paulus zu den Gläubigen. Wir erinnern nochmals an die Agapen der ersten Christengemeinden. Der Apostel Paulus streitet im Briefe an die Colosser gegen die ascetische Sekte der Engelchristen, und macht es ihnen zu einem Vorwurf des fleischlichen Sinnes, daß sie des Leibes nicht verschonen, und dem Fleische nicht seine Ehre thun zu seiner Nothdurft. Ist nun eine solche Kränkung des Fleisches nach biblischer Gedankentiefe fleischliches Wesen, so mag umgekehrt eine antichristliche Wiedereinsetzung des Fleisches wohl spiritualistisch oder gespenstisch genannt werden. Derselbe Apostel erklärt sogar im ersten Briefe an den Timotheus die Lehren solcher Menschen, welche verbieten, ehelich zu werden, und zu meiden die Speise, die Gott geschaffen hat, für Teufelslehren verführerischer Geister. Und was überhaupt das Diesseits anlangt, so verkündigt der-

selbe: die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Was ist also klarer, als daß diejenigen freche Lügner und Verläumder sind, welche behaupten, das Christenthum habe das Fleisch in seinen natürlichen Rechten und Bedürfnissen gekränkt und unterdrückt.

Die Vorwürfe, welche dem geschichtlichen Christenthum, oder vielmehr den verdunkelten Versuchen, das christliche Leben darzustellen, welche dem Mönchsthum und überhaupt getrübter christlicher Ascetik gemacht werden, fallen also nicht dem Christenthum selber zur Last, das außerdem in allen Zeiten heitere, freie Christen genug aufstellt. Fallen sie in gewissem Maaße dem Mittelalter, und vergangenen Zeiten in der Kirchengeschichte zur Last, warum hadert denn das junge Weltkind mit der grauen Vergangenheit? Wir haben aber außerdem gezeigt, wie das Mönchsthum und die überspannte Enthaltsamkeit ein geschichtliches Recht hatte gegenüber einer ungeheuren Verweltlichung der Welt, gegenüber den Schwelgereien und Unsauberkeiten einer großen, fleischlich gesinnten Menge. Im Blicke auf die rohe Lustigkeit und enorme Diesseitigkeit der Generationen in der größten Mehrheit wäre also schlechter Trost genug für diejenigen zu finden, die über den Gräften der Mönche und Nonnen Thränen des Weltschmerzes weinen, und melancholisch werden bei dem Herüberwehen pietistisch-ascetischer Worte aus alten Tagen.

Ist denn das Fleisch so sehr gekränkt vor euren Augen in unserer Zeit? Was mag Heine von solchen Kränkungen im Palais Royal vernommen haben? Der Verfasser der Madonna rühmt die Sinnlichkeit der Pragerinnen und Wienerinnen, die Gunst, die in Prag überall bei den Schönen gesucht und gefunden wird, die unendliche Lebenslust, die in Wien in schäumenden Bechern eingeschenkt wird, so daß er selber beinahe einen Überdruß danach bekommt; er rühmt das hochfluthende Leben in beiden Städten, und doch will er erst noch die Wiedereinsetzung des Fleisches erkämpfen. Man sollte sagen, diese Eiferer für die Rechte des Fleisches mit ihren Kampfgenossen wären entsprungene Mönche, die von großem Unrecht zu sagen hätten, das ihrem lieben Fleische geschehen, oder sie hätten in einem schwärmerisch trüben Conventikel ihre Jugend freudlos zugebracht. Aber aus der Tiefe der Weltfluthen schreien sie dürstend auf nach dem Becher der Weltlust, mitten in der großen Gemeinde des rehabilitirten Fleisches jammern sie, als wenn sie mit aller Welt gezwungen wären, in einem Trappistenkloster ihre unendliche Weltahnung und Lebensgluth zu begraben. Woher doch in dieser mönchischen, ascetischen Welt die hohe Ausbildung der Gastronomie? Woher die unsäglichen gastrischen Leiden dieser Zeit? Wir könnten fragen: Woher denn die Ehen und alle Menschenkinder? Aber hier ist es angemessener zu fragen: Woher denn die große Summe der unehelichen Kinder, die in Paris und München beinahe an die Summe der ehelichen hinanzureichen droht? Habt ihr nicht Findelhäuser statt der Klöster in Menge? Sind nicht Bordelle da statt der ascetischen Conventikel? Ist nicht Ehebruch und Blutschande bereits das Lieblingsthema eurer Pariser Tragödien?



Darauf läuft es mit dieser Rehabilitation des Fleisches am Ende hinaus: man will verführen dürfen ohne Scham, ohne Scheu, ja mit dem Heiligenschein, etwas Gottesdienstliches zu verrichten. Die Heiligkeit der Ehe will man als etwas Irreligiöses zu den finsteren Satzungen der Vergangenheit werfen. Von diesem radikalen System möchte man gewissermaßen die Madonna ausnehmen, die noch etwas Sittliches hat, viel Idealistisches, viel Unklares, und nicht recht weiß, was sie will. Die St. Simonisten aber wissen, was sie wollen. Heine und Andere wissen es auch. Im Grunde aber wissen diese auch nicht, was sie wollen, denn der Antichrist weiß es von sich nicht; die Gottlosigkeit, die sich zur Göttlichkeit steigern will, ist Wahnsinn. Christus aber steht in klarer Haltung als der Herr der Herrlichkeit seinen Widersachern gegenüber, er weiß den Verlauf der Weltlust bis zum Weltgericht, und sein Wille ist sonnenklar in seinem majestätischen Übergange von dem tiefen Erbarmen des Welterlösers durch die hohe Langmuth des Weltherrn, bis zur starken Gerechtigkeit des Weltrichters.

## Nachrichten.

(Brüssel.) Am 29. Juni d. J. war es ein Jahr, seit hier die Evangelische Kapelle in der Grünstraße (rue verte) eröffnet, und sonntäglich viermal, zweimal in Deutscher und zweimal in Französischer Sprache gepredigt wurde, und der Herr hat diese Predigten sichtbarlich gesegnet. Denn viele unter den Protestanten, die in früheren Zeiten nur einmal alle vierzehn Tage in ihrer Sprache Gottesdienst hatten, und diesen vielleicht nur an hohen Festtagen, oder monatlich einmal besuchten, sind nicht nur kirchlicher geworden, so daß sie zwei- und dreimal des Sonntags zur Kirche kommen und die wöchentlichen Versammlungen besuchen, sondern es zeigt sich überhaupt ein christliches Leben und Streben. Die vorher ganz vereinzelt stehenden Protestanten bilden jetzt, obgleich aus Engländern, Holländern, Franzosen, Deutschen und Flamländern zusammengesetzt, eine christliche Brüderfamilie, die sich unter einander lieben, und einer des andern Wohl geistlich und leiblich fördert. Dies gab sich im letzten Jahre durch die eifrige Bibelverbreitung, durch Austheilung von kleinen christlichen Schriften, durch die Sonntagsschule und durch die Arbeitsgesellschaft, wo für die Armen Kleider gemacht werden, zu erkennen. Nach allen Seiten strebte die christliche Liebe hin. Und nun erfuhr man auch die Wahrheit, daß eine Kohle die andere entzündet. Dieser Liebeseifer für das Heil Anderer blieb von Katholiken nicht unbemerkt; Manche nahten sich dem Häuflein der Lebendigen, lauschten mit verlangendem Herzen dem verkündigten Worte, wurden von dem evangelischen Lichte erleuchtet und erwärmt, und brannten vor Begierde, sich der Evangelischen Kirche einverleiben zu lassen, in der sie gefunden hatten, was sie so lange anderswo vergebens suchten, die lautere Gnade in Christo. Sie waren durch den Glauben mit Christo Eins geworden, wie hätten sie getrennt bleiben können von denen, die auch mit ihm Eins sind. So baten denn mehrere dieser Zuhörer aus der Katholischen Kirche um besonderen Unterricht, erhielten ihn und freuten sich auf das Osterfest, um es zu feiern nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern in dem Süßteig der Lauterkeit und der Wahrheit.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 15. August. № 65.

## Neueste Streitigkeiten und Verhandlungen über die kirchliche Lehre in der Evangelischen Kirche Rußlands.

Die Evangelisch-Lutherische Kirche des Russischen Reichs erfreute sich in neuerer Zeit bis jetzt des großen Segens, die theologischen Lehrstühle ihrer Landesuniversität Dorpat mit Männern besetzt zu sehen, die der reinen, lauteren Lehre der heiligen Schrift und Evangelischen Kirche von Herzen zugethan, mit christlicher Entschiedenheit der Irrlehre und dem Unglauben des Rationalismus entgegentraten. Es ist bekannt, wie viel Professor Sartorius durch Schriften, Aufsätze und Predigten zur Verbreitung und Vertheidigung der evangelischen Lehre beigetragen hat. Eben so kräftig predigen seit mehr als drei Jahren die von Prof. Busch redigirten, von dem Strande der Ostsee bis an den Ufern des schwarzen und kaspischen Meeres gelesenen „Evangelischen Blätter" den lebendig praktischen Glauben an Christus, und bekämpfen den Unglauben in Lehre und Leben. Doch hat auch der Rationalismus, namentlich in den Ostseeprovinzen, weit um sich gegriffen unter Predigern und Laien, wenn er gleich in Schriften wenig hervorgetreten ist, theils weil überhaupt unter den Predigern wenig Theologisches zu Tage gefördert wird, theils wohl auch deshalb, weil alle in Rußland erscheinenden christlichen und kirchlichen Schriften einer Censur nach der Richtschnur der symbolischen Bücher unterworfen sind. Das im Jahr 1832 unter Kaiserl. Sanktion erschienene, durchgängig auf den Lutherischen Symbolen basirte Kirchengesetz (über welches im Januarhefte des vorigen Jahrgangs der Ev. K. Z. ausführlich berichtet worden), verpflichtet alle Prediger und Religionslehrer eidlich auf die Symbole, und verbietet streng, mündlich oder schriftlich Meinungen zu verbreiten, die der Lehre derselben zuwiderlaufen. Der mündlichen Verbreitung rationalistischer Irrlehren kann freilich durch kein Gesetz vorgebeugt werden, wenn dieselben unter den Geistlichen verbreitet sind, und selbst die Consistorien, die das Kirchengesetz handhaben, ihnen mehr oder weniger huldigen. Nur der unverholenen Verbreitung der Neologie ist dadurch ein schwacher Damm gesetzt, der jedoch durch geschmeidige Accommodation an biblische und kirchliche Formen, die der Rationalismus in hohem Maaße versteht, leicht umgangen werden kann. So hat sich denn auch wirklich im vorigen Jahre eine Parthei gegen die oben genannten Vertreter der reinen Bibel- und Kirchenlehre erhoben, die in dem Pastor Girgensohn zu Oppekaln in Livland ihren Vertreter gefunden hat, und unter dem Scheine eines reineren biblischen Christenthums, wie es die Bedürfnisse unserer aufgeklärten Zeit erforderten, einen moderaten Rationalismus oder sogenanntes juste milieu im Glauben zur Herrschaft zu erheben strebt. Diese Oppositionsparthei trat zuerst in einigen Recensionen auf in den von mehreren Professoren herausgegebenen „Dorpater Jahrbüchern für Litteratur, Statistik und Kunst." Schon hieraus läßt sich abnehmen, daß sie auch auf der Dorpater Universität viel Freunde und Anhänger besitzen muß, noch mehr aber daraus, daß unter den Redaktoren dieser Jahrbücher selbst ein Theologe, der im December des vorigen Jahres verstorbene Prof. Walter, ein starker Eiferer für die Hegelsche Philosophie, sich befand. Die beiden ersten Recensionen, von denen die eine die beiden Abhandlungen des Prof. Sartorius über die Lutherische Abendmahlslehre und die Lutherische Lehre von der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo, im ersten Bande der Dörptischen theol. Beiträge, die andere desselben christologische Vorlesungen beurtheilt, sind noch mit vieler Mäßigung geschrieben; viel stärker tritt dagegen der Widerwille gegen das gläubige Bekenntniß des Evangeliums hervor in der dritten, welche die Evangelischen Blätter von Pr. Busch beurtheilt, und einen förmlichen Angriff gegen die Gläubigen enthält; daher denn auch eine Abweisung der gegen diese erhobenen Vorwürfe von einem Laien erfolgte, auf die aber Pastor Girgensohn wiederum weitläuftig geantwortet und besonders seine kirchliche Rechtgläubigkeit zu retten gesucht hat. Die Verfolgung dieses Streites zeigt recht deutlich einerseits, wie selbst da, wo der krasse Rationalismus durch Schriften sich nicht geltend machen darf, das evangelische Christenthum bekämpft werden kann, andererseits, wie diejenige theologische Richtung, die die Mitte zwischen dem entschiedenen Glauben und dem entschiedenen Rationalismus halten will — eine Richtung, die in unseren Tagen, wo man die Leerheit und Nichtigkeit des krassen Rationalismus mehr und mehr einzusehen anfängt, immer mehr Anhänger gewinnt, — statt dem Verfall des kirchlichen Lebens aufzuhelfen und zur Belebung des Glaubens mitzuwirken, nur zur Erhaltung und Förderung des Rationalismus beiträgt. Um dies zu zeigen, wollen wir aus den genannten Recensionen in den Dorpater Jahrbüchern und den durch die Güte eines Freundes uns zugekommenen Schriftchen, die in diesem Streite gewechselt wurden, die Hauptsachen im Auszuge mittheilen und einige Bemerkungen daran knüpfen.

Am deutlichsten tritt die theologische Ansicht dieser Parthei hervor in den Recensionen der Sartoriusschen Schriften. In der ersten (Dorp. Jahrb. B. II. S. 106—125.) läßt Pastor Girgensohn, nachdem er bemerkt hat, daß Dr. Sartorius die ächte Lehre der Lutherischen Kirche für die allein wahre Mitte zwischen allen rechts und links von dem rechten Wege abliegenden Irrthümern und Ketzereien halte, und die Lehre der

symbolischen Bücher nicht bloß im Allgemeinen für die richtige Auffassung der Wahrheit der heiligen Schrift, sondern auch alle die feineren Distinktionen, Definitionen, alle Formeln der symbolisch Lutherischen Dogmatik, für völlig richtige Schlüsse aus den in der richtig erklärten heiligen Schrift gegebenen Prämissen erkläre, die am tiefsten in den Geist derselben einführten, — sich folgendermaßen darüber vernehmen (S. 117 ff.): „Es ist zu bedauern, daß Dr. Sartorius durchaus nur diese Eine Form der Wahrheit gestatten will, und Jedem den Besitz der Wahrheit streitig macht, der sie nicht in dieselben dogmatischen Formeln faßt, wie er. Fängt ja doch diejenige Parthei der Theologen, zu welcher sich Dr. Sartorius bekennt, — die, welche sich in der Ev. K. Z. und in Tholuck's Litterarischem Anzeiger ausspricht, und welcher wir allerdings eine theilweise richtigere Würdigung des altkirchlichen Lehrbegriffs und Entwickelung desselben verdanken — fängt doch selbst diese an einzusehen, daß eben dieser altkirchliche Lehrbegriff in seiner bisherigen systematischen Form, in seiner ganzen Alterthümlichkeit und mit allen seinen Formeln für unsere Zeit nicht mehr passe, fängt sie doch selbst an einzugestehen, daß es eine Form gäbe, welche sich näher (?) an die heilige Schrift anschlösse, indem sie Manches fallen lasse, Anderes anders ausdrücke, und daß es daher Aufgabe unserer Zeit sey, für's Erste sich noch eine bessere biblische Theologie zu bilden." Zum Beweise hiefür beruft Girgensohn sich auf einige Stellen des Litt. Anzeigers (1833, S. 108 u. 378.), wo gesagt wird, daß es Aufgabe unserer Zeit sey, das alte Gebäude der Theologie in neuem Style wieder aufzuführen, und wo grade Dr. Sartorius zu denen gezählt wird, die dies thun, so wie darauf, daß Göschel's Schriften in dem Litt. Anzeiger mit unverholener Freude begrüßt würden, wodurch zu erkennen gegeben werde, daß es an unserer Zeit sey, durch die Spekulation in die Tiefe des Glaubens zu dringen, und fährt dann fort: „Freilich Dr. Sartorius wird sich mit solchen Zugeständnissen nicht so leicht befreunden. Das zeigen nicht nur alle seine Abhandlungen, die ja grade der Vertheidigung des alten Gebäudes in seiner ganzen alten Form (?) gewidmet sind, sondern das zeigt auch die Warnung, welche er gegen denselben Göschel (in der Ev. K. Z. 1833. S. 86 f.) bei der Anzeige von dessen Schrift: Der Monismus des Gedankens, ergehen ließ. Aber eben deshalb müssen wir befürchten, seine in Bestreitung des krassen Rationalismus noch immer sehr zeitgemäßen Schriften seyen doch in der Hinsicht keineswegs unserer Zeit angemessen, als sie dem Wiederaufbau des alten Gebäudes in neuem Style entgegenkämpfen (??), und zwar in einer Art entgegenkämpfen, welche vielleicht nicht ganz von etwas sich selbst Widersprechendem freizusprechen seyn möchte. Denn sein Bestreben richtet sich nicht dahin, zu beweisen, daß das alte Gebäude — um bei dem Gleichnisse zu bleiben — aus den von Gott gegebenen Materialien zusammengesetzt sey, nicht also dahin, das alte System exegetisch zu begründen, wonach doch unsere Zeit offenbar verlangt, sondern vielmehr dahin, die Formeln, Distinktionen, Partitionen u. s. w. desselben dem Verstande näher zu bringen. Während er überall nicht nur behauptet, das System der altlutherischen Dogmatik gebe allein richtig die Lehre der Schrift wieder, sondern auch eben daraus die sich in demselben findenden Unbegreiflichkeiten, das (wenn auch bisweilen der erleuchteten Vernunft nicht, so doch) dem Verstande Unerklärbare in demselben vertheidigt, während er ausruft: Wenn es eine Offenbarung gibt, so muß sie Ungewöhnliches, Außerordentliches, Einziges enthalten; — wendet er doch, freilich oft mit großem Witze und Glück, allein doch auch oft mit wenig Wahl und auch nicht selten unglücklich genug, eine Unzahl von Gleichnissen an, um dieses Ungewöhnliche und Außerordentliche in den Kreis des Gewöhnlichen, jedem Verstande Faßbaren herabzuziehen, und diejenigen menschlichen Formeln, in welche es in dem System gefaßt ist, als die allein dem menschlichen Verstande genügenden darzustellen. Während er der „„Philosophie des natürlichen Menschen,"" d. h. derjenigen, welche ohne das Licht der Offenbarung mit unerleuchteter Vernunft philosophirt, es durchaus abspricht, zur wahren Mitte in Glaubenssachen oder zum rechten Glauben gelangen zu können, sucht er dennoch eben dieser sich in jedem Menschen mehr oder weniger regenden Philosophie das symbolisch orthodoxe System gefällig zu machen, und zwar nicht dadurch, daß er durch philosophische Spekulation (etwa in der Art, wie es die Theologen der Hegelschen Schule versucht haben) die Formeln desselben zu lebendigen Begriffen zu gestalten, oder ihre Nothwendigkeit logisch und psychologisch nachzuweisen, und aus vorausgesetzten Principien das kirchliche System dogmatisch zu construiren trachtet (wie etwa Schleiermacher und Nitzsch), — sondern nur dadurch, daß er mehr äußerlich, die in jenem System gegebenen Formeln jener Philosophie des natürlichen Menschen zum Verständnisse und näher bringen will" u. s. w. u. s. w. — Indeß für die theologische Schule will Past. Girgensohn diese Methode allenfalls noch gelten lassen, nur nicht für die Gemeinde. Dagegen protestirt er noch entschiedener in der Beurtheilung der „populären Vorlesungen über Christi Person und Werk von Dr. Sartorius." Hamb. 1831, in denselben Jahrbüchern a. a. O. S. 296—308. Hier tadelt er S. 300 ff. namentlich, daß Dr. Sartorius das gottselige Geheimniß der Offenbarung Gottes im Fleische (1 Tim. 3, 16.) noch weiter zu enthüllen und namentlich vor Laien zu enthüllen strebe, als es die Schrift thut. „Denn diese entwickele nirgends so genau das Verhältniß der beiden Naturen in Christo, wisse nichts von einer communicatio idiomatum in dem Sinne, wie das System der Dogmatik und mit ihm Sartorius sie aufstelle, fasse nichts in so scharf begränzende Formeln, als es hier geschehe, und überlasse überhaupt diesen ganzen Gegenstand mehr einer gläubigen Ahnung, als daß sie ihn verständlich und begreiflich zu machen suchte. Sie lasse ihn ein gottseliges Geheimniß bleiben, und möge auch der Schule und Wissenschaft keineswegs das Recht abgesprochen werden, sondern ihr unverwehrt bleiben, die Lüftung des Schleiers dieses Geheimnisses zu versuchen, so sey es doch schwerlich gerathen, außerhalb des Kreises der Schule und Wissenschaft, in populären Vorlesungen vor einem, wie das Vorwort sagt — aus Herren und Damen gemischten Publikum, das, was der abstrahirende menschliche Verstand aus den An-

deutungen der Schrift schließen zu müssen geglaubt, und in das System der Dogmatik niedergelegt hat, als unumstößliche Wahrheit darzustellen. Am meisten möchte aber zu bezweifeln seyn, daß eine dem Systeme entnommene und in populäre Sprache übersetzte Darstellung der Lehre von Christi Person und Werk am geeignetsten sey, Laien anzusprechen, und sie für die Person und das Werk des Herrn zu begeistern. Daß Sartorius die Laien in das System selbst einführen, die Sätze desselben ihnen faßlich machen, und sie von der Vollendung der kirchlichen Lehre, wie er sagt, überführen wolle, sey schon zu bedauern; noch mehr aber sey zu bedauern, daß er es in derselben Manier gethan, wie in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen. Eine solche äußerlich erläuternde Darstellung dogmatischer Sätze mit Hülfe von Gleichnissen und Beispielen erscheine als ihres Zweckes verfehlend, und gebe man das Menschenwerk im dogmatischen Systeme in populärer Sprache „„für Herren und Damen"" als unumstößliche Wahrheit wieder, so laufe man grade bei ihnen am meisten Gefahr, statt Überzeugung nur Zweifel zu erwecken. Und hievon abgesehen müßten schon alle die Gleichnisse und Beispiele, die zur ferneren Aufhellung des mysterii incarnationis gebraucht werden, die Laien wiederum irre machen. Um so mehr sey es aber zu verwundern, daß Sartorius solche Gleichnisse und erläuternde Beispiele ganz sorglos wähle, und oft so unglücklich wähle, wie z. B. das sowohl zur Verständigung als zur Versinnlichung der Vereinigung beider Naturen zu Einem Bewußtseyn angeführte Beispiel von zwei Kreisen, welche Einen Mittelpunkt haben, und die noch viel unglücklicher gewählte Hinweisung auf die Verbindung von Leib und Seele in der Person des Menschen zur Verdeutlichung der Verbindung des Sohnes Gottes mit dem Menschen Jesus."

Diese wörtlichen Auszüge werden hinreichen zur Charakterisirung des theologischen Standpunktes des Past. Girgensohn, der, sicherem Vernehmen nach, in Livland für einen der gelehrtesten Theologen gehalten wird. Wörtlich glaubten wir seine etwas breit ausgesponnene Ansicht mittheilen zu müssen, damit Jeder, dem die Quellen, aus welchen wir schöpften, nicht zur Hand seyn sollten, den Grund oder Ungrund unserer Ausstellungen beurtheilen könne. Aus dem Ganzen geht klar hervor, daß Past. Girgensohn das altkirchlich dogmatische System für ungenügend für unsere Zeit hält, und die Vertheidigung desselben als ein Zurückbleiben hinter den wirklichen Anforderungen der neueren Wissenschaft betrachtet. — Ähnliche Behauptungen haben wir schon oft von verschiedenen Seiten her vernommen. Gegen den kirchlich dogmatischen Lehrbegriff erklären sich einerseits alle Theologen, die gewissen philosophischen Schulen so ergeben sind, daß sie Alles für ungenügend und unwissenschaftlich halten, was nicht das Kleid und den Zuschnitt ihrer Schule trägt. So opponiren z. B. die Anhänger der neuesten Zeitphilosophie, der Hegelschen Spekulation, gegen den Supernaturalismus, wie sie das kirchliche System bezeichnen, nicht minder stark, wie gegen den Rationalismus, und wenn sie der Kirchenlehre auch noch die Ehre erweisen, zuzugestehen, daß sie den Inhalt des Glaubens besitze, so gestehen sie ihr doch nicht den Besitz der vollen



Wahrheit zu, weil sie dieselbe nicht in der adäquaten Form, nicht in der Form der Wissenschaft, wie unsere Zeit verlange, besitze, und deshalb ungenügend sey, weil sie sich nur auf dem Gebiete der „schlechten Vorstellung" bewege und es nicht zum Begriff, nicht zur Wissenschaft zu bringen vermöge. Dies ist noch das Urtheil der Gemäßigten; Andere gehen weiter und verwerfen selbst mehrere ganz schriftgemäße Lehren der Kirche. Aber auch den Forderungen der Gemäßigten können wir nicht beipflichten, weil diese Philosophie nicht allein den lebendigen Glaubensinhalt in abstrakte und nicht selten sogar abstruse, für den Laien völlig unverständliche Begriffe und Formeln verknöchert, die Sünde z. B. in eine bloße Abstraktion, die Rechtfertigung durch den Glauben und die Wiedergeburt in eine mit dem Wissen der eigenen Vernunft vollzogene Identität des subjektiven Geistes mit dem absoluten Geiste verkehrt, sondern auch ihren Grundprincipien nach nur dem Idealen, dem Denken und dem Begriff Wahrheit zuerkennend, und das Reale, das Wirkliche, das Leben verkennend, Christum nur als die Wahrheit, nicht zugleich auch als das Leben verehren, das Evangelium nur als göttliche Weisheit zur Belehrung und Erleuchtung der Vernunft, aber nicht auch als lebendige Gotteskraft zur Heiligung des Herzens und zur Beseligung des ganzen Menschen nach Leib, Seele und Geist gelten lassen will. — In direktem Gegensatze gegen diese und jede philosophische Richtung verwerfen andererseits Theologen und gläubige Laien aus einer einseitigen Gefühlsrichtung nicht allein jedes wissenschaftliche Bestreben, den Glauben mit der Vernunft zu erfassen und zu begreifen, weil die spekulirende Vernunft häufig auf Irrwege gerathen ist, sondern erklären sich auch gegen die Kirchenlehre und die Bestrebungen der kirchlichen Dogmatiker, sie mehr und mehr aus- und durchzubilden, weil ihnen jede dogmatische Festsetzung, jede consequente Durchbildung des Glaubens zum dogmatischen Systeme zuwider ist, indem sie meinen, daß der Gläubige einfach bei den Worten der Schrift stehen bleiben, diese nur gläubig annehmen müsse, und nicht sowohl nach Erkenntniß der geoffenbarten Geheimnisse, als einzig nur nach Erneuerung und Heiligung des Lebens zu trachten habe. Auch dieser Widerspruch gegen die kirchliche Dogmatik ist schon wegen seiner Einseitigkeit zurückzuweisen. Wenn auch für viele, wenn selbst für die Mehrheit der Christen der einfältig fromme Glaube genügt, so ist es doch für Viele eben so unabweisbares Bedürfniß, ihren Glauben wissenschaftlich zu begründen, ihn mit den Forderungen der Vernunft und Wissenschaft in Einklang zu bringen; und keine Kirchengemeinschaft kann gedacht werden ohne eine bestimmte Lehre und Lehrnorm, die das Einigungsband ihrer Glieder bildet; keine Kirche kann für die Dauer bestehen, die die Forderungen des wissenschaftlichen Geistes von sich weist, wie die Kirchengeschichte aller Jahrhunderte zur Genüge lehrt. — Außer diesen beiden Richtungen gibt es in unseren Tagen noch eine sehr bedeutende Zahl, vielleicht die Mehrzahl von Theologen, die aus einem ganz anderen Grunde gegen die Kirchenlehre und kirchlichen Symbole protestiren, und die treuen Anhänger derselben der Stabilität und starren Anhänglichkeit an alte und veraltete Dogmen beschul-

digen. Zu diesen gehören eines Theils die Freunde und Verehrer der flachen Verstandesaufklärung, die, so viel sie auch beständig von Fortschreiten in der Wissenschaft und von Perfektion des Christenthums reden, doch hinter den wirklichen Fortschritten aller wahren Wissenschaft weit zurückgeblieben und in ihrem Herz und Gefühl leer lassenden, dürren Rationalismus durchaus imperfektibel geworden sind, und die die Kirchenlehre verwerfen, weil ihnen das Evangelium selbst ein Ärgerniß und eine Thorheit ist; anderen Theils gehören dazu auch Viele, die dem flachen Rationalismus allerdings entsagt haben und auf biblischem Standpunkt nicht bloß zu stehen vorgeben, sondern zum Theil auch wirklich auf demselben stehen, die aber noch zu keiner festen und durchgebildeten theologischen Überzeugung gekommen sind und so sehr sie auch meinen, ihre Zeit erkannt zu haben und mit derselben fortgeschritten zu seyn, doch weder die wahren Forderungen der theologischen Wissenschaft, noch die wahren Bedürfnisse des kirchlichen Lebens erkannt haben, und so entschieden sie einerseits auch gegen den nackten Rationalismus und todten Unglauben sprechen, doch andererseits an der ernsten Predigt und dem entschiedenen Bekenntnisse des Evangeliums so großen Anstoß nehmen, daß sie häufig mit den ordinären Rationalisten gemeinschaftlich gegen die Gläubigen auftreten, und daher statt zum Wiederaufblühen des kirchlichen Lebens mitzuwirken, demselben nur hindernd und störend in den Weg treten.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Brüssel.) (Schluß.) So fand denn am jüngstvergangenen Osterfest eine rührende Feierlichkeit in der Evangelischen Kapelle zu Brüssel statt, wie sie seit den Tagen der Reformation dort nicht erlebt worden. Sechzehn erwachsene Ehrsten, männlichen und weiblichen Geschlechts, die bisher der Römischen Kirche angehört hatten, nahmen an diesem Tage öffentlich an dem unter beiden Gestalten ausgetheilten Abendmahl der Reformirten Kirche Theil. Vorher hielt Prediger Boucher eine Rede über das Abendmahl, sowohl über die Natur dieser christlichen Stiftung, als auch über die Gesinnung, mit welcher man daran Theil nehmen müsse, und widerlegte dabei den Irrthum der Verwandlungslehre vor einem an diesem Tage sehr zahlreichen katholischen Zuhörerkreise. Nach der Rede forderte er die sechzehn neuen Glieder der Reformirten Kirche auf, sich zu erheben, und richtete dann folgende Fragen an sie: „Ob sie ganz freiwillig und bloß von innerer Überzeugung getrieben, zu dem evangelisch-reformirten Glauben, als dem biblischen Christenthum am gemäßesten, sich bekennen, und ob sie, indem sie auf die menschliche Auctorität verzichteten, als einzige Glaubens- und Lebensregel das Wort Gottes, wie es im Alten und Neuen Testamente geoffenbart sey, annehmen wollten, von Herzen wünschend, unter dem Beistand der göttlichen Gnade im Gehorsam des Glaubens an das Evangelium zu leben und zu sterben?“ Wie aus einem Munde ertönte das feierliche Ja. Und nachdem sie als in die Evangelische Kirche Aufgenommene öffentlich erklärt worden, naheten sie sich zum Tische des Herrn, und manche Protestanten, selbst solche, die schon am Morgen beim Deutschen Gottesdienste das Abendmahl des Herrn empfangen hatten, nahten sich, von Liebe zu den neuen Brüdern und zu dem Herrn getrieben, noch einmal jetzt in stiller Abendstunde. Denn der Gottesdienst begann um 6 Uhr und das Abendmahl wurde gleich nachher gegen 7 Uhr ausgetheilt. Die Neubekehrten waren aus dem Handwerks-, Kaufmanns- und Gelehrtenstande; mehrere Ehepaare hatten gemeinschaftlich Verlangen getragen, sich der Evangelischen Kirche anzuschließen, bei anderen war es der Gatte allein, während die Gattin noch ihres Heils gewisser werden wollte, ehe sie diesen Schritt thue, und deshalb noch weiteren Unterricht begehrte. Wirklich wurden am heiligen Pfingstfeste abermals sieben neue Glieder aus der Römischen Kirche in die Evangelische aufgenommen, und noch bereiten sich mehrere auf diesen Schritt vor. Diese Erscheinung ist in diesem Lande um so auffallender, da die Übertretenden durchaus keinen irdischen Vortheil dadurch erlangen können, sondern die reine Überzeugung der Wahrheit sie treibt. Manche aus ihnen haben wirklich von ihren Verwandten Haß, Verachtung und Drohungen zu erfahren gehabt, und Manche setzten sich dem Verluste ihrer Kinder aus. Aber die Liebe zum Herrn ist stark wie der Tod.

Wie stehen diese Bekehrungen ganz anders da, als die von Zeit zu Zeit im Lande vorfallenden Übertritte zur Katholischen Kirche, wo eine Heirath, ein Amt, eine Unterstützung die bewegende Ursache ist, wovon die traurigsten Beispiele angeführt werden könnten. Die schlechtesten Individuen werden aufgenommen, ohne auch nur im geringsten eine sittliche Lebens- und Glaubensänderung zu verlangen und zu erwarten; man begnügt sich mit dem bloßen äußeren Bekenntniß, und rühmt sich dann des Sieges.

Grade ein Jahr nach der Eröffnung der beiden Evangelischen Kapellen wurde auch für die Flamländer und Holländer gesorgt. Diese hatten seit fünf Jahren keinen Gottesdienst in ihrer Sprache, und doch sind viele Holländer nach der Revolution hier geblieben, und unter ihnen manche, die kein Wort oder sehr schlecht Französisch verstehen. Ein angesehener unabhängiger Holländer, dem der Herr vor zehn Jahren die Wunder seiner Gnade aufgethan, und der ein guter Kenner des göttlichen Wortes ist, obgleich kein gelehrter Theologe, hat den vielen Bitten seiner christlichen Freunde nachgegeben, und hält nun seit dem 28. Juni sonntäglich um 2 Uhr eine sehr besuchte Erbauungsstunde in Holländischer Sprache in der Kapelle des Deutschen Predigers. Dieser liebe Bruder, der nun Vielen ein geistiger Segen wird, wohnt erst seit Kurzem in unserer Mitte. So wächst also das Reich Gottes in Brüssel, und selbst der Widerstand, den einige Zuchthausprediger der Austheilung Neuer Testamente unter die Züchtlinge entgegensetzten, wovon wir früher gemeldet haben, hat die weise und tiefer sehende Verwaltung nicht abgehalten, manche auszutheilen. Neuere Berichte melden, daß von den 250 Flamländischen und 250 Französischen Testamenten wirklich 117 der ersteren und 127 der letzteren an Züchtlinge vertheilt sind, und nächstens 33 der einen und 23 der anderen Art als Prämien an jüngere Gefangene ausgetheilt werden sollen. So dürfen wir hoffen, daß auch die übrigen 200 sich noch eine Bahn zu den armen Sündern machen und ihnen das Heil und die Erlösung predigen werden.

Die vor vielen Jahren schon gedruckte Auflage des Flamländischen Testaments von 3,000 Exemplaren ist nun, durch die Bemühungen der Bibelgesellschaft in diesem Jahre, vergriffen, und die Londoner Bibelgesellschaft läßt unter Aufsicht der hiesigen abermals eine Auflage von 3,000 Exemplaren drucken, deren Druck schon begonnen hat. Der Herr will auch hier sein Licht leuchten lassen, wo es vor dreihundert Jahren einmal aufgeleuchtet hatte, und nur mit Gewalt wieder erstickt und ausgelöscht wurde. Aber siehe, der Herr ließ doch noch einen Funken unter der Asche, der nun hervorbricht und zur hellen Flamme werden kann, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon. —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 19. August. № 66.

## Neueste Streitigkeiten und Verhandlungen über die kirchliche Lehre in der Evangelischen Kirche Rußlands.

(Fortsetzung.)

Zu dieser letzten Klasse gehört unter Anderen Pastor Girgensohn. Schon das, was wir oben aus seinen Recensionen mitgetheilt haben, bezeugt hinlänglich, daß er, auf biblischem Grund und Boden stehend, die Schrift als Quelle, Norm und Richtschnur des Glaubens betrachtet. Daher spricht er a. a. O. S. 306. kräftig gegen „jenes Deuteln der Worte der Schrift, welches fast ein charakteristisches Kennzeichen der theologischen Schriften geworden, seitdem ein bewußtes oder unbewußtes Abweichen von der Schriftlehre eingerissen sey, und der Nationalismus die Exegese inficirt habe, und von welchem erst die neueste Zeit zurückzukommen anfange, nachdem der Wächterruf von Männern, zu denen namentlich auch Dr. Sartorius gehöre, die Unwahrheit in solchem Deuteln und in solcher Exegese den Zeitgenossen zum Bewußtseyn gebracht habe," und rühmt, daß Sartorius „die Worte der Schrift nehme, wie sie vorliegen;" ja in seiner, später zu nennenden Schrift über die wahre Geltung der kirchlichen Symbole äußert er selbst, daß wer eins der beiden Grundprincipien unserer Kirche, sey es das materiale, daß wir ohne Verdienst gerechtfertigt werden bloß aus Gnaden, um Christi willen durch den Glauben, oder das formale, daß die heilige Schrift, als die Offenbarung Gottes enthaltend, für jeden Christen unbedingte Norm des Glaubens sey, annihilirte, damit nicht allein von der Evangelischen Kirche, sondern von Christo selbst abfallen würde, — nur in ihrem ganzen Umfange will er die symbolische Kirchenlehre nicht als gültig anerkennen, und den kirchlichen Lehrbegriff nicht mit allen Einzelnheiten festhalten. Dies dünkt ihm ein verkehrtes, mit den Ergebnissen der neueren Spekulation und den Fortschritten der neueren Exegese unvereinbares, und unserer Zeit unangemessenes Streben zu seyn. Er fordert von den Theologen unserer Tage, daß sie mit der Wissenschaft fortschreiten und ihre Resultate sich aneignen sollen, und tadelt, daß Sartorius dies nicht gethan. Demnach sollte man vermuthen, daß Past. Girgensohn selbst mit der Wissenschaft fortgeschritten sey und die Ergebnisse der neuesten Leistungen im Gebiete der Exegese und Spekulation vollkommen sich zu eigen gemacht habe. Indeß keine seiner Abhandlungen bestätigt diese Vermuthung. Sehen wir von der Exegese, die — wie schon aus der bloß referirenden Anzeige der Kleinertschen Untersuchungen über die Bücher Esra und Nehemia bei Gelegenheit der Beurtheilung des ersten Bandes der Dörptischen theol. Beiträge hervorleuchtet — seinem Studienkreise überhaupt ferner zu liegen scheint, ganz ab, und halten uns bloß an die Philosophie, so finden wir nirgends eine sichere Spur, daß er sich mit der neuesten Spekulation durch eigenes Studium bekannt gemacht hat; er scheint sie vielmehr nur vom Hörensagen zu kennen; denn er äußert ja Grundsätze, die im direkten Widerspruche mit ihr stehen. So tadelt er z. B., ganz im Gegensatze gegen das Hegelsche System, welches den Glauben zum Wissen erheben, die Lehren der Offenbarung „denkend begreifen" will, an den Sartoriusschen Abhandlungen, daß sie die kirchliche Lehre „begreiflich" zu machen suchten und will die Mysterien des Christenthums nur als Gegenstände „gläubiger Ahnung" betrachtet wissen. Diese Ansicht erinnert an die Lehrsätze der kritischen Philosophie, über die unsere Zeit weit hinausgeschritten ist. Zwar will Past. Girgensohn den Theologen allenfalls das Recht und die Befugniß noch zugestehen, „den Versuch zu machen, in diese Mysterien einzudringen," aber vor Laien sollen sie nicht enthüllt werden. Allein eine solche exoterische Zurücksetzung der Laien hinter die Theologen streitet nicht minder gegen die Principien der neueren Philosophie, die sogar die Philosophie für identisch mit dem Christenthum erklärt, als gegen die Grundsätze des Protestantismus, weshalb denn auch die Reformatoren sie an dem Katholicismus und Papstthum auf's Heftigste tadelten und bekämpften. — Selbst mit den altkirchlichen dogmatischen Lehrbüchern scheint der Herr Verf. nicht so recht bekannt zu seyn, denn sonst würde ihm der bedeutende Unterschied zwischen der Darstellung und Vertheidigung des kirchlichen Lehrsystems in Sartorius's Abhandlungen und der in den dogmatischen Lehrbüchern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts schwerlich ganz entgangen seyn. Die ältere protestantische Dogmatik scheint er nur aus Hase's Hutterus redivivus studirt zu haben. Wäre er auf die Quellen selbst zurückgegangen und hätte sie verglichen, so würde er gewiß nicht behauptet haben, daß Sartorius das alte kirchliche System „in seiner ganzen altertümlichen Form, mit allen seinen Distinktionen, Definitionen" u. s. w. wieder vortrage. Hätte er z. B. nur die Sartoriussche Entwickelung der Lehre von der communicatio idiomatum verglichen mit den Entwickelungen dieser Lehre bei einem Quenstedt u. A., so würde er die Fortbildung und den Fortschritt erkannt und die Übertreibung gefühlt haben, die in seiner Behauptung liegt, daß Sartorius dem Wiederaufbau des alten dogmatischen Gebäudes in neuem Style entgegenkämpfe. Es ist uns unbegreiflich, wie Girgensohn das, was im Litt. Anzeiger (1833, S. 376 f.) von Tholuck mit Bezug auf die dogmatischen Leistungen des Dr. Sartorius gesagt worden, gegen ihn hat in Anwendung bringen können. Wie es scheint, hat den Herrn Verf. eine Übereilung beschlichen, die aus der Unklarheit seiner eigenen

dogmatischen Ansicht entsprungen ist. Wegen dieser Unklarheit weiß man derselben auch keinen bestimmten wissenschaftlichen Standpunkt anzuweisen. Zu den streng kirchlichen Theologen will Past. Girgensohn nicht gehören, weil diese ihm zu altväterisch erscheinen; aber auch keiner der neueren theologischen Schulen schließt er sich an, und von eigenthümlicher Richtung ist gleichfalls nichts zu merken. Sein Standpunkt ist der einer unbestimmt vermittelnden Richtung, die zwischen den bestimmten Gestaltungen der theologischen Richtungen unklar und unsicher hin- und herschwankt, und wegen dieses unklaren Schwebens am wenigsten geeignet ist, auf die Fortbildung der theologischen Wissenschaft ersprießlich einzuwirken, da sie weit hinter den bestimmteren Entwickelungen derselben zurückgeblieben ist. Wäre er das nicht, so würde er erkannt haben, daß Dr. Sartorius, wie allein schon seine von Girgensohn selber angeführte Beurtheilung des Göschelschen Monismus zeigt, mit den spekulativen Leistungen der neueren Zeit nicht unbekannt ist, daß er aber, ohne sich einer Schule ganz anzuschließen und ihre Sprache zu reden, das Gebäude des kirchlichen Lehrbegriffs nicht nach fremden, von irgend einem philosophischen Systeme entlehnten, sondern nach den in der Schrift und den Symbolen gegebenen Principien zu gründen und aufzuführen sich bestrebt, mit Benutzung alles Gediegenen, was die neuere Wissenschaft zu Tage gefördert hat. Grade dieser Standpunkt aber eignet seine dogmatischen Leistungen ganz vorzüglich zum Wiederaufbau einer wahren kirchlichen Dogmatik und zur Erneuerung des geschwundenen kirchlichen Lebens. —

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Wort über die Feier der Reformation zu Genf, gerichtet an seine Mitbürger von Pfr. L. Gaussen.*)

Theure Mitbürger!

Zum dritten Male werden wir zur Feier der Reformation geladen; die Kirchen Christi sind davon benachrichtigt, ihre Abgesandten begeben sich auf den Weg; wir alle wollen die Erinnerung der großen Ereignisse feiern, welche sich vor drei Jahrhunderten vor den Augen unserer Väter erfüllten, als das Evangelium uns zurückgegeben wurde, als die Bundeslade in unsere Mauern zurückkehrte, als Tausende von unseren Mitbürgern vor Gottes Angesicht vom Tode zum Leben übergingen, und wiederum so viele Blutzeugen unsere Tempel verließen, um auf den Scheiterhaufen Belgiens und Frankreichs das Evangelium unseres Gottes und Heilandes zu verherrlichen.

*) Wir hoffen, daß diese Worte auch für einen größeren Kreis von Lesern von Bedeutung und Interesse seyn werden, wäre es oft nur um der Parallelen willen; wenigstens mehr, als wenn sie von den äußerlichen Veranstaltungen zur Feier (gegen Ende dieses Monats) unterhielten, auf welche die Rede selbst öfters anspielt. Es bildet dieselbe das Vorwort zu einer so eben im Druck erschienenen Predigt des Verfassers: Le Retour de l'arche et le réveil du peuple aux jours de Samuel. (X und 63 S., 8. Paris bei Risler.)



Ihr bereitet das Fest; Ihr wollt der Welt, wollt dem Himmel es sagen, daß seit diesen denkwürdigen Zeiten dreihundert Jahre göttlicher Barmherzigkeit über Euer Vaterland hinweggegangen sind, und daß Ihr dafür dankbar seyd. Fahret also fort, Eure Tempel zu schmücken, schmückt sie mit Tüchern, mit Glasmalereien, schlagt Denkmünzen, übt Euch in heiligen Gesängen, „spielet ihm auf dem Psalter mit zehn Saiten, lobet ihn mit Posaunen, lobet ihn mit hellen Zimbeln," — aber hebt Eure Augen, hebt sie höher, theure Mitbürger! Erlaubt uns, Euch zu beschwören, hebt Eure Herzen höher, als das Jahrhundert, in dem Ihr lebt, und als das Jahrhundert, welches Euch folgen wird; seht auf die Religion mehr als auf das Vaterland, auf Gott und sein Wort mehr als auf die Menschen und Urtheile der Menschen! Das Vaterland wird vergehen, aber die Religion nimmermehr; die Menschen werden verdorren wie Heu und der Wurm wird sie fressen wie Wolle; die Erde selbst wird vergehen, die Himmel werden vergehen, aber das Wort des Herrn nimmermehr. Es ist viel mehr ein himmlisches Ereigniß, als ein irdisches, was wir feiern wollen: das Evangelium der Vergebung, die freudenreiche Botschaft vom Himmelreich, welche seit dreihundert Jahren unserer Stadt zurückgegeben ward und so bis auf uns gekommen ist. Es ist also etwas viel Höheres, als ein Fest des Jahrhunderts; wir feiern eine Wohlthat, welche bald und in alle Ewigkeiten alle Christenseelen Genfs erfreuen soll, und nicht allein diejenigen, welche jetzt unsere Stadt beleben, sondern auch die, welche vor uns darin weilten und gegenwärtig in unseren Friedhöfen schlafen, — von den Gläubigen an, die man während der Predigt Farel's und Calvin's dort niederlegte, bis auf Eure Eltern, wenn sie im Glauben starben, bis auf Euren Vater, Eure Mutter, Euer Weib, Euer Kind, das Ihr gestern noch unter Thränen dort hintrugt. Bereitet also Eure Tempel, aber für Gott; bereitet Eure Tempel, aber die Tempel Eurer Herzen. Und — wenn am Morgen des großen Festes, mit dem Anbruch des Tages, von dem Glockenthurm St. Peters die Töne der Clementia Euch aus allen Euren Wohnungen zur heiligen Feier laden mit derselben Stimme, die unsere Väter, unsere Reformatoren und Märtyrer zum Tische des Herrn rief, und nun drei Jahrhunderte hindurch über ihren Gräbern ertönte — alsdann, theure Mitbürger, möge diese Glocke uns alle in geistiger Erhebung zum ewigen Tempel laden, möge uns erinnern, daß der Tag unseres Lebens nur zwölf Stunden hat, und vielleicht schon die zehnte oder die eilfte geschlagen, und die Frage an uns richten, ob wir auch in jener ewigen Zusammenkunft, welche der irdische Festtag verkündet, eine Stelle haben, ob wir bereit sind für den großen Tag, an dem die Stimme des Erzengels und die Posaunen Gottes statt unserer Kirchenglocke ertönen und jene endlose Jubelfeier beginnen wird, deren Stunden sich nach Ewigkeiten messen werden. Bereitet also auch den Lehrern aus allen Weltgegenden, die schon auf dem Wege zu uns sind, einen freundlichen Empfang in unseren Mauern, treffet die Anstalten zu gastfreundlicher Aufnahme in Euren Wohnungen; erwartet sie zu brüderlichem Mahle; führet sie mit christlicher Freundlichkeit herum an den reizenden Ufern,

wo Gott Euch das Leben schenkte; zeigt ihnen, wie herrlich seine Schöpfung war, und wie schön sie am Rand Eures Sees geblieben ist; erzählt ihnen auch, wie wundervoll Genf seine Unabhängigkeit erhalten hatte, wie gerecht es derselben beraubt worden, wie sie ihr unverdient, aus Gnaden, wiedergeschenkt wurde; und, gleich Israel an seinen Festen, singet vor ihnen, daß der Herr gut ist, und seine Güte ewiglich währet. Aber nach alle dem, fragt sie, höret sie selbst; sie kommen mit einer Sendung von Gott zu uns, bittet sie, dieselbe zu erfüllen. Im Namen Jesu Christi sollen sie drei Jahrhunderte uns vor die Augen stellen; bittet sie, treu zu seyn, bezeuget ihnen vor Gott und dem Herrn Jesu Christo, der da zukünftig ist, zu richten die Lebendigen und die Todten, mit seiner Erscheinung und mit seinem Reich, in unserer Mitte nicht zu vergessen, daß sie Diener des Neuen Testaments sind. Wehe ihnen, wehe, könnten sie an diesem Festtage des Jahrhunderts, in diesen Augenblicken großer Erinnerungen, in die Stadt Calvin's, in die Mitte von vierzigtausend unsterblichen Seelen treten und bei den Gräbern der Reformatoren vorübergehen mit frevelnden Worten, mit leichtsinnigen Gedanken, als handelte es sich hier für sie nur um eine Kirchenparade, eine Lustparthie! Sie müssen sich erinnern, daß ihr Meister an einem Kreuze starb, um die Seelen zu retten, welche ihnen hier in seinem Namen den Empfang bereiten, und daß sie, wenn sie an diesem großen Tage nicht als treue Zeugen des Gekreuzigten die Stadt beträten, nicht rein von unserem Blute sie verlassen würden.

Es gibt im Lebenslauf eines Christen und besonders eines Dieners des Herrn, Tage der Heimsuchung, entscheidende Momente, in denen ein ganzes Leben auf die Probe gestellt, der ganze Mann auf der Wage gewogen wird, um zu wissen, ob man ihn zu leicht erfinde; — sagt ihnen, daß für sie ein solcher Tag gekommen ist. — Während sie Eure Stadt betreten, schlägt die Glocke des Jubiläums drei Jahrhunderte, eine Wolke von Zeugen umringt sie; sie ziehen unter die tönenden Tempelhallen der Reformation, sie wandeln über der Asche Johannes Calvin's und Theodor Beza's! Sagt ihnen, daß diese Asche mit ihnen am Tage des Gerichts erstehen wird und sie verdammen, wenn sie nicht ernst und getreu sind; daß die Kirchen Gottes sie hören; daß Jesus Christus, der Richter der Lebendigen und der Todten, vom Himmel herabschaut, ob sie ihn bekennen werden. Es müssen die Reformatoren in ihrer Person, wenigstens für eine Woche, aus ihren Gräbern steigen und in Genf wieder erscheinen; man muß sie selbst, wenigstens während dieser Tage, vom Geiste und der Kraft jener Männer Gottes beseelt erblicken.

Wohlan, theure Mitbürger! benutzt ihren flüchtigen Aufenthalt, richtet bedeutungsschwere Fragen an sie. Es gibt ohne Zweifel Viele unter ihnen, die fromm und ernster Gesinnung sind: geht zu allen, die Euch so erscheinen, befragt sie über jenes Evangelium, welches die Reformation Euren Vätern zurückgab, über jene Wahrheit, die allein zu retten, allein zu heiligen vermag und nimmer vergeht: sie sollen Euch sagen, welches für ihre Gemeinde die Pfade des ewigen Lebens sind; laßt sie nicht



wieder verreisen, ohne eine klare Antwort erhalten zu haben. Fragt sie zuerst, ob die Meinung erlaubt ist, daß die Glaubensansichten eines Menschen für seine ewige Zukunft ohne Belang seyen, wenn er nur die Liebe Gottes habe, oder richtiger, daß ein Mensch die Liebe Gottes ohne die Erkenntniß Jesu Christi und den Glauben an die Wahrheit könne haben. Fraget sie dann, ob es möglich wäre, daß Ihr durch Jesum Christum gerettet würdet, wenn Ihr es nicht erkenntet, noch fühltet, noch bekenntet, daß Ihr an Euch selbst gerechter Weise und gänzlich verloren seyd. Fraget sie, ob eine Kreatur Euch erlösen und seligmachen konnte, ob es möglich sey, daß Jesus Christus in Euch lebe und Ihr in ihm, ohne daß er für Euch der lebendige und wahre Gott ist. Fraget sie, ob es falsch ist oder wahr, daß Jesus Christus kein nütze und die Gnade verloren sey für Jeden, der durch seine vollbrachten oder zukünftigen Werke vor Gott gerechtfertigt zu werden vermeint. Fraget sie endlich, ob Ihr in Gottes Frieden und Leben eingehen könnet, wenn nicht eine übernatürliche Veränderung in Euch vorging, die dem Menschen unmöglich ist, aber Gott möglich, welcher in den Glaubenden wirkt, und ob diese Veränderung, ohne welche Ihr unumgänglich verloren seyd, in Eurer Seele stattgefunden haben könnte, falls Ihr nichts davon empfunden hättet, falls Ihr sogar ihre Nothwendigkeit und vielleicht selbst ihre Möglichkeit mißkanntet.

Über alle diese bedeutungsschweren Fragen ziehet sie zu Rathe, theure Mitbürger; diejenigen unter ihnen, die Ihr ernst und aufrichtig findet. Vielleicht erhaltet Ihr aus ihrem Munde keine gleichförmige Antwort; wahrscheinlich werdet Ihr verschiedene Lehren vernehmen; aber höret, vergleichet, prüfet Alles.

Die Kirchen von Basel, Waadt, England, Amerika, Schottland, Holland, werden Euch, denke ich, mit einer Stimme schmerzlich die Antwort geben, daß gegenwärtig zu Genf in Betreff dieser wichtigen Fragen unglückselige Irrthümer herrschen. Glaubt ihnen noch nicht auf ihr Wort hin, aber höret! — Die Lehrer der unitarischen Gemeinde, die Gelehrten und Prediger, welche sich die Systeme Socin's, Arius, Pelagius wählten, werden eine ganz entgegengesetzte Sprache führen. Glaubt auch ihnen nicht auf ihr Wort, aber höret! — Die Einen und die Anderen endlich werden einstimmig Euch sagen, daß, wenn Ihr an jene Reformatoren von allen Völkern und Zungen, welche Gott vor dreihundert Jahren auf Erden erweckte, an jene reformirten Nationen, welche damals für ihren Glauben so vielen Kämpfen und Opfern sich unterzogen, und an alle jene Märtyrer, welche die Gefängnisse füllten und in Menge unter Qualen verschieden, an jene Flüchtlinge, von denen die Meisten unter Euch abstammen und die Alles um Christi willen dahintergelassen, dieselben Fragen gerichtet hättet: Bin ich auf dem Wege des ewigen Lebens? — sie alle in gleicher Weise würden geantwortet haben: Nein, du bist nicht auf dem Lebenswege; nein, du kannst nicht Christo angehören, du kannst nicht das Leben haben, wenn du noch dein Verderben verkennst, wenn Jesus Christus für dich nicht Gott ist, wenn du nicht mit Glauben an die Wirksamkeit seines Bluts die neue Geburt aus dem hei-

ligen Geiste suchest! — Doch glaubet auch ihnen noch nicht auf ihr Wort hin.

Glaubt nicht der Auctorität irgend eines Menschen, irgend einer Geistlichkeit, einer Kirche, eines Reformators. Hinweg, völlig hinweg mit ihren Symbolen, ihren Glaubensbekenntnissen, und allen Zeugnissen ihrer Märtyrer, sobald man daraus eine Richtschnur dessen machen will, was geglaubt werden muß, und nicht bloß den einfachen, ehrlichen Ausdruck dessen, was man bereits glaubt.

Aber wir flehen Euch ebenfalls, hütet Euch, in träger Gleichgültigkeit zu verharren, oder in verachtendem, schuldvollem Zweifel. Wahrheit und Seelenheil sind nothwendig auf der einen oder auf der anderen Seite der Frage. Glaubt keinem Menschen, keinem Vereine von Menschen, weder Athanasius, noch Arius, Augustinus, noch Pelagius, weder den Predigern unseres Oratoriums, noch dem Pfarrvereine von Genf, aber vergeßt nicht, daß auf einer der beiden Seiten nothwendig die Wahrheit ist, welche rettet, heiliget und nimmer vergehet, und auf der anderen Seite nothwendig der Irrthum, der die Seelen verderbt, der sie in der Gottentfremdung läßt und dem zukünftigen Zorne preisgibt.

Es waren viel weniger zahlreiche und gewichtige Irrthümer als die, welche jetzt in der Genfer Kirche nothwendig auf der einen oder der anderen Seite sind, um deren willen einst Paulus den Galatern schrieb: „O ihr unverständigen Galater, daß ihr euch abwenden lasset auf ein ander Evangelium! Ich fürchte nur, daß ich nicht vielleicht umsonst habe an euch gearbeitet. Wer hat euch bezaubert, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet? Es sind Etliche, die euch verwirren und wollen das Evangelium Christi verkehren." *) Derselbe Apostel weinte zu Milet im Kreise der Seelenhirten von Ephesus und nahm sie in seiner Bewegung zu Zeugen, daß er rein sey vom Blut ihrer Aller, denn er habe ihnen nichts verhalten, daß er nicht verkündigt habe alle den Rath Gottes. Und warum diese Thränen, diese feierliche Verwahrung? „Weil ich weiß," sagte er, „daß nach meinem Abschiede werden unter euch kommen gräuliche Wölfe — Männer, die da verkehrte Lehren reden, — die der Heerde nicht verschonen werden." **) Derselbe Apostel erklärte den Galatern, daß es Lehren gibt, durch welche Christus kein nütze ist und die Gnade weggeworfen wird. ***)

Ihr seht es, theure Mitbürger! nothwendig sind zu Genf auf der einen oder der anderen Seite Männer, die „das Evangelium verkehren," die „der Wahrheit nicht gehorchen," die „sich abwenden auf ein ander Evangelium;" nothwendig sind zu Genf auf der einen oder der anderen Seite „verkehrte Lehren," welche

*) Vgl. Gal. 1, 6. 7. mit 3, 1. und 4, 11.
**) Apostelgesch. 20, 29. 30.
***) Gal. 5, 2. und 2, 21.



„der Heerde nicht verschonen" und für unsere Seelen (der Väter und Kinder) dasselbe sind, was ein Wolf für die Heerde; Irrthümer, um deren willen der Apostel, wenn er zu unserem Jubiläum käme, Thränen vergießen und feierlich bezeugen würde, daß man, um rein zu seyn von unserem Blute, „wacker seyn müsse und nicht ablassen," „zu verkündigen alle den Rath Gottes." Wenn also, auf der einen oder der anderen Seite, die Seelen verwirrt werden, Jesus Christus kein nütze gemacht, das Evangelium verkehrt, die Heerde verwüstet, die Gnade weggeworfen wird, — was ist zu thun? Man muß um jeden Preis zu entdecken suchen, auf welcher Seite die Wahrheit sey, auf welcher der Irrthum. Man muß mit Leidenschaft danach suchen, — mit der ausdauernden Aufrichtigkeit eines redlichen, sittlichen Herzens; — man muß nicht vergessen, daß wenn die Reformation das Recht freier Prüfung für unverletzlich erklärte, sie ebenfalls auch die Pflicht zu prüfen festgestellt hat, und somit das Verbrechen derjenigen Protestanten, die nicht prüfen, und die Verdammlichkeit derer, die nach der Prüfung Gottes Rathschluß über sie verwerfen, das Evangelium des Friedens zurückstoßen und sich selbst des ewigen Lebens unwürdig erkennen. O, ich bitte Euch also bei Allem, was Euch wichtig und heilig ist, laßt alle Gedanken an Menschen hinweg und ahmet den edeln Beröern nach, die sich, sobald sie den Apostel gehört hatten, an die Schrift wandten und forscheten täglich, ob sich's also hielte. Das Knie im Staube, den Blick zum Himmel, eine Hand auf die Bibel, die andere auf Euerm Gewissen, rufet den heiligen und gerechten Richter an, daß er Euch erkennen lasse, wo die Wahrheit ist, daß er Euch sage, wer recht hat, ob die Reformatoren, die Märtyrer und Flüchtlinge, oder die Lehrer, welche euch etwa die entgegengesetzte Lehre vortragen: „Großer Gott, ist es wahr? sollte der Mensch böse seyn? Bedarf er einer innerlichen, übernatürlichen Veränderung? Salbest du deine Erwählten durch den Glauben? Ist dein Sohn Gott, dein heiliger Geist Gott? Muß ich diesen Geist empfangen, um den Frieden zu erreichen, der mir mangelt und den ich suche?" Ja, so gehet zu dem, der Weisheit zu geben verheißt, gehet mit Glauben! aber ohne Zögern, in Aufrichtigkeit, ohne Euer zu schonen, um rein zu seyn von Eurem Blute; so feiert dieses Jubiläum in Eurem irdischen Vaterlande, Euren Tempeln, Euren Wohnungen, über den Grabhügeln Eurer Väter, — auf daß Ihr am großen Tage des göttlichen Jubelfestes nicht ausgeschlossen werdet, wenn die Todten, erlöst aus Gnaden, aus den Grabhügeln von Plainpalais erstehen, um zu dem Thore des himmlischen Vaterlandes einzuziehen; wenn der Herr selbst kommen, wenn er seine Erwählten aus der Zerstreuung versammeln wird — und es mangelt nicht Einer, — wenn er sie trösten wird, wie ein Vater seine Kinder tröstet, wenn er sie mit Heiligkeit sättigen wird und ihre Häupter mit Frohlocken krönen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 22. August. № 67.

## Neueste Streitigkeiten und Verhandlungen über die kirchliche Lehre in der Evangelischen Kirche Rußlands.

(Fortsetzung.)

Seitdem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Wissenschaft und Glaube mit einander in Zwiespalt und Streit getreten, hat die wahre Theologie die Aufgabe, beide wieder mit einander zu versöhnen. Diese Versöhnung kann aber weder durch einseitig philosophische, noch durch einseitig mystische Richtungen, noch auch durch unbestimmte und unentschiedene Vermittelungs- oder eigentlich Begütigungsversuche, sondern nur durch eine Theologie herbeigeführt werden, die den Ansprüchen der Vernunft und des religiösen Gefühls gleicher Weise entspricht, wie allein das kirchliche System sie bietet, das eben, weil es beide Elemente in sich schließt, bald als scholastisch, bald als mystisch angefochten wird. Selbst die Laien, seitdem sie durch die negative Verstandesaufklärerei aus der einfachen Unmittelbarkeit des kindlichen Glaubens herausgerissen worden, wollen sich nicht mehr mit der bloßen Auctorität der Schrift begnügen, sondern verlangen klare und vernünftig begründete Erkenntniß des Glaubens, damit sie allezeit bereit seyn können zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert ihrer Hoffnung (1 Petr. 3, 15.). Durch des Herrn Gnade hat der Glaube in unseren Tagen wiederum in Vieler Herzen Wurzel gefaßt; aber den Meisten fehlt es an objektiver Erkenntniß, daher denn auch häufig Kopf und Herz noch in Widerspruch mit einander stehen. Dieser Widerspruch, ein Überrest der traurigen Einflüsse des rationalistischen Zeitgeistes, kann nur gehoben werden durch Verbreitung einer Glaubenserkenntniß, die den Glauben, ohne seinen Inhalt in abstrakte Begriffe zu verflüchtigen, in lebendig concreten Formen des vom Geiste der Schrift und Kirche erleuchteten Denkens der Vernunft zum Bewußtseyn bringt. Eine solche Erkenntniß bieten die dogmatischen Schriften des Prof. Sartorius. Mit ungemeiner Klarheit und Bündigkeit des Ausdrucks weiß er durch eine lebendige Fülle von Gleichnissen die übersinnlichen Wahrheiten zu versinnlichen und der Vernunft zur Anschauung zu bringen. Der Tadel dieser Methode, den Past. Girgensohn ausspricht, liefert nur einen neuen Beweis seiner geringen Einsicht. Die getadelte Methode ist ganz dem Geist der Schrift gemäß, die auch stets in Bildern und Gleichnissen redet, und im Reiche der Natur uns die Schatten und Vorbilder des Reiches der Gnade erkennen lehrt. *)

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir uns die starke Opposition des Verf. aus einem — ihm vielleicht selbst unbewußten — Überreste von Nationalismus erklären. Schon die Recensionen der Sartoriusschen Schriften machten diesen Eindruck auf uns; bestärkt, ja zur Gewißheit erhoben wurde unsere Vermuthung, als wir seine Beurtheilung der „Evangelischen Blätter von Prof. Busch" in denselben Dorpater Jahrbüchern (Bd. III. S. 318—338.) lasen. Hier nimmt Past. Girgensohn sich des Rationalismus mit solcher Wärme an, daß man deutlich sieht, wie wenig er vom lebendigen Glauben durchdrungen ist. Namentlich gereicht ihm die ernste Bekämpfung des rationalistischen Unglaubens an dieser ächt evangelischen Zeitschrift so sehr zum Anstoß, daß er S. 322. sogar den Wunsch äußert, „daß das kirchliche Leben seines Vaterlandes sich frei erhalten möge von dem Geiste, welchen diese religiöse Zeitschrift demselben einzuprägen bemüht sey." „Denn diese Polemik" — fährt er fort — „ganz dieselbe, wie sie sich in der Ev. K. Z. und dem Homiletisch-liturgischen Korrespondenzblatt ausspricht, sey so wenig unserer Zeit angemessen, so wenig gerecht, und ermangle so sehr der Liebe, daß sie nur Erbitterung der Gegner hervorrufen, nimmermehr zur wahren Erbauung der Gemeinde dienen, nur die noch Schwankenden abstoßen, und deshalb auch, statt zum Frieden zu führen, nur die bestehende Spaltung und Trennung unheilbar machen könne." — Unserer Zeit sey sie unangemessen oder gänzlich unhistorisch; „denn sie verlange von den Zeitgenossen, was an sich unmöglich sey, nämlich eine sofortige Hinausweisung des Nationalismus aus der Kirche, der Wissenschaft und dem Leben, und die völlige und genaueste Rückkehr zu den Buchstaben der symbolischen Bücher, und bezeichne dabei mit dem Namen Nationalismus nicht bloß jenes platte, ungläubige Räsonniren über Glaubenssätze und jenes dreiste und vage Verwerfen alles dessen, was der Verstand nicht begreift, sondern auch offenbar (??) jede nochmalige Prüfung des orthodoxen Systems nach der biblischen Lehre, wo nur diese Prüfung nicht ganz und wörtlich dasselbe Resultat gibt, welches vom System hingestellt ist und selbst jeden Versuch, durch die Spekulation die Formeln des Systems zu Begriffen zu gestalten." — Statt des faktischen Beleges für diese Behauptungen wird aus dem Register des ersten Bandes der Evangel. Blätter der sehr speciell abgefaßte Artikel: „Rationalismus" abgeschrieben und dann in einem langen und breiten Räsonnement darzuthun versucht, daß der Ra-

*) Vgl. „über die Hermeneutik des Apostels Paulus" in Tholuck's Litt. Anz. 1834 Nr. 31 ff. — Grade die Gleichnisse, die Past. Girgensohn als überaus unglücklich gewählt darstellt, sind alle symbolisch,

vgl. Symbol. Athan. p. 4.; Conc. Form. p. 764 f., 778 f.; und die gleichfalls gerügte Vergleichung des Verhältnisses der Persönlichkeit oder des Selbstbewußtseyns zu der Natur oder dem Wesen mit dem Centrum einer Peripherie, kommt in den neueren philosophischen Schriften öfter vor.

tignalismus nicht etwas so ganz Böses sey, sondern hervorgerufen durch die todte Orthodoxie, in seinem geschichtlichen Anfange wenigstens ganz gerechtfertigt werden könne.

Zur Begründung des anderen Vorwurfes, daß die Polemik der Evang. Blätter ungerecht sey und der Liebe ermangle, greift Past. Girgensohn aus den beiden ersten Jahrgängen dieser Blätter einige der stärksten Aussprüche über das verderbliche Unwesen des Rationalismus heraus, und gründet darauf die Beschuldigung, daß sie „von Anfang bis zu Ende fast unerschöpflich an schmähenden und herabwürdigenden Benennungen des Rationalismus" seyen. Alsdann sucht er die Nationalisten als Kinder ihrer Zeit zu entschuldigen, wirft dem Herausgeber der Evang. Blätter vor, daß er gar keinen Unterschied mache zwischen denen, welche nur flache und nichts nach dem Heiligen fragende Schreier, und gewissenlose, weil nichts sich um das wahre Bedürfniß der sündigen Menschheit kümmernde, Verächter der Kirchenlehre, und denen, welche gewissenhafte und ernste Forscher seyen. Diesen letzteren, die näher charakterisirt werden als solche, „die eben durch das Suchen der Wahrheit auf Zweifel gerathen sind und durch die unlängbaren (?) Mängel des Systems davon abgehalten werden, sich mit ihm vollständig zu befreunden, die sich in ihrem Gewissen gedrungen fühlen, den Glauben nicht bloß von Außen her anzunehmen, sondern ihn an die unwidersprechlichen Ergebnisse der Forschungen der Vernunft, der Forderungen des Selbstbewußtseyns und an die Bedürfnisse des Herzens anzuknüpfen, welche aber das noch nicht annehmen, was ihnen solcher Anknüpfungspunkte zu ermangeln scheint, die selbstständig auf dem Wege der Exegese und Spekulation forschen, und nicht zufrieden damit, bloß nachzusprechen, was die Väter gesprochen haben, ihr Bestreben dahin richten, reiner das Christenthum zu erfassen, als es die Vorzeit erfaßte, es exegetisch und spekulativ fester zu begründen, als es den Vätern gelungen" — den Männern dieser Richtung redet er kräftig das Wort — und das mit vollem Rechte. Wenn er nun aber behauptet, daß die Evang. Blätter auch redliche Forscher dieser Art zu den gemeinen Nationalisten, gegen deren verderbliches Treiben sie kämpfen, zählten, und auch diese „ohne Weiteres gewissenloser Frechheit und der schlechtesten und verwerflichsten Zwecke" bezüchtigten, so hat er — da dieser Vorwurf wiederum auch nicht mit einer einzigen Stelle belegt worden, und überhaupt nicht belegt werden kann — gegen ein selbstgeschaffenes Phantom seiner Einbildungskraft gefochten.

Dasselbe gilt von dem dritten Vorwurfe, der den Evang. Blättern gemacht wird, „daß sie nicht frei von Fanatismus zu sprechen seyen, daß sie nicht bloß auf kirchliche und moralische, sondern auch auf politische Vernichtung der Gegner ausgehen, daß sie es absichtlich auf politische Verdächtigung der mit dem Namen Rationalismus bezeichneten Geistesrichtung anlegten." Wir wollen seine eigenen Worte hersetzen. „Mag es entschuldigt werden können" — sagt Past. Girgensohn — „wenn dieses Zeitblatt im Unwillen darüber, was der fehlerhafte Rationalismus Übles in der Kirche wirkte, auf seine historischen Rechtfertigungsgründe weiter keine Rücksicht nimmt, mag es auch



noch zu entschuldigen seyn, wenn dieser Unwille es verleitet, überall nur bösen Willen zu sehen, wo Andere Irrthum, oder selbst ein erlaubtes, ja pflichtmäßiges Bestreben sehen, das kirchliche System der rein biblischen Lehre adäquater zu machen, und es mit den Forschungen einer gesunden Philosophie in Harmonie zu bringen: wie soll man aber das entschuldigen, wenn hier die Nationalisten, ohne daß einmal deutlich bezeichnet wäre, wer denn diese eigentlich sind, und bei offenbaren Zeichen, daß dieses Wort als Schmähwort in viel zu weiter Bedeutung gebraucht ist, überall als unwürdig des Schutzes des Staates, als Empörung gegen das Oberhaupt und gegen die Ruhe und Sicherheit des Staates beabsichtigend und bewirkend dargestellt werden? Ist das zu entschuldigen, wenn hier, nachdem fortwährend darüber geklagt ist, daß auch „„bei uns häufig"" der Rationalismus sich zeige und äußere; daß auch „„unser Land solch argen Geistes voll gewesen und zum Theil noch sey;"" daß „„jeder rechtschaffene Christ dieses Landes, der sich nicht blauen Dunst vormachen lasse, wisse, daß auch zu den armen Letten und Esthen das alle Bande göttlicher und menschlicher Ordnung, wenn auch häufig allmählig, doch nur um so sicherer lösende Gift neologischer Irrlehre gedrungen sey;"" daß auch „„in diesen theuern Provinzen der Unglaube so lange und noch vor nicht Langem das große Wort geführt habe"" — wenn nach solchen Klagen in die Welt hinausgerufen wird, daß eben dieser Rationalismus jegliches Band zwischen Obrigkeit und Unterthanen löse, die von Gott eingesetzten Regenten von ihren Thronen reißen wolle, der Grund aller Empörungen, welche die neueste Zeit erlebt hat, sey, und, wo man ihn noch dulden werde, unfehlbar überall die Völker gegen die Regenten aufregen werde: heißt das nicht Mißtrauen bei der Obrigkeit gegen die Unterthanen erwecken wollen? heißt das nicht den Arm der Gewalt anrufen gegen Geistesrichtungen in der Wissenschaft (!)? heißt das nicht zu Maaßregeln der Strenge auffordern gegen diejenigen, die nicht dieselben Ansichten von der Glaubenslehre haben, wie der Herausgeber, und sie politisch vernichten wollen? — Sollen die Zeiten wiederkehren, in denen die Inquisition ihre Auto da Fe's beging, in denen Hetzer und Servet, Gentilis und Crell geköpft oder verbrannt wurden? Oder sollen sie sich wiederholen, alle jene Scenen, in denen Osiandristen, Adiaphoristen, Synergisten, Philippisten, Kryptocalvinisten, oder wie sie sonst hießen oder jetzt heißen mögen in Hamburg, Bremen, Jena, Wittenberg, Königsberg oder wo sonst noch, eingekerkert, abgesetzt, verbannt wurden?" u. s. w. u. s. w. — —

Genug der Deklamationen! — Wir finden hier dieselben Klagen und Beschuldigungen, die der Ev. K. Z. von Nationalisten und Semirationalisten schon oft genug gemacht worden sind. Das Streben nach Entschiedenheit des Glaubens wird als zelotisches Eifern verschrieen, die Bekämpfung des Unglaubens als fanatische Polemik gegen Geistesrichtungen der Wissenschaft verhorrescirt, die Verkündigung und Vertheidigung der wahren Bibel- und Kirchenlehre als absichtliche Verkennung und Verachtung der Fortschritte unserer aufgeklärten Zeit, als blindes Hangen an der Auctorität der Altvordern, als starres Kleben

am Buchstaben der Symbole, angefeindet. Solche Äußerungen befremden uns auch gar nicht im Munde derjenigen, die sich vom Glauben der Schrift und Evangelischen Kirche völlig losgesagt haben und nur bemüht sind, die treuen Bekenner desselben in den Augen der Welt zu verdächtigen, damit ihr Unglaube nicht in üblen Ruf komme; wohl aber befremden sie im Munde derjenigen, die dem biblischen Glauben huldigen, an einen Erlöser von Sünde und Tod glauben, und Jesum Christum als Sohn Gottes und Heiland und Versöhner der gefallenen Menschheit mit Gott verehren wollen. Diesen möchten wir dringend an das Herz legen, zu bedenken, was sie thun, wenn sie den Gegnern des Glaubens sich gleichstellen und mit ihnen fast um die Wette eifern gegen die, welche, eingedenk der Worte Christi: Niemand kann zweien Herren dienen — ihr könnt nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen (Matth. 6, 24 ) — wer nicht für mich ist, der ist wider mich (Luc. 11, 23.), den seligmachenden Glauben mit Wärme und Ernst durch Wort und Schrift verkündigen. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, den Frieden zu bringen auf Erden — spricht der Herr. — Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt (Matth. 10, 34.). Der Gläubige muß kämpfen mit dem zweischneidigen Schwerdte des Wortes Gottes (Hebr. 4, 12.) gegen den Unglauben der ungöttlichen Welt, und die Kirche Christi kann auf Erden nur als ecclesia militans sich erhalten. — Der kirchliche Friede ist gewiß ein unschätzbares Gut! Wer möchte ihn nicht von ganzem Herzen wünschen! Aber wie soll man Friede, Friede rufen, da doch kein Friede ist? (Jer. 6, 14 ) — Wenn es gilt, den kirchlichen Frieden mit Aufopferung des Glaubens, durch Anbequemung an die Welt und ihre eitlen Lüste und Begierden zu erkaufen, da wäre es Verrath an dem Herrn, Verläugnung des höchsten und beseligendsten Gutes, wenn der Christ mit der Welt Frieden schließen, wenn er den Kampf gegen den Unglauben aufgeben wollte, um die Freundschaft und den Beifall der Welt zu erhalten. — Ganz im Geiste der ordinären Nationalisten eifert Past. Girgensohn hier gegen den Glauben, der in den Evang. Blättern verkündigt wird, und ganz in ihrer Manier macht er denselben den Vorwurf, daß sie darauf ausgingen, „das Christenthum in den Köpfen und Systemen unserer Zeit ganz zu der Gestalt zurückzubilden, die es in den Köpfen und Systemen der Reformatoren und der ihrem Zeitalter zunächst stehenden Theologen hatte. Wir können kaum glauben, daß der Herr Verf. wirklich so unbewandert in der Theologie sey, daß er ein solches Urtheil aus fester Überzeugung habe fällen können. Sollte er aber in der That so unbekannt mit dem Scholasticismus des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts seyn, daß er wirklich der Meinung ist, die Evang. Blätter repristinirten denselben — da sie doch nur den biblischen Glauben zu renoviren und das kirchliche Leben zu regeneriren streben, — so wollen wir ihn bitten, erst mit der Theologie und den dogmatischen Systemen jener Zeit sich vertrauter zu machen, bevor er über die evangelischen Bestrebungen unserer Tage aburtheilt, und vorläufig ihn nur auf das Urtheil verweisen, welches in Rheinwald's Repertorium, in dem gewiß kein zu strenges Halten an und kein



zu ernstes Dringen auf kirchliche Orthodoxie herrscht, über die Evang. Blätter gefällt wird. Hier wird (Bd. VII. Nr. 9. S. 140.) gesagt: „Diese Zeitschrift führt ihren Titel mit Recht. Ihre Tendenz ist durchaus evangelisch, und sie gibt einen Beweis dafür ab, wie der alte symbolische Glaube zwar die Fortschritte neuerer Theologie in sich aufnehmen kann, wie sie ihm aber nur zur Läuterung dienen, ohne seinen Grundstoff zu zersetzen." Wie contrastirt dieses Urtheil mit dem Urtheil des Past. Girgensohn, daß die Evang. Blätter „dem Glauben ganz dieselbe Form geben wollten, welche ihm die ehrwürdigen Urheber und Altvordern unserer Kirche gegeben haben, die noch nichts von dem gesteigerten Leben in der biblischen Forschung und theologischen Spekulation erlebt hätten!" — Wir erklären uns solche Urtheile aus seiner Vorliebe für den Rationalismus. Diese hat ihn in dieser Recension so ganz übernommen, daß er bei seiner Beurtheilung in denselben Fehler eines ungerechten, lieblosen, ja fanatischen Eifers fällt, den er an den Evang. Blättern rügen will. Herr Girgensohn liefert hiemit einen neuen faktischen Beweis für die schon öfter gemachte Erfahrung, daß die sogenannten Moderaten nicht selten auch in zelotisches Eifern fallen können. Nicht allein die größten Übertreibungen läßt Past. Girgensohn sich hier zu Schulden kommen, sondern auch ganz grundlose Behauptungen stellt er auf, ohne einen Schatten von Beweis dafür zu geben. Dahin gehört z. B. die mehrmals wiederkehrende Behauptung, daß die Evang. Blätter das Bestreben redlicher Gemüther, das kirchliche System nicht blindlings anzunehmen, sondern mit den wahren Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen und mit den Forderungen des Selbstbewußtseyns und den Bedürfnissen des Herzens in Einklang zu bringen, — „als gewissenlose Frechheit und verwerflichen Unglauben," bekämpften. Wo findet sich wohl in den Evang. Blättern ein Ausspruch dieser Art? Wo wird wohl der Arm der Obrigkeit gegen solche Geistesrichtungen aufgerufen? Wo wird überhaupt nur der Wunsch geäußert, daß die Obrigkeit gegen die frechen Rationalisten einschreiten solle, deren Treiben doch Girgensohn selbst als Verderben bringend bezeichnet? Ist je von politischer Vernichtung der Gegner die Rede? — Die ganze letzte, den Evang. Blättern gemachte Beschuldigung ist eine — wir möchten sagen — hämische Consequenzmacherei. Aus zwei dicken Quartbänden von zusammen circa 1,100 Seiten werden sechs bis acht aus dem Zusammenhange gerissene Stellen zusammengestellt, und auf sie, die als zum Beweise angeführt, offenbar die stärksten ihrer Art sind, der Vorwurf gebaut, daß die Evang. Blätter „fortwährend" und „überall" den Rationalismus als staatsgefährlich, aufrührerisch und empörungssüchtig deklarirten, und dieser Vorwurf wird dann mit allem Kraftaufwande rhetorischer Deklamation und oratorischer Exaggeration vorgetragen! — ein Vorwurf, der ganz geeignet ist, die ganze Masse der Rationalisten gegen den Herausgeber dieser Blätter in Harnisch zu bringen und ihn als böswilligen Verläumder der Unterthanentreue ganzer Provinzen verdächtig zu machen. — Ganz davon absehend, daß die meisten der zum Beweise angeführten Stellen nicht einmal vom Rationalismus speciell,

sondern überhaupt vom Unglauben handeln, fragen wir nur, mit welchem Rechte Stellen, die in ganz verschiedenem Zusammenhange vorkommen, zusammengetragen, und dann aus dieser Zusammenstellung eine Consequenz gezogen werden darf, die der Verf. selbst nicht gezogen hat? — Selbst wenn diese Consequenz logisch richtig gefolgert werde, dürfte sie ein Anderer dem Herausgeber nicht aufbürden, da es hinreichend bekannt ist, wie sehr die Logik des gewöhnlichen Lebens oft verschieden ist von der Logik des schulgerechten Denkens. Wie wenige Menschen sind in ihren Grundsätzen so consequent, daß sie alle ihre Gedanken zu realisiren trachten? Wie wenige sind sich auch selber nur aller der Consequenzen bewußt, zu welchen einzelne Meinungen und Ansichten, die sie hegen, führen könnten und würden? Eine solche Consequenzmacherei ermangelt daher der christlichen Liebe durchaus; sie wird aber um so ungerechter und liebloser, wenn sie nicht einmal logisch richtig gefolgert ist, wie hier der Fall ist. Girgensohn nämlich gibt selbst zu, daß Irreligiosität mit eine der Hauptursachen der Empörungen unserer Zeit gewesen, — wir meinen, die alleinige Haupt- und Grundursache derselben, denn alle sonst angeführten Ursachen berechtigen nicht dazu, sich gegen den von Gott gegebenen Herrscher zu empören, der Christ soll auch der wunderlichen Obrigkeit gehorchen um des Herrn willen; — er stellt auch nicht in Abrede, daß es unter den Rationalisten flache, nichts nach dem Heiligen fragende Schreier und gewissenlose Verächter der Kirchenlehre gegeben, und gewiß auch noch gibt; nach welcher Logik folgt nun aus dem Satze: der rationalistische Unglaube löse das Band zwischen Obrigkeit und Unterthanen und sey der Grund aller Empörungen, der Schluß, daß alle Rationalisten, auch die (mit Unrecht so bezeichneten) Anhänger derjenigen Geistesrichtung, die „noch Sinn für Religion, noch Sinn für die Wahrheiten des Christenthums, aber nur eine unzulängliche oder von der Kirchenlehre abweichende Ansicht vom Christenthum" habe, staatsgefährlich und zur Empörung geneigt seyen? Nach welcher Logik folgt aus den Prämissen: der rationalistische Unglaube ist der Grund aller Empörungen,*) und: der Rationalismus ist auch in unsere Provinzen eingedrungen, der Schluß: also sind alle Rationalisten dieser Provinzen schlechte, treulose Unterthanen? Mit welchem Recht darf also demjenigen, der das Erste behauptet, auch das Zweite zugemuthet werden? —

Wir wunderten uns, als wir diese unwissenschaftliche und dabei so leidenschaftliche Recension lasen, sehr darüber, daß die Redaktoren der Dorpater Jahrbücher die Achtung für Collegialität so ganz aus den Augen setzten, daß sie einen so harten

*) Man übersehe nicht, daß in den Stellen aus den Evang. Blättern, welche Girgensohn als Prämissen bei seiner Argumentation gebraucht, promiscue vom Unglauben und vom Rationalismus die Rede ist, daß mithin beide Begriffe identisch gebraucht sind, und nicht an wissenschaftliche Forschungen, sondern nur an den krassen Rationalismus gedacht werden kann, während Girgensohn bei seinen daraus gezogenen Folgerungen auch redliche wahrheitliebende Forscher unter den Begriff des Rationalismus subsumirt.



Angriff auf einen ihrer Collegen aufnahmen und ihn dadurch gewissermaßen guthießen. Dies um so mehr, da unter den Herausgebern damals noch ein Theologe war, von dem man doch erwarten konnte, daß er die Unwissenschaftlichkeit und Haltlosigkeit einer solchen Arbeit zu beurtheilen im Stande war. Die Ausnahme dieser Recension gibt wenigstens kein gutes Vorurtheil für den in diesen Jahrbüchern herrschenden Geist. — Wie man uns berichtet, soll Past. Girgensohn übrigens mit diesen Recensionen großen Beifall unter den rationalistischen Predigern der Ostseeprovinzen eingeerndtet haben. Doch kann dieser Beifall wohl schwerlich allgemein gewesen seyn. Denn bald darauf erschien zu St. Petersburg: Ein Wort liebevoller Erwiederung an Herrn Past. Chr. Heinr. O. Girgensohn auf seine in die Dorpater Jahrbücher eingerückte Beurtheilung der Evang. Blätter von Dr. Heinr. Blumenthal, Prof. der Medicin zu Charkow."

Der Verfasser, ein gläubiger Laie, prüft „nicht vom Standpunkte der Theologie, sondern einzig und allein vom Standpunkte des kindlichen Christenglaubens" die schon erwähnten drei Vorwürfe, nämlich, daß die Polemik der Evang. Blätter 1. unserer Zeit unangemessen, 2. ungerecht und der Liebe ermangelnd, 3. nicht frei von Fanatismus zu sprechen sey, und beleuchtet sie von diesem Standpunkte aus recht gut. Gegen den ersten Vorwurf bemerkt er, daß wenn auch die Theologie eines steten Fortschrittes bedürfe, und in unseren Tagen vielleicht ganz anders behandelt seyn wolle, als in den früheren Jahrhunderten, doch das Christenthum eines solchen Fortschritts weder bedürftig noch fähig sey. Das von den Reformatoren unter dem Schutte schnöder Menschensatzungen hervorgezogene, und, um jeder willkührlichen Deutung und abermaligen Verdunkelung des göttlichen Wortes durch frömmelndes oder klügelndes Menschenwerk für immer zu steuern, in feststehende Symbole gefaßte Bibelwort, das funfzehnhundert Jahre gegolten und seine Bekenner selig gemacht, könne unmöglich in den letzten drei Jahrhunderten so veraltet seyn, daß es den Christen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr genüge. Das Evangelium, das seit achtzehnhundert Jahren der Welt zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohle gepredigt worden, müsse ganz so in seiner unveränderten Gestalt auf Erden fortgepredigt werden, so lange Menschen auf ihr leben. Zwar meine der Rationalismus, daß die symbolischen Bücher der Evangelischen Kirche, die dieses Evangelium rein und lauter enthalten, unserer Zeit unangemessen seyen, weil ihm das Evangelium der Apostel und Reformatoren nicht zusagt, und er für das aufgeklärte Zeitalter, das ihn gebar, auch ein aufgeklärtes Evangelium fordert, aber sein Urtheil stehe geschrieben Gal. 1, 8. 9., und eben deshalb dürfe er in Kirche und Leben nicht gelitten, sondern müsse hinausgewiesen werden, weil er jedem kindlich gläubigen Christen sein heiligstes Kleinod zu rauben drohe. Die Evang. Blätter verdienten daher nicht den Tadel, sondern den Dank eines jeden Christen, weil sie mit inniger Glaubenswärme diesen Feind der Wahrheit in dem Gebiete des praktischen Christenthums bekämpften. (Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 26. August. № 68.

## Neueste Streitigkeiten und Verhandlungen über die kirchliche Lehre in der Evangelischen Kirche Rußlands.

(Fortsetzung.)

Eine Abweichung in Nebendingen werde gewiß, wenn nur der ächte Grund des Glaubens treu festgehalten werde, von keinem gläubigen Christen, auch nicht von dem Herausgeber der Evang. Blätter für rationalistisch angesehen, aber das geringste Abweichen von den Grundwahrheiten des Christenthums müsse pflichtmäßig mit derselben Strenge zurückgewiesen werden, als der unverholen ausgesprochene Nationalismus, weil nach dem Worte der Schrift „ein wenig Sauerteig" schnell die ganze Masse durchsäure und also ein geringer Irrthum sehr bald zu größeren führen werde. — Daß der Nationalismus — wie Girgensohn behaupte — einen negativen Nutzen habe und die christliche Duldung für ihn in Anspruch genommen werden dürfe, weil der Herr aus weisen Absichten diese Zeitrichtung solchen Fortgang habe gewinnen lassen, könne man gerne zugestehen, aber dies dürfe uns nicht der Verpflichtung entbinden, das Böse zu bekämpfen, wo und wann es sich nur zeige. Alle Irrlehren mögen ihren negativen Nutzen gehabt haben, insofern sie die Gläubigen zu einer ernsten Reaktion gegen das eingerissene Verderben anfeuerten und eben dadurch zu ihrer eigenen Bekämpfung und Ausrottung beitrugen; wären sie aber nicht bekämpft und mit heiligem Ernste bekämpft worden, so hätten sie auch diesen negativen Nutzen niemals wirken können, und so sey ja eben der jetzt wach gewordene, eifrige Kampf gegen den Rationalismus das vom Herrn der Kirche bezweckte Gute, das negativ aus dieser falschen Geistesrichtung hervorgehen sollte. Wer also diesen Kampf aus der angegebenen Ursache tadelnswerth finde, der müsse folgerecht auch die Kämpfe der Reformatoren gegen die eingerissenen Mißbräuche des Papstthums — die ja auch vom Herrn der Kirche zugelassen waren — tadelnswerth finden.

Gegen den zweiten Vorwurf bemerkt Dr. Blumenthal: Für Irrende Liebe und Nachsicht fordern, und sie der Fürbitte würdiger achten als der Schmähung, werde gewiß jedes christliche Gemüth beifallswürdig finden, namentlich bei solchen Zweiflern, die aufrichtig nach der Wahrheit ringen und in ihren Kämpfen mit liebender Schonung unterstützt seyn wollen. Aber auch die frechen und böswilligen Läugner der göttlichen Wahrheit — wenn gleich ihr Thun mit Strenge gerügt werden müsse — dürfen doch keineswegs mit Spott und Lästerung angegriffen werden. Dieser Vorwurf treffe aber auch die Evang. Blätter nicht, weil ihre Polemik nie gegen Personen, sondern nur gegen die Sache gerichtet gewesen. Und wenn liebevolle Behandlung der Irrenden heilige Christenpflicht sey, so könne doch der Irrthum selbst auf keine solche Duldung Anspruch machen, sondern müsse in seiner ganzen Abscheulichkeit und Gefährlichkeit dargestellt werden, damit wenigstens jedes noch unentschiedene Gemüth vor dem grausen Abgrund des Verderbens zurückschaudere, und sich inniger und fester an den Fels alles Heils wieder anschließe, den ihm der Irrthum eben zu rauben drohte. Auch dürfe die christliche Polemik keinen Unterschied machen zwischen vollendeten Nationalisten und den Gemäßigteren dieser Geistesrichtung, denn auch der gemäßigtste Nationalist sey schon vom Wege der positiven Wahrheit abgewichen, und sein System, sey es noch so gemäßigt, enthalte doch schon das Element des vollendeten Nationalismus in sich, nämlich die geoffenbarte, positive, göttliche Wahrheit nicht kindlich anzunehmen, sondern sie der Beurtheilung des klügelnden Verstandes unterwerfen, und dann nur mit Modifikationen, Einschränkungen u. s. w annehmen zu wollen; der aufrichtige Jünger Jesu warne gewissenhaft vor solchem Truge, und das um so mehr, wenn er aus eigener Erfahrung wisse, wie elend und jämmerlich diese kleineren und größeren Abwege des Truges sind. Aber dieses gewissenhafte Warnen, dieses ernste Rügen des Irrthums quelle wahrlich nicht aus einem lieblosen Herzen, sondern sey Ausdruck des innig gehegten und dem Herrn oft in heißen Gebeten vorgetragenen Wunsches, daß doch Alle, Alle Heil und Segen für Zeit und Ewigkeit aus dem reichen Borne des Lebens schöpfen möchten, der in Jesu Christo jedem Gläubigen aufgeschlossen ist.

Auf den dritten Vorwurf endlich erwiedert Dr. Blumenthal: Meine der Herr Pastor mit seinem Vorwurfe der politischen Vernichtung eine Verfolgung der Irrenden, die sie von allen bürgerlichen Rechten ausschließe, so thue er dem Herausgeber und den Mitarbeitern an den Evang. Blättern großes Unrecht. Verstehe er aber darunter eine obrigkeitliche Aufsicht, daß der Irrthum weder durch Lehre noch durch Schrift weiter verbreitet werden könne, so sey dies vollkommen zu billigen; aber auf eine solche Beschränkung des Nationalismus brauchten die Evang. Blätter gar nicht erst aufmerksam zu machen, da die Regierung es schon faktisch bewiesen habe, wie sehr sie eine solche Beschränkung des Nationalismus im Interesse der Völker zu seyn glaube, indem sie jeden Prediger vor der Einsetzung in's Amt beeidigen lasse, den auf die heilige Schrift basirten, symbolischen Büchern conform zu lehren. „Ich glaube" — fährt Blumenthal fort — „jedes christliche Gemüth wird diese weise Verordnung der Regierung, die solcher Gestalt jeder Irrlehre den Eintritt in Kirche und Leben verwehren soll, gewiß mit

dankbarem Herzen anerkennen, — denn wenn auch Gewissensfreiheit Jedwedem zugestanden werden kann und muß, so ist doch eine unbedingte Lehr- und Preßfreiheit im höchsten Grade verderblich, und kann nur von den Freiheitsschwindlern frivoler Völker für ein wünschenswerthes Gut angesehen und im blinden Wahne als ein ihnen zustehendes Recht gefordert werden. Ich appellire hiebei an Ihr eigenes Herz! Sie sind Prediger und somit auch Seelsorger, und ich habe vollen Grund zu glauben, daß Ihnen das Heil Ihrer Gemeindeglieder in allem Ernste am Herzen liegt. Was würden Sie nun thun, Herr Pastor, wenn in Ihrer Gemeinde freche Irrlehrer aufstünden, welche die Ihrer Fürsorge anvertrauten Seelen von der Einfalt in Christo abwendeten und Zerrüttung anrichteten? Würden Sie nicht, nach wiederholten fruchtlosen Ermahnungen, endlich den Schutz der Obrigkeit anrufen, um jene Irrlehrer, wenn gleich nicht „„politisch zu vernichten,““ so doch in ihrem verderblichen Thun aufzuhalten und jeden möglichen Schaden gläubiger Seelen kräftigst zu verhindern? Ohne Zweifel, denn Toleranz wäre in solchem Falle nicht christliche Liebe, sondern Verrath an allen gläubigen Seelen! Aber es scheint, daß Sie den Rationalismus für so verderblich nicht halten. Sie wollen es nicht zugeben, daß er „„jegliches Band zwischen Obrigkeit und Unterthanen löse,““ daß er „„der Grund aller Empörungen, welche die neueste Zeit erlebt hat, sey““ u. s. w. — Aber, theuerster Herr Pastor, wenn der Mensch die heilsame Schranke des gehorsamen Glaubens gegen Gott erst frech überschritten hat, sagen Sie, welche Garantie wollen Sie dann noch der weltlichen Obrigkeit geben, daß er nicht, sobald nur sein selbstisches Interesse es fordert, auch das in seinem Herzen bereits schon locker gewordene Band zerreiße, welches ihn äußerlich noch an jene bindet? Er hat ja, nach Verläugnung des kindlichen Glaubens, nur noch sein Ich, das ihm sein Gott und sein Alles ist, und dem er mit consequenter Selbstsucht die heiligsten Verhältnisse aufopfern wird, sobald er nur äußere Gelegenheit und Macht dazu findet. — Und werfen Sie doch einen unpartheiisch forschenden Blick auf die Geschichte der letzten fünf Decennien, — welche Saat und welche Früchte werden Sie da gewahr!! — Klagen Sie ja nicht die äußeren erregenden Umstände an, welche die frevelhafte Reaktion der Völker gegen ihre von Gott eingesetzte Obrigkeit vielleicht gelegentlich entzündeten, — der Funke hätte nimmer zünden können, wenn er nicht in den Gemüthern den bereiteten Zunder gefunden hätte, der eben an den sengenden Strahlen des Rationalismus zum Feuer fangenden Stoffe ausgeglüht war, — so wie jede äußere krank machende Ursache nur dann Krankheit zu erregen im Stande ist, wenn sie im Organismus die entsprechende Anlage vorfindet! — Daß aber noch hie und da, wo gleichwohl Häupter des Rationalismus ihre verderblichen Lehren frei und unverholen ausbreiten, die Empörung nicht erfolgt ist, wollen wir nur dem Herrn danken, der da Geduld hat und nicht will, daß irgend Jemand verloren gehe, sondern mit Langmuth harrt, ob der Sünder sich nicht bekehren und Buße thun werde! Und — könnten wir nur überall in die innerste Tiefe der Herzen schauen, wer weiß, was für Resultate wir dann in so manchen Landen erhalten würden! Auch Selbstsucht kann pünktlichen Gehorsam leisten, weil dieser bürgerliche Vortheile schafft, wenn gleich in des Herzens unbelauschter Tiefe schon treulose Gesinnungen walten; und gewiß, wer einmal aus dem kindlichen Verhältnisse zu Gott getreten ist, der kann auch — das behaupte ich dreist — seiner Obrigkeit nur solchen äußeren Gehorsam leisten, der zwar der Welt genügt und genügen muß, den aber der Herzenskündiger anders richtet!“ —



Beherzigenswerthe Wahrheit aus dem Munde eines Laien! Treffend ist hier vom Standpunkte des einfachen Christenglaubens die jenen Vorwürfen des Past. Girgensohn zu Grunde liegende Gesinnung aufgedeckt und das Unbiblische derselben nachgewiesen. Indeß, da der Verf. eben nur die Gesinnung beleuchtete, und sich nicht auf die Dialektik seines Gegners einließ, so blieb diesem Raum genug, seine in einer gewissen schwebenden Unbestimmtheit gehaltenen Vorwürfe als unwiderlegt rechtfertigen zu können. Past. Girgensohn hatte sich zwar des Rationalismus wie eines lieben Schoßkindes angenommen, aber doch nicht mit klaren Worten gesagt, daß er ihn vertheidige, im Gegentheil den frivolen Rationalismus verworfen und hauptsächlich nur dagegen protestirt, daß in den Evang. Blättern kein Unterschied gemacht werde zwischen diesem mit frecher Leichtfertigkeit alles Heilige verspottenden Rationalismus und dem im Gewande der Wissenschaft einhergehenden Rationalismus, ja er hatte selbst diesen letzteren nicht einmal mit bestimmten Worten in Schutz genommen, sondern nur getadelt, daß jede nochmalige Prüfung des kirchlichen Systems, jede Abweichung vom Buchstaben der Symbole als Rationalismus verworfen würde. Obgleich er damit eigentlich den Rationalismus vertheidigen wollte, da sonst seine Polemik gegen die Evang. Blätter, die nirgends aufrichtige Prüfung des kirchlichen Lehrbegriffs und Abweichungen vom Buchstaben bekämpfen, ja sinnlos wäre, und Dr. Blumenthal wirklich das Nichtige getroffen hatte, so konnte man doch, da er diesen Punkt nicht genau hervorhob, erwarten, daß Girgensohn nicht schweigen, sondern alles ihm bedenklich und gefährlich Erscheinende von sich ablehnen würde. So geschah es auch. Past. Girgensohn erließ bald nachher unter dem Titel: „Beitrag zur Verständigung über die wahre Geltung unserer kirchlichen Bekenntnißschriften und über die rechte Art, sie zu vertheidigen und ihnen treu zu bleiben — ein Sendschreiben an Herrn Dr. Blumenthal in Charkow als Antwort auf dessen Wort liebevoller Erwiederung und an Alle, die desselben Ansicht theilen. Riga und Dorpat 1835,“ — zu dem er — wie es im Eingange heißt — sich entschlossen und für verpflichtet gehalten habe, theils um sich nicht in ein falsches Licht stellen zu lassen, was seiner Amtswirksamkeit schaden könnte, theils um dahin zu wirken, daß evangelische Brüder und sonst ganz ehrenwerthe Männer, auf die man aber mit Recht die Worte Pauli, Röm. 10, 2., anwenden könne, das Fehlerhafte in ihrem Eifer von sich thun, und dadurch nicht nur selbst wahrere Mitglieder der Evangelischen Kirche werden, sondern auch reiner ihr Licht, diesen zum Heile leuchten lassen möchten. Ob er indeß diesen letzten Zweck

erreicht habe, und ob überhaupt seine Schrift sich dazu eigne, — dies müssen wir sehr bezweifeln. Nur so viel geht unverkennbar aus ihr hervor, daß der Herr Verf. durch jenes Wort liebevoller Erwiederung sich sehr verletzt, seine Ehre gekränkt und seine Orthodoxie gefährdet glaubte und nun beide auf alle Weise zu retten bemüht ist. Er läßt es daher auch seinem Gegner fühlen, daß er — ein Laie — es gewagt, gegen einen Theologen aufzutreten. Während er dem Herausgeber der Evang. Blätter, den er früher so hart angegriffen, hier wiederum Complimente macht, ihm seine Hochachtung bezeugt, weil er nicht anders als vortheilhaft über seinen Amtseifer und seinen persönlichen Charakter habe urtheilen hören, wird dem Dr. Blumenthal häufig nur mit einem „theologischen Lächeln" begegnet, ihm bald Mißverstand seiner Worte, bald Unbekanntschaft mit der Theologie, bald Verblendung aus zu großem Eifer, der ihn irregeleitet und zu widersprechenden Behauptungen fortgerissen habe, vorgeworfen. Die Schrift schließt mit dem Wunsche, daß Dr. Blumenthal sich nicht zu eng der Parthei derjenigen anschließen möge, die zu Allen, welche ihren Ehristenglauben nicht in dieselben Formeln kleiden wie sie, sprechen: Wir sind die Rechten, ihr seyd die Schlechten; und der unbefangene christliche Leser wird fast unwillkührlich zu der Reflexion veranlaßt, daß dieser Ausspruch auf den Herrn Verf. selbst zurückfalle. Denn nirgends hat er in seinen Recensionen gefehlt, auch nicht einen unpassenden und unrichtigen Ausdruck gewählt, sondern in allen Punkten Recht, während das Unrecht ganz und gar auf der Seite seines Gegners seyn soll. Diesen Beweis liefert das Sendschreiben. Die ganze Beweisführung läuft auf die Behauptung hinaus, daß sein Gegner, eben so wie der Herausgeber der Evang. Blätter, das Wort Rationalismus in viel zu weitem Sinne gebrauche, daß er die menschlichen Auffassungsweisen der Bibellehre mit dem Worte Gottes selbst verwechsele und den symbolischen Schriften einen höheren Werth beilege, als ihnen nach den Grundsätzen unserer Kirche zustände. Das Einzelne hat zu wenig allgemeines Interesse, daß wir uns der Anführung desselben überheben können. Seinem Gegner Schritt vor Schritt folgend, verweilt Girgensohn am längsten bei dem ersten Vorwurfe, wo er dem Dr. Blumenthal die Behauptung unterschiebt, daß nach seiner Meinung „die symbolischen Bücher durchweg und im höchsten, unübertrefflichen Grade und in jeglicher Hinsicht die biblische Lehre richtig und für alle Ewigkeit aufgefaßt haben, so daß die Lehre derselben völlig adäquat der biblischen Lehre sey, und daß, wer nur in Etwas von irgend einem Satze, irgend einer Ansicht, die in denselben aufgestellt sind, abweiche, damit auch gegen die biblische Lehre selbst sich opponire." Um diese übertriebene Behauptung zu widerlegen, gibt er eine weitläuftige, mit vielen gelehrten Citaten ausgerüstete Exposition über das Verhältniß der symbolischen Bücher zur heiligen Schrift, in der er die bekannten Aussprüche der symbolischen Schriften selbst über ihren Werth und ihre Bedeutung, in Lateinischer und Deutscher Sprache zusammenstellt, dann dieselben mit mehreren Aussprüchen neuerer Dogmatiker und Kirchenrechtslehrer belegt, und daraus das Resultat zieht, daß die symbolischen Bücher nicht Glaubens-, sondern Lehrnorm seyen, daß man, um ihnen treu zu bleiben, sie nicht „nach allen Einzelnheiten, Erläuterungen, Nebendingen u. s. w. für verpflichtend zu halten, sondern nur ihre Grundprincipien, das Formale und Materiale, die in ganz ähnlicher Weise entwickelt werden, wie in Tholuck's Litt. Anz. 1834 Nr. 76. geschehen, festzuhalten habe. Neues und Eigenthümliches findet man nicht, sondern nur das Bekannte zusammengestellt. So großes Aufsehen, Zeitungsnachrichten zufolge, diese Schrift auch in Riga gemacht haben soll, so kann man ihr doch keinen besonderen wissenschaftlichen Werth beilegen, weil die Wissenschaft durch sie nicht im mindesten gefördert worden. Dies hat schon Prof. Sartorius nachgewiesen in der Vorrede zu seiner ganz kürzlich erschienenen „Abhandlung über die unverbrüchliche Geltung der kirchlichen Glaubensshymbole, Dorpat 1835," welche eine durch christliche Liebe und Milde ausgezeichnete Würdigung der Girgensohnschen Schrift nach ihrem wissenschaftlichen Werthe enthält.



Kurz und bündig zeigt hier der Dogmatiker, daß Past. Girgensohn durch seinen „Beitrag zur Verständigung über die wahre Geltung unserer kirchlichen Bekenntnißschriften" in der That nichts zur wahren Verständigung des Streites beigetragen habe. Wir wollen seine Worte, die zugleich seine Ansicht über den Werth und die Bedeutung der Symbole andeuten, selbst hersetzen. „Herr Girgensohn" — bemerkt er S. 6 ff. — „rückt es seinem Gegner vor, daß er den Rationalismus bestreitet oder die Bestreitung empfiehlt, ohne den Begriff desselben „„scharf und genau zu bezeichnen,"" weil eben aus einer Polemik „„gegen eine Sache, über welche die Streitenden sich noch selbst nicht recht verständigt haben,"" jene verwirrenden und verletzenden Mißverständnisse hervorgehen, in Folge deren selbst diejenige wissenschaftliche Vernunftthätigkeit als Rationalismus angesehen werden könnte, auf welcher die Theologie als Wissenschaft beruht, deren Fortschritten auch Herr Dr. Blumenthal nicht entgegen ist. Der wissenschaftliche Theologe muß es gewiß höchlich billigen, daß Herr Past. Girgensohn, damit aus der streitenden Bewegung der Gegensätze in der Kirche endlich eine höhere Eintracht resultire, auf genauere und schärfere Bestimmung der Begriffe dringt; aber da, was dem Einen recht, dem Anderen billig ist, so muß nun auch von ihm selbst noch mehr wissenschaftliche Schärfe und Präcision der Begriffe erheischt werden, als er uns bis jetzt sowohl in dieser seiner Schrift, als auch in seinen Recensionen geboten hat. Bei aller Schätzbarkeit seiner vermittelnden Gesinnung im Gebiete des Lebens, kann sie im Gebiete der Wissenschaft doch nur dann auf Beifall Anspruch machen, wenn sie die Bestimmtheit der Gegensätze nicht bloß durch eine milde Unbestimmtheit neutralisirt, woraus immer wieder neue Mißverständnisse hervorgehen, sondern sie in eine höhere, die Wahrheit beider concret zusammenfassende und eben dadurch ihre extreme Einseitigkeit abstoßende Bestimmtheit zusammenfaßt, wie dies, laut Zeugnisses der ganzen Dogmengeschichte, die Theologie der Kirche in der, stets durch zwiefache Gegensätze hindurchgegangenen, Ausbildung aller Artikel ihres Lehrbegriffs

gethan hat, und neuerdings die spekulative Philosophie, wenn auch nicht immer glücklich, zu thun sucht."

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Genf und Schottland.) Die Vénérable Compagnie der Geistlichkeit zu Genf hat folgendes Schreiben an die General-Synode der Schottischen Kirche gesandt, um sie einzuladen, das dreihundertjährige Jubelfest ihrer Reformation am 23. August d. J. durch ihre Fürbitte, und, wo möglich, durch Abgeordnete, die zu dem Tage sich in Genf einfänden, mitzufeiern. „An den Moderator und die Mitglieder der General-Synode der Reformirten Kirche von Schottland. Genf, den 31. December 1834. Geehrte Brüder in Christo Jesu, unserem Herrn! Die Reformirte Kirche von Genf steht im Begriff, zum dritten Male das Gedächtniß der denkwürdigen Tage zu begehen, wo sie das Licht statt der Finsterniß wählte, und die religiöse Freiheit zu ihrer Losung machte. Sie wissen, welch eine reiche Quelle von Segnungen die im August 1535 feierlich angenommene Reformation für Genf geworden ist; und Sie können sich denken, mit welcher heiligen Freude die Herzen der Genfer bei dem Herannahen dieses neuen Jubiläums erfüllt werden. Gewiß werden Sie, unsere lieben Brüder, an dieser heiligen Freude Theil nehmen — auch Sie haben ja des Segens dieser unermeßlichen Wohlthat mitgenossen — und so werden denn auch Ihre Gebete mit den unsrigen sich vereinigen, und indem Sie sich im Geiste mit uns in jene Zeiten der Befreiung versetzen, in welchen Gott seine Kirche heimsuchte, werden Sie für diese Kirche seinen kräftigen Schutz für die Gegenwart und Zukunft erflehen. Ganz besonders bitten wir um die Gemeinschaft Ihrer Gebete am Sonntag den 23. August, dem Tage, wo alle protestantische Gemeinden unseres Kantons ihre Stimmen zu Liedern des Dankes gegen unseren Gott und Heiland zu vereinigen beabsichtigen. Es wird uns erfreulich seyn zu denken, daß an jenem feierlichen Tage unsere Brüder ihre Freude mit der unsrigen vereinigen, und ihre Herzen in dasselbe Dankgefühl mit uns ergießen."

„Unsere Wünsche gehen aber noch weiter, theuerste Brüder; wir fügen dieser unserer Bitte noch den Wunsch hinzu, daß an dem genannten Tage einige Ihrer Geistlichen uns besuchen möchten. Sie werden uns willkommen seyn, und wir laden sie ausdrücklich von Seiten der Vénérable Compagnie der Pastoren von Genf und des Comité ein, welches zur Leitung der Jubelfeier angeordnet worden ist. Es würde uns äußerst angenehm seyn, wenn in Folge dieser Einladung die Kirche von Schottland Abgeordnete zu uns senden wollte, welche an jenem Feste sie repräsentirten. Ihre Anwesenheit unter uns würde uns als ein herrliches Mittel erscheinen, die Bande der Bruderliebe enger zu knüpfen, in welche wir mehr und mehr mit der Schottischen Geistlichkeit zu treten wünschten."

„Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc. (Unterz.) Ph. Vasset, Moderator der Compagnie des Pasteurs von Genf, und Präsident des Comités zur Anordnung der Jubelfeier."

Auf dieses Schreiben hat die General-Synode Folgendes geantwortet: „An den Moderator und die übrigen Mitglieder der Vénérable Compagnie der Pastoren von Genf. Ehrwürdige Herren! Der Moderator der letztversammelten General-Synode legte uns heute Ihr Schreiben vom 31. December 1834 vor, worin Sie uns die anziehende Nachricht mittheilten, daß die Reformirte Kirche von Genf im Begriff stehe, zum dritten Male das hundertjährige Jubelfest der Reformation zu begehen, und uns einladet, am Sabbath, dem 23. August, unsere Gebete mit den Ihrigen zu vereinigen, daß der Segen Gottes auf die Protestantische Kirche herabkomme."

„Wir haben mit dem tiefsten Schmerze die weite Verbreitung der neologischen, Socinianischen und ungläubigen Lehren und Meinungen unter den Protestanten des Europäischen festen Landes bemerkt, und zu unserem großen Bedauern erfahren, daß auch Genf, die Stadt, welcher Europa so viel verdankt, und die den Schotten insbesondere durch so viele Erinnerungen theuer ist, der fast allgemeinen Ansteckung nicht entgangen ist; und daß die christliche Freiheit, welche die unerschrockenen Reformatoren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts errungen haben, in vielen Reformirten Kirchen so gemißbraucht worden ist, als stände es den Menschen nun frei, die Zügel der göttlichen Leitung abzuwerfen, und das unfehlbare, unveränderliche Wort Gottes zu verachten."

„Die Ankündigung, welche Ihr Schreiben enthält, so wie die Nachrichten, welche wir von christlichen Freunden empfangen haben, die neuerlich bei Ihnen gewesen sind, geben uns die frohe Hoffnung, daß jetzt das reine, unverfälschte Christenthum in Ihrem und den übrigen Kantonen der protestantischen Schweiz wieder zu erwachen beginnt, und unter Gottes Segen und vermöge der reichlichen Ausgießung des heiligen Geistes der Tag nicht fern ist, wo Christus als der Sohn Gottes wieder in allen Ihren Gemeinden verkündigt werden wird; wo die Abgeschmacktheiten der neologischen, und die seelenverderblichen Lehren der Socinianischen und Pelagianischen Sekten werden weichen müssen; und wo das reine, und wahrhaft vernünftige, weil schriftmäßige, Christenthum in allen Ihren theologischen Schulen gelehrt und auf allen Kanzeln der Schweiz verkündet werden wird. Wir mögen nicht gern uns denken, daß die Reformirte Kirche von Genf das Jubelfest der Reformation feiern wolle, ohne mit dankbarer Freude die unaussprechlichen Segnungen anzuerkennen, welche aus jenem heilverkündenden Ereigniß hervorgegangen sind, und ohne zu den herrlichen Lehren sich zu bekennen, für welche die Väter der Reformation ihr Leben wagten, und so viele ihrer Schüler Gefängniß, Verbannung und Tod erduldeten. Wir sehen das herannahende Jubelfest als ein Zeichen guter Vorbedeutung an. Wir bitten, der Geist Luther's, Farel's, Calvin's, und wir dürfen wohl hinzusetzen, der Geist des Knox möge in allen Ihren Zusammenkünften zu spüren seyn, und die Frucht Ihrer Versammlungen, Ihrer Vereine, und Ihrer Gebete an jenem Tage möge die seyn: daß Sie und Ihre Gemeinden wachsen in der Anhänglichkeit an die Unterscheidungslehren des protestantischen Bekenntnisses, welche Luther den articulus stantis vel cadentis Ecclesiae nannte: die Rechtfertigung durch den Glauben an den Sohn Gottes."

„Wir danken Ihnen herzlich für den Beweis der Achtung, die Sie durch Ihre Einladung der Kirche von Schottland bezeigt haben. Wir bedauern, daß es nicht in unserer Macht steht, dieser Einladung Folge zu leisten, bitten aber die Versicherung unserer herzlichen Theilnahme in unserer Fürbitte anzunehmen."

„Unterzeichnet in unserem Namen und unserer Gegenwart:

W. A. Thomson, Moderator."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 29. August. № 69.

## Neueste Streitigkeiten und Verhandlungen über die kirchliche Lehre in der Evangelischen Kirche Rußlands.

(Schluß.)

„Er deutet zwar auf das Bedürfniß wissenschaftlicher Verständigung hin und empfiehlt auch Spekulation und Exegese, zeigt uns jedoch keine positiven Resultate seiner eigenen Thätigkeit darin, und mißbilligt fast das exoterisch theologische Bestreben, die biblische Lehre auch dem Verständnisse der Laien näher zu bringen, denen er, hierin mit seinem Gegner zusammentreffend, mehr den kindlichen und einfältigen Bibelglauben empfiehlt, und etwa nur Ahnungen der gottseligen Geheimnisse zulassen will, vergessend, daß eben in unserer Zeit die gebildete Laienwelt von diesem unbefangenen Standpunkte des unmittelbaren Glaubens hinweg und in den einer meist negativen Verstandesreflexion hineingerückt ist, welchem durch ein positives Denken und Erkennen begegnet werden muß, wenn er nicht in das andere Extrem eines trüben Mysticismus umschlagen soll. Halten wir uns jedoch ausschließlich an die vorliegende Schrift, so könnte es wohl urgirt werden, daß Herr Past. Girgensohn, der gegen eine gewisse, nach äußeren Merkmalen bezeichnete Schichte krasser Rationalisten so abfällig, wie sein Gegner, sich erklärt, doch, während er diesem vorwirft, daß er in Ermangelung einer Begriffsbestimmung des Nationalismus das Wort „„in seiner üblen Bedeutung in einem viel zu weiten Sinne nehme,"" selbst keine „„scharfe und genaue"" Begriffsbestimmung gibt, so daß der Gegner den unbestimmten Vorwurf ihm eben so leicht dahin zurückgeben kann, daß er das Wort in einem zu engen Sinne nehme; denn in der That kommt es hier, wissenschaftlich angesehen, nicht sowohl auf das Mehr oder Weniger, als auf das Princip an. Ich sehe indeß hievon ab, weil es doch nicht eigentlich zum Thema meiner Schrift gehört, und fasse nur dieses, nämlich die wahre Geltung unserer Bekenntnißschriften in's Auge. Hier muß ich nun offen gestehen, daß die Ausführung desselben in wissenschaftlicher Hinsicht mich nicht befriedigt. Ich vermisse namentlich auch hier den Begriff des kirchlichen Symbols im Verhältnisse zur Schrift, die Deduktion seiner Nothwendigkeit für die Kirche, die Nachweisung der rechten Vereinbarkeit seiner Stabilität mit der Fortbildung der kirchlichen Theologie und des Symboles selbst. Der Verf. nimmt die symbolischen Bücher ohne Weiteres als gegeben an, und stellt dann aus ihnen das Bekannte über die höchste normative Auctorität der heiligen Schrift und über die abgeleitete Zeugen-Auctorität der Symbole zusammen, führt dann die Ansichten einiger neueren Theologen darüber an und zieht endlich das Resultat: „„Sie sind uns verpflichtende Norm und Regel, nicht für das, was wir überhaupt als Christen zu glauben haben (norma credendorum), sondern für das, was in unserer Kirche gelehrt werden soll (norma docendorum); sie sind verpflichtende Richtschnur für die Lehrer, aber nicht nach allen Einzelnheiten, Erläuterungen, Nebendingen u. s. w., sondern nach den Principien und Grundsätzen, welche in ihnen ausgesprochen worden, und nach denjenigen Lehrsätzen und Dogmen, welche unmittelbar aus diesen Principien und Hauptgrundsätzen fließen.““ Diesem Resultate kann ich nur mit Einschränkungen beitreten."

„Erstlich sind die Symbole, und zumal die protestantischen,*) ihrer ursprünglichen Bedeutung nach nicht sowohl Vorschriften der Lehrer für Lehrer, als vielmehr Bekenntnisse des Glaubens, des gemeinsamen, eine Glaubensgemeinschaft oder Kirche begründenden Glaubens; sie sind mit Einem Worte Confessionen, die auch ohne gesetzliche Vorschrift ganz von selbst die natürliche Bestimmung in sich tragen, daß wer, desselben Glaubens seyend, ihn mitbekennt, eben dadurch ein Mitbekenner oder Mitglied der Confession ist. Darum heißen sie auch Symbole, Wahrzeichen, Erkennungszeichen einer Glaubensgemeinschaft. Ihre besondere Verbindlichkeit für die Lehrer beruht wiederum nur auf der Idee der durch das Bekenntniß verbundenen Glaubensgemeinschaft, deren Organe, deren vornehmste Bekenner die Prediger sind, welche eben dadurch die Confession fortwährend lebendig erhalten und fördern, daß sie selbst, gläubig sie bekennend, ihr durch das Zeugniß ihres Wortes immer neue Zustimmung erwirken. Die Freiheit und Würdigkeit dieses Verhältnisses besteht eben darin, daß der Geistliche als Sprecher der kirchlichen Gemeinde, geistig verbunden mit ihr, im Glauben derselben auch seinen eigenen Glauben bekennt, während er als gezwungener Miethling erscheint, wenn er an eine Lehrvorschrift gebunden ist, die nicht zugleich das Bekenntniß seines Glaubens ist. Darum kann ich die Un-

*) Die Canones et Decreta Concilii Tridentini mit ihrem si quis dixerit etc. — anathema sit, haben die Form eines dogmatischen Lehrgesetzes, die protestantischen Symbole dagegen die eines faktischen Glaubenszeugnisses (credimus, confitemur, docemus); duntaxat pro religione nostra testimonium dicunt. Conc. Form. S. 572.; sie sind veritatis testes (ebend. S. 636.) und bleiben es durch fortwährende Einstimmung der Gläubigen in ihr Bekenntniß. Die Katechismen sind zwar nicht in confessioneller, sondern doktrineller Form verfaßt, aber dennoch keine kirchlichen Lehrdekrete, sondern Lehrmuster, die als Deklarationen des apostolischen Symbols und der übrigen Hauptstücke unter die Confessionen der Kirche aufgenommen sind. Nos églises ne disent point aux docteurs, *croyez;* mais elles leur disent, *croyez vous?* heißt es in der Vorrede einer Französischen Ausgabe der Helvetischen Confession, Genf 1819. (Sart.)

terscheidung, wonach die symbolischen Bücher nicht sowohl den Glauben als nur die Lehre betreffen sollen, nicht billigen, weil ein bedenklicher und die wahre und würdigste Bedeutung des geistlichen Amtes gefährdender Dissens zwischen Glauben und Lehre der Geistlichen daraus abgeleitet werden könnte, sondern ich bleibe bei dem unzertrennlichen credimus, confitemur et docemus der symbolischen Bücher, indem ich mit ihnen die Lehre der Diener der Kirche, als Bekenntniß und Entwickelung des Bekenntnisses, auf den Glauben der Kirche, und Glaube, Bekenntniß und Lehre gleichfalls unzertrennlich auf den höchsten Canon der Schrift gründe. *) So kann mir ferner auch das Folgende nicht genügen, weil die Bestimmung dessen, was in den symbolischen Büchern nicht verbindlich seyn soll, sich theils in ein unbestimmtes u. s. w. verläuft, theils auch, weil die darauf, ohne nähere Begründung beliebte Unterscheidung zwischen Grundsätzen, die als besonders verpflichtend hervorgehoben werden, und Lehrsätzen, die daraus fließen, schon dadurch sehr bedenklich seyn möchte, daß neuerdings eine ganz ähnliche Unterscheidung von Herrn Dr. Röhr (in s. Grund- und Glaubenssätzen der Evangelisch-Protestantischen Kirche; zweite völlig umgearbeitete Ausg. Neustadt 1834) gebraucht worden ist, um ein kraß rationalistisches Glaubensbekenntniß, trotz dem schneidendsten Widerspruche gegen die vornehmsten Lehrsätze der Evangelisch-Protestantischen Kirche, dennoch für ein evangelisch-protestantisches auszugeben. Schon um möglichen Mißdeutungen der Art von Seiten Anderer zu begegnen, hätte Herr Past. Girgensohn es lieber vermeiden sollen, als Beleg eine abgerissene Stelle des neuen Kirchengesetzes zu citiren, welche von der Verpflichtung der Geistlichen und Lehrer auf die Grundsätze der Kirche handelnd, durch Anhänger Röhr's so gedeutet werden könnte, als wären sie nur auf die abstrakten Grundsätze, nicht aber auf die Lehr- und Glaubenssätze der Evangelisch-Lutherischen Kirche verpflichtet, da doch, außer dem Ordinationseid und mehreren anderen Stellen, selbst die unmittelbar der angeführten Stelle voraufgehenden Worte ganz ausdrücklich von der Lehre der Kirche handeln, welche „„in ihrer ganzen Reinheit erhalten und den symbolischen Büchern gemäß bekennet werden soll."" — Ich bemerke dies nicht so sehr gegen Herrn Past. Girgensohn, als gegen diejenigen, welche aus der Vieldeutigkeit seiner Sätze Folgerungen zu ziehen geneigt seyn möchten, welche ihm selbst gewiß sehr unerwünscht wären. Wie sehr er selbst gegen Röhr auf dem kirchlichen Grunde beharren will, beweist, daß er gleich nach jener Stelle übereinstimmend mit Tholuck's Litt. Anzeiger (a. a. O.), **) als unveränderliche Principien der Evangelischen Kirche, den Artikel von der Rechtfertigung aus freier Gnade durch das Verdienst Christi im Glauben, und den von der alleinigen höchsten canonischen Auctorität der heiligen Schrift dergestalt hinstellt, daß er die, welche davon abweichen, was offenbar viele Neologen gethan, von der Kirche abgefallen und ihres Amtes unwürdig erklärt (S 28.). Da aber diese Artikel eben sowohl Grund-, als Lehr- und Glaubenssätze sind, so ist durch ihr Hervorheben der beabsichtigte Unterschied zwischen unveränderlichen Grund- und veränderlichen Lehrsätzen gar nicht markirt, so daß unbedenklich jeder Schüler Röhr's, wie er selbst (Predigerbibl. Bd. 12. S. 56 f.) ausdrücklich gethan, den Artikel von der Rechtfertigung zu den letzteren zählen kann. Ist nun also dieser Unterschied unhaltbar, so hat Herr Girgensohn weiter nichts gethan, als neben dem allgemeinen und noch inhaltsleeren Glauben an die Schrift überhaupt, Einen bestimmten Fundamentalartikel, Eine Grundwahrheit, und zwar dieselbe, welche auch Dr. Blumenthal nachdrücklich als solche hervorhebt, als unwandelbaren Maaßstab der protestantischen Rechtgläubigkeit bezeichnet, alle übrigen Artikel aber, und zwar nicht bloß die aus ihr abgeleiteten der Heilsordnung, sondern auch die ihr unmittelbar oder auch mittelbar zum Grunde liegenden, wie die Lehren von der Sünde (Augsb. Conf. Art. 2), von der Person Christi (Art. 3.), von der Dreieinigkeit (Art. 1.), welche letzteren die Grundartikel der allgemeinen christlichen Kirche sind, in der Schwebe gelassen, was selbst den neueren spekulativen Theologen, welche die Lehre von der Trinität und Menschwerdung Gottes als Grund- und Eckstein des Christenthums betrachten, mißfallen wird. Richtig zwar ist die Lehre von der Rechtfertigung als Mittelpunkt des evangelischen Christenthums hervorgehoben, aber sie ist darum nicht ein abstrakter, isolirter Punkt, sondern ein Centrum, welches, in determinirten Radien ausstrahlend, mit einer bestimmten Peripherie sich umschrieben hat, ohne welche es nicht Centrum wäre. Die Kirche ist sich des organischen, nothwendigen Zusammenhangs jedes Artikels (Gliedes) mit den anderen Artikeln des Glaubens, durch die er allein erst seine rechte Bedeutung erhält, bewußt geworden, und hat ihn daher auch in ihren Bekenntnissen nicht isolirt, sondern eben in dieser unzertrennlichen Verbindung aufgestellt, jeden ihrer Theologen auffordernd, sich dieses Zusammenhanges mit gleicher Nothwendigkeit bewußt zu werden in fortschreitendem Studium.



Ich glaube daher, daß es hinsichtlich der Bekenntnißschriften bei der aus ihrem Begriff sich ergebenden einfachen Regel bleiben muß: was in den Glaubensbekenntnissen der Kirche Bekenntniß des Glaubens ist, das ist auch Glaube und Lehre der Kirche und ihrer Lehrer. Dies gilt daher von den drei ökumenischen Symbolen, eben weil sie schon ihrer ganzen Form nach bloße reine Glaubensbekenntnisse ohne weitere Vor- und Nachreden und Erläuterungen sind, ganz ohne Einschränkung, obwohl sie der Lehre von der Rechtfertigung kaum mit einem Worte gedenken. Dagegen kann man ohne Gefährde zugeben, daß in den neueren Symbolen alle „„Einzelnheiten, Nebendinge, Erläuterungen,"" die, wie die älteren beweisen, nicht nothwendig zum Glaubenssymbol gehören, oder kein Bekenntniß des Glaubens an eine Lehre der Offenbarung enthalten, auch keine confessionelle Verbindlichkeit haben, wie denn auch noch Niemand

*) Dies ist ganz der Regel gemäß: Scriptura sacra imprimit nobis credenda; libri symbolici exprimunt a nobis *credita*. (Sart.)

**) Vgl. auch Christoph Ulrich Hahn, der symbolischen Bücher der Evangelisch-Protestantischen Kirche Bedeutung und Schicksale. Stuttgart 1833. S. 44 ff., wo dieselben zwei Principien hervorgehoben sind, jedoch mit strengeren Folgerungen. (Sart.)

behauptet hat, daß ein Prediger verpflichtet sey, vom Türkenkrieg zu predigen, weil die Vorrede der Augsburgischen Confession damit beginnt. Auch unter den dogmatischen Bestimmungen sind die antithetischen nur dann hervorzuheben, wenn die Gegensätze, welchen sie begegnen sollen, wirklich gegen die Gemeinde oder in ihr hervortreten. So ist auch in den symbolischen Büchern nicht Alles für Alle; sondern so wie die Kirche selbst mannichfache Glieder hat, als Kinder, ungebildete Laien, gebildete Laien und Theologen, so schließen sich auch die Symbole, vom apostolischen Symbol und kleinen Katechismus an bis zur gelehrten Concordienformel hinauf, an alle Stufen christlicher Entwickelung an, jeder bietend, was ihr gebührt (Conc. Form. S. 571.). Eben hierin ist auch die wahre Art des Fortschreitens der kirchlichen Theologie bezeichnet, welche in der rechten Vereinigung der Stabilität und der Bewegung, oder darin besteht, daß der Fortschritt nicht ein Abschritt von dem bisherigen Weg und Ziel sey, sondern in derselben alten graden Richtung durch die Zeiten weiter gehe. Wahrlich es ist ein bedeutender, durch die größten geistigen Bewegungen hindurch gegangener Fortschritt der Entwickelung von der Einfachheit des apostolischen Symbols bis zur Bestimmtheit der Concordienformel, aber ein solcher, bei welchem die jüngeren Symbole nicht nur nie ein einmal gewonnenes Resultat der älteren negirt oder abrogirt, sondern vielmehr stets ihre Auctorität von Neuem bestätigt, und den Inhalt derselben im Verhältniß zu neueren oder erneuten Gegensätzen, diese überwindend oder vermittelnd, zu einem noch bestimmteren und vielseitigeren Bewußtseyn der Kirche gebracht haben. Während ich jeden neuerdings so genannten Fortschritt der Theologie nur als Rückschritt ansehen kann, der von der schon erreichten bestimmten Ausbildung des kirchlichen Bekenntnisses wieder herunter*) will in unbestimmte Allgemeinheiten, gestatte ich unbedenklich jeden Fortschritt, welcher dem zwischen den symbolischen Büchern selbst stattfindenden analog ist, und halte es, wenn auch nicht in der gegenwärtigen, durch den vorherrschenden Subjektivismus noch zu sehr zerrissenen Zeit, doch künftig, wann es Gott gefällt, für eben so möglich als wünschenswerth, daß die in der Protestantischen Kirche und gegen sie erneuten Controversien, auf dem soliden Grunde unseres alten Concordienbuchs, durch eine neue Solida declaratio, in erneuter Concordia entscheiden werden. Jedenfalls kann die in lauter individuelle Richtungen zerfallende, und eben dadurch immer öder und wüster werdende Kirche nur dadurch wieder gebaut und erbaut werden, daß Alle wieder in Demuth erkennen, wie der von dem Herrn den Seinen verheißene Geist der Wahrheit nicht auf ihre Klugheit im neunzehnten Jahrhundert zu warten braucht, um sich der Welt zu bezeugen, sondern wie er, in der auf Gottes Wort begründeten Gemeinde der Gläubigen, von Anfang an und besonders auch in der Reformation,

*) Der Begriff des Fortschreitens ist ein durchaus relativer, indem der Werth desselben sich nur nach dem terminus a quo und ad quem bestimmt. Ist man zu weit herunter auf Abwegen fortgeschritten, so muß man wieder umkehren und emporschreiten zur rechten Höhe, welches die wahrhaft reformatorische Bewegung ist. (Sart.)



durch Erkenntniß und Bekenntniß der Wahrheit sich bezeugt hat, damit sie dann Alle, sich anschließend an die Wahrheitszeugen der Kirche, aus dem engen und einsamen Gebiete des eigenen Meinens in das weitherzige des gemeinsamen Glaubens treten und so nicht mehr für sich allein bleiben, sondern verbundene, einander Handreichung thuende Glieder an dem Leibe Christi werden, Ephes. 4, 16. Wahrlich ein solches gläubiges Zusammenschließen auf den alten symbolischen Fundamenten unserer Kirche, worin sie, bei dem Mangel jedes anderen gesellschaftlichen Verbandes, ihren einzigen Zusammenhalt durch alle Länder hat, ist um so nothwendiger, je mehr der Katholicismus grade jetzt in offener theologischer Fehde mit sehr gewandt und geistreich geführten Waffen sich rüstet, jene Fundamente umzustoßen, wohl wissend, daß ohne sie der Protestantismus alsbald in schwächliche Sekten zerfallen muß. Solchen Angriffen, wie sie von der Tübinger katholischen Fakultät, wie sie namentlich von Dr. Möhler in seiner, binnen zwei Jahren dreimal aufgelegten Symbolik ausgehen, kann keine moderne Privattheologie, deren ephemere Gebilde er mit leichter Hand zerstört,*) kann nur die alte, auf dem Felsengrunde der Schrift erbaute und mit den Bollwerken der Symbole wohl verschanzte Feste der kirchlichen Glaubenslehre siegreich widerstehen. Darum laßt uns Gott bitten, daß durch seinen Geist der Glaube der Kirche nicht als todter Buchstabe, sondern als lebendiges Zeugniß der Wahrheit in uns Allen wieder neue Lebenswurzeln zeuge, und sich fortschreitend entwickele zu einer Wiedergeburt der Kirche nicht aus dem Geist der Zeit, sondern aus dem ewigen Geist der Wahrheit und der Liebe. Nur durch Erneuerung des kirchlichen Gemeingefühls in der Gemeinschaft des allgemeinen, über den immerfort separirenden Individualismus sich erhebenden Glaubens der Kirche, kann die, keineswegs einseitig, sondern wechselseitig sich schlechtmachende egoistische Partheisucht gehoben werden. Eben die Lehre von der Rechtfertigung — wäre sie nur wieder der Glaube Aller — saget es Allen, auf daß Keiner seiner Gerechtigkeit gegen den Anderen sich rühme, so beschämend als erhebend, daß Jeder schlecht ist von Natur und Jeder nur durch die Gnade gerecht wird." —

Diese Andeutungen über die wahre Geltung der symbolischen Schriften werden hierauf in der Abhandlung selbst, welche keine Beziehung auf die Girgensohnsche Schrift nimmt, indem sie schon früher ausgearbeitet war, weiter ausgeführt.

---

## Mittheilungen eines Landpredigers.

### III.

In keiner Beziehung zeigt sich wohl der Verfall unserer Kirche mehr, als in dem gänzlichen Verfall ihrer Disciplin. Es ist ja leider nicht zu viel gesagt, daß diese in der Evangelischen

*) Man vgl. seine Schrift gegen Dr. Baur: Neue Untersuchung der Lehrgegensätze zwischen Katholiken und Protestanten, Mainz 1834. S. 121 ff. — (Sart.)

Kirche Deutschlands kaum noch dem Namen nach vorhanden ist. Kein Gräuel der Irrlehre, ja des förmlichen antichristlichen Bekenntnisses ist daher gräulich genug, kein Ärgerniß offenkundiger Laster ist ärgerlich genug, um nicht im Kreise der Gemeinde der Heiligen Duldung, ja, wenn die Bosheit und das Laster nur frech genug sind, selbst auf der Kanzel und am Altare Geltung zu finden. Oder welche Irrlehre wäre nicht jüngst von höheren und niederen Geistlichen auf öffentlichen Kanzeln verkündigt worden; welches ausgesprochene Bekenntniß von völligem Unglauben an die Lehre der Schrift und der Kirche; welches Beispiel heidnischer Laster, würde es auch mit ruchloser Frechheit, mit trotziger Verläugnung der Reue, öffentlich gegeben, verhinderte noch, selbst an den Altar des Herrn zu treten, und die heiligsten Rechte der Kirche unverwehrt an sich zu reißen? Ref. ist weit entfernt, hinsichtlich der Lehre partheisüchtige Ansprüche an die Predigt zu machen; er hat hier nur die äußersten Extreme des unverholenen Unglaubens, und mehr noch des lästerlichen Wandels vor Augen, aber auch in dieser Hinsicht wird jeder redliche Christ, welche theologische Ansicht er sich übrigens auch in den Zerwürfnissen der Gegenwart angeeignet haben möge, mit Schmerz gestehen, daß die Kirche unvermögend ist, auch nur die Sakramente und ihre heiligsten Rechte denen zu versagen, welche die Pflichten der Glieder Christi und seiner Kirche mit der äußersten Frechheit verläugnen.

Aber nicht allein unvermögend ist die schwache Mutter, ihre Kinder und Glieder in die heilsame Zucht der Gerechtigkeit und Liebe zu nehmen, sondern auch das Bewußtseyn dieses Unvermögens, die Wahrnehmung der kläglichen Folgen desselben, die Ahnung ihres äußersten Verfalls, der ihr nur zu nahe bevorstehen könnte, scheint sie so ziemlich verloren zu haben, und während fast allgemein jener Mangel in der kirchlichen Praxis auch in der Theorie beschönigt wird, wagt nur selten noch eine ernstere Stimme die Nothwendigkeit einer kirchlichen Disciplin wieder geltend zu machen, und damit den Spott der staunenden Menge auf sich zu laden. Wir haben uns von dem Begriff und Wesen der Kirche, als einer geordneten Gesellschaft, und zwar als der heiligen Gemeinde des Herrn, die ihre Glieder zu einer lebendigen Einheit verknüpft, so weit entfernt, daß wir ein ordnendes, reinigendes Handeln der Kirche, wodurch sie die sie leitende Gerechtigkeit und Liebe gegen weiter Verirrete bethätigt, kaum noch fassen können. So weit hätten die argen Mißbräuche einer entschwundenen Zeit, die nicht wiederkehren sollen, uns nicht führen dürfen; und wären wir denn noch nicht reif, ohne Gefahr jener Mißbräuche zu der Sache selbst zurückzukehren?

„Eine Gemeinde" — so läßt sich eine jener ernsteren Stimmen vernehmen — „die in Bezug auf das Mißverhältniß des ärgerlichen Wandels zum sakramentlichen Bekenntniß als Gemeinde gar nicht handelt, überhaupt gar keine Zucht ausübt, noch eine solche ausüben will oder kann, ist, wenn sie auch viele lebendige Glieder Christi in ihrer Mitte hegt, doch als Gemeinde noch nicht vorhanden, sondern selbst in der Verkündigung des göttlichen Wortes nur eine zufällige Versammlung." Diese Worte des trefflichen Nitzsch (Syst. der christl. Lehre, Bonn 1829, S. 235.) zeigen vorläufig, wie auch eine freisinnige wissenschaftliche Theologie, sobald ihr nur der Begriff der Kirche, durch den sie selbst erst Bedeutung gewinnt, nicht abgeht, auf irgend ein disciplinarisches Handeln der Kirche mit Nothwendigkeit geführt wird. *) Gilt nämlich anstatt des Begriffs der Kirche nur nicht der bloße Inbegriff der zufällig zu einem äußerlich kirchlichen Ganzen verbundenen Menge; betrachtet man die Kirche nur nicht als eine noch völlig ungewordene, in chaotischer Mischung sich erst bildende Gemeinde, als eine bloße Gelegenheit für die noch erst zu erwartende Gemeinde Jesu Christi: so mag man die Kirche für diese heilige Gemeinde des Herrn ansehen, oder für dessen göttlich geordnete Erziehungsanstalt, in beiden Fällen wird man die Nothwendigkeit jener reinigenden Thätigkeit der Kirche unabweislich anerkennen müssen. Auch könnte die Kirche niemals Erziehungsanstalt für die zu erlösende Menschheit seyn, ohne zuvor die geheiligte Gemeinde des Herrn geworden zu seyn. Als solche Gemeinde ist sie sich aber wohl bewußt, daß ihr göttliches Haupt sie nicht allein zur Kenntniß der in ihm und durch ihn geoffenbarten Wahrheit, sondern auch zur Anerkennung, zum Gehorsam derselben leiten wollte. Hiemit hat sie denn aber auch, wie das Recht, so die Pflicht, das Wort ihres göttlichen Hauptes als allgemein verbindende Regel für Lehre und Leben ihrer Glieder geltend zu machen. Nur so weit, als die Kirche jenes Recht innerhalb ihres Kreises geltend machen, und jene Pflicht erfüllen kann und will, verdient sie den Namen einer Kirche Christi, die nichts Anderes seyn kann als ein freier Verein von Menschen, die durch die Gnade Jesu Christi erlöst, der Willkühr und Sünde abgestorben und im Gehorsam der Wahrheit gliedlich verbunden sind; soweit dagegen die Kirche die offenbare Willkühr antichristlicher Lehre und unchristlichen Wandels innerhalb ihres Gebietes zu hemmen unvermögend oder ungeneigt ist, ist sie auch als Christi Kirche noch nicht vorhanden. In der Erfüllung jener Pflicht thut sie überall nichts weiter, als daß sie als die auf das Wort des Herrn gegründete, und im Gehorsam desselben allein freie und selige Kirche Christi sich im Gegensatz von Verirrungen manifestirt, die ihr eigenes, oder doch das Heil der Irrenden gefährden, und das reinigende Handeln der Kirche ist nichts weiter, als in Beziehung auf hervortretende Willkühr der Erweis, daß sie selbst noch vorhanden ist, nämlich als die im Gehorsam seines Wortes verbundene Gemeinde Jesu Christi, womit sie zugleich die Pflicht der Liebe gegen sich selbst und gegen die ihr angehörigen Glieder erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine ähnliche Ansicht bei verschiedener Begründung siehe bei Hüffel: über den Beruf des evang. Geistlichen Th. II. S. 223 ff.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 2. September. № 70.

## Der Pietismus in Würtemberg.

Manchem, welcher die Zeichen in dem Reiche Gottes beachtet, dürfte bei den da und dort hervortretenden religiösen Bewegungen, von welchen eben jetzt die Kunden verlauten, die Frage sich dargeboten haben: Und wie steht es denn wohl auch in Würtemberg, welches vor ein paar Jahrzehenden als Hauptsitz des Pietismus bei Manchen in gar schlimmen Ruf gekommen war? — Wenn er dann vernimmt, daß bei uns vielnamige Sekten von zum Theil völlig entgegengesetzter Richtung: Herrnhutianer, Michelianer, Pregizerianer, Oetigerianer, farblose Pietisten u. s. w. — um solcher nicht zu gedenken, welche mehr als vorübergehende Erscheinungen bald da, bald dort auftauchen, — ihr Wesen treiben, daß Conventikel an der Tagesordnung sind, in manchen Strichen des Landes beinahe jeder Ort seine Zusammenkünfte (Stunden genannt), oft mehrere Gesellschaften vorweist, wo sich berechnen läßt, auf welche Eigenthümlichkeiten, — man wird fürchten: Abentheuerlichkeiten — wieder mancher sogenannte Stundenhalter, bei dem oft niederen Grade seiner Bildung an jedem Orte für sich gerathen und führen mag; wenn er vernimmt, daß gar in Kornthal und dessen Kolonie Wilhelmsdorf ein Asyl für diejenigen, welche neben oder statt der Landeskirche religiöse Befriedigung suchen, errichtet ist und großen Zulauf aus dem ganzen Lande hat; wenn er vernimmt, daß Bibel- und Missionsvereine zahlreicher, allgemeiner und kräftiger wirken, als wohl irgend anderswo; daß verschiedene Traktatvereine bestehen, und überhaupt das Anschließen Mehrerer aneinander für christliche Zwecke in's nicht zu Berechnende mannichfaltig und vielgestaltet sich darlegt, so wird er glauben, das unglückselige Würtemberg beklagen zu müssen, in welchem Schwarmgeister jeder Art hausen, und die Einigkeit des Geistes unheilbar auflösen. Und siehe da, wir leben in Frieden und getroster christlicher Eintracht. Von Spaltungen gewahrt man nichts bei uns. Ohne daß irgend einer Richtung des christlichen Lebens Gewalt angethan werde, bestehen die verschiedenen Gemeinschaften unangefochten neben einander — und zwar nicht bloß die eine in Bezug auf die andere gleichgültig, sondern in mannichfacher brüderlicher Berührung; und die Landeskirche ist nicht nur nicht gefährdet, sondern es läßt sich gar nicht läugnen: bei allem Unvollkommnen, theilweise Unrichtigen, es ist wohl nicht zu hart geurtheilt, wenn zugestanden wird, bei allem Unlauteren, welches da und dort mit unterläuft, zieht sie — das Leben und Streben dieser Gemeinschaften achtend und es nicht von sich stoßend — aus ihm manche kostbare Anregung, Kraft und Segen; wogegen sie wieder, indem sie empfängt, gewiß auch reichlich spendet und so, treulich vermittelnd, die Lossagung von ihr, eben damit auch das gegenseitige Lossagen der verschiedenen Gemeinschaften von einander verhütet. So — abgesehen von einzelnen Fällen, in welchen entweder zu fühlbarer Mangel an wahrhaftigem innerem christlichem Leben, oder vielleicht verweigertes Eingehen in die eigentliche Meinung der Frommen, ihre Behandlung als Frömmler, aus Empfindlichkeit hervorgegangene bittere, wegwerfende Polemik von Seiten einzelner Geistlichen und dadurch wohl oft bis zur Unbilligkeit auch gegen den Würdigern gespannte Gereiztheit u. dgl., eine merkbarer werdende Abkehr vorübergehend zur Folge haben mag — so ist es gekommen, daß in Würtemberg der Pietismus im Ganzen nicht nur keinen Gegensatz zu dem kirchlichen Leben bildet, sondern die Kirche alle Ursache hat, sich seiner zu freuen, wie auf der anderen Seite auch er — gewiß unter aufrichtigem Danke gegen den Herrn der Gemeinde und treuem Gebete für ihr Gedeihen — der Kirche und aller reichen Erbauung sich freut, welche sein heilsbegieriger Sinn ihm in ihr zu finden gibt. Selbst die Gemeinde Kornthal, welche bei ihrer Gründung aus dem Gegensatze gegen die Landeskirche hervorzugehen schien, und als Gegensatz zu ihr sich ankündigte, — damals manche Einbildung von ihrer ausschließlichen Erkohrenheit hegend, von welcher die Erfahrung und eine christlich unbefangenere Schätzung der Gnade, welche auch außerhalb ihrer reichlich waltet, sie zurückgebracht hat, gewinnt mehr und mehr eher das Ansehen einer aus der Landeskirche erzeugten, aus ihr sich nährenden, ihr angehörigen, als von ihr losgesagten Pflanzung,*) und würde wohl als das, was sie unläugbar ist, bald sich auch zu bekennen keinen Anstand nehmen, wenn nicht manche, ihr wohl zu gönnende Freiheit und Vergünstigung, deren Zuerkennung nur bei ihrer Beschränkung auf eine einzelne Gemeinde als minder folgerichtig erscheint, ihr die Möglichkeit verliehe, mehr auch nach Außen in allen ihren Einrichtungen das Bild einer durch christlichen Geist durchdrungenen und ihn anstreben-

*) Dafür spricht Manches ganz unläugbar. Sie selbst mit ihren wohlthätigen Anstalten würde nicht haben entstehen können, noch würde sie fortbestehen ohne die reichlichen Beiträge solcher, welche der Landeskirche angehören; eine Gesellschaft von Geistlichen und Nichtgeistlichen, welche der Landeskirche angehören, bildet ihre stetigen Berather; ihr Prediger benimmt sich ganz als der Landeskirche angehörig und wurde durch einen General-Superintendenten der Landeskirche bei der Gemeinde Kornthal eingeführt; der eigentliche Gründer der Gemeinde Kornthal ließ zwei seiner Söhne in den Anstalten der vaterländischen Kirche (den evangelisch theologischen Seminarien) bilden; der ältere derselben bekleidet in der Landeskirche ein — durch eigenthümliche damit verbundene Aufgaben wichtiges und besonderes Zutrauen ansprechendes — Diakonat (in Winnenden, wo ihm zugleich die Seelenpflege der Irren in Winnethal übertragen ist) u. s. w.

den Gesellschaft darzustellen und förderlich zu veranschaulichen. Es leidet gar keinen Widerspruch; es liegt in der Natur der Sache, und sonstige Erfahrungen sprechen, leider! nur zu laut dafür, wie leicht so verschiedene Richtungen des christlichen Lebens sich steifen, einseitig überspannen, und in traurige Verkehrtheiten, in Anmaßung, Unbotmäßigkeit, geistige Märtyrersucht umschlagen. Wie sehr möchte man da glauben, daß man zu zagen habe vor dem Zündstoff, welcher in Würtemberg im Verborgenen sich bereite, und einst in vollen Flammen anszubrechen drohe! Eine trübe Ahnung könnte uns da vor Augen stellen, was es werden müsse, wenn einerseits die Freudigkeit über die in Christo erschienene Gnade, welche bei dem Wiedergeborenen keine Sünde mehr anerkennen, sondern diese nur an das Fleisch verweisen will, andererseits jene Demüthigung, welche immer nur Sünder seyn und bleiben und nur von Gnade leben will; wenn einerseits das Halten an dem Gesetze in seinem dünkelhaften Hervorstellen selbstgewählter bannender Gerechtigkeit, andererseits das Dringen auf den Vorzug, daß dem Gläubigen kein Gesetz gegeben sey; wenn einerseits die Erwartung des tausendjährigen Reiches mit allen zum Theil grob sinnlichen Vorstellungen, die sich daran knüpfen, andererseits die süßen Schwärmereien über die mit Christo zu schließende bräutliche Liebe der Seele; wenn einerseits das Kleben an dem Buchstaben der Bekenntnißschriften, andererseits das Halten an dem Buchstaben des Wortes Gottes bei oft sehr befangener und niedrig stehender Einsicht; — wenn dieses Alles — und wie vieles Andere! — zu seinem Rechte kommen und zu seiner Geltung sich verhelfen wollte! — Und doch mag nur Jeder, für welchen es einiges Interesse hat, in die Äußerungen des christlichen Lebens einen Blick zu werfen, und welcher gerne selbst dem aus Christus sich erzeugenden Leben nicht ferne steht, kommen und sehen! Je einheimischer er bei uns wird — und gewiß fühlt er sich bald heimathlich bei uns, — desto fühlbarer wird er sich von dem Frieden, welcher bei uns wohnt, umwaltet finden, und anerkennen, daß alle jene Befürchtungen nichts wären, als eitle, haltlose Gebilde.

Und woher das? — Gewiß eine Frage, deren wahrheitsgemäße Lösung für unsere Tage eine hohe Wichtigkeit gewonnen hat, und darum vielleicht bei solchen, welche auch nur in bürgerlicher Beziehung die Erscheinungen der Zeit beachten, nicht minder, als bei solchen, welchen das Heil und eben damit der Friede der Kirche am Herzen liegt, einige Theilnahme sich wird versprechen dürfen! Dieses Ortes kann es nur seyn, in bestimmten Hauptzügen das Wesentlichste bündig vor das Bewußtseyn zu führen. Die Sache erklärt sich aus Folgendem:

1. eben aus dem Nebeneinanderstehen so verschiedenartiger Richtungen selbst. Weil Jeder von je her sie neben sich erblickte: so erscheint es ihm an sich selbst, wenn er etwa sich von manchem anderen neben sich abweichend finden sollte, nicht als etwas so Wunderbares, das seine eigenthümliche Ansicht, wie sie etwa in ihm sich ausbilden möchte, ihm als etwas Außerordentliches erscheinen ließe; und wäre er auch hiezu versucht, so würden theils, wenn er eine ganz neue Ansicht in diesem oder jenem kundgeben sollte, Andere nicht so höchlich, und daß es bleibendes Aufsehen erregte, darüber betroffen seyn; theils wird ihm bald nachzuweisen seyn, daß er mit dieser oder jener, bereits irgendwo Anerkennung findenden Ansicht verwandt sey, wodurch dem grell Auffallenden, dessen Entwickelung immer das Gefährlichste ist, im voraus schon begegnet ist. Freilich würde dieser Umstand in minderem Grade besorglichen Ausbrüchen vorbeugen, wenn nicht

2. die vorhandenen und zu dauernder Geltung gekommenen Ansichten wirklich dem aufrichtigen Bewußtseyn und Streben ihrer Bekenner gemäß in Christo und in der Gemeinschaft mit ihm selbst, ob auch die Verständigung hierüber eine mangelhafte sey, und manches Menschelnde sich beigemischt habe, dem Wesen nach und ursprünglich wurzelten. So wie das Verlaufen auch derjenigen Ansichten, welche in sich den Keim gefährlicher Verkehrtheit an sich tragen, in das Nichtchristliche und Widerchristliche bisher durch die in der That tiefeingeprägte Liebe zu Christus und zu seinem Worte, welche offenbar zu verläugnen keine Parthei wagt, oder auch nur innerlich sich das Recht zusprächе, verhütet wurde, und somit allgemein anerkannte Aufgabe ist, sich innerhalb des Biblisch-Christlichen zu halten und hierüber sich auszuweisen: so kann es keinem Neuerer irgend für die Dauer gelingen, Geltung zu gewinnen, wenn er sich nicht über das Biblisch-Christliche seiner Ansicht zu rechtfertigen weiß. Eben damit aber ist bei dem in der That weit verbreiteten richtigen Takte für den Sinn des göttlichen Wortes, bei der unter unserem Volke herrschenden genauen Bekanntschaft mit der heiligen Schrift ein mächtiger Riegel gegen das übertriebene Einseitige vorgeschoben, und wo es hervortreten will, verzehrt es sich selbst in seiner Entfremdung von dem einzig wahren Lebensquelle, dem Worte Gottes. Andererseits aber ist, bei eben dieser wenigstens als vorwaltend bemerkbaren, Vielen im eigenen Innersten sich darbietenden Liebe zu Christus, eine Bereitwilligkeit, auch Anderen diese Liebe zu Christus, als bei ihnen zu Grunde liegend, zuzugestehen, welche auch bei den verschiedenst Gerichteten nicht dem Worte nach, sondern im Leben und in der That zu einem Gemeinbewußtseyn sich gebildet hat, und — es darf wohl gesagt werden — grade in unserer Zeit mehr und mehr sich bildet: bei welchem der Eine dem Anderen nicht fremde seyn darf und will, eben darum aber auch durch keine Gestaltung seiner Ansicht ganz entfremden kann, weil die Liebe und das Vertrauen der Anderen ihn im Gleichgewicht hält, und er aus diesem Bereiche des Gemeinbewußtseyns sich nicht aussondern kann.



Bedenke man nur, wie viel gegenseitiges Vertrauen vermag; wie die Liebe, die Alles glaubet, Alles hoffet, unwillkührlich selbst denjenigen, welcher dieses Glaubens, dieses Hoffens nicht in jeder Beziehung würdig seyn möchte, antreibt, sich dessen nicht unwürdig finden zu lassen. Auf diese Art ist beinahe die Möglichkeit abgeschnitten, daß ein gegenseitiges Steifen der Ansichten gegen einander dem einseitigen Übertreiben Reiz und Anlaß gäbe; sondern der waltende Geist der Liebe hält das, was außerdem schroff, übertrieben, verkehrt, keck einseitig sich geltend zu machen versucht wäre, innerhalb des durch ein wah-

res lebendiges Christenthum gesetzten Zieles und Maaßes. So sehr aber ein solcher Geist milder, und doch nicht aus Indifferentismus hervorgegangener Vertragsamkeit kein anderer Geist ist, als der Geist des Christenthums selbst — ja dieser Geist grade in unseren Tagen einen dem wahren inneren Christenthum sehr zur Ehrenrettung dienenden Contrast bildet gegen jene angebliche Liberalität, welche kein Auftreten kräftigen christlichen Lebens neben sich ohne Anfeindung und verketzernde Herabsetzung duldet, und vor jedem Rauschen einer regeren, inhaltsvolleren Gestaltung des christlichen Lebens, das nicht zu ihrem stetigen, wie künstlich auch in Blumen gehüllten, Tode sich verflacht, erbebet, so darf nicht übersehen, sondern in seinem vollen Segen anerkannt und darauf hingewiesen werden, wie nachdrücklich das genannte Ergebniß in unserem Lande unterstützt wird und von je her erzeugt und gepflegt wurde

3. durch das heilvolle Beispiel, mit welchen den bestehenden Verordnungen zufolge die Würtembergische Kirche selbst und eben damit auch der Staat voranleuchtete.

(Schluß folgt.)

---

## Mittheilungen eines Landpredigers.

(Fortsetzung.)

Hieraus folgt aber zugleich auf der anderen Seite, und dies wird zur vorläufigen Beruhigung ängstlicher Leser dienen, daß die kirchliche Disciplin in dem angedeuteten Sinne überall nur in dem Maaße statt finden kann, als eine kirchliche Gemeinde sich in der That als solche begreift, und sie als solche vorhanden ist. In jedem anderen Falle, wo die Glieder einer Gemeinde nur äußerlich unter einander, mit dem Herrn aber nicht dem Geist, sondern nur dem Namen nach verbunden sind, wo die Kirche als etwas außer und neben der Gemeinde Stehendes betrachtet wird, und diese in der That nicht als Gemeinde Jesu Christi gelten kann, werden Akte der Kirchenzucht in der Regel als verwerfliche Willkühr herrschsüchtiger Vorgesetzten erscheinen, und auch im besten Falle, wo sie mit großer Weisheit und Liebe angewendet werden, nur als Versuche gelten können, auf einen besseren kirchlichen Zustand so viel als möglich wieder hinzulenken. Nur die Kirche, welche ihre Angehörigen wirklich als sich selbst, als ihre wesentlichen Glieder mit mütterlicher Liebe geistlich vereinigt, versorgt und pflegt, kann darauf rechnen, daß ihre Kirchkinder Akte der Zucht der Regel nach als nothwendige Äußerungen der Gerechtigkeit und Liebe dankbar erkennen werden, gleichwie nur der Hausvater, der die Glieder der Familie und des Hauses mit väterlicher Liebe zu einem lebendigen Ganzen vereinigt, sie versorgt und pflegt, züchtigen darf und kann, und dabei dankbare Anerkennung der züchtigenden Liebe finden wird, während der Hofmeister schon weniger, und der unberufene Nachbar nimmermehr Eingang findet, wenn er die strafende Hand erhebt, ohne hiezu von Natur verpflichtet, noch durch vorgegangene Bewährung der Liebe berechtigt zu seyn.

Indeß ist es nicht der Zweck dieser Mittheilung, den Begriff der Kirchenzucht überhaupt zu begründen, ihr Wesen und



ihre Weise aus dem Wesen und den sittlichen Verhältnissen der Kirche abzuleiten, sondern nur auf das dringende Bedürfniß einer zeitgemäßen Entwickelung der kirchlichen Disciplin, und zwar nur mit besonderer Hinsicht auf enger geschlossene, und namentlich auf Landgemeinden, hinzuweisen.

Aber hier sehe ich schon die Frage mir entgegenkommen, ob nun auch die Kirche gegenwärtig diejenige Stellung einnehme, welche, wie bemerkt, die Bedingung einer heilsamen Ausübung der Disciplin ist. Gesetzt, man müßte diese Frage schlechthin verneinen, so dürfte dessenungeachtet das Bedürfniß der kirchlichen Disciplin sich auf eine beachtenswerthe Weise geltend machen, gleichwie ja das dürre Land des Regens dringend bedürfen kann, wenn auch der wolkenlose Himmel noch wenig Aussicht dazu gewährt. Zudem hält Einsender dafür, daß unter allen doch die verzweifeltste Maaßregel diese wäre, ein schreiendes Bedürfniß aus Unvermögen völlig unbeachtet lassen zu wollen; während, dasselbe auch nur vorläufig anerkennen, schon viel besser, und auf dessen Befriedigung auch nur in leisen Anfängen wieder einzulenken, in einer so bildungsreichen Zeit schon viel verheißend wäre.

Daß nun jenes Bedürfniß, den äußersten Ausbrüchen solcher Sittenlosigkeit disciplinarisch entgegenzutreten, gegenwärtig im höchsten Maaße statt finde, dürfte aus Nachfolgendem unwidersprechlich einleuchten, hoffentlich aber auch die Möglichkeit, jenem Bedürfniß zum Heil der Kirche wenigstens theilweise nachzukommen.

Ich schicke zuvörderst noch einige allgemeine Bemerkungen über das Bedürfniß der kirchlichen Disciplin für ländliche, und überhaupt für enger geschlossene Gemeinden, voraus, um alsdann an einigen, meist aus dem nächsten amtlichen Kreise des Eins. und aus der alltäglichen Wirklichkeit genommenen Beispielen das Gesagte näher zu begründen und weiter zu erörtern.

Meines Erachtens tritt nun das Bedürfniß des reinigenden Handelns der Kirche in den bezeichneten Kreisen am dringendsten hervor. Es mag seyn, daß hier so wenig als sonst durch vereinzelte Akte der Disciplin, ja nicht einmal durch Neubegründung derselben überhaupt, der tiefere Schaden unseres kirchlichen Zustandes geheilt werden kann, so lange die kirchliche Disciplin nur als eine von Außen kommende Thätigkeit der kirchlichen Behörden hingestellt würde, ohne selbst erst aus dem tieferen Grunde der neubelebten Kirche hervorgegangen zu seyn. Wohl aber kann das Bedürfniß der Disciplin in einem engeren kirchlichen Kreise lebhafter gefühlt werden, da ein solcher wenigstens noch das äußere Bild eines organisch verbundenen Ganzen an sich trägt, in welchem also auch die gröbere Entartung einzelner verwilderter Glieder immer noch zur Kenntniß und wohl auch zu einiger Theilnahme aller gelangt, während dies in großen Stadtgemeinden, die in ihrer oft chaotischen und auch äußerlich unorganischen Zusammensetzung das gleichförmige Abbild der mit Welt und Staat so zu sagen einsgewordenen Landeskirchen darbieten, so gut als unmöglich ist. Am lebhaftesten wiederum muß jenes Bedürfniß von dem geistlichen Vorsteher einer enger geschlossenen Gemeinde empfunden werden, und mancher, auch

wohlgesinnte Prediger, der einer Gemeinde einer großen Stadt vorsteht, mag die schmerzlichen Verlegenheiten sich kaum vergegenwärtigen können, denen der Hirt einer kleineren Heerde in dieser Hinsicht ausgesetzt ist. Alles, was in dem abgeschlossenen Bereich seiner Gemeinde vorgeht, fällt ihrem geistlichen Hirten wie von selbst in die Augen, erfüllt ihn, ist er kein elender Miethling, mit derselben Theilnahme, mit welcher sonst der Hirt einer kleinen Heerde, die er mit leichter Mühe übersieht, das Wohl und Wehe seiner Lämmer begleitet. Bei vorkommenden Ärgernissen, welche etwa freche, beharrliche Sünder geben, die dabei doch keines ihrer kirchlichen Rechte fahren lassen mögen, während sie jede Pflicht gegen den Herrn und die Kirche frech verletzen, ist er nicht in der glücklichen Lage des Vorstehers einer zahllosen Gemeinde, der ihre Glieder zum größten Theil nicht kennt, dergleichen Ärgernisse nach Umständen ignoriren zu können. Weiß doch ein solcher in vielen Fällen, die noch irgend zu seiner Kenntniß kommen, nicht einmal, ob er das Ärgerniß wirklich auf die seiner Gemeinde sich anschließenden Glieder zu beziehen hat, und er dürfte es bei einem so weiten und losen Zusammenhange auch im anderen Falle mit nicht viel mehr Schmerz begleiten, als mit dem über die Sünden der Mitmenschen überhaupt.

Dagegen erblickt der Vorsteher einer engeren Gemeinde vielleicht bei der nächsten Spendung des heiligen Abendmahls denjenigen, welcher die Gemeinde durch unerhörte Ausschweifungen geärgert hat und ferner zu ärgern bereit ist, vor dem Altar. Mit frecher Stirn tritt er hinzu, das Allerheiligste zu entweihen, und während die entsetzte Gemeinde prüfend auf ihren Geistlichen blickt, hoffend, doch in diesem äußersten Falle werde er sie an heiliger Stätte vor der schmachvollen Gemeinschaft ruchloser Menschen zu schützen wissen, sieht sich dieser durch den absoluten Mangel aller Disciplinarregeln außer Stande, auch nur das Geringste zu thun. *) Oder es geschehen rohe Ausbrüche der Sünde vor seinen Augen, vielleicht am Sonntage, leider der noch immer gelegensten Zeit für Muthwillen und Ausschweifungen jeder Art, so kann er sein Gefühl nicht etwa durch den Gedanken beruhigen, es geschehe dies von Kindern der Welt, die zu ihm in keiner näheren Beziehung stehen: sondern es sind dann die Verirrungen seiner Kirchkinder, die er getauft, unterrichtet, confirmirt, vielleicht an demselben Tage mit dem Brodte des Lebens gespeiset hat. Und was kann er in solchen Fällen thun? Gewiß bleibt, auch bei dem gänzlichen Mangel einer gesetzlich geordneten Disciplin, die den Ermahnungen des Geistlichen im schlimmsten Falle Nachdruck geben würde, grade dem Vorsteher einer kleinen Landgemeinde durch die höhere Kraft der durch den Glauben wirkenden Liebe noch mancher Sieg zu gewinnen, und Einf. ist bisher noch kaum in einem Falle gewesen, in welchem er, wenn, was er unter solchen Umständen that, zu keinem Ziele führte, nicht in sich selbst einen Theil der Schuld gesucht hätte. Indeß wäre es ganz ohne alle Kenntniß des menschlichen Herzens, ohne alle Erfahrung der herrschenden sittlichen Verwilderung geredet, wenn man meinte, daß es eben nur auf den persönlichen Charakter des Geistlichen, und höchstens noch auf einige Amtsklugkeit ankomme, um auch ohne allen disciplinarischen Nachdruck seinen Ermahnungen wenigstens äußeres Gehör zu verschaffen, oder doch seine eigene Amtswürde unverletzt zu erhalten. Konnte doch er, ohne den wir nichts thun können, durch dessen Gnade wir sind, was wir sind, oft, wenn er die Wahrheit bezeugt hatte, nur so dem Grimm ihrer Feinde entgehen, daß er mitten durch sie hinging, oder sich verbarg. Luc. 4, 28—30., Joh. 8, 59. Und so bleibt denn leider auch dem Geistlichen oft nichts übrig, als daß er solche Gelegenheiten, welche ihm die Sünden seiner Kirchkinder am offensten vor Augen stellen würden, lieber ganz vermeidet, weil er, falls seine Vorstellungen nicht Eingang finden, oder sie vielleicht gar mit Trotz und Verachtung abgewiesen werden, sich völlig bloß gestellt sieht, und er nun den thatsächlichen Beweis liefern müßte, wie der Geistliche zu der Gemeinde in einem so losen Verhältniß steht, daß sich, wer nur Frechheit genug besitzt, seinem Einfluß, bis auf die etwa aus dem Parochialzwange entspringenden Verbindlichkeiten, völlig entziehen kann. Wehe aber dem Hirten, und wehe der Heerde, wenn jener grade dann Augen haben und nicht sehen darf, wenn er eben dann etwa zu fliehen genöthigt ist, wenn er den Rachen des Wolfes offen, wenn er seine Schafe eine sichere Beute desselben werden sieht! Zwar ist es wahr, daß Fälle dieser Art dem Vorsteher einer großen Stadtgemeinde ungleich öfter begegnen, nur mit dem bemerkten Unterschiede, der für die amtliche Stellung des Geistlichen von der größten Bedeutung ist, daß der Landprediger in solchen Fällen sich immer inmitten seiner kleinen Gemeinde, die übrigens sein einziges geistliches Wohl und Wehe ist, befindet, in der er, wo ihm freche Ärgernisse entgegentreten, dieselben einerseits weder ignoriren kann noch auch darf, wenn er nicht bald für einen stummen Hund, der nicht strafen könne, gelten will, während ihm andererseits die Klugheit wieder rathen muß, in vielen Fällen doch nur zu sehen, als sähe er nicht, oder sich gar mancher Gelegenheit, zu sehen, zu entziehen, eben weil er so noch unter zweien Übeln das kleinere wählt, und sich nicht anders dem etwa drohenden Hohn einer verwilderten Menge entziehen kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich darf der Geistliche nach den bestehenden Gesetzen nur solche Personen, welche durch ihren augenblicklichen Zustand, als durch Trunkenheit, Aussatz, Anstoß geben, vom Sakrament zurückweisen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 5. September. № 71.

## Der Pietismus in Würtemberg.

(Schluß.)

Nachdem schon frühere mehr oder minder strenge Anordnungen in Bezug auf unberufene, namentlich auf Separatismus hinwirkende, sich einschleichende Lehrer getroffen, dabei aber den ordentlichen Predigern anheimgestellt worden war, da, wo der Wunsch und das Bedürfniß gewisser Gemeindeglieder das mit sich bringe, selbst noch in Stunden außer dem öffentlichen Gottesdienste auf Privaterbauung hinzuwirken, erging namentlich ein musterhaft umsichtiges, in alles Einzelne sehr genau sich einlassendes General-Rescript, betreffend die Privatversammlungen der Pietisten, welches bis auf den heutigen Tag nicht außer Kraft gesetzt worden ist, unter der vormundschaftlichen Regierung, vom 10. Oktober 1743.*) Dieses Rescript, unterzeichnet: G. B. Bilfinger, C. A. Knebel, ist wirklich vom wahrhaftigsten Geiste evangelischer Hirtentreue und Liebe durchdrungen, und dürfte als Mahnung aus dem Munde frommer Väter an uns vernommen und gewürdigt werden. Es legt zuerst den Werth kirchlicher und häuslicher Erbauung dringlich an's Herz, und fährt fort, um nur einige der Hauptstellen im Originale zu geben (so schwer die Auswahl fällt, da das Ganze die gewissenhafteste Beachtung der christlichen Welt in unseren Tagen verdiente):

„Wir ermahnen daher in christlicher Wohlmeynung alle Kirchenglieder, — daß sie den Vorzug nicht vergessen, welcher vorderst der öffentlichen Versammlung, und sodann denen eigenen Haus-Andachten gebühret, und auf wirklichen Befehl des Herrn gegründet ist. Dieses beydes aber vorausgesetzt, sind Wir alsdann nicht gemeynet, die besonderen Zusammenkünfte, welche von einigen christlichen Personen in Absicht auf geistliche Handlungen geschehen, überhaupthin zu verwerfen oder zu verbieten: Wir wollen vielmehr dieselbigen mit dem vorsichtigsten Unterscheid prüfen; das Gute behalten und befördern, die Abwege aber anzeigen, absondern, und, so viel an uns ist, verhüten. Zu diesem Ende wollen Wir durch gegenwärtige Vorschrift begierigen Gemüthern, welche neben den öffentlichen Kirchen-Versammlungen, und eigenen Haus-Andachten, annoch einig ferneren erbaulichen Umgangs mit christlich gesinnten Nachbarn oder Freunden in einer erlaubten Zusammenkunft begehren, dieses an sich nicht verwerflich, und bisweilen nützliche, manchmalen aber zu allerhand Mißfällen ausschlagende Mittel also fassen, daß ihnen auch hiedurch weitere Gelegenheit zur Erbauung dargereicht, daß sie aber anbey innerlich und von sich selbsten gegen allen leichtlich einschleichenden Mißbrauch eigener Wahl, eingebildeten Vorzugs, und gefährlicher, obwolen öffters ziemlich tief und lang verborgener Abwege u. dergl. gewarnt, und äußerlich vor allem bedenklichen Argwohn, vermeidlichen Ärgernuß, erdultendem Neid, oder erfolgenden übeln Nachreden geschützt werden."

Es wird dann mit richtigem Blicke aufgezählt, wohin die Sache nicht ausarten dürfe, und wogegen daher Vorsorge zu treffen sey, namentlich zuletzt „gegen die Verachtung oder Verkürzung der Gemeinschaft der Gläubigen in der sichtbaren Kirche, dahin der öffentliche Gebrauch des Wortes Gottes, gemeines Kirchengebet, Genuß der Sakramente, Anhaltung der Seinigen zu dem öffentlichen Gottesdienste, Theilnehmung an der Noth der Kirche und ihrer bedürftigen Glieder, ein wohlgeordnetes gutes Exempel in christlichen Übungen, öffentlich und besonderes Gebet vor die Erhaltung der Kirche, des Predigtamts und der Schulen, redliche Annahme derer öffentlichen Glaubensbekenntnisse, willige und pünktliche Befolgung derer öffentlichen Kirchen-Anstalten und Ordnungen, und was deme anhanget, gehöret." Sollte demnach der verordnete Geistliche des Ortes selbst in besonderen Stunden die Heilsbegierigen „üben, sie unterrichten, ermahnen und stärken: so wird es ihnen nicht nur frey gelassen, sondern auch gebilliget und viel göttlicher Segen angewünschet," doch die zarten Rücksichten empfohlen, welche er nach verschiedenen Seiten hin zu nehmen hat; aber bemerkt: „Es ist nicht schwer, diesen und andern dergleichen Anstößen, welche ein vorsichtiger Geistlicher in jedem Falle bald merken wird, heilsamlich auszuweichen, wo man erleuchteten Eyfer besitzt und liebreiche Klugheit gebraucht; wo man nicht auf sich und die Gleichgesinnten alleine, sondern auch auf die übrigen, ja auf alle siehet; und nicht alleine nach demjenigen handelt, was man Macht hat, sondern auch nach dem, was frommt. Wo man nicht sich selbsten folget, sondern auch Andere fraget, zumalen erfahrene, und die den ganzen Zusammenhang übersehen können, absonderlich diejenigen, die von Gott und Obrigkeit dazu gesetzet sind." Dann wird der Fall gesetzt, daß der Schulmeister zum Halten solcher Stunden sich aufgefordert sähe, wo das, was an's Herz gelegt wird, mit den Worten schließt: „Es lasse sich ja ihrer keiner einfallen, daß dieses der Platz seye, Kunst und Weisheit zu zeigen: Liebe und Gedult ists, was er da üben und beweisen; Einfältiger Unterricht aber und Erbauung, was er suchen soll."

Aus tiefer Seelenkunde gegriffen sind dann die Fragen der Selbstprüfung, die eine Privatperson, welche solche Stunden halten wolle, sich vorzulegen habe, und die nöthig seyen, „um christliche Seelen vor allerhand geistlich-schmeichelnden Abwegen, unlauterer Geschäfftigkeit, heimlich eindringender Überhebung und

*) Es ist abgedruckt unter andern in Reyscher, Samml. der Würtemb. Gesetze, B. VIII. (Eisenlohr, Samml. der Würtemb. Kirchengesetze, Th. 1.) S. 641 ff.

Versäurung eines sonst guten und süßen Teiges zu verwahren." Und nun werden die Bekehrungen aufgezählt, welche zu treffen sind, — alles aber nicht als blos äußerliches Gebot hingestellt, sondern stets aus der augenfälligen Forderung, daß heilvolle Erbauung erzielt werde, hergeleitet, also: stetiges Offenseyn der Versammlung für den Geistlichen, bewährter kirchlicher Sinn bei denen, welche die Versammlungen halten, vorangegangene Prüfung eines Fremden, wenn dieser einen Vortrag halten will — bei welchem Allem gediegene Regeln der Pastoralklugheit nahe gelegt werden; Vorsorge, daß dergleichen Zusammenkünfte nicht weitläufig oder zahlreich seyen, mit der Bemerkung: „Es ist eine Art von Lehren, von Aufsicht und von Leitung Anderer, welche ihme (dem bloßen Hausvater, wenn auch seinem Vortrage andere als Familienglieder beiwohnen) nicht besonders vertrauet sind. In einer gedrückten Kirche kann ein solcher Vortrag oder Übung vor eine außerordentliche Hülfe, und zwischen einzelnen Personen vor eine geistliche Freundschaft angesehen werden. Wo es aber in einer mit Lehre und Predigt-Amt und mit christlich-geneigter Obrigkeit versehenen Kirche in wirklichen Zusammenkünften mehrerer Personen geschiehet: da bedeutet es eine Anstalt, die in's Große gehet, und unter genauer Aufsicht der geistlich und weltlichen Obrigkeit zu halten ist."

Unter Anerkennung, daß hier nichts ganz Festes in Bezug auf Anzahl der Theilnehmenden bestimmt werden möge, wird gewünscht, daß sie etwa zwölf bis funfzehn betrage, oder drei bis vier Haushaltungen sich an einander anschließen. Durch die Theilnahme soll der eheliche Frieden keine Störung, die Hausandacht und Fürsorge für Kinder keinen Abbruch erleiden, die Zeit nicht während des Gottesdienstes, der Ort so gewählt werden, daß er keinen Anlaß zu Ärgerniß gebe, es soll — außer unter Aufsicht des Geistlichen — von den Stundenhaltern kein eigentlicher Vortrag gehalten, sondern die heilige Schrift und bewährte erbauliche Bücher gelesen werden; „dagegen aber sollen davon ausgeschlossen seyn die Vorlesung und Ausbreitung hochtrabender, dunkeler und in mystische Redensarten verkleideter; noch mehr aber verdächtiger, zweideutiger, auf Religions-Mischung, auf Gleichgültigkeit der Sekten, auf Errichtung neuer Anstalten und dergl. Absichten hinauslaufender Bücher, Briefe, Nachrichten und allerhand kleiner Schriften." In Bezug auf Singen wird gewarnt: „Von dunkelen, ungeprüften, mit hohen und ungewöhnlichen Redensarten erfüllten Liedern soll man sich um so mehr enthalten, als das Lieder-Singen gleichsam eine Art öffentlichen Glaubens-Bekenntniß ist, und alle außer der Schrift erfundene Sprache von göttlichen Dingen, bis sie von der ganzen Kirche wohl geprüft und geläutert, auch nach ihrem wahren Sinn bestimmt worden, mehrmalen gefährlich, allzeit bedenklich, und niemals der Wahl einiger Privat-Personen überlassen ist." Den Gewissensrath sollen Nichtgeistliche nicht machen; man soll über Andere nicht richten; Liebessteuern, ohne Abbruch für öffentlich angeordnete Leistungen werden genehmigt, das Bedenkliche von Liebesmahlen vorgestellt; verwarnt vor „Fragen von allerhand neu-hervorbrechenden Gläublein; vor Favorit-Meinungen einiger wahrhaftig oder nur zum Schein frommer Leute; vor künstlichem Lehr-Gewebe unterschiedlicher Religions-Sonderlinge; vor Vorwurf allerhand Kirchengebrechen," dergleichen Fragen „zerstreuen die Aufmerksamkeit, die auf eigene Besserung des Lebens gehen sollte, ableiten auf unnöthiges Grübeln nach fremder Lehre; leichtlich veranlassen, den Vorzug des Christenthums in allerhand beliebten Redensarten und Meinungen mehr als in Einfalt des Glaubens und Lauterkeit des Lebens zu suchen u. s. f. Dahero es unendlich räthlicher ist, sich an den Kern der Lehre zu halten, als auf Nebendinge zu fallen, wann sie auch noch so grossen Schein höherer Stuffen und Vollkommenheiten von sich gäben." Zum Schlusse wird die Hoffnung ausgedrückt, es werde mit Gottes Hülfe Alles so gefaßt seyn, „daß die allgemeine und besondere Erbauung begieriger Seelen keineswegs gehemmet und gehindert, anbey aber gleichwolen alle Abwege, welche einzelnen Personen, oder der Kirche, gefährlich und schädlich seyn können, nach Möglichkeit verhütet werden." Daher auch alle Glieder der Kirche „nicht ungerne und aus weltlichem Befehle alleine, sondern aus Erkenntniß und mit willigem Herzen dieser Unserer christlichen Verordnung von selbsten sich fügen, und damit den Uns und ihnen vorgesetzten heilsamen Endzweck bei sich selbst und Anderen, so viel ihnen Gott Gnade gibt, zu befördern bedacht, willig und bereit seyn werden." Wogegen diejenigen, welchen es sauer geschehen sollte, „sich in diese vorsichtiglich gesetzte Schranken einleiten zu lassen," gebeten werden, auf's Neue sich zu prüfen, ob solcher Widerwille nicht aus verborgenen unlautern Gründen herrühre.



In der That, wo von einer christlichen Regierung solche Anerkennung des Wünschenswerthen, daß auf jegliche Weise das Gedeihen des christlichen Lebens gefördert werde, solche Verzichtleistung, ihm irgend Zwang oder Gewalt anzuthun, solches Bemühen, seine freie Entwickelung eben durch Verweisung in die Ordnung, vermöge welcher es innerhalb der Kirche selbst sein volles Recht bekommt, zu sichern, und eben damit das regste Interesse für wahrhaftige Erbauung so theilnehmend und aufrichtig ausgesprochen und die Hand gereicht, alle Furcht und Zaghaftigkeit kraft des Bewußtseyns des ächtchristlichen, in der Kirche gehandhabten Geistes ausgeschlossen wird: da konnte es wohl nicht anders geschehen, als daß auch die Glieder der Kirche sich die Hand reichten, um dem Vertrauen einer so erleuchteten, milden und doch warm um die Pflege alles Christlichen besorgten Regierung zu entsprechen. Hiezu kam nun

4. daß — abgesehen von Zeiten, welche freilich auch dürftiger und dem kräftigen Hervortreten des mit dem Glauben der Gemeinden einigen Glaubens ungünstiger waren — im Ganzen Würtemberg stets mit einer bedeutenden Anzahl solcher Geistlichen gesegnet war, in welchen die Gemeinden ächte Diener des Herrn und lebendige Zeugen des in Christo erschienenen Heiles freudig anerkannten (wozu mittelbarer oder unmittelbarer, früher oder später sich darlegend, die trefflichen Bildungsanstalten des Vaterlandes für künftige Geistliche gewiß bedeutend beitrugen).

So — ob auch in einzelnen Orten bald durch Schuld des Pfarrers, bald durch Schuld der Gemeinde traurige Mißverständ-

nisse eintreten mochten — sah doch das christliche Bedürfniß der Kirche im Ganzen niemals durch das Wirken der Geistlichen sich unbefriedigt. Da dann diese, wenn auch unter ihnen selbst der Richtungen mancherlei sich darlegten, und eben damit den christlich Gesinnten der vaterländischen Kirche Anknüpfungspunkte darboten, doch vermöge ihrer theologischen Bildung und der Verührungen, in welchen sie standen, vor Übertreibungen und Verirrungen geschützter waren, so wirkten sie von jeher eben sowohl ausgleichend als heilvoll anregend ein. Man begreift kaum, wie sehr unsere Zeit das mißkennt, welch' ein Halt für die Kirche darin liegt, wenn die angelegentlicher durch das christliche Leben Aufgeregten ihre theilnehmendsten Freunde und Führer grade in den Geistlichen selbst finden. Nur so entfaltet sich das christliche Leben einerseits ungehemmt, andererseits geordnet. Und die sogenannten pietistischen Pfarrer sollten gesegnet werden selbst von denen, deren Ansichtsweise grade die entgegengesetzte ist; denn sie schützen die Kirche vor Abfall. Hier aber bieten überdies unsere Tage eine wahrhaft großartige, freudig zu begrüßende Erscheinung dar. Der unbefangene Sinn darf es nicht bestreiten, daß vor wenigen Jahren noch auch mit der pietistischen Richtung unter den Geistlichen hie und da eine bedauerliche Engherzigkeit verbunden war und vielfach verletzend sich äußern konnte. Jetzt wird das mehr und mehr ein Anderes, seitdem die Zahl derer, welche ihr lebendigeres Ergriffenseyn von der göttlichen Gnade zu bekennen keinen Anstand finden, gar sehr gewachsen ist, unter welchen, was Ansichten betrifft, die am weitesten von einander Abstehenden Mühe haben dürften, sich an und für sich, als in christlicher Gemeinschaft stehend, zu erkennen, welchen dies aber klar und verbürgt wird durch das Band, welches durch die Vermittelung der Zwischeninnestehenden von dem Einen zum Anderen sich fortzieht. Dessen zu einem getrosten Bewußtseyn zu kommen, zugleich aber auch die Einigkeit des Geistes zu knüpfen und stetig fester anzuziehen, hilft — neben mannichfacher Verbindung Einzelner durch Briefwechsel oder kleinere ordentliche Zusammenkünfte für den Zweck der Bibelforschung und Erbauung — besonders eine einzig durch brüderliche Verabredung zu Stande kommende halbjährige Conferenz von Geistlichen aus allen Gegenden des Landes, welche durchaus nichts Förmliches hat; sondern wo ein als Vater der Anwesenden anerkannter, im treuen Dienste am Evangelium ergrauter Diener seines Herrn mit Gebet und liebender Ansprache die Sitzung eröffnet, und dann ein zu Grunde gelegter Abschnitt des N. T. Anlaß gibt, Überzeugung, Erfahrung, Empfindung auszusprechen, Belehrung einzuholen und am Glauben und an der Liebe der Brüder sich zu erwärmen und zu stärken. Wohl Hundert schließen diesem Vereine sich an, welcher gewissermaßen nicht einmal ein Verein heißen kann. Denn wer gerne kommt, heißt willkommen, ohne irgend eine Verbindlichkeit einzugehen. Es ist nur ein durchaus freier Ausdruck und Zeugniß, daß eine ansehnliche Zahl der Geistlichen des Vaterlandes in Christo sich Eins weiß, und von dieser Einigkeit nicht lassen will. Wenn bemerkt wird, daß unter diesen Hundert auch ein gar liebes und thätiges Mitglied, der würdige Pfarrer der Gemeinde Kornthal, ist, so wird



einleuchten, wie wenig dieselbe als vom geistigen Verbande der vaterländischen Kirche ausgeschieden betrachtet werden mag. Aber eben so klar wird seyn, als wie geborgen die Einheit der Kirche in Würtemberg betrachtet werden mag, wenn man berechnet, welche Verbürgung für sie der Herr der Gemeinde in diesem Anschließen von mehr als hundert Geistlichen gibt, welche wieder mit denen, die nicht grade zur Theilnahme an dieser Conferenz sich gestimmt fühlen, denn doch in mannichfacher selbst enger Gemeinschaft stehen, und andererseits wieder auf die Gemeinden vom wirksamsten Einflusse sind. So wird ihr Recht jeder in der heiligen Schrift wurzelnden christlichen Ansicht zuerkannt, auf's Thatsächlichste erklärt, daß, wo der Kern geachtet wird, die Nebenpunkte am innigeren, brüderlichen Anschließen nicht hindern dürfen, und eben durch diese Mittheilungen bewirkt, daß eigenthümliche Ansichten mehr und mehr sich ausgleichen, ihr Schroffes, wenigstens ihr Verengendes verlieren, indem der Augenschein zeigt, welche wahrhaftige Liebe zu Christus auch bei andersgestellter Ansicht Raum hat. Wenn endlich

5. den kräftigsten Schutz vor Verirrung der Glaube findet in der thätigen Liebe, so geschieht in anspruchsloser Stille von Seiten derer, welche Pietisten heißen, in Würtemberg so viel, daß, wenn Nichtpietisten nachrechneten, sie staunen würden, und zugeben müßten, daß, so Jeder in seinem Theile verhältnißmäßig mit ihnen für das Heil der Mitchristen spendete und aufopferte, ein großer Theil der Übel, welche auf uns lasten, kaum mehr fühlbar wäre. Es wird kein Land seyn, in welchem, gehalten an die Mittelmäßigkeit unseres Wohlstandes, nur so viel geschähe für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Nichtchristen und für die Versorgung der Mitchristen mit dem Worte Gottes. Es ist hier nicht der Ort, diese Richtung der Thätigkeit der Liebe vor Anklagen, die immer nur von unchristlichem, ja nur von traurig engherzig-menschlichem Standpunkte ausgehen können, zu rechtfertigen. So viel kann auch der Gegner nicht läugnen, daß nur eine uneigennützige, reine, verläugnungsvolle Liebe sich diesen Kreis der Thätigkeit wählen kann, und daß eine große Idee, welche dem Gemüthe vorschwebt, zu ihr anreizt. Eben diese große Idee aber ist es auch, welche allen Abweichungen in christlicher Ansicht hier Stillschweigen auferlegt, nur das Wesen des Christenthums in's Auge fassen heißt, und so mit auf's Kräftigste beiträgt, daß die Gemeinschaft im Geiste bestehe und gewahrt werde. Längst überdies hat in Würtemberg die Kirche ihre Anerkennung ausgesprochen, daß das Missionswerk als Angelegenheit, welche billig ihren Gliedern am Herzen liege, von ihr betrachtet werde. Darum, ohne daß sie sich irgend über das, was im Tode dahin stirbt, wenn es nicht freie Herzenssache ist, eine Macht anmaßte, gestattete sie, daß die diese Sache des Reiches Gottes betreffenden Mittheilungen und Anregungen mit gottesdienstlicher Feier in Verbindung gebracht werden. Und so stößt das Interesse auch für diese Angelegenheit die Theilnehmenden so wenig ab von der Kirche, daß sie vielmehr ein neues Bindungsmittel an sie wird.

Aber auch einen näheren Kreis treufürsorgender Liebe hat sich der christliche Sinn unseres Vaterlandes geschaffen. Die

segensvoll an mehreren Punkten des Vaterlandes in der anspruchslosesten Stille aufblühenden und sichtbar gedeihenden Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder sind großentheils ein Werk derer, welche Pietisten heißen. Und wo irgend die werkthätige Liebe in Anspruch genommen wird, es mögen diejenigen, die es im Stande sind, auftreten und zeugen: ob nicht stetig und ausnahmlos mit Opfern und Gaben diejenigen voranstehen, welche allerdings über den irdischen und materiellen Interessen die ewigen und geistigen nicht vergessen? Wo aber die Liebe nach allen Seiten, nach welchen ein Anstoß sich zeigt, geschäftig ist, da darf uns nicht bange werden um den Verlauf, den es mit dem Glauben nehmen möchte. Und sollte letzterem manches von dem Geiste des Herrn noch nicht Durchdringene und Gelichtete ankleben: die thätige Liebe ist läuternd genug, um ihn zu dem wahrhaft christlichen aufzuklären. Noch aber haben solche, die von Volksaufklärung schreiben und reden, nicht in ihre Berechnung genommen, wie überraschend hoch über sonst unter dem in sinnliches Getreide versunkenen Volke herrschende Dumpfheit an allseitiger Bildung die Pietisten eben das hebt, woran sie die Liebe Interesse finden läßt. An vielen Orten auf dem Lande sind die Pietisten, ohne aus ihrer Einfalt der Sitten herauszutreten, die Einzigen, welche überhaupt zu lesen und sich geistig zu bilden, Lust und Einsicht haben.

Es wäre gleichgültig, wen das Voranstehende zum Verfasser haben möchte; da ich jedoch noch niemals Ursache hatte zu bereuen, daß ich mich darauf berufen kann, derlei Mittheilungen niemals anonym zu geben, so mag auch hier mein Name stehen.

Tübingen im Juni 1835. Dr. Steudel.

## Mittheilungen eines Landpredigers.

(Fortsetzung.)

Die folgenden Beispiele mögen nun zur näheren Erläuterung und Begründung des Gesagten dienen.

1. Am Vorabend eines der letzten Festtage unserer Kirche, der zugleich für die Feier des heiligen Abendmahls bestimmt war, wurde ich durch einen heftigen Lärm auf der Straße von meinem Arbeitstische an das Fenster gezogen. Hier sahe ich einen Haufen junger Burschen unter wildem Hohnlachen und lautem Geschrei eben vor dem Pfarrhofe und der Kirche vorüberziehen, ohne daß ich im späten Abenddunkel den Gegenstand ihres Treibens näher erkannte. Am anderen Morgen ergab sich, daß jene Burschen eine liederliche Dirne aus der Schlafkammer eines Wittwers, dessen Frau sich einige Wochen zuvor in ihrem eigenen Brunnen ersäuft hatte, abgeholt, und jene völlig entkleidet und mit übrigens sehr wohlverdienter Züchtigung durch das ganze Dorf herumgeführt hatten. Das Mädchen war bereits einmal gefallen, hatte ohne allen Zweifel schon vor dem kläglichen Ende des gemißhandelten Weibes als Dienstmagd ihres damaligen Brodtherrn mit demselben ehebrecherischen Umgang gepflogen, und auch jetzt, wo sie in das elterliche Haus seit längerer Zeit zurückgekehrt war, die nachdrücklich wiederholten Ermahnungen der erwachsenen Söhne jenes Wittwers, ihr väterliches Haus nicht ferner zu beschimpfen, trotzig verachtet. Hierauf hatten die Söhne selbst an jenem Tage eine Anzahl junger Leute herbeigerufen, die Thüre des Schlafzimmers zerbrochen, und den eigenen Vater so lange gehalten, bis ihre Gefährten das hier zu Lande so übliche Strafamt ungehindert vollziehen konnten. Am folgenden Festmorgen eilte die Menge zu einem nahe dem Pfarrhofe stehenden Baume, um die von der muthwilligen Jugend aufgehängten, hoch herabwehenden Kleider jenes Mädchens zu betrachten, von wo nicht wenige ihren Weg unmittelbar zu der gegenüberstehenden Kirche nahmen.

Ich erzähle dies natürlich den Lesern der Ev. K. Z. nicht, um ihnen der Welt Lauf, die überall im Argen liegt, 1 Joh. 5, 19., zu veranschaulichen, auch nicht einmal, um die Bewegung, die Mischung der verschiedenartigsten Gefühle zu schildern, die sich der unmittelbar gefolgten Festversammlung ohne Zweifel mittheilten, sondern nur in dem zuvor schon dargelegten Zusammenhange.

Man stelle sich nämlich nur vor, daß auch jene nicht eben gelinde Züchtigung das ehebrecherische Paar nicht etwa besser, sondern nur um etwas vorsichtiger machte, daß sie, weit entfernt, irgend eine Reue zu äußern, vielmehr den Rechtsbeistand gegen die erlittene Schmach nachsuchten, in ihren Sünden offenkundig beharrten, und nur Rache Jedermann drohten, der sie hinfort in ihrem Wesen stören würde. (Mir erklärte der Elende bei einer gelegentlichen Ansprache nur, er sey ein redlicher, tüchtiger Arbeiter, der in Ansehung seiner Zukunft nichts zu besorgen habe.) Man denke sich endlich jene lose Dirne, die durch ihre Frechheit eben so das Gefühl empört, als sie durch ihre schrecklichen Verirrungen das tiefste Mitleid erwecken muß, drängt sich, was ohne Zweifel geschehen kann, bei der nächsten Communion mit ihrem ehebrecherischen Zuhalter unter die Reihen der Abendmahlsgenossen, unter denen sich etwa auch die Söhne des letzteren befinden, welche die noch bei Lebzeiten der Mutter von jenem erlittenen Mißhandlungen nicht vergessen haben, als unter ihnen keiner die damals erwartete Bastardsgeburt der väterlichen Magd auf seinen Namen nehmen wollte, und die nun die drohend erhobene Faust dem Vater täglich entgegenhalten; man stelle sich nun das Entsetzen der Gemeinde, das Gefühl des Geistlichen vor, wenn dieser verbunden ist, die heiligsten Vorrechte der Kirche Christi denen zu gewähren, die vielleicht noch vor wenigen Stunden durch die äußersten, offenkundigen Schandthaten ihre Pflichten gegen dieselbe mit Füßen traten; man nehme dazu, daß, wie leider diese Unsitte nun auch schon in vielen Landgemeinden stehend wird, die Communikanten ihr Vorhaben nicht einmal zuvor anmelden, daß die Beichtvorbereitung mit dem übrigen Gottesdienst zusammenfällt, so daß der Geistliche erst in dem Augenblick erfährt, wer das heilige Sakrament empfangen will, da die Communikanten aus ihren Stühlen unmittelbar an den Altar treten.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 9. September. № 72.

## Mittheilungen eines Landpredigers.

(Fortsetzung.)

In diesem Falle wäre also dem Geistlichen selbst die Gelegenheit benommen, in seiner Vorbereitungsrede auf das gegebene und so eben noch bevorstehende Ärgerniß speciell Bezug zu nehmen, die frechen Sünder vor dem zu erwartenden Gericht noch besonders zu warnen, und die Würde der entwürdigten Kirche wenigstens dadurch zu schützen, daß im Namen des Herrn und der Kirche auf das Bestimmteste erklärt wäre, daß Christus und seine Kirche keinen Antheil habe an den Hurern, die dann der Herr zweifach richten werde, wenn sie mit unbußfertigem Herzen überdies die Rechte seiner Glieder an sich rissen. Hebr. 13, 4, Eph. 5, 5., 1 Cor. 11, 27. Aber auch abgesehen davon, leuchtet wohl das schreiende Bedürfniß eines disciplinarischen Handelns der Kirche in solchen und ähnlichen Fällen unwidersprechlich ein. Oder sollte wirklich die Gemeinde der Heiligen, die Gemeinde Jesu Christi, die er sich mit seinem Blute erkauft hat, nicht daß sie der Sünde diene, sondern seine Lehre ziere in allen Stücken, sollte die schlechthin verbunden seyn, den fressenden Schaden in ihrer Mitte zu dulden? Sie wäre so schlechthin ein noch Ungeordenes, aus chaotischer Vermischung ohne alle organische Entwickelungsgesetze erst werden Wollendes, daß sie, was jeder gesellige Verein, und wäre es nur eine Tanzgesellschaft, zu seiner Selbsterhaltung thut, zu thun weder das Recht, noch die Pflicht, oder die Kraft hätte? Was jeder Gesellschaft, die auch nur einen äußeren Zweck verfolgt, vielleicht nur, um als eine solche Gesellschaft zu gemeinsamem Vergnügen zu existiren, nothwendig ist, nämlich sich nach gewissen Regeln zu bewegen, die Jeder anerkennen muß, wenn er nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen, oder doch zurückgesetzt seyn will, die theils sich eines durchaus Schlechteren, als sie selbst seyn will, schämen würde, theils ihre eigene Existenz bedroht sähe durch ein durchaus fremdartiges, gesetzwidriges Verhalten — dies sollte der Gemeinde Jesu Christi weder nöthig noch zuständig seyn? Sie wäre die einzige Gesellschaft, deren Rechte Jeder, der ihre Pflichten mit Füßen tritt, an sich reißen kann, wenn er sie nur zu gebrauchen noch der Mühe werth hält, die sich auch in ihren heiligsten Beziehungen der fremdartigsten Einmischungen weder erwehren könnte noch dürfte? Oder sollten ihre Pflichten, deren Erfüllung sie geltend zu machen die Macht hat, wirklich in den Ritualvorschriften erschöpft seyn, so daß, wer nur äußerlich bei Taufe, Abendmahl, Trauung und Gottesdienst den rechten Gang und die rechte Stellung einzunehmen wüßte, damit schon auf die Rechte der kirchlichen Gesellschaft vollen Anspruch hätte? So würde aber die Sache stehen, und die Kirche Christi muß sich Erniedrigungen gefallen lassen, die auch die ordinärste Gesellschaft empören würden, wenn sie gegen offenkundige und beharrliche Sünder schlechthin keine Disciplinarrechte geltend macht. Hiezu ist sie aber, wenn sie der geordnete Leib des Herrn ist, oder auch nur der in der Bildung begriffene, sowohl um ihres Begriffs und ihrer sittlichen Existenz willen vernünftig und naturnothwendig verbunden, als auch durch die Ideen der Gerechtigkeit und der Liebe, die sie darzustellen und zum Heil des Ganzen und des Einzelnen, auch des Verirrten, zu entwickeln hat.

Kehren wir hienach zur genaueren Betrachtung des vorliegenden Falles zurück, so springen die verderblichen Folgen in die Augen, welche unausbleiblich sind, wenn die Kirche gegen dergleichen freche Sünder sich alles reinigenden Handelns enthält. Dadurch wird das Wesen und die Würde der kirchlichen Gemeinschaft sowohl in sich selbst und in den Augen ihrer Glieder viel mehr und mit dem größten Rechte aber in den Augen der Welt herabgesetzt. Wer kann noch Achtung haben vor einer Gemeinde, wer Sehnsucht nach ihren Heilsgütern, wenn sie so schwach ist, dieselben dem ruchlosesten und offenkundigsten Frevler preiszugeben? Es wird ferner der Segen der sakramentlichen Handlung, wie nicht erst erwiesen werden darf, wenn auch nicht aufgehoben, so doch unendlich vermindert, da hier nicht etwa ein Heuchler oder heimlicher Sünder, sondern ein offenkundiger Frevler nicht allein die Andacht stört, sondern das Wesen der Gemeinschaft aufhebt. Noch weniger darf nachgewiesen werden, wie die Geringschätzung des Lasters zunehmen, die Ausübung desselben bei dem großen Haufen sich vermehren muß, wenn der kirchliche Verein dergleichen nicht allein ungestraft läßt, sondern auch sich und die Seinigen vor der völligen Vermischung mit den Unbußfertigen nicht rettet, ja dem Wahn der großen Menge immerhin Raum gibt, als könne die unbereute Sünde dadurch, daß man der Kirche die Ehre anthut, das Sakrament von ihr anzunehmen, immer wieder gut gemacht werden. *) Endlich ist es eine nicht unwichtige Folge, daß die Kirche, wenn sie in dergleichen Fällen gar keine Disciplin ausübt, wie die Pflicht der Gerechtigkeit, so auch die der Liebe gegen den Verirrten aufgibt. Einen

*) Der Eins. hat die traurige Erfahrung so oft gemacht, daß die rohesten Sünder, in Ansehung des sechsten und siebenten Gebotes, alle seine Ermahnungen und Warnungen, das Sakrament sich nicht zum Gericht zu essen, die er mit solcher Schärfe stellte, als es die Rücksicht auf die übrigen Communikanten nur immer zuließ, völlig unbeachtet ließen, und allem Anschein nach in dem heidnischen Wahn, der ihrer Bosheit zusagen mußte, beharrten, daß er glauben muß, es sey außer aller Erfahrung geredet, wenn man meint, hiegegen könne man sich ja durch eine einfache, bestimmte, kräftige Verwarnung und Belehrung schützen.

frechen Sünder aus Schwachheit und Unvermögen wie einen Gerechten behandeln, der der Gemeinde der Gläubigen angehört, kann nimmermehr heißen, die Pflicht der Liebe gegen ihn erfüllen, sondern vielmehr ihn in seinen Sünden sicherer machen. Frommt es der Kirche nicht, eine positive Strafe aufzulegen, wohl, so mache sie den Ernst der Liebe damit geltend, daß sie thut, was zugleich ein nothwendiger Akt der Gerechtigkeit und der Selbsterhaltung ist, nämlich, daß sie die Gemeinschaft mit dem Frevler durch dessen freie Willkühr bis auf Weiteres für aufgehoben erklärt. Indem die Kirche auf diese Weise nur zeigt, wohin der Weg des frechen Sünders führt, nämlich zum Verlust der Gemeinschaft mit der Gemeinde Christi und mit ihrem göttlichen Oberhaupt und Heiland, wird es in vielen Fällen nicht fehlen, daß der Sünder ablenkt, auf den rechten Weg zurückkehrt, der Kirche seine Reue bezeugt, um von ihr mit derselben Liebe wieder aufgenommen zu werden, mit welcher er zuvor aus ihrer Mitte ausgeschlossen wurde. Das Speciellere über die Art und Weise der in solchen Fällen auszuübenden Disciplin zu bezeichnen, liegt nicht in der Absicht des Einf. Indeß verweist uns die apostolische Praxis nach den Zeugnissen des N. T. nicht sowohl auf positive oder eigentliche Strafen (Geldstrafen, Gefängniß, öffentliche Büßungen u. s. f. bis zu Schwerdt- und Feuerstrafen, welches alles mehr Äußerungen der bürgerlichen Gerechtigkeit als der kirchlichen Disciplin seyn dürften), als auf negative und prohibitive Disciplinarmittel hin. Verweigerung der kirchlichen Rechte, ganz oder theilweise, auf kürzere, oder längere, oder vorläufig bestimmte Probezeit, demjenigen, der die kirchlichen Pflichten nicht anerkennt, und durch offenkundigen, beharrlichen Wandel in der Finsterniß die Gemeinde der Heiligen kränkt, und sich selbst ihrer Gemeinschaft begeben hat, ist die eben so naturgemäße als natürlich nothwendige Maaßregel.*) Hiemit kommen auch die Bestimmungen der symbolischen Bücher überein. Vgl. 1 Cor. 5, 1—13. „So Jemand, der sich lässet Bruder nennen, ein Hurer ist, oder ein Geiziger, oder ein Abgöttischer, oder ein Lästerer, oder ein Trunkenbold, oder ein Räuber: mit demselbigen sollet ihr auch nicht essen! — Thut den Frevler von euch selbst hinaus!" V. 11. 13. 2 Cor. 6, 14 ff, 2 Thess. 3, 6. „Wir gebieten euch, lieben Brüder, in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr euch entziehet von jeglichem Bruder, der da unordentlich wandelt, oder nicht nach der Satzung, die er von uns empfangen hat!" — — „Die Beichte ist in unseren Kirchen nicht abgeschafft. Denn der Leib des Herrn pflegt nur denen gereicht zu werden, die zuvor befragt und absolvirt sind" (exploratis et absolutis). Augsb. conf. art. 25. p. 30. ed. Tittm. (cf. ib. p. 27. art. 24. Niemand wird zum Sakrament gelassen, als die zuvor vernommen sind.)

*) Die Anwendung von Disciplinarmitteln gegen bloß Gefallene, deren Reue vielleicht, und wäre sie auch nur scheinbar, mit ihrem Falle zugleich kund wird, ist hiemit keineswegs schon gerechtfertigt. Indeß kann die heiligende Liebe der Kirche auch in solchen Fällen, zur Unterstützung der Reue und zur Abwehr des weitergreifenden Verderbens, gelindere Disciplinarmittel zu gebrauchen für gut finden.



„Die große Excommunikation, wie sie der Papst nennt, halten wir für nichts, als für eine weltliche Strafe, die uns Diener der Kirche nicht angeht. Die kleine Excommunikation aber ist der wahre und christliche Bann, wodurch die offenkundigen und halsstarrigen Sünder nicht zum Sakrament und zur kirchlichen Gemeinschaft gelassen werden, bis daß sie sich bessern und die Schandthaten meiden." Schmalk. Art. Nr. 9. p. 291. ed. Tittm. Eben so in den symbolischen Schriften der Reformirten Kirchen. 85ste Fr. des Heidelberger Katechismus: „Wie wird durch die kirchliche Disciplin das Himmelreich verschlossen und geöffnet? Da nach dem Gebot Christi diejenigen, welche zwar dem Namen nach Christen sind, aber in Lehre und Leben sich Christo entfremdet zeigen, wenn sie, einigemal brüderlich ermahnt, von ihren Irrthümern oder Schandthaten nicht lassen wollen, der Kirche oder den hiezu von der Kirche verordneten Vorstehern, angezeigt werden; so werden sie, wenn sie auch deren Ermahnung nicht Gehör geben, von diesen durch das sakramentliche Interdikt von der Gemeinschaft der Kirche, und von Gott selbst von dem Reiche Christi ausgeschlossen; und wiederum, wenn sie Besserung geloben und thatsächlich bewähren, als Christi und der Kirche Glieder wieder aufgenommen." S. 562. bei Augusti. Conf. Bohem. art. 8. S. 293. ed. Aug. „Ferner lehren wir, daß die offenkundig Gottlosen, Unbußfertigen und Halsstarrigen, die den Ermahnungen der Kirche nicht Gehör geben, excommunicirt werden; und daß dies ohne Ansehn der Person gegen Alle angewandt werde, deren Gottlosigkeit bekannt ist, und welche, gröberen Sünden ergeben und öfter ermahnt, in ihren Sünden beharren." Zu Ende des Genfer Katechismus: „Beim Abendmahle muß der Geistliche sich hüten, daß er dasselbe Jemandem reiche, der, hiezu unwürdig zu seyn, öffentlich bekannt ist." Warum dies? Weil jenes nicht ohne Beschimpfung und Entweihung des Sakraments geschehen würde. Eben so die conf. polon. II. S. 267. bei Augusti.

2. Das vorbemerkte Paar gibt dem Einf. leider noch von einer anderen Seite her Stoff, das dringende Bedürfniß irgend eines disciplinarischen Handelns der Kirche fühlbar zu machen. Noch in derselben Stunde nämlich, als die Nachricht, jenes kläglich gemißhandelte Weib habe sich in ihrem Brunnen ersäuft, sich durch das Dorf verbreitete, erschien die lose Dirne vor der Thür des nun Verwittweten, und rief ihm fröhlich zu, nun sey ja kein Hinderniß mehr, sie zur Ehe zu nehmen. Indeß führte sie dieser jetzt und bei anderen Gelegenheiten mit Hohn und Spott ab, indem er sie zum Weibe nie für gut genug gehalten habe. Jetzt aber erklärt der Beklagenswerthe, grade zum Trotz und zur Rache für den erlittenen Schimpf solle sie sein Weib werden, und in der That sind nur noch einige, wahrscheinlich leicht zu überwindende Schwierigkeiten, hinsichtlich der pekuniären Ausgütigung der fast majorennen Söhne, vorhanden, und mir liegt alsdann, ohne daß irgend ein kirchlicher Einspruch zu thun seyn wird, die solenne Proklamation und Kopulation des sauberen Paares vor dem Altare des Herrn ob. Man vergegenwärtige sich nun die Gemüthsstimmung des Geistlichen, wenn er vor der

entsetzten Gemeinde, welche die unerhörten Schandthaten des lästerlichen Paares, den frechen Trotz der Verächter des Heiligen kennt, bekannt zu machen hat, daß nun der sündlichen Vereinigung derselben auch das kirchliche Siegel aufgedrückt werden solle. Man sage nicht, daß diese Proklamation und nächstdem die Kopulation geschehe, sey ja nur ein nothwendiges Übel, oder auch dies nicht einmal, *fofern dadurch nur ein absolut willkührlich ausschweifendes Paar auf das kirchlich-bürgerliche Ehegesetz verpflichtet werde.* Denn, ist es ein Übel, so ein wenigstens eben so großes als nothwendiges, was ja doch hoffentlich nur für einen vorübergehenden Zustand der Kirche seyn kann; und dann laßt es uns wenigstens als ein solches Übel anerkennen! Ob aber die Kopulation in der Evangelischen Kirche nichts weiter ist, als jene Verpflichtung auf das im Lande gültige Ehegesetz, wird sich leicht ergeben. Allerdings würde jene Annahme gelten etwa für die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo ganz einfach der bürgerliche Friedensrichter, oder auch auf ein von denselben ausgestelltes Attest, daß die gesetzlichen Bedingungen zur Ehe stattfinden, der Geistliche die Ehe im Namen des dreieinigen Gottes für gültig erklärt; sie könnte gewissermaßen auch gelten für die Schottische Kirche, wenn hier nicht eigentlich die Copula von der Obrigkeit ertheilt würde, so daß der Geistliche (der sich also in einem Falle, wie der vorliegende, mit absoluter Freiheit bewegen würde, wenn er überhaupt unter solchen Umständen noch mitzuwirken geneigt seyn sollte) nur seinen Segenswunsch über die bereits Kopulirten zu sprechen hat.*) Und gewiß, nur da, wo die Kopulation nichts weiter ist *als jene Verpflichtung auf das landesgültige Ehegesetz* (womit dann eine angemessene Zurechtweisung, Verwarnung, Ermahnung, ein brünstiges Gebet um Sinnesänderung der Kopulanden, herzliche Fürbitte, daß ihre Herzen des göttlichen Segens noch empfänglich werden möchten, auch unter den ungünstigsten Umständen stets verbunden werden könnten), werden die äußersten Mißverhältnisse für den fungirenden Geistlichen, oder vielmehr für die von ihm vertretene Kirche zu vermeiden seyn, wenn diese für einen Fall, wie der vorliegende, nicht durch eine angemessene Disciplin ihre Würde schützt. Dagegen bietet uns aber die Praxis der Evangelischen Kirche sonst beinahe überall ein ganz anderes Verhältniß dar. Dies ist vorzüglich da der Fall, wo die kirchlichen Formulare mit dem Ernst und der Würde abgefaßt sind, welche den aus dem Zeitalter der Reformation überlieferten eigen ist, die aber damit, daß sie ein kirchliches Leben und einen entsprechenden Ernst in der übrigen kirchlichen und bürgerlichen Gesetzgebung voraussetzen, auch die kirchliche Kopulation eines Paares, wie des in Rede stehenden, — das nur seines Gleichen leider zu tausenden findet, und von vielen an Unwürdigkeit noch weit übertroffen wird! — entweder völlig ausschließen, oder doch nur unter angemessenen Disciplinarbestimmungen zulassen würden.**) Dergleichen treffliche Formulare sind, für sich betrachtet, die beiden in der Agende für die Evangelische Kirche des Vaterlandes enthaltenen. Sie stellen die Kopulation als die förmliche kirchliche Schließung, Besiegelung, Einsegnung und Weihung der Ehe dar. Sie geschieht nach beiden Formularen im Namen des dreieinigen Gottes; das Paar wird als ein „von Gott zusammengefügtes" betrachtet, über welches unbedingt der Segen des Herrn erfleht wird, ja die Schlußformel („der Herr segne dich" ꝛc.) enthält mehr eine Segensprechung, als einen Segenswunsch; und warum auch nicht, wenn sie der Herr zusammengefügt hat, und auch nur mit irgend einer Wahrheit gesagt werden kann, „daß sie nach seinem Schutze sich sehnen?" Das zweite Formular, welches man in mancher Hinsicht als den Commentar des ersten betrachten könnte, drückt die in diesem leiser angedeutete Voraussetzung des christlichen Charakters der Kopulanden und ihres Ehevorhabens überall auf das Bestimmteste aus. „Der Herr befestige den guten Vorsatz, *den er in euch gewirkt hat*, und euer Anfang sey im Namen des Herrn!" „Der Vater der Barmherzigkeit, *der euch in diesen heiligen Ehestand geführt hat*, verleihe euch um Jesu Christi willen seinen heiligen Geist" ꝛc. „Haltet euch versichert, daß Gott euch selbst nach seiner Gnade in diesem Stande vereinigt hat" — so redet es unter andern die Kopulanden an. Dieselben Gedanken werden in dem ächtchristlichen Schlußgebet wiederholt, und wird dasselbe mit der Bitte geschlossen: „Auf daß durch ihre Verbindung dein Name gepriesen, dein Ruhm vermehrt und dein Reich verbreitet werde!"

(Fortsetzung folgt.)

*) Gemberg, Darstellung der Schottischen Kirche. S. 139 ff.

**) Wo z. B. die ernstere Liebe und der heilsamere Ernst der Gesetzgebung einer nicht so fernen Zeit den Ehebruch und die Hurerei unter die Zahl sowohl bürgerlicher als kirchlicher Gesetze stellten, fielen Ärgernisse, wie das in der Kirche des Einf. drohende, schon von selbst hinweg. Doch wohl der guten Sache und ihren Freunden, wenn das Bessere eben so in einer nahen Zukunft, wie in der Vergangenheit sich zeigen wird!



## Nachrichten.

### Die Karaiten.

(Nach den Berichten von Pinkerton und Henderson.)

Die Sekte der Karaiten hat von jeher die Augen der Forscher auf sich gezogen, und es hat nicht an den mannichfaltigsten Vermuthungen über den Ursprung dieser jüdischen Protestanten, als welche man sie sich gewöhnlich dachte, gefehlt. Was die Untersuchung aber noch besonders erschwert hat, ist die große Abgeschiedenheit und Entfernung von dem allgemeinen Verkehr, in welcher die Sekte lebt. Denn nur sehr wenige Familien haben sich bis nach Polen hinauf verloren; ihre Hauptniederlassungen sind im südlichen Rußland, der Tartarei, Türkei, in Ägypten, Palästina und weiter nach Assen hinein. So verdankte man alle Nachrichten über sie den wenigen Europäern, welche jene Gegenden besuchten, und den Rabbanitischen Juden, welche sie mit dem äußersten Hasse verfolgen. Deshalb verdienen die beiden uns schon bekannten Englischen Reisenden, Henderson und Pinkerton, unseren Dank, daß sie bei ihren Wanderungen durch das südliche Rußland auch auf die Karaiten ihr Augenmerk richteten; und namentlich hat Henderson sich viel mit

ihnen beschäftigt. Es wäre nun ganz gegen die Tendenz dieser Zeitschrift, wenn wir mit den Nachrichten jener Männer die Resultate früherer Untersuchungen vergleichen und den von ihnen gelieferten Stoff gleich wissenschaftlich verarbeiten wollten. Wir geben vielmehr, was sie an Ort und Stelle gesehen, so wie sie es gesehen haben, und lassen deshalb auch weg, was Henderson aus älteren Deutschen Gelehrten anzieht; dagegen versagen wir es uns nicht, Henderson's lebendige Schilderung der Lage von Dschufut-Kale, eines nur von Karaiten bewohnten Kastells in der Krimm aufzunehmen.

„Den Tag nach unserer Ankunft in Bagtschisarai (im Jahre 1821), brachen wir mit den Herren Glen und Roß nach Dschufut-Kale (das Juden-Schloß) auf; unser Weg ging das tiefe, enge Thal hinauf, in welchem die alte Hauptstadt der Krimm liegt. Die Felsen zu unserer Linken waren hoch und steil, oft überhängend; weite Höhlen und Grotten zwischen ihnen schienen von den Tartaren theils als Wohnung, theils als Viehställe benutzt zu werden. Unser Weg durch das obere Ende der Stadt, zwischen Moscheen, Synagogen, Minarets und majestätischen Pappeln, war sehr schön und malerisch. An der Stelle eines von Grund aus zerstörten Pallastes, in dem Thale Aschlama-dere, wandten wir uns westlich, und gelangten in eine andere enge Schlucht, Mariam-dere, Thal der Maria, so genannt von einem der Maria geweihten Griechischen Kloster, welches auf eine höchst merkwürdige Weise rechts in den Felsen hineingearbeitet ist, und wie ein großer, bedeckter Balkon, mehrere hundert Fuß hoch über dem Thale, aussieht. Grade darunter, auf der anderen Seite des Thals, bemerkten wir ausgedehnte Ruinen; sie bezeichneten den Platz einer sonst von Griechen bewohnten Stadt, die seit dem Einfalle der Tartaren wüste liegt. Von diesem romantischen Punkte setzten wir unseren Weg fort, und nachdem wir zwischen zwei schönen Brunnen durchgekommen waren, zu welchen die jüdischen Mädchen, wie einst Rebecka und Rahel, herankamen, Wasser zu schöpfen, erreichten wir endlich den Fuß des Abhanges, auf dessen Gipfel Dschufut-Kale liegt. Der Weg wurde jetzt außerordentlich steil, und da er ganz im Zickzack geht, so waren wir sehr überrascht, als wir uns schon ganz nahe am Eingange der Festung zu befinden glaubten, den Weg plötzlich durch einen schroffen, unzugänglichen Felsen gesperrt zu finden. Diese Entdeckung war um so unerfreulicher, da eben ein Gewitter begonnen hatte, und der Regen heftig niederströmte; aber indem wir um eine andere Ecke bogen, fanden wir an der Seite des Abhanges mehrere Höhlen, in welchen wir einen augenblicklichen Schutz vor dem Unwetter suchten. Nachdem das Gewitter vorüber war, begannen wir wieder zu steigen, und erreichten bald das Thor der alten Festung, durch welches wir in eine enge Straße, die von einem Ende der Stadt zum anderen geht, gelangten. Die Häuser, auf Orientalische Weise gebaut, haben alle die Fenster nach innen, und sind mit einer hohen Steinmauer umgeben. Außer dem Schutze, welchen diese Mauern gewähren, die senkrecht von dem Rande der Abgründe aufsteigen, ist noch eine, nach den Regeln der Kunst befestigte Mauer zum Schutze der Stellen, welche nicht von Natur fest sind, aufgeführt worden. Die Straßen waren vom Regen überschwemmt, der in kleinen Bächen herunterrieselte; aber wir gingen auf einem schönen, breiten, gepflasterten Damm, welcher zu der Haupt-Synagoge leitete. Hier trafen wir den Ober-Rabbiner Isaak, einen ehrwürdigen Greis, der uns mit großer Höflichkeit empfing, und uns



zu dem Hause des Rabbiner Benjamin führte, welches zur Aufnahme von Fremden bestimmt zu seyn schien."

„Am Eingange des Gastzimmers, welches reich mit Teppichen geziert war, mußten wir die Stiefel ausziehen, und uns auf morgenländische Weise auf Polstern, die rings herum an der Wand befindlich waren, lagern. Während wir mit unserem Wirthe in einem lebhaften Gespräche begriffen waren, wurde ein großer Tisch, mitten im Zimmer, mit Brodt, Butter, Datteln, Birnen, Maulbeeren, Branntwein und Wein bedeckt, wovon man uns nach Belieben zu genießen einlud. Die Unterredung wurde Türkisch und Hebräisch geführt, und die Rabbinen schienen eben so beiseert, unsere Neugierde zu befriedigen, als wir bemüht waren, über die Geschichte und den eigenthümlichen Charakter der Karaiten Aufschluß zu erhalten. In Benjamin's Bibliothek fanden wir außer dem Talmud und vielen anderen Hebräischen Büchern auch ein gutes Exemplar der Bombergischen Bibel. Außer dem bald näher zu erwähnenden Tartarischen Targum zeigte er uns mehrere Hebräische Karaitische Commentare, und versicherte, daß sie deren über die ganze Bibel hätten, aber daß vollständige Exemplare sehr selten und theuer wären. Ein Commentar zum Pentateuch allein kostet 150 Rubel (etwa 40 Thlr.)."

„Von dem Hause des Rabbiners gingen wir zu den Synagogen, deren es zwei, eine größere und eine kleinere gibt; die erstere ist geschmackvoll aufgeputzt, und inwendig mit einem prächtigen, steinernen Denkmal geschmückt, welches bei der Thronbesteigung des Kaiser Alexander errichtet wurde. Die Inschrift besteht aus einem kurzen, schönen, Hebräischen Lobgedichte. Aus der Bundeslade brachte man uns mehrere sehr schöne Handschriften des Gesetzes auf Pergamentrollen, worunter zwei oder drei augenscheinlich sehr alte; sie waren theils im Orte selbst geschrieben, theils aus Konstantinopel und Polen gebracht. Der Hauptraum der Synagoge war mit Lesepulten erfüllt, auf denen Hebräische Bibeln, Gebetbücher und Theile des Tartarischen Targum lagen. Die Bibeln waren meist Venetianische Ausgaben, wie sie bei den Spanischen Juden in Konstantinopel besonders beliebt sind, durch welche sie nach der Krimm gekommen waren."

„Die Zahl der in Dschufut-Kale ansäßigen Familien beläuft sich auf etwa 250; aber viele ihrer Glieder sind zu gewissen Jahreszeiten abwesend, und betreiben ihre Geschäfte in Odessa und anderen Polnischen und Russischen Städten. Andere gehen jeden Morgen nach Bagtschisarai, wo sie ihre Laden haben, und kehren des Abends in die Burg zurück."

„Wir gingen dann aus dem südlichen Thore heraus und freuten uns der romantischen Aussicht über das Gebirge, auf dessen höchstem schmalen Rücken Dschufut-Kale liegt. Von hier stiegen wir in das Thal Josaphat, den Karaitischen Begräbnißplatz, hinunter; es besteht aus einer tiefen Schlucht, mit hohen Bäumen bewachsen, mit deren düsteren Schatten die weißen Tafeln auf den Gräbern einen höchst anziehenden Contrast bilden. Eine wohlthuende Schwermuth ergriff uns, als wir diesen heiligen Platz betraten; und abgesehen von dem niederschlagenden Gedanken an den hartnäckigen Unglauben der Juden, verbunden mit der Liebenswürdigkeit des Karaitischen Charakters, ist es kaum möglich, sich eine Scene zu denken, die geeigneter wäre, das Gemüth eines denkenden Beschauers zu ergreifen."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 12. September. № 73.

## Mittheilungen eines Landpredigers.

(Fortsetzung.)

Nun stelle man sich vor, daß ein Paar, wie das vorerwähnte, nach einem dieser Formulare, oder überhaupt auch nur in der darin auf das Bestimmteste bezeichneten feierlich-kirchlichen Weise getraut werden soll. Man setze, daß kein Akt der kirchlichen oder bürgerlichen Disciplin statt gefunden hat, daß die, von allem gesetzlichen Nachdruck entblößten Ermahnungen des Geistlichen keinen Eingang fanden, daß sich das Paar, wenn es frech genug war, und wegen der gesetzlichen Verpflichtung des Geistlichen, jedenfalls trauen zu müssen, jede weitere Ansprache höhnisch verbat, daß es, weit entfernt, irgend ein Zeugniß der Sinnesänderung zu geben, vielmehr in seinen Sünden offenbar beharrte, ja vielleicht mit unverholener Bosheit die Gemeinde zu ärgern fortfuhr, und beurtheile nun die Lage des Geistlichen, oder vielmehr der Kirche, in deren Namen er die Trauung vollziehen soll. Die Gemeinde ist gegenwärtig; ein Theil ist entrüstet über die Allen kundige Frechheit des ruchlosen Paares, entsetzt über das, was nun wirklich geschieht, was sie gern noch immer für unmöglich gehalten hätten; ein anderer Theil ist, wenn nicht grade erfreut, doch kindisch verwundert, daß, wie sie meinen, denn der Priester doch im Stande sey, auch das Unehrlichste ehrlich zu machen. Jene theilen nicht den Wahn mit diesen, aber sie sehen sich im Innersten gekränkt, wenn sie sehen, daß auch den Verworfensten zu Theil wird, was sie einst mit frommer Rührung als eine erhebende Anerkennung keuscher Unschuld, als ein heiliges Siegel treuer Liebe glaubten hinnehmen zu dürfen. Wie sie aber den Sinn der heiligen Ceremonie vernünftig und sittlich fassen, wie sie die Wahrheit der Worte sich deuten sollen, die ihnen von heiliger Stätte herüber tönen, können sie nicht finden; was offenbar der böse Gott dieser Welt (2 Cor. 4, 4., Eph. 2, 2.), was die offenbare Sünde, die strafbarste Fleischeslust zusammengeführt hat, soll nun der Herr zusammengeführt haben und zusammenführen; im Namen des dreieinigen Gottes werden Verbrecher zusammengesprochen, ja ihnen wird der Segen des Herrn zugesprochen, durch dessen Wort sie vielmehr wissen, „daß er die Hurer und Ehebrecher richten werde." Werden solche nun an ihrem geistlichen Vorsteher nicht gar irre, so ist doch das Einzige, was sie bei dem eigenen Schmerz über die klägliche Lage der Kirche in dieser Hinsicht für jenen fühlen können, dies, daß sie ihn herzlich bemitleiden, wenn er unter solchen Umständen nicht bloß mit der Gemeinde leiden darf, sondern aus Liebe zu ihr und zu seinem Amte überhaupt, auch handeln muß.

Doch wer dem Einf. bis hieher gefolgt ist, fühlt mit ihm gewiß lebhaft genug, daß in solchen Fällen irgend ein disciplinarisches Handeln der Kirche überall, vorzüglich aber in enger geschlossener Gemeinde, dringendes Bedürfniß ist, vor allem, wenn eben die Stellung, welche die Kopulation nach den officiellen Dokumenten in einem kirchlichen Verbande einnimmt, einen gehobenen und in dieser Hinsicht durchaus geordneten Zustand desselben voraussetzt. Ohne einen direkten, höchst bedenklichen Widerspruch mit der heiligen Ceremonie selbst, ja mit dem unzweideutigen Wort des jene tragenden Formulars, und somit ohne eine Profanation des Aktes selbst, kann sich wenigstens Einf. die Kopulation so anstößiger, offenkundig unbußfertiger Paare gar nicht denken, wenn der letzteren eben nicht in solchen Fällen eine modificirte Stellung gegeben, und durch Anwendung geistlicher Disciplinarmittel die Würde der Kirche gesichert wird, die ihre Perlen nicht so schlechthin vor die Säue werfen soll. Welche nun diese Mittel seyn könnten, kann dieses Ortes nicht erörtert werden. Nicht jede Ruthe eignet jeder Mutter, jedem Kinde. Was in dieser Hinsicht in einem Kreise vortrefflich wäre, würde in dem anderen grundverderblich seyn. Es ist die Sache der kirchlichen Oberen, denen der Herr die Leitung seiner Kirche anvertraut hat, zu prüfen, wie viel Liebe ihnen gegeben ist, um ein gleiches Maaß von heiligem Ernste in Erfüllung ihrer heiligsten Pflicht geltend machen zu dürfen, die Kirche, deren höchst gestellte Glieder und Ordner sie sind, als die Gemeinde des Herrn zu pflegen und zu fördern; denn das Maaß der Liebe bestimmt das Maaß des Ernstes, worin sich die erziehende Liebe offenbaren soll. Einf. wollte nur das schreiende Bedürfniß dieser reinigenden Liebe geltend machen. Ist jenes nur anerkannt, so wäre es das Zeugniß des schmählichsten Unglaubens, an der Möglichkeit, es zu befriedigen, überhaupt zu verzweifeln. Indeß dünkt es ihm so groß, daß, seiner Meinung nach, es aller Herzen, die sich des Segens der Kirche Christi erfreuen, erwecken sollte, den Herrn unaufhörlich zu bitten, daß er ein reiches Maaß von Liebe und Weisheit, von göttlicher Kraft und heiligem Eifer denen bescheere, die zur Befriedigung jenes Bedürfnisses berufen sind. Rasch schreitet das Laster in seiner Entwickelung fort, wo es so ungehemmt auf dem geschändeten Boden der heiligen Kirche, auf dem bedrohten Gebiete christlicher Staaten sich entwickeln darf, und wo die Gegenwirkung nicht mit gleicher Kraft, mit gleichem Ernst der Liebe, mit gleicher Begeisterung für die Sache Christi und der durch sein Blut erkauften Kirche verfolgt wird, da wird der Fürst der Finsterniß unberechenbare Siege feiern, und möchte der Versuch einer geordneten Erneuerung der großen kirchlichen Vereine bald zu spät seyn.

3. Ein anderes Laster, welches bekanntlich den zunehmenden

Ruin der kirchlichen und selbst bürgerlichen Gesellschaft vorbereitet, ist das der Trunksucht. Welche Schmach der Altar des Herrn auch in dieser Hinsicht durch das völlige Aufgeben der kirchlichen Disciplin so häufig erleidet, ist zwar Jedem, der sich um die Gebrechen unseres kirchlichen Zustandes bekümmert, schmerzlich bekannt. Indeß möge auch in dieser Hinsicht Einiges Platz finden, um das Bedürfniß der kirchlichen Disciplin fühlbar zu machen.

Einem Geistlichen einer benachbarten Stadt begegnete vor einiger Zeit der Fall, daß er den Bräutigam eines eben zu kopulirenden Paares in halbbetrunkenem Zustande vor dem Altar fand. Wie viele Beispiele ähnlicher Art mögen die Vorsteher großer Gemeinden zum Belege der schamlosesten Frechheit liefern können, mit welcher so oft das Heiligste unserer zuchtlosen Kirche geschändet wird! Wenn nun jener, sonst sehr achtungswerthe Geistliche, meines Erachtens sehr fehlte, daß er die Kopulation dennoch vollzog, so wird man doch bei dem Mangel anderweitiger disciplinarischer Bestimmungen die Verlegenheit erkennen, in der sich auch jeder andere Geistliche an seiner Stelle befunden haben würde. Zwar würde die natürlich nothwendig gewesene Verschiebung der Kopulation schon ein unwillkührlicher Akt der Disciplin gewesen seyn, der den Frevler vor seinen Angehörigen, sofern noch irgend Scham in ihm war, empfindlich beschämt und bestraft haben würde. Auch würde derselbe dadurch, daß er nun doch in nüchternem Zustande wieder zu dem Geistlichen hätte gehen, und einen neuen Termin zur Trauung erbitten müssen, zu einer nachdrücklichen Zurechtweisung selbst Gelegenheit gegeben haben. Indeß würde der Geistliche doch auch in dem Fall, daß der Frevler ihm nun das Gegentheil aller Reue unverholen kundgegeben, sein Vergehen entweder geläugnet, oder für eine nun nichts weiter bedeutende Nebensache erklärt, und im Falle weiterer Zumuthungen ihm mit Prozeß gedroht hätte, ihn nun in allen Ehren haben trauen müssen, gleich als wenn nichts vorgefallen wäre. Ja wenn der Frevler so viel Bosheit als Frechheit besaß, und es nicht etwa vorzog, einen kräftigen Trunk für etwas dem Hochzeittage sehr Angemessenes zu erklären, so konnte er auch allenfalls das Unrecht auf den Geistlichen zurückwerfen, diesen für einen kurzsichtigen, boshaften Verläumder erklären, der eine augenblickliche Körperschwäche für Trunkenheit ausgegeben habe. Diesem allen würde aber zur Rettung der Kirche vor der äußersten Schmach durch freche Sünder dann, aber doch wohl nur dann, vorgebeugt werden, wenn in solchen und ähnlichen Fällen ein disciplinarisches Verfahren kirchengesetzlich begründet wäre, dann könnte z. B. der hiezu berechtigte und verpflichtete Geistliche augenblicklich einige Kirchenälteste oder sonst angesehene Gemeindeglieder herbeirufen, um, durch ihr Zeugniß unterstützt, die Kopulation bis auf Weiteres zu verschieben u. s. f.

Eben so begegnete es einem benachbarten Landgeistlichen, der sein Amt mit frommen Ernst verwaltete, daß ein in der Gemeinde bekannter Trunkenbold nicht allein zum Taufzeugen erwählt wurde, den er, ohne weiter zu greifen, als die auch in



dieser Hinsicht völlig gesetzlose, jeder Willkühr der Gottlosen preisgegebene Kirche gutheißen würde, nicht zurückweisen durfte, sondern daß derselbe wirklich vollständig betrunken in die Kirche kam. Der Geistliche war schon in der Taufhandlung begriffen, als jener lärmend hereinstolperte, und die Handlung auf das Empörendste störte. Dieser Fall liegt nun zwar außerhalb des gesetzlich zugelassenen, und konnte den Geistlichen weniger in Verlegenheit für sein Recht und seine Pflicht setzen. Indeß beweist doch derselbe die unerhörte Frechheit, mit der sich die von Gott Verworfenen in unsere zuchtlose Kirche bis zu deren innersten Heiligthümern furcht- und schamlos zu drängen wagen. Und wenn nun der Geistliche verbunden war, den Elenden am nächsten Sonntage zum heiligen Abendmahl, oder zu einer anderen Taufe zuzulassen, ohne daß derselbe irgend ein Zeichen der Reue zu geben verbunden war, oder indem er vielleicht gar Tags vorher, trunken oder nüchtern, in der Gemeinde dreist und offen erklärt hatte, morgen werde er sich besser vorsehen, und dann einmal sehen, ob der Prediger das Recht habe, einen ehrlichen Mann, wie ihn, vom Altare zu weisen — so sieht wohl ein Jeder, der Augen hat zu sehen, daß durch jene bloß augenblickliche Zurückweisung des augenblicklich Trunkenen der Kirche so gut als gar nicht geholfen ist. Wenn aber auch durch solche bloß momentane Excommunikation doch noch die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit derselben in gewissen Fällen bezeugt wird, wäre es dann nicht an der Zeit, daß die Kirche sich in ihrer und ihrer unartigen Glieder Noth und Gefahr, in ihrer heiligen Pflicht mit kräftiger Liebe ergriffe, um den offenkundig Unbußfertigen und den halsstarrigen Sündern auch weiter zu zeigen, wem sie angehören und wem nicht, bis daß sie sich unter dem Einfluß einer solchen züchtigenden Liebe bekehren wollten von ihren Sünden, und die inzwischen verscherzten heiligen Vorrechte und Heilsgüter der Kirche Christi reumüthig suchten?

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

### Die Karaiten.

(Nach den Berichten von Pinkerton und Henderson.)

(Schluß.)

„Die Grabsteine, meist aus weißem Marmor bestehend, sind in regelmäßige Reihen geordnet, etwa nach Art der Brüdergemeinden, und die neueren haben noch überdies an einem Ende eine aufgerichtete Marmorplatte, bald mit, bald ohne Hebräische Inschrift. Da wir begierig waren, wo möglich aus diesen Denkmalen zu erfahren, wie weit zurück der Aufenthalt der Juden in Dschufut-Kale verfolgt werden kann, baten wir unseren Führer, uns das älteste Grab zu zeigen, welches er bereitwillig that, indem er versicherte, daß es von den Brüdern in hohen Ehren gehalten wird. Es besteht aus einer liegenden Platte, deren Oberfläche zum Theil zerbröckelt war, aber nach Wegräumung des Mooses, welches die Vertiefungen der Buchstaben füllte, erschien die Inschrift: „„Höre Israel, u. s. w. Das Grab von Genz, Joseph Ben David.

Im Jahre 5004.“” *) Dies ist das Jahr 1364 der christlichen Zeitrechnung, ungefähr vier Jahrhunderte nach dem Beginn der Tartarischen Dynastie in der Krimm.“

„Die Karaiten haben kein geschriebenes Aktenstück, um das Alter ihrer Niederlassung in diesem Fort zu beweisen, oder die Umstände anzugeben, die ihre Einwanderung in die Halbinsel veranlaßten oder begleiteten. Peyssonel, in seinem Werke über den Handel des schwarzen Meeres, behauptet, es gäbe unter ihnen eine alte Tradition, daß ihre Vorfahren in Buchara, in der großen Tartarei, gewohnt hätten, und mit den Tartaren zugleich auf dem berühmten Zuge nach Europa in die Krimm gelangt wären. Der Umstand, daß sich die Karaiten meist Tartarisch kleiden, und ihren Dialekt selbst Dschagatai nennen, könnte diese Sage unterstützen; aber das gegenwärtige Geschlecht weiß nichts davon, und die Übereinstimmung mit den Tartaren in Sprache und Kleidern erklärt sich leicht durch die lange Zeit ihres Zusammenwohnens. Nach Untersuchungen, die an Ort und Stelle gemacht wurden, ist gewiß, daß sie keine Erinnerung von einem Zusammenhange zwischen ihren Vorfahren und den Juden in Buchara haben, daß, so weit sie wissen, dort gar keine Karaiten wohnen; und die einzige unter ihnen im Umlaufe seyende Sage ist bloß, daß sie aus Damaskus stammen, und sich vor etwa fünfhundert Jahren unter dem Schutze der Tartarischen Chans da niederließen. Ihre Sprache, wie sie sich in den ältesten Büchern findet, nähert sich auch mehr dem Osmanischen als dem Orientalischen Türkischen.“ **)

„Im Anfange des letzten Jahrhunderts, unter Chan Hadschi Selim Gherin, erhielten sie besondere Vorrechte in Folge einer glücklichen Kur, die einer ihrer Ärzte an Ulu Chani, der Schwester des Chans, machte. Während sie bis dahin gewisse schwere Arbeiten im Pallaste verrichten, und, wie die Griechen und Armenier, eine schwere Kopfsteuer bezahlen mußten, wurden sie nun unter den Schutz der Prinzessinnen höheren Ranges genommen, und versahen nur ihre Wirthschaft mit Holz, Kaffee u. dgl. m., welches sie weniger als Tribut, sondern vielmehr als Pfand der Dankbarkeit für die bewilligten Freiheiten entrichteten.“

Was Henderson über das Alter und den Ursprung der Sekte sagt, können wir kurz übergehen, da es keine neue, etwa unter ihnen selbst erhaltene Nachrichten sind. Bekanntlich haben sie ihren Namen von קרא „Schrift,“ und sie nennen sich auch wohl בעלי oder בני מקרא „Herren oder Söhne des Textes,“ in welcher Benennung ihr Gegensatz gegen die anderen Juden schon enthalten ist; denn während diese der Tradition und dem Talmud eine normative Auctorität zugestehen, wollen die Karaiten sich nur an die Schrift halten. Dabei verwerfen sie keineswegs den Talmud durchaus. Henderson fand ihn bei dem Rabbiner in Dschufut-Kale, und dieser erklärte, „obgleich sie ihn nicht als verbindlich für ihr Gewissen betrachteten, und vieles darin mißbilligten, so wollten sie deshalb doch das Gute und Schriftgemäße nicht wegwerfen.“ Sie verlangen, daß die heilige Schrift grammatisch, mit Hülfe des Zusammenhangs und der Parallelstellen erklärt werde, und verwerfen die kabbalistischen, symbolischen Spielereien. Deshalb sind sie jedoch keineswegs laxer in der Gesetzesbeobachtung; im Gegentheil bringen sie auf die buchstäblichste Befolgung der biblischen Vorschriften, während die Rabbanitischen Juden grade in der Menge ihrer kleinlichen Satzungen ein Mittel finden, die Hauptsache zu umgehen. So feiern sie den Sabbath viel strenger als die Rabbaniten; während diese wenige Minuten vor dem Beginn des Sabbaths eine Menge Lichter anzünden, und überdies am Sabbath selbst durch christliche Dienstboten alles das sich machen lassen, was ihnen selbst verboten ist, findet man bei keinem Karaiten Licht von Freitag bis Sonnabend, nach Sonnenuntergang, und in dieser ganzen Zeit essen sie nur kalte Speisen; genau nach Nehem. 13, 19. werden die Thore von Dschufut-Kale Freitag mit Sonnenuntergang geschlossen, und unter keiner Bedingung vor Sonnabend Abend geöffnet. ***) Wie es bei Sekten der Art gewöhnlich ist, zeichnen sie sich gegen die anderen Juden sehr zu ihrem Vortheile aus. Ihr Äußeres ist nett, und ihre häuslichen Einrichtungen sind immer zierlich; im Verkehr mit Anderen zeigen sie eine Rechtlichkeit, die im südlichen Rußland sprichwörtlich geworden ist, und ein Polnischer Edelmann versicherte Henderson, daß, während die anderen Juden in Luck (in Wolhynien) den Behörden unaufhörlich zu schaffen machten, seit mehreren Jahrhunderten, so lange Karaiten dort wohnen, kein Beispiel einer gerichtlichen Klage gegen einen derselben vorgekommen sey. Wie streng sie von den Rabbaniten getrennt leben, ist bekannt; selbst in Städten, wo die Juden auf einen eigenen Stadttheil beschränkt sind, wie in Luck und in Konstantinopel, herrscht noch die vollkommenste Scheidung zwischen beiden Partheien. Aber während die Rabbaniten diese Trennung mit fanatischem Hasse unterhalten, während sie von den Karaiten nie ohne Schmähungen sprechen und behaupten: „Wenn ein Christ in Gefahr sey zu ertrinken, müsse man einen Karaiten zur Brücke nehmen, um ihn zu retten,“ ja sogar keinen in ihre Gemeinschaft aufnehmen, der nicht vorher erst zum Christenthum oder Islam übergetreten ist, hört man von den Karaiten nie eine Schmähung, und gewöhnlich drücken sie sich aus: „Unsere Brüder, die Rabbaniten.“

Besonders interessant war aber für die beiden Reisenden, und ist auch für uns, die unbefangene offene Art, mit welcher sie die Verkündigung des Christenthums anhören. Henderson erfuhr dies besonders in der schon genannten Stadt Luck in Wolhynien, wo er grade zum Pfingstfest eintraf, und dem Gottesdienst in der Synagoge beiwohnte. In der Form des Gottesdienstes selbst war wenig Auffallendes; der Talles (טלית), der bei den anderen Juden fast wie ein Mantel gestaltet ist, und Kopf und Schultern bedeckt, besteht bei ihnen nur aus zwei wollenen Streifen, welche über die Schultern geworfen, und nach hinten zu durch ein viereckiges Stück Zeug verbunden sind; †) am Ende derselben sind die Franzen (Zizes, ציצית) befestigt, von welchen öfters im N. T. (Matth. 23, 5.) die Rede ist; nur der Rabbiner trug einen großen weiten Talles, der fast bis auf die Füße herunterhing. Die Phylakterien oder Gebetsriemen (תפלין) gebrauchen sie dagegen gar nicht. ††) Der Gottesdienst selbst bestand aus mancherlei Gebeten und Lesestücken; ehe die Vorlesung des Gesetzes beginnt, wird die Rolle von Allen geküßt,



*) Der Schluß der Inschrift ist etwas verstümmelt, er steht so aus:

בשנת חמש
אלפים וד
ות

und Henderson erklärt dies so, daß hinter dem ד noch der poetische Plural שנות gestanden, und der Abschreiber gegen die masorethische Regel dies Wort getheilt habe, wo dann in der vorletzten Zeile שנ weggefallen sey.

**) Aus den Reisen des R. Patachia geht hervor, daß schon um 1180, längst vor der Einwanderung der Tartaren, in der Krimm Karaiten waren.

*) Ein ganz analoges Verhältniß findet bekanntlich zwischen den Methodisten und der Katholischen Kirche auch grade in Beziehung auf den Sabbath statt.

**) Ähnlich, wie der weite Talar der evangelischen Geistlichen in manchen Gegenden zu dem kleinen sogenannten Mäntelchen zusammengeschrumpft ist.

***) So wie sie auch an ihren Häusern keine Mezuzoth, d. h. Blechfläschchen mit gewissen Stellen des Gesetzes, haben, sondern die hierauf bezüglichen Stellen (5 Mos. 6, 8. 9.) für bildliche Ausdrucksweise halten.

und zu diesem Zwecke von drei Knaben auch in die Abtheilung der Frauen gebracht; zu dem Vorlesen wird von dem Vorsänger erst ein Priester, dann ein Levit, dann andere Mitglieder der Gemeinde aufgerufen; jedem Aufruf antwortet die Gemeinde mit einigen Segenswünschen. Henderson bemerkt noch, daß die Haphtharah der Karaiten für diesen Tag die Weissagung Joels ist; aber die sehr nahe liegenden Reflexionen in Beziehung auf die Rede des Petrus, die er daran knüpft, gelten doch nur für den keineswegs sehr wahrscheinlichen Fall, daß es zu Christi Zeiten schon Karaiten gab. „Nach dem Gottesdienst," fährt Henderson fort, „redete ich einen der Karaiten, die mir zunächst standen, Türkisch an, und während er früher Erstaunen gezeigt hatte, als er mich in das Gebetbuch blicken sah, so war er zuletzt entzückt, als ob er einen Bruder gefunden hätte. Nachdem wir einige Worte gewechselt hatten, brachte er mich zu dem Rabbiner, der mich freundlich einlud, ihn Nachmittag zu besuchen. Ich kam zu der bestimmten Zeit, und fand sein Zimmer voll Karaiten beiderlei Geschlechts, die sich versammelt hatten, um unser Gespräch zu hören. Er empfing mich mit einem herzlichen: „„Komm in Frieden,"" und ging ohne Zurückhaltung in eine Erörterung ihrer eigenthümlichen Glaubenslehren ein. Während ein Rabbanit sogleich unruhig wird, wenn man das Gespräch auf den Messias bringt, versicherte mein Wirth sehr ruhig, daß dieser der Gegenstand ihrer täglichen Erwartung sey. Die Stellen des A. T., welche ich anführte, erklärte er ungefähr in der Weise der älteren Rabbinen, und schien wenig bekannt mit den zahlreichen Ausflüchten, hinter welche die neueren Talmudisten im Kampfe mit den Christen sich zurückziehen. Als ich mich auf das Hebräische N. T. berief und ihm ein Exemplar schenken wollte, stand er auf, und holte eins aus seiner Bibliothek, welches unverkennbare Spuren vielfältigen Gebrauchs zeigte, und welches er ohne Widerstreben den Leuten zu lesen gab. „„Sie haben,"" sagte er, „„gelesen, was es von Jesus von Nazareth erzählt, aber sie sind nicht überzeugt worden, daß er der den Vätern Verheißene Messias ist.""

Ganz ähnliche Erfahrungen machte auch Pinkerton; er besuchte die Karaiten in Troki, der alten Hauptstadt von Litthauen, nordwestlich von Wilna. Hier befinden sich etwa 160 derselben, die vor fast vierhundert Jahren aus der Krimm eingewandert sind, und sich auch durch wechselseitige Besuche in beständiger Verbindung mit Dschufut-Kale erhalten; ihre Sprache unter einander ist noch die Tartarische, und nur im Verkehr mit Anderen sprechen die Männer meist Polnisch oder Russisch, das Juden-Deutsch dagegen, die Sprache aller Polnischen Juden, versteht keiner. Ihre Kleidung ist weder die Tartarische, welche die Karaiten in der Krimm tragen, noch die der Polnischen Juden, sondern die der gemeinen Russen. „Ehe ich noch," erzählt Pinkerton weiter, „alle diese Erkundigungen in dem Hause des Ober-Rabbiners, eines Mannes von mittleren Jahren, eingezogen hatte, hatte sich schon das ganze Haus mit seinen Brüdern gefüllt, die alle neugierig waren, wer der Fremde sey, und in welcher Absicht er komme. Wir unterhielten uns darauf etwa anderthalb Stunden über die Zeichen der Zeit, und die Zukunft des Messias. Ich legte ihnen den Glauben so klar und eindringlich als möglich vor. Der Rabbiner vertheidigte, das A. T. in der Hand, den Satz, daß der Messias noch erscheinen solle; da er aber keine Talmudischen Erklärungen zu seiner Vertheidigung bei der Hand hatte, war er bald sehr im Nachtheile. Unterdeß war das Volk ganz Ohr, sie hatten nie einen solchen Streit gehört; der Rabbiner aber wurde zuletzt so ergriffen, daß er sich abwandte und die Farbe wechselte. Ein Anderer trat darauf hervor, ein Kaufmann, und versuchte mit vieler Schlauheit seine Sache zu vertheidigen, während die Leute unter einander murmelten, neugierig, wie alles das enden würde. Nachdem ich auch ihm bewiesen hatte, daß der Messias schon gekommen seyn müsse, sprach ich von der Reinheit und Geistigkeit des Evangelii, und von dem ewigen Leben, welches uns in der Lehre Christi offenbart ist. Der Kaufmann hatte übrigens, wie ich bemerkte, das Polnische Testament mit ziemlicher Aufmerksamkeit gelesen. Der Rabbiner stand ganz verwirrt da; ich habe nie einen Menschen in solchem Zustande gesehen. Ich fragte sie dann, ob sie je die Lehren Christi und seiner Apostel Hebräisch gelesen hätten? Diese Frage schien ihre Neugier auf's Höchste zu spannen; sie erwiederten, daß sie wohl von der Existenz einer solchen Übersetzung gehört, aber nie das Hebräische N. T. gesehen hätten. Darauf fragte ich: ob sie es zu sehen wünschten? worauf Alle entgegneten, daß es sie sehr glücklich machen würde, ein Exemplar zu besitzen. Unterdeß war meine Kalesche mit frischen Pferden vor die Thür gekommen; ich nahm also fünf Exemplare heraus und schenkte das erste dem Rabbiner; der bloße Anblick schien ihn zu beleben, er empfing es sehr freudig und umarmte mich aus Dankbarkeit. Ein zweites Exemplar gab ich dem Kaufmann, der nicht weniger erfreut schien und den heißesten Dank äußerte. Schwierig war es nun, die übrigen drei zu vertheilen; denn Aller Hände streckten sich aus und Jeder schrie: „„Gebt mir auch eins!"" Ich war sehr in Verlegenheit. Nahe bei mir stand ein interessanter junger Mann, mehrmals streckte er die Hand aus, wie begierig, das dritte Exemplar, was ich in der Hand hielt, zu erhaschen, und eben so oft zog er sie rasch wieder zurück; ich las in seiner Haltung einen heftigen Kampf zwischen Schicklichkeit und Verlangen, und gab ihm deshalb das dritte. Sein Gesicht strahlte nun vor Freude und Dankbarkeit, und alle Anwesenden billigten laut die That. Das vierte und fünfte schenkte ich zwei Anderen dieser interessanten Leute; Alle begannen eifrig zu lesen, und ehe ich sie verließ, bewiesen sie mir noch, daß sie das Gelesene sehr wohl verstanden. Noch sagte ich ihnen: ich hoffte bald von ihnen zu hören, daß sie sich in eine Gemeinde von Gläubigen an den Herrn Jesum verwandelt hätten, gegründet auf die herrlichen Wahrheiten des heiligen Buches, welches ich eben in ihre Hand gelegt. Unter lauten Ausbrüchen der Dankbarkeit und Verwunderung verließ ich das Haus des Rabbi, sagte diesem interessanten Völkchen Lebewohl, und setzte meine Reise fort. Der Kaufmann jedoch verließ mich noch nicht; er ging mit mir über einen Werft an dem Ufer des schönen Sees, dessen Oberfläche, mit der reizenden Umgebung, von den Strahlen der Abendsonne vergoldet war. Noch viele Fragen legte er mir vor über die Zeichen der Zeit und die Ausbreitung des Evangeliums, und verließ mich mit den Worten: „„Ich glaube, daß unserem Volke eine wichtige Krisis bevorsteht; was es ist, kann ich nicht sagen, aber Gott wird Alles leiten!""



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Ochmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 16. September. № 74.

## Mittheilungen eines Landpredigers.

(Schluß.)

Auch Einf. sieht in seiner Gemeinde, die hinsichtlich dieses Lasters zu den besseren gehört, ausgemachte Trunkenbolde, von denen mehrere ihr väterliches Erbgut während einer Reihe von Jahren in schändlicher Völlerei durchgebracht haben, von Zeit zu Zeit an den Altar treten, während sie frech in ihrem Laster beharren. Zu diesen gehörte auch das zuvor erwähnte beklagenswerthe Weib, welches sich zuletzt in ihrem eigenen Brunnen ersäufte. Dieselbe wurde in den letzten Jahren sehr häufig in einem völlig bewußtlosen Zustande auf der Straße liegend gefunden, indem sie, aus Furcht vor ihrem Manne, den Branntwein lieber außer als in dem Hause genoß. Dabei aber ging diese Person, der herrschenden Sitte zufolge, von der sich in Landgemeinden nicht leicht Jemand ausschließt, noch immer jährlich einigemal zum heiligen Abendmahl. Man stelle sich nun wieder den Eindruck vor, den das Erscheinen solcher sittlich völlig entwürdigter Personen am Altare des Herrn auf eine Gemeinde machen muß, die jene in der vergangenen Woche vielleicht mehrmals, und wohl noch am Abend vorher betrunken sah, und die also nun, kaum von ihrem Taumel erwacht, sich unter die Glieder Christi mengen, um zum mehr als siebenmal siebenzigsten Mal den feierlichen Meineid ungestraft zu schwören! Gewiß eine schnelle Verurtheilung einmal aus Schwachheit Gefallener, und eine einstweilige Ausschließung frecher Sünder, die sich von der realen Gemeinschaft der Glieder Christi durch die offenbare Gemeinschaft mit dem Satan täglich, wo sie am Joche des Lasters ihrem Fürsten der Finsterniß nachtaumeln, selbst excommuniciren, ist ein himmelweiter Unterschied! Wenn bei jenem die Pflicht der Liebe vielleicht oft und schwer verletzt wurde, so würde sie hiedurch in Wahrheit nur erfüllt. Eine Gemeinde, die nicht die Liebe zu sich selbst und zu den so weit Verirrten völlig aufgeben, welche die Idee der Gerechtigkeit nicht ganz verlieren, das Bild eines durch Christi Gnade geheiligten, in der Liebe zu ihm sich heiligenden Leibes des Herrn nicht vollständig aufgeben will, bedarf in solchen Fällen einer Kirchenzucht, die nicht über die Gewissen herrschen, nicht das frei zu entwickelnde Gute erzwingen, wohl aber die äußerste Schmach von der Gemeinde Gottes abhalten soll.

4. Schon mehreremal in wenigen Jahren begegnete es dem Einf., daß Verlobte, die mit dem jungfräulichen Ehrennamen aufgeboten und getraut werden zu können versicherten, bald nach geschehener Trauung durch offenkundige Schwangerschaft bewiesen, daß sie auf jenen Vorzug keinen Anspruch gehabt hatten. Sie hatten also, weit entfernt, ihre Unzucht zu bekennen und zu bereuen, dem Diener der Kirche, ja der Kirche selbst frech und feierlich in's Angesicht gelogen, im Bewußtseyn der Machtlosigkeit der Kirche dieselbe gleichsam herausgefordert, wo irgend möglich ihren züchtigenden Ernst geltend zu machen gegen diese äußerste Vermessenheit. In einer großen Stadtgemeinde fällt das öffentliche Ärgerniß eines solchen Frevels ziemlich hinweg; die Verlobten sind der Gemeinde größtentheils ganz unbekannt, oder man gedenkt ihrer nicht mehr, sollte auch ihr lügnerisches Verbrechen binnen wenigen Wochen durch die That bewiesen werden. Viel anders stellt sich dagegen noch das Verhältniß in einer kleineren Gemeinde. Jedermann in der Gemeinde kennt das Paar; ihre vertrauten Zusammenkünfte sind seit langer Zeit von Vielen belauscht, diese begleiten die kirchliche Proklamation wenigstens mit einem spöttischen Lächeln. Oder aber der unzüchtige Bube, die schamlose Dirne haben im vertrauten Kreise die schon erkannte Schwangerschaft nicht einmal verhehlt, sich vielleicht selbst über die Leichtgläubigkeit des Predigers lustig gemacht. Jedenfalls wird das Vergehen bald genug allgemein bekannt; — die Gemeinde sey nun an dergleichen ruchlosen Frevel bereits gewöhnt und übergehe die Sache mit Stillschweigen, oder aber sie nehme es mit dem gebührenden Ernste auf, welch' einen tief erniedrigten Zustand des kirchlichen Vereins verräth es nicht, wenn derselbe dergleichen öffentliche Beschimpfung ungerügt hingehen lassen muß! In der That, da steht dem Einzelnen ein größeres, ja ein unbedingtes Recht zu, den Verein als eine ohnmächtige Gesellschaft zu behandeln und frech zu beschimpfen, als dem Verein selbst zugestanden wird, dergleichen Frevel gebührlich zurückzuweisen! Und dahin muß freilich eine übelverstandene Nachsicht gegen Verbrechen, wie dieselbe theils aus Mangel an sittlicher Kraft, Gerechtigkeit und Liebe im kirchlichen und staatlichen Verein entsprungen ist, zuletzt nothwendig führen; während der Verein den Wurm nicht anzutasten wagt, der trotzig an seinen Gliedern nagt, gibt er sich selbst dem gewissen Verderben preis, und tröstet sich inzwischen gutmüthig mit dem eitlen Ruhm der Toleranz und Humanität gegen — das Intolerante und Inhumane.*)

In einigen Gegenden nun kommt, wie dem Einf. kürzlich

*) So darf ja auch bei unseren westlichen Nachbaren der elendeste Wicht im Staate, welcher sich im Kothe der niedrigsten Verbrechen wälzt, auf den Ruin der bürgerlichen Gesellschaft unverholen hinarbeiten, und die Behörden wagen nur selten gegen die schändlichsten Attentate einzugreifen, was auch dann nicht geschehen kann, ohne daß diese, zum Erweise des falschen Scheins ihrer schwächlichen Liberalität, noch wiederum öffentlich verhöhnt und beschimpft werden. Einer ähnlichen Auflösung aller gesetzlichen Ordnung sind wir auf dem kirchlichen Gebiete entgegengeeilt; möchten wir stehen bleiben und umkehren, ehe die Rückkehr zur Ordnung auf gesetzlichem Wege unmöglich wird!

berichtet wurde, die Polizeibehörde in dem beregten Falle dem Landprediger zur Hülfe, indem sie auf dessen Bericht die Lügner in eine Geldstrafe nimmt. Meines Erachtens nun muß Jeder, dem das Heil der Kirche am Herzen liegt, Jedem danken, der ihrem Verfall, so gut er kann und weiß, entgegenarbeiten hilft. Und darum ist auch diese Maaßregel besser als keine, sie erhält wenigstens die Idee der Strafbarkeit solcher Frevel einstweilen noch bei dem rohen Haufen aufrecht. Auf der anderen Seite deutet diese Strafe aber selbst mit ausgerecktem Arm auf den Verfall der kirchlichen Disciplin hin. Dem Eins. fällt hier die Strafe des Ananias und der Saphira bei (Apostelgesch. 5.). Diese hatten doch nicht eine offenbare Sünde verhehlt, und dagegen einen unverdienten Ehrennamen an sich gerissen; weil sie aber doch dem heiligen Geist und Gott gelogen, wurden sie dennoch von Gott aus der kirchlichen Gemeinschaft verstoßen. In dem angeführten Falle dagegen wird förmlich und feierlich nicht die einzelne Gemeinde und ihr Geistlicher, sondern die Kirche Christi selbst, deren Glieder jene sind, vor dem Altar des Herrn drei- oder viermal belogen, und das ruhig und besonnen vollbrachte Verbrechen, der feierlich und öffentlich der Kirche angethane Schimpf, daß ein unkeusches Paar sich Angesichts der Gemeinde an heiliger Stätte als ein keusches lügnerisch darzustellen wagt, wird so gut als nicht gestraft. Jene polizeiliche Geldstrafe trifft jedenfalls den Wohlhabenderen gar nicht, denn er hat sein Geld schon dazu bereit liegen, und indem er das Spottgeld hingibt, fühlt er sich wo möglich noch vielmehr bereit, in einem ähnlichen Falle den leicht zu büßenden Frevel zu wiederholen. Sollte, wer so Angesichts der Gemeinde mit dreister Stirn frevelt, nicht auch Angesichts derselben als ein solcher bezeichnet werden, dessen Gesinnung die Gemeinde Christi verabscheut? Gewiß, wenn irgend etwas aus der Natur des geselligen Vereins und jeglichen Gemeinwesens mit Nothwendigkeit hervorgeht, wenn etwas auf dem Gebiet der Staats- und Rechtspflege, oder auch auf dem der Pädagogik allgemeine Anerkennung und Anwendung findet, so wäre es eine hier anzuwendende Maaßregel, durch welche der Frevel in demselbigen Kreise öffentlich gerügt und zurückgewiesen würde, in welchem er verübt ward. Oder sollte die Kirche Christi allein ein völlig gesetz- und rechtloser Verein seyn, der nur zu taufen, zu confirmiren und zu kopuliren hätte, ohne die öffentlich verhöhnten sittlichen Gebote ihres Stifters und Oberhauptes an ihren unwürdigen Gliedern rügen zu dürfen? Wenn aber nicht, so scheint sich in diesem Falle ganz einfach als die recht- und pflichtgemäße Maaßregel, welche die Kirche zu nehmen hat, dies zu ergeben, daß diese in derselben Gemeinde und an derselben Stelle, an welcher der unbußfertige Sünder trügerisch den ihm nicht gebührenden Ehrennamen an sich riß, und wo er den Diener der Kirche bewog, seine Lüge der Gemeinde feierlich zu proklamiren, auch ihren Schmerz und ihren Unwillen förmlich kundgebe, welches dann nach Umständen noch mit dem temporellen Verluste kirchlicher Rechte, oder auch durch eine Polizeibuße (wenn der Geistliche zugleich im Namen des Staats proklamirte) zu begleiten wäre.

5. Noch ein Gegenstand, den Eins. bei dieser Gelegenheit



zur Sprache bringen möchte, ist die häufige Wahrnehmung, daß Personen, welche sonst den öffentlichen Gottesdienst gänzlich vernachlässigen, doch, etwa an einem der großen Feste an dem heiligen Abendmahle Theil nehmen; ja, daß wiederum Andere, die auch die Feier dieses Sakraments verachten, doch von unerweckten Eltern zu Taufzeugen erwählt werden, die dann auch, da sie nicht leicht geneigt sind, sich auch dieser Ceremonie, wofür sie solchen dann gelten muß, selbst zu entziehen, von dem Geistlichen angenommen werden müssen.

Was nun das Erste betrifft, so dürften Manche in der schlechten Verwaltung des Predigtamts durch ungläubige Prediger der Gemeinde für ihr Verhalten einige Entschuldigung suchen, und vielleicht auch finden. Von diesem Falle soll nun hier nicht die Rede seyn. Dagegen springt in die Augen, daß überall da ein großes Mißverhältniß in der kirchlichen Praxis hervortritt, wo die Verachtung der Kirche Christi und ihrer Heilsordnung durch regelmäßige Vernachlässigung des Gottesdienstes, und durch Verachtung der Sakramente an den Tag gelegt werden darf, und die Verächter dennoch, wenn es ihrer sträflichen Willkühr beliebt, auf die kirchlichen Rechte Anspruch machen dürfen. Der Staat und jeder andere gesellige Verein handelt nicht so, sondern schließt denjenigen von dem Genuß seiner eigenthümlichen Rechte aus, der durch Geringschätzung und Verachtung derselben offen an den Tag legt, daß er diese zu würdigen entweder nicht geneigt, oder nicht fähig ist; und Niemand findet auch nur die geringste Härte in der Anwendung einer solchen Maaßregel, sondern etwas in sich schlechthin Nothwendiges, indem eine Gesellschaft unter solchen Umständen nur nach gesetzlicher Ordnung thut, was der Verächter bereits lange nach seiner Willkühr that, indem er sich selbst von dem Genuß der Rechte der Gesellschaft ausschloß, die er verachtete.

Freilich würde nun die Anwendung einer ähnlichen Maaßregel von Seiten der Kirche in großen, schwebenden Stadtgemeinden, wenn nicht unausführbar seyn, so doch den größesten Schwierigkeiten unterliegen, da sie ohne irgend eine Kenntniß der Theilnehmer an dem öffentlichen Gottesdienst überhaupt und an dem heiligen Abendmahl insonderheit gar nicht denkbar ist. Indeß wollte Eins. auch nicht zeigen, wie manchem dringenden Bedürfnisse der Kirche überall bequemer Weise abzuhelfen sey, sondern das Bedürfniß selbst wollte er vornehmlich nachweisen.

Dieses nun macht sich wiederum in Landgemeinden, in denen Jeder weiß, wer im Orte sich wenigstens zu Kirche und Abendmahl hält, besonders geltend. So lange nämlich eine Gemeinde nicht völlig abgestumpft, und an Ertragung des Unerträglichen gewöhnt ist, werden die gläubigen Glieder derselben nie ohne gerechtes Widerstreben mit offenkundigen Sakramentsverächtern an den Taufstein treten, oder gar die Hand auf das Haupt des zu segnenden Täuflings legen, und ihr innerstes Gefühl würd ihnen sagen, daß die Kirche, wo nur immer möglich, der Entweihung ihrer heiligsten Handlungen vorbeugen sollte. Zwar wird man vielleicht sagen, die göttliche Wirkung des Sakraments, auf die es hier doch eigentlich ankomme, leide darunter nicht, und so erhalte der Verirrte bei der toleranten Kirche noch zugleich

eine Gelegenheit, vielleicht wider Willen einen guten Eindruck, oder gar selbst die Geistestaufe zu empfangen, wenn der Geistliche in des Geistes Kraft sein Amt verwaltet.

Um aber nicht auf die weiterführende Widerlegung dieser abstrakten Betrachtungsweise (die je gröblicher irrt, je wohlmeinender ihre Freunde zu seyn scheinen) umständlich einzugehen, berufe ich mich nur auf das sittlich gesellige Gefühl aller Leser, wonach sie als Glieder irgend einer Gesellschaft den Genuß der eigenthümlichen Rechte derselben nicht profanen, und vielweniger widerstrebenden Fremdlingen preisgeben, sondern, selbst ohne die Reflexion auf die Gefahr, welche für die Existenz der Gesellschaft aus der unordentlichen Vermischung mit solchen unvermeidlich entsteht, sich nach innerer Nothwendigkeit gegen jene abschließen werden. Dieses Verfahren hat jeder gesellige Verein, so viel möglich, zu beobachten, und das eitle Vorhaben, Allen Alles zu seyn, muß nothwendig dahin führen, Keinem noch irgend etwas zu seyn, womit die Auflösung des Vereins dann von selbst erfolgt. Ist nun der kirchliche Verein doch auch ein Verein, und zwar ein sittlich religiöser, der ohnehin ausdrücklich gewiesen ist, seine Heiligthümer nicht den Hunden zu geben, so leuchtet eine gleiche Nothwendigkeit auch für den kirchlichen Verein ein.

Und was endlich die Ausführung jener Maaßregel zunächst für engere Gemeinden betrifft, so dürfte diese in der That keiner besonderen Schwierigkeit unterliegen. Sobald die Kirche nur die sittliche Nothwendigkeit ihrer Anwendung anerkennen und demgemäß mit kirchlichem Ernst erklären würde, „daß überall, so weit irgend zweifellos gewiß sey, daß Mitglieder der christlichen Kirche den öffentlichen Gottesdienst und den Genuß des heiligen Abendmahls völlig und freiwillig vernachlässigen, diese als solche Verächter der kirchlichen Angelegenheiten betrachtet werden müßten, die sich damit des Rechtes, christliche Taufzeugen zu seyn, selbst begeben wollten" — so würde durch eine solche einfache Erklärung schon viel gewonnen seyn. Eltern würden nun in der Wahl von Taufzeugen bedachtsamer seyn, oder wären sie es nicht, so wäre es dem Geistlichen leicht, durch eine mit jenen zu nehmende, gesetzlich begründete Rücksprache dem weiteren Aergerniß vorzubeugen.

6. Nachdem hiemit aus dem traurigen Zustand des christlichen und kirchlichen *Lebens* das dringende Bedürfniß der kirchlichen Disciplin nachgewiesen ist, sey es mir vergönnt, noch ein aus dem engeren Kreise meiner amtlichen Erfahrung genommenes Beispiel anzuführen, woraus irgend ein hemmendes Handeln der Kirche auch in Hinsicht der öffentlichen Verbreitung des Unglaubens sich als nothwendig ergeben dürfte.

Unter den Mitgliedern meiner Gemeinde ist nämlich ein verarmter Ökonom, der sich durch trügerische Vorspiegelungen hier vor einigen Jahren das Gemeinderecht erwarb, bald aber so weit herabkam, daß er nun die Gemeinde in Anspruch nahm, ihn als Ortsarmen zu verpflegen.

So mußte der Arme nun, während ein unbändiger Stolz ihn weit über die ganze Gemeinde erhob, das Gnadenbrodt hausum bei den von ihm verachteten Bauern essen, die dasselbe dann dem hoffährtigen Müssiggänger nicht eben reichlich zumessen



mochten. Indeß konnte auch das äußerste Elend bisher den Elenden keineswegs beugen, noch irgend zu dem Gott zurückführen, den er so frech verläugnet, und dessen verdiente Züchtigungen er über sich ergehen sieht. Wiewohl derselbe nämlich seine Studien nicht bis zur Kenntniß der gemeinen orthographischen Regeln gebracht hat, so ist er doch durch Umgang mit Ungläubigen oder durch gottlose Schriften zur Kenntniß des äußersten Unglaubens gelangt, der dann in seinem, ohnehin den gröbsten Sünden ergebenen Herzen, reichliche Früchte getragen hat. Die heilige Schrift gilt ihm als ein von Betrügern zusammengeschriebenes Buch, dessen Inhalt nur für Unwissende Bedeutung habe; Christus und die Apostel haben entweder nie gelebt, oder wir sind doch über sie so wenig berichtet, daß sie für den Verständigen so gut als gar keine Geltung haben. Es gibt also überhaupt kein göttliches Wort, keine göttliche Offenbarung, ja keine Kenntniß von Gott, der sich, wenn es etwa einen gibt, so wenig um die Menschen bekümmert, als diese sich um ihn zu bekümmern haben, für die er so gut, als nicht da ist — dies sind etwa die Grundzüge seines totalen Unglaubens. Man stelle sich nun vor, daß dieser, aller Bosheit volle Mensch, das Gift seines Unglaubens in dem kleinen Kreise einer Landgemeinde geflissentlich verbreitet. Um seinen, mit unerhörter Dreistigkeit vorgetragenen Lügen desto mehr Glauben zu verschaffen, gibt er sich das Ansehen einer höheren Bildung, und das leichtgläubige Landvolk, das seine Gewandtheit, allerhand Prozesse und Händel anzuzetteln, über alle bürgerliche Verhältnisse kurz abzurtheilen, bewundert, ist um so eher geneigt, ihn eben sowohl für einen verunglückten Theologen, als für einen unglücklichen Ökonomen anzusehen, da es von der früheren Geschichte des aus der Fremde Gekommenen wenig weiß. Hie und da äußert sich wohl ein Mitglied der Gemeinde über den verderblichen Einfluß des gefährlichen Menschen, ein besser gerathener Katechumen disputirt auch wohl mit ihm über das Ansehen Jesu und der heiligen Schrift. Indem er aber von Haus zu Haus durch alle Familien geht, so findet er nicht Wenige, welche gern den Rest ihres todten Glaubens wegwerfen, und nun den Weg der Sünde desto sorgloser wandeln. Andere macht er wenigstens irre, und indem sie zu wenig Bildung haben, um die mit scheinbarer Sachkenntniß vorgetragenen Lügen widerlegen zu können, und zu wenig religiöses Interesse, um der Lösung ihrer Zweifel, die sie nicht sonderlich beunruhigen, weiter nachzusuchen, so werden auch die schwachen Grundlagen ihrer Gottesfurcht und Hoffnung für die Ewigkeit untergraben, wodurch sie bisher doch noch vor dem groben Laster wege bewahrt blieben. In noch Anderen regt er zunächst den Unmuth auf, daß sie den Zehnten ihrer Früchte einem Stande widmen müssen, der sich mit beliebiger Auslegung erdichteter Schriften beschäftigt, und auch ihr Glaube läuft Gefahr, gänzlich Schiffbruch zu leiden. So ist wohl augenscheinlich, daß der Einfluß eines solchen frech atheistischen Irrlehrers auf den halbgläubigen, leichtsinnigen Theil einer Landgemeinde, und durch diese wieder auf die Jugend des Ortes höchst verderblich seyn kann.

Sollten nun die kirchlichen und Staatsbehörden zum Heil der Gesellschaft und des Verirrten selbst, der so Sünde auf

Sünde häuft, gar nichts zu thun vermögen, um einer so verbrecherischen Bearbeitung des Volks entgegenzutreten? Würde z. B. die Androhung, und eventualiter die Vollziehung einer angemessenen Gefängnißstrafe, wenn er mit der Verbreitung seiner lästerlichen Irrlehre nicht inne hielte, nicht weit genug von der Feuerstrafe entfernt, zugleich aber wirksam genug seyn, um einen gefährlichen Menschen unschädlicher zu machen? Oder soll gar statt dessen die Kirche verbunden seyn, ihre heiligsten Vorrechte einem solchen zu gewähren, so daß er auch, gleichsam sie öffentlich zu verhöhnen und in ihrer Schwachheit bloß zu stellen, zu ihrem Altare treten darf? Gewiß, wenn in solchem Falle die kirchliche, und selbst wenn die Staatsbehörde einschritte, indem sie nur das boshafte Treiben eines Verbrechers hemmte, oder indem sie ihn (womit eine eigentliche Strafe ganz vermieden wäre) als einen solchen bezeichnete, der aus dem kirchlichen und sittlichen Verein ihrer Angehörigen ausgeschieden sey, so geschähe auch nicht einmal etwas, was auch nur die ängstliche Besorgniß wiederkehrender Ketzerstrafen irgend aufregen könnte. Denn zwischen einer solchen Maaßregel und einer eigentlichen Ketzerstrafe für Andersdenkende oder auch Anderslehrende ist ein unendlicher Unterschied, denn so würde ja nicht die abweichende Lehre gestraft, sondern nur das ruchlose Verstören aller christlichen und selbst sittlichen Lehre und Gesinnung würde gehemmt.

Indem Eins. hiemit für diesmal seine Mittheilungen abbricht, sieht er anderweitigen Erörterungen hinsichtlich der kirchlichen Disciplin in der Ev. K. Z. entgegen. Das Bedürfniß irgend eines reinigenden Handelns der Kirche glaubt er aus dem Kreise seiner Erfahrung nachgewiesen, auch vorläufig einige Andeutungen gegeben zu haben, wie man demselben, theilweise wenigstens, auf einem sehr einfachen, nahe liegenden Wege nachkommen könne, sobald die Kirche nur die schreienden Bedürfnisse der Gegenwart (wie sie dem Eins. erscheinen) mit heiliger Kraft der Liebe und des Ernstes berücksichtigen will. Gewiß ist aber die Erörterung dieses Gegenstandes wichtig, wenn gleich auch schwierig genug, daß jeder Fähige und Berufene gern sein Schärflein zur Begründung einer richtigen Würdigung desselben beitragen sollte; geschieht dies nur von Einsichtsvolleren, dann wäre Eins. mit Freuden bereit, zu den Hörenden lieber als zu den Redenden zu gehören.

W — n. L.

## Nachrichten.

(Protestantische Gesellschaft zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen und religiösen Freiheit.)

Der nachfolgende Bericht wird dazu dienen, theils einen lebhaften und anschaulichen Eindruck von der politisch-religiösen Bewegung Englands in der gegenwärtigen Zeit zu geben, theils zu zeigen, auf welche Weise die sogenannte destruktive Parthei ihre Zwecke zu erreichen sucht. Man wird nicht verkennen können, wie sie in ihren Consequenzen vollkommen recht haben, die allgemeinen falschen Grundsätze aber, von denen sie ausgehen, sind schon mehrfach in diesen Blättern zur Sprache gebracht und bekämpft worden.

Die vier und zwanzigste Jahresfeier dieses wichtigen Instituts wurde Sonnabend den 16. Mai in der City of London Tavern gehalten. Bei keiner früheren Veranlassung sind wir Zeugen eines lebhafteren Interesses gewesen. Schon früh war jeder Theil des geräumigen Saales angefüllt, und Hunderte, die keinen Einlaß bekommen konnten, gingen wieder hinweg. Auf der Plattform bemerkte man Mr. Brotherton, Parl. Gl.; Mr. Alderman Wood, P. G.; Mr. Ewart, P. G.; D. W. Harvey, P. G.; Mr. R. Potter, P. G.; Mr. J. Scholefield, P. G.; Mr. C. Lushington, P. G.; Mr. J. Parrat, P. G.; Dr. Brown und mehrere Independentenprediger.

Um 12 Uhr wurde die Ankunft Lord Brougham's, dem das Präsidium übertragen war, angekündigt, und dadurch wiederholtes Beifallsgeschrei der Versammlung veranlaßt. Der Lord nahm sogleich den Sitz ein, assistirt durch John Wilks Esq. zur Rechten und Mr. Alderman Wood zur Linken.

Bei Eröffnung der Geschäfte des Tages bemerkte der edle Lord, es mache ihm ungemischte Freude, eine so zahlreiche und achtbare Versammlung von Mitbürgern hier zu treffen, weil das, was sie hier zusammengeführt habe, eins der heiligsten aller Gefühle sey — die Pflicht der Aufrechterhaltung einer ungehemmten Gewissensfreiheit. (Händeklatschen.) Ferner gewähre es ihm Vergnügen, wiewohl dies eine Sache von weniger Belang sey, daß er jetzt die Ehre haben solle, einen Sitz einzunehmen, der bei früheren Gelegenheiten von einigen der ausgezeichnetsten und bewährtesten Freunde bürgerlicher und religiöser Freiheit, wie sie zu irgend einer Zeit existirt, oder irgend eine Nation geziert hätten, besetzt gewesen sey. Wenn er gedenke des Nachfolgers des Namens und der Tugenden eines Karl Fox — Lord Holland's (Händeklatschen), wenn er den Namen eines anderen Freundes erwähne, der die Tugenden eines der Märtyrer für Gewissensfreiheit ererbt — Lord Russel's (anhaltender Applaus) — der sein Leben zum Pfande eingesetzt habe für die Sache, die sie zusammengeführt, so brauche er weiter Keinen anzuführen: denn diese glänzenden Vorgänger seyen hinreichend, um dem Sitze, den er unwürdiger Weise jetzt einnehme, einen Glanz zu verbreiten. Er sey der Vertheidiger derselben Grundsätze gewesen, welche den Vorfahren des Einen zum Schaffot geführt, und den Anderen demselben glorreichen Loose entgegengeführt haben würden, hätte er in einem weniger aufgeklärten Zeitalter gelebt als dem gegenwärtigen. Aber da sey ein Punkt, der die Freude, welche diese Gefühle zu erregen vermöchten, trübe. Die erste Frage nämlich, welche aufstoße und welche Jedermann sich selbst vorlegen müsse, welche sich auch sogleich jedem Fremden aus den aufgeklärten Theilen Europas und Amerikas, möge er ein Protestant oder ein liberaler Katholik seyn, sogleich aufdränge, würde die seyn, warum denn eine Gesellschaft von so zahlreichen, wohlhabenden, ehrbaren und vielvermögenden Individuen in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gestiftet oder fortgesetzt werde, oder im neunzehnten Jahrhundert als Bedürfniß erscheine? Was ihr Zweck sey? Kenntnisse zu befördern, oder Gelehrsamkeit zu verbreiten? Nein; sondern Menschen in ihrer Gewissensfreiheit zu schützen. Es sey gräßlich. Mit demselben Rechte möchte es erforderlich scheinen, Menschen in dem Rechte, Luft zu athmen oder das Licht zu sehen, zu beschützen. Aber es thue ihm wehe und er schäme sich, es zu sagen, daß es doch nicht hätte unterbleiben dürfen, und wenn sie einen Beweis wünschten, so sey er bereit, ihnen den zu geben. (Fortsetzung folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 19. September. № 75.

## Einige Züge aus dem Leben des berühmten Holländischen Dichters Bilderdyk, geb. den 7. September 1756, gest. den 1. December 1831, besonders in Beziehung auf Religion und Kirche.

Schon dreimal, im Jahre 1828, 31 und 34, wurde in der Ev. K. Z. das Zeugniß erwähnt, welches Niederlands berühmter Dichter, Bilderdyk, der wiederauflebenden christlichen Wahrheit ertheilt hat. Es läßt sich denken, daß der Einfluß eines so großen Mannes, wenn auch vorzugsweise auf dem Gebiete der Sprachkunde und Litteratur wirksam, doch auch für die Kirche keineswegs unwichtig gewesen ist; und von diesem Gesichtspunkte aus verdient gewiß das Erscheinen und die Thätigkeit dieses merkwürdigen Mannes die Aufmerksamkeit auch der Leser der Ev. K. Z. Wir wollen uns hier aber auf einige wichtige Punkte seines Lebens beschränken, solche, welche für die Kirche Bedeutung haben, da es nicht hieher gehören würde, seine dichterische Laufbahn und sein wissenschaftliches Leben, die Quelle seines Ruhms und des hohen Ranges, den er als Niederländischer Dichter und Schriftsteller einnimmt, irgend ausführlich darzustellen.*)

Bilderdyk gehörte einer Familie an, welche der statthalterlichen Parthei in Holland zugethan war. So war er schon in seinen früheren Jünglingsjahren der damals bestehenden Gegenpartei, der Aristokratischen, welche im Jahre 1787 in Verfall gerieth, stark entgegen, und eben so später derjenigen, welche, hieraus entstanden, sich an die Franzosen anschloß und im Jahre 1795 als revolutionär-demokratische Faktion die Republik umstürzte und Frankreich in den Schoß warf. Er beförderte im Jahre 1787 aus allen Kräften die Restauration des statthalterlichen Ansehens durch Preußischen Beistand, obgleich er erkannte, daß dies für seine Person leicht bedenkliche Folgen nach sich ziehen konnte. „Ich sah (sagt er in seinem kürzlich herausgekommenen Briefwechsel, der viel Licht über sein Leben verbreitet) im Jahre 1787 sehr wohl voraus, daß ich in einigen Jahren bei einer neuen Umwälzung, die ich als bevorstehend erblickte, das Schlachtopfer werden müßte, und überlegte, ob ich mich bei Zeiten retten sollte. Aber mein Gewissen sagte mir, daß ich in meinem Berufe, worin Gott mich gestellt hatte (denn nicht ich, noch Jemandes Wahl war es, sondern Gottes Hand), verharren müsse, und den Tod oder was sonst erfolgen möchte, erwarten."

*) Dies ist auf eine durchaus befriedigende Weise geschehen in einem in gläubiger Gesinnung geschriebenen schönen Aufsatze: „Winke über Bilderdyk's dichterische Laufbahn" von W. de Clercq, in der Denksäule für W. B. Amsterdam 1833, S. 1—57. Eine Deutsche Übersetzung dieses Aufsatzes wird dem Vernehmen nach nächstens erscheinen.

Der Ausgang war der, daß Bilderdyk im Jahre 1795 in Folge seiner Weigerung, den Eid an die Menschen- und Bürgerrechte, die Volks-Souveränität und die Ausschließung des Hauses Nassau-Oranien zu leisten, nicht allein seiner Stelle als Advokat bei dem Hofe von Holland entsetzt, sondern auch genöthigt wurde, in wenigen Stunden den Haag, und binnen einer Woche die ganze Republik zu verlassen.

Dieser ganze Zeitraum seines Lebens wurde also neben seinen poetischen Versuchen fast ganz durch Berufsgeschäfte und politische Bestrebungen eingenommen. Doch schon von seiner Jugend an hatte ein anhaltendes Körperleiden, veranlaßt durch eine gefährliche Verwundung, sein Gemüth ernsthaft gestimmt, und in dieser Stimmung hatte er, so lange dieses Übel dauerte, eine lebhafte Sehnsucht nach dem Tode. Eine Erziehung, welche wohl die Merkmale der herrschenden Holländischen Kirchlichkeit dieser Zeit trug, aber keineswegs der lebendigen Gottesfurcht, hatte ihn bei dem allen noch nicht die Kraft von Christi Blut kennen gelehrt. Doch als er älter wurde und gegen das Ende seiner Jünglingsjahre sah, daß sein Leiden, weit entfernt, zu seinem Tode zu führen, sich der Herstellung nahte, ging diese lebhafte Sehnsucht, woran die Erkenntniß von des Menschen Abhängigkeit, Unwürdigkeit und Sündenelend sich anschloß, über in ein dürstendes Verlangen nach der Zukunft Christi auf den Wolken des Himmels zur Erlösung seines Volkes, verbunden mit einem unerschütterlichen Vertrauen auf die beständige und getreue Leitung einer wachenden und ganz speciellen Vorsehung. Diese Ansichten begannen schon damals einen wirksamen Streit in seinem Herzen gegen die steife Tugend und Selbstgerechtigkeit, die ihm von Natur eigen war. Diese zwei Artikel, die specielle Vorsehung und die Wiederkunft Christi, standen ihm in seiner Verbannung stets vor der Seele; und die Weltbewegungen und die Unglücksfälle, die ihn überall bedrohten oder verfolgten, weil er sich als den heftigsten Gegner der Umwälzungen bewies, befestigten ihn mehr und mehr in diesem Glauben. „Als ich (schreibt er in einer im Jahre 1806 herausgegebenen Schrift) in London bei einem jungen Ehepaare zu Gaste war, wurde durch Jemand, der in unserem Vaterlande gereist hatte, geäußert, es sey in Holland sprüchwörtlich, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden. Darüber vorzog sich das Gesicht der anwesenden Gäste rund um mich zum Lachen, und man fragte mich, als Holländer, ob ich das auch glaubte. So wenig ich es liebe, die Lehren des Christenthums ohne Noth in Gesellschaften auszukramen, eben so sehr habe ich es immer gehaßt, meine Erkenntniß derselben zu verhehlen. Es ist eine keineswegs unschuldige Unvorsichtigkeit, wenn man sie dem Spotte der Leichtsinnigen bloßstellt, aber es ist eine Verläugnung des

Kreuzes Christi, wenn man zeigt, daß man sich ihrer schämt. Ich antwortete also einfältig und mit Ernst: „„Ich glaube an eine specielle Vorsehung in Allem."" Man schwieg einige Augenblicke, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Aber ein alter Mann an der anderen Seite der Tafel, wie ich hernach erfuhr, ein Geistlicher, stand auf, drückte mir die Hand unter Thränen der Rührung, und sagte zu mir halblaut: Sie haben recht, Herr, und ich danke Ihnen, denn eine allgemeine Vorsehung ist überhaupt keine Vorsehung. Dieser Vorfall ergriff mich und erst lange nachher vernahm ich, wie meine ganz einfachen Worte den wackeren Greis so tief hatten bewegen können. Die allgemeine Verwerfung namentlich des Artikels von der speciellen Vorsehung, die zur Betrübniß der wahrhaften Christen in England um sich gegriffen hatte, war die Ursache davon."

„Man hat mir wirklich kund gethan" — schreibt er ungefähr zu derselben Zeit — „daß man in meinem Vaterlande in einigen Zeitschriften, bei Gelegenheit der Anzeige einer oder mehrerer meiner späteren Schriften, über die christliche Rechtgläubigkeit (so nannte man es), die darin sich äußerte, sich nicht wenig lustig gemacht hat. — — Ich habe aber niemals geglaubt, solch einen Anstoß scheuen zu müssen, besonders wo es auf wesentliches Christenthum und seine Grundlage ankam, und glaube dies auch noch nicht. Etwas Anderes ist es, wenn ein aufreichtiges Christenthum allgemein ist, mit seiner Rechtgläubigkeit zu prahlen; etwas Anderes bei einer eben so öffentlichen als allgemeinen Verspottung und Umstürzung der Grundfeste alles Heiles eine passende Gelegenheit wahrzunehmen, um seine Volksgenossen durch offene Darlegung seiner Überzeugungen zu erbauen, zu ermuthigen, zu unterstützen und vielleicht Einige, welche schon im Begriff sind, vom Strome fortgerissen zu werden, zum Nachdenken zu bringen. So überflüssig das Erste ist, eben so sehr ist das Andere Pflicht für einen Christen, der es von Herzen ist. Was mich betrifft, wenn Einige etwa gemeint haben, die Beschaffenheit meiner Hauptstudien, oder mein Streben nach Freiheit des Denkens, könne mit keinem Christenthum bestehen, so haben sie sich betrogen; und ich weiß nicht, ob ich jemals durch Gespräch, Schritt oder Betragen Veranlassung gegeben habe, daß man mich der Gleichgültigkeit gegen die Religion, der Abkehr von der Offenbarung oder der Verschmähung von des Heilandes Versöhnungstode verdächtig halte. Auch war ich aufs Höchste verwundert, mich bei meiner Ankunft in Deutschland zu den sogenannten Aufgeklärten dieses Jahrhunderts gezählt zu sehen, und demzufolge eine Aufnahme zu finden, welche mir auf diesem Grunde alles versprach. Was sollte ich in dieser Verwirrung? Ich habe es immer für unter meiner Würde gehalten, mich gegen dasjenige zu vertheidigen, was mir zum Nachtheile gesagt wird; denn wer ist mein Richter, als Gott? Aber ich achtete es eben so sehr für unter meiner Würde, mich nicht kund zu geben als den, der ich war, und mir ein Lob anzueignen, das mein Herz als einen Fluch betrachtete. Ich erklärte mich, und siehe da, meine Aussichten auf eine dauernde Versorgung verschwanden. In Holland sagte man mir 1781: Biete die Hand zum Umsturze der bestehenden Verfassung, oder du



sollst verfolgt werden. Im Jahre 1795: Nimm Theil an der neuen Ordnung der Dinge, oder es soll dir den Kopf kosten. Hier hieß es: Füge dich der neuen Kirchen- und Staatslehre, oder du sollst verhungern. Gott sey Dank, ich bin zuerst und danach, und auch jetzt aufrecht geblieben; und er, der mich in den Verfolgungen würdigte, daß ich durch meine Beschützung Verfolgte retten konnte, der mir in der ersten Wuth der Revolutionäre das Leben erhielt; er hat mir auch hier, obschon nach seiner Weisheit kümmerlich, Brodt gegeben."

Mannichfach waren Jammer, Widerwärtigkeiten, Krankheiten, Entbehrungen, die Bilderdyk mit diesem Vertrauen im Herzen durcharbeitete. Im Jahre 1806 kehrte er in's Vaterland zurück. Noch in Braunschweig, wo er verschiedene Jahre zugebracht hatte, schrieb er in einer Art von wissenschaftlichem Testament: „Man betrachte diese letzte Schrift als einen letzten Versuch, um noch den Wissenschaften nützlich zu werden, und dem folgenden Geschlechte, für welches wir eigentlich zu wirken geschickt sind. Denn das gegenwärtige vergeht, und das zukünftige ist das Ziel der ganzen Schöpfung, und verdient also auch das unsrige zu seyn. Diese Worte umfassen mehr, als ich jetzt deutlich auszudrücken vermag. Wer sie in ihrem ganzen Umfange versteht, dessen Herz wird das meinige erkennen. Ich habe gethan, was ich konnte; das Übrige bleibe denn Gott befohlen, der eine glücklichere und erleuchtetere Zeit anbrechen lasse, und dessen Gnade ich mich befehle. Herr, ich harre auf dein Heil! du, der du für mich genug gethan hast, und in Vereinigung mit dem allein alles Gute, im Wissen sowohl, wie im Leben, bestehen kann. Amen!"

So endigte denn das Exil Bilderdyk's. „Es mußte" — sagt de Clercq mit Wahrheit von demselben — „eine Begebenheit eintreten, die ihn ganz seinen Verhältnissen, seinen Beziehungen, ja seinem Vaterlande entriß, die ihn durch die Tiefe der Erniedrigung durchgehen ließ, und durch die er ganz kennen lernen konnte, wie es mit dem Menschen beschaffen ist. — Denn dieser Bilderdyk, der einst das Jahrhundert zergliedern und bestreiten sollte, war auch jetzt noch in vielen Banden gefangen und verwirrt, und es waren Erschütterungen und Verspottungen, es waren die angreifendsten Leiden und eine unverdiente Verbannung in der Ökonomie Gottes nothwendig, ehe Bilderdyk zubereitet war, um festzustehen als ein unerschütterlicher Damm, gegen den so manche Fluthen des Zeitgeistes sich brechen sollten."

Trefflich sind besonders in der Sammlung von 1806 (unter dem Titel: Nieuwe Mengelingen) viele erbauliche Verse. Trefflich sind auch die Abhandlungen in dieser Sammlung über mehrere schon damals auch in unserem Vaterlande durch die Neologie angegriffene oder verworfene Lehrstücke, worunter sich besonders zwei auszeichnen, die über die Erbsünde und die über die stellvertretende Genugthuung. Hier zeigt es sich schon, daß Erkenntniß der Sünde dem Verf. nicht allein die zweite, sondern auch die erste Zukunft Christi theuer gemacht hatte. Im Übrigen aber bekundeten diese Abhandlungen mehr noch die Thätigkeit des

Verstandes, als eine lebendige Erfahrung und eine durchgängige Theilnahme des Herzens.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Protestantische Gesellschaft zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen und religiösen Freiheit.)

(Fortsetzung.)

Er wolle nicht von einer Sache sprechen, die sich vor einem halben Jahrhundert ereignet habe, sondern die in der letzten Woche vorgefallen sey. (Hört!) Er kenne den Mann, dessen Namen er jetzt erwähnen werde, und der niemals in einer öffentlichen Versammlung würde genannt, oder aus der unbekannten Stille, in welche sein bescheidenes und verdienstvolles Wesen ihn versetzte, würde hervorgezogen worden seyn, hätte nicht die Unterdrückung und Verfolgung, welche er erdulden mußte, dies vernrsacht. Schon seit einer geraumen Zeit habe er Mr. Childs gekannt, und um seiner guten Eigenschaften und nützlichen Dienste willen in einer Angelegenheit, der er einen Theil seines eigenen Lebens gewidmet — der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, ihn geachtet. Mr. Childs sey seit vielen Jahren einer der achtbarsten Bürger der Stadt Bungay gewesen, wo es ihm, vermöge der Billigkeit der Arbeit und anderer örtlichen Verhältnisse, geglückt sey, eine Druckerei anzulegen, welche in Bezug auf Vortrefflichkeit ihrer Produktionen von keiner in der ganzen Umgegend übertroffen worden sey und wegen ihrer Wohlfeilheit ihres Gleichen nicht gehabt habe. (Hört, Hört!) Sie sey nicht auf Erzeugnisse irgend einer politischen oder religiösen Parthei beschränkt gewesen; die letzten beiden Werke, welche er aus dieser Druckerei empfangen habe, seyen prachtvolle Ausgaben von Dr. Johnson's Dictionary und eine noch prachtvollere Ausgabe von Edmund Burke's Werken. Dies erwähne er um zu zeigen, daß durchaus nichts Politisches in seine Handelsspekulationen sich eingemischt habe. Der Erfolg in dergleichen Arbeiten sey sey groß gewesen, und außer der mehr als vandalischen Steuer, die noch immer erhoben werde — eine direkte Steuer auf Kenntnisse — die Accise auf Papier — hätte der allgemeinen Verbreitung von Kenntnissen, welche diese Presse beförderte, nichts im Wege gestanden. (Klatschen.) Aber auch gehindert durch diese barbarische, er möchte sagen, viehische Steuer auf die Kenntnisse der Leute — die Accise für Papier; grade so wie die politische Kenntniß besteuert werde durch einen Stempel, was sechs oder sieben Individuen ein Monopol in die Hände gegeben habe zur Verbreitung politischer Mittheilungen im Lande, wie es auf der anderen Seite das Volk hindere, das billig zu lesen, was zu wissen sein Interesse — sein Recht — ja seine Pflicht sey (Applaus) — er meine, alle politischen Verhandlungen seiner Repräsentanten, oder Verordnungen seiner Richter; trotz dieser Steuer habe Mr. Childs Druckerei so viele wohlfeile, nützliche, schöne Werke geliefert, daß der ganze Tag nicht hinreichen würde, sie aufzuzählen. Mr. Childs habe die Sache einer guten Regierung unterstützt, deren Pflicht es sey, das Licht zu verbreiten, nicht es zu verschließen, und welche er (Lord B.), niemals für gut halten würde, so lange sie das Licht verschließe. Das allein sey der Prüfstein einer guten Regierung, den er anlege. Nie habe er etwas gegen Mr. Childs gehört außer dem einen Fehler, den man ihm zur Last legte, nämlich, daß er aus Überzeugung von der Staatskirche dissentire. (Applaus.) Er sey besteuert worden mit 17 Schilling 6 Penny — ungefähr dieselbe Summe, welche John Hampden habe bezahlen müssen — (lautes Händeklatschen) — für eine Pfarre, und weil er aus Überzeugung geglaubt habe, diesen Preis nicht bezahlen zu dürfen, worin er (Lord B.),



ihm nicht beistimme, in der Meinung, daß, so lange ein schlechtes Gesetz existire, ein guter Bürger verpflichtet sey, demselben Gehorsam zu leisten — sey er in das Gefängniß geworfen worden. Die Gesellschaft indessen, bekannt unter dem Namen „Freunde," stimme mit Mr. Childs überein. Das Gesetz, das sich hierauf beziehe, sey durch Sir W. Scott's Akte von 1813 verbessert worden, so daß hienach die Partheien hätten vor einen Gerichtshof gehen, vom Magistrat eine Vollmacht erbitten, Beschlag auf seine Güter legen und dieselben ohne Verletzung seiner Person leicht und billig bis zum Belauf von 17 Sch. 6 P. hätten wegnehmen sollen. Was thaten dagegen die Kirchenbeamten? Sie schimpften ihn vor dem Kirchengerichtshofe zu Norwich, schleppten ihn vierzig Meilen weit von seiner Familie und warfen ihn in's Gefängniß in Ipswich — (Geschrei „Schande") — und dort muß er bleiben, bis er von der Verachtung, deren er sich gegen das Gericht schuldig gemacht haben sollte, freigesprochen wird. Weil nun solche Dinge noch geschehen, so müsse zugestanden werden, daß doch, selbst im neunzehnten Jahrhunderte und in diesem protestantischen Lande, die Fortsetzung dieser Gesellschaft noch erforderlich sey. Unter diesen Umständen wolle er nun dazu übergehen, kürzlich auseinanderzusetzen, in welcher Lage ihm gegenwärtig die großen Interessen der bürgerlichen Freiheit zu seyn scheinen. Er brauche kaum hinzuzusetzen, daß dieser Gegenstand nichts zu thun habe mit irgend einer Parthei, daß Whigs, Tories und Radikale, Ultras aller Art und Moderate jeglicher Gestalt und Sekte, sich hier einigen würden. Sie ständen jetzt auf einem Boden, worauf sich jeder ehrbare Mann getrost mit ihnen vereinigen könne, ohne seine Überzeugung aufzugeben, und wo auch die Freunde religiöser Toleranz es thun könnten, ohne inconsequent zu werden. Er bedauere, das Wort Toleranz brauchen zu müssen. Toleranz bedeute Ertragung — der Dissenter möchte sagen, er habe ein Recht, er wünsche nicht bloß mit getragen zu seyn — wenn der Kirchliche ihn tolerire, wolle er auch den Kirchlichen tolerirren. (Händeklatschen.) Obwohl er selbst (Lord B.) ein Kirchlicher sey und das Bestehen einer Staatskirche billige, so erlaube er doch Anderen, eine andere Meinung zu haben: er dulde sie in der Hoffnung, selbst geduldet zu werden. In keinem anderen Sinne, als in dem einer völlig gleichen und vollkommenen Reciprocität, werde er den Gebrauch des Wortes Toleranz verstatten, weil er in jedem anderen Sinne es ansehen müsse als die verletzend, welche von der Staatskirche abwichen. (Händeklatschen.) Aber wenn sie ein Beispiel vor Augen hätten wie die Gefangennahme des Mr. Childs, das er zur Rechtfertigung dieser Gesellschaft angeführt habe, so müsse er vielleicht von dieser Höhe wieder herunterzusteigen und sagen, daß er, so lange ein solches Gesetz vorhanden sey und von solchen Administratoren gehandhabt werde, schon die Toleranz acceptiren wolle — in einer Beziehung sey ja das doch noch besser als Verfolgung. (Lachen und Händeklatschen.) „Ich will einmal (sagte der edle Lord) einen Blick werfen auf den gegenwärtigen Standpunkt unserer Angelegenheit." Wenn die Verfolgung Tag für Tag so fortgehe, so möchte die Geschichte am Ende sich herumdrehen; und wenn dann die Kirche weniger zahlreich würde als die Sekten, so würde die Kirche bei diesem Wechsel schlecht wegkommen. Dr. Paley, der nicht nur ein Kirchlicher gewesen sey, sondern eine ihrer glänzendsten Zierden, habe im Geiste auf eine Zeit hingesehen, wo die Kirche möglicher Weise in einer Minorität begriffen sey, und dann würde, nach Dr. Paley's Meinung, die Religion der Majorität des Landes Staatsreligion werden müssen; und aus diesem Grunde müsse dem Kirchlichen eben so sehr daran liegen als dem Dissenter, alle intoleranten Grundsätze aus dem Gesetzbuche und alle verfolgungssüchtige Praxis aus der Verwaltung dieser Gesetze zu entfernen. Gesetzt, die Presbyterianische Kirche, von welcher er übrigens mit der größten Achtung und Verehrung spreche, sollte einmal mächtig werden,

so würde sie eben so intolerant seyn als irgend eine andere; und darum trage er seinerseits als ein Episcopale darauf an und wünsche die Staatskirche in allen ihren Theilen gereinigt und verbessert zu sehen, und zwar besonders in dem Theile des Königreichs, der es am meisten bedürfe — er meine in Irland. (Händeklatschen.) — Ein Schottischer Presbyterianer weigerte sich bei seiner Anwesenheit in Rom seinen Hut abzunehmen vor den Bildern der Heiligen, aber entblößte sein Haupt, wenn er bei einer Statue des Jupiter vorüberging. Man fragte, was er denn davon hätte, seinen Hut vor ihm abzunehmen, da er doch nichts vermöge. „Nein," antwortete er, „das ist wahr, aber wer weiß, wann seine Zeit kommt?" (Lachen.) „Ich dachte, man müsse gleich höflich gegen ihn seyn, wenn er auch jetzt bei Seite gesetzt ist, dann wird er mich berücksichtigen, wenn er wieder in Aufnahme kommt." (Händeklatschen.) Sein (Lord Brougham's) Plan sey ungefähr ähnlich. Nachdem er den Boden um so weit geebnet habe, wolle er zur gegenwärtigen Lage der großen Frage selbst kommen. Es gebe (leider unglücklicherweise) noch so mancherlei, worüber man Ursache habe zu klagen. Als Mr. Wyndham gegen die Expedition nach Walcheren argumentirte, sagte er, der Gründe gegen dieselbe seyen so viele, daß er den Wald vor den Bäumen nicht sehen könne; und daher sey es gleichgültig, wo er anfange. Eben so sey es hier; und demnach wolle er den Punkt zuerst aufgreifen, der ihm zufällig zuerst einfalle — nämlich die Kirchenabgaben. Dies sey ihm zuerst nahe gelegt worden durch die himmelschreiende Geschichte mit Mr. Childs. Er hoffe und glaube, daß es mit der Auflage bald ein Ende haben werde; es verhalte sich mit ihr, wie er glaube, ganz anders, wie mit den Zehnten; die Zehnten seyen gesichert am Eigenthum, und wenn man einen Kauf mache, werde ein Zehntheil für sie zurückbehalten und neun Zehntheile würden bezahlt. Aber so verhalte es sich keineswegs mit den Kirchenabgaben, denn obwohl der Besitz erworben sey als abgabenpflichtig an die Kirche, so könne dasselbe auch von der Vermögens- und jeder anderen schlechten Steuer, die irgend ein schlechter Financier jemals erfunden, gesagt werden; so daß also darin kein Grund liege, warum man nicht wünschen solle, sie möge abgeschafft werden, und es sey ein Grund gegen diese Steuer, daß sie nicht gleichmäßig das Land drücke. Gesetzt, es gäbe eine Steuer, welche den Wohlhabenden und nicht zugleich auch den Armen träfe — z. B. eine Getraidesteuer, welche ihm die Erhaltung seines Pferdes sehr erschwere, so würde er sagen, es sey ein Grund gegen die Steuer, daß der Arme keine bezahle, während der Reiche das Ganze bezahlen müsse. Um so wenig als möglich neidisch zu erscheinen, wolle er die Sache noch auf eine andere Weise darstellen. Gesetzt, es solle eine Steuer erhoben werden zur Beschaffung eines Gegenstandes, von dem er keinen Vortheil ziehen könne; gesetzt, er sey aus Gewissensgründen gegen die Schaubühne, halte sie für ein gottloses und immoralisches Institut, und es sollte eine Steuer erhoben werden zur Unterstützung der Theater, so halte er dafür, daß es der beste Grund gegen die Steuer seyn würde, daß er solle gehalten seyn, für eine Sache etwas zu bezahlen, die für ihn durchaus keinen Nutzen habe. Aber wenn Jemand ihm sage, daß er seine Besitzungen gekauft habe, wohl wissend, daß sie dieser Steuer unterworfen seyen, so würde er entgegnen, daß dies ganz richtig sey und daß er verbunden sey sie zu bezahlen, bis sie abgeschafft sey, aber er sey nicht gebunden Friede zu halten und fortzufahren zu bezahlen, ohne dagegen zu protestiren und auf alle friedliche und gesetzliche Weise dagegen aufzutreten. (Händeklatschen.) Dasselbe nun könne auch gesagt werden in Bezug auf die Kirchenabgaben. Würde eine Steuer einfach erhoben zur Ausbesserung der alten Wände einer Kirche, so möchte dieser Fall vielleicht noch ein anderer seyn; aber er sehe niemals eine Abgabe für Verzierungen, Gasbeleuchtung, Sammetkissen, prächtige Orgeln für solche Kirchen, die er namentlich anführen könne in nicht gar weit entlegenen Kirchspielen und in deren einer 9,000 Pfund zur Erbauung eines Hauses erhoben werden seyen, das mehr einem Theater ähnlich sehe als einer Kirche (Hört, hört), — er sehe niemals solche Erhebungen aus den Taschen von Personen, die aus Überzeugung sich von der Staatskirche getrennt haben, ohne eine solche Steuer als höchst ungerecht zu betrachten. (Händeklatschen.) Wenn sie Rath annehmen wollten von ihm, der eine lange Erfahrung in Parlamentssachen und einige auch im Ministerium gehabt habe, so möchte er ihnen sagen, daß der rechte Weg, den sie einschlagen müßten, der sey, einen gesetzmäßigen, zugleich aber auch standhaften Angriff auf dies verhaßte und unbillige Verfahren zu machen, ohne jedoch dabei auf die Zehnten Rücksicht zu nehmen, gegen welche sich wohl viel sagen ließe, die aber doch auf einem ganz anderen Fuße ständen. (Applaus.) Das Nächste, was ihm nun entgegentrete, und was für Viele von größerer Bedeutung sey, weil es sich auf die geistige Nahrung beziehe, sey eine Unterdrückung, welche die Dissenters, nicht aber die Mitglieder der Staatskirche treffe; er meine ihre Ausschließung von den Bildungsanstalten. (Hört, hört.) Das sey ein Gegenstand, welcher von ihrer Seite unmittelbare und unablässige Aufmerksamkeit verdiene. (Lauter Beifall.) Er wolle die Sache nicht so ansehen, wie einige unbedachtsame Freunde es gethan und sagen, Niemand habe das Recht, sein Geld zur Stiftung von Collegien zu hinterlassen und ausdrücklich Jeden auszuschließen von der Theilnahme daran, der nicht die 39 Artikel unterzeichne. Er würde wohl vor einem solchen Manne nicht eine besondere Achtung haben — er würde denken, daß er sein Geld eben so gut hätte in der Tasche behalten können — er würde sagen, daß er ein gehässiges Mittel angewandt habe, die Gelehrsamkeit zu beschützen, aber ein nicht eben sehr kluges, die Religion zu verbreiten; nichts desto weniger sey Eigenthum Eigenthum, und er hätte, wenn es ihm so gefallen hätte, auch seine Banknoten verbrennen, oder sein Gold in den Fluß werfen können. Der Mann habe vielleicht etwas gethan, was nicht christlich sey, aber er habe es doch aus Überzeugung gethan, und seiner (Lord B's.) Ansicht über Toleranz nach, habe der Mann ein Recht, in seiner Weise unrecht zu handeln. Niemand habe ein Recht, nach Homerton College zu gehen und zu sagen: „Ich bin aus der Staatskirche und will hier Professor der Theologie werden." Man würde ihm sogleich mit der Antwort entgegenkommen: „Dies ist eine Anstalt für Dissenters, und wir werden Sie eben so wenig aufnehmen, als Sie uns in Ihren Colleges aufnehmen würden." Aber es ist noch etwas Anderes zu sagen, daß kein Knabe zum Unterricht in der Mathematik oder irgend einem anderen Zweige nützlicher Kenntnisse zugelassen werden solle, ohne die abstrusesten Sätze metaphysischer Theologie, die irgend der Menschenwitz zusammengestellt hat, zu unterschreiben. Erstlich sey es entsetzlich von einem Manne, zu verlangen, daß ein Knabe von zwölf oder dreizehn Jahren solche Sätze unterschreiben solle; zweitens sey es als unwahr erwiesen, daß die Parthei nur verlange insoweit zu unterschreiben, als man sie verstehen könne, und wenn man, nachdem man in das Verständniß eingedrungen sey, damit übereinstimme, alsdann sie zu glauben. Wozu sollte solch eine Verpflichtung zur Unterschrift dienen? Wenn die Religion eine Sache von Bedeutung sey, so sey Jeder gehalten, seine Aufmerksamkeit darauf zu richten, und vor allen Dingen auf die große Frage zu achten, ob die Kirche oder die Sekten recht hätten, sonst gebe er sich einem Auctoritätsglauben hin, und deshalb sey es Unsinn, von Einem zu verlangen, daß er unterschreiben solle. (Händeklatschen.)

(Fortsetzung folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 23. September. № 76.

## Einige Züge aus dem Leben des berühmten Holländischen Dichters Bilderdyk, geb. den 7. September 1756, gest. den 1. December 1831, besonders in Beziehung auf Religion und Kirche.

(Schluß.)

Nachdem er in's Vaterland zurückgekehrt war, wurde seine ganze Zeit fast ausschließlich durch mannichfache Arbeiten für Wissenschaft und Kunst ausgefüllt, deren Früchte erst nach und nach, und besonders seit dem Jahre 1814 an das Licht traten. Doch dies dauerte nur wenige Jahre, nämlich bis zur Zurückrufung des Königs Louis Buonaparte, der ihn sehr liebte und begünstigte. Die Einverleibung des Königreiches Holland in das Kaiserreich stürzte Bilderdyk wieder tief in Elend und Armuth. Er schien bestimmt zu seyn, immer zugleich mit dem Vaterlande und mit der vaterländischen Kirche erhoben oder niedergedrückt und verfolgt zu werden. Der in Deutschland herrschende Nationalismus hatte ihm einen gewissen Widerwillen gegen dies Land beigebracht; nach Holland zurückgekehrt, hatte er die Saat der Neologie, die nun schon zehn Jahre lang mit vollen Händen ausgestreut worden, bereits mehr und mehr üppig aufschießen sehen. War es zu verwundern, daß Bilderdyk in dieser Zeit daran dachte, nach dem Muster der Lutherischen Gemeinde (zu deren Trennung im Jahre 1791 er selbst als Rechtsgelehrter hülfreiche Hand geleistet hatte) auch in der Reformirten Kirche zur Erhaltung der Lauterkeit der Lehre solch eine Lostrennung einer „hergestellten Kirche" zu Stande zu bringen? Es ist jedoch zu beachten, daß Bilderdyk den betreffenden Entwurf (betitelt: An die wahren Reformirten in den Gemeinden von Holland) wegen der großen Schwierigkeiten, die, wie er wohl einsah, gegen eine solche Trennung sich erhoben, und der Gefahren, welche immer damit verbunden sind, nie öffentlich bekannt gemacht, und später sogar diesen Plan ganz aufgegeben hat. „Und wirklich (wie da Costa in der Vorrede zu Bilderdyk's hinterlassenen Schriften richtig bemerkt) etwas Anderes ist es für den Christen, jeder an seinem Theile und nach seiner Gabe zu zeugen gegen Abfall und Verderben in Kirche und Welt, ja selbst die Mittel zu bestimmen und darzulegen, wodurch unbestreitbare und heilige Rechte gegen Schändung und Verachtung behauptet oder wiederhergestellt werden können; etwas Anderes, ohne eine besondere Leitung und Vollmacht von dem Herrn der Kirche selbst, die hohe Verantwortlichkeit einer Lostrennung von der bestehenden vaterländischen Kirche auf sich zu nehmen, die, wenn auch noch so sehr sich selbst ungleich und Christo untreu geworden, doch einmal durch ihn reformirt, durch ihn so reichlich gesegnet wurde, und noch nicht ganz sich selbst überlassen ist!"

Über die Veranlassung zu diesem Entwurf sagt Bilderdyk darin Folgendes: „Anderthalb hundert Jahre hat man sich bemüht, die Lehre unserer Kirchengemeinschaft zu kränken, zu unterminiren und wankend zu machen. Da Ämter und Würden an sie geknüpft waren, so traten aus anderen Gemeinschaften Viele zu uns über und unter diesen vielleicht mehre aus Gleichgültigkeit oder gegen ihr Herz, als aus Überzeugung. Diese brachten eine Neigung zu größerer Freiheit des Denkens mit sich, wie man es nannte, aber in der That zur Verbreitung der Arminianischen Ansichten, und einen Abscheu vor allen Maaßregeln dagegen. Bei den anderen uns fremden, aber durch uns aufgerichteten Kirchen, worin man mit der reinen Lehre der Gnade übereinstimmte, wurde diese nach und nach unterdrückt; und mit dem Aussterben der letzten Generation verschwand sie dort fast ganz und gar. Die hohen Schulen wurden gleichgültiger, gaben den neuen Ansichten nach; die Bande, denen sich Lehrer und Gemeinden unterworfen hatten, wurden ihnen zu enge, und man dehnte sie aus. Der Hochmuth der eingebildeten Aufklärung vertrug sich nicht mit dem demüthigen Geiste des Evangeliums. Der Mensch mußte aus der Erniedrigung, die den Heiden und den Philosophen stets zum Anstoße gereicht hatte, befreit, das sanfte Joch des Glaubens abgeworfen und die Religion dem eingebildeten Wahn einer sich selbst mißleitenden Vernunft unterworfen werden. Von diesem Geiste beseelt, traten Jünglinge an die Stelle ehrwürdiger Väter, und philosophische Machtsprüche nahmen die Stelle des unfehlbaren Wortes ein. Die neue Lehre schmeichelte der Eigenliebe und dem Hochmuthe. Wie konnte sie wohl anders, als immer allgemeiner werden und immer mehr in Aufnahme kommen."

„Jetzt wurde die Kirche vom Staate losgetrennt. Von dieser Zeit an war die Reformirte Kirche, das heißt diejenigen, welche der wahrhaften reformirten Lehre treu waren, die schwächste an Zahl; und Tausende offenbarten sich als anders Denkende, die sich früher stillschweigend unter dem Scheine von Rechtgläubigkeit verbargen. Die Unrechtgläubigen unterstützten und vertheidigten sich selbst unter einander, und keine Möglichkeit blieb mehr übrig, in unserer Kirche die wahre Lehre zu bewahren."

„Was denn, ich wiederhole es, bleibt uns, den aufrichtig Gläubigen, zu thun? Könnt ihr, o ihr Christen von Herzen, euch der Bundessiegel mit solchen bedienen, welche dieselben (es sey ohne Bitterkeit gesagt), so viel ihr einsehet und nach euren Grundsätzen, entheiligen? Wollt ihr euch derselben enthalten und euer Lebelang davon ausgeschlossen bleiben? *) Wollt ihr eure

*) Man erzählt, daß Bilderdyk nach seiner Zurückkunft in das Vaterland sich wirklich beständig der Abendmahlsgemeinschaft enthielt, obschon er sich sonst der bestehenden Kirche anschloß.

Kinder außer aller Christengemeinschaft erziehen? Wollt ihr sie einer Kirche übergeben, die keine Kirche mehr ist, sondern ein ungeordneter Zusammenfluß gotteslästerlicher Irrthümer? Fragt Gottes Wort, fragt euer Gewissen um Rath, und haltet dasselbe rein."

„Die hergestellte Lutherische Gemeinde ist euch vorangegangen; vorangegangen in einer Zeit, worin dem verständigen Christen, aufmerksam auf die Zeichen der Zeit und auf den Fortgang des Unchristenthums in unserer Mitte, schon klar war, daß ihr in einigen Jahren verpflichtet seyn würdet, ihr zu folgen. Was zögert ihr?"

„Sorget dafür, o meine Glaubensgenossen, daß ihr wisset, welche von euch an der alten Gnadenlehre der Reformirten Kirche festhalten, und welche eurer Lehrer entschlossen sind, dieser Lehre treu zu bleiben. Wir dürfen hoffen, daß auch jetzt ihre Zahl nicht gering seyn wird. Doch wie es auch sey, mag auch der Priester wie der Levit geworden seyn; bengen wir unsere Knie vor dem in unseren Tagen so gottlos entehrten Jesus, Jeder für sich; und er wird uns Lehrer und Leiter erwecken. Sagen wir Lebewohl einer Gemeinschaft, darin Jesus nicht in der Mitte ist, sondern menschliche Weisheit, die Thorheit ist vor Gott, das Wort führt."

Doch wie gesagt, nachher sah Bilderdyk ein, daß dieser Schritt voreilig, unpassend und unziemlich seyn würde, und er behielt den besagten Aufsatz sorgfältig in der Handschrift bei sich. Er schrieb über denselben Gegenstand zwölf Jahr später an einen gottesfürchtigen Freund Folgendes: „Die Zeichen der Zeit erinnern uns, in Stille und in fester Ansicht auf das Ende den gegenwärtigen Zustand anzusehen, ohne eigenwillig voran zu laufen. Jeder zeige sich als Christ, und spreche mit Freimüthigkeit und ohne etwas zu fürchten in seinem Kreise, öffentlich und häuslich; aber in der Kirche selbst sich zu erheben, oder als Kirchenhaupt aufzutreten, ich wiederhole es, dazu ist, glaube ich, ein besonderer Ruf nöthig. Man kann auch zu viel, und zu voreilig thun, und zum Übel wird das Geschwür geöffnet, ehe es reif geworden. Der allmächtige Stifter und Regierer seiner dereinst wieder, wenn die Zeit da ist, triumphirenden Kirche, erhalte Sie und alle Wohlmeinenden in den richtigen Überzeugungen, dem Eifer und der Herzlichkeit, welche Sie beseelen. Glauben Sie, daß ich aufrichtig und mit ganzem Gemüthe daran theilnehme."

Die Einverleibung Hollands in das Kaiserreich und die allgemeine Herrschaft des letzteren richteten Bilderdyk's Aufmerksamkeit (obgleich er vom Ende des vorigen Jahrhunderts an die Wiederherstellung des Hauses Oranien erwartete) noch mehr auf die Weissagungen, betreffend die Wiederkunft des Herrn, und was damit in dem prophetischen Worte in Verbindung steht. Eben so auch die Ereignisse von 1814—16. Die Beweise hiefür liefern einige nach seinem Tode herausgegebene Aufsätze, welche aber nach der Bemerkung des Herausgebers da Costa, was die Einzelnheiten betrifft, nur als Studien und Vermuthungen betrachtet werden müssen, und welche der Verfasser deshalb niemals während seines Lebens herausgeben wollte.

In der Zeit zwischen 1810 und 19 ist es nicht zu verkennen, daß die Allgemeinheit des Unglaubens und des Abfalls



unter den Protestanten, verbunden mit dem Auftreten einiger Männer in der Römischen Kirche, welche den Liberalismus und die allgemeine Indifferenz kräftig bestritten, Bilderdyk von Zeit zu Zeit zu sehr zu einigen Römischen Ansichten, und zu einer viel zu weit getriebenen Unpartheilichkeit gegen die Römische Kirche in der Geschichte hinlenkten. Seine damals verfaßten und gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte des Vaterlandes, welche durch Prof. Tydeman in Leyden herausgegeben werden, tragen davon die deutlichen Kennzeichen; eben so auch seine 1816 erschienene kleine Schrift: „Ein Protestant an seine Mitprotestanten bei Gelegenheit der „„Darstellung der Vortrefflichkeit der katholischen Kirchenlehre von J. G. Le Sage ten Broek."" In welcher Schrift jedoch, neben dieser Richtung, auch manche vortreffliche Winke gegen den Katholicismus vorkommen, und welche sich also schließt: „Wer frei geworden ist, der nehme das Joch nicht wieder auf sich. Wer Christo angehört, der lasse Alles, was menschlich ist, fahren! Wer ihn sucht, der suche ihn im gläubigen Gebete und in der Liebe des Nächsten, welche Liebe Gottes ist! Der gnädige Heiland kennt alle die Seinen und ist mit ihnen. Was bedürfen sie mehr? Lasset euch nicht erschrecken durch die Behauptung, daß außer dem Schoße der Kirche keine Seligkeit sey. Außer Christo ist sie nicht; aber wo der ist, da ist seine Kirche, nicht wo Menschen, Abfalls und Sünden voll, sich so nennen. Ja, Jesu Gebet ist erhört, und sie, welche seine Kirche bilden, sind eins, weil er in ihnen ist, wie der Vater in ihm. Jesus ist in seiner Kirche, wo sie auch sey, gesammelt oder zerstreut, sichtbar oder unsichtbar. Aber ist er wohl oder kann er gedacht werden wohnend in verdorbenen Menschenherzen, die seinen Namen und seine Auctorität zum Dienste der Herrschsucht und des Geizes mißbrauchen, und wo man ihm, als abwesend in seinem Reiche gedacht, einen Statthalter und Untergott geben will, welcher willkührlich und gegen seine Gesetze und Befehle regiert? Wer die Geschichte kennt, weiß, daß auch dies hier nicht vergebens gesagt wird!"

Doch Bilderdyk wurde erst recht bestimmt und kräftig (obgleich, was zu bedauern ist, auch sehr scharf und bitter) durch zwei merkwürdige Begebenheiten, welche für sein christliches Leben nicht weniger entscheidend und gewichtig waren, als sie es nachher für die Niederländische Kirche geworden sind, nämlich die Herausgabe von Schootsman's Ehrensäule der Dortrechter Synode (worüber wir schon bei anderer Gelegenheit gesprochen haben) und durch die Bekehrung seiner zwei Israelitischen Schüler und Freunde, da Costa und Capadose, zu der Wahrheit, die in Christo ist; während auf die erste dieser zwei Begebenheiten (im Jahre 1819) sehr bald auch die kräftige Herzensbekehrung seiner Ehefrau, K. W. Bilderdyk geb. Schweickhardt (einer in jeder Hinsicht vortrefflichen und ganz einzigen Frau, auch als Dichterin in der Niederländischen Litteratur hochberühmt), zu der vollen Wahrheit der Heilslehre folgte. Daß diese drei Begebenheiten auf das Gemüth Bilderdyk's einen mächtigen Einfluß ausüben mußten, läßt sich nicht nur aus der Natur der Sache abnehmen, sondern dafür zeugen auch alle seine nachher herausgegebenen Schriften, besonders seine Poesien.

Eben so, wie er aufgetreten war um Schoolsman zu schützen gegen die bösartigen Angriffe seiner Feinde, erschien er auch auf dem Kampfplatze, um da Costa zu vertheidigen gegen den allgemeinen Aufstand, welcher auf die Herausgabe der Beschwerden gegen den Geist der Zeit gefolgt war. „Will man (so lautet es schon in der Vorrede) seine Jugend nicht hören, so ist ein Mann von den Jahren nothwendig, daß er Holland noch in der Blüthe der Religion und der Wohlfahrt gekannt hat, den Gräuel der Verwüstung in Staat und Heiligthum aufkommen sah, und noch das Herz hat, zum anderen Male das Schlachtopfer von Wuth und Gewalt zu werden, wenn die Treue gegen die Christen- oder Staatspflicht es verlangt." Obgleich Bilderdyk dies letzte nicht in dem ausgedehnten Sinne des Wortes wurde, so waren doch die Verfolgungen und die Kränkungen, die ihn in Folge des geführten Streites trafen, zahllos und schwer. Er nahm den Grundsatz an, auf keinen einzigen Angriff zu antworten, aber seinen Ton dagegen noch zu verstärken, und daraus entstand eine Verspottung, von der in unserer Geschichte nicht viele Beispiele gefunden werden.

Hierin denn zeigte sich die scharfe und bittere Seite von Bilderdyk's Geist. Das Positive seiner religiösen Überzeugung, ja die herrlichsten Äußerungen geistigen Lebens zeigte seine Poesie, zeigte auch sein nach seinem Tode herausgegebener Briefwechsel. „Ich nehme von Tage zu Tage ab (schrieb er ein paar Jahre später an einen Freund), und sehe also dem Ziele meines unruhigen Lebens entgegen, worin ich jetzt ganz nutzlos geworden bin. Seit einiger Zeit ahnde ich, daß es nicht lange mehr dauern wird. Gott allein weiß es, und er hat den Augenblick bestimmt. Vielleicht ist dies der letzte Brief, den Ihnen zu schreiben mir vergönnt ist. Leben Sie wohl deshalb, leben Sie wohl, bis eine selige Ewigkeit uns wieder vereinige. Gedenken Sie meiner und der Herzlichkeit meiner Freundschaft, und so oft Sie sich daran erinnern, so erinnern Sie sich zugleich, daß meine letzten Worte in diesem meinem Abschiedebriefe die waren: es gibt nur eine Wahrheit, das ist Gott, und nur eine Weisheit, das ist Jesum Christum zu kennen, und zwar den Gekreuzigten. Geben wir uns also, es sey wir leben oder wir sterben, ganz in seine Hände, und seyen wir dankbar. Das habe ich gefunden, daß die Gottseligkeit nütze ist auch in diesem Leben, und daß eine unendliche Gottheit verwundet und heilt, Kreuz und Kraft gibt und beide nach einander regelt und mäßigt. — Leben Sie wohl, und Gottes Gnade in Christo sey mit Ihnen!"

In einem anderen Briefe aus dieser Zeit heißt es: „Was sind wir Menschen doch für jämmerlich anmaßende Kreaturen, die das unverdiente Gute nicht empfinden, sondern es hinnehmen als sey es ein Recht, und die wir über das uns natürliche und eigene Übel heimlich murren, daß wir seiner nicht überhoben sind. — — Doch von der rechten und christlichen Seite angesehen, wie muß diese Undankbarkeit uns das Herz zerreißen! Wie uns überzeugen von unserer vollkommenen Widerspenstigkeit gegen Gott und seinen Weg in Allem! Wie muß sie uns antreiben zum Gebete um Geduld, um Läuterung durch alle Wege und Mittel, um Vernichtung der Selbstzufriedenheit; ja wie natürlich kommen uns die Selbstpeinigungen der Buße vor bei so vielen gottesfürchtigen Männern, welche fühlen, daß sie nicht genug leiden konnten, um von dem Gefühle ihrer Selbstheit loszukommen, um Gott und in Gott zu leben."



Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb er an da Costa: „Ja, theurer Freund, wie viel Aufweckendes, wie viel Tröstendes und Erhebendes enthalten so viele, so schlagende Beweise der Ausbreitung der Gnade in unseren Tagen! Wie können wir genug danken für das Anbrechen des Lichtes, das mitten in der schwarzdunkeln Nacht ausstrahlt und durchdringt! Ja, Lob sey dem Vater des Lichtes, Lob unserem barmherzigen Heilande, Lob dem anbetungswürdigen Geiste, der sich ergießt zur Seligkeit, und der Alles wieder vereinigen soll, Alles erfüllen."

---

In dieser Erwartung und Hoffnung ging Bilderdyk zum Grabe. Mit großen und herrlichen Gaben, mit einer seltenen Gelehrsamkeit war also bei ihm die Erkenntniß der Wahrheit, der höchsten Wahrheit verbunden, die Kenntniß Jesu Christi, der Eifer für sein Wort und seine Kirche, für die lautere Lehre nach der Gottseligkeit; und diese Grundsätze waren es, welche besonders in den letzten Jahren seine ganze Wissenschaft sowohl, als auch seine Poesie durchdrungen hatten. Dabei trat freilich, wir erkennen es an, auch eine Schattenseite hervor, auch außer der Bitterkeit, deren wir früher schon erwähnten. Man vermißt in einigen seiner Gedichte die Eingezogenheit, welche dem christlichen Dichter ziemt. In allen seinen Werken ohne Unterschied ist und bleibt zwar die Ehe heilig und ungekränkt und wird ihre Heiligkeit und göttliche Einsetzung in's hellste Licht gestellt, aber nichts desto weniger wird doch zuweilen einer üppigen Phantasie viel zu viel Raum gegeben. „Wenn auch (wir bedienen uns hier wieder gerne der Worte de Clercq's) seine Poesie die Beweise liefert von demjenigen, was Gottes Gnade an seinem Herzen gewirkt hat, so zeigt sie uns doch auch die Merkmale des Abfalls und der Sünde, eben so wie die ganze Natur, welche wir bewundern, und welche uns doch die demüthigende Wahrheit predigt, daß wir Staub sind. Und dennoch, ungeachtet dieser Erkenntniß, nehmen wir Abschied von unserem Dichter, in dem Vertrauen, daß er ruhet von seiner Arbeit; und daß Er, welcher nicht gekommen ist zu rufen die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße, auch zu ihm sich bekennen wird, durch den er, wenn auch in Schwachheit, doch mit standhaftem Muthe und inmitten vieler Prüfungen bekannt wurde. Das Lob der Zeitgenossen währt kurze Zeit; der Beifall der nachfolgenden Geschlechter ist ungewiß; der Lorbeerkranz des Dichters verwelkt; aber wer an den Sohn Gottes glaubt, hat das ewige Leben.

---

Bilderdyk ist nun schon bereits seit drei Jahren todt. Man kann die Frage aufwerfen, welchen Einfluß seine Thaten und Ansichten, besonders seine Anhänglichkeit an die wiederauflebenden Wahrheiten des Glaubens, auf die Niederländische Kirche bereits ausgeübt haben, oder wahrscheinlich noch ausüben werden. Diese Frage ist sehr schwer zu beantworten. Wir begnügen uns hier mit einigen Andeutungen. Man muß unterscheiden zwischen

der Nation und der Kirche. Der Einfluß von Bilderdyk's Werken auf die Kirche als solche, ist bis jetzt sehr gering gewesen, besonders da kein Stand größere Vorurtheile gegen seine Werke hat, als die Theologen in Holland; so wie Bilderdyk, überzeugt, daß die „Priester und Leviten" es mehr als die Anderen verderben hätten, auch in der That sich wenig mit kirchlichen Personen abgab. Dagegen muß der Einfluß, den Bilderdyk's Werke auf die Nation im Allgemeinen und besonders auf Kunst und Wissenschaft ausüben, für sehr ausgedehnt gehalten werden. Für Manche schon ist die Bilderdykſche Poesie ein Übergang gewesen zu dem wahrhaftigen Christenthum. Manche auch, welche hohen Werth auf die Werke Bilderdyk's legten, sind dadurch schon der Predigt der Wahrheit zugänglich geworden, die sie auch darin verkündigt finden; und der stolze Wahn und die vermessene Rede des hochmüthigen Unglaubens, daß die Glaubenslehre, welche unseren Vätern theurer war als das Leben, in einem so hoch erleuchteten und gebildeten Zeitalter nur noch von beschränkten Menschen angenommen oder vertheidigt werden könne, ist zum Schweigen gebracht. Das Übrige muß erwartet werden von der Kraft aus der Höhe und von einem freimüthigen Bekenntnisse zu Christo dem Gekreuzigten.

## Nachrichten.

(Protestantische Gesellschaft zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen und religiösen Freiheit.)

(Fortsetzung.)

Dr. Paley habe in einem Capitel über Unterschriften behauptet, daß die Menschen sich den Unterschriften widersetzten, weil sie es nicht über sich vermöchten, gewissenhaft zu bleiben. Er (Lord B.) sey der Meinung, daß das Gewissen zu heilig sey, um damit behelligt zu werden, daß Religionslehren nicht aufgestellt wären, um die Vorsätze einer Stunde zu bestimmen; und wie sie nicht gegeben seyen, einem Interesse zu dienen, so dürften sie auch nicht aufgegeben werden, um einem anderen zu dienen. Er sey der Meinung, daß die Religion nicht ein Gegenstand des Handels, Tausches oder Vergleiches sey — (Händeklatschen) — und halte deshalb dafür, daß es nicht nur nicht vernünftig, nicht consequent, sondern daß es nicht religiös sey, von einem jungen Menschen zu verlangen, daß er Dinge unterschreiben solle, die selbst bärtigen Männern sehr schwer seyen zu verstehen. Wenn Jemand ihm sage, daß es ja nur eine Unterschrift für bestimmte Formeln sey, in deren Verständniß er solle einzudringen suchen und dann sie annehmen, so würde er fragen, warum dies nicht gleich offen und ehrlich im Anfange des Dokuments aussprechen, das sie zur Unterschrift vorlegen? Dann würde es bloß Unsinn seyn, ähnlich wie wenn man sagen wollte: Ich verpflichte mich, die Luft einzuathmen, so lange ich lebe. Aber jetzt sey es ein Fallstrick für die Gewissen der Leute, und ein Fallstrick, in welchen junge Leute fallen müßten, wenn sie sich entschlössen, die Universitäten zu beziehen. (Hört, hört.) Gesetzt, ein junger Mann billigte nach drei



Jahren die Artikel nicht mehr, die er unterschrieben und wünschte seinen Namen wieder auszulöschen, würde ihm nicht jeder der Doktoren seine Handschrift vorhalten und sagen: „Sie sind ein Apostat?" Er kenne viele junge Leute, welche so unterzeichnet hätten und sich schenten, der Stimme der Wahrheit Gehör zu geben, aus Furcht, sie möchten für Apostaten gehalten werden. Dies sey das Verderbliche der Unterzeichnung. Eine aus Überzeugung hervorgegangene Differenz in religiösen Ansichten dürfe nicht im geringsten einen Mann in seinen bürgerlichen oder politischen Rechten schmälern. (Händeklatschen.) Der nächste bedeutende Schritt, der zu thun sey, müsse demnach seyn, die Eröffnung der Universitäten durch Abschaffung der Subscription. Indessen mbge die Versammlung ihn darin nicht mißverstehen. Sie würde den Dissenters keine Rechte verstatten jenseits einer bestimmten Gränze. Sie würde ihnen erlauben, ihre Kinder hinzusenden, aber nicht das Recht geben, Lehrstellen zu erhalten, wenn der Fundator festgesetzt habe, daß diese in den Händen von Mitgliedern der Kirche seyn sollten; sie würde ihnen nicht einmal das Recht, Würden zu erlangen, verstatten, wenn es nicht den Behörden, denen die Ertheilung übertragen sey, angemessen erschiene, dieselben zu vergeben. Wenn daher die Behörden auch dann noch intolerant und bigott blieben, so könnten sie zwar einem Dissenter eine Würde verweigern eben sowohl nach Aufhebung der Subscription als vorher; allein es würde ihnen doch die Thüre öffnen und die Dissenters nicht nöthigen, ihre Kinder, wie sie das jetzt thun müßten, nach einer fremden oder Schottischen Universität zu schicken. Ein großes Hülfsmittel werde jedoch jetzt, wie er hoffe, für sie erlangt werden — er meine ein Privilegium für die London University. (Applaus.) Ehe er das Amt, das er zuletzt verwaltet, niedergelegt habe, sey er mit einem Plane umgegangen, den er auch aufgezeichnet und der Regierung mitgetheilt habe, und über welchen ein langer und interessanter Kabinetsrath gehalten worden sey; derselbe sey auch zu dem Beschlusse gekommen, daß das große Siegel dem Privilegium für die London University untergesetzt werden solle mit Ausschluß des Anspruchs auf theologische und medicinische Würden. Der edle Lord fuhr dann fort auseinanderzusetzen, aus welchen Gründen er dagegen sey, der London University das Recht der Ertheilung medicinischer Würden zu gewähren, und wandte sich dann nach einem Tadel gegen seine Mitbürger, daß sie sich selbst nicht genug bemühten um die Vortheile, welche die London University und Kings College ihren Kindern zu gewähren vermöchten, zu der jetzt noch unentschiedenen Controvers über die Staatskirche. Er würde lieber, sagte er, diese delikate und schwere Frage vermieden haben. Er sey unter Leuten, welche eine Verschiedenheit der Meinungen zwischen ihm und ihnen zulassen würden. Er sey moralisch überzeugt, daß diejenigen, welche auf der Meinung beharrten, daß es ohne eine Staatskirche besser sey als mit einer solchen, dies aus Überzeugung glaubten; aber er wisse, daß dies unter der bigotten Parthei der Kirche ein Geschrei veranlassen würde, welches dann der Sache der Dissenters in anderer Hinsicht wieder nachtheilig seyn würde. Die Erfahrung habe ihn in seiner Meinung bestärkt. Er hoffe, diese weitläufige Frage würde für jetzt bei Seite gelegt seyn und ihre Aufmerksamkeit sich einem anderen Punkte innerhalb ihres Bereiches zuwenden.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 26. September. № 77.

## Die neuesten kirchlichen Ereignisse in Holland.

In dem Maiheste dieses Jahres gaben wir einige Nachrichten über das Ausscheiden zweier Prediger mit ihren Gemeinden aus der Niederländischen Reformirten Kirche, und versprachen bei dieser Gelegenheit, über die Verhandlungen der bevorstehenden Synode Bericht zu erstatten. Dies Versprechen wollen wir jetzt erfüllen. Seit jener Zeit hat allerdings die Separation hie und da bedeutende Fortschritte gemacht, besonders da die ausgetretenen Prediger de Cock und Scholte von Zeit zu Zeit ihre Provinzen bereisen, um, wo sie Gelegenheit und Geneigtheit dazu finden, Gemeinden zu stiften, Älteste zu ernennen, Taufe und Abendmahl zu bedienen u. s. w.; aber die Sache selbst ist zu keiner weiteren Entscheidung gekommen, da die neue „hergestellte Reformirte Kirche" noch nicht von Seiten des Staates anerkannt worden ist. Unterdessen ist es zur juristischen Frage geworden, ob der Staat nicht diese Anerkennung verweigern oder zurückhalten kann; mit anderen Worten, ob die Regierung nach dem Grundgesetze keine Religionsübung verhindern darf, so lange nicht offenbar ist, daß sie der öffentlichen Ordnung und Ruhe Nachtheil bringt, oder ob sie erst dann gehalten ist sie zuzulassen, wenn sie die Überzeugung bekommt, daß eine Gesinnung die Ordnung der Gesellschaft nicht bedroht. Van der Kemp behauptete das Erstere in einem kürzlich bekannt gemachten juristischen Bedenken; aber die meisten Lehrer des Staats- und Kirchenrechtes halten die entgegengesetzte Ansicht fest. „Das Grundgesetz," sagt Prof. Royaards (in seinem „neueren Kirchenrecht der Reformirten in Niederland" Th. 1. S. 227—229.), „ertheilt dem Staate das Jus reformandi (Zulassungsrecht) neuaufkommender Kirchengemeinschaften, in Bezug auf ihre kirchlich politische Existenz. Die politische Beschirmung ist dort für die bestehenden Kirchengemeinschaften dem Staate auferlegt, woraus folgen möchte, daß der Staat nicht gehalten ist, die Beschirmung an neu aufkommende Richtungen zu ertheilen. — — Man könnte aber behaupten, daß derselbe dennoch sittlich verpflichtet sey, sie, sofern sie unschädlich sind, eben sowohl als die bestehenden Gemeinschaften zu beschirmen, damit auf diese Weise vollkommene Freiheit der religiösen Begriffe, und die Gleichheit aller Bürger auch in dem kirchlich religiösen gehandhabt werden." Sicher ist es, daß diese bloß sittliche Verpflichtung wenig Gewähr liefert für die Freiheit neuer Gemeinden. Jede Religionsübung kann, und wäre es auch bloß wegen des Widerstrebens ihrer Feinde, ruhestörend scheinen.

Unterdessen wurde einige Zeit vor der Zusammenkunft der Reformirten Synode dieses Jahres durch Dr. Capadose (den Lesern der Ev. K. Z. schon aus früheren Berichten als einer der eifrigsten Vertheidiger der Sache des Glaubens bekannt) eine Schrift herausgegeben, welche uns als sehr bedeutend und für den Zustand unserer Kirche charakteristisch erscheint. Freilich hat ste noch kein großes öffentliches Aufsehen gemacht, wie es denn der Brauch der Neologen hier zu Lande ist, dasjenige, was mit Verstand und Tüchtigkeit gegen sie geschrieben wird, zu ignoriren, und über unziemliche oder übertriebene Opposition laut zu klagen. Aber nichts desto weniger hat sie doch hie und da einen tiefen Eindruck gemacht. Wir wollen aus dieser bündig und kräftig und zugleich mit Liebe und Mäßigung geschriebenen Schrift einen etwas ausführlicheren Auszug geben.

Der Titel ist: „Ernstlich bittendes Wort an die treuen Lehrer der Kirche in Niederland, betreffend den gegenwärtigen Zustand der Kirche und der Synodalbehörde." (Amst. 1835.) Der Zweck des Verf. war der, in dieser Zeit der Verwirrung und des Kampfes in der Kirche, worin die Laien in Folge der zunehmenden Desorganisation oft ohne wahren Beruf, ohne Kenntniß, ohne die Salbung des Geistes, der in die Wahrheit leitet, und also auch ohne Liebe, für die Rechtgläubigkeit zu Felde ziehen, während die Lehrer schweigen, die getreuen unter den letzteren aufzufordern, daß sie offen und ohne Furcht, aber mit Verstand und Würde ihre Stimme über die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche vernehmen lassen, und also die Ordnung erhalten, das Vertrauen ihrer Gemeinde auf sie befestigen, und den Sieg der Wahrheit vorbereiten, oder doch wenigstens ihr Zeugniß ablegen für die Wahrheit, gegen den eingeschlichenen Verfall in der Kirche. „Nicht zu berechnen," sagt er S. 16., „ist der günstige Einfluß, welchen das muthige Auftreten würdiger Leiter auf die gegenwärtig allgemein wahrnehmbare Gährung der Gemüther in der vaterländischen Kirche ausüben könnte. Was jetzt, im Allgemeinen so sehr mit Unrecht, für Separatismus und aufrührerische Gesinnung gehalten wird, würde dadurch eine ganz andere Haltung, ein ganz anderes Ansehen bekommen, einen gesetzmäßigeren Charakter annehmen; ja auf diese Weise würde der Widerstand, der jetzt so nothwendig geworden, sich in einer geheiligteren Form darstellen. Wäret ihr, ehrwürdige Herren, auch unter diesen Leitern, dann könnte der Streit mit größerer Würde geführt werden, und weit entfernt, daß dadurch die Neigung zum Separatismus befördert werden würde, die jetzt sich mehr und mehr offenbart, da ihr euch der Sache nicht annehmet, würdet ihr ein kräftiges Band seyn, wodurch die wahrheitsliebenden Glieder der Gemeinde sich mit der Kirche verbunden fühlen würden, die, wenn auch im Verfall, doch noch besteht, so lange sie ihre Bekenntnisse, den Katechismus und die Dortrechtschen Sätze, besitzt. Man würde euer Beispiel, euer Verhalten, als einen tröstlichen Beweis anführen, als ein erfreu-

liches Zeichen betrachten können, daß der Herr die Kirche noch nicht verlassen will, daß ihr noch kein Scheidebrief gegeben ist. Auf euch würde nächst Gott die Hoffnung und die Erwartung der Frommen ruhen, daß der große Erbarmer sich noch unserer annehmen und das Licht vom Leuchter noch nicht wegnehmen werde; ja das stille Gebet, daß das Niederländische Zion noch einmal wieder aus der entsetzlichen Tiefe, worin es jetzt versunken ist, erhoben werde, würde dann aus vollerem Herzen, und mit größerer Freimüthigkeit aus dem Kämmerlein emporgesandt werden." — Nach Beseitigung der Schwierigkeiten, welche Furchtsamkeit oder Mangel an Eifer gegen solch ein öffentliches Zeugniß erheben könnten, werden drei Gegenstände angegeben, worüber die gläubigen Prediger öffentlich sich erklären, und gehörigen Ortes Zeugniß ablegen sollten, nämlich:

1. Über die Trennung. Der Verf. verlangt eine Erklärung der Übereinstimmung mit den Getrennten hinsichtlich ihrer Vertheidigung der reinen Lehre; Beschwerdeführung über die Maaßregeln, welche gegen sie ergriffen worden und Anzeige der wahren Ursachen, daß so Viele sich von der bestehenden Kirche lostrennen, namentlich des vielfachen Verfalles innerhalb derselben.

2. Über das Rundschreiben der Synode des vorigen Jahres (vgl. Ev. K. Z. d. J. S. 285 u. 286.). Die schlimmen Absichten desselben werden hier entwickelt, und die noch unerfüllte Verpflichtung als vorhanden nachgewiesen, auf solch einen Brief kräftig und freimüthig zu antworten.

3. Der dritte Gegenstand wird sehr ausführlich (S. 39 bis 115.) behandelt. Dieser Abschnitt enthält begründete Beschwerden gegen die gegenwärtige Einrichtung der Reformirten Kirche hier zu Lande. (Die Synodal-Kirchenverwaltung, wie sie jetzt beschaffen ist.) Vorher geht die Bemerkung: „daß, von dem Geiste Gottes, nicht von der äußeren Form der Kirche ihre Blüthe abhängt." — „Sie ist und bleibt die Frucht einer Pflanze, deren Wurzel nicht in dem Boden einer dereinst vergehenden Erde eingesetzt ist, sondern im Himmel, woraus sie das Leben empfängt. Wenn Gott der Herr, der die Dinge, welche nicht sind, ruft als seyen sie, das himmlische Licht, den fruchtbaren Thau, den lebendig machenden Geist sendet in ein Land, in eine Gemeinde, in das Herz eines Sünders, dann erglänzet das Land, wie dunkel es auch vorher war, wie die Spitzen der Berge bei erwachender Morgenröthe; dann blüht die Gemeinde, wie dürre sie auch war, wie der rauschende Libanon; dann verläßt das Herz des Sünders, wie tief es auch in den Staub versunken war, mit Lazarus das Grab seiner Sünden und Missethaten, und Alle verkündigen vom Herrn wie aus einem Munde die heilige Wahrheit, welche der Lebensfürst von sich selbst bezeugt: Ich bin die Auferstehung und das Leben! — So wenig also ein äußerliches Bestehen, eine äußere Form im Stande ist, an und für sich das Leben zu gewähren, eben so wenig vermag sie auch das Leben abzuwehren; und es ist für den geistlich gesinnten Christen eine Wahrheit, welche nicht in Zweifel gezogen werden kann, daß, so wie unter allerlei Regierungsformen ein Land glücklich und gesegnet seyn kann, wenn nur seine Beherrscher und Unterthanen durch gottgefällige Grundsätze regiert werden, eben so auch die geistlichen Felder fröhlich blühen können unter mehr als einer Kirchenverfassung, wenn nur der Geist des Lebens, sich offenbarend in seiner Frucht, dem Glauben, das Herz der Aufseher (denn eine Herrschaft erkennt kein Christ in einer Kirche an) und das der Gemeinde erfüllt und wachsam macht."

Im Folgenden wird aber die Genfsche Kirchenverfassung vertheidigt, wie sie in den Zeiten der Republik in der Niederländischen Kirche sich befestigte, und gezeigt, daß diese Form in den meisten Punkten mit der Einrichtung in den ersten Christengemeinden übereinstimmt, und die Freiheit der Kirche mit ihrer ungehinderten Entwickelung und Blüthe am meisten befördert. „Und hier darf es nicht verschwiegen werden, wie auf dem in keinem anderen Lande so wie in den Niederlanden durch die Vorsehung gebahnten Wege, die genaue Vereinigung der Kirche mit dem Staate entstand, und wie Alles, dessen Ursprung aus Gott ist, Wachsthum und Gedeihen erhielt. Zur Aufweckung des niedergedrückten Herzens, zur Belebung einer fröhlichen Hoffnung in diesen dunkeln Tagen ist die Betrachtung der angelegentlichen Sorge des Allregierers für Bildung, Erhaltung und Ausbreitung der Niederlande sehr geeignet. Besonders ist die Sorge für die Befestigung der Republik, als eines Christenstaates, zu beachten. Je nachdem die verschiedenen Theile des Staatskörpers sich den Banden entrissen, welche sie so lange gefesselt gehalten hatten (unter Philipp II.), je nachdem die Entwickelung dieser Theile statt fand, breitete sich in denselben auch die beseelende Lebenkraft aus, welche der neu befestigten Reformirten Kirche als der Glaubensanfang durch Gott selbst eingepflanzt war. So wie also der Lebensodem mit dem Körper vereinigt ist, so war die Vereinigung der Kirche mit dem Staate. Es fand keine Zusammenfügung statt, sondern eine Durchdringung; keine Vermengung aber, sondern eine Durchwebung der beiden Elemente, des geistlichen und materiellen, woraus unsere Republik der Vereinigten Niederlande zu einem selbstständigen, wirksamen, lebenden und beseelten Körper unter der Hand Gottes gebildet wurde. Daher, daher allein, daß bei uns mehr als anderswo, sobald der lebendigmachende Geist sich durch Erneuerung in der Kirche offenbarte, durch die Predigt treuer Diener Gottes, die Lebensgeister wie das strömende Blut in dem Körper alle Theile der Staatsverwaltung durchdrangen, und also Leben und Fruchtbarkeit entwickelten, verbunden mit dem reichsten Segen des Höchsten" (S. 51. 52.).

Ferner wird gezeigt, daß, obgleich man selbst während der Zeit der Französischen Oberherrschaft an dieser Kirchenform ihren Hauptpunkten nach mit allem Eifer festhielt, darin bei der Errichtung des Königreichs im Jahre 1815 eine wichtige Veränderung vorging, daß an die Stelle einer demokratischen eine oligargische Verfassung eindrang und angenommen wurde, daß innerhalb derselben eine immer mehr überhandnehmende Centralisation entstand, besonders durch die Bildung einer permanenten Synodal-Commission von vier Gliedern im Jahre 1827, und daß dies alles geschah ungeachtet einer Beschwerdeschrift, welche im Jahre 1815 von der Amsterdamer Klasse bei der Regierung eingegeben wurde, ohne von dieser viel berücksichtigt zu werden, eine Schrift, worin folgende durch die gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse hinreichend bestätigte Vor-

hersagung vorkam. „Wir halten uns überzeugt, daß wenn nicht alle, doch bei weitem die meisten Lehrer tief betrübt seyn werden. Ermüdet durch so viele Kämpfe und Verdrießlichkeiten, hatten sie gehofft, nunmehr frei von entmuthigenden Sorgen ihre Amtsgeschäfte hinreichend wahrnehmen und ihre Gemeindsglieder, welche durch so viele Begebenheiten von der wahren Kenntniß und Übung der Religion abgeführt worden, sanft zu ihr zurückführen zu können; und sollten wir diese Hoffnung nun aufgeben müssen? Sollten wir, nach so vielem Aufruhr in den Schoß des bürgerlichen Friedens und unter eine väterliche Regierung zurückgebracht, nunmehr die Stürme in der Kirche sich erheben sehen? Sollten so Viele am Abend ihres Lebens, während dessen sie fast nur Elend gesehen haben, noch mehr aus der Nähe als früher durch Zwiespalt und alle seine traurigen Folgen gequält werden müssen? Wenn die Lehrer verpflichtet werden, sich den Verordnungen zu unterwerfen, welche in Folge des Reglements in Zukunft noch erlassen werden, sollen sie da vielleicht, je nachdem die Gemeinden dafür halten, daß sie es mehr oder minder gern thun, als mehr oder minder Getreue betrachtet und behandelt werden, und einige für freiwillig Abgefallene und Treulose gehalten? — Leicht können zwei Partheien entstehen, welche man von einer anderen Seite her wiederum als gehorsame oder widerstrebende Unterthanen bezeichnen wird. An diese Partheien werden sich die religiösen Meinungen knüpfen und man hat großen Zwiespalt, wenn nicht gar eine Trennung zu befürchten."

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

(Protestantische Gesellschaft zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen und religiösen Freiheit.) (Schluß.)

Er wolle schnell einen anderen Punkt von höchster Bedeutung aufnehmen, den vierten, den er erwähne, nämlich die Heirathsbill. (Lauter Applaus.) Er sey der Meinung, daß die Ehe ein bürgerlicher Vertrag sey, daß sie nur ein bürgerlicher Vertrag sey, und daß sie durchaus ein bürgerlicher Vertrag seyn müsse. Früherhin sey die Ehe als ein religiöser Vertrag betrachtet worden, denn in Lord Hardwick's Bill sey eine Klausel, wodurch verhütet werden solle, daß die Ehe als Gegenstand des Kirchengerichts betrachtet würde, woraus sich schließen lasse, daß das Gesetz sie früherhin nicht als eine bloß bürgerliche Frage angesehen habe, sondern vielmehr als eine theils bürgerliche, theils religiöse, von welcher also die kirchlichen Gerichtshöfe Notiz nehmen konnten. Aber daß sie jetzt ein bürgerlicher Vertrag sey, das sey absolut und vollkommen gewiß; dennoch sey sie so sehr mit religiösen Feierlichkeiten verbunden, daß Personen, welche aus Überzeugung in Bezug auf die damit nothwendiger Weise verbundenen Feierlichkeiten anderer Meinung seyen, wohl mit einstimmen möchten und sagen, daß sie nicht vor einem Gerichte, sondern in einer Kirche möchten getraut seyn. Er wolle Sir Robert Peel's Bill durchaus nicht herabsetzen, im Gegentheil schenke er ihm dafür das größte Vertrauen, und er verdiene dies auch, weil er den Muth gehabt habe, zu erklären, daß die Ehe als bürgerlicher Vertrag behandelt werden müsse. Er glaube, der ehrwürdige Baronet selbst habe sich niemals würdiger benommen als damals, als er die katholische Frage vorgebracht habe. (Händeklatschen.) Er wolle diese Gelegenheit ergreifen zu sagen, daß niemals ein größeres Mißverständniß vorgekommen sey, als die Vermuthung, daß das Gouvernement des Sir R. Peel die Test-Akte aufgehoben habe. Lord John Russell und er selbst seyen es gewesen, welche diese Maaßregel vorgebracht und das Ministerium mit einer Majorität von vierzig Stimmen geschlagen hätten — (lautes Händeklatschen) — und darauf habe die Regierung ihnen gesagt, sie wollten sich nicht länger dagegen auflehnen. (Lachen.) Während er jedoch dem Sir R. Peel alle Ehre angedeihen lasse für seine Erklärung, daß die Gesetzgebung die Ehe als einen bürgerlichen Vertrag behandeln müsse, glaube er doch, daß der Weg, den er eingeschlagen, ein falscher sey. Wenn ein Dissenter zufällig der Meinung seyn sollte, daß er nicht wünsche durch ein Gericht getraut zu werden, und könne sich doch nicht entschließen, hinzugehen und der Ablesung der Formulare der Englischen Kirche beizuwohnen, — deren Sprache gewiß schriftgemäß sey, obwohl er glaube, daß passendere Stellen zu diesem Zwecke hätten gewählt werden können — (Lachen), sondern glaubte, daß er von seinem eigenen Pastor müsse getraut werden, so würde einem solchen Sir R. Peel's Bill keine Hülfe gewähren und deshalb sey sie in der Beziehung mangelhaft. (Händeklatschen.) Er (Lord B.) möchte nicht, daß bei der Trauung so verfahren würde, als ob zwei Arten derselben vorhanden wären. Es gäbe zwei Arten von Eiden — die Versicherung der Quäker und Herrnhuter und der Schwur der Kirchlichen. Aber was sey die Folge davon? Ein Rechtsgelehrter trete auf und sage zu den Richtern: Meine Herren, sie haben Johann so und so versichern hören, aber er hat nicht geschworen. Würden sie nicht hören, daß Johann so und so und Marie so und so vom Gericht wären getraut worden? (Händeklatschen.) Muß es denn zwei Arten von Ehen geben? Nein, die Ehe sey heilig und müsse heilig seyn in einer Weise, welche die Leute als heilig betrachteten, nicht in der Weise, wie die Kirche allein sie für heilig erachte. (Händeklatschen.) Hierin sey die Bill besonders mangelhaft, aber das Princip sey bewundernswürdig. Sir R. Peel sey zwei Schritte weiter gegangen als alle Anderen.

(Bei diesen Worten wurde eine bedeutende Unterbrechung in der Rede des Lords veranlaßt durch die Anmeldung der Ankunft des Herrn O'Connell, welcher kurz darauf auf der Plattform erschien und mit enthusiastischem Händeklatschen empfangen wurde.)

Darauf nahm der edle Lord das Wort wieder und kehrte, nachdem er seine Überzeugung ausgesprochen, daß vor funfzig Jahren ein Katholik schwerlich eine so herzliche Aufnahme in dieser Stadt würde gefunden haben und dabei zugleich anführte, daß dies die Freunde bürgerlicher und religiöser Freiheit mit neuem Muthe erfüllen müsse, das zu vollenden, was jetzt noch zu bewirken übrig sey, zur obigen Frage über die Heirathsbill zurück. Sir R. Peel's Bill, habe er bemerkt, sey zwei Schritte weiter gegangen, als jede vorhergehende Maaßregel, aber der verehrungswürdige Baronet müsse noch zwei Schritte weiter geführt, oder dahinter gelassen werden. (Händeklatschen.) Sir R. Peel habe in Hounslow stillgehalten, aber er müsse weiter gehen nach Windsor. (Lachen und Händeklatschen.) Sie müßten nicht nur die Wahl haben von einem Magistrate oder von einem Kirchenpriester getraut zu werden, sondern auch von ihrem eigenen, wenn sie es also wünschten. (Händeklatschen.) Sey es wohl zu ertragen, daß sie frei genannt würden, während sie mit den Kirchlichen keineswegs auf gleichem Fuße ständen? Ein katholischer Bischof könne einen Priester ordiniren, der, wenn er der Römischen Kirche entsagte und Protestant würde, ein kirchliches Amt annehmen dürfe, ohne von neuem ordinirt zu werden, und doch sey es ihm untersagt, über eine Ehe den Segen zu sprechen. Gesetzt, ein Sohn des Herrn O'Connell wünsche eine Tochter des Herrn Shiel zu heirathen (lautes Lachen) — Herr Shiel habe keine Tochter, oder sonst solle es ihm leid thun, eine solche Anspielung gemacht zu haben, damit er nicht in den Verdacht komme, als habe er sie durchziehen wollen (wiederholtes Lachen): sey es zu ertragen, daß der katholische Priester diese

beiden Individuen seiner Heerde nicht trauen könne, sondern daß sie nach Bowstreet zu einem Magistrat oder zu einem Englichen Pfarrer gehen müßten? (Händeklatschen.) Oder sey es erlaubt, daß sein ausgezeichneter Freund, Dr. Shepperd, die Zierde einer der Dissentergemeinden, nicht die Macht haben solle, zwei Glieder seiner Heerde zu trauen, sondern daß sie zu einem Pfarrgehülfen, oder zur nächsten Justiz gehen müßten, welche das Vergnügen habe, bald Wilddiebe und Landstreicher zu verhaften, bald die Unterthanen Sr. Majestät zu kopuliren? (Lautes Händeklatschen.) Es thue ihm wehe, zu sehen, mit welcher Gedankenlosigkeit Sir R. Peel's Bill sey aufgenommen worden. Möge man den ehrwürdigen Baronet so hoch preisen als man wolle, daß er so weit gegangen sey, aber wenn die Bill angewandt werden solle, wie sie jetzt stehe, so werde sie sich als eine höchst verderbliche und nutzlose Maaßregel erweisen. Alsdann müsse besondere Sorgfalt verwandt werden auf die gewissenhafte Bekanntmachung der unter den Dissentern geschlossenen Ehen. Er sey im Begriff einen Gegenstand zu erwähnen, der in der That von den Dissentern mißverstanden worden sey — er meine die Publikation der Aufgebote. Lord John Russel's Bill sey einem Berichte entgegengestellt worden mit der Überschrift: Schimpf der Publikation der Aufgebote von Dissentern; aber man habe vergessen, daß dies gar keine Sache sey, die mit der Religion in Verbindung stehe, sondern daß sie bloß dazu diene, eine größere Publicität zu bewirken. (Geschrei von „Nein, nein" von zwei oder drei Männern.) Sie möchten immerhin sagen „Nein," aber er sey sicher, daß dies der einzige Grund sey. Wenn sie ihm ein anderes Mittel zur Veröffentlichung an die Hand geben könnten, so würde er das vorziehen; denn er glaube, die Promulgation in der Kirche störe die Feierlichkeit des Gottesdienstes, namentlich in so ausgedehnten Pfarreien wie Birmingham, Liverpool und Manchester. In dem letzteren Orte seyen an einem Tage 250 Aufgebote vorgelesen worden, was in der That so gut sey als gar keine Bekanntmachung. Er möchte sagen, daß die Publikation der Aufgebote in jedem Versammlungehause der Dissenters, wo zwanzig Personen versammelt seyen, ausreichend wäre; aber vielleicht könnte eine, noch eine viel bessere Auskunft ausfindig gemacht werden. Er selbst habe einen Plan, aber er wolle jetzt die Versammlung nicht damit belästigen. Der Zweck der Aufgebote sey gar nicht, zu wissen ob die Partheien Dissenters seyen oder Kirchliche, sondern ganz einfach, heimliche Ehen zu verhüten. Einige Einschränkungen gegen unbedachtsam geschlossene Ehen — einige Beschränkungen, um einen Knaben von sechzehn Jahren zu verhindern, ein Mädchen von funfzehn zu heirathen ohne Mitwissen der Eltern oder des Vormundes — seyen durchaus nöthig. Nichts könne barbarischer seyn, als daß zwei Personen des genannten Alters ohne Bedacht — ohne Überlegung — ohne die Mittel, eine Familie zu versorgen, — in ihrer ersten Liebe (Lachen), in einer Minute verheirathet werden sollten, ohne daß eine Macht auf Erden im Stande wäre, diesen Vertrag aufzulösen, bis sie schon einige Verbrechen begangen hätten. Nachdem er so einen bedeutenden Gegenstand des Ehegesetzes behandelt habe, komme er zunächst zur großen Frage der Registration. In einigen Rücksichten betreffe diese Frage die Dissenters, wiewohl in anderen auch wiederum nicht. Die, welche ihre Kinder tauften, ständen mit den Kirchlichen auf Einer Linie; mit den Baptisten sey es dagegen anders; denn die Kinder müßten bei der Taufe registrirt werden. Der Kirchliche sowohl als der Dissenter hätten hinlänglichen Grund, über die gegenwärtige Unvollkommenheit des Systems zu klagen, da es so wesentlichen Einfluß habe auf die nöthige Sicherheit und Übertragung des Eigenthums. Er glaube, es werde nicht schwer seyn, ein System einer freien ökonomischen Registration aufzustellen. Ein gelehrter Verwandter von ihm, das verstorbene ehrwürdige Parlamentsglied für Southwark, habe einen wohlfeilen, leichten und wirksamen Plan ausgedacht, aber da er nicht länger Parlamentsglied sey, so hoffe er (Lord B.), daß irgend Jemand anders den Gegenstand aufnehmen und der Plan durchgehen werde. Es mache ihm große Freude, alle diese bedeutenden Punkte ruhig, aber doch bestimmt zu berühren. Er habe deren mehrere von Bedeutung angeführt, welchen die Dissenters ihre Aufmerksamkeit schenken sollten, und zum Schluß müsse er sich die Freiheit nehmen zu sagen, daß diese Versammlung nicht ohne Wirkung bleiben werde, sey es auf eine liberale Regierung, oder ein reformirtes Parlament, oder ein aufgeklärtes, Gerechtigkeit liebendes Land. (Händeklatschen.) Die gegenwärtige Versammlung und die, welche sonst noch mit ihr übereinstimmten, möchten zwar nicht eine Majorität des Volks oder so etwas bilden, aber Eins sey gewiß — sie machten einen großen Theil des Volks aus in Bezug auf Anzahl, Wohlstand, Industrie und Geschicklichkeit, und Alles dieses sey die Basis persönlicher Achtung. Die Parthei der Dissenters nur in England — um von Irland ganz zu schweigen, wo sie sieben Achtel der Bevölkerung ausmachen — sey bei weitem zu bedeutend sowohl nach Anzahl und Ansehen, als daß sie von irgend einer Klasse, möge sie die Oberhand haben oder nicht, könnten unberücksichtigt bleiben. (Händeklatschen.) Keine kluge Regierung dürfe ihre Ansprüche übersehen, keine Gesetzgebung sey sicher, wenn sie ihre Bitten zurückweise; aber keine aufgeklärte und ehrbare Regierung, keine aufgeklärte und ehrbare Gesetzgebung würde auch jemals dem träumerischen Verlangen nachgehen, ihre Interessen zu vernachlässigen, selbst wenn sie ihren Muth so hoch schraubten, daß sie meinen könnten, es wagen zu dürfen. (Händeklatschen.). In diesem Saale möchten sie vielleicht nach Hunderten, vielleicht nach Tausenden gezählt werden können, aber im ganzen Lande seyen ihrer Millionen; und an diesem Tage seyen Viele gegenwärtig aus entlegenen Theilen, alle verschieden in ihren religiösen Ansichten, Jeder aus Überzeugung der seinigen zugethan und zu keinem Vergleich sich verstehend; darum glaube er hinzusetzen zu dürfen, daß sie zusammengenommen auch die Meinungen und Gefühle der übrigen dissentirenden Klassen Englands repräsentirten. Wenn also diese Versammlung die Repräsentation der ganzen großen Macht des Staates sey — der Macht der Tugend und Einsicht eben sowohl als der Zahl und des Wohlstandes — und als solche weislich und klüglich müsse beachtet werden, weil bei weitem furchtbarer durch Ansehen und Einsicht als durch Wohlstand und Anzahl, insofern Tugend und Weisheit eine moralische Kraft habe, welcher bloß gewöhnlicher Wohlstand und bloß thierische Kraft der Menge niemals gleichkommen könne — wenn sie die Gefühle und Meinungen und Grundsätze dieser furchtbaren Parthei repräsentirten, die aber noch mehr achtbar sey als furchtbar, und grade weil so achtbar, darum um so furchtbarer — so sey doch das Eine, was noch übrig bliebe, dies, zu fragen, bevor sie den Schluß machten, daß der Prozeß gewonnen, oder der Kampf bestanden sey, ob er an diesem Tage in diesen fünf großen Punkten die Gesinnungen der Versammelten ausgesprochen habe. (Betäubender Applaus.) Alle Gegenstände einer geringeren oder zweifelhafteren Natur habe er aus dem Auge gelassen und bei diesen fünf Kardinalpunkten verweilt, auf welche ihre Aufmerksamkeit zuerst gerichtet seyn müsse. Dies habe er gethan in der Hoffnung, ihre eigenen Meinungen über diese Punkte auszusprechen (Händeklatschen); und er hoffe und sey überzeugt, daß er in Erwähnung dieser Meinungen der Regierung, dem Parlamente und dem andersgesinnten Theile des Volkes vorgestellt habe, welches die Wünsche und Grundsätze der Dissenters seyen. (Der edle Lord nahm darauf seinen Sitz wieder ein unter lang fortgesetztem Händeklatschen und Hutschwenken.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 30. September. № 78.

## Die neuesten kirchlichen Ereignisse in Holland.

(Schluß.)

Alle in dieser Eingabe vorgetragenen Beschwerden werden in Capadose's Schrift noch mehr geschärft und aus der Erfahrung der seitdem verflossenen Jahre bestätigt, und endlich die schon mehrere Male angeredeten gläubigen Lehrer auf die eindringlichste Weise aufgerufen und gebeten, sich des Zustandes der Kirche anzunehmen, ohne alle ängstliche Berechnung der möglichen Folgen ein kräftiges Zeugniß gegen das Verderben in Lehre und Kirchenverfassung abzulegen, und auf eine schnelle und durchgreifende Abhülfe mit Muth und Standhaftigkeit zu dringen.

Diese bündige und kräftige Schrift scheint einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und nicht ohne Frucht geblieben zu seyn. Bei der reformirten Synode dieses Jahres kamen verschiedene Addressen von Lehrern der Kirche ein, welche theils auf die Handhabung der Reinheit der reformirten Lehre, theils auch auf die Herstellung der Freiheit der Kirche und auf die Anwendung der Kirchenzucht drangen. Die beiden früher schon lobend erwähnten Prediger, le Roy und Engels, waren die ersten und bedeutendsten. Der erstere besonders beschränkte sich nicht auf das Gesuch um Handhabung der reinen Lehre. Er ging tiefer ein auf das Verderben in der Kirche, und drang auch auf Wiederherstellung der Kirchenverfassung und Wiedereinführung der Kirchenzucht. Engels hatte kurz vor der Zusammenkunft der Synode den ersten Theil einer werthvollen Abhandlung über die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, als das Fundament der protestantischen und besonders der reformirten Lehre, herausgegeben, und drang in Verbindung mit noch zwanzig Predigern seiner Umgegend besonders auf die Handhabung dieses Grundsatzes. Ihr Gesuch wurde zu Ende in folgenden Worten zusammengefaßt:

„Daß es der Synode gefallen möge, dem Zustande der Unsicherheit in Bezug auf Sinn und Bedeutung des durch sie festgesetzten Unterzeichnungsformulars für die ihr Amt antretenden Prediger ein Ende zu machen, und zwar dadurch, daß sie öffentlich und feierlich erkläre, die Unterzeichnung dieses Formulars verbinde die Prediger, die unterscheidenden Lehrsätze der Reformirten Kirche zu lehren und zu behaupten, wie sie in den allgemein angenommenen Bekenntnißschriften unserer Kirche enthalten sind, und darin als übereinstimmend mit Gottes heiligem Worte erkannt werden."

Man erzählt, daß auch von der anderen Seite eine von zahlreichen Predigern, besonders in Friesland, unterzeichnete Addresse eingekommen seyn soll, mit dem Ersuchen, die bisher von jungen Predigern genossene Freiheit nicht dadurch zu beschränken, daß man eine Erklärung des Unterzeichnungsformulars in diesem Sinne gebe; eben so wenig aber durch eine Erklärung im entgegengesetzten Sinne die Lostrennung von der Kirche zu befördern. Folgendes scheint die Antwort der Synode auf beiderlei Addressen zu seyn:

Gravenhag den 14. Juli 1835.

Die allgemeine Synode der Niederländischen Reformirten Kirche, nachdem sie den Inhalt einer Addresse, unterzeichnet von u. s. w., erwogen hat, welche es unter andern der Überlegung der Synode anbefiehlt, einen festen und bestimmten Beschluß in Bezug auf die Kraft und den Sinn der Unterzeichnungsformel für neu eintretende Prediger zu fassen, hat beschlossen, den Antragstellern, unter Erklärung, daß sie ihre Überzeugung ehrt und gerne ihre guten Absichten anerkennt, zu erkennen zu geben wie folgt:

„Daß die Synode nach reifer Überlegung beschlossen hat, dem in gedachter Addresse enthaltenen Gesuche nicht zu entsprechen, und zwar weil die Synode keinen hinreichenden Grund gefunden hat, die verlangte nähere Erklärung zu geben; weil sie auch keine Erklärung zu entwerfen weiß, welche dem Verlangen der verschiedenen Bittsteller, die sich an sie gewandt haben, gleicherweise entspräche, oder den ausgedrückten Absichten auf gleiche Weise Genüge thäte; während sie sich selbst für unbefugt hält, irgend eine Veränderung oder Auslegung des festgestellten Formulars zu bestimmen, und außerdem von dergleichen Bestimmung sehr ungünstige Folgen sowohl für die Wahrheit, als auch für die Ruhe und den Frieden der Niederländischen Reformirten Kirche erwarten müßte.

Die allgemeine Synode.
Donker Curtius, Präsident.
Dermout, Sekretär."

Diese Maaßregel kann weitaussehende Folgen haben. Sie zeigt deutlich genug den neutralen Standpunkt, welchen die Synode zwischen Wahrheit und Irrlehre eingenommen hat, wodurch sie sich aber in der That auf der Seite der Irrlehre befindet. Es läßt sich erwarten, daß dieser Schritt die Separation vermehren, zu vielfältigen Protestationen Anlaß geben, und also den Zustand der Kirche noch mehr verwirren wird.

Indessen haben alle diese Erschütterungen den Vortheil, daß sie zur Erörterung vieler Glaubenswahrheiten Anlaß geben, und daß sie namentlich zur Fortentwickelung der Lehre von der Kirche

dienen und bewirken, daß diese vielfältig verhandelt wird. Auch die neuere Einrichtung der Kirche und ihre Grundgesetze werden mehr und mehr untersucht und beurtheilt werden, und die Gläubigen werden nach und nach zu dem klaren Bewußtseyn kommen, worin das eingedrungene Verderben in der Kirche besteht, und was sie zu ihrer Herstellung und Erneuerung zu verlangen haben. Wenigstens wird das jetzt offenbar, daß man in der Einrichtung der Kirche weit abgewichen ist von der Lehre der Reformatoren, daß eine wahre Kirche nicht besteht in der Gemeinschaft äußerer menschlicher Einrichtungen, sondern vornehmlich in der Gemeinschaft des Glaubens und des heiligen Geistes in den Herzen ihrer Glieder.

Wir erblicken auch selbst in den Schritten, welche von den sich von der Kirche Lostrennenden gethan werden, kein wirkliches Übel für die Reformirte Kirche. Die innere Wiederherstellung wird sicher befördert durch alles, was gegenseitig Interesse und Eifer erweckt, durch den Kampf selbst, indem derselbe offenbar macht, was verborgen war, und die kühle Lauigkeit vertreibt. Eitel ist auch die Furcht vieler an äußerlicher Ruhe und Unbeweglichkeit hängender Protestanten, eitel das Triumphgeschrei einiger unserer Kirche feindlichen Römischen Schriftsteller, daß diese Bewegungen und Erschütterungen den bevorstehenden Fall der Protestantischen Kirchen ankündigten, und hinwiesen auf den falschen Grund, worauf sie gebaut worden. Wo Leben ist, da ist Bewegung, und unser Herr hat Friede gegeben nicht wie die Welt ihn gibt. Die wahrhaftige Einheit ist in Christo Jesu. Er ist der einige Fels. Keine bloß gemachte scheinbare Ruhe, sey es nun eine solche, die bei einem irdischen Oberhirten, und einer mit Auctorität begabten Mutterkirche, oder eine solche, die bei einer Staatsregierung, und einer ihr unterworfenen Synode ihre Stütze sucht, ist geschickt zur Bekehrung verlorener Sünder, und zur Ausbreitung von Gottes Reich auf Erden. Wahrhafte geistliche Erweckung ging, wie die Kirchengeschichte bezeugt, immer mit solchen Erschütterungen Hand in Hand. Man darf dabei auch das nicht aus den Augen lassen, daß dieser förmlichen Lostrennung schon längst eine mehr verdeckte Spaltung voranging; von Seiten derjenigen nämlich, die bei dem gegenwärtigen Zustande der Kirche es für unerlaubt hielten, sich bei Taufe, Abendmahl und Kirchenbesuch der Mehrzahl der Prediger anzuschließen, und die deshalb an vielen Orten sich ihrer ganz enthalten zu müssen glaubten. Ist die offenbare Lostrennung für diese nicht ein Ereigniß, das sie zu einer gemeinschaftlichen öffentlichen Religionsübung und was damit zusammenhängt, zurückführen kann, und also in mehr als einer Beziehung heilsam? Ist es jedenfalls nicht besser, daß man sich offenbar und aufrichtig, als daß man sich auf verdeckte Weise, und gleichsam verstohlen, der kirchlichen Gemeinschaft entziehe?

Doch wir wollen mit diesen Betrachtungen den Separatismus keineswegs auf irgend eine Weise ermuthigen oder befördern. Nein! es gibt eine bloß sittliche und dadurch grade mehr



geistliche Lostrennung, die von den beiden oben besprochenen gleich weit entfernt ist, und deren Art und Gränzen uns das Wort Gottes anweist. Es ist die Trennung derjenigen, welche, wie die Siebentausend in Israel, die ihre Knie nicht vor dem Baal gebeugt hatten, sich nicht etwa der äußeren Gemeinschaft mit einer wenn auch verfallenen, doch einmal auf das wahre Fundament gegründeten Kirche, sondern vielmehr aller Gleichförmigkeit mit den Ungläubigen in der Kirche, wo sie sich auch offenbaren, standhaft enthalten.

Diese bleiben bis sie ausgestoßen werden, weil sie wissen, daß solch eine Ausstoßung als Wink zur Lostrennung bezeichnet ist, während dagegen eigenwilliger Ausgang nirgends als Gott wohlgefällig in Gottes Wort dargestellt wird. Obgleich sie erkennen, daß es Gott freisteht, zu seiner Zeit den Ausgang den Seinen zu gebieten, so wissen sie doch auch und bleiben überzeugt, daß dazu ein bestimmter Wink und ein deutlicher Befehl Gottes, ohne vorausgefaßten menschlichen Plan und Entwurf, unbedingt nothwendig ist. — Doch diese bestimmte Leitung, dieser Wink von oben wird bei der gegenwärtigen Lostrennung vermißt, und dagegen zeigen sich viele menschliche Absichten, viel menschliches Getreibe. — Man kann doch die reine Lehre noch offen verkündigen, und wir dürfen zuversichtlich behaupten, daß es hier noch einen Rest gibt, welcher unbefleckt blieb von dem allgemeinen Abfall, und welcher den Kern von dem äußeren Körper der Kirche bildet, die wohl immerfort bis zur Wiederkunft des großen Oberhirten vielerlei Gebrechen unterworfen seyn wird. Die Kirchengeschichte (unter andern die der Englischen Dissenters) lehrt, daß Trennungen, wenn auch zuweilen zum Guten führend, doch gewöhnlich den Getrennten selbst zu einem gefährlichen Stricke gereichen, und daß der Geist Gottes, unabhängig in seinen Wirkungen, oft wiederum in der bestehenden Kirche eine Herstellung bewirkt, welche selten außer derselben angetroffen wird.

---

Vielleicht fragen unsere Leser: Wie verhalten sich denn die Niederländischen Hochschulen zu diesem Kampfe in der Kirche? Welches sind namentlich ihre Ansichten in Bezug auf die reformirte Lehre und die Handhabung der Bekenntnisse der Kirche? Es ist nicht leicht, auf diese Frage eine genügende Antwort zu geben. Man weiß, daß die Holländischen Professoren sich ganz besonders der Unterweisung der Jugend widmen, und deshalb weniger schreiben. Die geringe Verbreitung, welche unsere Sprache hat, und der dadurch verursachte sparsame Absatz, den rein wissenschaftliche Werke finden, hindert die Herausgabe derselben, wenigstens in der Landessprache, nicht wenig. Man muß sich also zur Kenntniß des Geistes der Akademien meist auf die Dissertationen beschränken, welche öffentlich vertheidigt werden. Es ist bekannt, daß in ihnen gewöhnlich die Winke, welche die Professoren in ihrer öffentlichen und besonderen Unterweisung gegeben haben, bearbeitet und entwickelt werden, wobei es sich aber nicht selten ereignet, daß, während der Professor dem Studenten

einen sehr gemäßigten Nationalismus anpreist, der Doktorandus dabei nicht stehen bleibt, sondern noch ein gutes Stück weiter geht als sein Lehrer.

Was die Akademie zu Leiden betrifft, so ist es aus mündlichen Äußerungen und auch sonst deutlich, daß allein Clarisse und van der Palm (die beiden ältesten Professoren) für die Beibehaltung der Bekenntnisse sind.

In Bezug auf die Akademie in Utrecht können wir nur folgende Stelle aus der bereits früher in der Ev. K. Z. (1834 S. 695 u. 96.) besprochenen Schrift vom Prof. Heringa mittheilen, wobei man aber der Bemerkungen eingedenk seyn muß, die dort über den Geist dieser Schrift gemacht worden sind. „Es gereicht mir" — sagt Heringa S. 121. — „zum besonderen Vergnügen, daß meine würdigen Amtsgenossen hierin mit mir eins sind, und daß wir gemeinschaftlich streben, den Zöglingen unserer Hochschule dieselben Ansichten einzuprägen. — Unter dem Vorsitze meines Collegen Herm. Bouman wurde am 11. December 1831 durch den Stud. Briët folgende These vertheidigt: „„Es ist eine sehr weise Einrichtung unserer Kirche, daß an jedem Sonntage nach Anleitung des vortrefflichen Heidelberger Katechismus ein Lokus der heiligen Lehre der Reihe nach erklärt wird. Wir wünschen, daß diese von den Vorfahren empfangene Einrichtung auf die Nachkommen übergehe."" Damit diese Thesis nicht verkehrt aufgefaßt werde, hat mein Freund und College mir aufgetragen, Folgendes, womit auch ich ganz übereinstimme, meinen Lesern mitzutheilen: „„Diese Thesis spricht keineswegs von demjenigen, was für die spätere Nachkommenschaft rathsam oder nützlich seyn möchte. Diese wird, wie wir im Vertrauen auf Gottes Vorsehung hoffen, uns an evangelischer Erleuchtung und Weisheit übertreffen. Wir sind nicht berufen und befugt, hierüber etwas zu bestimmen. Das aber erklären wir durch die Aufstellung dieser Thesis, daß wir keineswegs mit denen übereinstimmen können, welche die erwähnte Anordnung unserer Kirche je eher je lieber durch das gegenwärtige Geschlecht abgeschafft sehen möchten. Wir sind überzeugt, daß durch diese Abschaffung nicht nur in unseren Gemeinden ein neuer Quell unzähliger Spaltungen und Streitigkeiten geöffnet werden würde, sondern daß auch dadurch die Gemeinden des Vortheils beraubt werden würden, den sie unter göttlichem Segen aus einer geordneten Behandlung des ganzen Kreises der Lehren und Vorschriften des Evangeliums in der Gegenwart ziehen und von der Zukunft erwarten dürfen; auch solcher Vorschriften, welche sonst vielleicht nicht zum Gegenstande von Predigten erwählt werden dürften, und dies doch gar sehr verdienen. Und wir halten diese Anordnung für um so nützlicher, weil sie bewirkt, daß die Prediger, indem sie stets Gottes Wort ihrer Unterweisung zum Grunde legen, dabei der Anleitung eines Katechismus folgen, welcher mit Recht bei unseren Niederländischen Glaubensgenossen in hoher Achtung steht, — der die christliche Lehre vorzugsweise als eine Lehre des Trostes und der Heiligung betrachtet, und betrachten lehrt, — der scholastische Ausdrücke und Unterscheidungen und spitzfindige Streitfragen meist weislich



vermeidet, — und der endlich die enge und unauflösliche Verbindung zwischen der christlichen Glaubens- und Sittenlehre auf eine deutliche und treffende Weise uns vor Augen stellt. Nach unserem Urtheil sollte ein Gebrauch, worin unsere Kirche eins ihrer Bollwerke erblickt gegen Unglauben, Aberglauben und Schwärmerei, am allerwenigsten in einer Zeit abgeschafft werden, in der sie wechselsweise von allen diesen Feinden, und zwar heftiger als jemals, angegriffen wird.""

„Daß mein würdiger College, H. J. Royaards, dieselben Ansichten theilt, geht hervor aus der Sprache, die er als Mitglied der Synode des Jahres 1831 führte, wo er in Verbindung mit zwei anderen Mitgliedern folgendes Gutachten abgab:

„Durch eine theilweise Abschaffung der Katechismuspredigten würde ein wichtiger Theil des religiösen Volksunterrichtes verwahrlost werden, nämlich die Unterweisung in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Wenn es nämlich wahr ist, daß die Predigten dogmatischen Inhaltes jetzt von den Predigern weniger gehalten und von den Zuhörern weniger gern gehört werden; wenn dadurch die Unkunde in den Lehren unserer Religion gefördert wird, und wenn wir dies nicht in jeder Hinsicht als die gute Seite der religiösen Stimmung unserer Zeitgenossen betrachten können; wenn es wahr ist, daß die Katechismuspredigten eine passende Gelegenheit geben zur Behandlung des ganzen Umfanges der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, auch derjenigen Lehrstücke, welche sonst vielleicht nie mehr ausführlich und gründlich auf die Kanzel gebracht würden; daß der Heidelberger Katechismus, wenn man auch seine Gebrechen nicht verkennt und eben so wenig die Fortschritte der exegetischen und dogmatischen Wissenschaften in unseren Tagen über die des sechzehnten Jahrhunderts hinaus, sich doch für eine solche religiöse Unterweisung als sehr geeignet zeigt, besonders durch seinen praktischen Geist, worin er noch nie übertroffen worden, müssen wir dem allen aus vollem Herzen beistimmen, — dann erfordert das Bedürfniß unserer Zeit und unserer Gemeinden, daß wir durchaus keine Gelegenheit vermindern oder unfruchtbar machen, welche dazu dienen kann, die Unterweisung in der Glaubens- und Sittenlehre zu befördern. Nein! bei der deutlich hervortretenden weniger dogmatischen Richtung unserer Tage hüte sich die Synode sehr, hiezu irgend hülfreiche Hand zu leisten, und strebe vielmehr, die Gelegenheit zu dieser Unterweisung aufrecht zu erhalten, zu befestigen und zu verbessern! Lieber noch würden eure Beauftragten sehen, daß man von Zeit zu Zeit des Vormittags eine Katechismuspredigt hielte und die freien Themata Nachmittags behandelte."

„Endlich, dadurch würde eine neue Quelle der Unzufriedenheit in den vaterländischen Gemeinden, bei manchen wenigstens, geöffnet werden, die nur Übles hervorbringen könnte. Eine rechtmäßige Unzufriedenheit vermeidet die Synode, welche keinen neuen Stoff der Gährung und dadurch des Ärgernisses für christliche Gemüther hervorzubringen wünscht, um so weniger, da die Ver-

anlassung dazu ihr keineswegs vortheilhaft, sondern vielmehr schädlich und verderblich zu seyn scheint."

Auf der Akademie zu Gröningen hat sich keine einzige Stimme zum Vortheil der Bekenntnißschriften erhoben, und auf ihr werden mehrfach sehr stark rationalistische Dissertationen vertheidigt; so kürzlich ein „Versuch über den religiösen und sittlichen Zustand der Juden vom Babylonischen Exil an bis auf Christum," worin die Aechtheit des Propheten Daniel bestritten wird, der Mensch dargestellt als ursprünglich nur wenig vor den Thieren ausgezeichnet u. s. w.

Nach unserer Ansicht gebricht es der Holländischen Theologie besonders an einer lebendigen, kräftigen, gläubigen Exegese, welche in die Tiefen und in die Herrlichkeit der Schrift einführt. Die Furcht, daß man mit der unbedingten Unterzeichnung der Bekenntnißschriften etwas annehmen möchte, was nicht ganz und gar mit Gottes Wort übereinstimmt, ist an sich keineswegs zu verwerfen, sondern gehört zu einer gewissenhaften Prüfung. „Wir möchten auch wohl wissen (sagt ein Niederländischer Theologe früherer Zeit), wenn die heilige Schrift ihrem Sinne nach, welcher die Seele der Schrift ist, entstellt wird, wie dann die Bekenntnisse und die Grundlagen des Glaubens ihre Festigkeit behalten und in Ehren bleiben können, da sie ja auf den rechten Sinn der heiligen Schrift (welche das Fundament ist von allen hierin enthaltenen Fundamenten) gegründet sind." Allein eine gläubige Exegese der heiligen Schrift kann bewirken, daß man in ihr wiederfindet, was die gläubigen Väter darin gefunden haben. Die rechtgläubige Predigt muß von einer gläubigen Theologie ausgehen, und diese wiederum vor allen von einer gläubigen Schrifterklärung. So allein kann auch die Theologie in Niederland wieder eine selbstständige werden. So lange man an dem jämmerlichen rationalen Supernaturalismus festhält, wird sie immerfort der Deutschen nachhinken, oder doch nur ein matter Wiederhall derselben seyn.

## Litterarische Anzeige.

Merkwürdige Lebens- und Bekehrungsgeschichten nebst interessanten Äußerungen bekehrter Israeliten. Herausgegeben von J. A. Hausmeister, Juden-Missionar in Straßburg. Basel, bei F. Schneider, 1835.

Diese Schrift ist zunächst denen bestimmt, welche eifrig und treu bemüht sind, dem Volke, von welchem sie das Heil empfangen haben, dasselbe in Liebe wieder zuzuwenden. Die Lebenserzählungen, zum Theil Selbstbiographieen bekehrter Israeliten, tragen für Jeden, der mit der jüdischen Nationalität, so wie



mit den wunderbaren Gnadenzügen und mannichfachen Heilswegen des Herrn bekannt ist, den untrüglichen Stempel ungeschminkter Wahrheit. Das Schlußwort gibt eine kurze Übersicht dessen, was in neuester Zeit der gute Hirte unter Israel gethan hat. Möchte diese Schrift die Freunde der Juden-Mission durch die Erkenntniß, daß der Herr zu allen Zeiten bereit ist, sich der verlorenen Schafe aus dem Hause Israel zu erbarmen, in ihrem treuen Eifer für das arme Volk, das nun beinahe zweitausend Jahre in der Irre geht, beleben und befestigen, möchte es wohlmeinende Gegner des heiligen Missionswerkes belehren und befreunden. Gebe Gott, daß auch mancher Nathanael, der vielleicht dieses Büchlein aus den Händen seines Bruders Philippus mit der zweifelhaften Frage empfängt: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? doch willig komme und sehe, ausrufen lerne: Du bist wahrlich Gottes Sohn, du bist der König von Israel! und dann noch Größeres schaue. —

## Bitte um Berichtigung.

Herr Dr. Hase behauptet §. 502. seiner Kirchengeschichte, Swedenborg's Gedanken seyen in Würtemberg von dem liebreichen Prälaten Oetinger verkündigt worden. Man könnte verlegen seyn, in welcher Schrift Oetinger diese Gedanken ausgesprochen haben soll, denn es wird nirgends ein Werk von ihm citirt: wenn nicht die beigefügte Jahreszahl [1765] auf sein in diesem Jahre herausgegebenes Hauptwerk, die theologia ex idea vitae deducta, verwiese. Nun aber ist weder hier noch sonst irgendwo der Swedenborgianische Standpunkt bei Oetinger zu finden: vielmehr wird derselbe als unbiblischer Idealismus gradezu bekämpft. Noch viel deutlicher erhellt dies aus Vergleichung der einzelnen Dogmen, welche Oetinger selbst wiederholt (1765, schon vorher oft, besonders im Denkmal der Lehrtafel der Prinzessin Antonia 1763, nachher im biblischen und emblemat. Wörterbuch 1776) angestellt hat. Aus dieser ließe sich recht leicht nachweisen, daß Oetinger, statt den „phantastischen Nationalismus" zu verbreiten, vielmehr überall auf seine Gefahren aufmerksam machte und ein kräftiges Gegengift aus der Schrift und aus dem Leben zu geben bemüht war. Swedenborg's Name ist unter den Würtembergischen Frommen bekannter durch die Opposition, die er schon früh erfahren, als durch die neueren Bemühungen, ihm Anhänger zu verschaffen. Es ist dies nicht der einzige historische Verstoß, der in einer zweiten Auflage des Hasechen Werkes Berichtigung erwarten dürfte.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 3. Oktober. № 79.

## Litterarische Anzeige.

1. Jesus Christus in der Weissagung des Propheten Jesaja nach der Auslegung von C. 9, 1—6 und 11, 1—10., mit besonderer Berücksichtigung der Herrn Dr. Gesenius, Dr. Hengstenberg und Dr. Hitzig, von Dr. F. W. C. Umbreit, in den „Studien und Kritiken" Jahrg. 1835, H. 3. p. 551 ff.
2. Christliche Erbauung aus dem Psalter, oder Übersetzung und Erklärung auserlesener Psalmen, von Dr. F. W. C. Umbreit, Großherzogl. Bad. Kirchenrathe und ord. Prof. der Theol. an der Universität zu Heidelberg. Hamb. b. Perthes, 1835. S. XXII u. 152. (20 Sgr.)

Keine theologische Disciplin hat sich bis jetzt mehr der Einwirkung des in dem Mehle der neueren Theologie verborgen wirkenden Sauerteiges des christlichen Glaubens entzogen, als die Auslegung des A. T. Die Wenigen, denen der Herr auch in dieser Beziehung die Augen geöffnet, standen verlassen und vereinzelt da. Im Ganzen und Großen wird dies auch wohl noch eine Zeitlang so fortdauern. Die Anstöße, welche das A. T. dem Zeitgeiste darbietet, sind besonders groß und mannichfach, und die stärksten liegen grade auf der Seite, wo er auch auf die besser Gesinnten noch mehr oder weniger seinen Einfluß behauptet. So lange man des Menschen Sünde und Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit noch nicht in ihrer ganzen Tiefe erkennt, wird man auch die Abspiegelung beider in den Schriften des A. T. für eine fratzenhafte Verzerrung zu halten genöthigt seyn. Und auch diejenigen, welche in Bezug auf diese Erkenntniß durch die Wahrheit frei gemacht worden sind, werden meist durch ein anderes Hinderniß aufgehalten. Die Anfänge ihrer theologischen Studien fallen in die Zeit, wo das A. T. fast ohne Widerspruch von irgend einer Seite verurtheilt war. Sie, die von jeher der Theologie ihr ganzes Interesse zugewandt hatten, konnten nicht ferner Neigung fühlen, sich mit Alttestamentlichen Studien zu beschäftigen. Jetzt ist es freilich so weit gekommen, daß die theologische Bedeutung des A. T. von denen, die überhaupt eine ernstere Gesinnung haben, nicht ganz mehr verkannt werden, die Neigung zur tieferen Erfassung desselben nicht mehr fehlen kann. Aber was nun anfangen? Die ungläubige Exegese und Kritik hat seit länger als einem halben Jahrhundert Alles aufgeboten, die Wahrheit zu verdunkeln, in Vergessenheit zu bringen; durch die vereinten langjährigen Bemühungen ist es endlich gelungen, dem Irrthum, der anfangs so deutlich als Erzeugniß der Neigung und Willkühr hervortrat, den Schein sachlicher Begründung, eine gewisse Harmonie und Consequenz zu geben. Namen von Europäischer Celebrität gaben ihm Auctorität, und hier sich der Auctorität zu entziehen, ist schwerer, wie auf dem Gebiete anderer theologischer Disciplinen, weil die dogmatische Befangenheit hier mehr verhüllt auftritt. Die unbedingt selbstständige Untersuchung der Sache ist wegen der bezeichneten Lage derselben sehr schwer; sie erfordert eine Menge sprachlicher und anderer Vorkenntnisse; sie erfordert viele Zeit und Ausdauer. Solche Opfer würde man höchstens dann bringen, wenn die Hoffnung, zu einem festen und der Theologie wahrhaft günstigen Resultate zu kommen, lebhafter wäre. So lange man es sich nur irgend als möglich denkt, daß man am Ende nach mühsam durchlaufener Bahn sprechen müsse: ich habe umsonst gearbeitet, um nichts und Eitles meine Kraft verschwendet, fährt man lieber fort, die Gruben auszubauen, welche eine sichere Ausbeute edlen Metalles gewähren. Sich von denen Handreichung thun zu lassen, welche es sich zur Lebensaufgabe gestellt haben, die nun verborgenen Schätze wieder an's Licht zu fördern, welche der Herr seiner Gemeinde in den Schriften des A. T. mitgetheilt hat, verschmähet man; die früh eingesogenen Vorurtheile sind so mächtig, daß man von vornherein ihre Bemühungen mit Mißtrauen ansieht, daß man lieber ihre Schriften nicht liest, als sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, im Einzelnen dafür oder dawider entscheiden zu müssen, wo das Ganze unsicher und schwankend ist. Am liebsten will man mit dem A. T. ganz unverworren seyn, und wo man, wie in der Exegese des N. T., sich nicht ganz entziehen kann, mit ihm in Berührung zu treten, da faßt man sich so kurz als möglich und fertigt sich und den Leser mit einigen allgemeinen Redensarten ab. Dies Ignoriren, diese skeptische Stellung der neueren Theologie wirkt in mancher Hinsicht verderblicher, wie eine offene und kräftige Polemik thun würde. Sie raubt den Lesern und Hörern die Lust und Liebe zum Dinge, welche Arbeit und Mühe geringe macht; sie dient ihrer natürlichen Trägheit zum Ruhekissen, sie macht zur Abwägung der Gründe für und wider ganz unfähig.

Bei dieser Lage der Sache muß derjenige, der es für Unrecht hält, die beiden Testamente zu scheiden, welche Gott verbunden hat, so fest auch sein Glaube ist, daß Gott selbst dereinst seine Thaten und Worte als solche geltend machen wird, doch sich manchmal einsam und verlassen fühlen, und gibt ihm Gott unerwartet einen Mitpilger auf seinem Wege, so wird er es mit besonderer Freude und besonderem Danke anerkennen. Erscheinungen auf diesem Gebiete, die unter anderen Umständen mehr nur der Schule angehören würden, haben jetzt auch für die Kirche Bedeutung.

Dr. Umbreit ist schon seit einer Reihe von Jahren für Auslegung des A. T. thätig gewesen; seine Commentare über Hiob und die Proverbien sind allen Theologen bekannt. Der

gemein rationalistischen Behandlungsart des A. T. war er nie zugethan; seine Exegese hatte immer was man eine höhere Richtung nennt. Doch war dies höhere Element von der Art, daß es wohl für die Zukunft Hoffnung, nicht aber für die Gegenwart besondere Freude gewähren konnte. Der Kern war und blieb rationalistisch, und die Begeisterung für das A. T. schien derjenigen etwas verwandt, welche Herr v. Hammer, dem der Verf. sich früher sehr anschloß, in der Vorrede zu seiner Übersetzung des Motenabbi für Muhamed ausspricht. Man konnte sich oft eines gewissen Widerwillens nicht erwehren, wenn man sah, wie die ordinärste Auffassung sich in dem Putze hoher Herderscher Redensarten als geistreiche und gläubige darzustellen versuchte. Das rhetorische Element war so vorherrschend, daß sich oft die Sache nicht bloß dem Leser, sondern auch wohl dem Verf. selbst hinter den Worten verbarg.

„Das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden." Wo dies gesagt werden kann, da kann man über das Alte freier und schonungsloser urtheilen, als es außerdem die Liebe erlauben würde. Wollte der Verf. aber dies Urtheil über das Alte nicht in seinem ganzen Umfange anerkennen, so brauchte deshalb nicht etwa einer von beiden, Ref. oder Verf., zu irren. Der Unterschied wäre nur der, daß Ref. nach den Worten, der Verf. nach den Gedanken urtheilte. Es kann oft in Gefühl und Ahndung mehr Realität liegen, als die Worte an sich aussprechen; daraus erklärt es sich, wie so Manchen, die sich zu Christo hinwenden, dieser Übergang als ein vielfach vermittelter erscheint, während wir Anderen gar keine solche Vermittelung wahrnehmen, daß sie sich gar keines so schroffen Gegensatzes des Jetzigen und des Vorigen bewußt sind, was freilich noch öfter darin seinen Grund hat, daß das Alte nicht ganz vergangen, nicht Alles neu geworden ist.

Da es für unseren Zweck nicht passen würde, in gelehrte Einzelheiten einzugehen, so gehört von der unter 1. aufgeführten Abhandlung, von der uns bis jetzt nur die erste Hälfte, über Jes. 9., vorliegt, während die zweite über Jes. 11. einem folgenden Hefte der Studien aufbehalten bleibt, nur das Resultat hieher. Der Verf. selbst spricht dies, nachdem er die christlich messianische Auslegung entwickelt und begründet, und die beiden ihr entgegenstehenden Auslegungsweisen, die von Hiskias, und die von „einem leeren Ideale eines zukünftigen theokratischen Königes" zurückgewiesen hat, also aus: „Wir behaupten also, daß in der Beschreibung des geweissagten Friedensfürsten uns ein solches Bild vom Messias vorgehalten sey, das in Jesus Christus von Nazareth seine Erfüllung gefunden, und zwar behaupten wir dieses, ohne zunächst vom Neuen Testament abhängig zu seyn, sondern bloß aus exegetischen Gründen auf Alttestamentlichem Boden. Dabei kömmt es vor allem auf die unbefangene Erklärung der einzelnen Namen des Sohnes an. Bei ihnen fragen die neuern Ausleger: sind göttliche oder menschliche Eigenschaften durch dieselben bezeichnet? — Nach Hitzig sollen wir in der Seele des Propheten keinen Unterschied machen, indem in ihm, als einem Orientalen, Göttliches und Menschliches zusammengeflossen. Richtig ist in diesem Urtheile welches



wir früher schon genauer in Erwägung gezogen, daß die Trennung zwischen Göttlichem und Menschlichem im Messias an sich unpsychologisch genannt werden muß. Aber eben so ferne muß jegliche Unbestimmtheit aus den Worten des Propheten hinweggedacht werden. Denn er spricht in diesem Verse auf das Klarste, wenn er einzelne Namen des vorheißenen Sohnes nach einander aufzählt. Die Frage kann sich daher eigentlich nur so stellen: sagen die Namen bloß menschliche Eigenschaften aus, oder göttliche, aber, was sich von selbst versteht, in einer harmonischen Verbindung mit den menschlichen? — Nach der eben entwickelten, unbefangenen Erklärung deuten die Namen auf eine göttliche Natur des Sohnes. Wenn nach Hitzig und Anderen seines Standpunktes der Prophet hier bloßer Poet ist, der den künftigen Herrscher auf eine Göttliches und Menschliches vermischende Weise idealisirt, so ist dagegen vor allem das zu bemerken, wie Jesaia den weltlichen Begriff des gehofften Messias jeden Falls aufgibt, und das messianische Reich als ein bis zu den Gränzen der Erde sich ausbreitendes geistiges Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit schaut, in welchem ein ewiger Friede gegeben sey. Solche Voraneverkündigung hört aber auf bloße Poesie zu seyn, insofern wirklich Einer erschienen ist, der nicht nur, wie das Neue Testament lehrt, die V. 5. genannten Eigenschaften in sich vereinigte, sondern auch auf das Bestimmteste aussagte, und durch Leben, Tod und Auferstehung bewies, daß er kein irdisches, sondern ein himmlisches Reich zu gründen gesandt sey." —

Aus der Schrift „Christliche Erbauung aus dem Psalter" theilen wir zuvörderst einige Auszüge mit, welche dazu dienen können, sie von ihrer vortheilhaften Seite kennen zu lehren, und in unseren Lesern das Verlangen nach der näheren Bekanntschaft mit ihr zu erwecken.

Nach der Vorrede, worin der Verf. seine Freude darüber ausspricht, daß „in der letzten Zeit durch die Gnade Gottes der Geist eines frischen religiösen Lebens über unser Deutsches Vaterland sich von neuem ergossen," und die Bedeutung nachweist, welche für dieses neue Leben die Psalmen haben müssen, folgt eine Einleitung, welche nachweist, wie der Psalter die reiche Ausführung des im Gebete des Herrn enthaltenen Grundrisses sey. Hier bemerkt der Verf. unter andern S. 13. über die Psalmen, welche Gottes Rache über die Feinde herabflehen, und die er mit Recht unter die zweite Bitte „zu uns komme dein Reich" ordnet, Folgendes: „Je lebendiger der Sinn des Frommen von der Wahrheit seiner vorwaltenden Gemüthsrichtung durchdrungen ist, desto stärker wird sich das natürliche Gesetz der Abstoßung gegen die ihm feindlich gegenüber stehende und selbstthätig ihn bekämpfende Gottlosigkeit der Welt in seinem Wesen und in seiner Rede geltend machen. Daher erklären sich auch die heftigsten Verwünschungen der Bösen aus einem Munde, der sonst von Milch und Honig träuft, gar wohl, besonders wenn man bedenkt, daß sie auf solche nur gerichtet sind, die dem Reiche Gottes auf Erden mit entschiedenem Haß entgegen wirken, und, Frevel auf Frevel häufend, des Heiligen spotten. Man beachtet bei der Beurtheilung solcher Psalmen, in denen jedes

Wort ein Pfeil ist auf das Herz des Feindes Gottes, nicht die Wahrheit jener Frage:

Sollt' ich deine Hasser, Herr, nicht hassen,
Und an denen, die sich gegen dich erheben, nicht Abscheu haben?

(vgl. Ps. 139, 21.). Es sind ja diese Verabscheuten nicht die persönlichen Feinde des Dichters, die etwa seine Eigenliebe gereizt und dadurch seinen Zorn sich zugezogen haben, sondern es sind die boshaften Verfolger des Frommen, die in ihm den Freund Gottes mit Lüge und Gewalt bestreiten. Zwar werden die Feinde häufig unter dem Namen der Heiden aufgeführt, aber auch bei dieser Benennung vergißt man gewöhnlich, daß der einer reinen Offenbarung sich bewußte Nationalsinn Israel's unter jenen vorzugsweise die Gottvergessenen versteht, und daß der Gläubige es als den höchsten Triumph des einzigen und wahren Königs Jehova betrachtet, wenn einst alle Völker, deren Angesicht jetzt mit einer Decke verhüllt ist, von ihrer Blindheit erlöst, zu ihm zurückkehren."

Diese Einleitung, als deren Zweck der Verf. den bezeichnet, „die hohe Tempelmusik des Psalters in ihren bedeutendsten Melodien und Harmonien voraus anklingen zu lassen," enthält die Ausführung eines Gedankens, den schon Luther in den Worten aussprach: „Zudem so tröstet und lehret er auch eben im Gebet und ist durch's Vaterunser und das Vaterunser durch ihn also gezogen, daß man eines aus dem andern sehr fein verstehen kann, und lustig zusammenstimmen."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Nachrichten.

(Frankreich.) Wir theilen unseren Lesern mehrere Nachrichten aus dem Tagebuche des Missionars der Continentalgesellschaft, Pyt, eines sehr tüchtigen und gesegneten Arbeiters, mit, welche dazu dienen, in's Licht zu setzen, wie sehr das evangelische Licht in jenem Lande mit der Finsterniß kämpft.

Im Begriff, Petitpierre in Tullins zu besuchen, hielt ich es für gerathen mit Grenoble, das nur zehn Meilen von Tullins entfernt ist, den Anfang zu machen. Der Zweck meiner Reise nach Grenoble war, den dortigen Zustand des religiösen Lebens in Augenschein zu nehmen, Pastor B. zu besuchen, und ein Urtheil zu gewinnen über Petitpierre's Lage, da er Grenoble, wie dies schon früher der Fall war, mit in seinen Wirkungskreis einschließt.

Grenoble, am Ende eines schönen Thales, das von der Isère bewässert wird, hat eine sehr malerische Lage am Fuße eines hohen Berges, der mit einer Citadelle und anderen Festungswerken bekrönt ist. Die Stadt selbst schien physisch und moralisch sehr schmutzig zu seyn. Ich kam bald zu der Überzeugung, daß der Unglaube seine Herrschaft über den größten Theil der Einwohner ausgebreitet hat. Dennoch befindet sich in Grenoble ein gläubiger Prediger, der aber leider schon länger als dreizehn Jahre vergeblich gearbeitet hat. Ich predigte an einem Sonntage für ihn und ward ganz betroffen über die Kälte der Zuhörer, welche aus funfzig oder sechzig Personen, lauter Protestanten, bestanden. Die Katholiken standen in der Entfernung. Es ist in der That etwas Ungewöhnliches, einen Prediger zu sehen, der mehr als dreizehn Jahre



gläubig und deutlich die belebenden Lehren des Evangeliums predigt ohne Frucht zu schaffen. Herr B. scheint tief ergriffen von dem traurigen Zustande der Tausende, die ihn umgeben. Er wünscht sehr, von Herrn Petitpierre unterstützt zu werden, der seit einiger Zeit angefangen hat, Grenoble zu besuchen. Dem Eindrucke nach, den ich bekommen habe, möchte ich glauben, daß noch keine schönen Erfahrungen in Grenoble gemacht worden sind und Petitpierre in seinen Arbeiten sehr ermuthigt werden muß.

Tullins. Nachdem ich am Sonntage Morgen den 14. November in Grenoble gepredigt hatte, machte ich mich auf den Weg nach Tullins, wo ich, wie man erwartete, des Abends predigen sollte. Ein Theil der Brüder wartete auf mich in der Kirche. Welch ein Contrast mit der Gemeinde in Grenoble! Vor drei Jahren waren alle Einwohner von Tullins noch Katholiken. Als Petitpierre zu ihnen kam, konnte er Niemanden finden, der es wagen mochte, dem Knechte Gottes sein Haus zu öffnen. Petitpierre war genöthigt, seine Versammlungen in einem Weinkeller zu halten, und dort wurden zwei oder drei Seelen bekehrt. Allmählig nahm sein Einfluß zu, und dies um so leichter, da der Römische Klerus von dem Volke in dieser Gegend eine sehr geringe Meinung hat. Jetzt hat sich unter seiner Leitung eine Aufmerksamkeit erregende Gemeinde zusammengefunden, deren Glieder alle die Römische Kirche verlassen haben. Diese Neubekehrten führen im Durchschnitt alle ein geistliches Leben; sie alle sind scheinende Lichter in der großen Finsterniß, welche das Land bedeckt; der Contrast ihres Wandels mit dem sittlichen Zustande der Menge ist so hervorstechend, daß selbst diejenigen, welche durchaus entfernt davon sind, ihnen nachzuahmen, dennoch nicht umhin können, ihnen ein gutes Zeugniß zu geben. Diese Brüder haben sich vor den Übrigen bewährt und der Weg, den sie wandeln, steht nicht in üblem Gerüchte; im Gegentheil. Außerdem suchen sie ihren Nächsten Wohlthaten zu erzeigen, und ihr Pastor hat Zutritt zu vielen Familien, die noch jetzt der Römischen Kirche angehören: kurz, sein Einfluß nimmt täglich zu. Meine Brüder, ich zweifle nicht, daß, wenn Petitpierre eine eigene Kirche für sich in Tullins hätte, er im Verlauf der Zeit Pastor einer zahlreichen Gemeinde daselbst werden würde; denn ich wiederhole es noch einmal, die Priester haben ihren Einfluß verloren; sie sind nicht im Stande gewesen, dem Eintritte und Fortschritte Petitpierre's das kleinste Hinderniß in den Weg zu legen. Schwierigkeiten indessen hat er genug zu überwinden auf seinem Gange und sie sind nicht unbedeutend, aber sie könnten weggeschafft werden. Die hauptsächlichste ist die, daß ihm bis jetzt ein passender Ort für seine öffentlichen Amtsverrichtungen ermangelt. Jetzt hat er nur ein schwer zugängliches und höchst unscheinbares Zimmer, welches bei Vielen Vorurtheile, und zwar starke, erweckt. Der Ort, wo in Frankreich das Evangelium gepredigt werden soll, muß leicht zugänglich in dem freisten Theile der Stadt oder des Dorfes seyn, und wenigstens einigermaßen den Anschein eines Gebäudes haben, das zum öffentlichen Gottesdienste bestimmt ist. Viele meiner Englischen Brüder werden diese letztere Bemerkung kaum verstehen, aber Jeder, der Frankreich kennt und etwas mit dem Französischen Charakter bekannt ist, wird meiner Meinung völlig beistimmen. Möchten doch einige der Anhänger Christi, denen er irdische Güter verliehen hat, sich bewogen fühlen, ein Haus für den Herrn in Tullins zu errichten. Ein glückliches Ereigniß hat vor Kurzem die Amtsthätigkeit Petitpierre's in Tullins recht von neuem belebt; dies ist nämlich die Bekehrung eines katholischen Priesters aus dem Departement der obern Alpen, der von der Vorsehung geleitet worden ist, sich mit der kleinen Gemeinde in Tullins zu verbinden. Ich kann mich des Vergnügens nicht berauben, diese Geschichte vollständig mitzutheilen, besonders um unserer Irländischen Brüder willen, und ich will es thun nach

Petitpierre's eigenem Berichte, der vom 12. Oktober 1834 datirt ist. Obwohl sie meine Erzählung unterbricht, so trage ich doch kein Bedenken, diese Episode zu machen, da sie dazu beiträgt, den Bericht über Tullins zu vervollständigen. „Herr G. ergab sich dem kirchlichen Leben gegen den Willen seiner Eltern, aber getrieben von einem heftigen Verlangen, Seelen zu erretten und da er glaubte, daß die Seligkeit jedes Priesters sich von selbst verstände, so trat er in das theologische Seminar zu Gap. Bei der dortigen Einrichtung, die jungen Studirenden durch Streitfragen zu unterrichten, zu welchem Zwecke sie in scholastischen Disputationen geübt werden, wobei einer der Studenten die Rolle eines Gegners der Kirche übernimmt, während sein Opponent versuchen muß, ihn zu schlagen, wurde G. von seinen Lehrern beauftragt, in einer dieser Disputationen die Rolle des Protestanten zu übernehmen, ein Umstand, der ihn darauf leitete, den Protestantismus und den Grund, worauf er sich stützt, genauer zu prüfen. Er behauptete seinen Platz in dem Streite mit mehr Wärme, als man verlangte, ward deshalb von seinen Lehrern getadelt und wurde dem Bischof verdächtig. Nach seiner Ordination wurde er nach Sorbières (Oberalpen) als Curat gesandt. Sein Herz war voller Zweifel und er wagte es, sie einigen seiner Freunde zu eröffnen. Aber der Bischof wurde bald damit bekannt. G. wurde vorgeladen, der Bischof machte ihm ernstliche Vorstellungen und verwies ihn, indem er ihn auf seine Pfarre zurücksandte, auf die Nothwendigkeit einer vollkommenen Übereinstimmung mit der Kirche u. s. w. Bei alle dem war G. nicht weniger unruhig, als vorher. Er ward verletzt durch den Geiz seiner Collegen, ermüdet durch die leblosen Formalitäten der Kirche, und beschloß endlich bei sich selbst, die Pfarre aufzugeben und nach Wahrheit zu forschen. Ein Umstand, der günstig für ihn spricht, ist der, daß er seine Pfarre in völliger Armuth verließ. Aber wo sollte er hingehen, um Jemanden zu finden, der ihn hätte zur Wahrheit leiten können? Er entschloß sich, einen protestantischen Geistlichen aufzusuchen, und ging nach V. (Drome). Er hörte, daß dort ein protestantischer Geistlicher sey und wandte sich an ihn. Doch dieser, selbst unbekannt mit der Wahrheit, empfing G. ganz kalt und rieth ihm sogar, wieder nach seiner Pfarre zurückzugehen! G. indessen hörte die Namen mehrerer anderer Pastoren und unter ihnen auch den des Herrn B. in Grenoble. Man kann sich denken, wie sein Muth gesunken seyn muß, als er, nach einer langen Reise und mit vieler Mühe den Pastor von V. ausfindig gemacht hatte, und nun solchen Rath erhielt! Allein er war entschlossen, seine Forschungen nicht aufzugeben, ging deshalb nach Grenoble und wurde hier auf eine neue Weise geprüft: Pastor B. — war auf einer Reise begriffen. G. entschied sich, ihn zu erwarten, und während er dies that, kam Petitpierre nach Grenoble, fand ihn auf und nahm ihn mit sich in sein Haus nach Tullins, wo er jetzt unter dem gastlichen Dache des lieben Mannes weilt." Vom 20. Oktober schreibt Petitpierre also: „Herr G. erquickt meine Seele. Ich fing an mit ihm den Brief an die Römer zu lesen. Er liest die Bibel mit einer unglaublichen Begier vom Morgen bis zum Abend. Alles was er jetzt um sich sieht in unserem Kreise, jedes Gebet, welches er für seine Bekehrung aussprechen hört, trifft sein Herz. Er ist nicht nur befreit von den Irrthümern der Römischen Kirche, sondern er sehnt sich auch, ein



Freigelassener des Herrn zu werden; und oft drückt er seine Verwunderung aus über die Führungen des Herrn mit ihm, und sein Glück, in meinem Hause zu seyn. Zuweilen fängt er an von seiner Rückkehr zu seiner Pfarrei zu sprechen, um dort das Evangelium zu predigen. Für die geliebten Brüder in Tullins ist es eine nicht geringe Freude, einen Pastor ihrer ehemaligen Kirche demüthig an ihrer Seite sitzen und das Wort hören zu sehen, das sie frei gemacht hat. Sie lassen nicht ab, ihn in ihren Gebeten zu erwähnen. Möge der Herr sie bewahren vor fleischlicher Überhebung!" Unter dem 5. November sagt Petitpierre: — „So lange G. noch zweifelte, ob die Wahrheit bei uns zu finden sey, wollte er nicht anhören, seinen Priesterrock zu tragen, da er sich vorgenommen hatte, zu seiner Kirche zurückzukehren, wenn seine Bemühungen fruchtlos seyn sollten; jetzt hat er seinen Rock vernichtet. Niemals in meinem Leben habe ich einen Mann gesehen, der sich mehr mit dem Worte Gottes beschäftigt hätte: er zieht es jedem anderen Buche vor. Oft gab ich ihm Commentare, Apologien oder Andachtsbücher in die Hände, aber wenn ich nach einer kurzen Zeit wieder zu ihm kam, fand ich ihn über der Bibel. Schon zeigen sich einzelne geistliche Früchte; er zieht sich oft in sein Zimmer zurück, um dort zu beten; er fühlt die Verdorbenheit seines eigenen Herzens und klagt oft über sich selbst. Noch ist er nicht in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, aber meiner Erwartung nach ist die Zeit seiner völligen geistigen Befreiung nicht mehr fern. Sein größter und ernstlichster Wunsch ist, ein Diener Christi unter seinen früheren Pfarrkindern in Sorbières zu werden. „„Ich habe sie auf Irrwege geführt,"" spricht er, „„ich bin jetzt ihr Schuldner in der Wahrheit."" Ich beabsichtige, einen regelmäßigen Cursus der biblischen Theologie mit ihm anzufangen u. s. w. u. s. w." Zu dem allen füge ich (Heinrich Pyt) noch hinzu, daß Petitpierre arm ist, daß die Erhaltung einer Person in seiner Wohnung seine Kräfte überschreitet und daß unser Comité in Paris sich verpflichtet fühlte, seinem Gehalte während des Aufenthaltes G's. in seinem Hause, die kleine Summe von 20 Franks monatlich zuzulegen. Sein Wirkungskreis ist ausgedehnt; außer Tullins umfaßt er noch Grenoble, Noyhon, wo es einige bekehrte Seelen unter den Protestanten gibt, und Voivons. Das ist zu viel für einen Mann. Aber so lange unsere Gesellschaft nicht noch andere Agenten engagiren kann, muß er die Last allein tragen. Und welch' ein Unglück würde es seyn, wenn dieser Knecht Gottes, der einzige Prophet am Orte, von ihm sollte entfernt werden! Wir kamen überein (Petitpierre und ich), das Departement der Drome zusammen zu besuchen. Ich verließ jedoch sein Haus allein, um noch eine kleine Exkursion nach der Ardeche zu machen und den Pastor — zu besuchen, der sehr wünschte, mit mir über sein Amt und den Zustand seiner Heerde zu sprechen. Bei St. Paul Trois Chateaux, am südlichen Ende vom Departement der Drome, wollte ich mit Petitpierre wieder zusammentreffen. Ich ließ in meinem Namen den Pastor von Montelimart bitten, mir für den folgenden Sonntag seine Kanzel zu erlauben. So trennten wir uns für fünf oder sechs Tage. Ich verwandte diese Zeit, wie ich eben erwähnte, auf einen Besuch beim Pastor D. und hoffe, dieser Besuch wird gute Folgen haben.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 7. Oktober. № 80.

## Litterarische Anzeige.

1. Jesus Christus in der Weissagung des Propheten Jesaja u. s. w., von Dr. F. W. C. Umbreit.
2. Christliche Erbauung aus dem Psalter u. s. w., von Dr. F. W. C. Umbreit.

(Fortsetzung.)

Die zu behandelnden Psalmen vertheilt der Verf. in die drei Bücher des Glaubens, der Erlösung und der Hoffnung. Aus dem zweiten Buche, welches uns besonders angesprochen, theilen wir mehrere Proben mit.

Ps. 51. war derjenige, nach dessen Erklärung wir uns zuerst umsahen, weil er uns ganz besonders geeignet erscheint, um aus ihm das Verhältniß des Erklärers zu den Psalmen im Ganzen und Großen zu erkennen. Zeigt sich hier eine Harmonie in Text und Auslegung, so darf man auch für das Übrige schon guten Muth fassen. Das Grundgefühl der Psalmen, den Schmerz über die Sünde, der sich in diesem Psalme in der höchsten Steigerung ausspricht, darf man hoffen verstanden, und nicht durch Klagen über unmännliche Weichlichkeit und pietistische Verzagtheit, über unwürdige Vorstellungen von Gott u. s. w. profanirt zu sehen. Bei einem Psalme wie dieser muß es sich sogleich zeigen, ob der Ausleger die Hauptsache, ob er den heiligen Geist, ob er geistliche Erfahrung mit hinzubringt. Denn wer die Tiefe des menschlichen Sündenelendes erkennt, wer den Schmerz der Buße versteht, von dem kann man gewiß seyn, noch mehr wie von dem, der die Erkenntniß der Gottheit Christi besitzt, daß nicht Fleisch und Blut ihm dies offenbart hat, sondern der Vater im Himmel. Deshalb wandten wir uns grade zuerst zu diesem Psalme, nicht, wie Viele wohl erwarten möchten, zu den messianischen, aus demselben Grunde, aus dem wir auch Psalmen wie dem 51sten, in denen sich der Schmerz der Buße mit dem Hunger nach der Gerechtigkeit aus dem Glauben und mit der Freude über die errungene ausspricht, eine größere apologetische Bedeutung beilegen als diesen letzteren. Diese könnten fehlen, und doch würde der Psalter, indem er uns den Blick in das Herz der Gläubigen des A. T. eröffnet und uns in ihm die Wunder der Gnade Gottes schauen läßt, den thatsächlichen Beweis liefern, daß der Gott des Neuen Bundes auch der des Alten ist.

Der Verf. gibt zu diesem Psalme folgende Einleitung: „Wir finden kein Lied in dem ganzen Psalter, in welchem sich die innere Zerknirschung über die Verunreinigung der Seele durch den Schmutz der Sünde, und das dringende Verlangen nach Reinmachung, ja gänzlicher Umwandlung der menschlichen Natur durch die Gnade Gottes lebendiger und wahrer ausspräche, als in diesem. Wenn wir uns dem jedes Wort durchdringenden Schmerzgefühle über die Entzweiung der Menschen mit Gott, dem Heiligen, durch eigene Erfahrung belehrt, ganz hinzugeben im Stande sind, so ist es, als wenn David, der, nach verübter schwerer Schuld (vgl. 2 Sam. 11 u. 12.), diese Urkunde seiner natürlichen Sündhaftigkeit der ganzen Menschheit wie einen Spiegel vorhält, alle Trauer der vorchristlichen Zeit über den Verlust des Paradieses in ein einziges dunkles Wort zusammengedrängt. Wie der Mensch wahrhaft ist, und was ihm vor Allem noth thut, läßt uns David in den ergreifendsten Tönen seines Gesanges vernehmen, wie es Paulus durch das zweischneidige Wort seiner eindringlichen Rede bezeugt, und von Augustinus bis Luther und unsere Zeiten herab alle tiefen und wahren Gemüther erkannt haben. Aber wir blicken aus dieser dunklen Nacht desto freudiger nach jenem Sterne des Evangeliums, der nach der Geburtsstätte dessen hinweist, welcher nur allein von Sünde uns erlösen kann, wenn wir lebendig an ihn glauben und so des heiligen Geistes theilhaftig werden, der in uns ein neues Leben weckt und fördert."

Zu V. 10.: „Ein reines Herz schaffe mir, o Gott, und einen festen Geist erneuere in mir" wird bemerkt: „Hier wird uns das reinste Zeugniß der tiefsten Selbsterkenntniß in den Schriften des Alten Bundes aufgestellt. David trifft durchaus, woran es dem Menschen fehlt und worauf es ihm ankömmt. Die Quelle des Lebens in seinem Innern, das Herz, ist verunreinigt: wie vermöchte er einen sündenfreien, Gott wohlgefälligen Wandel zu führen? Es bedarf einer neuen Schöpfung, einer gänzlichen Wiedergeburt seines Wesens. Weil das Herz unrein ist, sind alle Gefühle, Gedanken und Worte des Menschen sittlich unvollkommen, d. i. immer einem Theile nach auf Befriedigung des eigenen Selbst gerichtet, und nicht aus der uneigennützigen Liebe zu Gott stammend. Daher fehlt dem Menschen, wegen dieses Streites in ihm zwischen Fleisch und Geist, der fest auf die Vollziehung des Guten gerichtete Wille. Diesen festen Geist vermißt David gegenwärtig schmerzlich in sich, gibt aber durch den Ausdruck: „„mach' ihn neu in meinem Innern,"" zu erkennen, daß ihn der Mensch anfänglich besessen habe." Das „einem Theile nach" möchte man freilich wegwünschen. Jedenfalls hätte es der Verf. in Klammern einschließen sollen, um zu erkennen zu geben, daß er hier nicht als Ausleger, sondern von seinem eigenen Standpunkte aus redet. Denn das ist deutlich, daß David diese Reservation, als ihm aufgedrungen, perhorresciren würde. Der Gegensatz ist bei ihm ein durchaus reiner, nur Sünde und nur Gnade, und wir hoffen und glauben, daß er es auch dem Verf. seyn wird, wenn er nicht als Theologe dem Publikum, sondern als sündiger Mensch Gott gegenüber steht. Wer aber dann des Reservirens, des Beschränkens, des Mark-

tens vergißt, dem sollte doch fühlbar werden, daß es auch in der Theologie vom Übel ist, der sollte auch dort Gott ganz die Ehre geben, und für sich nur die Scham und Beschämung behalten.

In der Einleitung zu Ps. 32. sagt der Verf.: „David läßt uns in diesem Liede unmittelbar darauf in sein Herz hineinschauen, als er von ihm, im Bewußtseyn lebendiger Freiheit der Kindschaft Gottes, die schwere Bürde drückender Sündenschuld durch offenes Bekenntniß abgewälzt. Er ist eben von dem dürren Boden einer verbrannten Wüste, in welcher er unstät herumirrend schmachtete, so lange er das schwere Wort: „„Herr, ich habe gesündiget"" in seiner Brust verbarg, in die grünen Auen hinübergetreten, wo ihn Gott als treuer Hirte aus den frischen Wassern seiner quellenreichen Gnade stärkt und erquickt. Die hellste Freude einer erlösten Seele nach aufrichtiger Buße und Beichte durchleuchtet jedes Wort des Psalms, dessen nie verlöschendes Feuer schon manches harte Herz geschmolzen hat, daß es, von der Gewalt der brennenden Reue überwunden, seine Vergehungen vor dem Auge Gottes bekannte. Der Fromme hat die Widerspenstigkeit des menschlichen Sinnes erfahren, der des Zwanges und Zaumes bedarf, um zum einzigen Herrn des Lebens und Heiles geführt zu werden, und spottet nun nach seiner innerlichen Freimachung dieser äußerlichen Fesseln, die den, welchen Gott nach seinem Ebenbilde erschaffen, zur Niedrigkeit des unverständigen Thieres herabwürdigen. Er hat die Zuchtruthe des Gesetzes zerbrochen, und athmet nun im freien und heiligen Geiste des Evangeliums, der schon im Alten Bunde unverkennbare Spuren seiner weltüberwindenden Kraft gewiesen."

Zu Ps. 77, 2.: „Meine Hand ist des Nachts ausgereckt; meine Seele will sich nicht trösten lassen." „Der Fromme spricht hier eine der niederschlagendsten Erfahrungen aus, die auf den geheimsten Blättern der Geschichte des Herzens eines Jeden, der lesen will, geschrieben steht, daß bisweilen der Mensch, selbst im feurigsten Gebete zu Gott um Trost, wo der heilige Geist also schon Wohnung in ihm genommen, mit einer widersetzlichen dunklen Macht seines Innern zu kämpfen hat, die das Herz wie mit einer harten Rinde umschließt, daß es, brennend vor Durst, dennoch den erquickenden Thau der Gnade nicht aufnehmen kann."

Zu Ps. 23.: „Es wehet schnell wie ein leiser Hauch vorüber, aber es versetzt uns aus der geräuschvollen und zerrissenen Welt des Verderbens in ein abgeschlossenes Thal seliger Ruhe, wo die Brünnlein Gottes durch grüne Auen rinnen, und der Herr als sanfter Hirte die Seinen weidet."

Zu Ps. 42 und 43.: „Ein frommer und inniger Verehrer des Herrn, wahrscheinlich David, der, verbannt aus dem theuern Vaterlande, unter Druck und Hohn des Feindes sich nach dem Anschauen des lebendigen Gottes heftig sehnt, haucht seinen Schmerz und seinen Trost in dem vollen frischen Wort des Liedes aus. Wie dort am Fuße des erhabenen Libanon, wo der Dichter in großartiger Einsamkeit nur der wehmüthig-süßen Erinnerung an sein einstiges gottgeweihtes Leben ganz dahin gegeben ist, der Jordan in gewaltiger Strömung brausend hervorbricht, so quillt auch sein Gesang aus seiner tiefbewegten Brust. Woge drängt sich auf Woge in der von Trauer und Sehnsucht



erregten Seele, bis endlich die ganze innere Fluth des Gemüthes alle Dämme durchbricht und alle Ufer überströmt. Da aber erhebt sich die Stimme des Herrn und dräuet dem stürmischen Meere: es wird stille und ruhig. Aber der Dichter hat uns nicht verbergen wollen, wie die von der überwältigenden Macht des Glaubens beschwichtigten Wogen bald wieder emporrauschen, ja wir blicken recht eigentlich in seine uns geöffnete Seele, wenn wir diesen Wechsel von Ruhe und Aufruhr lebendig ihm nachfühlen: denn das ist es, was uns der heilige Geist allgemeiner Belehrung in diesem einzigen Liede vorhalten will. Wir haben diese Lehre des Herrn in ihrer beseligenden Wahrheit ergriffen, wenn wir ein freudiges Amen sagen zu dem herrlichen Schlußworte, welches zweimal umsonst auf das Getümmel der Wellen Frieden gebietend herniedertönet, zuletzt aber in seiner unbesieglichen Kraft als Sonne des Glaubens emporleuchtet."

Diese Auszüge werden hinreichen, um den Grundton des Ganzen zu bezeichnen, unsere zu Anfang ausgesprochene Freude zu rechtfertigen, den Lesern zu zeigen, daß sie hier etwas und was sie zu erwarten haben, und sie einzuladen, daß sie auch hier schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist, von dem jede gute Gabe kommt.

Jetzt fühlen wir uns noch verpflichtet, anzugeben, was uns an dem Buche nicht gefallen hat, wobei wir uns aber auf dasjenige beschränken, was vor das Forum der Ev. K. Z. gehört, und es rein wissenschaftlichen Blättern überlassen zu untersuchen, ob z. B. die Auslegung von Ps. 22., in der jedenfalls im Verhältniß zu der vulgären ein sehr erfreulicher Fortschritt anerkannt werden muß, allen Anforderungen christlicher Wissenschaft genügt, ob die Auslegung von Ps. 16. sich mit den betreffenden Anführungen im N. T. in Einklang bringen läßt, ob nicht der Verf. eine Inconsequenz begeht, indem er sich entschieden zu der messianischen Erklärung von Ps. 2. 72. 110. bekennt, von Ps. 45. dagegen, der so deutlich mit ihnen auf einer Linie steht, schweigt, wie uns scheint, weil er sich noch nicht entschließen kann, die seiner früheren Periode angehörende sinnliche Auffassung des hohen Liedes aufzugeben, die einen bedeutenden Stoß erhält, sobald Ps. 45., den man mit Recht als ein Compendium des hohen Liedes bezeichnet hat, messianisch und somit allegorisch erklärt wird.

Die Darstellung des Verf. sollte sich unserem Urtheile nach von der in seinen früheren Schriften herrschenden noch weit mehr entfernen, wie sie es hier thut. „Wenn's nicht klingt wie in den Psalmen, einfach, groß und innig," — bemerkt der Verf. selbst in der Vorrede — „so ist der rechte Ton für die Erbauung nicht getroffen," und mit dieser Bemerkung, so will es uns scheinen, hat er sich selbst in dieser Beziehung das Urtheil gesprochen. Die durchgängige Lebendigkeit und Wärme seiner Darstellung wissen wir gebührend anzuerkennen; aber edle Einfalt, ruhige Klarheit vermissen wir schmerzlich; der Ton ist uns zu affektirt, zu geschraubt, zu deklamatorisch. Nirgends aber ist ein solcher Ton übler angebracht, als bei der Erbauung, welche die allerengste Zusammengehörigkeit von Wort und Sache verlangt. Zum Erbauungsbuche können wir daher diese Schrift

gar nicht für geeignet halten, um so weniger, da auch die Übersetzung an geistvoller Treue und an Körnigkeit so weit hinter der Lutherischen zurückbleibt. Wohl aber erscheint sie uns sehr geeignet, bei gebildeten Lesern die Erbauung aus dem Psalter vorzubereiten, besonders bei solchen, welche, dem A. T. ganz entfremdet, eines Schlüssels bedürfen, der die bisher ihnen ganz verschlossene Pforte öffne. Diese werden dann, wenn sie vorher dem Verf. für seinen Dienst herzlich gedankt haben, wohlthun, durch einen Führer, wie Calvin, dessen trefflicher Commentar über die Psalmen wohl verdiente, in einem Deutschen Auszuge dem größeren Publikum zugänglicher gemacht zu werden, sich in das Innere des Heiligthums einführen zu lassen.

Eine zweite Ausstellung betrifft die emphatischen Lobpreisungen der Psalmen und ihrer Verfasser, denen wir überall begegnen. Erklären läßt sich diese Eigenthümlichkeit sehr leicht aus dem Gegensatze der gegenwärtigen Ansicht des Verf. vom A. T. gegen die herrschende, die noch vor Kurzem großentheils die seinige war, und aus dem lebhaften Bestreben, die letztere ihres Unrechtes zu überführen, ihr die verkannte Herrlichkeit des A. T. zu enthüllen. Aber wenn auch natürlich, so ist sie doch keineswegs angenehm. Jede solche Lobpreisung weist hin auf einen vorhandenen Zweifel an der gepriesenen Vortrefflichkeit, und daran überall erinnert zu werden, ist nicht angenehm, und für die Erbauung gar wenig geeignet. Dem christlichen Gemüthe ist die Vortrefflichkeit der Schrift aus eigener Erfahrung gewiß, und jede Anpreisung daher widerlich; sie gilt ihm als Gottes Wort, und daher versteht sich ihm die Vortrefflichkeit von selbst. Sobald es feststeht, daß die Schrift Gottes Wort ist, so auch zugleich, daß ihre beste Lobpreisung die ist, ihren Sinn treu und einfach wiederzugeben; dieser wird dann schon für sich selbst sorgen. — Aber auch für diejenigen Leser, welche noch zweifeln und suchen, scheint uns solche Weise eher schädlich, als nützlich zu seyn. Niemand läßt sich gern vorschreiben, was er denken, noch weit weniger aber, was er empfinden soll, und Mancher, welcher ohnedem empfunden haben würde, was man ihm vorschreibt, empfindet nun grade das Gegentheil.

Diese Ausstellung steht in engem Zusammenhange mit einer anderen, betreffend die höchst unbestimmten und schwankenden Ansichten, welche der Verf. über die göttliche Eingebung der Psalmen zu haben scheint. Die Ausdrücke, deren er sich in dieser Beziehung bedient, haben etwas seltsam Schwebendes. So sagt er z. B. zu Ps. 104.: „Der Athem seines Mundes wehet über dem ganzen Gemälde, und hat sich als heiliger Geist auf den geweihten Dichter herabgesenkt." Ps. 139. wird als ein außerordentlicher Gesang gepriesen, „der von der Natur des göttlichen Geistes den reinsten Gedanken in dem Gepräge der einfachsten Form uns veranschaulicht," und von dem Verfasser gesagt, seine Lippen seyen „von dem Reinigungsfeuer himmlischer Begeisterung geweihet." In Bezug auf Ps. 23. heißt es von David: „Da strömen aus dem geöffneten Himmel die begeisternden Kräfte des Glaubens auf ihn hernieder und weihen ihn zum ersten Sänger unerschütterlicher Gottergebenheit" u. s. w. u. s. w. Gewiß doch nicht in diesem schwebenden Sinne sagt der Herr



selbst Matth. 22, 43.: David habe im Geiste (der direkteste Gegensatz aller Begeisterung, die, wenn sie auch ein Ingredienz von Göttlichem in sich aufgenommen hat, doch immer menschliches Präparat ist) geredet; nicht in diesem Sinne Petrus, Apostelgesch. 1, 16.: der heilige Geist habe durch den Mund David's geredet; 2, 30. 31.: er habe als Prophet zuvorgesehen und geredet von der Auferstehung Christi; nicht in diesem Sinne sagen, Apostelgesch. 4, 25., die versammelten Apostel: Gott habe geredet durch den Mund seines Knechtes David; nicht in diesem Sinne hat die christliche Kirche aller Jahrhunderte die Psalmen als göttliche Schriften betrachtet.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Frankreich.) (Schluß.) Sonnabend den 20. September kam ich in Montelimart an. Der dortige protestantische Prediger erwartete mich schon. Er und seine Frau kennen den Herrn, aber ach! sein Amt ist ohne Erfolg. Der Zustand der Protestanten und Katholiken in Montelimart ist wahrhaft beklagenswerth. Auf der einen Seite Bigotterie, Unwissenheit, Vorurtheil; auf der anderen Irreligiosität, stolzer Unglaube; auf beiden Tod — dreifacher Tod. Die Papisten besuchen ihre Kirche; die Protestanten nicht. Kaum funfzig von ihnen findet man dort; die Zahl meiner Zuhörer war ungefähr so groß, und dabei muß man noch bedenken, daß es bekannt geworden war, daß ein Prediger von Paris an dem Sonntage predigen würde. Meine Seele war von Mitleid tief ergriffen, als ich von der Kanzel aus Zeuge seyn mußte von der Kälte, der Gleichgültigkeit und der Zerstreuung der Zuhörer bei den gewichtvollsten Anreden, denn ich sprach zu ihnen über einen Gegenstand, bei dem, wie ich glaube, noch kein Prediger des Evangeliums kalt geblieben ist: „Wie wollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten?" Der Pastor ist entmuthigt; aber ach, er hat sich selbst bisher darauf beschränkt, einmal des Sonntags zu predigen, und nichts gethan, seine Pfarrkinder außerhalb der Wände der Kirche. Kein Wunder also, wenn die protestantischen Gemeinden unter solchen Männern (und er ist einer von den besten) allenthalben in Frankreich zusammenschmelzen, mit Ausnahme der Orte, wo eine andere Thätigkeit sich regt als die ihrige. Ich mußte noch an demselben Tage nach Saint Paul Trois Chateaux gehen, um den Brüdern dort zu predigen. Ich fand dort die Dinge in einem besonderen Zustande und hoffe, unser Besuch wird dazu beigetragen haben, einen Evangelisten daselbst anzustellen, wenn ein solcher gefunden und hingesandt werden kann. Doch ich muß die Sache ausführlich erzählen.

Saint Paul Trois Chateaux hat gegen vierhundert Protestanten, die übrigen Einwohner sind Katholiken. Bis zum Jahre 1828 war daselbst noch kein Geistlicher, und der Ort der Protestantischen Kirche von Montelimart, das 15 oder 16 (Engl.) Meilen entfernt ist, eingepfarrt. Der Geistliche von Montelimart, der damals unvermögend war, sich mit dem Weiden einer so entlegenen Heerde zu beschäftigen, machte Petitpierre's Bekanntschaft und sandte ihn hin, um seine Stelle so viel als möglich zu ersetzen. (Petitpierre war damals noch nicht ordinirt.) Bald zeigten sich die Symptome einer Erweckung; das Consistorium von Trois Chateaux erschrack darüber und unter dem Vorwande, daß Petitpierre eine neue Lehre einführe, warf man ihn aus der Kirche und brachte es dahin, einen eigenen Geistlichen von der Regierung zu erhalten. Man suchte einen, der sich Petitpierre, welcher noch immer Zusammenkünfte in seinem Hause hielt, widersetzen könne, und fand einen

Mann, Namens —, welcher bei seiner Ankunft zu St. Paul Trois Chateaux sagte, daß es ihm bald gelingen werde, den Wolf (er meinte Petitpierre) aus der Stadt zu vertreiben. In der That mußte auch Petitpierre St. Paul Trois Chateaux verlassen, aber es blieb doch eine kleine Schaar bekehrter Seelen zurück, welche sich weigerten, sich der Führung des Pastors —, der ihnen und ihren Lehren feindlich entgegentrat, anzuvertrauen. Sie versammelten sich in dem Hause eines Landmannes, der zu ihnen gehörte. So vergingen Jahre unter diesen Verhältnissen. Pastor — wurde allmählig milder, bis er endlich, wenige Tage vor unserem Besuche, bei — selbst einen Besuch abstattete und ihm sagte: „Freund — warum sollen wir länger uns bekämpfen und fortfahren, unseren gemeinschaftlichen Feinden, den Papisten, Veranlassung zu geben, beim Hinblick auf unsere Trennung, sich zu freuen. Wenn Sie meine Predigt mit Ihren Freunden besuchen wollen, so will ich auch Ihre eigenen Versammlungen besuchen." — bat sich Bedenkzeit aus, er wolle sich mit seinen Freunden berathen. In diesem kritischen Zeitpunkte kam Petitpierre und es wurde beschlossen, meine Ankunft abzuwarten, ehe man eine Antwort gäbe. Als sie erfuhren, daß ich komme, kamen sie mir auf der Straße entgegen und legten mir die Sache vor. Ich fühlte meinen großen Mangel an himmlischer Weisheit und flehte zum Herrn um ein reichliches Maaß derselben. Mit großem Vergnügen vernahm ich, daß — dem Herrn — zwei Bedingungen vorgelegt habe, unter welchen er und seine Freunde auf seinen Vorschlag eingehen würden. Erstlich nämlich, daß sie auch künftighin noch volle Freiheit behalten müßten, sich selbst gegenseitig zu erbauen, wie sie dies in ihren gegenwärtigen Versammlungen zu thun pflegten. Zweitens, daß die Protestantische Kirche denen nicht länger verschlossen bleiben dürfte, welche das Consistorium unter dem Namen methodistische Prediger ausgestoßen habe, und daß diese, wenn sie zu ihnen zum Besuch kämen, eingeladen werden sollten, in der Kirche zu predigen. Pastor — hatte hierin eingewilligt. — sagte ihm, um ihn auf die Probe zu stellen, daß ich erwartet würde, und daß er für mich um die Kanzel bitte, worauf er (Herr —) entgegnete: „Er wolle sich die Sache noch einmal überlegen." Als ich diese Erklärungen hörte, drang ich mit allem Ernste in —, um der Förderung des Evangeliums willen in Saint Paul Trois Chateaux, den Vorschlag des Pastor — anzunehmen. Ich sah darin einen Wink des Herrn, welcher durch die Erregung eines solchen Wunsches in dem Herzen des Pastor — seinem Evangelium einen neuen Eingang in St. Paul zu eröffnen schien. Unter solchen Gesprächen kamen wir nach St. Paul und wir drei (Petitpierre, —, und ich) gingen zum Pastor —. Er hatte Petitpierre nicht gesehen, seit er ihn vor einigen Jahren wie einen Wolf verjagt hatte. Er nahm uns freundlich auf, sagte mir, daß man erwarte, daß ich in drei viertel Stunden auf seiner Kanzel predigen würde, und daß er hoffe, das Vergnügen zu haben, uns zum Abendessen bei sich zu sehen. Die Zeit war gekommen, wo wir zu der Kirche gehen sollten, welche seit Petitpierre's Zeit den Knechten Gottes verschlossen gewesen war und welche nun der Herr auf eine so wunderbare Weise ihnen wieder eröffnete. Sie können sich wohl denken, meine Brüder, welches meine Empfindungen waren unter diesen Umständen, und wie feierlich ich gestimmt gewesen seyn muß, als ich die Kanzel bestieg, wo so lange das Schweigen geherrscht hatte; Schweigen, sage ich, nicht im absoluten Sinne, denn leider war ja während dieser Zeit nur zu viel gesprochen worden, aber Schweigen über die eigentlichen Heilslehren. Hunderte von Menschen waren versammelt und hörten unter tiefem Stillschweigen der Predigt des Evangeliums zu. Als ich von der Kanzel ging, kam Pastor — mir in der Sakristei entgegen und gab mir in einer Weise, welche von Aufrichtigkeit zeugte, zu erkennen, daß er tief erbaut worden sey. Zugleich fügte er eine gütige Einladung hinzu, sein Haus ganz als mein eigenes zu betrachten, so lange es mir gefallen würde in St. Paul Trois Chateaux zu verweilen. Am folgenden Tage früh Morgens hatten Petitpierre und ich eine lange Unterredung mit dem Pastor. Es schien uns, als habe er den ersten Ring der Kette der evangelischen Wahrheit erfaßt. Die Vereinigung ward beschlossen; noch an demselben Abende hielten wir eine Versammlung bei —; er ging mit uns hin, und viele Leute, die niemals in diesen Versammlungen waren gesehen worden, begleiteten ihren Pastor hin. Wir sprachen alle drei nach einander. Pastor — verharrt beim Studium des Wortes Gottes. Der Herr sey gepriesen, eine neue Thüre hat sich dort eröffnet, aber wen sollen wir hinsenden?

Dieu-le-fit. Dienstag den 23. verließen wir St. Paul Trois Chateaux und nachdem wir uns an den schönen Gruppirungen des gebirgigen Landes, welches wir durchwanderten, erquickt hatten, stiegen wir hinab nach Dieu-le-fit, so den ersten Ort des Wirkungsfeldes Ihrer Gesellschaft in La Drome betretend.

Unser erster Besuch galt dem Pastor —, einem gläubigen Manne. Er begünstigt die Wirksamkeit Anderer, und seiner Gütigkeit ist es zu verdanken, daß der treue Agent Masson seinen Wirkungskreis bis Dieu-le-fit hat ausdehnen können. Bruder — machte uns eine ausgezeichnete Schilderung von Masson und schien seine Thätigkeit an diesem Orte sehr hoch zu achten. Ich war begierig, einen so theuern Bruder, wie Masson, zu sehen; er wurde für den folgenden Tag in Dieu-le-fit erwartet. Wirklich kam er auch zur Zeit, wo er erwartet wurde: ich ward gerührt von seiner sanften und anspruchslosen Erscheinung. Friede und Gemüthsruhe spricht aus seinen Zügen; er ist ein Mann von kaum vierzig Jahren. Der erste Schritt, den er mit uns that, war nach einem kleinen Dörfchen, Namens Les Plattes, drei Meilen von Dieu-le-fit, und in einer sehr wilden und bergigen Gegend gelegen. Dort hält Masson wöchentlich einmal Versammlung, welche die Leute aus der Nachbarschaft mit großer Freude besuchen; sie werden in dem Hause eines Bauern gehalten, Namens —, der seit noch nicht langer Zeit zur Wahrheit geführt worden ist. Auf unserem Wege nach Les Plattes trafen wir einen Töpfer bei seiner Arbeit. Ich blieb stehen und sagte zu ihm: „Ist es nicht wahr, mein Freund, daß ein Töpfer Macht hat über den Thon, aus Einem Klumpen zu machen ein Gefäß zu Ehren und ein anderes zu Unehren; und doch wollen Viele diese Macht Gott streitig machen." „Es ist wahr," entgegnete der Töpfer, „Jakob kann er lieben und Esau hassen." Ich war erstaunt und erfreut über die treffende Antwort und suchte noch tiefer mit ihm in's Gespräch zu kommen; er nöthigte uns in sein Haus; wir gaben seiner Bitte nach und es wies sich aus, daß er ein Mann war, der Masson's Vorträge besuchte und nicht mehr fern war vom Reiche Gottes. Man konnte leicht bemerken, daß gegenwärtig unter den Leuten in jener Gegend ein religiöses Leben sich regt, daß die Erndte weiß ist. Nicht weit von Les Plattes ist ein großes Dorf, Namens Le Point, wo ein großes Verlangen nach dem Worte Gottes offenbar ist; dieser ganze Theil des Landes ist protestantisch. Hier würde es für einen thätigen Mann hinlänglich zu thun geben nur zwischen den drei Orten Dieu-le-fit, Les Plattes und Le Point, aber Masson ist an anderen Orten so sehr beschäftigt, daß er höchstens wöchentlich nur einmal kommen kann. Am Abende desselben Tages hielten wir eine zweite Versammlung in Dieu-le-fit, in einem Hause, welches mehrere gute Leute für Masson gemiethet haben, wenn er dorthin kommt. Die Versammlung war wohl besucht. Masson besitzt das Vertrauen der Leute; vielleicht würde ein anderer Evangelist nicht so viel wirken in dieser Gegend. —



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 10. Oktober. № 81.

## Litterarische Anzeige.

1. Jesus Christus in der Weissagung des Propheten Jesaja u. s. w., von Dr. F. W. C. Umbreit.
2. Christliche Erbauung aus dem Psalter u. s. w., von Dr. F. W. C. Umbreit.

(Schluß.)

Was der Verf. von den Psalmen sagt, das läßt sich füglich ohne Weiteres auf die ausgezeichneteren geistlichen Lieder unserer Kirche, z. B. auf die eines Paul Gerhardt, übertragen. Und doch wird eine solche Gleichstellung jedem christlichen Gefühl, wird sie sicher auch der Erfahrung des Verf. selbst widersprechen. Wäre sie begründet, hätte Gottes Geist auf dieselbe Weise auf einen Paul Gerhardt gewirkt, wie auf einen David, der noch auf seinem Todtenbette die freudig-demüthige Ueberzeugung, nur sein Werkzeug gewesen zu seyn, in den Worten aussprach: „Der Geist des Herrn hat durch mich geredet und seine Rede war auf meiner Zunge," 2 Sam. 23, 2., so würden wir die Psalmen als ziemlich antiquirt betrachten müssen. Denn haben sie in dieser Beziehung nichts voraus, so sind sie in anderer Beziehung, in Klarheit der Erkenntniß des göttlichen Rathschlusses, bedeutend im Nachtheil. Unsere Liederdichter haben gesehen, was die Propheten und Psalmisten vergeblich gelüstete zu schauen, die Erscheinung des Wortes im Fleische, sein Leben, Leiden und Sterben. Welches christliche Gemüth aber würde sich wohl entschließen, die Psalmen daran zu geben? wer hätte nicht schon oft empfunden, daß ihr Trost auf ganz andere Weise zum Herzen dringt, wie der unserer geistlichen Lieder, weil ihnen das Siegel der göttlichen Auctorität auf ganz besondere Weise aufgedrückt ist. — Hätte der Verf. gar nichts von der göttlichen Eingebung der Psalmen gesagt, so würden wir dagegen nicht viel einzuwenden haben. Er hat offenbar vorzugsweise solche Leser im Auge, welche dem A. T. erst befreundet werden sollen, und bei diesen auf Anerkennung der göttlichen Eingebung der Psalmen zu dringen, noch ehe sie zu der Erkenntniß geführt sind, daß dieselben im Allgemeinen einen wahrhaft geistlichen und erbaulichen Charakter tragen, würde gewiß unpassend seyn. Allein etwas Anderes ist es, wenn der Verf., statt überall die Anerkennung der göttlichen Eingebung vorzubereiten, dieselbe vielmehr hindert, theils durch diese ausdrücklichen Erklärungen, in denen er Menschliches und Göttliches geflissentlich ineinander verschwimmen läßt, theils durch die ganze übrige Art und Weise der Behandlung, die bewundernden Exklamationen u. s. w.

Noch müssen wir einer von dem Verf. aufgestellten Ansicht gedenken, die uns sehr befremdet hat. Schon zu Ps. 51., 16 und 17.: „Denn am Opfer hast du kein Gefallen, sonst würde ich es bringen; Brandopfer sind dir nicht angenehm. Opfer Gottes sind ein zerknirschter Geist, ein zerknirschtes und zerschlagenes Herz, o Gott, verschmähst du nicht," bemerkt er: „David steht im A. B. auf dem höchsten Standpunkte der religiösen Erkenntniß und Verehrung Gottes, wo das Opfer als der reinen Frömmigkeit gradezu widerstreitend erscheint." Die weitere Ausführung dieser Ansicht gibt die Einleitung zu Ps. 50., wo unter andern bemerkt wird: „Auf das Entschiedenste verwirft der Dichter, nach der ihm gewordenen göttlichen Belehrung, jegliches Opfer in Fleisch und Blut und Gaben äußerer Dinge. — — Da aus einer unbefangenen Auslegung des Psalmes deutlich hervorgeht, daß der hocherleuchtete Verfasser desselben nicht bloß das Opfer nur dann billigt und es stehen läßt, wenn es aus ungeheuchelter Ehrfurcht Gott dargebracht wird, sondern es an sich als seiner unwürdig darstellt, so sehen wir auch hier die Schranken des Gesetzes durchbrochen und einen hellen Strahl des reinen Lichtes des Evangeliums, als himmlisches Vorzeichen künftiger Herrlichkeit, aufleuchten."

Wir glauben kaum, daß sich der Verf. alle Consequenzen deutlich gedacht hat, welche aus dieser Ansicht mit Nothwendigkeit hervorgehen. Moses hat die Gesetze über die Opfer unter derselben göttlichen Auctorität gegeben, unter der alle übrigen. Erscheinen sie nun als Gottes unwürdig, so erscheint Moses in dieser Beziehung als Betrüger, der den Namen Gottes zu seinen Zwecken mißbrauchte, und ist er es in einer Beziehung, so kann er überhaupt nicht mehr göttlicher Gesandter seyn. Mit der göttlichen Sendung des Mittlers geht dann auch der göttliche Charakter der Stiftung verloren. Diese Consequenz muß um so mehr eintreten, da die Opfergesetze nicht vereinzelt dastehen, da mit ihnen das übrige Ceremonialgesetz steht und fällt. Bei den Verordnungen in Bezug auf das Priesterthum und in Bezug auf das Heiligthum ist dies sogleich deutlich. Aber auch bei den übrigen Ceremonialgesetzen läßt es sich leicht nachweisen. Die Behauptung, daß die Opfer Gottes nicht würdig seyen, geht von roh äußerlicher Betrachtung derselben, von Läugnung ihres symbolischen Charakters aus. Wird dieser erkannt, so erscheinen sie als eine dem Zustande Israels angepaßte Form der Äußerung wahrhaft religiöser Gefühle. In den Opfern wird das Herz dargebracht. Ist nun aber diese grobe Auffassung bei den Opfern die richtige, so muß sie es nothwendig auch bei den Gesetzen über die Wahl der Speisen, über die Verunreinigungen, über das Fasten, über die Festfeier seyn. Und dann schwindet jede Möglichkeit der Rechtfertigung dieser Gesetze als göttlicher. — Ferner, von dieser Ansicht aus muß man die Psalmisten, muß man namentlich David als grobe Heuchler betrachten. David soll die Erkenntniß gehabt haben, daß der Opferkultus Gottes

unwürdig sey, und doch opferte dieser selbe David nicht bloß für sich, sondern that auch alles, um den Dienst im Heiligthum, dessen Vernachlässigung in der früheren Periode ihm ja grade hätte erwünscht seyn müssen, wieder in Aufnahme zu bringen. — Dann, der Herr sagt, Himmel und Erde würden eher vergehen, ehe ein Jota oder Strich vom Gesetze. Ihm ist das ganze Gesetz, und also auch das Ceremonial- und speciell das Opfergesetz heilig und göttlich. Er denkt nicht daran, es auf eine Weise, wie der Psalmist gethan haben soll, zu abrogiren. Es hat einen Kern, und dieser muß ewig bleiben, wenn auch in der neuen Ökonomie die Schale wegfällt. Hat aber das Opfergesetz einen Kern, so kann es nicht ferner Gottes unwürdig seyn. Denn dann steht der symbolische Charakter fest; das Opfer erscheint als verkörperte Idee; nicht als Gegensatz des Geistes und der Wahrheit, was es nur durch Mißbrauch werden konnte, sondern als Hülle derselben. — Endlich, damit wir aus dem Vielen nur noch eins herausgreifen — von diesem Standpunkte aus muß die ganze Lehre des N. T. von dem Opfertode Christi als verdächtig erscheinen. Diese beruht auf der Überzeugung von der Vorbildlichkeit der Opfer des A. B. Sobald aber der letzteren sinnbildliche Bedeutung geläugnet wird, so muß auch zugleich die auf ihr beruhende vorbildliche verworfen werden.

Doch auch abgesehen von diesen, dem Verf. gewiß selbst unwillkommenen Consequenzen, läßt sich das Unbegründete seiner Ansicht leicht darthun. In Ps. 51. ist er genöthigt, ihr zu Liebe ohne alle äußere Berechtigung die beiden Schlußverse, worin der Sänger Gott die Bethätigung seines Dankes durch reiche Opfer, die Abbilder der Stiere der Lippen (Hos. 14, 3.) verheißt, für unächt zu erklären. Sobald diese Verse ihre Stelle behaupten, so steht zugleich fest, daß auch in V. 16. 17. den Opfern, nur insofern sie Gegensatz, nicht insofern sie Hülle und Ausdrucksform des zerknirschten und zerschlagenen Herzens sind, die Gottgefälligkeit abgesprochen wird. Aber auch wenn die willkührlich ausgestoßenen Verse wirklich fehlten, so würde doch schon der offen vorliegende Gegensatz allein zu einer Beschränkung der Opfer auf die geist- und leblosen berechtigen, und diese Berechtigung würde durch die analogia fidei, deren Vernachlässigung sich hier an dem Verf. auf eine recht fühlbare Weise gerächt hat, zur Verpflichtung erhoben. — In Ps. 50 hätte schon der zweite Theil, von V. 16. an, dem Verf. das Unrichtige seiner Ansicht zeigen sollen. Hier wendet sich Gott von den Opfernden zu denen, welche seine Gesetze herzählen und seinen Bund im Munde führen. Wird es nun hier allgemein anerkannt, daß der Verfasser nicht den Gebrauch, sondern den Mißbrauch bekämpft, wie kann man sich denn, ohne die gröbste Inconsequenz zu begehen, dort dieser Anerkennung entziehen, wie verkennen, daß nicht die Opfer an sich, sondern die Opfer einer gewissen Klasse von Leuten, mit der sich der Prophet im ganzen Psalme von Anfang bis zu Ende beschäftigt, verworfen werden, die Opfer der Heuchler.

Folgende Bemerkungen werden dazu dienen, etwas tiefer in die Sache einzuführen. So wenig der sündige Mensch es



sich verhehlen kann, daß Gott Anforderungen an ihn zu machen hat, so viel ihm daran liegt, Gott zum Freunde zu haben, so schwer geht er doch daran, ihm das Einzige, was ihm wahrhaft wohlgefällig ist, darzubringen. Er macht daher, um die Stimme des Gewissens zu beschwichtigen, allerhand Versuche, sich auf eine leichtere Weise durch etwas Äußeres mit ihm abzufinden. Dies der Ursprung aller falschen Religionen; dies der Ursprung aller Hauptirrthümer innerhalb der wahren. Unter dem A. B. nun schloß sich dieser sündige Irrthum ganz besonders an die Opfer und die übrigen heiligen Gebräuche an. Der Gegensatz des Ceremonial- und des Moralgesetzes ist nicht der des Inneren und des Äußeren; er ist vielmehr der des nackt und des verhüllt innerlichen. Jedes Ceremonialgesetz ist praktisch, ist moralisch; das äußere Thun wird immer nur geboten um des inneren willen, was es abbildet, darstellt. Nirgends ist Leib ohne Geist. Aber der fleischliche Sinn mochte den Geist nicht, und hielt sich allein an den Leib, der in dieser Isolirung zum Leichnam wurde. Wäre nun mit dem Gesetze Mosis die Offenbarung unter dem A. B. abgeschlossen, so könnte man sich wohl beklagen, daß in ihm dieser Verirrung nicht kräftiger vorgebeugt worden. Aber dem ist ja nicht so. Moses selbst weist auf die Fortsetzung der Offenbarung hin, indem er die Sendung der Propheten, als göttlich berufene Ausleger des Gesetzes ankündigt. Diese nun entledigten sich ihres Auftrages auch in dieser Beziehung auf so kräftige Weise, daß nur die absolute Böswilligkeit fortan bei dem Irrthum beharren konnte; vgl. z. B. Jes. 1, 11., Jerem. 7, 22., Mich. 6, 7. Ihnen schlossen sich auch die Psalmisten an, namentlich der Vers. unseres Psalmes, der, im Begriff, den verkannten Sinn des Gesetzes wieder zu enthüllen, Gott in derselben Majestät auf Zion erscheinen läßt, in der er früher bei der ersten Gebung des Gesetzes auf Sinai erschien.

Was nun verleitet hat, unseren Psalm, so wie andere ähnliche Aussprüche, zu mißdeuten, den Ehrenretter des Mosaischen Gesetzes in seinen Feind zu verwandeln, ist Folgendes. Es ist durchgängige Weise der Schrift, den Irrthum nicht in abstracto, sondern in concreto, an den Personen, nicht ruhig und allseitig, mit Berücksichtigung der verschiedenen Gegensätze, sondern in lebhafter Einseitigkeit, warnend und strafend zu behandeln. Daraus ergibt sich nun die Nothwendigkeit, daß man vor Allem die Personen ermittelt, auf die sich die Rede bezieht, an die sie gerichtet ist, und was in Bezug auf ihre specielle Beschaffenheit gesagt worden, auch aus ihrer Beschaffenheit deutet. Eben so, daß man nie an die Auslegung der Stellen, worin der eine Gegensatz bekämpft wird, geht, ohne diejenigen hinzuzunehmen, worin die Bekämpfung der anderen enthalten ist. Will man z. B. die Stellen des Jesaias auslegen, in denen er in erniedrigenden Ausdrücken von den Opfern redet, weil er es mit Heuchlern zu thun hat, so muß man nothwendig die anderen Stellen hinzunehmen, an denen er dem roh ungläubigen Theile des Volkes die Unterlassung der äußeren Opfer vorwirft; vgl. z. B. C. 43, 23. Welche große Nachtheile der Auslegung der heiligen Schrift die Verkennung dieser ihrer Eigenthümlichkeit gebracht hat, ließe sich leicht nachweisen. Wir machen hier nur

auf die Menge verfehlter Deutungen der Bergpredigt aufmerksam, welche daraus hervorgegangen sind, daß man es unterließ zu untersuchen, im Gegensatze gegen welche bestimmte Richtung der Herr seine Gebote aufstellt, und nun nicht recht wußte, was man mit ihnen anfangen sollte, da sich so manche Bedenken gegen ihre absolute Allgemeinheit erhoben; eben so auch die groben Mißverständnisse von Röm. 9., wo die Abweisung der Lehre von der Prädestination nur von diesem Standpunkte aus gelingen kann. Übrigens steht die Schrift in dieser Weise nicht isolirt da. Alle großen Kirchenlehrer sind ihr darin, wo sie nicht abhandelnd, sondern strafend und ermahnend auftreten, gefolgt. Man vergleiche nur, wie Luther gegen die Römische Werkheiligkeit auftrat, Arndt, Müller, Spener u. A. gegen die todte Orthodoxie. Müller z. B. sagt in der Epistolischen Schlußkette S. 858.: „Auch hat die heutige Christenheit vier stumme Kirchengötzen, denen sie nachgeht, den Taufstein, Predigtstuhl, Beichtstuhl, Altar." Nach der Weise zu schließen, welche der Verf. bei unserem Psalme anwendet, würde aus dieser Äußerung folgen, daß Müller Taufe, Predigt, Beichte und Abendmahl verworfen habe.

Wir schließen mit dem herzlichen Wunsche, daß der Verf. diese Erinnerungen in Liebe aufnehmen, und daß seine Schrift in dem Kreise, für den sie geeignet ist, eine recht weite Verbreitung finden und reichen Segen stiften möge.

## Auch Mittheilungen eines Landpfarrers.

Die vor Kurzem in dieser Kirchenzeitung enthaltenen „Mittheilungen eines Landpredigers" sind gewiß vielen Lesern, besonders vielen mitseufzenden Amtsbrüdern des theuren, unbekannten Einsenders aus dem Herzen geschrieben. Sie geben, bei aller Trauer über den jämmerlich zerrissenen und machtlosen Zustand unserer Kirche in Bezug auf frevelnde Glieder derselben, doch zugleich ein erfreuliches Zeugniß dafür, daß das Bedürfniß der Kirchenzucht wieder gefühlt zu werden anfängt. Und das ist ja bei jedem Bedürfniß der erste Schritt zur Befriedigung desselben. Nur mehr solche ernste, öffentliche Stimmen von allen Seiten her, und unsere Behörden werden darauf achten, und bald wenigstens etwas von dem thun, was freilich schon lange gethan seyn sollte. Nur frei und laut geklagt, und es stehet zu hoffen, die Klage wird bei den Männern, in deren Händen es liegt zu helfen, nicht ganz fruchtlos verhallen!

Einsender dieses ist mit den erwähnten früheren Mittheilungen in der Hauptsache so einverstanden, und findet ihr Wort so klar und triftig, daß er zunächst nicht gesonnen seyn kann, über Kirchenzucht überhaupt noch etwas hinzuzufügen. Er stimmt ferner überein in der Überzeugung, daß, bei weiterer Entwickelung des kirchlichen Lebens, durch neue Gesetzbestimmungen geholfen werden müsse, so wie daß in enger geschlossenen Landgemeinden dergleichen am ersten ausführbar seyn möchten; obgleich andererseits leider wahr bleibt, daß eine strengere Zucht gegen Ärgernisse in Landgemeinden neben ungerügtem Fortbestand derselben in den benachbarten Städten schon an sich etwas Ungerechtes scheint, auch bei dem oft nahen Zusammenhang zwischen Stadt und Land viel Übelstand mit sich führet, ja die Betroffenen zuweilen nur erbittern und verstocken wird. In Einem Punkte jedoch glaube ich dem lieben Amtsbruder, der seine Stimme erhoben hat, nicht beipflichten zu dürfen: er stellt die Machtlosigkeit des Pfarrers, heut zu Tage irgend etwas zu thun im Gebiete der Kirchenzucht, als zu entschieden dar, während ich aus Erfahrung überzeugt bin, daß der Einzelne, den sein Gewissen und des Amtes heilige Pflicht ernstlich dringet, immer noch manche Gelegenheit hat, wenigstens vorbereitend und hinführend alsbald zu handeln. Beides soll geschehen, das Reden und Bitten, damit der Eifer der Behörden erwache, und das Thun und Anfangen, so weit es innerhalb der jetzt bestehenden Gesetze möglich ist. Was aber in letzterer Hinsicht, bei allem Verfall und aller Beschränkung, dem einzelnen Landpfarrer möglich sey, darüber erlaube ich mir nun ebenfalls einige Mittheilungen aus der eigenen Amtsgeschichte, und zwar zunächst, was die von meinem lieben Vorgänger schon angeregten Punkte betrifft.

1. Leider freilich sollte der Pfarrer eine viel ausgedehntere Vollmacht zur sofortigen Abweisung offenbar und beharrlich Lasterhafter vom heiligen Abendmahl in der Hand haben, als bis jetzt der Fall ist, und es ließen sich dabei ohne Mühe die deutlichen Fälle so bestimmt bezeichnen, daß etwaniger ungerechter Willkühr von seiner Seite, wie sie ohnehin kaum zu erwarten steht, zur Genüge vorgebeugt wäre. Unterdeß aber läßt sich doch jedenfalls — ich rede wiederum nur von Landgemeinden, wie überhaupt in allem Folgenden — etwas mehr thun, als bloße leidende Annahme auch der frechsten Sünder zu Beichte und Communion. Was zuvörderst die vorgängige Anmeldung der Confitenten bei ihrem Beichtvater betrifft, so ist dieselbe ohne Weiteres überall einzuführen, wo sie abgekommen ist. Was steht wohl im Wege, und welche Behörde wird es hinterher strafen und hindern, daß in solchem Falle der Pfarrer gradezu die Anmeldung verlangt? In meiner Gemeinde war es gebräuchlich, daß sich, die zur Beichte gehen wollten, beim Schullehrer angaben: dies wurde sofort abgestellt und die Meldungen an den Pfarrer selbst gewiesen. Wenn nun auch nicht darauf bestanden werden mag, daß die oft vielbeschäftigten Leute sich jedesmal in Person bei dem Pfarrer dazu einfinden, vielmehr eine Anzeige durch Diensiboten, Kinder oder sonst gelegentliche Bestellung angenommen werden muß, so kann doch wenigstens in der Regel der Beichtvater hiedurch vorherwissen, wie er seine Beichtrede diesmal einzurichten habe; denn eine ziemlich sichere Bekanntschaft mit dem Lebenswandel und Herzenszustand des Einzelnen wird sich ein Landpfarrer in nicht gar zu großer Gemeinde, wenn er es darauf anlegt, bald erworben haben. Im Fall bedenkliche Personen unter den Beichtenden sind, bietet ihm unsere Agende zunächst den Gebrauch der sogenannten Retentionsformel *)

*) Welche also lautet, nach der Absolution zu sprechen: „Den sichern aber, unbußfertigen und muthwilligen Verächtern verkündiget der heilige Geist, daß ihnen ihre Sünden zum Gerichte behalten seyen, wo sie nicht ernste Buße thun; und dasselbe zeige ich ihnen hiemit Amtshalber öffent-

dar; und wenn er dieselbe, um ihren Eindruck nicht durch die Gewöhnung abzuschwächen, ausnahmsweise nur dann ausspricht, wenn er um des Einen oder Anderen willen bestimmte Ursach dazu hat, so ist wenigstens ein gewisses Zeugniß der Kirche gegen muthwilligen Genuß des Sakraments schon dadurch gegeben. Wobei wir des, nach Umständen aufs Nachdrücklichste zu schärfenden Inhaltes und Ausdruckes der Beichtrede selbst, die gewiß der treue Seelsorger nie obenhin halten wird, nicht einmal gedenken wollen. Namentlich reicht ihm für den möglichen Fall, daß grade ein Frecher dennoch unangemeldet erscheint, die Retentionsformel eine augenblicklich zu ergreifende Abwehr zur Hand, so daß er auf den hiemit ausgesprochenen Vorbehalt der Absolution für Einzelne in weiteren Maaßregeln fortbauen kann. Den unangemeldeten Einzelnen aber wird man bei raschem Überblick um so leichter bemerken, wenn die Anmeldung Regel ist, und man bei Vorbereitung der Beichtrede so eben die diesmal Gemeldeten der Reihe nach in priesterlich erwägende Rücksicht genommen hat.

2. Für gar manche Personen, deren Sünde noch nicht den Charakter beharrlicher und trotziger Lasterhaftigkeit offenkundig angenommen hat, genügt wohl, theils zur Wahrung des Rechtes der Kirche, theils zur schuldigen Ermahnung, diese bedingungsweise ausgesprochene Weigerung der Absolution, besonders wenn bei der Communion selbst abermals eine Abmahnung*) vorangeht. Auch diese pflege ich nur in den Fällen, wo es Noth thut, zu gebrauchen, übrigens aber im Confirmandenunterricht über das Alles schon zuvor gehörige Anweisung zu geben. Wo es indeß nicht genügt, auf diese Weise das unwürdige Nahen zu dem Tische des Herrn dem öffentlich kurz ermahnten und aufgeschreckten Gewissen anheimzugeben, da steht uns ferner die Privatermahnung vor oder nach der Beichte offen. Zu solcher Admonition ist nach dem Preußischen Landrechte der Seelsorger berechtigt und verbunden, und hierin liegt unstreitig eingeschlossen, daß er ein zu ermahnendes Gemeindeglied vor sich citiren darf und dieses der Citation Folge leisten muß. Leider freilich — und hier thut Hülfe dringend Noth! — ist dies Recht weit und breit durch verjährten Nichtgebrauch abgekommen, und die veränderte Stellung der Schullehrer, durch welche man meistens nicht mehr, wie sonst geschah, die Einladung kann ergehen lassen, veranlaßt gleich zuerst die schwierige Frage: wen der Pfarrer denn schicken soll, um Jemanden vorzufordern? denn seine Dienstboten sind aus leicht



begreiflichen Gründen dazu nicht geeignet; die Einladung muß einerseits in der Stille ohne Aufsehen und andererseits doch mit einer gewissen kirchlichen Würde erfolgen. Ich habe in solchen Fällen daher theils die Admonenden selbst besucht, theils, wo dies wegen der Unmöglichkeit, sie in ihrem Hause allein zu sprechen oder gar überhaupt vorzufinden, unthunlich war, auf mancherlei Weise die Gelegenheit ergriffen, ihnen mein Verlangen zu eröffnen — etwa auch beim Herausgehen aus der Kirche nach der Beichthandlung sie noch zu mir zu kommen aufgefordert. Die Behörde unterstützt dabei nicht; vielmehr wurde mir auf ausdrückliche Anfrage der bestimmte Bescheid, es gebe durchaus keinen gesetzlichen Zwang, um dem Prediger ein Mitglied der Gemeinde zuführen zu lassen, das er belehren oder ermahnen will — auch sey im Landrechte verordnet, daß Niemand wegen seiner „Religionsmeinungen" beunruhiget, zur Rechenschaft gezogen oder gar verfolgt werden soll. — Dennoch läßt sich bei diesem traurigen Stande der Dinge durch allmählig gewonnene und eben so consequent als klug behauptete persönliche Auctorität das Recht der Admonition noch so ziemlich ausüben. Mir sind bisher Alle, die ich so ermahnen wollte, zugänglich gewesen, und auch in einem einzigen Falle bestimmter Weigerung wurde der Trotz überwunden. Es war ein Dienender, der wegen Trunk und Ehezwist wiederholt aufgefordert, doch weder vor noch nach der Communion sich einfand; denn die störende Einmischung unberufener Schwätzer und Spötter hatte ihn gereizt. Auch die Requisition an seine Herrschaft blieb ohne Erfolg, ja der Herr erklärte mir, als ich hinging, gradezu, er könne und werde ihn nicht rufen, weil er eher den Dienst aufgeben, als hereinkommen würde, wenn ich da sey. Was geschah? Ich suchte den Widerspenstigen selbst bei seiner Arbeit auf, redete eben so freundlich als ernstlich ihn an, und nach einigen Minuten war er bereit, sogleich, am hellen Tage vor den Augen der Leute, mich in die Wohnung seiner Frau zu begleiten. Hier wurde nicht ohne Erfolg das Nöthige verhandelt, und das Ärgerniß des bösen Beispiels zu fernerem Widerstande war wenigstens gewissermaßen gehoben, so wie mein kirchliches Recht behauptet. Man lasse sich nur nicht schrecken, sondern gehe dreist zu im Namen des Herrn. Hat doch ein mir wohlbekannter lieber Amtsbruder im ersten Eifer beim Antritt seines Amtes in verwilderter Gemeinde die Sache noch weiter getrieben. Er fand durchweg die beklagenswertheste Unbekanntschaft mit der wahren Bedeutung des heiligen Abendmahls, und etliche beiläufige Fragen an die sich Meldenden zeigte ihm arge Finsterniß. Da fing er auf der Stelle an, die Einzelnen der Reihe nach festzuhalten und mit ihnen katechisirend oder warnend zu reden, so daß diese unerhörte Weise großes Aufsehn machte. Sein Ephorus, dem er die Sache nachher anzeigte, keineswegs ein Mann, wie er seyn sollte, gestattete ihm dennoch die Fortsetzung dieses Verfahrens, wenn er es ferner nöthig und nützlich fände. Wiewohl der Pfarrer selbst mit Recht bald davon abstand, zeigt doch ein solcher Fall, wie viel Freiheit für den Amtseifer immer noch vorhanden ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

lich an, zum Zeugniß über sie. Der liebe Gott aber gebe ihnen seine Gnade zur Besserung. Amen."

*) Wie sie ebenfalls nicht nur am Schlusse des gewöhnlichen Formulars sich findet, sondern ein anderes Formular, dessen Gebrauch daneben freisteht, sogar damit beginnt. (Agende für die Provinz Sachsen, II. Theil, S. 48.) Nach Anführung von 1 Cor. 11, 26—29. wird nämlich gesagt: „In Befolgung dieser Vorschrift mahnen wir Alle, welche in ihren Sünden und Missethaten beharren, ein lasterhaftes, unbußfertiges Leben führen, und Anstoß und Ärgerniß geben, von diesem hochheiligen Sakramente ab, damit sie dasselbe, welches der Herr allein seinen Gläubigen und Hausgenossen bereitet hat, nicht zu ihrer eigenen Verdammniß entweihen."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 14. Oktober. № 82.

## Auch Mittheilungen eines Landpfarrers.

(Fortsetzung.)

3. Doch es wird nothwendig, Manchen, bei dem die Ermahnung offenbar nicht anschlägt, gradezu von der Gemeinschaft des Sakraments zurückzuweisen, und hierüber muß jetzt gesetzlich erst berichtet werden, d. h. also, wie das Gesetz nur gemeint seyn kann, unterdeß bis zur Entscheidung des Consistoriums, tritt interimistische Verweigerung ein. Ich frage nun: Zuerst, ist nicht schon dieser Aufschub an sich eine gewisse, fühlbare Zucht für den Betroffenen? Sodann: Wie oft mag wohl jetzt solche Anfrage an die Behörde gelangen, und wäre es nicht einstweilen schon viel, wenn alle ernstgesinnten Prediger nur dieses Recht, das sie noch haben, in gebührende Übung setzten? Endlich, gibt es nicht Fälle, die so durch sich selbst sprechen, daß es lächerlich wäre, erst anzufragen? Wiederum ein Beispiel aus meiner Amtsführung! Ein frecher, liederlicher Mensch, dabei klug und bis dahin eine Art Wortführer in der Gemeinde, lebte in Ehebruch mit der Schwester seiner Frau, da seine Ehe ohne Kinder war, und rühmte sich dessen ohne Scheu; er verlangte bei der Geburt des Kindes, das in solchem Ehebruch erzeugt war, daß es auf seinen Namen in's Kirchenbuch geschrieben würde, ja seine Frau war selbst Pathe bei dessen Taufe!! Und kurz nach dem allen melden sich beide Eheleute zur Oster-Communion an!! Ich bescheide ihn vor, er kommt. Ich rede mit ihm — er läugnet nicht, daß er Sünde gethan, behauptet aber, das habe er mit seiner Frau ausgemacht, darum gehe es Niemanden etwas an. Auch nach den dringendsten Vorhaltungen beharrt er darauf, er bereue die Sünde nicht nur keineswegs, sondern werde auch in derselben fortfahren!! Ich wies ihn sofort von der Beichte ab, und erklärte ihm, wenn er dennoch zu derselben und sodann zum Altar käme, würde ich ihn öffentlich ohne Sakrament stehen lassen. Ich hätte es auch gethan, und welcher Kirchenbehörde in der evangelischen Christenheit wäre es wohl möglich gewesen, mir darüber hernach einen Verweis zu geben? — Er ließ sich Alles trotzig gefallen, klagte nicht, that nicht Buße, meldete sich nicht wieder, und als er geraume Zeit darauf, nachdem sein sonstiges Ansehn ganz gesunken war, sich als eigentliches Glied der Commune des Dorfes ankaufen wollte, sagte man ihm öffentlich: wer nicht Theil an der Kirchengemeinschaft habe, könne auch nicht zur Commune kommen. Er zog hinweg — Gott wolle ihn noch finden auf seinen Wegen! — Ein andermal fühlte ich mich gedrungen, einen jungen Mann, der seine alte kränkliche Mutter seit längerer Zeit übel behandelt hatte, zu ermahnen. Ich nahm die Zeit wahr, wo ich die meiste Empfänglichkeit hoffte, und besuchte ihn sogleich nach der Beichte. Mit heftigem Trotze widerstand er jedoch, und äußerte sich so arg, daß ich ihm erklären mußte (und gesetzlich auch durfte), unter diesen Umständen sey ihm für den morgenden Tag das Abendmahl verweigert. Dies einfache Wort wirkte so, daß er nicht lange darauf in die andere Stube, wohin ich nun zur Mutter gegangen war, nachkam, bald eben so weinte, wie er getrotzt hatte, Abbitte und Versprechen an seine Mutter leistete, und wenigstens vor menschlichem Gericht in eine Stellung trat, wobei ihm das Sakrament gereicht werden konnte und mußte. Die Besserung ist auch wirklich, so viel ich erfahren, bleibend gewesen.

4. Ich wende mich weiter zu der noch möglichen Kirchenzucht gegen Sünden der Unzucht, worüber die früheren „Mittheilungen" sich ebenfalls verbreiten. Ein höchst wichtiger Punkt, zu dessen Wahrnehmung der würdige Bischof unserer Provinz, Dr. Dräseke, uns namentlich auf's Ernstlichste ermahnet hat. Nehmen doch die unehelichen Geburten noch immer auf eine entsetzliche Weise zu, so daß seit einiger Zeit die Zeitungen bei den statistischen Angaben lieber den Unterschied der ehelich und unehelich Geborenen ganz weglassen, um das Auffallende zu verdecken. In meiner nicht großen Gemeinde sahe es, als ich hinkam, arg aus; kein Jahr war ohne solche Schande im Kirchenbuch, ja von manchen Müttern fanden sich drei und vier uneheliche Kinder eingezeichnet. Die erste, ganz nahe liegende Gelegenheit, mich darüber ernstlich zu erklären, gab mir die überall vorhandene Sitte, am Neujahrstage von der Kanzel die Summe der Geborenen, Gestorbenen, Getrauten u. s. w. aus dem verflossenen Jahre zu verkünden. In der That, es ist schwer zu begreifen, daß nicht jeder Geistliche diese Gelegenheit hiezu benutzt; denn eine bloße Zahlenangabe ist der Kirche unwürdig, wird aber ein Wort des Segenswunsches hinzugefügt, so ist es ja fast nicht ohne Sünde zu umgehen, daß man dabei der vorgekommenen Sünde wider Gottes Ordnung öffentlich also erwähne, wie sich gebührt. Da keine Namen genannt werden und ein allgemeiner Überblick statt findet, verliert auch das hier gesprochene ernste Wort großentheils das Gehässige persönlicher Kirchenschande; man kann vielmehr, wie ich allezeit pflege, auch den nicht so offenbar Gefallenen, vor Gott aber eben so Sündigen, an's Herz reden. Ich habe erfahren, daß schon diese einfache Maaßregel, die in jedes Pfarrers Freiheit steht, und wirklich allgemeine Sitte werden sollte, großen Eindruck gemacht hat. Das außereheliche Kind des vorhin erwähnten Ehebrechers war

in jenem Jahre das einzige gewesen, darum traf ihn das am nächstfolgenden Neujahrstage, lange darauf darüber Gesagte recht eigentlich. Er war, merkwürdig genug, noch manchmal in die Kirche gekommen, und auch diesmal mit Vorbedacht darin. Sobald ich auf der Kanzel geschlossen hatte, stürmte er durch die Versammlung, die Thüre hinter sich werfend, hinaus, und erwartete mich dann draußen. Er begleitete mich wüthend in meine Wohnung, einige Männer, die das sahen, rathschlagten schon, ob sie nacheilen und mich vor Mißhandlung schützen sollten; allein obgleich es wirklich nahe daran war, so gab Gott doch Gnade zu solcher Ruhe und Würde, daß der Arme, ohne sich zu vergreifen, und nachdem ich ihm ferner Alles gesagt, was ihm gebührte, wieder ging. Die Verachtung der Gemeinde aber gegen seine Frechheit, und die Überzeugung von meinem Rechte, so zu verfahren, war nun vollends entschieden.

5. Bald ging ich weiter in Einführung kirchlicher Rügen gegen die Unkeuschheit. Bisher war beim Aufgebot solcher Personen, die sich schon miteinander vergangen, die Weglassung des Ehrentitels „Junggesell" und „Jungfer" das Einzige gewesen. Ich modificirte nun für solche Fälle das Aufgebotsformular noch etwas näher, denn, was der Prediger dabei sagen soll, ist meines Wissens nirgends vorgeschrieben, und wer ohne ängstliche Anfragen sich hier seiner Freiheit bedient, dem wird sie schwerlich verkümmert werden. Anstatt der Formel: „So aber die genannten Personen ihren Ehestand in Gottes Namen christlich anfangen und führen, so segne sie u. s. w." — hieß es fortan bei unehrlichen Brautpaaren: „So aber die genannten Personen mit bußfertigem Sinne nunmehr zu Gottes Gnade sich wenden, so erbarme sich ihrer der Barmherzige, der den Sünder vergibt, und entziehe ihnen in seinem heiligen Ehestande nicht (wie sie's verdient hätten) seinen Segen u. s. w." Das ist nun schon eine feste Ordnung geworden, die leider noch manchmal in Anwendung kommen muß; denn Anticipation des Beischlafs vor der Heirath wird auch unter dem Landvolke kaum für eigentliche Hurerei gehalten, und ist durch ganze Gegenden etwas fast Gewöhnliches. In einem Jahre hatte ich so eine ganze Anzahl unehrlicher Trauungen nach einander gehabt, und darüber am Neujahrstage nachdrücklicher, als je bisher, mich geäußert. Dennoch war bei dem nächsten Aufgebote nicht nur wieder derselbe Fall, sondern der Bräutigam, bisher vorne an im wilden Leben der Jugend des Dorfes, hatte notorisch diesen Weg eingeschlagen, um die Eltern seiner Braut zur Einwilligung zu nöthigen. Da griff ich entrüstet noch schärfer zu, und das Aufgebot lautete, nach Nennung der Namen, das erste und zweitemal buchstäblich also: „Weil aber leider wiederum die genannten Personen ihre Verbindung bisher nicht in Gottes Namen christlich und züchtig angefangen haben, so wissen wir ihnen keinen anderen Segen von dem heiligen Gott, in dessen heiligen Ehestand man nicht ungestraft muthwillig eindringt, zu erbitten, als daß er ihre Herzen zu wahrer Reue und Buße demüthigen wolle, damit sie den Segen der Trauung nicht etwa sich zum Gerichte empfangen. Unsere gesammte Jugend aber



lehre und warne der heilige Geist selber, und wehre dem Ärgerniß, welches jedes neue Beispiel der Unkeuschheit sonst anrichtet, um Jesu Christi willen, Amen." — Das erregte natürlich, da man die Ausführung des zuvor angekündigten Vorsatzes mir vielleicht nicht zugetraut hatte, großen Zorn bei dem Bräutigam und anderen Personen um ihn, es verlauteten Drohungen und arge Reden. Kurz vor dem dritten Aufgebot, an das sich hier fast immer sogleich die Trauung zu schließen pflegt, fand ich durch des Herrn Fügung sehr bequeme Gelegenheit, das Brautpaar nochmals vor mich zu fordern. Sie erschienen wirklich, und nach einigen Stunden abendlichen Gespräches war der Zorn gebrochen, Bußthränen, Demüthigung, Bitten um Verzeihung dafür vorhanden; die harten Reden wurden auch vor den Leuten zurückgenommen mit dem Bekenntniß, daß ich ganz Recht habe, und allem Anschein nach bis jetzt hat die strenge Zucht gute Frucht getragen. Das dritte Aufgebot wurde etwas gemildert, und vom Kräftigmachen des Vorsatzes der Besserung dabei gesprochen; bei der Trauung blieb die specielle Erwähnung der Sünde weg, und die Getrauten feierten für ihre Person den Hochzeitstag in ungewöhnlicher Stille.

6. Hiemit hängt unmittelbar zusammen das Bedenken, ob man denn frech und muthwillig in den Ehestand laufende Personen überhaupt trauen, wenigstens ob man sie mit dem gewöhnlichen, christliche Gesinnung voraussetzenden Formular trauen dürfe? Die erstere Frage möchte ich nun keineswegs verneinen, wie der Einf. der „Mittheilungen" fast dazu hinzuneigen scheint; denn welche Gesetzgebung will hier die allmählig verschwimmende Gränze befestigen, und darüber entscheiden, in welchem Falle einem sich dazu meldenden Paare als Unwürdigen die Kirche den Segen über ihre Ehe zu weigern das Recht habe? Ja was würden bei solchem Princip für weitere Folgen entstehen? Der Trauungssegen ist kein Sakrament, keine die Gesinnung bestätigende Weihe, sondern ein allezeit bedingter Wunsch, den die Mutter in reicher Gnade auch den unwürdigen Kindern entgegenzubringen hat, und in Hoffnung künftiger Buße allezeit getrost darbieten darf. Selbst, was der theure Amtsbruder über das gänzlich Unpassende des Trauungsformulars für gewisse Fälle sagt, scheint nicht ganz richtig. Das zweite Formular unserer Agende darf man freilich bei offenbar unchristlichen Brautpaaren nicht unverändert gebrauchen; das erste und gewöhnliche aber sagt doch im Grunde nichts, als was jedem Paare, das vor Gottes Altar gekommen ist, wenigstens irgendwie gilt. Gnade und Segen kann man auch über die ärgsten Sünder erflehen, ja über sie mit desto umfassenderer Bedeutung des einfachen Wortes, die etwa in den Ton, mit dem man es ausspricht, fühlbar gelegt werden mag. Jede Ehe, dazu die Verlobten, mit oder ohne Wahrheit im Herzen, doch äußerlich den Segen der Ordnung Gottes begehren, ist auch eine von Gott zusammengefügte, und auch durch die Wege der Sünde führt Gottes Vorsehung in ein Verhältniß, das er hintennach läutern und heiligen kann. Daß sich das Ehepaar „nach Gottes Schutze sehnet," das bekennet es jedenfalls, wenn auch lügenhaft, durch

das Kommen vor seinen Altar, und an dieser kirchlichen Voraussetzung, die oft nur dem Herzenskündiger erforschliche Lüge dem Gewissen anheimgebend, hält man es fest mit beschämender, alle Sünde gleichsam überwältigender Fülle der Gnade und Geduld: wie dasselbe Verhältniß sich bei Taufe, Communion, ja schon bei der Confirmation wesentlich findet, und zu rigoristische Principien hiebei consequent nur jede allgemeine Landeskirche auflösen müßten — vorausgesetzt, aber nicht einmal zugegeben, daß Menschen consequent richten und Unterschied machen könnten. Also trauen darf man gewiß auch das zur Zeit noch unchristliche Brautpaar. Die gebührende, nach Umständen auch sehr scharfe Ermahnung und Warnung soll man ihm aber freilich geben, und zwar, um des Rechtes und der Würde der Kirche Christi willen, grade bei der kirchlichen Handlung. Dafür läßt die Agende in der eröffnenden freien Anrede des Raumes genug, und an dieser Stelle kann man Alles so erklären und bezeugen, daß das feststehende Formular hierauf keinem Mißverständniß noch Entweihung preisgegeben bleibt. Möchte doch kein Geistlicher dies aus Menschenfurcht unterlassen, und es wäre abermals, ohne neue Gesetze zu geben, außerordentlich viel gewonnen. Ich habe nie ein gefallenes Brautpaar, wenn ihr Fall mir bekannt war, ohne diese vorgängige, nach Umständen nachdrücklichere oder mildere Erwähnung ihrer Sünde getraut, außer das eine, wo, wie vorhin erzählt, der Ermahnung und Bestrafung schon genug gethan war, und nun grade um mancher Anderen willen versöhnende Anerkennung eintreten mußte; wie ich auch niemals ein uneheliches Kind taufe, ohne den Fluch seiner Geburt ausdrücklich in Christi Segen zu tilgen, und nach Umständen noch dies und jenes beizufügen. Solche fortgesetzte Zeugnisse der Kirche gegen die Sünde bei jeder Gelegenheit, die dazu vorhanden ist, in ausnahmsloser Strenge behauptet und von persönlicher Würde des Dieners der Kirche getragen, werden wahrlich, wenn sie nur erst allgemeiner ertönen, die zügellose Sitte in nicht gar langer Zeit wieder in die Schranken der alten Begriffe über Ehre und Schande zwingen.

7. Wie aber, wenn das Brautpaar beim Aufgebot den Aufbietenden hintergangen hat, und dann der Betrug durch frühe Niederkunft offenbar wird? Ein bedenklicher Punkt, wo wiederum die ganz gerechte Gränze sich bekanntlich nicht bestimmen läßt. Doch muß allerdings für die Fälle, wo die Sünde entschieden vorliegt, der Kirche eine Ehrenrettung gegen zugemuthete kirchliche Lüge frei stehen. Geldstrafen, wie der frühere Mittheiler einstimmt, sind hier weder genügend noch schicklich; allein zunächst für Landgemeinden findet sich auch hier eine ganz passende Gelegenheit, der Sache ihr Recht zu thun. Wo, wie meistentheils auf dem Lande, jede eheliche Niederkunft mit kirchlicher Danksagung und namentlicher Nennung der Eltern angezeigt wird, da muß sogar nothwendig verschiedener Ausdruck gebraucht werden, wenn die Geburt ein reiner Ehesegen ist oder wenn nicht. Denn für einen Vorfall, dem grobe Sünde zu Grunde lag, in der Kirche öffentlich danken ohne Unterschied, eben so wie für eine Wohlthat in seiner geheiligten Ordnung, scheint mir



wenigstens gradehin unwürdig und unerlaubt. Wenn ich also sonst bei der Danksagung für Entbindung sage, daß Gott der Mutter nach seiner Gnade zu einer glücklichen Entbindung geholfen, und die Eltern an dem und dem Tage mit der Geburt eines Sohnes (oder Tochter) gesegnet und erfreuet habe — so heißt es vielmehr in solchen Fällen: daß ihr Gott nach seiner Gnade, die uns nicht vergilt, wie wir verdienen, beigestanden habe in ihrer schon an dem und dem Tage erfolgten Entbindung. Ferner wird ihr statt eines „fröhlichen und dankbaren" ein „dankbarer und vor allen Dingen bußfertiger" Kirchgang gewünscht. Einmal habe ich es auch schon bei dieser Danksagung ausdrücklich bemerkt: Gott wolle die Eltern, je mehr sie sich versündiget, und das heilige Amt und christliche Gemeinde mit Unwahrheit beleidiget haben, desto mehr ermuntern und segnen zu christlicher Erziehung des Kindes u. s. w." Einmal endlich, wo ungewöhnliche Umstände waren, erfolgte acht Tage nach dem Aufgebot in der Kirche, jedoch ohne genauere Erklärung, eine Allen verständliche Abkündigung etwa des Inhalts: Wer sich durch etwas kürzlich Vorgekommenes veranlaßt gefunden habe, zu meinen, daß ich an heiliger Stätte Unwahrheit zu reden mir erlaube, solle nur wissen, daß ich es nicht anders gewußt. —

8. Vorstehendes zeigt hoffentlich, und zwar nicht in Theorie sondern aus Praxis, daß dem Landgeistlichen heut zu Tage, wenn er ernstlich will, noch manche Freiheit bleibt, bei Beichte und Communion, Admonition, Aufgebot und Trauung, Taufe und sonstigen kirchlichen Gelegenheiten, eine gewisse Kirchenzucht zurückzuführen, wie sie bis auf bessere Zeiten, wo die Gemeinden eines Weiteren empfänglich sind, einstweilen dem Strome des Verfalls einige Abwehr entgegenzustellen vermag. Man nehme hiezu die Freiheit des amtlichen, öffentlichen Wortes in der Predigt und dem Gebet, und erwäge, was ein Seelsorger, der um Gottes willen im Ernste der heiligen Liebe eifert, hier gesetzlich sagen darf, wenn er nur will, und das zu Stadt und Land. Ach es thut vor allen Dingen unseren Kanzeln Noth, die Macht des lebendigen, strafenden Wortes, die freie Beziehung der Predigt auf den wirklichen Stand der Dinge in der Gemeinde, das Deutsch Herausreden und jedes Ding beim rechten Namen Nennen, das einfältige und getroste Angreifen der herrschenden Laster im Ton unserer alten Vorgänger! Wo das recht wiederkommt, da bedarf es zunächst der neuen Gesetze und Ordnungen nicht; des Hirten Stimme hält den Verirrten schon ihre Verirrung vor oder warnt doch, die zur Kirche kommen, vor der Nachfolge auf dem Irrweg. Das Wort, das bloße Wort des Predigers im Namen des Herrn ist der rechte Mittelpunkt, von dem in der Evangelischen Kirche allein alle Lehre und Strafe, aller freie Zwang der Einladung, aber auch alle abweisende Zucht und Rüge ausgehen muß, und in dem alle sonstigen guten Ordnungen, welche die Gemeinde und nicht der Prediger macht und bewahret, lebendig wurzeln sollen. Ich führe nur ein paar auffallende Beispiele aus meiner Erfahrung an. In hiesiger Gegend besteht weit und breit unter dem Landvolk die altherge-

brachte Sitte, die schöne Pfingstzeit mit besonderer Fröhlichkeit zu feiern; und wer wollte den an sich unschuldigen Grund darin verkennen oder verdammen, wer nicht dem Landmann seine Freudentage zwischen der Arbeitslast gönnen und sich, wo es seyn mag, im Geiste Gottes, der ein Geist der Freuden ist, mit ihm freuen? Aber man weiß ja, wie heut zu Tage die öffentlichen und allgemeinen Lustbarkeiten des Volks durch wilden Taumel verunreinigt und in Sammelplätze oder doch erste Gelegenheiten aller Sünden und Laster verkehrt werden. Was ist da zu thun? Zeugen muß man dawider, und zwar so wiederholt, als sich die Sünde wiederholt, so öffentlich und feierlich, als das laute, rauschende Wesen des Fürsten dieser Welt sich grade an den Festtagen Gottes feierlich in seiner Art zu machen weiß. Die Polizei kann nur, wo sie's am besten meint und in den besten Händen ist, dem Gröbsten steuern; das Meiste verlangt der christliche Staat hier mit Recht von dem christlichen Predigtamt. Zu der allgemeinen Lust, die um Pfingsten hier zu Lande Alles, was in den Dörfern lebt, so ganz in ihren Strudel ziehen möchte, daß die kirchliche Pfingstfeier in den Gemüthern kaum durchzuklingen vermag, kommt noch ein wahrhaft häßlicher Gebrauch, am Mittwoch nach dem Feste den Kehraus zu machen mit einem öffentlichen Umzug, wobei Hanswurst, von weiteren, meist sehr unanständigen Vermummungen begleitet, die Hauptrolle spielt. Die Sache scheint Manchem gering, sie ist nicht so arg, als vielleicht die ehrbarern Maskeraden und Karnevalspossen der Städter; aber sie hat als allesbeherrschende feste Sitte, die sich grade an die heilige Pfingstzeit knüpft, und bei der besonderen Öffentlichkeit, welche dergleichen Dinge auf dem Lande erlangen, jedenfalls für den Landpfarrer große Bedeutung. Es concentrirt sich hier gleichsam der Gegensatz des heiligen Geistes mit dem Geiste der Welt jährlich im offenkundigsten Ausdruck. So nahm ich wenigstens die Sache, und habe in sechs Jahren noch kein Pfingstfest ohne eine besondere, ganz entschieden hervortretende Predigt darüber vorbeigehen lassen. Ich scheute nicht die allgemeine Apathie der meisten Amtsbrüder um mich her, die an der gewöhnlichen Pfingstlust wohl eher Theil nehmen als widersprechen, nicht das Geschrei, daß ich allein etwas antasten wolle, was überall, d. h. ringsum, von Alters her gelte. Ich rief sogar die weltliche Behörde dringend an, ein vorhandenes älteres Gesetz gegen das erwähnte Possenspiel, nach dem aber Niemand frägt, zu erneuern und wirklich zu handhaben, doch dies ohne Erfolg. Ich behielt indeß meine feste Stellung in und außer der Kirche, und führte für den Schluß der Gottesdienste am zweiten Pfingstfeiertage folgendes stehende Gebetsformular ein:

„Zum Schluß lasset uns diesmal noch besonders bitten für



alle diejenigen, welche das heilige Pfingstfest feiern wollen nicht als ein Fest des heiligen Geistes, sondern nach dem Sinn und der Sitte der Welt mit sündlicher Lust und bösem Vergnügen. Ihr, die ihr den Herrn lieb habt und wisset, was seinem Geiste an uns wohlgefällt, erhebet mit mir eure Herzen und betet also:

„Ach du heiliger und barmherziger Gott, Vater unseres Herrn Jesu Christi, du siehest und weißest, wie Viele noch dich und, den du gesandt hast auch ihnen zum Heiland, nicht recht erkennen, und lassen sich durch deinen heiligen Geist nicht auf den Weg des Friedens bringen, sondern gefällt ihnen besser ihr eigener Weg nach der alten Art, der in's Verderben führet. Das gefällt dir übel, du getreuer Gott, und deine Knechte trauern und klagen, warnen und drohen, bitten und ermahnen, aber sie richten nichts aus in den Herzen, die fleischlich sind und wollen sich deinen Geist nicht strafen lassen. So wird auch in diesen Tagen wieder viel Sünde geschehen bei uns und anderwärts, um das Fest deines Geistes, der uns von der Sünde reinigen will, damit zu feiern, dir zum Trotz und Spotte. O halte deinen Zorn noch zurück, gerechter Vater, und laß für Alle, bei denen es noch möglich ist, die Fürbitte deines Sohnes gelten: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Habe Geduld mit den Blinden, ob sie vielleicht noch sehend werden, und erkennen die Freude in deiner Gnade statt ihrer unruhigen und verkehrten Lust. Wehre den groben Ausbrüchen der Gottlosigkeit, dadurch deine Christenheit geschändet und Mancher, der noch nicht so arg ist, geärgert und verführet wird. Laß es wenigstens von Außen ehrbarlich und ordentlich zugehen. Öffne aber auch Allen, die fromm seyn wollen, die Augen, daß sie wirklich in keine Sünde willigen, und stärke deine Kinder, daß sie sich von der Welt unbefleckt erhalten vor dir. Die Muthwilligen und Leichtfertigen, die du gestern und heute durch dein Wort gerufen und vielleicht gerühret hast, siehe in Gnaden an, und laß deine Stimme im Herzen ihnen kräftig weiterpredigen mitten unter dem Weltgetümmel, daß sie erschrecken und den Muth verlieren. — Erwecke die Obrigkeiten und vornehmlich auch die Prediger deines Wortes in der Christenheit, ihre Schuldigkeit zu thun und Alles, was nicht recht ist, mit Ernst zu bestreiten. Wo das aber leider nicht geschiehet, da siehe selber drein, o Gott vom Himmel, laß dich's erbarmen, und gieße aus deinen heiligen Geist, deß Fest wir feiern, daß er die Gottlosen strafe und schrecke, die Leichtsinnigen zum Nachdenken, die Thörichten zur Erkenntniß bringe, die Schwachen stärke, und deine Kinder vor der argen Welt behüte. Erhöre unser Gebet, wie du verheißen hast, um Jesu Christi willen, Amen." —

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 17. Oktober. № 83.

## Über die Rehabilitation des Fleisches.

### Zweiter Artikel. Die Rehabilitatoren.

Da sich Heine zum Meister und ersten Sprecher der Wiederherstellungslehre aufgeworfen hat, so müssen wir ihn hier zuerst nennen. Wir geben Bericht über den zweiten Band seines Salons.

Was Heine in diesem Bande dem Deutschen Publikum liefert, war zunächst für die Franzosen bestimmt, und ist nach der Überschrift ein Beitrag zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Er will in großen Grundzügen die Entwickelung der Deutschen Philosophie von ihren ersten Anfängen an bis zu ihrem neuesten Resultat, dem Pantheismus, darstellen. Und das thut er denn nun auf seine Art, jedoch mit einem Anstrich von Gelehrsamkeit, der ihm wunderlich steht.

Daß die Wiederhersteller des Fleisches mit einer Verunglimpfung des Christenthums beginnen, um sodann gewonnenes Spiel zu haben, ist in unserem ersten Artikel zur Sprache gekommen, und muß nun hier vorab aus dem vorliegenden Werke bewiesen werden. Diese Verunglimpfung besteht in dem groben, unverschämten Kunstgriff, das Christenthum mit der Idee des Mönchsthums zu identificiren. Heine fragt (S. 13.): Was ist die Idee des Christenthums, und gibt folgende Antwort: „Wie sich diese Idee historisch gebildet und in der Erscheinungswelt manifestirt, ließe sich wohl schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt entdecken, wenn wir namentlich in der Geschichte der Manichäer und der Gnostiker vorurtheilsfrei nachforschen. Obgleich erstere verketzert, und letztere verschrieen sind, und die Kirche sie verdammt hat, so erhielt sich doch ihr Einfluß auf das Dogma, aus ihrer Symbolik entwickelte sich die katholische Kunst, und ihre Denkweise durchdrang das ganze Leben der christlichen Völker. Die Manichäer sind ihren letzten Gründen nach nicht sehr verschieden von den Gnostikern. Die Lehre von den beiden Principien, dem guten und dem bösen, die sich bekämpfen, ist beiden eigen. Die Einen, die Manichäer, erhielten diese Lehre aus der altpersischen Religion, wo Ormuz, das Licht, dem Ariman, der Finsterniß, feindlich entgegengesetzt ist. Die Anderen, die eigentlichen Gnostiker, glaubten vielmehr an die Präexistenz des guten Princips, und erklärten die Entstehung des bösen Princips durch Emanation, durch Generationen von Aeonen, die, jemehr sie von ihrem Ursprung entfernt sind, sich desto trüber verschlechtern. Nach Cerinthus war der Erschaffer der Welt keineswegs der höchste Gott, sondern nur eine Emanation desselben, einer von den Aeonen, der eigentliche Demiurgos, der allmählig ausgeartet ist, und jetzt als böses Princip dem aus dem höchsten Gott unmittelbar entsprungenen Logos, dem guten Princip feindselig gegenüber steht. Diese gnostische Weltansicht ist orundisch, und sie führte mit sich die Lehre von der Incarnation Gottes, von der Abtödtung des Fleisches, vom geistigen Insichselbstversenken, sie gebar das ascetisch beschauliche Mönchsleben, welches die reinste Blüthe der christlichen Idee. Diese Idee hat sich in der Dogmatik nur sehr verworren, und im Kultus nur sehr trübe aussprechen können. Doch sehen wir überall die Lehre von den beiden Principien hervortreten; dem guten Christus steht der böse Satan entgegen; die Welt des Geistes wird durch Christus, die Welt der Materie durch Satan repräsentirt; jenem gehört unsere Seele, diesem unser Leib; und die ganze Erscheinungswelt, die Natur, ist demnach ursprünglich böse, und Satan, der Fürst der Finsterniß, will uns damit in's Verderben locken, und es gilt, allen sinnlichen Freuden des Lebens zu entsagen, unseren Leib, das Lehn Satans, zu peinigen, damit die Seele sich desto herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel, in das strahlende Reich Christi. Diese Weltansicht, die eigentliche Idee des Christenthums, hatte sich, unglaublich schnell, über das ganze Römische Reich verbreitet, wie eine ansteckende Krankheit, das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abspannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Ist auch Mancher von uns schon genesen, so kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt sich unglücklich als der einzig Gesunde unter lauter Siechen. Einst, wenn die Menschheit ihre völlige Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklicheren und schöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten, und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind. Ja ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher seyn als wir."

Endlich fehlt mir die Geduld, dieses verworrene Geschwätz weiter abzuschreiben. Wenn ein Mensch, der sich in einem fort unaufhörlich selber widerspricht, ein Schwätzer ist, der nicht gehört, nicht gedruckt, nicht gelesen, viel weniger abgeschrieben zu werden verdient, so gilt dieses von Heine. Da sagt er zum Beispiel: Ja ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen

werden schöner und glücklicher seyn als wir. Gleich darauf sagt er, dieses Etabliren der Seligkeit der Menschen auf Erden sey vielleicht eine thörichte Hoffnung. Die armen Vorfahren haben sich trübsinnig aller Genüsse dieser schönen Erde enthalten, und doch die nachfolgenden Generationen gezeugt, welche wehmüthig über sie lächeln. Mancher ist schon genesen von der Krankheit des Entsagens und fühlt sich unglücklich als der Einzig Gesunde. Wir Modernen, nämlich Heine und Consorten, fühlen noch Krämpfe und Schwäche in den Gliedern, und das soll von der Enthaltsamkeit herkommen. Diese gnostische Weltansicht vom guten und bösen Princip ist urindisch, und diese selbige Weltansicht ist die eigentliche Idee des Christenthums, und diese urindische oder urchristliche Idee ist eben sowohl urpersisch, indem nämlich die Welt des Geistes das gute, die Welt der Materie das böse Reich ist. Und doch sind hinwiederum die aus der Persischen Weltansicht stammenden Manichäer von den aus dem Urindischen stammenden Gnostikern wenigstens um etwas verschieden! Und doch hat die christliche Kirche diese manichäische, gnostische, Indische, Persische, christliche Idee verdammt. Können sich die Widersprüche eines Menschen, der mit hoher Behaglichkeit das Bewußtseyn verbindet, nicht zum Nachdenken, sondern zu den Leidenschaften seiner Zeitgenossen zu reden, stärker drängen und häufen! Mögen es ihm die Philosophen vergeben, daß er den Unterschied zwischen urindischer und urpersischer Weltansicht so unbedeutend findet! Wir müssen uns wundern, daß es ihm beliebt, im Widerspruch mit späteren Behauptungen, für diesmal das Christenthum als urindisch und urpersisch zu bezeichnen. Das aber muß als wohlbewußte Verunglimpfung des Christenthums bezeichnet werden, daß er sagt, das ascetisch beschauliche Mönchsleben sey die reinste Blüthe der christlichen Idee. Wie kommt er zu dieser reinsten Blüthe? Nach ihm bildet sich die christliche Idee historisch in den Jahrhunderten nach Christi Geburt. Daß also Christus die Idee des Christenthums hatte, davon weiß er nichts. Sie entwickelt sich aber, indem der Manichäismus und Gnosticismus einen steten Einfluß auf das Dogma üben. Auf welches Dogma? In dieses Wörtchen birgt er das eigentliche Christenthum, um es schnell zu beseitigen. Es ist gleichwohl das Dogma, welches vor der historischen Bildung seiner christlichen Idee schon vorhanden war, das Dogma, welches die Kirche bestimmte, den Manichäismus und Gnosticismus zu verdammen, das Dogma endlich, welches ihn Lügen gestraft hätte, wenn er es versucht hätte, dasselbe hervorzuheben und zu entwickeln. Nun also ist dieses christliche Dogma vermischt mit gnostischen und manichäischen Stoffen, und aus dieser Vermischung läßt Heine die reinste Blüthe der christlichen Idee geboren werden. Man kann diese Bezeichnung nur aus seiner enormen Vorliebe für Bastardeprodukte erklären, nach welcher auch die schöneren Generationen aus den freien Wahlumarmungen hervorgehen werden.

Da nun einmal von den Selbstwidersprüchen Heine's die Rede ist, wodurch dieser Mann unaufhörlich sich selber übertrifft und überwindet, so wollen wir deren noch einige hier als Zugabe anführen. S. 20. erzählt er, eine Gesellschaft von Geistlichen, die zum Baseler Concil versammelt gewesen sey, sey dort in einem Gehölz von einer singenden Nachtigall in ihren theologischen Disputationen gestört worden, habe sich erst an ihrem Gesange ergötzt, dann aber, erschrocken über solche Weltfreude, die Nachtigall für einen Teufel gehalten. In diesem Zuge nun findet er das Verhältniß des Christen zur Natur. S. 243. schreibt derselbe über Göthe: Trotz seines sträubenden Widerwillens hat das Christenthum ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt, er hat vom Blute Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte. S. 17. sagt er: Das Christenthum war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten. Und auf der vorhergehenden Seite 16. behauptet er umgekehrt, das Christenthum habe durch den künstlichen Hader, den es zwischen Leib und Seele gestiftet, die Krankheit der Menschheit veranlaßt. Auf der Seite 122. unterscheidet er von seinem Pantheismus, nach welchem die Welt identisch ist mit Gott, die Augustinische oder christliche Idee, nach welcher Gott die Welt mit seiner Göttlichkeit durchdringt. Auf der Seite 123. weiß er von dieser lebendigen Gottesidee nichts mehr, dem Pantheismus steht nun lediglich ein Deismus gegenüber, nach welchem Gott ganz außer oder über der Welt ist, und zu diesem Deismus gehört denn nun auch die christliche Idee. Hier ist ihm das Christenthum deistisch, früher war es ihm urindisch emanatistisch, wie wir oben gesehen haben. Auf der 125sten Seite ist das Christenthum eine Religion, die den Leib als etwas Verwerfliches, als etwas Schlechtes, als das Übel selbst bezeichnet, eine große, heilige, mit unendlicher Süßigkeit erfüllte Religion; aber diese Religion war allzu erhaben, allzu rein, allzu gut für diese Erde. Auf der 126sten Seite aber heißt sie eine der überspanntesten Stubentendeen der Menschheit, und auf der 123sten Seite ist das Wort auf sie gemünzt: „Wer die heilige Materie beleidigt, ist eben so sündhaft, wie der, welcher sündigt gegen den heiligen Geist." Es erregt dem frommen Heine eine sonderbare Angst und unheimliche Beklemmung, daß er die Kantische Philosophie, durch welche nach ihm dem Deismus ein Ende gemacht wird, das Daseyn Gottes diskutiren sieht, S. 206. Denselben frommen Mann aber betrübt es wenig, wenn die Idee der Deisten zu Grunde gerichtet wird, welches Leid ihnen Kant wirklich angethan hat, S. 210.

An diesen Proben hat hoffentlich der Leser genug, um danach abzuschätzen, was von dem Gewicht Heinescher Worte zu halten sey. Wollten wir uns von den Widersprüchen nun zu seiner Confusion wenden, so möchten wir geneigt werden, in dieser seine Confession zu entdecken. So bezeichnet er S. 44. als Idee des Christenthums die Vernichtung der Sinnlichkeit, den Katholicismus dagegen — welcher nur hier von jenem unterschieden wird — als ein Concordat zwischen Gott und dem Teufel, oder zwischen dem Geist und der Materie. Nach S. 54. war es

nun eigentlich der Spiritualismus (der Fleischeshaß) welcher als Protestantismus diesen Katholicismus angriff. Hinter diesem her stürzte aber sofort der Sensualismus (die Fleischeslust) in die Bresche des alten Kirchengebäudes, und lief zu Münster nackt durch die Straßen in der Gestalt des Jan van Leiden, und legte sich mit seinen zwölf Weibern in jene große Bettstelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhause zu sehen ist. Darauf unterdrückte wieder der Spiritualismus jene Tumultuanten, bis er endlich durch die Philosophie zu Tode verwundet wurde, S. 55. Nach solchen Verworrenheiten bricht endlich (S. 56.) der gelehrte Kirchenhistoriker in den Seufzer aus: Aber der Teufel hatte die Karten so sonderbar gemischt, daß man über die Intentionen nichts Sicheres mehr sagen kann.

Bei dem, was Heine in diesem Werke hin und wieder Blasphemes ausstößt, wollen wir uns nicht lange aufhalten; es ist bekannt, daß er darin seine Stärke hat. Mit großer Bewunderung nennt er den Luther einen religiösen Danton, und das Lied: Eine feste Burg ist unser Gott, die Marseiller Hymne der Reformation. Das sind jedoch Kleinigkeiten im Vergleich mit jener Stelle (S. 178.), wo er die Kantische Kritik der Beweise für das Daseyn Gottes als den 21. Januar des Deismus bezeichnet, und alsdann mit eigenthümlichem Grauen, mit geheimnißvoller Pietät, wie er heuchelt, in der That aber mit den frevelhaftesten Worten von dem Tode des alten Jehova redet.

Später verwendet Heine drei Seiten dazu, um seinem Publikum zu sagen, was er von Kind auf für ein ganz besonders religiöser Mensch gewesen sey; er ist sich einer frühen, ursprünglichen Religiosität auf's Freudigste bewußt, und sie hat ihn nie verlassen (S. 207 u. 8). In der Folge verfällt er sogar in den Pietismus, Andersdenkende zu verdammen, indem er nämlich von Fichte redet. Erst citirt er sein System: „Die lebendige und wirkende moralische Ordnung ist selbst Gott; wir bedürfen keines anderen Gottes, und können keinen anderen fassen." Dann sagt er in der Folge: Wir werden widerwärtig berührt von den grellen Worten, womit Fichte unseren Gott für ein bloßes Hirngespinnst erklärt, und sogar ironisirt (S. 250 u. 51.). Endlich auf der 253sten Seite schleudert denn auch dieses Liberalistenhaupt in seiner neuen religiösen Eigenschaft als Pontifex der Wiederherstellersekte seinen jungen weltfrommen Bannstrahl. Es ist die erste Bulle seines Bullariums mit den Anfangsworten: der Fichtesche Idealismus, und ihre Sentenz lautet: „Er ist gottloser und verdammlicher als der plumpste Materialismus." Möge ihn nur nicht das Moralische an der Fichteschen Weltordnung dermaßen aufgebracht haben.

Über sein eigenes System spricht der Verf. am Ausführlichsten, nachdem er das System des Spinoza auseinandergesetzt hat. Spinoza's Pantheismus ist der seinige, nur will Heine Geist und Materie nennen, was jener als Gedanken und Ausdehnung bezeichnet. Nachdem er von dem Widerstreit zwischen Christenthum und praktischem Pantheismus gesprochen, und zuletzt die Katholiken von der Farbe des de la Mennais geschildert hat als solche, welche Messe lesen in der Sprache des Jakobinismus, und dem Volke ihre Hostien noch beizubringen



suchen, indem sie dieselben in revolutionärem Gift verstecken, fährt er (S. 127.) fort: „Vergebens jedoch ist all euer Bemühen! die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig, und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach ächtem Brodt, und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt, und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Die nächste Aufgabe ist: gesund zu werden, denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungsehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig, die Materie zu vernichten, hat sie überall fletrirt, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unseren Weibern neue Hemde, und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest. Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste." — — „Wir befördern das Wohlseyn der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialisten den Geist mißachten, sondern weil wir wissen, daß die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kundgibt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerstört und exilirt, und der Geist dadurch ebenfalls zu Grunde geht. — — Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volkes, sondern für die Gottesrechte des Menschen. Hierin und in noch manchen anderen Dingen unterscheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sanskülotten seyn, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien."

(Fortsetzung folgt.)

## Auch Mittheilungen eines Landpfarrers.

(Schluß.)

Ob ich mit solchem Verfahren durchdringen, die Masse bekehren und eingewurzelte Sitten von Einem Dörflein aus abbringen werde, ist sehr die Frage; es gilt aber auch im Grunde nicht den Erfolg im Großen, sondern das schuldige Zeugniß der Kirche gegen Unsitte ihrer Glieder, und den gewiß nicht fehlenden Segen desselben im Kleinen und Stillen. Am letzten Pfingstfeste war wenigstens für einmal so viel erlangt, daß die jungen Leute des

Ortes, die bei den Lustbarkeiten die Ordner und Hauptpersonen sind, ausdrücklich vorher zu mir sandten, und die Erklärung abgeben ließen: sie erkännten wohl, daß ich Recht habe, hätten sich darum auch vorgenommen, in aller Ehrbarkeit ihre Freude zu halten und Anordnungen deshalb getroffen; unter solcher Voraussetzung hofften sie aber auch, daß ich gegen Tanz und Gesellschaft nichts hätte. Was ihnen, für ihren Standpunkt richtig, gerne versichert wurde. Unter solchen Umständen unterblieb die eben mitgetheilte Fürbitte, und wurde statt derselben Allen, die sich vorgenommen hätten, ohne Sünde fröhlich zu seyn, nach der Predigt eine ausgewählte Anzahl passender Haupthibelsprüche mitgegeben, und sie dieselben nicht zu vergessen gebeten. Die Lustbarkeit ging hierauf im Ganzen so still und ehrbar ihren Gang, daß es eine wahre Freude war, und auch in der Umgegend als außerordentlich auffiel.

Das zweite Beispiel, das noch zeigen mag, wie öffentliche Unsitte vom Prediger öffentlich gerügt werden kann, betrifft etwas, manchen Lesern vielleicht kaum Glaubliches. Bei einem Aufgebot erfolgte ganz zuletzt ein, wie gewöhnlich, hernach abgewiesener Einspruch, der jedoch die schon angesetzte Trauung zu verschieben nöthigte. Weil nun alles zur an sich geringen Festlichkeit vorbereitet war, ging die ganze Hochzeitfeier, so weit sie in Essen, Trinken, Tanz und Spiel bestand, ungehindert vor sich, in Rechnung auf die (in vierzehn Tagen) nachträglich folgende Trauung. Als ich den ungeahnten Hergang, da es zu spät war, erfuhr, sagte man mir zugleich, daß in ähnlichen Fällen es so zu machen der Gebrauch sey. Glücklicherweise war der Bußtag nicht fern; ich predigte an demselben über den Zustand unserer Gemeinde, wonach dieselbe der Buße noch gar sehr bedürfe, und stellte in einem Theile die öffentlichsten, unläugbarsten Anzeichen zusammen, an denen ich, ohne Herzenskündiger zu seyn, wohl hören und sehen müßte, wie es zum Theil stände. Da wurde denn, unter manchen ähnlichen Vorhaltungen, auch der neulichen, wahrhaft heidnischen Hochzeit ohne Trauung Erwähnung gethan, und dabei ausdrücklich bemerkt: dies gelte jetzt weniger jenem Paare, von dem vielleicht am ersten gesagt werden dürfe: Vater vergib ihnen, denn u. s. w. — sondern die Theilnahme Vieler aus der Gemeinde und daß eigentlich Niemand ein Gefühl darüber, wie verkehrt dergleichen sey, an den Tag gelegt habe, sey mir ein Beweis, wieviel der Gemeinde eben als chrißlicher Gemeinde noch fehle. Die persönlich betheiligten Eheleute waren anwesend und suchten sich nachher sehr zu entschuldigen; ein ähnlicher Fall wird aber hiesigen Orts, wenigstens so lang ich da bin, schwerlich sich wiederholen.

Man verzeihe, daß so viel erzählt worden, und mißdeute dies nicht, sondern erkenne die Absicht, aus dem wirklichen Leben einige, vielleicht nützlich anregende Mittheilungen zu machen, weil gegen Ermunterungen: Thue dies oder das, es läßt sich gewiß thun, es muß gethan werden! mehr Ausflucht übrig bleibt, als gegen Nachweisung: Hier wird es gethan! und weil concrete



Fälle grade das, warum es sich handelt, gewiß deutlicher machen als bloße Theorie.

9. Nur Einen weiter greifenden Gedanken möchte Einf. zum Schluß wenigstens andeuten. Wo muß die Kirchenzucht anfangen, wenn sie wieder in's Leben treten soll, auf daß eine Besserung an Haupt und Gliedern erfolge? Was hilft Alles, wenn nicht zu allererst über die Hirten der Heerde selbst, welche Zucht üben sollen, eine heilsame Zucht von rechten Oberhirten ergeht? Gesetze und Ordnungen thun's nicht ohne heiligen Sinn und Wandel ihrer Handhaber; eine Rüge aus dem Munde dessen, der selbst eben so, wo nicht mehr der Rüge bedarf, ist entweder nicht möglich, oder, wo sie arg genug möglich gemacht wird, wirket sie das Gegentheil und macht den letzten Ernst der Kirche vollends zum Gespötte. Hier schließt mir tiefe Wehmuth den Mund — was soll ich zur Schande meines heiligen Standes in die Welt hinaus klagen? Kommet und sehet, die ihr unserer Kirche helfen wollt, kommet und sehet gründlich nach, wie es steht, und ihr werdet die eigentliche Würde des geistlichen Amtes und den Nachdruck dessen, was von ihm ausgehen soll, in einem Grade und in einer Ausdehnung, wie noch immer Viele es nicht zu glauben scheinen, durch die Schuld seiner Inhaber gebrochen finden. So viel darf doch einmal öffentlich zu klagen erlaubt seyn. Es gibt Örter, ja hie und da Gegenden, wo der Herr noch treue, oder wenigstens den Anstand bewahrende Diener hat und wieder sendet; aber es gibt auch weite Gegenden, wo es am allernöthigsten Superintendiren über Leben und Wandel der Geistlichen gar sehr fehlt, und eine eigentlich auf den Grund kommende Kirchenvisitation ersehnt wird, wie der Regen vom dürren Lande. Ach die armen Landpfarrer insonderheit, wie dürfen sie doch mitunter alles Mögliche thun, was ihr Amt unehrt, ehe Jemand danach fragt; wie viel fehlt doch daran, daß die Trägen angetrieben, die Irrenden zurechtgewiesen, und die fortwährend Anstößigen — abgesetzt würden! Hier muß Ernst gemacht, hier der Schaden zuerst angegriffen werden; denn wer will heilige Rechte in ungeweihten Händen anerkennen, und wie wird sich die Welt strafen lassen von ihres Gleichen? So lange noch benachbarte Amtsbrüder friedlich und freundlich sich gegen Dinge verhalten, die der ernste Seelsorger im Namen der Kirche angreifen muß, hat er einen schweren Stand und steht einsam auf gleichsam verlorenem Posten. So lange nicht allgemeine Gesetze, die auch gehandhabt werden, die Gränzen der äußeren Amtswürde wenigstens, innerhalb deren sich die Diener der Kirche halten müssen, unnachsichtlich bestimmen, und dem einzelnen Ärgerniß, das vielem Guten ein Gegengewicht hält, strenge gesteuert wird: so lange fehlt auch einem ernsteren Einschreiten gegen sündliches und weltliches Wesen innerhalb der Gemeinden die sichere und unerlaßliche Grundlage. Der Herr gebe, daß es besser werde, und lehre indeß Jeden, der den Schaden Joseph's betrauert, an seinem Theile thun, so viel er vermag!

F—n. St.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 21. Oktober. № 84.

## Über die Rehabilitation des Fleisches.

(Fortsetzung.)

Aber eine Tragödie wird daraus werden, ihm und ihnen. Aus der Komödie des Fieschi, der mit seinen Konkubinen, mit seiner einäugigen, lachenden Nymphe und Anderen das Fleisch rehabilitirte, ist bereits eine Tragödie geworden für Andere und auch für ihn. War er nicht praktisch und faktisch von eurer Gemeinde, ihr Wiederhersteller? O wie das Fleisch so herrlich blüht unter euren Ideen, ja, wie es blutet! Rehabilitirt nur dieses Fleisch einmal, welches jener Mensch von der Sekte eurer Wahlumarmungen zerstörte. War nicht ein General von der Heldenschaar des Kaisers, eures großen Schatten, unter den verstümmelten Todten? War er nicht eine Reliquie eures Götzen? War nicht Fieschi ein Bekenner eures Götzendienstes? Warum ist Frevel gegen die Materie in eurer Verwandtschaft? Das ist vielleicht eure Meinung: ihr rehabilitirt die geistig beseelten Organisationen zur zerschossenen, gestaltlosen Materie, die stattlichen Heldenleiber zum blutenden Fleisch, zum verwesenden Fleisch, und so ist sie denn vollendet, eure Wiedereinsetzung der Materie, des Fleisches.

Es könnte scheinen, als wäre hier einer ruhigen Widerlegung durch Exkoratorationen vorgegriffen, oder als wäre die Hinweisung der Wiederhersteller auf Fieschi eine unbillige Beschuldigung. Aber was wäre denn an Heine's Worten zu widerlegen? Er spricht im Namen der Menschheit; diese hat er nun einmal gar nicht zu vertreten. Zur Menschheit gehören wir auch; wir haben ihm aber die Stimme nicht dazu gegeben, daß er unser Sprecher wurde. Wenn er nach ächtem Brodt und schönem Fleisch in seinem Sinne lechzt, was geht das die Menschheit an! Wenn er mitleidig über Tugendideale lächelt, so mag er allenfalls auch darüber weinen! Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem. Also jetzt, und nicht gestern; das berichtigt die Weltgeschichte. Mag es für Manche die nächste Aufgabe seyn, gesund zu werden, die sich noch sehr schwach fühlen in den Gliedern; mögen sie nur nicht die heiligen Vampyre des Mittelalters beschuldigen, ihnen so viel Lebensblut ausgesaugt zu haben. Sind ja doch die Vampyre auch eine Fabelei. Und diese Leidenden müßten zudem gleich dem ewigen Juden durch die Zeiteu gewandert seyn, wenn sie das Mittelalter so poetisch interessant, wehmüthig blaß sollte gemacht haben. Der Materie sollen noch große Sühnopfer geschlachtet werden. Wie mystisch! Das wäre denn doch eine große hostia um die andere, und oben sagte ja Herr Heine: die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig. Jetzt ist er mit der Menschheit zerfallen, der pathetische Eiferer. Sühnopfer, aber welche? Haben sich nicht die Französischen Materialisten Sühnopfer genommen in der Schreckensperiode ihrer Freiheit? Soll das Fleisch rehabilitirt werden durch neue Schlachtungen? Oder spricht Heine allegorisch, mittelalterlich, und hat die Sühnopfer großer Verführungen im Sinne? Wir müssen unseren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehn, sagt Heine. Vielleicht verstehn ihn seine Schüler. Dann will er alle seine Gefühle durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest. Möge er sich hüten, daß sie ihm nicht durchräuchert werden von dem Feuer, das nicht verlischt, und möge er nicht darauf pochen, die Pest überstanden zu haben.

So lange diese Wiederhersteller nicht eine Confession und Moral ihres pantheistischen Systems aufgestellt haben, welche uns, die wir Christen sind, beruhigt, so lange nehmen wir sie unbedingt nach ihrem ausgesprochenen Anti gegenüber dem Christenthum als Antichristen. In die Gesellschaft christlicher Frauen und Jungfrauen sollen sie nicht kommen; denn ein Kosacke möchte immer zuverlässiger bleiben in einem ehrbaren Salon. Und so lange sie der christlichen Ehe keine confessionellen Garantien gegeben haben, verfluchen wir die satyrhaften Andeutungen ihrer Lehre von der Wahlumarmung. Und so lange wir wissen, daß die Wollust auf einer Wurzel ruht mit der Grausamkeit, und die dogmatisch ausstaffirte auf einem Stamme mit der raffinirten Kunst der Höllenmaschinen, so lange wir an die allertiefste Einheit zwischen dogmatischer Liederlichkeit und meuchlerischer Verworfenheit glauben, so lange halten wir dafür, daß die Wiederhersteller des Fleisches und der Materie den geistgeweihten Garten menschlicher Organisationen und schöner, leibhafter Seelenbilder antichristlich vandalisch zerstampfen wollen, daß schlechthin Fleisch und Materie aus den zur religiös-moralischen Verklärung berufenen Bildungen werde; sey es durch die Höllenmaschine des Fieschi, oder durch den Kindesmord des faustisch verführten Gretchen oder durch die Duelle der Pariser im Boulogner Gehölz, oder durch die Selbstmorde der Spieler im Palais-Royal, oder durch die Vampyre der Lustseuche. Aber der alte Jehovah lebt noch als der große Gegner ihres Systems trotz dem, daß Heine ihm das Sterbeglöckchen hat klingeln lassen (S. 180.) — er lebt noch, und sein Glöckchen in den Wolken klingelt auch noch zu Zeiten, mag nun auch Heine frevelu: „Wir sind frei, und bedürfen keines donnerunden Tyrannen. Wir sind mündig, und bedürfen keiner väterlichen Vorsorge. Auch sind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus ist eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher." Er lebt noch und ist erhaben in seinem hohen, gerichtverkündenden Gottesschweigen über der unaussprechlichen Winzigkeit eines Lästerers.

Der Richtung von Heine hat sich der Schriftsteller Karl Gutzkow angeschlossen. Das Werk, mit dem er als Wiederhersteller auftritt, ist betitelt: Schleiermacher's vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer Vorrede von Karl Gutzkow. Die Lucinde von Schlegel liegt dem Zusammenhange dieser Zeilen zu fern, als daß wir über sie zu berichten hätten. Dieser Roman gehört der Vergangenheit, und nach dem späteren Charakter seines Verfassers auch der Vergessenheit an. Dasselbe läßt sich von den vertrauten Briefen sagen. Auch ist es nicht das Unsittliche selber in dem besagten Roman, was den Verfasser der Briefe zu einem Lobredner desselben gemacht hat, sondern vorzüglich die künstlerisch geistreich dargestellte Idee, wie die Sinnlichkeit in der Liebe geweiht werde durch den Geist der Liebe, und wie die geistige Neigung sich sinnlich vollende. Bei alle dem stützte sich die Begeisterung für diese an sich wahre Idee mit übermüthiger, unsittlicher Verwegenheit auf ein schlimmes Exemplar. Wie es sich nun mit der Autorschaft auch verhalten möge, unedel im höchsten Grade bleibt es, daß Gutzkow dieses Produkt als Opfergabe auf das Grab des ehrwürdigen Todten legt, gleichsam um dem geheiligten Schatten noch eine alte Jugendsünde vorzuwerfen, oder vielmehr, um ihn zum Zeugen für die Wiederherstellen aufzurufen aus seiner Ruhe. Man sollte wenigstens durch ein gewisses Schicklichkeitsgefühl abgehalten werden, Gräber zu verunglimpfen, die man nicht zu betreten werth ist. Nun hat aber Gutzkow mit der leichtesten Mühe durch den Kunstgriff dieser Herausgabe scheinbar viel erreicht. Mit einem Schlage bringt er auf diese Weise drei Werke in's Publikum, die er für geeignet hält, der Reformation der Liebe, nach seinem Sinne, Bahn zu machen. Wenn er aber auch wieder Leser gewonnen hat für die Lucinde; ihre dogmatisirende Kraft bleibt gebrochen an der katholisch-kirchlichen Auctorität des gezeitigten Schlegel. Und eben so bleiben die vertrauten Briefe kassirt durch die protestantisch-sichliche Auctorität des geläuterten Schleiermacher. Ein Fortschritt, oder eine geistig neue, dogmatisch bewegende Kraft könnte sonach nur in der Vorrede von Gutzkow selber liegen. Aber diese ist ein unbedeutender Erguß seiner Empfindungen bei der Gelegenheit dieser Herausgabe, ein höchst unklarer Erguß, der weniger Dogma enthält als Geist, weniger Geist als Galle. Am Eklatantesten ist in dieser Vorrede das Hohngelächter, das er laut werden läßt über die Reihen derer, welche um Schleiermacher trauern, indem er ihnen dieses Dokument entgegenhält, nach welchem der Mann, den sie verehren, einstmals auch ein Wiederhersteller gewesen seyn soll. Er verhöhnt, so gut er kann, Schleiermacher's Zuhörerinnen, seine Schüler, seine Anhänger, endlich die „Pfaffen" insgesammt. „Man will auch wissen," ruft er ihnen zu, „daß man es bereits erfahren hat, der Weg zum Himmel durch die Kirche sey nur ein zeitraubender, ermüdlicher Umweg, und daß es Geschichte, Streben nach Wahrheit, Enthusiasmus der Schönheit gegeben hat." Man höre doch nur den neuen Propheten, was er für unerhörte Dinge verkündigt. Es hat Geschichte gegeben — apokalyptisches Wort, wie neu, wie wahr! Es hat Streben nach Wahrheit gegeben — wieder



eine Verkündigung aus der neuesten, tiefsten Weltahnung, die den armen Pfaffen das Verständniß eröffnen soll. Und Enthusiasmus der Schönheit hat es gegeben, das ist das Dritte. Hier raset nun der begeisterte Weltprediger in einer Vision, die ihn überwältigt, und sein Styl wird unklar. — Er will „sagen von den Ahnungen jenes neuen Glaubens, welchem sich die von Eurem (der evangelischen Pfaffen) gemißhandelte Menschheit hinzugeben sehnt." Was will er sagen? Er hält uns noch lange hin mit Worten, bis es zum Sagen kommt. Denn auch dieser Wiederhersteller liebt das Reden in's Blaue, und trägt kein Bedenken, auch in der Bildung von Widersprüchen den Heine nachzuahmen, dessen Genialität er übrigens nicht von ferne erreicht. Man höre ihn klagen: „Die Liebe, noch hat sie mich nicht glücklich gemacht; und doch ist sie der Anker meines Lebens. Wir lieben schlecht — — Ich rufe jeden ächten Sohn der Zeit auf, ob er ein Herz gefunden, das seiner hohen, gefügelten Seele genügt?" Später ruft er seine Rosalie, die er in männliche Kleider gesteckt, und mit Sporen an ihren seidenen Stiefelchen versehen hat, herbei, ihm zu bezeugen, daß die Weiber in solcher Mannestracht männliche Begriffe bekämen, und einsehen lernten, wie viel dazu gehöre, Männer glücklich zu machen. Sie also weiß es nun, sie macht ihn glücklich. Und noch hat ihn die Liebe nicht glücklich gemacht. Er ist nach seinem System mit Rosalien verbunden. Und noch liebt er schlecht, nach seiner Klage. — Endlich sagt er es denn, die neue Religion werde die Genialität der Liebe seyn. Zu dem Ende müssen nun erst noch die Mädchen genial werden. Denn „das Unglück dieser Zeit ist, daß die Frauen hinter den Männern so unendlich weit zurückgeblieben sind." — „Sie verstehen uns ja gar nicht mehr: unsere Ausdrücke nicht, unseren Styl, unsere Gedanken, unsere Interessen." Gott gebe, daß sie ihn und alle Wiederhersteller nicht verstehen lernen. Wie aber sollen sie diese Männer verstehen lernen? Wie sollen sie genial werden? „Ich wüßte ein Mittel," sagt Gutzkow, „das hier zauberhaft wirken könnte. Zwingt eure Geliebte, sich in männlichen Kleidern zu tragen. Dann wüßte sie doch, wie es sich lebt unter einem Überrock mit zwei Reihen Knöpfen, unter einer Sholyweste à la Robespierre u. s. w." So werden die Weiber der Wiederhersteller durch den Schneidermeister zur Genialität in der Liebe gebildet, so werden sie, die unendlich weit zurückgeblieben sind hinter den Männern, durch einen schweren Überrock geschwind zum unendlich schnellen Fortschritt gebracht, und wenn sie Sporen tragen, wie Rosalie, so können sie Reformatoren und Philosophen von dem Schlage des Herrn Karl Gutzkow verstehen. Auf alten, ächten Bildungswegen wird man auch schwerlich zu dem vollen Verständniß dieses dunklen Schriftstellers vordringen. Endlich erfahren wir aber doch etwas Weiteres von seinem System. „Freilich," sagt er, „ist die sogenannte erste Liebe die reizendste, aber sie ist die schädlichste für die allgemeine Tradition und Kunst zu lieben." Dafür hat er mehrere Gründe; der letzte ist, „weil sie sich eine so bindende Kraft angeeignet hat, daß über der Furcht, untreu zu seyn, über einem ganz bürgerlichen Ehrgefühl, das von einem Amte, von

einem Geheimnisse, vom Ordinärsten auf das Göttlichste und die Ewigkeit übertragen worden ist; alle jene schon im Brautstande verkümmerten Ehen, jene Wasserfuppenhochzeiten, und die ganze Misere ordinärer Kindererzeugung und schimmlichter Brodterwerbung aufkam." Die Treue in den Verlöbnissen der Liebe, das lernen wir also hier, beruht auf einem ganz bürgerlichen Ehrgefühl, welches der Schriftsteller ganz aristokratisch, hochadelich — er ist also kein Demagoge — verachtet. Ihm ist das Bürgerliche das Beschränkte, das Gemeine. Ihm ist die ordentliche Kindererzeugung eine ordinäre, eine Misere. Aus dieser Misere sind freilich die Heroen des Menschengeschlechts hervorgegangen. Schande über die miserable Feder eines Schriftstellers, der den geheimnißvollen, ehrlichen, ehelichen Ursprung christlicher Generationen lästert! Wir bedanken uns alle zu Hunderten und zu Tausenden für den schönen Adel eines genialen Ursprungs nach seinem System, den er uns wünschen möchte. Er aber ruft aus: Wehe, daß die erste Liebe bindende Kraft hat! Er bedauert, „daß die Frauen in Verlegenheit kommen, wenn man verlangt, daß sie sich von der ersten Liebe emancipiren." Zuletzt wird seine angedeutete Doktrin zum Aufruf. „Der Aufruf ist der: Schämt euch der Leidenschaft nicht, und nehmt das Sittliche nicht wie eine Institution des Staates! Vor allen Dingen denkt über die Methodik der Liebe nach, und heiligt euren Willen dadurch, daß ihr ihn frei macht zur freien Wahl! Der einzige Priester, der die Herzen traue, sey ein entzückender Augenblick, nicht die Kirche mit ihrer Ceremonie und ihren gescheiterten Dienern. Die Sittlichkeit im Verkehr der Geschlechter, wenn ihn die Liebe heiligt, hängt am schlechtesten mit der Gewohnheit zusammen, welche auch immer das Gewöhnliche ist."

Jetzt kann ihn Jeder verstehen. Man soll der Leidenschaft der Liebe Folge geben in sinnlicher Geschlechtslust: Conkubinat. Man soll sich durch die erste Liebe nicht gebunden halten, die Gewohnheit ist nicht das Sittliche: freiwechselndes Conkubinat. Die Liebe heiligt einen solchen Verkehr der Geschlechter. Dies ist die letzte Instanz, wodurch der Verfasser sich als antichristlichen Rehabilitator charakterisirt.

Schließlich schmäht er noch einmal die Geistlichen, und geht damit über zu einem Schlußwort, das sich selber richtet und ihn:

„Auch zur Ehe bedarf ich Eurer nicht: nicht wahr, Rosalie?"

„Wo ist Franz? — Komm du holder Junge, den sie mir heimlich getauft haben! — Sprich: wer ist Gott? Du weißt es nicht: unschuldiger Atheist! philosophisches Kind? Ach hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher seyn!"

Wenden wir uns nun zu dem Werke von Theodor Mundt, betitelt Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen, so kommen wir von der erwähnten, ganz abscheulichen Vorrede wieder zu einem Werke von schönem Styl und geistigem Gehalt, zu einem Werke, das an Poesie und Gedanken reich ist, und im Vergleich mit den beiden vorgenannten das Verdienst hat, auf einer idealeren, schwierigeren Bahn, bei großen Unklarheiten und Schwankungen, dennoch frei geblieben zu seyn von den groben Widersprüchen, in welche der Lügengeist so



leicht, ja so unvermeidlich auch seine genialsten Kinder verwickelt. Von realen, sachlichen Widersprüchen kann man dieses Werk freilich auch nicht frei sprechen. Der erste liegt schon auf dem Titel, denn die Heilige ist ein Weltkind gemeinen Sinnes, eine Gefallene ohne Reue. Auch ist der Styl dieses Werkes zwar schön, aber nicht rein, namentlich manirirt durch eine überitalienische Lebhaftigkeit des Ausdrucks, die in eine oft wiederkehrende Wiederholung von Exklamationen gelegt ist. Doch wir wollten ja dieses Buch nicht eigentlich recensiren. Das Sittliche, wodurch dieses Werk sich von anderen Werken verwandter Tendenz unterscheidet, tritt in verschiedenen, bedeutenden Momenten hervor. Der erste Moment dieser Art liegt darin, daß der Verfasser — ein vagabundirender, Deutscher Schriftsteller, wie ihn Herr Mundt nennt, und von dem er sich selber als Herausgeber, wohl zu merken, unterscheidet — eine nächtliche Unterhaltung mit der Madonna in ihrem Garten nur dazu benutzt, in idealem Weltsinn mit ihr zu sympathisiren, und sie in seine weltfreien Ahnungen im Gegensatz zu den Klostersatzungen des Katholicismus einzuweihen. Ein zweiter Moment dieser Art ist der Fall dieser Madonna. Sie fällt, nachdem sie die furchtbarsten Verführerkünste eines liederlichen Grafen überwunden hat, indem sie sich auf die Stube eines frommen Candidaten flüchtet, vermöge ihrer tiefliegenden, gemüthlichen Neigung zu diesem, in der aufgeregtesten Stimmung, und in einer ganz außerordentlichen Gelegenheit, die den Beiden zu mächtig wird. Außerdem fühlt man es dem Verf. an verschiedenen Stellen an, daß es ihm mitunter unheimlich wird in seiner unbestimmten, trunkenen Weltbegeisterung. Das Lied Stabat mater dolorosa, welches ihm seine Weltheilige singt, beunruhigt sie und ihn, indem sie seine heilige Macht fühlen. Er ringt danach, eine reinere, außereheliche Geschlechtslust zu unterscheiden von der Hurerei, indem er seine Madonna schreiben läßt: „Ich bin keck und frei genug, die Augen noch dreist und harmlos aufzuschlagen, wenn mich die Südwinde meiner eigenen Leidenschaft verschlagen haben an gefahrvolle Klippen; ich bin dann noch ein Kind meines Willens, ein Kind meines Schicksals, und ein Kind meines Gottes. Aber fremder Leidenschaft widerwillig gefallen zu seyn, ist eine Beschimpfung des ganzen Daseyns, gegen die nichts Anderes mehr als Lukretia's Tod hilft." Er versucht es hin und her, seinen Weltsinn als einen christlichen, höheren, christlich zu begründen, namentlich durch die Menschwerdung Gottes im Fleische. Er nennt das einseitige Fleischesleben der vorchristlichen Heiden Nuchlosigkeit, und schreibt: „Siehe, ich suchte nach Bildern derber Sinnlichkeit, und vor Titian's Venus wurde mir wieder heilig zu Muthe, und ein harmonischer Klang zog sich versöhnend durch meine ganze Stimmung. Nicht mit frivolen Augen schaue auf des Weibes ächte Schönheit, sondern den guten und heilerweckenden Gedanken hänge nach, zu denen der Gottesfrieden dieser Formen dich erhebt. Himmel, in welche Zauberwelt von süßer Gestaltung ist mein froherschrockener Blick gedrungen, und was das Leben der Erscheinung heißt, sindire ich in trunkener Vertiefung. Titian, erhabener Meister, großer Poet der Menschenform, lieblicher Schwan, der die geheim-

nißreiche Musik des Körpers austönt, dir danke ich! Und wie danke ich dir! Diese Venus predigt Weisheit zu mir her, wie eine gottgewaltige Philosophie, die mich mir selbst lehrt!" — Später scheint sogar aus seiner wilden, begeisterten Weltverworrenheit eine höhere Klarheit aufzutauchen. „Ihr Philosophen," ruft er den Hegelianern zu, „was euch fehlt, ist das Bild! Tollkühner Studirstubengedanke eines Weisen, ein Diesseits zu construiren, das bloß der Geist ist, ein Diesseits, das Logik geworden, und eine Logik, die Diesseits geworden! Ihr Philosophen, setzet das Bild in seine Rechte ein, und dann erst wird die Wahrheit des Lebens in ihrer vollgereiften Blüthe erscheinen! Wir sind Kinder dieser Welt! Der Geist verlangt nach dem Bilde, die Tiefe entbrennt in Sehnsucht nach der Gestalt! Ich kämpfe für die Wiedereinsetzung des Bildes. Um der Schwachen willen werde ich künftig, wenn ich einmal öffentlich über diese hochwichtige Sache sprechen sollte, nie mehr von der Wiedereinsetzung des Fleisches reden! Das Fleisch, in das Bild erhoben, erweist sich auch darin schon als das veredelte und geklärte Element, und als die Durchleuchtung des Geistes, der im Bilde Fleisch geworden ist. — — Ich kämpfe für die Wiedereinsetzung des Bildes." Am Ende erbietet er sich sogar der Protestantischen Kirche noch zum Helfershelfer gegen den Katholicismus, obwohl er früher den praktischen, edlen Protestantismus der Spenerschen Schule tief herabgewürdigt, und verunglimpft, und dagegen den höflichen Andachtsstyl vor Gott dem Könige in der Katholischen Kirche hoch erhoben hat, indem er die Madonna zur Protestantischen Kirche übertreten läßt in München, wohin sie aus ihrem Heimathlande Böhmen endlich gerathen ist. Er hätte sie nur immerhin können katholisch bleiben lassen, da man von evangelischer Erkenntniß und Bekehrung bei ihr doch nichts erfährt.

Durch eine andere Grundlinie des Werkes wird die sittliche Haltung desselben höchst zweifelhaft, oder vielmehr aufgehoben. Der Verf. lobt in einer langen Rede, die er mehr possierlich als humoristisch einem alten, kindisch gewordenen, bigott katholischen, Böhmischen Schulmeister, dem Vater der Madonna, vorträgt, die Memoiren des Casanova, durch ihre Verführungsgeschichten berüchtigt, und ihren Helden selbst. „Casanova, dieser außerordentliche Mann," heißt es, „ist mein vielfältiges Studium, meine Bewunderung und mein Nachdenken gewesen. Eine verdächtige Prüderie unseres Zeitalters hat mit moralisirender Wegwerfung von seinen Memoiren gesprochen. — — Ein höherer Standpunkt der Betrachtung bleibt dem Unbefangenen noch immer nicht benommen." Der Verf. nimmt also einen höheren Standpunkt als das sittliche Gefühl des Zeitalters, welches den niederen Standpunkt eines verführerischen Weltmenschen verwerflich findet. Er nennt ihn den größten Weltmann, den das moderne Zeitalter hat geboren werden lassen. Ihm ist er immer wie eine in der Klarheit des Weltmannes ausgesöhnte Mischung von Don Juan und Faust vorgekommen. Am meisten bewundert er an ihm, daß er sich selbst nie zum Ekel geworden, daß er an sein vergangenes Leben nicht mit Reue, sondern mit Liebe und Betrachtung zurückgedacht. Wenn man sich erst daran erinnert, daß es nach der Welttrunkenheit des Verf. nichts Höheres geben kann, als einen so vollendeten Weltmann, wie Casanova, so kommt man zu dem Werke in ein bestimmtes Verhältniß, so weiß man, woran sich der Verf., bei aller Unklarheit seiner idealistischen Empfindungen, im Leben halten will. Casanova steht ihm sehr hoch als ein Heiliger seines Systems, darum sagt er auch gerne von ihm, er sey lebenssatt gestorben, nachdem er ein biblisches Alter erreicht, und habe den Beweis geliefert, daß Lebensgenuß das Leben erweitert und stärkt, statt es abzuschwächen. Das Böhmische Mädchen, von dem er ein Stück Roman in seinem Werke liefert, nennt er darum seine Madonna, seine Heilige, weil sie Maria heißt, weil er sie an einem Madonnentage kennen gelernt, und zuerst bei einer Prozession gesehen hat, und ganz besonders wegen ihrer Sehnsucht nach der Lust und Herrlichkeit der Welt. Ihre Augen, sagt er, waren weltlich, welttrunken, weltgroß. Darum grade nennt er sie seine Heilige. Frevelhaft ist das Wahrlich, wahrlich, ich sage dir — womit er ihr zuruft: Du kannst keine größere Heilige auf Erden seyn, als wenn du eine Weltliche bist. Der Verf. mustert in Teplitz die weiblichen Nationalitäten. Am meisten scheint ihm die Polin zu gefallen, „die durch einen wunderbar blitzenden Gesichtszug verräth, daß sie genial und hingegeben in der Liebe ist, wie keine andere Frau." Am wenigsten scheint ihm zu gefallen „das hübsche, gute, Deutsche Mädchen, denn sie sieht aus, als hätte sie sich an frommen Erbauungsschriften, an den Glockentönen von Strauß und den Stunden der Andacht etwas schwindsüchtig gelesen." Man sieht, wie sehr der Verf. die leichteste Andacht scheut, da er schon von einer Ascese nach den Stunden der Andacht die Schwindsucht befürchtet. Dem Dichter Seume hält er eine Grabrede, worin er über dessen moralische Grundsätze spöttelt, trotz dem, daß er ihn übrigens hoch hält. Madonna fühlt nicht die mindeste Reue, keine Unruhe am Morgen nach der nächtlichen Scene, worin sie gefallen ist. Sie erzählt: „Ich sprang rasch auf, mir war wunderbar wohl zu Muthe, bis in mein innerstes Wesen hinein. — — Ja, das eigene Wonnegefühl, das tief aus mir heraufschlug, überwältigte mich so sehr, daß ich mich nicht halten konnte, ich sank auf meine Knie nieder, und betete, was ich so lange nicht gethan hatte, zu Gott. — Ich betete und dankte, daß er mich nicht verlassen, und daß ich fühle, wie er mit mir sey, und sein geistbeflügelnder Hauch mich im Innersten durchdringe, selbst bis in Fleisch und Blut hinein. — — So lange mir gut und fröhlich zu Muthe sey, wolle ich immer glauben, daß ich Alles, was ich auch gethan, recht und nach seinem Willen gethan."

(Schluß folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 24. Oktober. № 85.

## Über die Rehabilitation des Fleisches.

(Schluß.)

So zeichnet der Verfasser das Gewissen des neuen Weltkindes nach seiner Idee. Und diesem Gewissen gegenüber stellt er das Gewissen des Candidaten, mit dem sie gefallen ist, ohne Zweifel nach seinem Sinne das christliche Gewissen in den finstersten Gegensatz. Der Candidat fühlt gleich am anderen Tage die entsetzlichste Reue, er geht hin, und stürzt sich in die Elbe. Aber das christliche Gewissen wird sich weder zu der Verzweiflung des Candidaten, noch zu dem heuchlerischen, pantheistischen Leichtsinn der Madonna bekennen. Sie war sein Eheweib nicht; über diese Bemerkung wird der Verf. lächeln. Aber sie war auch seine Braut nicht — über diese Bemerkung lächle er nur nicht. Sie trifft, und straft ihn, da er das Fleischesleben in seiner isolirten Gestalt außer dem Geiste selber sich genöthigt fand, ruchlos zu nennen. Ist aber etwa das der Geist in den Umarmungen der Geschlechter, daß sie seelenvoll oder geistreich sind in ihrer sinnlichen Neigung? Dieser Geist hat auch den Griechen, dem Casanova und Don Juan nicht gefehlt. Und so fordern wir denn, abgesehen von den tief wesentlichen Forderungen der christlich-bürgerlichen Ordnung, wir fordern von jungen Leuten in Utopien selbst, außer der christlichen Geschichte, daß wenigstens Bräutlichkeit, die Weihe einer geistigen Verbindung, ein Gelübde für's Leben, ihre Umarmungen adle. Diese Madonna hatte von ihrem Candidaten noch keinen Ring, noch kein Wort, darum war es gemeiner, niederträchtiger Leichtsinn, daß sie sich an dem besagten Morgen so wohl fühlte bis in das innerste Leben hinein. Selbst als Chinesische Jungfrau hätte sie sich an jenem Morgen beunruhigt fühlen müssen bis in's innerste Leben hinein, weil sie nicht mehr Jungfrau war, und doch auch weder Braut noch Frau. Und der arme Candidat! Die besten Bücher der christlichen Theologie und Moral hatte er in der That nicht gelesen bis in die Mitternächte hinein, sonst hätte er seine Sünde nicht in der Gestalt eines unverträglichen Verbrechens gesehen. Er mußte das Mädchen, das mit ihm gefallen war, schützen, er mußte sie heirathen, und dann konnte er immer noch als ein respektabler Tagesschriftsteller sein Brodt verdienen, und seine Weltheilige ernähren. Dichte man doch nicht dem Christenthum oder auch nur der christlichen Richtung in unserer Zeit solcherlei halsbrechende Plumpheiten selbstmörderischer Buße an. Man schlage die statistischen Tabellen nach, und sehe zu, ob es verzweifelte, fromme Candidaten sind, die sich in die Elbe und in die anderen Flüsse stürzen, oder ob es nicht Weltkinder sind, verzweifelte Wiederhersteller, verführte Mädchen. Auch das Seelenbild der Madonna ist durchaus verschroben. Ein solches Wonnegefühl und Wohlgefühl wird kein Mädchen von Ehre durchdringen, welches die Aussicht erlangt hat, Mutter zu werden ohne Mann. Das Schlimmste aber ist bei dieser Dame, daß sie sich so gottselig wähnt, indem sie so weltselig ist als Weib mit mütterlichen Aussichten ohne Mann. Diese ächt pantheistische, St. Simonistische oder rehabilitationsmäßige Vermischung des ungöttlich, ungesetzlich Sinnlichen mit dem Göttlichen ist eben das Unsittlichste, Gefährlichste und Verwerflichste an diesem Werke. In diesem Sinne lobt der Verf. die Pragerinnen folgendermaßen: „Das am hänfigsten gesehene blaue Auge strahlt ein dunkles Feuer von sich, und läßt in eine brennende Tiefe schauen, aus der Muth, Seele, Andacht und Liebe leuchtend auftauchen. Es sprüht etwas Katholisches aus diesem dunkel flammenden Blick der Pragerinnen, und zugleich so viel Sinnengluth; es ist eine frivole Mystik, welche das Auge zu uns emporschlägt, und das unsere, Blick um Blick gefangen hält." Der Verf. gehört nicht zu jenen frivolen Kirchgängern, welche in die Dome gehen, um sich wollüstig zu weiden an der reizenden Haltung der Beterinnen. Er sieht sie in die Kirche treten und spricht: „Ich weiß nicht, soll ich mit ihnen beten gehn, und die Messe hören, und meine Sinne erst in frommer Musik berauschen, dann im dreisten Glück der Liebe!" In dieser Eigenthümlichkeit ist grade dieses Werk das mächtigste unter den Wiederherstellungsschriften, nämlich in der verwegenen, gottlosen Identificirung der Wollust und der mystischen Gottinnigkeit. Und insofern ist es bei weitem das gefährlichste — das gefährlichste wegen des reichen Maaßes durchblitzender höherer Ahnung, wegen der durchgehenden philosophisch-poetischen Haltung und wegen der mystisch helldunkelen Ausdeutung der christlichen Mysterien zu einer laxen Weltreligion, verbunden mit dem starken, narkotischen Gemälde geschlechtlicher Sturmscenen, und einer durchgehenden Hindeutung auf eine Weltliebe à la Casanova. So scheint dieses Werk ganz besonders dazu geeignet, wie eine Brandrakete idealistischer, geistberauschender Verführung hineinzufahren in unsere jüngere, gebildete Generation, und wohl mancher Studiosus und Gymnasiast möchte noch wie jener Candidat Mellenberg durch diese Madonna verführt werden, wenn sie in so gewaltiger Aufregung, mit aufgelöstem Busentuch sich auf sein Zimmer bergend flüchtet. Manche Jünglinge, die nach ihrem sittlichen Gefühl noch Kraft haben, das Werk von Heine zu verachten, das Werk von Gutzkow zu verabscheuen, können durch die insinuante, hochphilosophisch, hochreligiös thuende Idealität dieses Buches bestochen werden. Der Verf. tritt gar nicht so grob antichristlich auf wie jene beiden. Zwar kann sich auch dieser Wiederhersteller nicht ganz enthalten, dem Christenthum etwas von dem plumpen Vorwurf aufzubürden, daß es die

erschaffene Sinnlichkeit gekränkt habe. Er sagt: „Das Christenthum, durch das Gott in die Welt gekommen, war es aber grade, das diesen Zwiespalt zwischen Gott und Welt aufbrachte und immer unheiliger befestigte. Jene Zeiten der christlichen Ascetik brachten den Begriff der Weltentsagung hervor, und die Kasteiung und Geißelung des Fleisches sollte zu Gott führen, der jenseits der Welt angebetet wurde." — Doch setzt er gleich berichtigend hinzu: „Diese gottlose Verzerrung des Christenthums war jedoch die reine Lehre nicht selbst, sondern eben die aus dem Mißverstand der Zeiten geborene Karrikatur, in welche sich der ausgetriebene Teufel des Fleisches noch einmal hinein zu retten versuchte." Er ruft den St. Simonisten zu: „wie falsche Propheten seyd ihr gewesen, wenn ihr verkündigt habt, das Christenthum sey ausgelebt, und bedürfe eurer Umgestaltung, weil es noch lehre, daß das Reich Gottes nicht sey von dieser Welt. Zwar hat die religion St. Simonienne das unendliche Verdienst, zuerst wieder darauf hingewiesen zu haben, daß die Welt in Gott sey, und Gott in der Welt. — — Dennoch aber sind der St. Simonisten religiöse Meinungen verdammnißwürdig (auch dieses Weltkind verdammt seine Geistesverwandten von unendlichem Verdienst), weil durch ihre Lehre von der Materie, die Alles ist und auch Gott, nur ein heidnischer Pantheismus herauskommt, und selbst die Religion zur Industrie wird. — Falsche Propheten seyd ihr gewesen, ihr St. Simonisten, sage ich. Denn wenn ihr predigt, Gott sey Geist und Fleisch, so betet den menschgewordenen Gott in Christus an. Eure mit unreinen Schlacken gemischte Lehre ist im Christenthum längst und ursprünglich als etwas Reines, und in eine große Zukunft Hineindeutendes enthalten. Ich meine, daß ich an eine Perfektibilität des Christenthums glaube, ja daß ich sie weiß an mir selbst. Das Christenthum bedarf keiner künstlichen Umgestaltung, keiner systematischen Revolutionen, aber es ist fähig einer Entwickelung bis in alle Ewigkeit der Zeiten hinein." Man sehe doch, wie hier der renommirte Herausgeber, der seine Beiträge zu den Berliner Jahrbüchern liefert, dem renommirenden Verfasser der Madonna gleichsam die Feder führt, wie der Verfasser hier das arme, hartbedrängte Christenthum einmal in Schutz nimmt gegen die St. Simonisten, so wie früher einmal den Don Juan-Faust Casanova und seine Memoiren gegen die Prüderie des Zeitalters, wie er hier den großen Bekehrungseifer zeigt, determinirte Antichristen aufzufordern zur Anbetung Christi, während er früher mit sinnlicher Welttrunkenheit die reizenden Stellungen christlicher Beterinnen gemustert hat. Auch das Hegelsche System ist ihm nicht fromm genug — „diese versteinerte Gegenwart, ohne Zukunftshimmel." Er will eine Einheit von Seyn und Denken, von Philosophie und Poesie, von Diesseits und Jenseits, von Gott und Welt, von Körper und Geist, von Form und Inhalt. Und das Kind der schmerzensreichen Mutter „ist in die Welt gekommen, um die Welt zu heiligen. Dies ist das Kind, nach dem das ganze Lebenselend schreit und seufzt! Dies ist das Weltkind, das die Versöhnung bringt, der Mittler, welcher den Segen spricht über die Formen der Erde." So sucht der Verf. hier und an vielen



Stellen durch ein mystisches Helldunkel weitsinniger, gottinniger Reden seine Christlichkeit zu behaupten, sein System christlich zu begründen. Das Verdienst, dieses System in's Klare zu stellen, will ich nun gerne Anderen überlassen. Wenn einer in kleiner Weltwinkeltrunkenheit verworren redet, wie könnte man von einem Welttrunkenen ein klares, bestimmtes System erwarten? Die Mißdeutung des Christenthums nach seinem Weltsinn, die Lobpreisung Christi als des versöhnenden Weltkindes neben der Bewunderung Casanova's als des vollendeten Weltmannes, ist zu verhorreseiren. Und so kann man sagen: je mehr Christliches in diesem Buche zu seyn scheint, desto mehr Antichristliches ist darin, obwohl es scheint, daß das Christenthum diesen Verf. festhalten will. Der Verf. lehrt ausdrücklich nichts gegen die Ehe, wohl aber gegen die Treue, indem er ausruft: „Man kokettire nur nicht mit der Treue, damit man sich selbst nicht untreu werde, denn ohne große Treulosigkeiten geht es einmal in der Geschichte und im Leben nicht ab." Er ruft freilich seiner Geliebten zu: Du, du, ich bin dir ewig treu! — setzt aber gleich warnend hinzu: Du, du, nimm dich in Acht, es ist das Princip der Bewegung!

Deutsche Frauen und Jungfrauen, die Wiederhersteller warnen euch selbst, nehmt euch vor ihnen in Acht.

Wie weit sich außerdem die junge Wiederherstellungs-Litteratur noch erstreckt, kann ich nicht genau angeben. Wer weiß was bei Hoffmann und Campe gestern und heute noch Alles ist gedruckt worden, und was sonst hin und wieder noch für modernstes Weltunkraut gedeiht! Es wird nicht fehlen an neuen, nie gesehenen Larven des alten Menschen, der sich als der neue Mensch gebährden will, um den Weltthron einzunehmen, der dem neuen wiederkommenden Menschen bestimmt ist. Es wird nicht fehlen an verunglückten Fortbildungen des Christenthums zur Weltreligion, sey es in rationalistischer Wahlverwandtschaft mit den Wolfenbüttelschen Fragmenten, in einer Summa Summarum regressiver Progressiv-Orthodoxie, sey es in mystisch Böhmischer, und lebenslustig Böhmischer Welttrunkenheit, sey es mit feierlicher Abschwörung des alten Christenthums in großsprecherischen Reden — es wird nicht fehlen an solchen Karrikaturen, da das Christenthum im heiligsten Sinne zur Weltreligion werden soll, und die Zeiten nahen, in denen es durch große Kämpfe und Siege dazu kommen wird, das ganze Weltleben zu beherrschen, zu läutern und zu verklären. Wenn es nöthig wäre, jede Schrift der bezeichneten Tendenz hier zu beleuchten, so wäre wohl zuvörderst noch über die Schriften von Wienberg und Laube zu berichten gewesen. Auch Wienberg schließt sich in seinen „ästhetischen Feldzügen" jener Faktion der Wiederhersteller an, welche verkündigen, das Christenthum habe sich ausgelebt. In diesem Sinne schreibt er: „Eben so gefährlich, als die neu erwachende Sinnlichkeit der Griechischen Kunst ward der ursprünglichen Anschauungsweise des Christenthums der scharfe Verstand, der ungläubige Witz, der scharf die Dinge scheidet, der klar und hell in die Erscheinungen blickt, und der fressend, zehrend den Zauber, der ihn fangen will, durchschneidet. Und so sieht sich dasselbe von zwei Richtungen in die

Mitte genommen, von der Sinnlichkeit und vom Verstande, und es gährt wieder wie ehemals in einem neuen, geschichtlichen Prozesse, und Jeder von uns fühlt sich mitbegriffen, bewegt und erschüttert im Weben der Zeit, und sucht der Richtung zu folgen, welche sich am herrschendsten in ihm geltend macht." — — „Verstand und Sinnlichkeit habe ich als diejenigen Kräfte genannt, welche die entschiedenste Richtung gegen die Anschauungsweise der alten Zeit eingeschlagen. Unzweifelhaft sind es diese beiden Elemente, auf deren harmonischer Vereinigung die Form der neuen Anschauung beruhen wird. — Nicht nur poetische, sondern historische Bedeutsamkeit hat die Sage vom Faustus, der seine Bücher an die Wand wirft, und im Überdruß nichtiger Weisheit sich in das bunte Leben stürzt, um sein verwelktes Herz wieder mit den Strömen der Liebe und des Hasses auszufrischen. — Göthe hat im Faust Niemand anders als sich selbst und den Drang der neuen Zeit geschildert. Freilich stammt das Mährchen noch aus einer Zeit, wo das Recht des Sinnlichen geltend zu machen gegen die Anmaßungen des Spiritualismus, als ein schwarzes Verbrechen erschien, woher denn auch der Faustus nach der Sage von Gott abfällt, und einen Bund mit dem Bösen schließt. — — Das Deutsche Volk ist selbst jener gelehrte Doktor Faust, der nach materiellen Genüssen verlangt, und dem Fleische seine Rechte wiedergibt. — Behauptung der Rechte des Verstandes und des sinnkräftigen Gemüthes, darauf dringt der Geist der neuen Zeit. Über unserer Asche wird sich ein neues Europäisches Griechenthum erheben, angemessen dem geistigen Fortschritt, den das Christenthum vorbereitet hat. — Schafft uns ein kräftiges Geschlecht, sprengt die Bande, die den Kraftguß schöner Neigungen und Triebe sündhaft gefesselt halten." Diese Auszüge mögen hinreichen, um die Richtung von Wienberg zu charakterisiren. Gegen das Ende hin hält er seinem Lehrmeister Henri Heine*) eine Lobrede. Er ist dem Christenthum entgegen mit seiner Sinnlichkeit und mit seinem Verstande. Diese Opposition ist sehr radikal, wie es scheint. Doch wüßte das Christenthum seine Sinnlichkeit wohl noch ehrlich zu befriedigen, wenn er nur nicht auch den Dünkel hätte, eine neue Weltreligion mit zu machen. Und mit seinem Verstande möchte es das Christenthum wohl auch noch aufnehmen, wenn er nicht so ins Weite drum herum redete, und sich auf Untersuchung und Prüfung des christlichen Verstandes einließ. Doch zieht es der Verf. vor, daß er mit dem Doktor Faustus, daß sich das Deutsche Volk mit ihm, dem Teufel ergebe im Verlangen nach materiellen Genüssen, in der Wiederherstellung des Fleisches. Darauf hat denn nach seiner Logik das Christenthum vorbereitet. Was für Bande er gemäß seiner neuen Weltanschauung gesprengt wissen will, muß der Leser errathen, ohne Zweifel hat er den Gegensatz im Sinne, den Heine macht zwischen hübschen Konkubinen und kalten Eheweibern. Seine Schrift ist dem jungen Deutschland gewidmet. Aber das junge Deutschland wird hoffentlich von dem mündigen Deutschland belehrt werden, die Erkenntniß des Schönen nicht zu suchen in einer Schrift, die den Mephistopheles des Faust zu einem guten Engel machen will, den schauerlichen, schwarzen, garstigen Pudel zu einem weißen, schönen Lamme.

*) Nicht Harri Heine, wie in unserem ersten Artikel als Druckfehler steht, woselbst auch das Wort: Gott ist in unseren Küssen verdruckt ist in das Wort: in unseren Lüsten.



## Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen. Herausgegeben von Theodor Mundt. Leipzig, Gebrüder Reichenbach. 1835.*)

### Erster Artikel.

Die Lehre von der Wiedereinsetzung des Fleisches in die ihm von dem Christenthum entrissene Herrschaft wird gegenwärtig von dem St. Simonismus in Frankreich und — in Deutschland als seine neue Erfindung ausgeschrieen, und als die Blüthe der verjüngten Zeit, als ein großer Fortschritt der Menschheit begrüßt, mit dem eine neue Aera, ein junges Europa, ein junges Deutschland anfangen soll. Aber diese neue Zeit irret sich sehr, wenn sie sich für eine junge Schönheit hält, denn sie ist so alt, als der Sündenfall, sie ist nur mit dem zunehmenden Alter immer häßlicher und schmutziger geworden. Schon in der Bibel erscheint jene Fleischeslehre als das Weib Jesabel, und die fleischliche Gesinnung als eine Feindschaft wider Gott, Röm. 8, 7., deren Vater der Antichrist ist. In dem neuen St. Simonismus wird die uralte Nikolaitische Lehre vom Fleische nur neu ausgelegt: sie ist es, welche der Geist hasset und verdammet, — Offenb. 2, 15. — aber auch zum Voraus geweissagt hatte; denn es stehet geschrieben: „Es werden Spötter kommen, die nach ihren eigenen Lüsten des gottlosen Wesens wandelu; diese sind es, die da Rotten machen: fleischliche, die da keinen Geist haben."

Oft schleicht sich auch diese Lehre vom Fleische, mit der wir geboren werden, ohne diesen ihren häßlichen Namen in die Herzen, ehe sie sich's versehen, und, weil unversehen, nur desto tiefer: oft wird ihre innere Häßlichkeit durch allerlei Räsonnements und schöne Gefühle überkleidet. Hievon gibt uns in obigen Unterhaltungen mit einer Heiligen der Herausgeber ein neues aus dem Leben gegriffenes Beispiel, worüber diese Blätter, auch abgesehen von der allgemeinen Zeitrichtung, die sich darin abspiegelt, um so weniger schweigen mögen, als diese Erscheinung nur zu viel Aufsehen, aber auch zum großen Theile einen gerechten Widerwillen gegen sich erregt hat.

*) Obgleich dies Buch schon in dem vorhergehenden Aufsatze mitbesprochen worden, so halten wir es doch für angemessen, noch diese besondere Anzeige desselben hier mitzutheilen. Die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes wird schon jetzt Allen einleuchten, welche die Zeichen der Zeit zu beurtheilen vermögen, in nicht ferner Zukunft auch denen, deren geistiges Auge weniger scharf ist; und es gewährt besonderes Interesse zu sehen, wie er von zwei Verfassern behandelt wird, die innerhalb des Christenthums auf verschiedenem Standpunkte stehen, zu erkennen, wie auch hier das in necessariis unitas sich bewährt.

Anmerk. der Red.

Es sind Papiere eines jungen Reisenden, in welchen der letztere, — den wir mit dem Herausgeber nicht verwechseln dürfen, — in Verbindung mit einem gefallenen Mädchen, das deshalb zu einer neuen Madonna canonisirt wird, die alte Lehre von der Wiederherstellung des Fleisches zu einer Rehabilitation des Bildes ausgebildet hat. Aber dieser versöhnende Euphemismus, welcher gleichzeitig das „freie Weib" zu einer Weltheiligen umwandelt, enthält keine wesentliche Veränderung in der materialistischen Lehre von der Apotheose des Fleisches, denn unter dem Bilde wird nichts Anderes, als das Fleisch in seiner Alliance mit der Seele verstanden, wo beide bleiben wie zuvor. Und sie müssen auch bleiben, wie zuvor, — und eben darum auch dem Gesetze unterthan bleiben, — denn die Ästhetik des Fleisches kann dieses wohl beschönigen, verschönern, und noch genußreicher machen, aber sie kann es nicht verklären und reinigen: seelisches Fleisch ist auch Fleisch, denn Fleisch, σαρξ, bleibt Fleisch, und Seele, ψυχη, bleibt Seele, so lange — bis das Feuer hinzukommt, unter dessen verzehrenden und läuternden Flammen Beides Eins wird, als Geist, πνευμα. So bleiben Asche und Sand, was sie waren, bis daß das Feuer Beide ergreift und verzehrt, wodurch Beide in ihrer Aufhebung Eins, und im Glase rein und durchsichtig werden.

Der zweite Unterschied zwischen der Lehre vom Bilde und dem St. Simonistischen Materialismus ist dieser, daß der junge Pilger, — von der Zeit bewegt, verschroben und verschraubt, wie er ist, — seine neue Lehre als den tieferen Sinn des Evangeliums, als das innerste Mysterium des bis jetzt nur exoterisch aufgefaßten Christenthums verkündigt, während die religion St. Simonienne ihren Gegensatz zum Evangelium offen einräumt. Darum läßt auch dieser neue Prophet seine Doktrin aus der Evangelischen Kirche hervorgehen, und seine Heilige in die Protestantische Kirche übertreten, während der St. Simonismus als ein Abfall aus der Katholischen Kirche sich constituirt. Es ist einleuchtend, daß durch diesen Vorwand, gegen welchen die Protestantische Kirche von neuem protestiren muß, der traurige Irrthum unserer Zeit nur noch gefährlicher und verführerischer wird, wiewohl es Nachdenkenden nicht leicht entgehen kann, daß es eben nur ein neuer Irrthum ist, womit der alte bedeckt wird, wenn dieser Christo selbst aufgebürdet wird, welcher nicht in das Fleisch gekommen ist, daß das Fleisch bleibe, sondern daß es mit ihm sterbe, um zu leben. Allerdings ist in dem Evangelium auch eine Rehabilitation und Restauration des Fleisches gegeben und verkündigt, — dazu ist Christus in das Fleisch gekommen —; allein diese Wiederherstellung und Redintegration des Fleisches geschieht nicht anders, und kann nicht anders geschehen, als durch den Tod des Fleisches, oder, mit anderen Worten, durch den Tod des Todes: denn „fleischlich gesinnt seyn, ist der Tod: und geistlich gesinnt seyn, ist Leben und Friede." Röm. 8, 6.



Wohl ist diese Tödtung des Fleisches, welche das Evangelium als unerläßliche Bedingung voraussetzt, auch wieder von Vielen fleischlich verstanden und geübt worden: sie ist oft zu selbsterwählter Selbstquälerei umgeschlagen, — darin hat der neue Prophet nicht unrecht, es ist aber auch diese Richtung zu allen Zeiten als eine Verirrung anerkannt worden.*) Solche Erscheinungen, in welchen selbst die Tödtung des Fleisches wieder in's Fleisch gekehrt wird, zeugen nur noch mehr von der Macht, welche dem Fleische geblieben ist, überall wo der Glaube nicht zum Geiste durchdringt. Aber darum ist die unmittelbare und als unmittelbar freilich sehr wohlfeil zu erlangende Restauration des Fleisches in der Weise des Bildes nicht weniger fleischlich, sondern noch viel fleischlicher, viel verderblicher und liederlicher, als die fleischliche Tödtung des Fleisches.

Wenn diese Lehre von der Rehabilitation des Fleisches gegen das Gesetz anstrebt, so meint sie auch in dieser Beziehung im Evangelium ihre Auctorität zu finden. Es ist auch wahr, — und diese Wahrheit muß anerkannt werden, um den wahren Gegensatz desto bestimmter herauszustellen, — es ist wahr: auch das Evangelium lehrt und verkündigt überall die Aufhebung des Gesetzes in der Freiheit, welche das Gesetz des Geistes ist, und die Auflösung seiner zwingenden Macht in der Liebe, seiner absperrenden und ausschließenden Zucht in der Gemeinschaft der Geister, wo kein Verhältniß das andere stört oder verunreinigt; aber solches Alles will geistlich gerichtet seyn, es geschieht auch nur durch Vermittelung und Verklärung, während das Fleisch nur eine fleischliche oder seelische, d. h. unvermittelte „Emancipation" kennt. In dem Verbote erkennet es nur die Hemmung, und fühlt knechtisch den Stecken: aber es weiß nichts von der Nothwendigkeit dieser provisorischen Hemmung in den Tagen des Fleisches, und noch viel weniger kann es erkennen, daß in diesem Hemmungsmittel zugleich ein vorbereitendes Läuterungs- und Befreiungsmittel gegeben ist. Die Emancipation des Fleisches ist mithin nichts anders, als die Ungeduld der Empörung gegen das Gesetz, unter dessen Zucht es bleiben soll, bis daß es verklärt werde.

(Schluß folgt.)

*) Dr. A. Neander: Allg. Geschichte der christl. Kirche. III. S. 39. Meliores sunt, qui non magnopere jejunant nec supra modum a creatura Dei se abstinent, cor intrinsecus nitidum coram Deo servantes, quam illi, qui *carnem* non edunt, neque vehiculis equisque vehuntur, et pro his quasi superiores caeteris se putantes, quibus mors intrat per fenestram elevationis.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 28. Oktober. № 86.

**Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen. Herausgegeben von Theodor Mundt. Leipzig, Gebrüder Reichenbach. 1835.**

(Schluß.)

Was sagt nun unser junger Wandersmann dazu? Es ist zu besorgen, daß er dergleichen Vorhaltungen als paränetische Ermahnungen von sich weiset, oder gar nicht an sich kommen läßt. Gegen Buß- und Fastenpredigten ist er natürlich taub: in seinem ersten jugendlichen Übermuthe hat er an sich selbst genug: von seiner weltheiligen Madonna, von den reizenden Pragerinnen, und von den Fleischtöpfen Wiens ist er so übernommen, von seiner eigenen Weisheit so eingenommen und befangen, daß er weder Zeit noch Lust hat, um einerseits in die ernste, reinigende und heiligende Lehre der Schrift *) einzugehen, welche, wie ein zweischneidiges Schwerdt, Leib und Seele scheidet, ehe sie im Geiste Eins werden, andererseits in die geschichtlichen Entwickelungen der christlichen Kirche sich zu vertiefen, die ihm bis jetzt nur Zerrbilder eines fleischlichen Selbstmordes des Fleisches gezeigt zu haben scheint. Das deutet freilich auf kein tiefes Studium der Kirchengeschichte, wenn einer solche Klatschereien nachspricht oder nachschreibt! Es liegt aber auch in dem Wesen des Fleisches, welches nicht in die Tiefen des Todes will, daß es in allen Erscheinungen nur die Oberfläche zu fassen vermag. Darum werden selbst diejenigen Erscheinungen, welche in der Zeit selbst ganz nahe am Wege liegen, und auf einen tieferen Sinn zu deuten scheinen, von dieser neuen jungen Zeit entweder fleischlich gedeutet, oder kurzweg Landes verwiesen: darum sehen wir das Fleisch mit der Braut von Corinth nur jammern und wehklagen über den Sturz der alten Götter, und zurückblicken nach der Welt, wo „noch Venus heiterer Tempel stand;" darum weiß es so wenig, als die Griechische Schönheit Helena's, die schon ihre Zeit verwirrte, in die christliche Zeit sich zu finden, und ängstlich sieht es sich nach dem gebotenen Opfer um, wozu sich kein äußerer Gegenstand finden will: darum protestirt es immerfort gegen jeden Sieg des heiligen Gesetzes über die Wahlverwandtschaften der Natur.

Aber es ist auch noch ein junges Blut, das wir vor uns haben, und das sich nicht will schulmeistern lassen, — und dieser Umstand ist auch nicht zu übersehen: wer ist denn in jeder Stunde zu solchen Vorhaltungen aufgelegt? Es ist „ein junger Mann, mit dem sich vor der Hand noch nichts Solides anfangen läßt, den man laufen lassen muß, weil er gern läuft, denn er liebt — die Bewegung," worüber er freilich leicht, wenn er auf seinen Wegen keiner Warnungstafel Gehör geben sollte, — um einen schon gebrauchten Ausdruck noch einmal zu wiederholen, — sich die Schwindsucht an den Hals laufen könnte: denn gut Ding will Weile haben. So jung er ist, so ist er doch schon viel gelaufen und gefahren, und der Postwagen ist eben nicht sanft, jeder Ruck ist eine Warnung, jeder Stoß eine Lektion. Dennoch kommt er, — wie es freilich andererseits auf Post- und Eilwagen zu geschehen pflegt, — über die größten, wichtigsten und ernstesten Erscheinungen der Zeit, welche sonst wohl einigen Stillestand in Anspruch nehmen könnten, blitzschnell und leichtfertig genug hinweg. In der sogenannten Spenerschen Glaubensrichtung, welche nicht bloß unsichtbar, sondern auch für fleischliche Augen so Vieles gewirkt und belebt hat, kann er nichts als eine bettelhafte Wirthschaft im Reiche Gottes mit Hauspostillen und Morgen- und Abendsegen erkennen. Aber eben so wenig kann auch, wie entgegengesetzt sie immer sey, die Hegelsche Philosophie dieser jugendlichen Kritik entgehen. Einem oberflächlichen Spötter kann sie jedenfalls nicht behagen, ohne eigene Anstrengung wird sie sich Keinem erschließen: dem leichtfertigen Lustwandler ist sie zu einem im kahlen Diesseits völlig fertig und fallit gewordenen, rein aufgehobenen und jämmerlich verkommenen, weil begriffenen Diesseits, eingeschrumpft. Er scheint also doch nicht mit dem Diesseits, wenigstens nicht — mit einem kahlen Diesseits abschließen zu wollen.

Darum würden wir aber nur noch mehr zu einer langsameren Wallfahrt rathen: denn wer so schnell reiset, wie dieser junge Thor, wer immer nur selbst spricht und niemals zuhört, der kann auch nichts mit nach Hause bringen. Auf so übereiliger Wanderschaft geht mit dem Inhalte des Glaubens auch der Ernst des Denkens verloren; auf jeden Fall kann es aber dem Denken, oder einer bestimmten Philosophie, nur zur Ehre gereichen, wenn der Angriff gegen jenes und diese mit dem Kriege gegen das Evangelium Hand in Hand geht. Es bewährt sich auch hier, daß die Klagen und Spöttereien über die Inhaltlosigkeit des Denkens, womit man leichtfertig genug der Schwierigkeit desselben entschlüpft, entweder auf Mißverständnissen beruhen, oder aus dem Fleische kommen und nach Materialismus schmecken.

Nicht zu übersehen ist ferner, daß unser lufttrunkener Schwärmer, ob er sich gleich mitten in der jüngsten Zeit zu bewegen meint, in längst überlebten polemischen Tiraden gegen Convention und Sitte, gegen Legitimität und Stabilität stecken bleibt, wiewohl ihm grade in diesen Beziehungen seine jugendlichen Dithyramben und allerlei geist-, witz-, sinn- und empfindungsreiche Ergießungen, die er gleichzeitig an Jean Paul und

*) Joh. 6, 54. — 1 Cor. 15, 50. 53. — 1 Joh. 2, 17. — 1 Petr. 2, 11. — Röm. 8, 5.

Seume kritisch rügt, einigermaßen zu Gute zu halten sind. Es ist eine alte Erfahrung, daß Niemand so weise und mit seinem Urtheile über Alles so fertig und bereit ist, als die Jugend.

Zugleich bestätigt sich aber an diesem hastigen Benehmen eine Erfahrung, welche Referent in den verschiedensten Lebenskreisen schon oft zu machen Gelegenheit gehabt hat: nämlich diese, daß grade den geistreichsten Menschen in den verschiedenartigsten Richtungen der Zeit am meisten die Gefahr droht, die schwierigsten und ernsthaftesten Probleme des Lebens und Denkens mit einigen schlagenden Worten des Witzes, die irgend eine Außen- oder Nebenseite treffen, kurzweg zu beseitigen, und damit sogleich sich darüber zu erheben. Nichts ist für solche Menschen wohlfeiler, als eine solche Explosion glänzender Bonmots; aber nichts ist auch einer gründlichen Einsicht hinderlicher und der Ehrlichkeit auflösbiger; sie streuen damit sich selbst und Anderen Sand in die Augen, und wenn sie ihn hinterdrein wieder herausreiben, sind sie nicht weiter, als zuvor; es ist damit weder ihnen, noch Anderen geholfen, und überall nichts gebessert.

Dieses geistreich-humoristische Witzwesen, welches mit dem gegenwärtig nach der Benennung sehr verrufenen Schöngeistigen in enger Verwandtschaft steht, ist häufig auch mit einem versucherischen Hange zum Absonderlichen und Abentheuerlichen gepaart. Diesem Hange möchten wir es auch zum großen Theile zuschreiben, wenn wir uns von dem jungen, dreisten Passagier erzählen lassen müssen, wie vor allen Anderen Jean Jaques — Casanova de Saingault sein Mann ist: denn diesen begrüßt er, wiewohl auch nicht ohne Ironie, — wie wir gern anerkennen, — als den Mann des Jahrhunders, in welchem sich Don Juan und Dr. Faust versöhnen und beide Jean Jaques sich umarmt halten.

Am Ende ist aber doch das Schlimmste dieses, daß der so schnell absprechende junge Mann in allen seinen vertraulichen Unterhaltungen seiner Sache so gar sehr gewiß zu seyn scheint, und in sich selbst noch viel mehr als in seine Weltheilige selbstgefällig sich verliebt hat: denn wenn er das arme Mädchen wirklich liebte, würde er sie nicht heiligsprechen. Was ihn aber in seinem Irrthum hauptsächlich bestärkt und sicher macht, das ist allerdings — — die Wahrheit, die ihm zum Grunde liegt, und nicht verkannt werden darf, so schauderhaft sie auch verkehrt wird.

Darum ist nur um so mehr zu besorgen, daß der Reisende mit seinem bestimmungslosen Herumschweifen noch manchen seiner Reisegefährten und Mitpilger empfindlichen Schaden zufügen, und gleichzeitig sich selbst immer mehr in sich abschließen und verhärten wird; er wird aber auch manchem Leser durch seine Unterhaltungen den Schmerz bereiten, den er — mir, — und zwar zum jüngstverflossenen Himmelfahrtsfeste bereitet hat, denn es war an diesem Festtage, als ich — seine Unterhaltungen las. Die Lesung war kaum beendigt, als ich, — um nur etwas Anderes zu fassen, — auf meinem Tische ein Zeitungsblatt vom vorigen Tage ergriff, und darin, nach der vorgeschrittenen Aufklärung unserer Zeit, zu einer fröhlichen und gemüthlichen Feier des Himmelfahrtsfestes „Tanz und Spiel nebst Hünerpasteten, Gänsebraten und Wurst" angekündigt fand. Also wieder Fleisch, und abermals Fleisch, chair und viande, zur — Himmelfahrt!



Essen und Trinken, dacht' ich, hält Leib und Seele zusammen: dawider ist nichts einzuwenden. Und Leib und Seele geben das „Bild," womit wir freilich natürlicherweise anfangen, das ist auch wahr. Aber wo bleibt der Geist, welcher das Bild verklärt und zur Persönlichkeit des Geistes durchleuchtet und läutert? — Da wußt' ich mir nun, um nur endlich zum Himmelfahrtsfeste aus dem Fleische herauszukommen, — ich will's offenherzig gestehen, ohne etwas hinzuzusetzen, — kurz, ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich — — meine kleine Handbibel zur Hand nahm, und nebst den Himmelfahrts-Perikopen nach Anleitung meines kleinen Spruchregisters diejenigen Schriftstellen aufschlug und durchlas, welche schon vorhin verzeichnet worden sind. — —

So viel von dem Helden in dem vorliegenden „Buche der Bewegung," so viel von seiner Weltheiligen, die schon in ihren Kinderjahren unter liebeleeren und freudelosen Verhältnissen nach dem „Leben," als einem unbekannten Wesen, sich sehnte, und gar zu gern gewußt hätte, was unter diesem geheimnißvollen Worte „Leben" zu verstehen sey. Bis jetzt hat sie's aber noch nicht erfahren, sie hat weder Liebe noch Leben kennen lernen, wiewohl wir darum weder an ihr, noch an ihrem Mitpilger und Correspondenten verzweifeln wollen.

Dagegen ist der Herausgeber selbst in dieser Anzeige gar nicht zur Sprache gekommen; wir können auch denjenigen nicht beistimmen, die den Herausgeber mit seinem Helden identificiren: jener schildert eben diesen, weil er, wie wir hoffen, über diesen Taumel hinaus ist. Auch dürfen wir nicht zweifeln, daß der Berichterstatter, — wie wir ihn aus seinen dankenswerthen Mittheilungen über Hippel und aus den Lebenswirren kennen gelernt haben, noch etwas im Hinterhalt behalten hat, womit er seine heillos verirrten Pilgersleute, wenn auch nicht ohne einige Reisebeschwerden, die auf der ordinären Post am wenigsten zu vermeiden sind und oft sehr heilsam wirken, am Ende doch noch durchzubringen sich getraut, damit sie endlich doch noch erlangen, wonach sie sich eigentlich sehnen, — Leben und Frieden. Hat sich doch der Verfasser schon anderwärts selbst über die Gefahr der zucht- und inhaltlosen Bewegung beruhigend vernehmen lassen! Auch ist nicht ohne Grund vorauszusetzen, daß er uns mit diesen Anfängen nicht unterhalten haben würde, wenn dabei weiter nichts heraus käme, als das alte Lied: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht ꝛc." oder „Genießt den Reiz des Lebens, man lebt ja nur einmal ꝛc." Kurz, je mehr wir's überlegen, desto mehr fühlen wir uns berechtigt, in den vorliegenden Mittheilungen nur die ersten Anfänge einer abnormen Geistesrichtung zu erkennen, welche auf dem bis jetzt eingeschlagenen, eben so flachen als schmutzigen Wege zum Untergange führen würde, aber auch den Rückweg in die allzu rasch durchflogenen, und eben deswegen nicht durchlebten, nicht durchdachten Gebiete des Glaubens und Denkens nicht verschließt. Anders geht es jedoch nicht, als daß das Fleisch, wie es sich auch sträube, zuvor gekreuzigt werde.

## Zweiter Artikel.

Es ist schon oben wiederholt angedeutet worden, daß der Herausgeber dieser Unterhaltungen, auch als Verfasser derselben, mit dem Helden, den er schildert, nicht verwechselt werden darf. Später hat er sich selbst, zwar nicht in dieser bestimmten Beziehung, aber doch unzweideutig über seine Stellung zu Lehre und Leben seines Helden ausgesprochen. Durch diese seine Erklärung bestätigt es sich, daß es ihm zunächst auf die „pathologische Schilderung" einer der gegenwärtigen Zeit eigenthümlichen Krankheit ankam. Allerdings ging er aber zugleich von der Überzeugung aus, daß in dieser Krankheit, wie in aller Krankheit, der Gährungs-, Entwickelungs- und Heilungsprozeß selbst liegen müsse. „Anders als pathologisch," so erklärt er sich selbst, „lassen sich diese von der Bewegung ergriffenen Zustände nicht betrachten, und man kann zu ihrer Lösung fürerst nichts thun, als sie zu schildern. Therapeutisch läßt sich nichts damit und nichts dagegen machen, und keine Heilmethode liegt aus den Überlieferungen der Vergangenheit vor, um dieses brennende Fieber der Zukunft in so vielen edlen Gemüthern zu bannen."

Dieses Bekenntniß kann zunächst zu gerechter Würdigung des Autors dienen. Es geschieht ihm dasselbe Unrecht, was schon oft verübt worden ist, wenn man dem Schildernden die Krankheit aufbürdet, die er darstellt. Von einer solchen Anschuldigung ist in der Regel nur so viel wahr, daß an einer solchen allgemeinen Krankheit der Zeit nothwendig Alle, die dieser Zeit angehören, mehr oder weniger leiden müssen. Sich davon ganz frei zu wähnen, ist der flachste Irrthum: der Krankheit sich bewußt zu werden und mit den Kranken mitzuleiden, der Anfang der Kur. So schildern — Werther's Leiden die Leiden der Zeit, nicht um sie zu empfehlen, sondern — zur Kur.

Hieran knüpft sich eine zweite Bemerkung, zu welcher uns das Bekenntniß des Verfassers Veranlassung gibt. Das nächste Verhalten des christlichen und sittlichen Bewußtseyns gegen die feindlichen Mächte der Zeit, die ihm selbst entgegentreten, ist direkte Opposition, unmittelbare Gegenwehr: wie sie ihm widerstehen, so widersteht es auch wieder ihnen. In der Medicin ist dies Verfahren als das allopathische bezeichnet: contraria contrariis! Das Zweite ist aber, statt des direkten Hemmens und Entgegenkämpfens, die Krankheit selbst mitzuleiden, und dadurch zu leiten. Wenn nach der ersten Methode das Böse — oder eigentlich dasjenige, was die Krankheit in Aktion bringt und zum Fieber entzündet, — zum Schweigen gebracht, abgeschwächt und unterdrückt wird, aber darüber zunächst im Körper zurückbleibt, wie eine Kohle in der Asche, so wird es nach der zweiten Methode zwar gefördert, aber hiemit auch herausgefördert. Zu diesem Behufe wird in der Krankheit dasjenige aufgesucht, was in ihrem Prozesse gesund ist, und insofern der Krankheit, eigentlich aber dem Heilungsprozesse sich homogen erweiset; hienach wird das Mittel gefunden, welches den Heilungsprozeß verstärkt, die Krankheit entfernt. Similia Similibus!

Es ist noch ein Drittes hinzuzufügen. Zuerst mußten wir anerkennen, daß der Autor seinen Helden als einen bedenklichen Patienten betrachtet und die Fieberparoxismen des Kranken nicht ignorirt, wiewohl er sich direkter Kurmittel enthält. Er rechnet und wartet auf eine immanente Entwirrung, und glaubt sich dabei ganz passiv verhalten zu können. Zweitens mußten wir ihm darin beistimmen, daß die Krankheit in einem Lebensprozesse, näher in einem Kampfe besteht, und daß der Kampf auf zwei Mächte deutet, von welchen die gute Seite, die zur Heilung strebt, nur einer Verstärkung zu bedürfen scheint, um den Sieg zu erringen. — So bedarf z. B. das subjektive, isolirte Denken, woran die Aufklärung des Verstandes krank liegt, nur einer Verstärkung, um zum wirklichen Denken zu gelangen. — Das Dritte ist aber, daß der Arzt vermißt und weder in den Überlieferungen der Vergangenheit, noch in der gegenwärtigen Zeit eine adäquate Heilmethode gefunden wird. Das ist die Noth, an welcher der Autor selbst zugleich mit seinem Patienten krank zu liegen scheint. Indessen ist schon ein großer Vorschritt geschehn, wenn das Bedürfniß einer Heilung, und zwar einer gründlichen, organischen Heilung, wirklich anerkannt wird.

Hier ist wiederum auf die Arzeneikunde zurückzugehen. Wo eine Krankheit sich zeigt, da ist auch schon das Kraut dafür gewachsen: die Krankheit indicirt es selbst, da sie ihr eigener Heilungsprozeß ist. Es fragt sich nur, wie das indicirte Mittel näher zubereitet und gereicht werden soll, damit es sich auch assimilire, und das homogene Element des Krankheitsprozesses befruchte. Oder, mit anderen Worten, es ist der Inhalt des Arzeneimittels wirklich aus der Vergangenheit, und die Form seiner Applikation aus der jedesmaligen Zeit und dem Verhältnisse des Kranken zu dieser Zeit zu entnehmen: die jedesmalige Form entwickelt sich mit der Zeit aus dem Inhalte, wie die jedesmalige Zeit aus der Vergangenheit. Der Inhalt des Heilmittels ist sonach unveränderlich, aber die Form, in welcher es sich dem Patienten aneignet, richtet sich nach dessen Verhältnissen und Bedürfnissen.

Alle Krankheit besteht, als solche, in einer Störung des stetigen Zusammenhanges zwischen dem einzelnen Subjekte und dem allgemeinen Lebensprincipe, oder in der Entfernung des Subjekts von dem Zuflusse des vollen Lebens: alle Krankheit besteht eben deswegen als Heilungsprozeß in dem kämpfenden Streben des Subjekts, diese Gemeinschaft wieder zu erlangen und sich anzueignen, und wo in der Krankheit noch Kampf ist, da ist sie noch nicht zum Tode. Diesem Ringen und Streben muß daher auch das Heilmittel homogen seyn: es besteht mithin nach seinem Gegenstande oder Inhalte in der Gemeinschaft mit dem Lebensprincipe, oder in dem Lebensprincipe selbst, und nach seiner Form oder subjektiv in der Annahme der dargebotenen Gabe. Die Krankheit ist wirklich ein Heilungsprozeß, der sich aus sich selbst entwickelt und sich von selbst zu erlösen sucht: aber dieser Heilungsprozeß bedarf einer Nachhülfe, es muß ein ihm homogenes Mittel hinzukommen, das dem noch übrigen Lebensprozesse Stärke verleiht, den bösen Feind zu besiegen. Aber was hilft das Mittel, wenn es nicht eingenommen wird?

In der Welt des Geistes ist dieses Einnehmen des indicirten Heilmittels als Glauben bezeichnet. Das Heilmittel selbst

ist immer dasselbige: aber die Weisen der Aneignung, die Formen der Intussusception sind so verschieden als die Bedürfnisse jedes einzelnen Patienten. Je mehr die Bedürfnisse der Seele erwachen, desto schwerer ist die Befriedigung; je mehr die Kräfte der Seele auseinandertreten, und jede für sich die ganze Wahrheit sich aneignen will, desto schwerer wird der Akt der Aneignung, oder der Sieg des Glaubens. Oder es ist vielmehr unmöglich, mit den einzelnen, getrennten Kräften des menschlichen Geistes das ganze Heilmittel der Wahrheit aufzunehmen, sondern sie müssen eben erst selbst durch die Einwirkung der Wahrheit mit einander wieder vereinigt werden, wie sie im Kinde Eins waren, um mit allen Kräften des menschlichen Geistes zusammen die heilende und heiligende Kraft des göttlichen Geistes aufnehmen und sich aneignen zu können. Dies ist die Aufgabe unserer vielbewegten und schwerversuchten Zeit, an welcher am leichtesten diejenigen scheitern, welche auf der Höhe der Zeit zu stehen meinen, und auch wirklich ihre Bedürfnisse fühlen, aber einerseits die Stille und Ausdauer scheuen, schrittweise zu dem Ziele zu gelangen, in welchem sich das Licht der Wahrheit spiegelt, andererseits zu stolz sind, — zum Kinde zu werden: und doch ist kein anderer Weg, zu dem Licht zu gelangen, in dem wir wandeln sollen, als über die Stufen, und ist auch dem Menschen kein anderes Ziel gesteckt, als dieses: — die Kindheit, als unmittelbare Einheit, vermittelt wieder zu erlangen. —

Aber, wie gesagt, wo noch Kampf und Bewegung ist, da ist die Krankheit noch nicht zum Tode, und der Arzt ist auch nicht fern, der mitleidend leitet und alle hemmende Unreinigkeit mehr und mehr ausscheidet, damit das in dem Krankheitsprozesse auf Gesundheit gerichtete, aber für sich ohnmächtige und verkehrte Streben Kraft erlange, sich zur Heilung zu entwickeln. Und dieser Arzt ist kein Deus ex machina, sondern gestern, heut, und in Ewigkeit Derselbe. —

C. F. Göschel.

---

## Litterarische Anzeige.

Palästina, von K. v. Raumer, Prof. in Erlangen. Mit dem Plane von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus, und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Leipzig, Brockhaus, 1835. S. XII u. 340.

Dies Buch hilft einem sehr dringenden Bedürfniß ab. Das Buch von Reland, noch immer in mancher Beziehung das Hauptwerk, und die fleißige, aber geistlose und weitschweifige Arbeit von Bachiene, ebenfalls als Repertorium noch immer brauchbar, können, auch abgesehen von der trockenen und anschauungslosen Manier, schon deshalb nicht mehr vollkommen befriedigen, weil ihnen so manche treffliche Hülfsmittel fehlen, welche erst die neuere Zeit lieferte. Unserem Jahrhunderte, in dem das Reisen erst zu einer Art von Kunst erhoben wurde, blieb es vorbehalten, über manche bisher dunkle Parthieen, namentlich über das Ostjordanische Land, worin Seetzen, Burkhardt, Buckingham u. A. so bedeutende Entdeckungen machten, Licht zu verbreiten; die Gabe lebendiger Auffassung, malerisch anschaulicher Darstellung, welche mehrere neuere Reisende, wie Chateaubriand, Forbin, v. Richter u. A. in so bedeutendem Grade besaßen, brachte ein neues Lebenselement in die bisher todte und dürre Disciplin. Die Darstellung der Geographie Palästinas in dem zweiten Bande der ersten Auflage der Erdkunde von Ritter ist allerdings wahrhaft epochebildend und was die Art und Weise der Darstellung betrifft, unübertrefflich. Sie stellt den Leser auf einen Berg sehr hoch, auf eine Warte, von der aus er mit entzücktem Blicke das ganze gelobte Land mit allen seinen Herrlichkeiten, in seinem lachenden und in seinem furchtbaren symbolischen Charakter (man erinnere sich nur an die Schilderung des Sees von Genezareth und des todten Meeres) überschaut. Sie würde auch demjenigen noch reiche Belehrung gewähren, der selbst das Land in seiner ganzen Ausdehnung von Dan bis Beersaba durchwandert hätte. Allein nach dem Zwecke des Werkes konnten doch die Bedürfnisse des Theologen und des Christen in Bezug auf die Geographie von Palästina nur zum Theil befriedigt werden. Nach ihm konnte sich der Verf. in das Detail der politisch-historischen Geographie nur sehr wenig einlassen. Dazu kommt, daß diese Schilderung, einem größeren Werke einverleibt, immer nur Wenigen habhaft war. Die große Masse mußte sich mit dürftigen und elenden Compilationen, wie die von Röhr, begnügen, deren wiederholte Auflagen deutlich zeigen, daß der Wunsch nach Belehrung auf diesem Gebiete sehr lebhaft ist, und daß eine Bearbeitung, wie die vorliegende, welche mit jenen Machwerken in eine Klasse stellen zu wollen, eine Beleidigung für den Verf. seyn würde, auf Tausende von Lesern rechnen darf.

Was wir an dem v. Raumerschen Werke zu loben haben, ist zuerst die genaue und consequente Vergegenwärtigung des Kreises von Lesern, für den es geschrieben worden, nicht für Gelehrte von Profession, obgleich auch diese nicht leer ausgehen, sondern für Lernende, namentlich für Studirende der Theologie, Prediger, gebildete Laien. Wer es weiß, wie schwer es bei einem Werke selbstständiger Forschung ist, nur die gewonnenen Resultate anzudeuten, und den Leser gar nicht zum Mitgenossen der Mühseligkeiten zu machen, die man auf langen und dornenvollen Pfaden der Untersuchung ausgestanden hat, der wird die Selbstverläugnung bewundern, mit der der Verf. sein Richtmaaß überall angelegt hat. Das Buch bleibt sich in Länge und Kürze überall gleich. Manches von dem, was hier nicht hingehörte, aber für den Gelehrten von Bedeutung war, hat der Verf. in einzelnen Abhandlungen in Tholuck's litterarischem Anzeiger und in Berghaus geographischer Zeitschrift niedergelegt. Vergleichen wir diese Abhandlungen mit ihrem hier bloß kurz angedeuteten Resultate, so zeigt es sich deutlich, daß es ihm leichter geworden seyn würde, ein Handbuch von einigen Bänden zu schreiben, wie dieses Compendium.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 31. Oktober. № 87.

## Litterarische Anzeige.

Palästina, von K. v. Raumer, Prof. in Erlangen. Mit dem Plane von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus, und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Leipzig, Brockhaus, 1835. S. XII u. 346.

(Schluß.)

Dann verdient der unermüdete Fleiß des Verf. in der Benutzung seiner Quellen und Hülfsmittel rühmende Anerkennung, und das um so mehr, je zahlreicher und umfangreicher dieselben sind. Namentlich sind die Reisebeschreiber bis auf die neueste Zeit hinab, deren Berichte zum Theil in Amerikanischen und Englischen Zeitschriften verborgen liegen, so vollständig benutzt worden, daß wir auf nichts Übersehenes aufmerksam zu machen wüßten. Je häufiger jetzt Oberflächlichkeit und Buchmacherei, Verdeckung der Blößen durch geistreich klingende Phrasen, Einhüllung der Faulheit in das vornehme Gewand des gefundenen höheren Standpunktes, der aller Sünden Menge decken soll, sind, desto mehr hat ein gläubiger Schriftsteller zu bedenken, daß das: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brodt essen, auch für ihn gesagt ist.

Der Styl des Buches zeichnet sich sehr zu seinem Vortheile aus; die Perioden sind abgerundet, der Ausdruck körnig und kräftig; man sieht, daß der Verf. sorgsam ausgefeilt hat, und sich auch hierin von der ersten Seite seines Buches bis zur letzten gleich geblieben ist. In dieser Hinsicht behauptet der Verf. sowohl hier, wie in dem so eben in der zweiten sehr verbesserten und erweiterten Ausgabe erschienenen Lehrbuche der allgemeinen Geographie einen bedeutenden Vorzug vor Ritter, dessen Kräfte, wie es scheint, so sehr durch die Sache in Anspruch genommen wurden, daß er die Darstellung etwas vernachlässigte, so daß der Leser immer mit einiger Anstrengung sich durch die verwickelten Sätze und schwerfälligen Perioden hindurcharbeiten muß, während bei Raumer Alles gleich auf den ersten Anblick klar, und das Lesen seines Buches nicht eine Mühe, sondern eine wahre Erholung ist.

Durch die Gabe der bündigen Darstellung und der Präcision des Ausdruckes ist es dem Verf. möglich geworden, theils in der Darstellung der Geographie selbst eine Fülle von Einzelnheiten aufzunehmen, wie man sie in einem Werke von so geringem Umfange gar nicht erwarten sollte, und für jede Behauptung die Begründung aus den Quellen zu geben, theils auch Manches mit in seinen Kreis zu ziehen, was nach der gewöhnlichen Gränzbestimmung außerhalb desselben liegt. Besonders dankenswerth sind unter diesen Erweiterungen die Abschnitte: „Die Bewohner Palästinas seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag," in dem namentlich die Darstellung der Geschichte der Juden von der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil bis auf die Zerstörung Jerusalems alle vorhandenen kürzeren Darstellungen bei weitem übertrifft, und „Palästinas Weltstellung."

Der Verf. verliert es nie aus den Augen, daß das Land, dessen Beschreibung er uns gibt, das heilige Land, der Schauplatz der Großthaten Gottes durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende, dem so wie früher im Segen, so jetzt im Fluche seine Fußstapfen aufgedrückt sind, ist. Dies gibt seiner Darstellung einen eigenthümlichen Reiz. Er hält sich durchaus fern von frömmelnden Redensarten und Exklamationen, aber er benutzt jede passende Gelegenheit, auf das Höhere hinzuweisen, was allein dem Niederen eine solche Bedeutung gibt, daß eine so ausführliche Behandlung eines so kleinen Ländchens vor Allen, auch den mehr oder weniger Indifferenten, als gerechtfertigt erscheint. Solche Hinweisungen werden nicht bloß durch das Interesse der christlichen Frömmigkeit, sondern auch durch das der Wissenschaft geboten. Wer würde eine Beschreibung von England loben, in der von seinem Handel und seinen Fabriken gar nicht die Rede wäre? Und doch, wie viel eher kann England ohne seinen Handel und seine Fabriken gedacht werden, als Palästina ohne seinen Gott! Wie trefflich der Verf. auch zu diesem Zwecke die Reisebeschreiber, bei denen man gewöhnlich nur für die niedere Betrachtungsweise des Landes Aufschluß sucht, zu benutzen versteht, möge folgende Stelle aus der Beschreibung der Kirche des heiligen Grabes zeigen: „Am Schlusse seines Berichts über Umgänge, Gebete und Gesänge fügt Cotovicus folgende Betrachtung hinzu: „„Wie sehr aber diese heiligen Orte, welche vornehmlich durch Christi Blut, Leiden und Auferstehung verherrlicht sind, einen frommen Christen innerlichst bewegen, beugen, welche Verachtung weltlicher Dinge, welchen Abscheu und Haß gegen Sünden sie in ihm erzeugen, und wie sie ihn zur Liebe Gottes hinreißen, vermag ich nicht auszusprechen. Das darf ich behaupten: Niemand ist so roh und eisern, Niemand so in Frevel und Schandthaten versunken, der nicht beim Eintritt in die Kirche, von heiliger Gottesfurcht ergriffen, sein Herz erweicht fühlte. Das ist kein Wunder, wenn Jemand bedenkt, daß er sich an dem Orte befinde, wo der Herr Aller, Gott und Mensch, der Heiland der ganzen Welt, der Erlöser der Seelen, nicht verschmäht hat, sein Blut zu vergießen, so viel Schmach und Strafe zu leiden und von der Sohle bis zum Scheitel geschlagen zu werden, ja wo er freiwillig die Kreuzesmarter bis zum schmählichsten Tode erleiden wollte, damit er uns durch sein Blut von Sünden reinigte, dem Rachen des Teufels entrisse, mit dem Vater versöhnte und uns Allen das

ewige Leben erwürbe. Wie sollte Jemand so undankbar seyn und ein so steinernes Herz haben, daß er, besonders beim Gedanken, daß er Schuld an allen diesen Strafen sey, nicht vor Schmerz verginge und vor Furcht durchschauderte. Wer, sage ich, sollte nicht in Thränen zerfließen, wenn er bedenkt und mit geistigem Auge sieht, wie hier Gott für den Menschen, der Schöpfer für das Geschöpf, der Herr für den Knecht, der Unschuldige für den Schuldigen, der Gerechte für den Ungerechten so Großes erlitten; wer könnte sich des Jammerns und der Seufzer enthalten, wer nicht gern mit Christi Leiden mitleiden? Dazu scheint eine göttliche Gewalt die menschlichen Gemüther zu treiben: die mit Christi Blut besprengten Marmorsäulen selbst, die Grube des Kreuzes, der Ort der Kreuzigung, der Salbungsstein, und endlich das allerheiligste Grab treiben und drängen mit einer gewissen geheimen Macht wie frische Spuren des Kreuzes und des Leidens unseres Herrn, daß Jeder sich naht, und auch der Härteste sich in Thränen badet, aus tiefer Brust aufseufzt und, sich so ganz Christo weihend, sich selbst verläugnet, und indem er Laster und weltlichen Schmutz wegwirft, lieber nackend Christo folgen und für ihn das Härteste leiden, als in weltliche Lüste zerfließen will. — Ja von dieser heiligen Kirche von unglaublicher Majestät gilt des Patriarchen Wort: Vere terribilis est locus iste; non est hic aliud nisi domus Dei et porta coeli.'"

Wir erlauben uns jetzt noch einige Ausstellungen zu machen. Die erste und bedeutendste derselben ist von der Art, daß wir wohl nicht hoffen dürfen, ihr in einer neuen Auflage abgeholfen zu sehen. Denn was wir für tadelnswerth halten, ist von dem Verf. mit gutem Bedachte und aus freier Wahl demjenigen vorgezogen worden, was uns als das Anzustrebende erscheint. Er sagt in der Vorrede: „Bei Schilderung des Landes hielt ich mich gewissenhaft an die Beschreibungen der Reisenden, welche dasselbe sahen, und suchte nach diesen, mit Vermeidung willkührlichen Ausmalens, die Gebirge, Flußthäler, Seebecken u. s. w. möglichst treu so darzustellen, wie sie sind." Diesem Standpunkte ist der Verf. in der Ausführung durchaus treu geblieben. Die Darstellung folgt ganz der älteren zersplitternden Weise; sie geht von den Gebirgen über zu den Ebenen, von diesen zu den Gewässern u. s. w. Nach einer lebendigen Schilderung des allgemeinen geographischen Charakters von Palästina, wie sie allein eine Grundanschauung gewähren kann, sieht man sich vergebens um. Wir glauben, daß hier dem Verf. die Furcht vor den Gefahren des Ausmalens die großen Vortheile desselben zu sehr aus den Augen gerückt hat. Wir wollen lieber, wenn es seyn muß, im Einzelnen mannichfach irren, als jeder Totalanschauung entbehren. So ist es gekommen, daß die Arbeit von Ritter neben der des Verf. noch immer ihre volle Bedeutung behält, und daß wir dringend wünschen müssen, sie durch einen besonderen Abdruck aus der zweiten verbesserten Auflage des betreffenden Bandes, dessen Erscheinen nächstens bevorsteht, allgemein zugänglich gemacht zu sehen. Erst wer an Ritter's Hand die hohe Warte bestiegen und das ganze Land zu seinen Füßen ausgebreitet gesehen hat, wird mit rechtem



Nutzen den Vers. auf seinen Wanderungen über die Berge, auf denen er gewöhnlich gesenkten Blickes einhergeht, längs den Gewässern und durch die Städte folgen.

Manche Fehler würde der Verf. bei gründlicherer Kenntniß des Hebräischen vermieden haben. Dies im Einzelnen nachzuweisen, würde für diesen Ort nicht passend seyn; doch wollen wir wenigstens Einiges anführen. S. 121. behauptet der Verf., aus 1 Mos. 33, 18., wo es heiße: „Jakob zog gen Salem zu der Stadt des Sichem," folge, daß die Stadt Sichem auch den Namen Salem gehabt habe. Ein Blick auf den Grundtext, der freilich auch schon von den LXX, Hieronymus und Luther mißverstanden worden, würde ihm gezeigt haben, daß hier von einer Stadt Salem gar nicht die Rede, daß das Salem vielmehr adjectivum in der Bedeutung wohlbehalten ist. „Jakob kam wohlbehalten zur Stadt Sichem." Diese war der erste Ort in dem eigentlichen Lande der Verheißung, in der Gegend diesseits des Jordan, welchen Jakob bei seiner Rückkehr aus Mesopotamien berührte. Hier also war es passend darauf hinzuweisen, wie der Gott, der bei der Abreise aus Canaan zu Jakob gesprochen: „Ich bewahre dich auf allen deinen Wegen und führe dich zurück zu diesem Lande; denn nicht werde ich dich lassen, bis ich gethan, was ich dir geredet," 1 Mos. 28, 15., der in Mesopotamien zu Jakob gesprochen: „Kehre zurück zum Lande deiner Väter und ich werde mit dir seyn," 1 Mos. 31, 3., diese seine Zusage treu und redlich erfüllt, seinen Knecht durch so manche Gefahren und Beschwerden glücklich hindurchgeleitet habe. — S. 77. wird der sonderbaren Meinung von Ritter beifällig gedacht, daß 5 Mos. 8, 9., wo Palästina ein Land genannt wird, da die Steine Eisen sind, unter dem Eisen Basalt zu verstehen sey, und daß von Basalt auch das eiserne Bette des Königs Og von Basan gewesen, so wie die ehernen Riegel der Städte Basans, 1 Kön. 4, 13., eine Meinung, deren Unhaltbarkeit, aller anderen Gründe zu geschweigen, schon allein aus sprachlichem Grunde sich leicht darthun läßt, und die uns außerhalb des wissenschaftlichen Gebietes zu liegen scheint.

Bei der Prüfung seiner Quellen hätten wir dem Verf. oft mehr Mißtrauen, lebhaftere Erinnerung an das: alle Menschen sind Lügner, gewünscht. Namentlich können wir das unbedingte Zutrauen nicht theilen, mit dem er, wie freilich so Viele es thun, den Josephus beehrt. Dies Vertrauen geht so weit, daß er die abentheuerlichsten Angaben, wie z. B. die, daß in Galiläa der kleinste Flecken über 15,000 Einwohner habe, wodurch wir, da er anderwärts 204 Städte und Flecken Galiläas erwähnt, für die kleine Landschaft eine Einwohnerzahl von fünf bis zehn Millionen erhielten, auf seine Auctorität ohne alles Bedenken anführt (S. 97.). Als wichtiger Umstand wird auch hier (S. 3.) angeführt, daß die Geschichte des jüdischen Krieges von Titus durchgesehen und zur Beglaubigung unterschrieben worden — ein Umstand, der zur Bestätigung einzelner Angaben gar nicht dienen kann, da Titus Anderes zu thun hatte, als den historischen Verstößen des guten Josephus nachzuspüren. Wer hält wohl die Untersuchung über den wissenschaftlichen Charakter eines Werkes ohne Weiteres für abgeschlossen, wenn ein

Fürst seinen Verfasser mit einem belobenden Schreiben oder mit einer Medaille erfreut hat? Schon wenn man den Charakter des Josephus als Mensch scharf in's Auge faßt, wird man von ihm keine gar zu große historische Zuverlässigkeit erwarten; und noch weit behutsamer wird man werden, wenn man erst aus den in seinen Werken zerstreut vorliegenden Zügen zu einem Gesammtbilde seines schriftstellerischen Charakters gelangt ist. Namentlich wo er Zahlen gibt, hat er so gut wie gar keine Auctorität. Er gehörte zu denen, welche alle Besinnung verlieren, sobald es in das Gebiet der Nullen hineinkommt, und die dann ganz den Kindern gleich werden. Es war dies bei ihm eine Art von organischem Geistesfehler. Auf die Abschreiber darf man die Schuld nicht wälzen; dazu ist zu viel Regel in der Eigenthümlichkeit, die durch alle seine Schriften hindurch geht. (S. eine bedeutende Anzahl von Beispielen bei Brink in dem examen chronologiae Josephi, in Haverk. Ausg.)

Noch möchten wir meinen, daß der Verf. in der Mittheilung der Traditionen über die heiligen Orte etwas zu ausführlich gewesen wäre. Wo diese, wie in den meisten Fällen, so deutlich in die Reihe der Fabeln und Abgeschmacktheiten eintreten, da sehen wir kaum ein, wie sie wissenswerth seyn sollten. Man wird wirklich dadurch auf die Dauer etwas ermüdet.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß das treffliche Buch recht bald die allerweiteste Verbreitung finden möge, und machen noch einmal auf des Verf. allgemeine Geographie aufmerksam, die wir schon längst gern in diesen Blättern angezeigt gesehen hätten, und der jetzt eben das Handbuch der Geschichte von Leo (Halle 1835, Bd. 1.) sich als ein würdiger Gefährte auf verwandtem Gebiete zugesellt hat. Bücher wie diese, und das treffliche Lehrbuch der Anthropologie von Prof. Wagner, berechtigen uns zu der frohen Hoffnung, daß der neuerwachte Glaube auch auf den nichttheologischen Gebieten des Wissens seine Kraft bewähren werde.

---

## Versuch einer praktischen Auslegung des Briefes Pauli an die Philipper. Von Theophil Passavant, V. D. M. Basel, gedruckt bei Felix Schneider. 1834. VIII. 214.

Die praktische Auslegung der heiligen Schrift ist gewiß von der größten Bedeutung für die Evangelische Kirche, und jeder Versuch in derselben, der aus gründlichen Studien und gründlicher Erfahrung hervorgeht, muß von Allen, die es wohl mit ihr meinen, freudig willkommen geheißen werden. Unsere Kirche baut sich, ihrem ursprünglichen und bleibenden Charakter gemäß, immer auf's Neue aus dem in der Schrift vorgehaltenen göttlichen Worte auf. Die Schrift soll daher aller evangelischen Christen theuerstes Besitzthum und der Gegenstand ihres eifrigsten Forschens seyn; und alle wissenschaftliche und gelehrte Beschäftigung damit soll ihren bewährtesten Resultaten nach Gemeingut werden, also daß eine frische Bewegung und Fortschreitung, eine immer tiefere und vielseitigere Aneignung der göttlichen



Wahrheit sich finde, und die Gemeinde gedeihe durch treue Übung und Benutzung der mancherlei Gaben. Wen aber der Herr der Gemeinde mit Gaben ausgerüstet, namentlich mit der Gabe der Lehre und der Ermahnung, der halte nicht zurück, und trete gerne auch aus dem engeren Kreise der nächsten, persönlichen Wirksamkeit heraus in die große Christengemeinde, die da und dort in der Welt zerstreut ist, und grade in unserer Zeit so viele Seelen in sich faßt, die theils ergriffen und kräftig bewegt, theils besonders auch weiter unterwiesen und geleitet zu werden bedürfen. Diesem Bedürfnisse ist denn auch unser Verf. in seinem Theile treulich zu Hülfe gekommen. Es spricht aus dieser Schrift ein lauterer evangelischer Sinn, und wie sie mit heilendem Balsam zu dem angefochtenen und verwundeten Herzen tritt, so mit tiefem Ernst zu dem trägen, unlautern, getheilten Wesen. Man sieht hier einmal wieder recht klar, wie da, wo das Wort von der Versöhnung und Rechtfertigung lebendig geworden, es mit der wahren Heiligung ernstlich gemeint ist, und wie dieselbe in dem einfältigen Glauben an das vollkommene Verdienst des Erlösers und an die lautere freie Gnade ihr rechtes Fundament hat. Auch kann man an diesem Buche sehen, wie der einfältige Sinn mit gründlicher und reicher Erkenntniß im schönsten Bunde steht, und zwar mit einer Erkenntniß, welche eben so in die Tiefen des christlichen Dogma eindringt, als sie das christliche Verhalten im Leben in seinen feinsten Beziehungen verfolgt, und darin ein ungemein zartes christliches Gefühl in sittlicher Hinsicht beurkundet. — Der Vers. hat, wie es recht war, die besten Ausleger zu Rathe gezogen, unter den älteren Luther und Calvin, die er auch zuweilen, besonders den ersteren, redend einführt. Man sieht aber bei genauer Betrachtung, daß, was er sagt, aus seinem eigenen, im Lichte des Evangeliums sich bewegenden Geiste und Gemüthe frisch und frei hervorgeht, daß es Durchlebtes, Durchdachtes, innig Empfundenes ist, und er aus Glauben und Drang der Liebe Christi redet. Daher ist auch die Darstellung so klar, einfach, lebendig, bestimmt, und dem feiner gebildeten Christen, wie dem auf niederer Stufe der weltlichen Bildung stehenden befriedigend — die ächte Popularität, welche aus dem sich Hineinleben, auch in die Sprache der heiligen Schrift sich ergibt. — Sehen wir nun, was das Buch enthält. Voran steht eine kurze Einleitung, welche die geschichtlichen Verhältnisse darlegt, auf welche der Brief sich bezieht; dann wird in funfzehn Abschnitten der Brief selbst erläutert auf eine Weise, daß die Erklärung mit der erbaulichen, in Anwendung übergehenden Betrachtung Hand in Hand geht, oder vielmehr meist zusammenfließt — man darf wohl sagen, zum Frommen von beiden. An der Spitze jedes Abschnittes steht der Text in eigener Übersetzung, welche genau an die Lutherische sich anschließt, mit einzelnen Änderungen, wo der Verf. glaubte, den Sinn anders fassen zu müssen. Die Auslegung beweist eine gute Bekanntschaft mit der heiligen Schrift im Ganzen, und der Grundsatz, die Schrift aus der Schrift zu erklären, ist mit Treue und Umsicht durchgeführt, so daß auch der gelehrte Exeget, wiewohl das Buch nicht für ihn geschrieben ist, auch abgesehen von dem Anregenden des Inhalts, es zuweilen mit Nutzen gebrauchen

wird. Am Schlusse jedes Abschnittes finden sich einige Verse aus Liedern, in deren Wahl ein edler Geschmack sich nicht verkennen läßt, wenn man nicht selbst an einem, auf traurige Weise verwöhnten Geschmack leidet, und z. B. mit dem einfachen Kernliede: „Christi Blut und Gerechtigkeit," sich nicht befreunden kann. Es gibt allerdings viel geschmackloses, wenn auch häufig wohlgemeintes Lehren und Ermahnen in Prosa und Reimen, und Vielen gereicht dies zum Ärgerniß, oft nicht ohne Schuld derer, die ihnen geistliche Speise darreichen wollen. Aber von dergleichen Schriften ist dieses Buch wohl zu unterscheiden. — Einige Proben, die wir noch mittheilen, werden die bisherigen Bemerkungen genügend rechtfertigen. Seinen Sinn und Zweck spricht der Verf. schon im Vorwort aus, wenn er unter Anderem sagt: „Ich wollte nur das gütige Wort Gottes auslegen, nur es mir selbst und Anderen aus seiner eigenen Kraft und Fülle auslegen lassen; fühlte freilich oft, wie leicht Menschliches sich in das Göttliche einmischen möchte, und war bange davor, denn das ist nicht gut. Nur das Wort Gottes, rein und klar, frank und frei, brauchen wir, wollen wir. Nur ein solches braucht die Welt, wenn sie es auch nicht will; nur durch dasselbige Wort der Wahrheit, das Geist ist aus Gott und Gottes Leben, kann einer argen, alten Welt noch geholfen werden. Sie wird, unsere arge Welt, durch eigene Kräfte und eigene Ohnmacht in ihr selbst zerwühlet, zerrüttet; sie neiget sich in ihr selbst zum Einsturz. Der, dessen Geist einst über des Chaos Wüsten und Tiefen geschwebet, kann allein in das heutige Chaos — zur Rettung — hineinschauen ꝛc. — Nun, armes Büchlein, arm und doch reich, du trägst ja das Wort der ewigen Liebe in dir selbst, nun so gehe in die Welt, in alle Welt hinaus; gehe nicht zu den Gottseligen allein; nicht zu denen, welche selber gewohnt sind, aus der Quelle selbst, aus Gottes Fülle zu schöpfen; nicht zu denen, die mit der Andachtsbücher Menge umgeben, und bis zur Sattheit überladen sind; gehe in die Welt hinein, in der Welt Wüsten, auf die Märkte, in die Häuser, die Kammern, die Herzen, — wenn's Gott gibt; dorthin, wo man Alles hat, Alles kennt, Alles liest, Alles liebt, nur nicht das Wort aus Gottes Munde, nur nicht die Liebe, das Leben nicht aus Jesus Herzen. Dorhin, dort wünsch' ich dich und dazu die guten Muth, und des Himmels Segen vielen, ach vielen theuren Seelen, bekannten und unbekannten, Segen in's ewige, selige Leben." — Über die in dogmatischer Hinsicht so wichtige Stelle, 2, 6 f., läßt sich der Verf. also vernehmen: „Christus war in Gottes Gestalt von Ewigkeit her bei Gott, in Gottes ewiger Klarheit, Majestät und Macht, das Ebenbild seines Wesens, der Abglanz seiner Herrlichkeit; — Eins mit Gott, dem Wesen nach, im Willen und im Thun; Gottes ewiges Schöpferwort, Gottes lebendige ewige Kraft, ewiges Licht



und ewiges Leben; das Licht der Welt und aller Welt Leben. Alle Dinge sind durch ihn und in ihm geschaffen ꝛc., Col. 1, 16 f. Gott ist in ihm und durch ihn von Ewigkeit her leibhaftig, lebendig, offenbar; Gott in ihm und durch ihn in unaussprechlicher, göttlicher Gestalt offenbar und verklärt; der Gott, der da ist, der da war, der da kommt, der Allmächtige, hochgelobet über Alles in Ewigkeit. Christus hätte sich in aller Majestät und Größe seines göttlichen Wesens offenbaren können in der Welt; er wollte es aber nicht. Er wollte nicht in dem Glanze seiner göttlichen Majestät und Würde — als mit einem Raube — vor der Welt prangen, durch Erweisung seiner unverhüllten Herrlichkeit seine ewige Gottheit lassen kund werden, und damit die Bewunderung und Anbetung der Menschen mit Gewalt an sich reißen; das wäre ihm ein Leichtes gewesen, hätte aber ihm, der ewigen Liebe, keine Seele der Sünder erlöset. — Er legte — auf eine Zeit von sich ab — den Königsglanz, die Krone, den Purpur, das Scepter; Er stieg von seinem göttlichen Thron und von der Herrlichkeit seines Throns herab; — — er hüllte sein überschwengliches, heiliges Wesen in unser enges, armes, niedriges Fleisch ein; er barg seine ewige Kraft und Gottheit in die Gestalt unserer sündlichen Natur, in ihre Schwachheiten, in ihre Gebrechen und Leiden hinein. Er hielt nichts an sich zurück, das nicht in allen Stücken der menschlichen Natur ähnlich gewesen wäre und gleich ꝛc." — Gründlich belehrend und ergreifend zugleich ist die Erklärung von 3, 8 ff. Ref. hebt nur einige Worte über V. 9. aus: „Ich, spricht Passavant, „will nur in ihm erfunden werden, nur unter seinem Kreuze Schirm haben und Schatten; daß sein Verdienst es sey, was mir etwas verdient; daß seine Gerechtigkeit es sey, was mich schmückt und ziert; daß sein Geist es sey, was mich innerlich regiert und treibt; seine Liebe, was mich in allen Dingen beseelt und drängt; sein Friede, was Herz, Gedanken und Sinne rein und stille in ihm hält und bewahrt (4, 8.); sein Leben, er selber, was allein in mir lebt." Wie der Verf. in die Tiefen der christlichen Erfahrung hineinblicken läßt, ist unter Anderem aus S. 136 ff. zu sehen, wo er über 3, 10 f. redet; der Ernst der Ermahnung bei 3, 14., 4, 8.; die Feinheit des Eindringens in das christlich-sittliche Gebiet, z. B. bei 4, 5.; der Kleines und Großes umfassende Blick in's Reich Gottes bei den Worten: der Herr ist nahe (S. 179—184.); die kindliche Zuversicht des Glaubens bei 4, 12. — Doch es sey genug. Wer eine gesunde Nahrung für seinen inneren Menschen sucht, ein Buch, das zu Jesu treibt, und den Frieden, die Heiligungsmacht, den Trost in ihm lieblich und kräftig, ermunternd und züchtigend, freundlich und ernst anpreist, der wird hier aus dem göttlichen Worte mit Treue geschöpftes und in edler Form vielfachem Bedürfniß entsprechendes finden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 4. November. № 88.

## Die theologischen Candidatenprüfungen in Deutschland.

Wenn es viele und mancherlei Bücher gibt, welche geschrieben worden, ohne daß sie Jemand verlangt, so gibt es auch viele und mancherlei, nach denen verlangt wird, ohne daß sie Jemand schreibt. Es wäre in der That ein nicht geringes Verdienst der Großmeister der verschiedenen Gebiete des Wissens, wenn sie uns nach gewissen Intervallen, etwa immer nach einem Decennium, mit einem Catalogus aller restirenden terrae incognitae beschenken wollten, einmal, damit die kleinen Geister, wenn sie die Schriftstellerflagge aufpflanzen, wüßten, wohin sie zu steuern haben, zum andern, damit die, welche nicht aufhören, über unsere Fortschritte zu triumphiren, besser die Kreisbewegung von dem Vorwärts unterscheiden lernten. — So ist es schon lange der lebhafte Wunsch des Schreibers dieser Zeilen gewesen, einmal ein historisch-statistisches Werk zu erlangen, aus dem er lernen könnte, wie es unsere Vorväter in den verschiedenen Jahrhunderten und die verschiedenen Kirchenpartheien in der gegenwärtigen Zeit mit den Bedingungen gehalten haben und halten, unter denen der Zutritt zum verantwortlichsten aller Ämter, zu dem Seelsorgeramte, ertheilt wird.

Sehen wir auf einen bedeutenden Theil Deutschlands, so ist die gegenwärtige Lage der Verhältnisse diese.*) Es erscheint zum ersten Examen vor Consistorialräthen, die er gewöhnlich zum erstenmale in seinem Leben zu Gesicht bekommt, ein Candidat von 20 bis etwa 26 Jahren. Dieser liefert eine oder mehrere häusliche Arbeiten, hie und da einige Clausurarbeiten, eine Predigt und Katechese, wird darauf in Gemeinschaft mit vier bis neun anderen vier bis sechs Stunden gefragt über den Hebräischen und Griechischen Bibeltext, Dogmatik, Kirchengeschichte, Homiletik, wohl auch etwas Logik, erhält eine Nummerbestimmung, wie viel er in diesen Stücken geleistet und es heißt: porta patet — die Thür ist offen, um jene Heerde zu weiden, die Christus mit seinem Blute erkauft hat. Ob er die Lehren der Bibel nur weiß oder ob er sie versteht, ob er sie versteht oder ob er sie glaubt, ob er die Gabe hat, Seelen zu gewinnen, oder kalt und hölzern ist, ob er als Student ein unbescholtenes, sittliches Leben geführt oder nicht, darüber prüft keine Behörde — ja auch das, ob in jenen fünf Stunden Blödigkeit oder ein anderer Unstern ihn verhindert habe, sein Wissen und Geschick in der That darzulegen, kann nicht weiter in Frage kommen.

Daß dieses Verhältniß der Sache nicht so ist, wie man es wünschen muß, ist wohl offenbar, ob es aber in irgend einer Abtheilung der Protestantischen Kirche Deutschlands viel besser steht? Wir wollen uns hier nicht in's Reich der Ideale verlieren und nach der absolut besten Art der Zulassung zu dem großen Amte, das die Versöhnung predigt, fragen, sondern nur einige Bemerkungen darüber machen, wie wohl unter den vorhandenen Umständen der Zweck der Kirche noch am ehesten erreicht werden könnte.

Ein Zwiefaches ist es, was hiebei in Betracht kommt: 1. Welche Anforderungen soll die Kirche in wissenschaftlicher Hinsicht an ihre zukünftigen Diener machen? 2. Auf welche Weise kann dem unlängbaren Bedürfnisse der Kirche Genüge geschehen, über Glauben und Wandel der Aspiranten eine befriedigende Gewißheit zu erhalten?

Bekanntlich ist es von manchen christlichen Kirchenpartheien, Mennoniten, Methodisten, Quäkern, überhaupt in Zweifel gezogen worden, daß neben gründlicher Frömmigkeit und natürlicher Beredsamkeitsgabe noch wissenschaftliche Ausbildung Erforderniß sey. Und in der That, sieht man manchmal den unreifen Jüngling auf der Kanzel das theologische ABC hersagen, und zu seinen Füßen irgend einen jener christlichen Veteranen, der auf der höchsten aller Hochschulen, der zu Leiden, aus der Schrift und dem menschlichen Herzen jene Weisheit kennen gelernt hat, die nicht bloß sagt, sondern auch sich sagen läßt (Jak. 3, 17.) — wer möchte nicht einen Tausch wünschen? Dennoch wird ein tieferer Blick nicht verkennen können, in welcher nothwendigen Wechselwirkung in der Kirche gesundes christliches Leben mit der Wissenschaft steht. Jedes gesunde christliche Leben erzeugt die Wissenschaft, wie diese jenes fördert. Kann man sich ein gesundes christliches Leben und Glauben denken, welches nicht, wenn es etwa zuerst an einer einzelnen Predigt oder Lebenserfahrung entzündet worden wäre, sich umsähe und zunächst nach genauerem und umfassendem Verständnisse des objektiven Glaubensgrundes der Schrift verlangte, dann nach einem zusammenhängenden Verständnisse der Glaubenslehren und Widerlegung der Einwürfe und etwaigen Zweifel, dann nach einer Kunde, wie es denn diesem christlichen Glauben vorher in anderen Zeiten und unter anderen Zonen in der Welt ergangen sey. So bildet sich von selbst ein Ansatz zu Exegese, systematischer Theologie und Kirchengeschichte. Ein gut beschaffener Katechismusunterricht wird gewiß zu allem diesem die erste Anleitung geben, welche dann durch die Predigt Vollendung erhalten wird. Um aber solchen Unterricht zu ertheilen, würde dann auch der Geistliche für seine Person der Bildung nicht ermangeln können. Zeigt sich nun auf diese Weise schon aus der Natur des christlichen Glaubens,

*) So eben ist in dem Kirchen- und Schulblatt für Mecklenburg im vierten Hefte von 1834 von einem Mecklenburgischen Prediger ein Aufsatz „über die gesetzliche Prüfung der Candidaten des Predigtamts“ erschienen.

wie er auf die Wissenschaft hintreibt, und, soll er gesund seyn, dieselbe voraussetzt, so wird das Bedürfniß derselben um so eher in einer Zeit einleuchten, wo durch tausend Kanäle die Resultate des Wissens der Gelehrten immer mehr unter allen Ständen und Klassen sich verbreiten und zugleich die gefährlichste Klasse aller Bestreiter der Religion, die Halbwisser, erwecken. So wenig haben sogar jene Kirchenpartheien, die wir erwähnten, dem äußerlich drängenden Bedürfniß nach Wissenschaft sich entziehen können, daß auch Mennoniten, Baptisten und seit einem Jahre selbst die Methodisten Bildungsanstalten für ihre Geistlichen besitzen. —

Sollen wir nun aber den Umfang des Wissens und der Bildung bestimmen, den die Kirche von ihren Dienern zu fordern habe, so läßt sich diese Frage so im Allgemeinen schwer beantworten, schon deshalb nicht, da ja Vorzüge von Seiten des Glaubens und Charakters allerdings auf die andere Wagschale zu legen sind, wenn über die Zulassungsfähigkeit zum Kirchendienste entschieden werden soll. Indeß dürfte doch mit Berücksichtigung der Bildungsstufe unserer Zeit Folgendes festzusetzen seyn: Zuvörderst darf ein gewisser Grad allgemeiner Bildung nicht fehlen, wir verstehen hierunter die Fähigkeit, sich richtig und gewandt in der Muttersprache auszudrücken, das nothwendigste Material des historischen, geographischen und physikalischen Wissens u. s. w. Leider geht dieselbe auch solchen Candidaten unserer Zeit häufig ab, welche übrigens ein ziemliches Quantum des theologischen Wissens zusammengelernt haben, und wir möchten daher es nicht für unrecht halten, wenn in manchen Ländern, wie in Holstein, auch eine Prüfung der Candidaten in dieser Hinsicht mit der theologischen verbunden wird. Wo dieses aber nicht geschieht, dürfte es wenigstens gerathen seyn, die Zulassung zum theologischen Examen mit Strenge zu verweigern, so lange der Aspirant nicht in jener Hinsicht befriedigende Zeugnisse von Schulprüfungsbehörden vorlegen kann. Gegenwärtig kommt der Fall vor, daß der Candidat, welcher keinen ordentlichen Brief in der Muttersprache zu schreiben versteht und die ordinärsten Naturerscheinungen zu erklären unfähig ist, ein glänzendes Zeugniß empfängt, weil er vortrefflich Lateinisch zu schreiben weiß, oder die schwierigsten Hebräischen Stellen im Hiob fertig übersetzt hat, und doch wird die Unwissenheit in jenen Stücken ihn einst zum Gespötte seines Amtmanns machen, während seinen Talenten in diesen die Bewunderer fehlen werden. Es ist noch ein Umstand, welcher die Anforderungen dieser Art zu erhöhen nöthigt: die immer mehr steigende Ausbildung der Schullehrer. Wird zumal die Schule wieder, wie durch die neuerliche Kirchenordnung der Rheinlande, in strengeres Abhängigkeitsverhältniß zur Kirche gesetzt, welche traurige Rolle spielt der Geistliche, der allenthalben in Angst schweben muß, sich vor seinem, ihm untergebenen Schullehrer Blößen zu geben, wie drückend wird aber auch für den Schullehrer das Gefühl der Abhängigkeit von Geistlichen, welchen er sich grade in denjenigen Kenntnissen überlegen weiß, worauf in der öffentlichen Meinung am meisten ankommt.



Erwägen wir, was von den Candidaten in Bezug auf theologisches Wissen zu fordern sey, so sind die gewöhnlich in dieser Hinsicht gemachten Anforderungen zu billigen. Man verlangt die Fähigkeit, die Schrift in den Grundsprachen zu erklären, Kenntniß der biblischen Glaubens- und Sittenlehren, Kirchengeschichte und Dogmengeschichte, und bei dem ersten Examen Kenntniß der homiletischen, katechetischen und wohl auch pädagogischen Theorie. Nur möchte zu bedauern seyn, daß in allen diesen Disciplinen so viele Examinations-Commissionen mehr auf das Auswendigwissen, als auf die Einsicht sehen. Wie mancher Candidat, der in einem passus, wie z. B. Röm. 5. oder Jes. 53., nicht im mindesten die Ideen zu entwickeln im Stande seyn würde, erhält in der Exegese sein Wohlbestanden, weil er die Vokabeln gewußt hat, die schwierigen Construktionen glücklich gelöst und die Griechischen und Hebräischen Worte in leidlichem Latein wiedergegeben hat. Eben so geht es in der Dogmatik und Sittenlehre, wo die Krone erhält, wer die meisten Definitionen, einige Dutzend Eintheilungen und vielleicht noch etwas Litteratur gewußt hat; am jämmerlichsten von allen Disciplinen fährt die Kirchen- und Dogmengeschichte, von welcher, leider, viele Candidaten keine andere Bestimmung wissen, als daß sie zum Auswendiglernen da ist. Überall müßte nun hiebei ein viel größeres Gewicht darauf gelegt werden, ob der Candidat Beweise einer selbstständigen Aneignung an den Tag legt.

Auch wenn wir nicht unternehmen, genaue Gränzen zu ziehen, wie viel Wissen und theologische Einsicht unabweislich gefordert werden muß, so können wir doch im Allgemeinen die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Strenge in dieser Hinsicht jedenfalls heilsam ist. Die Erfahrung wird nämlich überall zeigen, daß Unwissenheit und ungeistliches rohes Leben bei den Studenten Hand in Hand geht. Die Ursache hievon ist leicht zu erkennen. Auf der anderen Seite wird man finden, daß gründliche wissenschaftliche Studien in der Regel mit irgend einem Grade von Interesse am geistlichen Amte verbunden sind, und zwar ist dieses insbesondere in unserer Zeit zu hoffen, da es Gott sey Dank in unserer Zeit fast unmöglich ist, daß nicht das eine und das andere in christlichem Geist geschriebene Buch in die Hände solcher Candidaten kommen sollten, die sich mit Ernst auf ihr Examen vorbereiten. Diese Forderung der wissenschaftlichen Strenge bei den ersten Examinibus leitet uns sofort auf die Persönlichkeit der Examinatoren. Wir können nämlich nicht umhin, für die erste Prüfung gründlich wissenschaftlich gebildete Männer als Examinatoren zu verlangen. Solche nun in unserer Zeit unter den praktischen Geistlichen aufzufinden, wird immer schwieriger, zumal wenn es ältere, in Würden stehende Männer seyn sollen. In Tausenden von Beispielen liegt es nämlich zu Tage, daß jene Theologie, welche man von 1770 bis 1815 auf den Universitäten erlernte, nur einen geringen stimulus zum Fortstudiren gegeben hat. Man frage sich nur, wie viele Namen von praktischen Geistlichen wohl aus dieser Periode in der Reihe namhafter Gelehrter sich finden; und vergleiche die

geringe Zahl derselben mit der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts oder in der Reformationszeit. Man halte z. B., um auf einen einzelnen Fall einzugehen, die Namen der Hamburger, Lübecker, Bremer Geistlichkeit aus den letzten sechs Decennien gegen die eines Christoph Wolf, eines Albert Fabricius (Dr. Theol., Prof. am Gymnasium), Iken, Hinckelmann, A. Pfeiffer, Gottl. Carpzov. Und was noch etwa von Studienlust bei den Geistlichen aus der jüngst vergangenen Periode übrig seyn sollte, wird das nicht durch die Wellen der Journallektüre hinweggeschwemmt? Wie viele praktische Geistlichen gibt es wohl, welche fortgesetzt größere und bedeutendere gelehrte Werke zu ihrem täglichen Studium machen und z. B. von den Werken der Kirchenväter und Reformatoren mit dem alten Chyträus sagen können: Dum ista muginamur, pluribus horis vivimus. Dazu kommt: auf die theologische Periode vor 1817 blickt die jüngere Zeit als eine nicht bloß äußerlich, sondern auch geistig vergangene hin. Gesetzt nun auch, daß ältere Geistliche in jener Zeit tüchtige Studien gemacht haben, so werden sie doch wenig fähig seyn, jüngere Leute, deren Bildung in der neueren Zeit wurzelt, zu verstehen. Und wie viel schlimmer stellt es sich nun gar, wenn, wie es in den kleineren Deutschen Staaten, z. B. in den Mecklenburgischen Herzogthümern, der Fall ist, das ganze Examen einzig und allein in den Händen eines Einzigen, gewöhnlich eines eisgrauen General-Superintendenten, liegt. Unter diesen Umständen müssen wir es allerdings für vorzüglicher halten, daß, wie es in Preußen und Sachsen zum Theil bereits geschehen ist, die erste theologische Prüfung an die theologischen Fakultäten übertragen werde. Zwar brennen auch hier nicht auf jedem Leuchter Kerzen, und gibt es auch hier so manche milites stativi; immer aber wird sich doch mit größerer Wahrscheinlichkeit hier die Fähigkeit finden, gründlich und mit Berücksichtigung der theologischen Erzeugnisse der neuesten Zeit die Prüfung zu veranstalten. Als ein bedeutendes Bedenken hat man zwar mit Recht geltend gemacht, daß alsdann ein todtes Nachbeten der respektiven Collegienhefte zu befürchten sey. Allerdings hat man bis zu dieser Stunde hievon die traurigsten Erfahrungen gemacht; denn wo bei einem examinirenden Professor überdies Härte des Charakters hinzukommt, kann er sich ja allerdings zu einem wahren Tyrannen der zu examinirenden Jugend aufwerfen. Indessen ist dieses Bedenken ein solches, welches sich doch glücklicher Weise leicht heben läßt. Einerseits nämlich wird es schon dann verringert, wenn irgend ein energischer und Gerechtigkeit liebender, würdiger Mann, der nicht zur Fakultät, sondern zur Geistlichkeit gehört, der Commission als Direktor oder Präses beigegeben wird, besonders aber wird jenes Bedenken völlig beseitigt, sobald bei den Examinibus ein turnus eintritt, nach welchem die Professoren mit den Fächern auf eine solche Weise wechseln, daß der Studirende nicht vorauszusehen im Stande ist, welchen Professor er in irgend einem Fache zum Examinator haben werde.

Viel schwieriger ist die Frage: auf welche Weise kann den unläugbaren Bedürfnissen der Kirche Genüge geschehen, über



Glauben und Wandel der Aspiranten eine befriedigende Gewißheit zu erhalten? Wie überall die mechanische Praxis die leichteste ist, so auch hier, wenn man sich mit der Unterschrift oder dem Bekenntniß der Candidaten zu irgend welchen symbolischen Büchern begnügt. Leicht ist nun freilich dieser Weg, aber auch eben so unbefriedigend, als er leicht ist. Wenn überall die Gewähr, welche man auf diesem Wege über den rechten Sinn der Candidaten erlangte, überaus unsicher war, so ist es in dieser unserer Zeit bei den unzähligen Abstufungen und Schattirungen theologischer Ansichten gradezu unmöglich gemacht, so zum Ziele zu gelangen. Soll jenen Bedürfnissen der Kirche vermittelst der Examina einigermaßen genügt werden, so ist, daß ich es kurz sage, nach meiner Ansicht eine Seminarbildung bei den jungen Theologen durchaus erforderlich. Nur wo der Examinator Gelegenheit gehabt hat, den Examinanden fortgehend zu beobachten und seiner Entwickelung zuzusehen, wird er im Stande seyn, ein öffentliches Examen abzuhalten, dessen Resultat in wissenschaftlicher Beziehung gerecht, und in religiös-sittlicher Beziehung wohl begründet ist. Wie gegenwärtig das Examenwesen beschaffen ist, nicht bloß bei den Theologen, sondern auch bei anderen Fachverwandten, wo mit einer ganzen Anzahl Mitgenossen zusammen einige Stunden Prüfung vor unbekannten Männern über das ganze zukünftige Leben das Loos werfen sollen, kann es überhaupt nicht zum Ziele führen, und am wenigsten beim Theologen, bei welchem, was seinen wahren Werth bildet, so zarter und geistiger Natur ist, daß es durch ein Abfragen von ein Paar Stunden nimmermehr erkannt werden kann. Wenn wir so die Seminarbildung der Theologen in Schutz nehmen, ist unsere Meinung nicht die, eine klösterliche Absonderung zu verlangen. Das Seminar soll vielmehr selbst einen Theil der Universität bilden, auch soll den Studirenden frei stehen, zu hören, bei wem sie wollen, u. s. w.; nur das wünschen wir zu erlangen, daß der junge Theologe unter fortgehender religiös-sittlicher Beaufsichtigung emporwachse.

Doch wir haben nicht von Idealen sprechen wollen, sondern von dem, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Dinge erreicht werden kann. Wie die Sache jetzt steht, so müßte zunächst das Bestreben der Professoren, welchen die Examina übertragen sind, dahin gehen, schon während der Universitätszeit ihre künftigen Examinanden zu beobachten und näher kennen zu lernen, und solche Privatzeugnisse der Mitglieder der Fakultät müßten von so viel Gewicht seyn, daß sie auf das Gesammtresultat der Prüfung einen Einfluß ausübten. Außerdem bleiben nur noch zur Prüfung des Glaubens und der christlichen Gesinnung des Aspiranten seine Arbeiten, vorzüglich seine praktischen, übrig. Zwar werden mündliche Antworten, werden alle Arten von schriftlichen Arbeiten auch einigermaßen Dokumente über den Glauben und die religiöse Richtung des Candidaten abgeben, viel mehr aber noch wird man aus seinen Predigten und Katechisationen abzunehmen im Stande seyn, weß Geistes Kind er ist. Bei weitem in den meisten Fällen werden Predigten zuverlässige Belege darüber seyn, in welchem Maaße

der junge Theologe mit Geist und Herz studirt hat, in welchem Maaße er die Hoffnung gibt, segensreich in der Kirche zu wirken. — Unserer Ansicht nach müßte nun das Prüfungszeugniß nach einer zwiefachen Rubrik den Candidaten charakterisiren, einmal nach seinen Kenntnissen, sodann nach seiner christlichen Einsicht und Fähigkeit, dieselbe erwecklich vorzutragen. Aus dem Ausfall beider Rubriken zusammengenommen müßte sich dann ergeben, ob er vorläufig für einige Jahre, oder ob er für immer abzuweisen sey, in welchem ersteren Falle die Commission die Verpflichtung hätte, ihm väterlich, nachdrücklich und deutlich dasjenige auseinanderzusetzen, was ihm noch fehle und was er sich noch zu erwerben habe, um der Zulassung zum geistlichen Amte würdig befunden zu werden. Wir haben von „christlicher Einsicht" gesprochen. Der Ausdruck verlangt nähere Erklärung. Liegt darin die Anforderung, daß der Candidat von der Wahrheit gewisser Dogmen überzeugt sey, oder nur daß er eine gewisse religiöse Wärme habe? Beides soll darin liegen: eine auf innerer Erfahrung beruhende Überzeugung. Dann stellt sich nun aber die Frage heraus: Und von welchen Dogmen muß er eine Überzeugung erlangt haben? Es wurde vorher eine bloße Verpflichtung auf die Symbole als eine schwache Gewähr für die Gesinnung des Candidaten dargestellt. Und mit Recht, wenn nichts Anderes hinzukommt. Wenn nun aber eine Beobachtung während der Universitätsjahre, wenn eine ernste Berücksichtigung dessen, was er als Prediger leistet, hinzukommt — wird man nicht dann doch noch die Verpflichtung auf die kirchlichen Symbole hinzutreten lassen müssen? Bis auf unsere Tage herab wird der Ordinandus auf dieselben verpflichtet, sollte nicht schon bei Zeiten dem Examinandus diese Verpflichtnng vorgehalten werden, da doch die licentia *concionandi* füglich nur erhalten kann, wer den rechten Glauben zu predigen im Stande ist?

Schreiber dieses gesteht nun offen, daß er nicht einsieht, wie bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in unserer Kirche eine Verpflichtung auf den Buchstaben der symbolischen Bücher statt finden könne. Sollte es wirklich möglich seyn, eine einzige theologische Fakultät, ein einziges Consistorium aufzufinden, dessen Mitglieder sich sämmtlich unumwunden zu dem Festhalten an jedwedem Ausspruch der Kirchenlehre erklären könnten? Und können sie dies selbst nicht, vermöchten sie mit gutem Gewissen solche Candidaten vom Amte auszuschließen, die offen dasselbe Unvermögen bekennen, sonst aber von einem ernsten und gewissenhaften Streben Zeugniß ablegen? So müßten denn also die alten Consistorien aufgehoben oder purificirt werden. Und wird man die Männer finden, um neue zu bilden? Und wenn man sie fände, und wenn sie den ungläubigen Candidaten zu Hunderten den Repuls ertheilten — ist es genug, um schöne Blumen zu ziehen, daß man alles Unkraut ausrottet? Samen, lebendiger Samen thut noth. Die bloß negative Purificirung ist der Fluch unserer Zeit in politischer und administrativer Beziehung, sie soll nicht noch in die Kirche eindringen. — Auf der anderen Seite: soll die Commission sich damit genügen lassen, daß die Candidaten gründliche Kenntnisse, frommen Ernst und Gabe zu geistlichem Wirken besitzen, ohne irgend eine Anforderung an ihren Glauben zu machen? So wären denn auch Läugner der persönlichen Unsterblichkeit aus der neuesten pantheistischen Schule zuzulassen? — auch solche, welche aus einer anderen Branche derselben Philosophie entsprossen, die Unfehlbarkeit der Concilien, die Rechtfertigungslehre des Tridentinischen Concils, die Nothwendigkeit des Meßopfers u. s. w. in Schutz nehmen? Soll irgend eine Kirche fortbestehen, so wird man auch nicht in Abrede stellen können, daß irgend eine Garantie des Glaubens bei den anzustellenden Lehrern der Kirche erforderlich ist. Das richtige Verfahren hiebei wird nun aber eben das seyn, welches bei jedwedem erkrankten Organismus eintreten muß: das erste ist Unterstützung der Heilkraft der Natur; das zweite ist das Unterbinden, Abschneiden und Brennen. So wird dann auch das kirchliche Regiment nicht zuerst und vornehmlich durch eine Reform der Prüfungen und Ordinationseide die Kirche heilen, es muß zunächst die Heilkraft der Natur sich zeigen, darunter verstehen wir: es muß eine entschiedene Krisis im religiösen und theologischen Leben von selbst eingetreten seyn. Wo dies nicht der Fall ist, kann auch der beste Wille einzelner Oberen, und wären es auch die obersten Kirchenhäupter, nichts helfen. Man erinnere sich an die indices prohibitorum, welche zu einer Zeit, wo der breite Strom der öffentlichen Meinung in Frankreich nach dem Unglauben hinging, die Sorbonne in Paris ausgehen ließ gegen einen Rousseau, Marmontel u. s. w. Was haben sie vermocht? Als bei Marmontel's Bélisaire z. B. der Erzbischof das ertheilte vidi retrahiren wollte, wurden während der Verhandlungen darüber 40,000 Exemplare verkauft; als die Sorbonne den indiculus der triginta septem damnandorum in diesem Buche ergehen ließ, setzte Voltaire ein ridiculus bei, das alle Welt beklatschte, und nachdem die Kirche das Buch verdammt hatte, ließ Kaiserin Theresia es übersetzen und Kaiserin Katharina übersetzte es selbst. Als König Friedrich Wilhelm II. dem Strome der Neologie, der mit einem Wellenbette daherwogte, das von den nordischen Belten bis an die Alpen ging, sein Religionsedikt als einen Damm entgegenbaute, was hat er erreicht?

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 7. November. № 89.

## Das Gesetz der Todesstrafe in seinem Verhältnisse zur Offenbarung des Alten und Neuen Bundes.

Die erneuten Verhandlungen unserer Tage über die Zulässigkeit der Todesstrafe können die Nothwendigkeit eines Votums hierüber von Seiten der Kirche zur Genüge erweisen. Durch die Stellung der Kirche aber ist schon von vorn herein Art und Gränze der Untersuchung bestimmt. Ihr kommt eine entscheidende Stimme nur da zu, wo es sich um die Zurückführung eines historisch wirklichen und faktisch geltenden Gesetzes auf die Auctorität göttlicher Offenbarung handelt. Hierin liegt aber eben so sehr die Beschränkung als die Bedeutung kirchlicher Vota in solchen Fragen. Diese Bedeutung gewinnt noch an Wichtigkeit den herrschenden Irrthümern unserer Zeit gegenüber. Denn die Wahrheit, welche selbst das heidnische Alterthum in seiner Weise erkannte, ignorirt die moderne Lüge bis zu einem unglaublichen Grade, die Wahrheit nämlich, daß „alle menschlichen Gesetze ihren Nahrungssaft aus dem einen göttlichen ziehen." Wenn ein Alter in der Form seiner Erkenntniß vollkommen wahr und treffend sagte: „Es hat nicht Zeus die Dike und Themis zu Beisitzern, sondern er selbst ist Dike und Themis und das älteste und vollkommenste Gesetz," so gestaltet es sich nach der herrschenden Ansicht so, daß Recht und Gesetz ein Produkt menschlicher Übereinkunft wäre, zu dessen Füßen dann eigentlich Gott mit seinem Regimente sitzen müßte, wenn man nicht Gott und seine Offenbarung völlig aus dem Spiele ließe. Über Geltung eines Rechts wird dann nach menschlicher Empfindungsweise abgeurtheilt, das Räsonnement über Recht und Gesetz geht von den Satzungen der Humanität, des Nützlichkeitsprincipes und dergleichen schwankenden Betrachtungsweisen aus, oder, wenn es hoch kömmt, flüchtet sich die ganze Gültigkeit des Rechtes, dem die göttliche Auctorität genommen ist, in die egoistische Leerheit der Rechte des Individuums.*) Eine solche Betrachtungsweise kann die Kirche nur verhorresciren. Sie ist von der Unwahrheit dieser Principien eben so überzeugt, als sie über die Wahrheit der Principien ihrer eigenen Existenz gewiß ist. Nur das Gesetz, das in sich das Merkmal eines Widerspruchs mit göttlichem Rechte trägt, muß sie bestreiten; nur das Gesetz ist vor ihr als Gesetz gerechtfertigt, was dieses Merkmal nicht trägt. Das Gesetz eines christlichen Staates muß wenigstens dieses Merkmal haben, wo nicht, so würde man auch die Idee eines christlichen Staates aufgeben müssen. Von selbst versteht sich, daß es sich hier nicht um eine äußere Ableitung aller einzelnen Gesetze aus der göttlichen Offenbarung handelt. Das Neue Testament ist nicht Gesetzgebung für bürgerliche Verhältnisse, noch viel weniger enthält es vereinzelte rechtliche Normen für einzelne Fälle. Aber jedes einzelne Gesetz hat ein allgemeines Princip, aus dem es abgeleitet ist, und die Conformität oder Nichtconformität desselben mit der Offenbarung des göttlichen Rechtes muß sich eben so sehr nachweisen lassen, als von dem Nachweis die Rechtfertigung der menschlichen Gesetzgebung abhängt.

Allein die Offenbarung des Neuen Testaments ist überhaupt nicht Offenbarung des Gesetzes, sondern Offenbarung der Gnade. Moses ist Gesetzgeber, nicht Christus. Wo ist nun das geltende göttliche Gesetz zu finden, an welchem auch die heutige menschliche Gesetzgebung geprüft werden müßte? Indem Manche die Aufhebung des Gesetzes durch Christus als eine absolute, nicht als eine relative betrachten, kommen sie dahin, zu glauben, die Gesetzgebung eines *christlichen* Staates entbehre der bestimmten Basis einer jetzt noch gültigen *göttlichen* Gesetzgebung, und das Gesetz erscheint ihnen in seiner gesetzlichen Form als ein mangelhaftes Institut, wenn nicht gar als Widerspruch mit der Idee eines christlichen Staates. Allein der erste Irrthum, in welchem diese Meinung wurzelt, ist der von der absoluten Aufhebung des Gesetzes durch Christus. Wir nehmen hier Gesetz in der allgemeinen Geltung, in welcher es den Gegensatz zur Gnade bildet, welche in und mit Christus in die Welt gekommen ist. Es darf nun hier als etwas nicht erst zu Beweisendes vorausgesetzt werden, daß die Exemtion vom Gesetze nur in dem Maaße statt findet, als Christus mit seiner Gnade von dem zu Eximirenden Besitz ergreift, d. h. nur *da*, *wo* Christus ist, da ist das Gesetz nicht mehr, nur *für* wen Christus ist, *wider* den ist das Gesetz nicht mehr, nur wer in Christo ist, der ist nicht mehr *unter* dem Gesetze. Hieraus ergibt sich von selbst, daß mit Christi Erscheinung an sich das Gesetz nach seinem ganzen Umfange eben so wenig aufgehört hat rechtskräftig zu seyn, als mit Christi Erscheinung alle Welt Christi Eigenthum geworden ist. Die Eigenthumsrechte des einen Herrn hören nur dann auf, wenn das Besitzthum rechtlich und faktisch in die Hände eines anderen Herrn gekommen ist. So gewiß nun ist, daß wer Christi ist, nicht mehr des Gesetzes ist, so gewiß ist, daß wer nicht Christi ist, unter dem Gesetze steht. Aber was ist das für ein Gesetz? Mit dieser Frage hängt die zweite irr-

*) Vgl. hierüber besonders *Jarcke*, Handb. des gem. Deutsch. Strafrechts Bd. 1. S. 74 f. S. 96. S. 240 f. S. 250 f. Die auch in unseren Tagen immer wieder frisch aufgelegten Principien des Marchese *Beccaria* hat schon *Kant* mit Recht „theilnehmende Empfindelei einer affektirten Humanität, Sophisterei und Rechtsverdrehung" genannt; s. *Kant* metaphys. Anfangsgr. der Rechtslehre S. 202. Vgl. gegen *Beccaria* besonders *Hegel* Grundlin. der Phil. des Rechts S. 98.

thümliche Seite der oben berührten Ansicht zusammen. Denn falls sie nun auch die absolute Aufhebung des Gesetzes nach der allgemeinen Bedeutung des Wortes nicht mehr behaupten sollten, sind sie doch geneigt, die absolute Aufhebung der Alttestamentlichen Gesetzgebung durch Christus anzunehmen. Allein, wie sich auf der einen Seite leicht zeigt, daß das Gesetz, unter welchem Jeder steht, der nicht Christ ist, nicht ausschließlich das Alttestamentliche ist, eben so zeigt es sich auf der anderen Seite, daß das Gesetz, unter dem Alle stehen, die nicht Christi sind, das Gesetz des Alten Bundes nicht ausschließt. Denn so wie wir sagen, daß Jude und Heide in gleicher Weise unter dem Gesetze stehen, sofern sie nicht Christi sind, zeigt es sich, daß wir hier ein Gesetz meinen, welches eben so sehr im Alten Bunde vorhanden ist, als es nicht ausschließlich Gesetz des Alten Bundes genannt werden kann, inwiefern unter ihm ja auch die Heiden stehen. Denn wäre es ausschließlich das Gesetz des Alten Bundes, so müßte ich sagen können: wer nicht in Christo ist, der steht unter dem Bunde der Beschneidung, oder umgekehrt: wer außer Christo stehend unbeschnitten ist, der steht auch nicht unter dem Gesetze, was ja Niemand sagen wird. Wäre aber auf der anderen Seite das Gesetz, unter welchem die Nicht-Erlösten stehen, ein Gesetz, welches mit dem Gesetze des Alten Bundes nichts zu thun hat, so wäre es unbegreiflich, wie ein Apostel aus dem Gesetze des Alten Bundes in gleicher Weise wie aus dem Gesetze, geschrieben in die Herzen, die Bedürftigkeit der Erlösung nachzuweisen hätte unternehmen, wie er ganz gleichartige Zustände als Wirkungen von Gesetzen hätte schildern können, die gar nichts mit einander gemein haben sollen, ja wie dieselbe That, welche die Juden von der Knechtschaft des Gesetzes frei macht, auch die Heiden hätte freimachen sollen, welche doch in keiner Weise Glieder der Theokratie waren. Wie also Christus gleichmäßig Juden und Heiden vom Gesetze und seinem Fluche frei macht, sofern sie sein werden, steht Jude und Heide gleichmäßig unter dem Gesetze, so lange sie nicht Christo angehören. Hieraus folgt, daß auch *nach* Christi Erscheinung *das* Gesetz geblieben sey, unter welchem der Jude in gleicher Weise wie der Heide steht, und es schiede sich demnach ein Theil des Alttestamentlichen Gesetzes, als fortwährend gültig, von einem anderen, wie z. B. dem Gesetze der Beschneidung, welches nicht mehr gültig ist. Hier aber kommt alles darauf an, die Norm für diese Scheidung zu finden.

Bleiben wir bei dem gedachten einzelnen Falle, dem Gesetze der Beschneidung, stehen, so ergibt sich, daß wir dessen Gültigkeit nicht als relativ, sondern als absolut aufgehoben betrachten, wir sagen nicht, daß es nur für denjenigen ungültig sey, in welchem Christus eine Gestalt gewonnen hat, sondern wir behaupten, es sey durch Christi Erscheinung und Werk an sich aufgehoben. Es scheidet sich also das Gesetz des Alten Bundes, inwiefern die einen Gebote durch Christi Erscheinung und Werk, die anderen nur in dem Maaße aufgehoben werden, in welchem Christus in den einzelnen Menschen des Gesetzes Ende wird. Soll diese Scheidung nicht willkührlich seyn, so muß sich darthun lassen, daß nach dem Wesen des Alttestamentlichen Gesetzes



selbst seine einzelnen Theile in einer *verschiedenen* Beziehung zu Christus stehen, weshalb dann eben auch ihre Aufhebung oder besser Erfüllung durch Christus nur in *verschiedener*, nicht in ein und derselben Weise eintreten kann. Diese verschiedene Beziehung ist aber mit der Verschiedenheit des Inhaltes der Alttestamentlichen Offenbarung von selbst gesetzt. Es ist zwar das ganze Gesetz mit Inbegriff der Weissagung und Verheißung Vorbereitung auf Christus, aber nicht in der gleichen Weise. Denn obschon das ganze theokratische Reich, der Körper, dessen Seele jene Alttestamentliche Offenbarung war, als Reich der Vorbereitung auf das Reich Gottes und Christi betrachtet werden muß, so hat es doch an seinem zeitlichen Bestande unter bestimmten örtlichen und nationalen Verhältnissen eine Seite, die nur durch die Beziehung des Ganzen auf Christus ebenfalls in *mittelbarer* Beziehung zu ihm steht, so daß also alle die Gesetze, welche nur die Verhältnisse des Volkes Israel in Canaan bestimmen, unmittelbar mit dem Reiche Christi nichts zu thun haben. Es verloren demnach auch diese Gesetze mit dem Gerichte, welches von der Erscheinung Christi aus über die ungehorsamen Juden erging und dem zeitlichen Bestande des Israelitischen Reiches ein Ende machte, von selbst ihre Gültigkeit, und wurden, indem die wesentliche und bleibende Seite der theokratischen Gesetzgebung in einem neuen Reiche Gottes ihre Erfüllung fand, somit als die außerwesentlichen aufgehoben. Aber auch der Theil der Alttestamentlichen Gesetzgebung, welcher in *unmittelbarer* Beziehung zu Christus steht, hat, weil im Inhalt verschieden, auch eine verschiedene Art dieser seiner Beziehung, und kommt somit auch in verschiedener Weise durch Christus zu seiner Erfüllung. Denn wie das Sittengebot, der allgemeine Theil des Alttestamentlichen Gesetzes, nur ein sittliches Thun der Menschen, Erkenntniß der Sünde und Erfüllung des göttlichen Willens fordert, so findet dieser Theil auch nur insofern in Christus seine Erfüllung, als der Einzelne durch ihn mit dem Glauben an seine Erlösung beides, Erkenntniß seiner Sünde und Befreiung von ihr, empfängt. Wie hingegen der Ritus oder die Verheißung, sey es im Worte, sey es im Bilde, nur von der Erscheinung des Erlösers an sich ein vorbildendes und vorahnendes Zeugniß gibt, so hat beides schon durch die Erscheinung Christi an sich seine Erfüllung gefunden.

So war, um zu dem vorangeführten Beispiele zurückzukehren, die Beschneidung das Siegel für die dem Abraham gegebenen Verheißungen (1 Mos. 17., vgl. 12, 3., 22, 18., 26, 4.), und es steht demgemäß das Gesetz derselben in ausschließlicher Beziehung zu diesen Verheißungen, indem es will, daß alle Glieder der Theokratie dies Bundeszeichen als äußeres Unterpfand künftiger Erfüllung empfangen. Ist die Erfüllung gekommen, so hat das Unterpfand keine Bedeutung mehr, außer für die, welche trotz der geschehenen Erfüllung noch immer die Erfüllung als eine zukünftige erwarten. Für alle diejenigen aber, welche nicht in diesem Irrthum befangen sind, oder für die, welche ohne Hoffnung eines zukünftigen Segens aus Abraham's Geschlecht leben, kann das Gesetz keine Gültigkeit haben, und für Jeden hätte dieses Gesetz jetzt nur noch irrthümlicher Weise Geltung,

weil es sich bloß auf Erfüllung einer Verheißung bezog, sonach mit der Erfüllung von selbst seine Endschaft erreicht hat.

Wenden wir das eben Erörterte auf das Alttestamentliche Gesetz der Todesstrafe an, so müßten wir die Gültigkeit desselben für uns läugnen, wenn es in Beziehung auf ein Verhältniß gegeben wäre, welches jetzt nicht mehr existirt. An dem Gesetz fällt uns aber zunächst auf, daß es ganz außer dem Connexe der bürgerlichen Gesetzgebung für das Volk Israel im Lande Canaan auftritt, indem es schon Noah empfängt (1 Mos. 9, 6.). Es gehört daher nicht zu den Gesetzen, welche mit dem Bestand der äußeren Theokratie erst in's Daseyn traten und mit ihr denn auch aufhörten, gültig zu seyn. Ferner aber wird als Grund dieses Gesetzes ein gedoppeltes Verhältniß genannt, welches theils weit entfernt durch Christi Erscheinung aufgehoben worden zu seyn, durch ihn erst seine volle Wirklichkeit recht eigentlich erhalten hat, theils als ein natürliches vor wie nach Christus immer den gleichen Bestand hat. Denn einerseits heißt es V. 6.: Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden, denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht; andererseits spricht Gott vorher (V. 5): Ich will des Menschen Leben rächen an einem jeglichen Menschen, als der sein Bruder ist. Wenn nun früher die Socinianer, die mit den Wiedertäufern und ähnlichen Sekten in ihrem Irrthum über das Verhältniß von Gesetz und Evangelium die Zulässigkeit der Todesstrafe läugneten, die Alttestamentliche Stelle durch die Bemerkung zu entkräften suchten, es sey hier kein Gebot gegeben, sondern nur vorhergesagt, was geschehen werde, so wird das jetzt im Ernste Niemand mehr wiederholen. Denn einerseits ist klar, daß die spätere Gesetzgebung von Sinai herab auf diesem alten Ausspruche als einem gesetzlichen ruht (vgl. den Inhalt von 2 Mos. 21. mit 1 Mos. 9, 6 u. 5.), andererseits hat der Satz: denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht, im Verhältniß zum vorhergehenden: durch den Menschen wird sein Blut wieder vergossen werden, als bloße Vorhersagung dessen, was geschehen werde, also z. B. der Blutrache u. dergl. gar keinen Sinn. Denn wie die Ebenbildlichkeit des Menschen als Erklärungsgrund gefaßt werden könne, daß einer den andern todtschlagen werde, wird Niemand einsehen, während es sich leicht zeigt, daß wenn hier der Willkühr des Verbrechens die Strafgerechtigkeit als Gebot, das durch Menschen vollzogen werden soll, gegenübergestellt ist, der Erklärungssatz dazu dient, die Größe der Strafe und den Ernst des Gebotes durch die Größe des Verbrechens anschaulich zu machen. Auch wäre es von keinem Gewichte, wenn man bemerken wollte, nach diesem Gesetze sey die beabsichtigte gleichwie die unabsichtliche Tödtung mit Tode zu bestrafen, da beides nicht geschieden, ja die Tödtung eines Menschen durch Menschen der Tödtung durch ein Thier gleichgestellt sey. Denn erstens findet sich dieselbe Gleichstellung auch 2 Mos. 21, 28., und dennoch ist vorher Mord und Todtschlag sehr bestimmt unterschieden (V. 13 u. 14.) und die Exemtion des zweiten Falles vom Gesetze der Todesstrafe ausgesprochen. Zweitens liegt in der Fassung des Ausspruches V. 5. schon selbst, wie mir scheint, die Hindeutung auf die Art des Todtschlages, die hier gemeint sey. Wenn nämlich, wie es auch Luther in seiner Übersetzung ausdrückt, der Zusatz: von dem Menschen, von dem, der sein Bruder ist (Luth. als der sein Bruder ist) will ich die Seele des Menschen fordern, als die Apposition betrachtet wird, welche erklärt, wienach grade am Menschen diese That gestraft werden müsse, so scheint mir dies nur dann bedeutungsvoll, wenn es darauf hindeutet, daß diese That zugleich Bruch des Bruderverhältnisses sey. Dies ist sie aber nicht als unabsichtlicher Todtschlag, dann nämlich, wenn, wie es in der Mosaischen Bestimmung, 2 Mos. 21, 13., heißt, der Mensch nicht dem anderen nachgestellt, sondern Gott ihn in seine Hand hat fallen lassen, vollkommen aber dann, wenn „Jemand an seinem Nächsten frevelt und ihn mit List (ex insidiis) erwürget," 2 Mos. 21, 12. So also würden wir in der Mosaischen Bestimmung, Exod. 21., nur die Erklärung des Noachischen Gebotes finden, welche Art der Tödtung nämlich dort gemeint sey.*) Die Verletzung des Bruderverhältnisses durch Mord, so sagt also jenes Gesetz, straft Gott durch die von Menschen am Mörder zu vollziehende Todesstrafe, denn dieser Mord ist Verletzung Gottes selbst, der den Menschen zu seinem Bilde gemacht hat.

(Fortsetzung folgt.)



## Die theologischen Candidatenprüfungen in Deutschland.

(Schluß.)

Fast wie ein lächerlicher Zweikampf eines abgelebten Greisen mit einem rüstigen Jünglinge erscheint es, wenn man die drei Königl. Examinatoren nach der Halleschen Universität reisen sieht, wo damals ein Nösselt, Niemeyer, Semler unter dem Applause von ganz Deutschland die neue Lehre lehrten, um durch etliche Ermahnungen und Drohungen die Lehren dieser Männer zu beschwören. Man meine nicht, daß etwa nur grade die schwache Individualität grade jener drei Männer die Absichten des Königs und Ministers scheitern ließ; es ist wahr, es gebrach ihnen an rechter geistiger Kraft und Überlegenheit, allein man erinnere sich an einen anderen Mann aus jener Zeit, dem Geist und Kraft wahrlich nicht abgesprochen werden kann, den ehrwürdigen de Marées in Dessau — wie spurlos verklang seine strafende Klagestimme in dem Triumphrufe einer von Wasser berauschten Zeit! — Zum Wachsthum der Pflanzen gehört die rechte Jahreszeit. Ohne diese hilft auch die treueste Pflege nicht. Daß nun aber jetzt eine andere Jahreszeit für die Kirche gekommen ist, als damals, liegt am Tage. Das nennen wir vergleichsweise die selbstthätige Heilkraft der Natur — es ist die Kraft des Geistes Gottes. Ist eine solche

*) Anders freilich die corrupten Bestimmungen der jüdischen Theologen in ihren Satzungen über die Noachiden s. Haimon. Hal. Melach. c. IX. bei Otho lex. rabb. p. 462.

Heilkraft einmal da, so kann auch eine Kirchenbehörde ihr nachhelfen. Und das geschieht dann nicht sowohl durch Vermahnungen — wie gut sie auch gemeint seyn mögen — sondern durch Männer, durch die Versetzung der rechten Männer an die rechten Stellen. Dies wäre das Erste. — Eben weil nun eine solche Heilkraft der Natur bereits in unserem kirchlichen und religiösen Organismus — Gott sey Dank — wirklich vorhanden ist, weil es schon wirklich in kirchlichen und akademischen Ämtern eine Anzahl Männer gibt, welche den biblischen und kirchlichen Glauben wieder verbreiten, kann nun auch jetzt schon eine Anforderung an den Glauben unter den Candidaten gemacht werden. Da jedoch andererseits diese Reform in dem religiösen und wissenschaftlichen Leben nur im Anbahnen begriffen ist, so kann, unserer Ansicht nach, unter den gegenwärtigen Umständen diese Anforderung auch nur einen beschränkten Umfang haben. Sie muß sich anschließen an die in der Zeit wirklich vorhandenen Elemente des Glaubens. Und somit halten wir es denn für wünschenswerth, daß jene Anforderung sich nicht weiter erstrecke, als etwa auf den Inhalt des apostolischen Symbolums.*) Besteht nicht in einem solchen Nachlassen von den höchsten Forderungen, in einem solchen Anbequemen an das in der Zeit vorhandene Gute die Weisheit auch jeder politischen und bürgerlichen Gesetzgebung? Wenn z. B. durch lare Gesetze in einem Volke die Ehe zu einem bloß bürgerlichen Institute herabgesunken ist, wenn die Ehescheidungen unnatürlich leicht gemacht worden sind, wird es weise seyn, wenn ein von christlich-sittlichem Ernste durchdrungener Gesetzgeber diese losen Gesetze auf einmal mit solchen vertauschen wollte, welche den ganzen Ernst der christlichen Lehre von der Ehe in's Leben einführen? Hat Moses wegen der σκληροκαρδία des Volkes von dem ursprünglichen Gebote Gottes über die Ehe nachlassen dürfen, sollte es nicht auch ein christlicher Staatsmann und Regent?

*) Daß die Verpflichtung auf das apostolische Symbolum unzureichend seyn würde, scheint uns aus den vorhergehenden eigenen Äußerungen des verehrlichen Einsenders zu folgen. Er begründet die Nothwendigkeit, daß irgend eine Garantie des Glaubens von den anzustellenden Lehrern der Kirche gegeben werde, darauf, daß sonst die Behauptung der Unfehlbarkeit der Concilien, die Tridentinische Rechtfertigungslehre, die Lehre von der Nothwendigkeit des Meßopfers u. s. w. sich innerhalb unserer Kirche geltend machen könnten. Wie wäre aber wohl dem Eindringen dieser Irrthümer durch die Verpflichtung auf das apostolische Symbolum zu wehren, das unserer Kirche mit der Katholischen gemeinsam ist? Überhaupt aber kann für die Evangelische Kirche ein Bekenntniß unmöglich irgend genügend seyn, was weder ihren formellen, noch ihren materiellen Grundsatz klar und bestimmt ausspricht. Das Bekenntniß zu diesen und ihren unmittelbaren Consequenzen kann zu keiner Zeit erlassen werden. Die Kirche würde sonst sich selbst aufgeben. Übrigens hoffen und wünschen wir, daß der angeregte wichtige Gegenstand in diesen Blättern recht vielseitig besprochen werden wird.

Anmerk. der Red.



Ob eine solche Anforderung an den Glauben dessen, welcher Lehrer in der Evangelischen Kirche zu werden wünscht, schon gleich bei den Prüfungen statt finden soll, oder erst bei der Ordination, darüber mag verschiedene Meinung statt finden, wir halten das erstere für richtiger. Vielleicht würde man besser bei der Ordination eine zweite andere Verpflichtung eintreten lassen, eine limitirte Verpflichtung auf die symbolischen Bücher unserer Kirche. Die Frage: ob auch die zweite theologische Prüfung von theologischen Fakultäten vollzogen werden solle? wird wohl richtiger verneinend beantwortet werden. Wenn gleich nämlich auch hier das Bedenken geltend gemacht werden kann, was wir in Bezug auf Geistliche als Examinatoren bei dem ersten Examen auseinandergesetzt haben, so gibt doch unter den vorausgesetzten Umständen der Ausfall der ersten Prüfung hinlängliche Gewähr dafür, daß der Prüfling die nöthigen Studien vollendet habe. Dagegen wäre es wünschenswerth, wenn die zweite Prüfung in allen Disciplinen noch viel mehr als es bis jetzt der Fall gewesen ist, eine Beziehung auf das anzutretende Lehramt hätte, in welchem Falle dann aber auch praktische Geistliche die Examinatoren seyn müßten. Wir meinen dies: während z. B. bei der ersten Prüfung in der Kirchengeschichte danach zu fragen wäre, welches die Lehren der verschiedenen Sekten gewesen, was das einseitig Wahre in ihren Irrthümern, wie sie unter einander zusammengehangen, bei welchen Schriftstellern ihre Beschreibung gefunden werde u. s. w. würde die zweite Prüfung etwa Fragen folgender Art vorzulegen haben: welche Sektenmeinungen früherer Zeiten sich wohl auch gegenwärtig in der Kirche vorfinden? wie der Grundirrthum dieser Sekten anzugreifen sey? unter welchen Umständen sie zu entstehen pflegten? u. dgl. Während die erste Prüfung erforscht, ob der Candidat gelerut habe und verstehe, soll die zweite in allen Disciplinen erforschen, ob er Gelerntes und Verstandenes anzuwenden wisse. Wie selten findet sich gegenwärtig bei jungen Theologiestudirenden und Candidaten ein Bewußtseyn davon, daß Alles, was sie gelernt haben, für ihr Amt Frucht zu bringen bestimmt sey, wovon freilich die Hauptschuld auf die theologischen Lehrer fällt, welche, selbst der Kirche entfremdet, es sich gar nicht einfallen lassen, die Wissenschaft mit Rücksicht darauf vorzutragen, daß ihre Zuhörer einst in ihren geistlichen Ämtern eine Anwendung davon zu machen haben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 11. November. № 90.

## Das Gesetz der Todesstrafe in seinem Verhältnisse zur Offenbarung des Alten und Neuen Bundes.

(Fortsetzung.)

Wenn nun Schleiermacher*) sagt: das Gebot und die Vollziehung der Todesstrafe „sey ein trauriges Zeichen davon, wie wenig noch der Mensch in sich selbst das Ebenbild Gottes erkenne, denn wie könnte er es sonst in einem Anderen zerstören wollen," so zeigt es sich leicht, in welchem seltsamen Widerspruche diese Meinung zu dem Alttestamentlichen Gesetze stehe. Denn eben dieselbe Erkenntniß der Ebenbildlichkeit des Menschen, welche im Gesetze als der Grund dieses schweren Gerichts benannt wird, soll mit einer solchen Gesetzgebung schlechthin unvereinbar seyn, und während Schleiermacher versichert, wer jene Erkenntniß von der Ebenbildlichkeit habe, könne ein solches Gesetz weder geben noch gut heißen, beruft sich das Gesetz selbst auf dieselbe, um anzugeben, aus welcher Erkenntniß es hervorgegangen sey.

Die Versicherung Schleiermacher's also von der Unvereinbarkeit jener Erkenntniß und dieses Gesetzes widerlegt das Gesetz selbst; oder es entstände die neue, freilich unlösbare Frage, wie in diesem Gesetze zwei Dinge sich haben einigen können, von welchen das eine die Möglichkeit des anderen ausschlösse. In der That scheint aber auch diese Behauptung nur eine nachträgliche Versicherung gewesen zu seyn, welche die früher ausgesprochenen Gründe für die Unhaltbarkeit dieses Gesetzes, freilich nicht allzu glücklich, unterstützen sollte. Allein auch die Gründe, welche Schleiermacher dort aufführt, hätten Jene, welche sich zur Mehrung ihrer Auctorität nach fremden Auctoritäten umsehen, billig lieber der Vergessenheit übergeben, als durch ein unnützes Schaugepränge von Neuem dem öffentlichen Urtheil unterwerfen sollen. Denn wenn es (a. a. O. S. 68.) heißt: „in dem Gesetze Mosis stehe das Gesetz, wer Menschenblut vergießt u. s. w. neben so vielen anderen, die unser innerstes Gefühl uns niemals gestatten, sondern sich gewaltsam dagegen auflehnen würde, sie für göttliche Gesetze zu erkennen, welche für alle Zeiten gelten sollen," so liegt die Erwiederung nahe genug, daß eine Provokation auf's innerste Gefühl, zur Entscheidung solcher Fragen, keinen Sinn habe, und am wenigsten hier, wo es sich eben so verständig deduciren läßt, warum dieser und jener Theil der Mosaischen Gesetzgebung keine Geltung mehr habe, als wir oben deducirt haben, warum dieses Gesetz nicht unter diejenigen gehöre, welche ihre Geltung verloren haben. Betrachten wir aber vollends den letzten Einwurf: „es stehe so nicht in den ersten Erzählungen von den Anfängen des menschlichen Geschlechts, denn der Herr habe selbst den Kain geschont" u. s. w., so geht ihm die Beweiskraft eben so sehr ab, wie wenn Jemand aus der Gnade, die ein König für Recht ergehen läßt, folgerte, es habe vor dieses Königs Augen das Recht, welches er in Gnaden nicht vollzog, gar nie gegolten. Ja grade diese Erzählung von Kain, wie er, da doch noch kein Gesetz der Todesstrafe gegeben war, bange spricht: „So wird mir's gehen, daß mich todtschlage, wer mich findet," ist mit viel größerer Berechtigung von den alten Theologen als ein Beweis erkannt worden, wie das Gewissen des Mörders das von Natur als die gerechte und nothwendige Folge und Strafe anerkenne, was das göttliche Gesetz dann für die Zeiten wachsender Verdunkelung als göttliches Recht ausdrücklich sanktionirte.*) Um es kurz zu sagen: die Bemühung, aus dem Zusammenhange des Alten Testaments oder aus der Natur der Alttestamentlichen Gesetzesstelle die Unzulässigkeit der Todesstrafe für unsere Zeiten beweisen zu wollen, erscheint bei genauerer Betrachtung als eine von vorn herein haltlose und verunglückte, deren Widerlegung nicht aufhalten darf, weil sie keine Mühe kostet.

Es ist ja auch in der Regel eine ganz andere Argumentation, mit welcher man die Festhaltung jenes Alttestamentlichen Gesetzes als eine unzulässige darstellen will. „Unter die Paradoxieen des menschlichen Verstandes," so sagt prätentiös Grohmann in seinem: Christenthum und Vernunft für die Abschaffung der Todesstrafe (S. XXXV.), „unter die Paradoxieen des menschlichen Verstandes gehört auch, daß man von der moralischen und religiösen Seite das Recht, die Befugniß der Todesstrafe durch einen alten Mosaischen Ausspruch hat aufrecht erhalten und sanktioniren wollen, als wenn die Bücher des Neuen Bundes, die christlich-philosophische Lehre nicht andere vollkommenere Aussprüche enthielten." In der Vorstellung, die sich Herr Grohmann von der theologischen Beweisführung gemacht haben mag, kann dieselbe freilich als eine Paradoxie des menschlichen Verstandes erscheinen; denn von der gänzlich mangelnden Einsicht in das, was theologischer Seits hier zur Sprache gebracht wird, gibt ein einziger Satz, wie etwa der folgende, Kunde, wo es S. VIII. heißt: „Man möchte sagen, eine ältere Dogmatik der Theologie habe ihre Höllenstrafen in unseren Zeiten besonders einem Obscurantismus der Rechtsphilosophie und einem Mysticismus bigotter Ärzte anvertraut, so daß diese drei Dogma-

*) Predigt über Act. 2, 23., abgedruckt in Grohmann's: Christenthum und Vernunft für die Abschaffung der Todesstrafe. Sammlung landständischer Verhandlungen des Königreichs Sachsen. Berlin bei Reimer, 1835. S. 74.

*) Vgl. Budde inst. theol. mor. S. 623. Anm.

tiken nun vereint von ewiger Erbsünde (sic) und Höllenstrafen träumen und für die Nothwendigkeit, für das Versöhnungsmittel (sic) des Hochgerichts streiten." Bei der Masse macht es freilich heut zu Tage Eindruck, wenn man eine Ansicht als ein Gebräu von Höllenstrafen, Obscurantismus, Mysticismus, Bigotterie, Versöhnungsmittel und ewiger Erbsünde schildert. Je confuser das durcheinander wirbelt, desto besser! Aber ich möchte nicht so gesagt haben, wie Grohmann „sagen möchte."

Genug man sieht, das Neue Testament soll, was das Alte geboten hat, aufgehoben haben, und wenn dem so wäre, hätte freilich die Provokation eines Christen auf das Alte Testament keinen Sinn. Wir an unserem Theile haben oben gesehen, daß das Alttestamentliche Gesetz gar keine nachweisliche Beziehung zu bloß lokalen und temporalen Verhältnissen habe, daß vielmehr der Grund, auf welchen es sich selbst bezieht, ein bleibender sey, den man sich nicht durch Christi Erscheinung aufgehoben denken könne. Daß es auch vergeblich sey, sich nach einer Stelle des Neuen Testaments umzusehen, in welcher das Alttestamentliche Gesetz für ungültig erklärt werde, ist bekannt. Hingegen dürfte man sich eben so wenig wundern, wenn man im ganzen Neuen Testamente auch keine einzige Stelle fände, welche die Gültigkeit des Alttestamentlichen Gesetzes direkt bestätigte. Das Neue Testament ist nicht Legislatur, es setzt den Inhalt des göttlichen Gesetzes als einen bekannten voraus, und wo der Herr diese Gesetzgebung berührt, wie in der Bergpredigt, da geschieht es nicht, um neue Gesetze zu geben, sondern um die volle Kraft der alten durch Reinigung von pharisäischer Verunstaltung ungeschwächt hervortreten zu lassen. Aber in unserem Falle fehlt es nicht einmal an Stellen, in welchen das Neue Testament das Gesetz der Todesstrafe als ein bekanntes und gültiges voraussetzt. Zwei sind es, welche hier unsere Aufmerksamkeit erregen, Matth. 26, 52. und Röm. 13, 4. Daß Christus in der ersten Stelle, wo er zu Petrus, der das Schwerdt zum tödtlichen Streiche gezogen hat, spricht: Stecke dein Schwerdt an seinen Ort, denn wer das Schwerdt nimmt, der soll durch's Schwerdt umkommen, sich auf das Alttestamentliche, im jüdischen Staate gültige Gesetz bezogen habe, unterliegt keinem Zweifel. Aber in welchem Sinne, wird nur aus dem Zusammenhange klar. Die Nothwendigkeit seines leidensvollen Todes, auf daß die Schrift erfüllet würde, hatte der Herr seinen Jüngern kurz vorher erwiesen. Wenn die Jünger achtsamere Herzen gehabt hätten, so hätten sie zur Genüge erkennen müssen, es sey ihres Herrn wie seines Vaters Wille, daß er ohne Widerstand dem Tode entgegengehe. Als nun aber die Stunde kommt, da haben sie Alles vergessen, sie wissen weiter nichts als zu fragen: Herr, sollen wir mit dem Schwerdt drein schlagen? (Luc. 22, 49.), und ohne die Antwort des Herrn zu erwarten, ohne des ihnen klar verkündeten göttlichen Willens zu gedenken, zieht Petrus das Schwerdt, den Feind zu tödten. Unter anderen Umständen wäre, was Petrus that, Nothwehr gewesen; aber hier war es nicht bloß Auflehnung wider die Gewalt der rechtmäßigen Obrigkeit, sondern auch unmittelbare Verletzung des Willens seines Herrn, den er zugleich als Gottes Willen hätte kraft der Hindeutung auf die Weissagungen des Alten Bundes erkennen müssen. Er sündigt wider Gottes Willen, er will todtschlagen wider Gottes Willen, und da ruft ihm der Herr zu, was nach Gottes Willen solche Übertreter zu erfahren hätten. Dies der Sinn, in welchem Christus seinem Jünger das Gesetz vorhält. Wenn Andere meinten, es habe Christus seinen Jünger bloß durch Erinnerung an das eigene Verderben, dem er entgegengehe, von der That abschrecken wollen, *) so scheint mir das eine sehr unpassende Erklärung. Es wäre, selbst wenn das Gesetz der Todesstrafe ganz dem Sinne Christi entsprochen hätte, eine mehr als kümmerliche und markloſe Abmahnung von einem Beginnen, zu welchem das ungestüme Feuer der ungeheiligten natürlichen Liebe hinreißen will, wollte man zurufen: Thue das nicht, es bringt dir Schaden, ziehe das Schwerdt nicht, sonst wirst du hingerichtet. Noch widernatürlicher, ja ungereimt wird diese Erklärung, wollte man annehmen, daß Christus in dem Gesetz der Todesstrafe nur eine dem Willen Gottes zuwiderlaufende, von menschlicher Verkehrtheit erzeugte Gewaltthat gesehen habe. Hatte der Herr nichts, was den Jünger wirksamer hätte abhalten können, als die Hinweisung auf den Justizmord, den sie an ihm begehen würden? War in dem Jünger nichts Besseres, daß ihn nichts hätte zurückschrecken können, als die Androhung der Gewaltthat, welche die Oberen des Landes unmenschlicher und gottloser Weise an ihm verüben möchten? Mir bleibt gewiß, die Drohung hat nur danu einen Sinn, wenn Christus dem, der wider Gottes Willen frevelt, die von Gott eingesetzte Strafe vorhält, aus welchem er den Ernst erkennen soll, mit welchem Gott solchem Unterfangen begegnet wissen will. Und wenn auch sicher ist, daß Christus, wie Wieseler sagt, hier nicht das Gesetz der Todesstrafe als seine Lehre vortrage und es aus seinen Principien heraus sanktionire, so haben die Worte des Herrn doch die volle Bedeutung, daß ihnen die Anerkennung der Göttlichkeit des Gesetzes zu Grunde liege, falls sie nicht zweckwidrig und gegen des Herrn wie des Jüngers Stimmung und Gesinnung gesprochen seyn sollen.



Eben so unbestreitbar ist die Beweiskraft der zweiten Stelle, Röm. 13, 4. Der Apostel spricht dort von der Verpflichtung zum Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Er bezeichnet das als etwas Allen Unerläßliches. Dabei denkt er nicht an irgend ein bestimmtes lokales Verhältniß, an irgend einen bestimmten Staat, eine bestimmte Obrigkeit, bestimmte Unterthanen, sondern spricht gleich vom ersten Verse an bis zum sechsten von der Stellung der Obrigkeiten und den aus ihr hervorgehenden Obliegenheiten der Unterthanen überhaupt. Zum Begriffe der von Gott eingesetzten Obrigkeit gehört ihm nun auch, daß sie das Schwerdt und zwar nicht umsonst trage, sondern als Dienerin Gottes, Repräsentantin der göttlichen Strafgewalt wider alle die, welche Übles thun. Man weiß nun eben so gewiß, daß Schwerdt hier Bild der höchsten richterlichen

*) Vgl. z. B. auch Karl Georg Wieseler in der Schrift: De christiano capitis poenae vel admittendae vel repudiandae fundamento commentatio. Gött. 1835. S. 26.

Gewalt über Leben und Tod sey, als es gewiß ist, daß es zu Pauli Zeiten keine Regierungsgewalt gab, die nicht dieses Recht sich beigelegt und ausgeübt hätte, so daß wohl kaum ein Einwurf thörichter seyn kann als der, Paulus habe hier mit Schwerdt bloß die Strafgewalt der Obrigkeit bezeichnet, ohne an ihr Recht über Leben und Tod im Geringsten zu denken.*) Es ist nun allerdings gewiß, daß Paulus hier nicht darauf ausgehe, das Recht der Todesstrafe zu erweisen. Aber wenn es einer Obrigkeit beikäme zu zweifeln, ob es mit ihr, als einer gottgeordneten, vereinbar sey, einen Mörder am Leben zu strafen, und ob ein Apostel denn das auch als ihr Recht anerkennen würde, so kann sie sich mit voller Zuversicht auf diese Stelle berufen, wo der Apostel dieses Recht als ein ihr zuständiges zweifellos anerkennt. Eine gottgeordnete Obrigkeit also trägt nach Paulus „das Schwerdt nicht als Zierrath," sagt Glöckler in seiner Auslegung unserer Stelle; eine christliche aber, so kommt es nach dessen weiterer Deduktion heraus, darf es nur als Zierrath tragen und nicht damit Ernst machen. Das ist eine befremdliche Differenz. Die Ordnung, die Christus als eine göttlich sanktionirte anführt, die Paulus einer von Gott eingesetzten Obrigkeit ohne Bedenken beilegt, soll nun trotz dem in einem christlichen Staate wider Gottes Ordnung seyn.

Was man zur Begründung dieser Meinung aus Principien abgeleitet hat, die, dem Boden der Schrift gar nicht erwachsen, im Widerspruche mit dem Schriftinhalte stehen, geht uns hier nichts an. Es mag nur als ein beklagenswerther Unverstand einzelner Theologen gerügt werden, daß sie die encyklopädistischen Ansichten vom contrat social und Dogmen des Neuen Testaments durcheinander vorbringen, als könne aus einem Brunnen bitter und süß, schmutzig und rein miteinander quellen. Wir wenden uns nur zu der gewöhnlichsten Behauptung, daß die Vollziehung der Todesstrafe „dem Geiste des Evangeliums" widerstreite. Wie einerseits sich da, wo Begriffe fehlen, ein Wort zur rechten Zeit einstellt, so ist es andererseits besonders beliebt geworden, wo das Wort fehlt, den Geist eintreten zu lassen. Was für ein Geist des Evangeliums ist denn gemeint?

Um mit dem Gewöhnlichsten und Allgemeinsten anzufangen, so ist es die Berufung auf den Gegensatz, wie ihn schon Augustin in den Worten: das Gesetz ist Furcht, das Evangelium Liebe, bezeichnet, mit welcher man die Unmöglichkeit der Ausübung des strengen Gesetzes im Geiste des milden Evangeliums glaubt erwiesen zu haben. Wir wollen es bei Seite lassen, daß dieser Berufung die allergewöhnlichste Einsicht in den Unterschied von Staat und Kirche bis zu dem Maaße abgehe, daß sie sich einbildet, die Offenbarung der Gnade zu einem Reichsgrundgesetz einer politischen Corporation machen zu können.**) Das

*) Gegen Hase's nichtssagende Bemerkungen über unsere Stelle vergleiche man auch Wieseler a. a. O. S. 36 ff.

**) An einer solchen Confusion über das Verhältniß von Staat und Kirche litten alle die, welche, wie z. B. Origenes, die Übernahme eines richterlichen Amtes als unerlaubt für einen Christen betrachteten, wenn auch bei Origenes Bedenklichkeiten über die heidnischen Elemente der damaligen Staatsverfassung mögen hinzugekommen seyn.



milde Evangelium verlangt freilich nicht die Todesstrafe, sondern das strenge Gesetz; aber folgt denn aus dem Umstande, daß das Evangelium die Botschaft von der Vergebung der Sünde sey, nun weiter, daß das Recht nicht mehr in der Welt existire und das Gesetz nicht mehr die zeitliche Strafe des Verbrechens vollziehen dürfe? Die Gnade erweist sich eben dadurch als Gnade, daß sie neben dem Recht existirt. Die Gnade mit Ausschluß des Rechtes als Princip eines Reiches gedacht, wäre eine Absurdität, man möchte dies Reich auf die Erde oder in den Himmel versetzen. Und daß das Evangelium an sich das Gesetz nicht aufhebe, das haben wir schon oben gesehen. Aber der Gegner flüchtet sich hinter die Vorstellung, als gebe das Evangelium neben dem Gesetze stehend dem strengen Nachbar gewissermaßen etwas von seiner Milde ab. Eine wunderliche Vorstellung! Wenn mit dem Christenthum unter die Barbarei verwilderter Völker auch mildere Gesetze kamen, so geschah das nur, weil es an die Stelle des Despotismus der Einzelwillkühr oder der Rechtlosigkeit der Privatrache ein göttliches, objektives und allgemeines Gesetz zugleich mit seiner Botschaft von Vergebung der Sünden brachte. Aber die Strenge eines göttlichen Gesetzes kann die Gnade nicht milder machen, weil beide in gar keinem relativen Verhältnisse zu einander stehen, sondern wo das eine ist, das andere schlechthin nicht, und nicht etwa nur weniger, ist, wie denn die Gnade gewiß nicht darin stehet, daß sie den Rechten des Gesetzes etwas abmäkelt oder dem Feuer des Gesetzes ein wenig Wasser zugießt. Betrachten wir aber vollends das Verhältniß des Evangeliums zum Gesetze, des Evangeliums nach seinem ganzen Umfange, nach welchem es eben so sehr vollkommene Offenbarung der Gnade als der Heiligkeit Gottes ist, so ist nicht denkbar, daß diese Offenbarung die Schärfe des Gesetzes abstumpfen, seine Strenge schwächen oder die Persönlichkeiten, welche dem Evangelium sich hingegeben haben, sofort in ein laxeres Verhältniß zum Gesetze bringen sollte. Im Gegentheil, das milde Evangelium macht die Strenge des Gesetzes erst recht empfindlich, weil es zugleich die Bedeutung des Gesetzes nach seinem ganzen Umfang und Gewichte erkennen lehrt. Es ist, wie der Herr selbst sagt, nicht die That, sondern selbst die Gesinnung des Gerichtes schuldig, welches über die That ergehen soll, der Zorn schuldig des Gerichtes des Mordes, der ehebrecherische Gedanke schuldig des Gerichtes des Ehebruches; es ist nicht der Meineid, sondern selbst die Wahrhaftigkeit, die zur Erhärtung ihrer selbst sich erst des Eides bedient, verpönt; es ist die Gesinnung, die nur Recht sucht, statt Vergebung zu üben, die dem Feinde mit Feindschaft wiedervergilt, statt ihm zu verzeihen, dem Einzelnen als unchristlich verboten (Matth. 5.). Ja in demselben Capitel wird eine Connivenz des Alttestamentlichen Gesetzes (vgl. Matth. 19, 8.), in welcher es die Möglichkeit einer Ehescheidung, außer im Falle des Ehebruches, voraussetzt, eine Voraussetzung, die man verkehrter Weise zu einem Rechte solcher Ehescheidung gestempelt hatte, für die Christen als schlechterdings ungültig bezeichnet (Matth. 5, 31. 32.). Dies Alles ist wenigstens hinreichend, um uns vorläufig zu unterrichten, in welchem Verhältnisse das milde Evangelium zum

strengen Gesetze im Allgemeinen siehe. Man wird nichts davon gewahr, daß es sich etwa wie eine Scheide um das scharfe Schwerdt des Gesetzes lege.

Dagegen liegt aber der Einwurf nahe, daß es sich hier weniger um die Strenge des Gesetzes, sondern mehr um eine zeitliche Erscheinung derselben in ihrem Verhältnisse zum Evangelium handle. Es werde nicht die Aufhebung der Strafe, sondern nur einer Art derselben verlangt, und dies etwa nicht darum, weil man an die Stelle der strengeren die mildere bringen, sondern weil man nur diejenige Strafart hergestellt wissen wolle, welche nicht dem strengsten Gericht vorgreife, dem natürlichen Tode zum ewigen Tode, mit welchem das Evangelium den Todtschläger, wie jeden Übertreter des Gesetzes bedroht, falls er nicht Buße thue.*) Dies letzte aber sey die evangelische Clausel, welche das Fällen eines Gerichtes, vollends eines solchen wie der Todesstrafe, unmöglich mache. Das Evangelium predige grade statt des Rechtes der Vergeltung die Pflicht der Duldung und Verzeihung, das Evangelium wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe und sich bekehre, es verlange Frist für die Buße des Sünders, Raum für Bekehrung, es liege in dem Inhalte seiner Predigt selbst, daß es die Gnadenfrist Niemandem abkürze, sondern Jedem offen erhalte, so lange als möglich.

(Schluß folgt.)

## Swedenborg und Oetinger betreffend.

In der Ev. K. Z. September 1835, Nr. 78. S. 624., wird unter der Aufschrift: Bitte um Berichtigung, bezweifelt, daß, wie Herr Dr. Hase in seiner Kirchengeschichte behaupte, Swedenborg's Gedanken in Würtemberg vom Prälaten Oetinger verkündigt worden seyen, und gefragt, in welcher Schrift Oetinger's dieses geschehen seyn möge. Einsender dieses ist kein Anhänger Swedenborg's oder der sich so nennenden Kirche des neuen Jerusalems, kennt auch nicht die Kirchengeschichte von Dr. Hase. Er muß aber zur Steuer der Wahrheit hier den Titel eines Buches anführen, das er selbst besitzt, und wodurch eben Oetinger zuerst Swedenborg's Lehren und Schriften in Würtemberg bekannt gemacht hat: „Swedenborg's und Anderer irdische und himmlische Philosophie, zur Prüfung des Besten an's Licht gestellt von Friedrich Christoph Oetinger, Special-Superintendenten in Herrenberg, Würtemberger Landes. Frankfurt und Leipzig" — ohne Jahrzahl und Verlagsfirma. Die Vorrede ist datirt vom 1. September 1765, welches mit der Anführung bei Hase oder in der Ev. K. Z. übereinstimmt; auch die des zweiten Theils, wo der Autor als „nunmehro Prälat zu Murrhard" unterzeichnet. Schon der Titel beweist, daß Oetinger kein unbedingter Swedenborger war, so wie der Anfang der ersten Vorrede, welcher so lautet: „Hier übergebe ich dem Leser etwas Seltenes zur Prüfung dessen, was Gott für die gegenwärtige Zeit hat lassen kund werden. Es ist nützlich, auch ungewohnte Dinge mit gewohnten zu vergleichen. Aber dabei ist nöthig, mit seinem Urtheil zuweilen still zu stehen, bis man die ganze Sache übersieht." — Desgleichen mehrere Stellen in dem Buche selbst, doch mit gleichfalls fühlbarem großen, ja überwiegendem Interesse an dem neuen Seher. Ferner verdient bemerkt zu werden, daß Oetinger mit Swedenborg selbst in Briefwechsel gestanden. Swedenborg's „Antwort auf zwei Briefe des Herrn Oettingers" (sic, jedoch vermuthlich kein Anderer als der Prälat Oetinger), datirt Stockholm den 23. September 1766, und: „ebendesselben Antwort auf einen Brief des Herrn Oettingers," datirt Stockholm den 11. November 1766, sind abgedruckt in: „Emanuel von Swedenborg auserlesene Schriften," 3ter Theil, Frankfurt a. M. bei Hechtel, 1776, S. 325 ff. In der ersten Antwort verzeichnet Swedenborg seine bis dahin erschienenen Schriften, betheuert sein Sehen und seine Sendung, und schließt mit den Worten: „Leben Sie wohl und bleiben Sie mein Freund. Ich bin Dero ergebenster Eman. Swedenborg." In der zweiten Antwort beantwortet er einige Fragen oder Bedenklichkeiten Oetinger's (woraus wiederum erhellt, daß Oetinger ihm nicht unbedingten Glauben in allen Stücken beimaß), und sagt zuletzt: „Es thut mir leid, daß Sie wegen der Übersetzung einiger Merkwürdigkeiten aus dem Werk von den himmlischen Geheimnissen gelitten haben; allein was muß heutiges Tages mehr leiden, als die Wahrheit selbst; wie viel sind derer, welche dieselbe sehen, ja sehen wollen? Werden Sie demnach nicht müde, und seyn Sie ein Vertheidiger der Wahrheit. Ich bin Dero ergebenster Emanuel Swedenborg." Ohne Zweifel bezog sich das Leiden oder die Anfeindung auf das oben erwähnte Buch, in welchem übrigens außer dem Swedenborgischen System noch die Geschte und philosophischen Theorien von Engelbrecht, Pscherer, Malebranche, Newton, Cluver, Wolf, Plouquet, Baglivi, Fricker, Jak. Böhm u. s. w. aufgeführt werden. Dasselbe wird auch allegirt im Vorbericht zum ersten Theil jener auserlesenen Schriften Swedenborg's, mit der Note: „Welche (irdische und himmlische Philosophie des gelehrten und berühmten Herrn Oetinger) 1765 herausgekommen, und 1773 zu Frankfurt a. M. bei J. Gottlieb Garbe in einer neuen Auflage erschienen ist." Letztere hat Einsender nie gesehen.

F. v. M.

*) In der rohesten Form, vermischt mit Sätzen aus der Vertragstheorie, findet sich dies bei Grohmann a. a. O. S. 138. ausgesprochen. Nachdem nämlich vorher die Langmuth der christlichen Religion gerühmt war, heißt es weiter: So, glauben wir, würde auch nur ein solches Strafsystem den Namen eines christlichen verdienen, welches Achtung vor den ewigen Rechten der menschlichen Persönlichkeit hat, nicht eher Körper und Geist zu scheiden, als bis der natürliche Tod die letzten Fäden und Banden zwischen dem Diesseits und Jenseits löst, daß die ewig versöhnende Strafe und Belohnung nur dem höchsten Richter über Leben und Tod überlassen bleibt.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 14. November. № 91.

## Das Gesetz der Todesstrafe in seinem Verhältnisse zur Offenbarung des Alten und Neuen Bundes.

(Schluß.)

In dieser Behauptung sind große Wahrheiten zu sehr irrthümlichen Beweisführungen mißbraucht. Wenn das Evangelium seinen Bekennern die Pflicht der Duldung und Verzeihung auferlegt und sie für das Verhalten Einzelner gegen Einzelne als unerläßlich fordert, wenn es vom Einzelnen verlangt, er solle sich des Rechts in Liebe begeben, so ist doch klar, daß es hiemit nur etwas über die Art ausspricht, wie der Einzelne zum Rechte sich verhalten, gar nicht aber was Princip des Rechtes selbst seyn, noch viel weniger, wie es der Staat, das Gemeinleben mit dem Verbrechen Einzelner am Gemeinleben halten solle. Der ganze Begriff der Strafe fällt gar nicht in die Sphäre des persönlichen Verhältnisses Einzelner zu Einzelnen, indem sie anerkanntermaßen nichts als „ein Mittel zur Aufrechthaltung des rechtlichen Zustandes in einer Staatsverbindung ist." So wenig den Aposteln die Verpflichtung des Einzelnen zur Duldung und Verzeihung die Denkbarkeit einer von Seiten der Kirche am Einzelnen zu vollziehenden Strafe ausschloß, so wenig und noch viel weniger sieht diese Verpflichtung in irgend einem logischen Zusammenhange mit der Verhängung rechtlicher Strafen im Staatsleben. Was Christus in solchen Stellen wie Matth. 5. ausspricht, kann nur nach einem doppelten Irrthume als Gesetzgebung für einen christlichen Staat betrachtet werden. Erstens nämlich mit gänzlicher Verkennung der Stellung unseres Herrn, der nirgends das Gesetz oder ein neues Gesetz, sondern überall nur des alten Gesetzes Erfüllung brachte. Zweitens mit gänzlichem Mißverständniß des Inhaltes und Zusammenhanges im fraglichen Capitel. Denn dort ist nicht vom Gesetz und der Strafe für dessen Übertretung, sondern ausschließlich davon die Rede, wie des Gesetzes Inhalt zu wahrhafter Verwirklichung im Leben des Einzelnen komme. Dies sagt dort Christus im Gegensatze zu jener pharisäischen Werkgerechtigkeit, in welcher das verführte Volk sammt seinen Pharisäern dem Gesetze genuggethan zu haben glaubte. Das Gesetz, sagt Christus, du sollst nicht tödten, ist nicht dadurch erfüllt, daß du nicht tödtest, sondern dadurch, daß die Lust, welche die That gebiert, nicht in dir ist; das Gebot, du sollst nicht ehebrechen, ist nur erfüllt, wenn kein ehebrecherischer Gedanke in dir ist; das Gebot, welches die Ehescheidung durch den Scheidebrief beschränkt, ist nicht dadurch erfüllt, daß du den Scheidebrief gibst, sondern dadurch, daß du die Ehescheidung nicht eingehst, außer im Falle der durch Ehebruch wirklich geschiedenen Ehe; das Verbot des Meineides hat seine positive Erfüllung nicht im Meiden des Meineides, sondern des leichtsinnigen Schwörens und in der vollkommenen Wahrhaftigkeit; das Gesetz der Wiedervergeltung hat nicht darin seine Erfüllung in dir, daß du Wiedervergeltung suchst, sondern darin, daß du eingedenk desselben Rechtes: mit welchem Maaße du misset, wird dir wieder gemessen werden, dich des Rechtes in Liebe begibst. Was Christus dort ausspricht, sind Forderungen an den Einzelnen gestellt, deren Erfüllung nicht vom Rechte, sondern von der Liebe zu Gott bedingt sind, nicht Normen des öffentlichen Gemeinlebens nach Recht und Gerechtigkeit, sondern Normen für die wahrhaftige Gerechtigkeit des Einzelnen vor Gott, dem Geber des Gesetzes, nicht neue Gesetze für ein gesetzliches Gemeinleben, sondern Bestimmungen über die Art, wie in dem Einzelnen das göttliche Gesetz zur Zufriedenheit Gottes realisirt werde. Es spricht Christus dort nicht vom göttlichen Recht in der Form Rechtens, sondern vom Verhältnisse des Rechts zur Sittlichkeit des Einzelnen und zeigt, daß die sittliche Vollkommenheit in etwas ganz Anderem bestehe, als im äußerlichen nicht Übertreten und Befolgen dessen, was Rechtens ist. Wenn das, was dort von der Pflicht der Duldung und Verzeihung gesagt ist, nun auf einmal zum Prineip des himmlischen und irdischen Regiments gemacht würde, so würde hiemit auch von selbst die Geltung einer Strafgerechtigkeit, deren Wesen die Vergeltung *) ist, für den Himmel wie für die Erde negirt und göttliches wie irdisches Gericht, welcher Art es sey, nur im Widerspruch mit dem obersten, vor Gott gültigen Heischesatze der Duldung und Verzeihung gedacht werden können. Wie wenig aber wiederum das, was Princip des öffentlichen Strafrechtes ist, als Princip für das Verhalten der Einzelnen zu einander gelte, zeigt das Alte Testament selbst am besten, indem es, so bestimmt in ihm auch die Wiedervergeltung als Princip des Strafrechts hingestellt ist (Exod. 21, 23., Lev. 24, 20.), auf das Entschiedenste dieselbe Wiedervergeltung als Sucht des Einzelnen verwirft und strafbar nennt (Lev. 19, 18, Prov. 24, 20.). So wird es auch keinen Einsichtsvollen befremden, wenn dasselbe Evangelium, das von der Pflicht der Duldung und Verzeihung redet, da wo es von der Strafe handelt, die Wiedervergeltung als das Wesen derselben bezeichnet. Der Menschensohn, so er als Richter kommt, wird einem Jeglichen wiedervergelten nach

*) Wider die grobe Mißdeutung des Begriffes Wiedervergeltung vergleiche Hegel Grundlin. des Rechts, §. 101.; Jarcke a. a. O. Bd. 1. S. 242. 43. Hegel sagt dort unter Anderen: Das Aufheben des Verbrechens ist insofern Wiedervergeltung, als sie dem Begriffe nach Verletzung der Verletzung ist und dem Daseyn nach das Verbrechen einen bestimmten, qualitativen und quantitativen Umfang, hiemit auch dessen Negation als Daseyn einen eben solchen hat.

seinen Werken (Matth. 16, 27., Röm. 2, 6., 2 Cor. 5, 10., Apok. 2, 23., 20, 13., 22, 12.), nachdem es recht ist bei Gott, Trübsal zu vergelten denen, die Trübsal anlegen (2 Thess. 1, 6.) u. s. w.

Vielleicht begegnet uns aber hier der Einwurf, das sey es eben, was behauptet wurde, daß Gott es allein zukomme, die Strafe zu vollziehen, uns nur, die Duldung und Verzeihung zu üben, welche uns im Evangelium geboten sey. Allein es ergibt sich aus dem Vorherbemerkten von selbst, daß wir die Duldung da zu üben haben, wo Gott es befohlen hat, die Strafe zu vollziehen da, wo es ebenfalls sein Gesetz verlangt. Das ist ein schlechter Knecht eines Gärtners, der die Schonung und Fürsorge für die Rebe in gleicher Weise auf das Unkraut ausdehnt, und es ist eine Verspottung des Gesetzes, wenn man ein Gebot zum ausschließlichen Gesetz macht, um sich damit von einem anderen Gebote zu entbinden. Zudem wäre nichts anmaßlicher, als die Meinung, man könne Gott das Strafen überlassen, sich selbst das Verzeihen zulegen. Es ist Strafe so gut wie Vergebung eine Prärogative Gottes, und beides hat in der Weltordnung nur da seine gottgefällige Stelle, wo es mit göttlicher Erlaubniß und nach göttlichem Willen gehandhabt wird. Wer heißt den Menschen vergeben, wo Gott will auf Erden Strafe eintreten lassen? Wo hat Gott verkündet, daß die zeitliche Strafe, welche dem Verbrechen des Mordes folgen und die göttliche Gerechtigkeit auf Erden manifestiren soll,*) in zeitliche Vergebung umgewandelt werden dürfe? Ich muß vergeben, aber das Gesetz muß strafen; denn das Gesetz spricht nicht meine persönliche Beziehung zu dem Beleidiger, sondern das Verhältniß Gottes zur Verletzung seiner Majestät aus. Ich darf das nicht thun, was das Gesetz thut, denn die göttliche Gerechtigkeit ist der grade Gegensatz zur Privatrache; aber wo Gesetzesübertretung ist, da muß auch die Strafe des Gesetzes durch die vollzogen werden, welche zu solchem Vollzuge geordnet sind. Es wäre schlimm, wenn das Evangelium die Existenz und Wirkung des Gesetzes für die Gesetzesübertreter aufhöbe, oder die evangelische Gesinnung des Einzelnen ihn unfähig machte, ein Organ der Gerechtigkeit Gottes zu werden, die in dem Gemeinleben ihre stetige Manifestation einzig und allein im Gesetze und der Handhabung desselben hat. Wenn der Vollzug des Gesetzes antievangelisch wäre, so bliebe kaum etwas Anderes übrig, als mit den Anabaptisten zu sagen: die Obrigkeit stehe zu Gott in einem solchen Verhältnisse wie der Teufel, der auch Gottes Strafgerichte vollziehen müsse.

Wenden wir uns endlich zu dem letzten Punkte des Bedenkens, welches wir oben berührten, als dürfe man nicht durch die Strafe am Leben die Gnadenfrist abkürzen. Wenn einmal das Recht zu solcher Strafe erwiesen ist, so ist dieser Einwand unangemessen und nichtssagend. Das Evangelium verheißt Gnade, nicht Gnadenfrist. Nicht an die Frist ist die Gnade gebunden, sondern an die Bekehrung. Eine christliche Gesetzgebung wird sich eben so wenig beifallen lassen, bestimmen zu wollen, in welcher Frist die Bekehrung eintreten könne, als umgekehrt, daß diese Frist für den Mörder, über welchen das Todesurtheil gesprochen wird, abgelaufen sey. So lange er noch nicht todt ist, ist sie nicht abgelaufen, und mit der Reue und dem Glauben, zu welchem es noch sattsam Zeit hat, ist sie eingetreten. Wird aber das Todesurtheil an einem unbekehrten Verbrecher vollzogen, so geschieht hier nichts Anderes, als wenn Gott im natürlichen Tode Menschen mitten in ihren Sünden von hinnen ruft. Es ist Gottes Gericht in beiden Fällen, und die Überlegung, ob es nicht besser gewesen wäre zu verschieben, in beiden Fällen überflüssig und übel angebracht. Was in Beziehung auf Strafe die Bedenklichkeit zu rechtfertigen scheint, die einseitige und in ihrer Einseitigkeit verkehrte Betrachtungsweise der Strafe als Besserungsmittel, kann hier auch nicht Gegenstand einer weiteren Widerlegung werden. Die Besserung als Princip der Strafe ist dasselbe was die Nützlichkeit als Princip der Ethik. Es handelt sich hier nicht um die accidentelle Bedeutung einer Strafe, sondern um das absolute Recht einer Strafart. Wenn eine solche sich so ausdrücklich wie die Todesstrafe als göttliches Recht legitimiren kann, so ergibt sich alles Andere von selbst. Für die Beurtheilung eines Rechtes fängt man nicht von den möglich denkbaren Folgen, sondern von der Begründung und Auctorität der Legislation an. Ist die erwiesen, so hat die Strafe ihre Bedeutung in sich selbst. Wie das Gemüth des Sträflings sich zur Strafe stelle, ist, wenn die Strafe an sich gerechtfertigt dasteht, vollkommen gleichgültig. Es müßte denn seyn, daß man es selbst der Offenbarung des göttlichen Wortes imputirte, wenn die Gemüther sich gegen sie verstocken.

Als Resultat des Verhandelten stelle ich hin, daß die Vollziehung der Todesstrafe am Mörder zweifellos göttliches Gebot sey.

Als ein weiteres Bedenken möchte ich bezeichnen: wie weit das Begnadigungsrecht in einem solchen Falle einem christlichen Fürsten zustehe und aus welchen Gründen? Zweitens: wieweit die Gesetzgebung eines christlichen Staates die Todesstrafe auch für andere Verbrechen festsetzen dürfe und aus welchen Gründen? Vielleicht gäbe das Anlaß zu einer zweiten Verhandlung, wozu ich zunächst Andere aufgefordert haben möchte.

*) Es gibt freilich Theologen, welche so sehr glauben, die göttliche Legislatur ignoriren zu dürfen, daß sie Juristen gegenüber die vollzogene Todesstrafe als den Prozeß von Naturkräften, die durch Vernichtung des feindseligen Elements sich ihren Bestand zu sichern suchen, darstellen. So sagt Dekan Mehring in seiner Vertheidigung Grohmann's gegen die treffliche Recension desselben von Abegg in den Jahrb. für wissensch. Kritik 1833 Nr. 66 f. (bei Grohm. a. a. O. S. 160.): „Die Todesstrafe ist, wo sie sich findet in der Geschichte, ein Zeichen des noch nicht im ganzen Umfange seines Gebietes vollendeten, verwirklichten Staates, eine Negation des Staats im Staate selbst (sic), ein Verhältniß von Naturkräften, deren eine ihr Bestehen durch Vernichtung der anderen zu sichern bemüht ist.“ Eine bessere juristische Ansicht hätte dem Verf. selbst aus Welcker, die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe S. 274., zu Theil werden können.

## Über die Gründung neuer Pfarrstellen in der Evangelischen Kirche.

Vor einiger Zeit las man in diesem Blatte die Warnung, welche der Herr General-Präses der Märkischen Synode, Pfarrer Nonne, in Betreff des übermäßigen und ungeistlich äußerlichen Andranges zum Studium der Theologie öffentlich ausgesprochen hat. Diese Warnung war ein Wort zu seiner Zeit, ausgesprochen in dem rechten Geiste, und dem ehrwürdigen Manne, der es geredet, gebührt Dank dafür.

Es gibt überall, wenigstens bei uns im westlichen Theile des Preußischen Vaterlandes, viele Candidaten, bei weitem zu viele im Verhältniß zu den Vakanzen oder Pfarrstellen überhaupt. Was liegt also näher, als ihrer Vermehrung entgegen zu wirken, besonders da es Thatsache ist, wie es der Herr Präses Nonne auch hervorgehoben hat, daß viele Eltern sich durch äußerliche Rücksichten bestimmen lassen, ihre Söhne dem Predigtamt zu widmen, oder auch die Söhne selbst, diesen Beruf zu erwählen. So gehen oft Theologie-Studirende aus ganz indifferentistischen, ja unkirchlichen und ungläubigen Familien hervor. Nur solche, die keine höheren Beweggründe zum Studium der Theologie haben, wollte der Genannte von demselben abmahnen, die wahrhaft Berufenen muntert er dazu auf.

Da es aber zu viele Candidaten gibt, und da man von Vielen derselben sagen muß, daß sie eine gute Richtung haben, und mehr oder weniger herzlich und lebendig dem kirchlichen Interesse und der Sache Christi ergeben sind, so liegt es eben so nahe, auf die Gründung neuer Pfarrstellen in der Evangelischen Kirche, wenigstens in den betreffenden Gegenden, bedacht zu seyn.

Wenn man in den niedrigsten Lebensgebieten, bei Phänomenen in der Natur, teleologisch urtheilt, wenn man von den Schwalben auf den Sommer schließt, und in der außerordentlichen Vermehrung irgend einer Gattung das Vorzeichen eines bevorstehenden, besonderen Bedürfnisses erblickt — wie vielmehr sollte man in diesem höheren Lebensgebiet den schönen Überfluß theologischer und pastoraler Kräfte, der unter Gottes Vorsehung entstanden ist, als ein Zeichen betrachten, daß ein ganz besonderes Bedürfniß in dieser Lebenssphäre vorhanden ist, daß etwas werden will, daß etwas bevorsteht, und so auch vorzunehmen ist.

Neue Pfarrstellen müssen gegründet werden: dies ist das Bedürfniß, von dem wir reden.

Es ist ausgemacht, daß beinahe alle Pfarrstellen, welche sich zu dieser Zeit in den evangelischen Gemeinden befinden, gegründet worden sind schon vor Jahrhunderten. Wenn man annimmt, daß im Zeitalter der Reformation unsere meisten evangelischen Pfarrstellen sich zu evangelischen umgebildet haben aus katholischen, oder wenigstens, daß damals die meisten derselben, welche jetzt bestehen, schon entstanden, so folgt daraus, daß durch die zunehmende Bevölkerung ein großes Bedürfniß neuer Pfarrstellen entstanden ist. Freilich sind wohl einzelne Pfarrstellen immer noch auch in den späteren Zeiten bis auf unsere Tage herab gegründet worden. Dagegen aber sind auch wieder manche Pfarrstellen eingegangen durch die Union. Und wenn man dennoch eine geringe Vermehrung der Pfarrstellen im Laufe der Zeit annimmt, so ist diese doch ohne Zweifel gar nicht anzuschlagen gegen die Zunahme der Seelenzahl in den Gemeinden. Es wäre eine höchst interessante und wichtige Aufgabe, wenn das Genauere dieses Verhältnisses oder besser dieses stets noch zunehmenden Mißverhältnisses statistisch ermittelt würde. Es wäre eine Frage für die höchsten kirchlichen Behörden, für General-Synoden und christliche Vereine. Im Allgemeinen aber können wir getrost, ohne uns auf bestimmtere Angaben zu stützen, annehmen, daß die Seelenzahl in den evangelischen Gemeinden sich bis auf das Doppelte vermehrt hat, während die Zahl der Geistlichen ungefähr dieselbe geblieben ist. Daraus folgt aber, daß es die höchste Zeit geworden ist, neue Pfarrstellen zu gründen.

Man muß voraussetzen, daß der geistliche Stand in unserer Kirche im Allgemeinen seiner Bestimmung entspricht,*) daß der Einfluß desselben, Ärgernisse im Einzelnen abgerechnet, zum mindesten ein sittlich guter, wenn auch nicht überall ein christlich erwecklicher ist. Es wäre also gewiß als etwas sehr Beklagenswerthes zu betrachten, wenn sich dieser Einfluß um die Hälfte verringert hätte, und immer mehr vermindern müßte. Nun muß man freilich festhalten, daß der Geist nicht streng gebunden ist an numerische Verhältnisse. Der Geistliche einer kleinen Gemeinde kann diese ohne Segen lassen, und der Geistliche einer großen Gemeinde kann auf diese wirken mit solcher Macht des Geistes vom Herrn, daß sie von diesen Wirkungen recht eigentlich durchdrungen wird. Aber im Ganzen muß man doch festhalten, daß viele Geister, viele Gläubige, viele Kräfte mehr wirken, fruchten und gewinnen als wenige; umgekehrt, daß viele Unwissende, viele Unbekehrte und Ungeistliche dem Glauben und der Hirtenkraft eines Einzelnen viel mächtiger entgegenwirken als wenige. Auf das numerische Verhältniß der Seelsorger zu den Seelen, welches zwar nicht ausschließlich doch zum Theile das Verhältniß des Bekehrenden zu den zu Bekehrenden ist, kommt also viel an. Was Josua den Kindern Israel verheißt: Wenn ihr dem Herrn anhangt, so wird Euer Einer tausend Feinde jagen — dies läßt sich gewiß ganz besonders auf den geistlichen Kampf der Kinder Gottes mit der Welt, und wahrhaft gläubiger Geistlichen mit dem großen, unbekehrten Theile ihrer Gemeinden anwenden. Einer wird tausend Seelen überwinden. Wird er aber auch zwei-, drei- und viertausend Seelen mit derselben Gewißheit überwinden? Bedenken wir, daß sich mit dem numerischen Verhältniß auch das dynamische verändert, steigert, und in ein Mißverhältniß übergehen kann. Unser Herr war für sich allein genug, die ganze Welt zu überwinden, und so zu erlösen. Seiner Apostel aber mußten zwölfe seyn. Ihre zwölf Bischofsstäbe mit einander bildeten ein Fascikel, welches die Welt nicht zerbrechen konnte. Der Herr sandte gewöhnlich

*) Hier wie bei manchen anderen Äußerungen des verehrl. Einsenders muß im Auge behalten werden, daß er vorzugsweise von den Thatsachen ausgeht, die in seiner Umgebung vorliegen.

Anmerk. der Red.

seine Jünger zu Zweien, ohne Zweifel mit Rücksicht darauf, daß Sympathie im Glauben stark macht. Sogar der gewaltige Paulus stärkte sich zur Freudigkeit in der Predigt des Evangeliums durch die christliche Gemeinschaft. Als er nach Athen ging (Act. 17.), beschied er den Timotheus und Silas, ihm auf's Schnellste nachzukommen, und ihrer wartend ging er zuerst mit stillem Ergrimmen durch die abgöttische Stadt. Zu Corinth (Act. 18.) suchte er das gläubige Ehepaar Aquila und Priszilla auf, und lehrte auch in der Synagoge, den Juden und Griechen predigend. Da aber Silas und Timotheus aus Macedonien kamen, drang ihn der Geist, zu bezeugen den Juden Jesum, daß er der Christ sey. Auf jeden Fall wurde hier sein Glaubenseifer, Jesum als den Messias laut zu verkündigen, gesteigert, seine Kraft nahm zu durch die Ankunft der beiden treuen Glaubensgenossen und Zeugen. Die ersten christlichen Missionare, welche auf der Insel Otahiti auftraten, geben ein schauerliches Gegenstück zu dem Siege der Gläubigen über die Welt; sie erlagen der furchtbaren Gegenwirkung Tahitischer Finsterniß und Zügellosigkeit wenigstens zum Theil, einer fiel von seinem Glauben ab, ein anderer wurde wahnsinnig, die ganze Mission blieb ohne Erfolg. Jeder Christ wird aus Erfahrung wissen, wie es mit diesem Verhältniß steht. Wer möchte mit seinem Glauben allein der ganzen finsteren Macht der Welt gegenüberstehen! Es war gewiß unter Anderem auch ein wenig gedankenlos, daß Novalis dichtete: Wenn Alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu. Der Herr behüte jede christliche Seele vor einer Probe, die sich einer solchen nur annähert. Hat sich nun im Verhältniß zu den Seelen, die nach ihrer Neigung und Richtung aufwuchsen in dem Geiste der Zeit, im Sinne der Welt, an und für sich als Unwissende, in der traurigen Außerlichkeit der Christenheit als Unbekehrte, in der gegenwärtigen Weltrichtung zum großen Theil als Ungläubige — hat sich im Verhältniß zu diesen Seelen die Zahl der evangelischen Geistlichen außerordentlich vermindert, weil sich nämlich jene so sehr vermehrt haben, so können die Folgen nicht anders als im höchsten Grade beklagenswerth und verderblich seyn, und auch diesem Umstande muß man einen Theil der Volksverwilderung in unserer Zeit zuschreiben. Es muß im besten Sinne eine Hierarchie in den Gemeinden seyn; eine Hierarchie der Wahrheit, des Glaubens, des christlichen Mitleids, der guten Sitte, der bürgerlichen Ordnung, und diese, zwar an die Geistlichen nicht gebunden, muß doch besonders auch dadurch zur Blüthe gebracht werden, daß die numerische, und dadurch auch die dynamische Kraft der evangelischen Geistlichkeit gesteigert wird.

Außerdem muß man nun auch noch in Anschlag bringen, wie sehr das Predigtamt und die Seelsorge selber durch dieses Verhältniß leiden. Mit der Vermehrung der Seelenzahl nehmen auch die Amtsgeschäfte in den Gemeinden zu. Die Verwaltungsgeschäfte häufen sich durch den unruhigen Lebensdrang, durch die unendliche Beweglichkeit, die ein Charakter der neueren Zeit ist. Und so ist denn der Geistliche schon viel in Anspruch genommen,



gestört und geschwächt, bevor er zu der eigentlichen Seelsorge kommt. Je mehr Seelen aber, desto mehr Kranke, Arme, Verirrte, geistlicher Pflege Bedürftige, desto vertheilter also auch die Zeit und die Kraft des Geistlichen, das heißt desto weniger Seelsorge für die Einzelnen. Unter den gehäuften Anforderungen aber, welche an den Geistlichen gemacht werden, unter seinen vermehrten, vielen einzelnen Amtsgeschäften leidet nun auch sein Predigtamt im engeren Sinne. Er behält nicht Zeit genug en bloc, wie sie zu einer gründlichen Sammlung und Vorbereitung auf die Predigt so erforderlich ist. Und indem ihm namentlich zu wissenschaftlich theologischer Selbststärkung, Begründung und Fortbildung immer mehr die Zeit verkürzt, und die Kraft geschwächt wird, stellen sich ihm die Kinder der Zeit immer mehr gegenüber mit erweiterter und vertiefter Bildung, welche zum guten Theil Verbildung genannt werden muß, und nöthigen ihn durch dynamische Gegenwirkung, daß er mit ihnen in der Erweiterung und Vertiefung seiner theologisch christlichen Bildung Schritt halte, daß er sie überhole, und ihnen geistig gewachsen bleibe. Wenn er nun danach ringt, und wie nothwendig ist das, so ist es fast unvermeidlich, daß er Vieles in der speciellen Seelsorge versäume. Läuft er aber in dieser Peripherie seines Berufslebens treulich umher, so gibt er mehr oder weniger jenes Centrum seiner zeitgemäßen Vertiefung und Entwickelung auf, und wird überholt von der Bildung oder Verbildung seiner Gemeinde. Man könnte freilich hier auch bemerken müssen, daß manche Geistliche durch Zerstreuungssucht und ähnliche Fehler in diesen Nothstand gerathen, entweder ihre Selbstbildung oder ihre Seelsorge, oder auch beides zu vernachlässigen. Doch wir reden hier nur von den Redlichen, welche durch diese mächtige Alternative geängstigt werden, und deren sind viele. Auch könnte man an unerschöpfliche, schnell und gewaltig wirkende Männer erinnern, die vom Centrum des Gebets, der Sammlung, des Studiums aus bis in die Peripherie ihres Amts mit Geist und Feuer lebendig bleiben und lebendig wirken, die das Eine thun, und das Andere nicht lassen. Aber auf das Außerordentliche, wie es nur Einzelnen gegeben ist, muß man in der kirchlichen allgemeinsten Ordnung des Pfarrlebens keinen Anspruch machen. Was Whitfield, obwohl auch bei zurücktretender Wissenschaftlichkeit, in seiner großen, England und Nordamerika umfassenden Gemeinde, in seinem Pfarrsprengel, den das atlantische Meer für ihn nur wie ein Landsee in zwei Hälften theilte, gewirkt und geleistet hat, bleibt immer etwas Beispielloses, welches auf ganz außerordentliche Gnadengaben schließen läßt, wenn er auch gleichwohl für den geringsten und gewöhnlichsten Prediger ein ergreifendes Vorbild bleiben muß. Wir bleiben darum bei unserer Klage stehen, daß die Seelsorge und das Predigtamt in der Evangelischen Kirche außerordentlich unter dem bezeichneten Mißverhältniß leidet, daß die Seelenzahl in vielen Gemeinden zu groß geworden ist für ihre Geistlichen, und kommen so mit dem zweiten dringenden Argument auf die Behauptung zurück: neue Pfarrstellen müssen gegründet werden.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 18. November. № 92.

## Über die Rehabilitation des Fleisches.

### Dritter Artikel.

Was die Wiederhersteller des Fleisches wollen, hat sich aus den Mittheilungen in unserem vorigen Artikel ergeben. Obschon nämlich diese antichristliche Schaar auf keine Übereinstimmung in allen Ansichten Anspruch machen kann, obschon ihre Glieder zum Theil schon einzeln mit Verwirrung und eigenen Widersprüchen geschlagen sind, so stellt sich doch das heraus als ihr gemeinsames Bekenntniß: sie erkennen die Heiligkeit der christlichen Ehe nicht an, und wagen es, diese der Heillosigkeit zu beschuldigen; sie wollen ein durchaus freies Verhältniß der Geschlechter, in welchem allein die Liebe alle Bündnisse stiften und lösen soll, und in welchem jede geschlechtliche Vereinigung zu einem heiligen, göttlichen Akt gemacht werden soll durch die freie Liebe, durch die Genialität der Liebe. Sie wollen nur die gemeine, rohe Fleischeslust als Hurerei oder als Ruchlosigkeit betrachtet wissen, insofern ihr die religiöse Weihe der geistigen Zuneigung, der Wahlverwandtschaft der Seelen fehlt. Wo aber diese Wahlverwandtschaft zu wirken beginnt, wo sich die Gemüther eins werden, da soll man keiner Trauung bedürfen, ja da soll keine Trauung, wenn sie sich scheidend stellt zwischen die liebenden Seelen, bindende Kraft haben. In dem letzteren Falle soll das Mitglied der Wiederherstellerrotte den Ehebruch als eine reformatorische Handlung vollziehen.

Seitdem unsere früheren Artikel geschrieben wurden, ist ein öffentlicher Krieg über diese Richtung der Wiederhersteller entstanden, der hoffentlich das gebildete, christliche Deutschland aufmerksam machen und mit Abscheu erfüllen wird gegen die dämonische Verführerbrut, welche in seinem Schoße groß zu wachsen droht. Die Journale reichen schon nicht mehr aus zum Terrain für einen Kampf, der für und gegen das „junge Deutschland" gekämpft wird, und in erscheinenden Broschüren erweitert sich der Streit. Dem Redakteur des Litteraturblattes, Dr. Wolfgang Menzel, gebührt das Lob, daß er mit großem Muth und mit großer Macht die Schandglocke geläutet hat über den Doktor Gutzkow und seine Genossen. Rücksichtslos, derb und unumwunden behandelt er die Wiederhersteller des Fleisches als liederliche Menschen, und ihre Richtung als Hurerei. Er macht die Frauen und Jungfrauen Deutschlands mit dieser Gesellschaft bekannt, indem er mit bitterem Hohn auf sie hinweist als auf solche, die eben entnervt und von schändlichem Ansehen aus ihren Bordellen herauswanken. So haut er drein nach bestem Wissen und Gewissen mit Heldenmuth, und das Stärkste, was er schließlich den Zerhauenen noch beizubringen weiß, ist ein prophetisches Donnerwort aus dem Alten Testament. Das hat Menzel brav gemacht. Und er hat Recht, den Angegriffenen die Tendenz der Hurerei vorzuwerfen. Nur hat er den Vorwurf zu ausschließlich in dem Sinne aufgestellt, als ob die Wiederhersteller eine Donjuanerie gemeiner Art verbreiten wollten. Solche Verbreitung wird allerdings die mittelbare Folge ihres Wirkens seyn. Aber ihre Hurerei ist dämonischer Art, und hat ihr Wesen in der Abgötterei des Abfalls vom Christenthum zu einem antichristlich fixirten Pantheismus. Sie wollen nach Mundt nicht den Don Juan, sondern einen Don Juan-Faust. Sie wollen nach Gutzkow die Freiheit der genialen Liebe. Sie wollen eine neue Religion der Geschlechtslust. Und nicht als gemeine Verführer und obscöne Romanschreiber, mit denen Menzel sie in eine Klasse wirft, sondern als Irrlehrer, als falsche Propheten oder Prophetentrabanten, als größere oder winzigere St. Simonisten sind sie mit einer Macht der Verführung ausgestattet zum Schaden für diese Zeit, und schlimme Zeichen. Aber das Menzelsche Mißverständniß ist köstlich, so köstlich, daß man es fast für absichtlich halten möchte. Er nimmt die hochmüthigen Geister, die geistreichen, vermeintlichen Religionsstifter nach der praktischen Tendenz ihres Systems als verächtliche Lasterknechte. Er behandelt sie mehr nach der Polizei als nach der Philosophie der christlichen Moral. Die hohen Irrlehren versteht er nicht, oder mag er nicht verstehen, sondern während sie sich in der Grandezza eines Muhamed's geben, faßt er sie in der geächteten Erscheinung des Verführers, und prügelt sie gleichsam als solche auf von einem ehebrecherischen Lager.

Die Wiederhersteller des Fleisches wollen aber einen geistigen Kampf führen mit der bestehenden christlichen Geschlechtsordnung. Wir wollen sehen, wie diese Ordnung des ehelichen Lebens ihren Kampf führen wird gegen sie — mit welchen mächtigen Instanzen sie zu thun haben.

Zuerst tritt ihnen die christliche Sitte feindlich entgegen. Was sie beabsichtigen, gilt in der christlichen Gesellschaft einstweilen noch für etwas Ehrloses. Von dieser Seite der Ehrlosigkeit hat Menzel ihr System angegriffen und in Verruf gebracht. Es hat freilich auch von alten Zeiten her Hurerei und Ehebruch gegeben, aber als etwas Verstohlenes, Verschwiegenes, höchstens frivol Bekanntes. Diese aber machen ein religiöses Bekenntniß aus einem unehelichen und ehebrecherischen Geschlechtsverkehr: das ist etwas Neues. Sie treten auf mit ihrer Parole. Darum wird eine Schmach sie treffen, welche nicht so fröhlich und ehrenreich zu tragen ist, wie die Schmach um des Namens Jesu willen. Sie werden compromittirt, und wollen dann etwa im Duell Rache suchen, wie zum Beispiel nach öffentlichen Blättern der Doktor Gutzkow seinen Widersacher Menzel herausgefordert haben soll. So werden denn beiläufig alte Klopf-

fechter aus diesen jungen Propheten. So laufen sie zurück zu dem Faustrecht des Mittelalters, um die Ascetik des Mittelalters, wie sie die christliche Ehe gerne nennen, zu bekämpfen. Aber diese Ehrenrettung ihres Systems wird ihre zweite Schande; wenn ihnen auch der Teufel beim Hauen und Stoßen behülflich seyn sollte, wie dem Doktor Faust in seinem Duell mit dem Bruder der verführten Gretchen. Denn die Zeit des Gerichts über die mittelalterliche Barbarei des Duells ist hoffentlich auch nicht mehr ferne. Und wenn sie nicht nur in dieser Hinsicht, sondern auch als Wiederhersteller des Fleisches unter dem Schutze eines stark gewordenen ungöttlichen Weltsinns, einen Anhang von Verführten, und einen Umkreis von stupiden Bewunderern gewinnen, so bleibt ihnen doch die Achtung nicht aus, welche die christliche Sitte auf ihre Häupter legt. Man wird sie mit Zischeln eintreten sehen in gute Gesellschaften. Frauen und Jungfrauen, welche sich nicht zu ihrem genialen Konkubinat berufen fühlen, werden auseinanderstieben, wo sie erscheinen. Sie werden ein Gräuelvolk seyn in den Augen der Familienväter und Ehemänner. Das Volk, welches ihre subtilen Dogmen nicht verstehen und ihre pseudoprophetische Höhe nicht würdigen kann, wird sie als eine Verführerrotte verfolgen mit Hohngeschrei auf den Gassen. So werden sie hineingerathen in das Feuer der Schande. Sollten sie Märtyrerkraft haben, mit aller ungebrochenen Eitelkeit ihres Herzens durch diese Gluth hindurchzudringen? Sollten sie eine ehrenvolle Stellung in der christlichen Gesellschaft erschwingen können? — Dann hätten sie die erste Instanz überwunden.

Ferner tritt ihnen feindlich entgegen das christliche Recht. Zunächst verdammt es sie und ihre Richtung grade durch die Concessionen, die es ihnen gemacht hat. Haben sie sich mit einer Jungfrau in genialer Liebe außerehelich verbunden: das Gesetz bestraft sie nicht; nur ist es billig, daß sie die Gefallene heirathen, es ist gesetzlich, daß sie ihr uneheliches Kind ernähren helfen, aber zur Noth läßt das Recht sie völlig laufen, und erbaut Findelhäuser als Barmherzigkeitsanstalten, die durch ihren prophetischen oder reformatorischen Geist — nicht gestiftet, sondern bevölkert werden. Und haben sie ein geniales Eheweib für sich gewonnen: mögen sie die Scheidung bewirken, die ihnen Alttestamentlicher Weise, als weit in der Zeit zurückgebliebenen Barbaren, zugestanden wird wegen ihrer Herzenshärtigkeit — mögen sie sich die Kosten gefallen lassen, und auf den Trümmern einer gebrochenen Ehe ein höheres Eheleben nach ihrer Geistesweihe versuchen. Was wollen sie mehr, als solche Concessionen von Seiten des christlichen Rechts? Ihre Konkubinate werden vielleicht einzeln übersehen, aber als gehäufte, als öffentlich bekannte nicht geduldet werden. Die Polizei wird dazwischen fahren, und diese Gottesdienste der neuen Weltreligion stören. Diese Gemeinschaften, die durch Eide nicht besiegelt sind, werden durch Flüche gesprengt werden. Das christliche Staatsleben wird diese pantheistischen Kulte als Skandale ausstoßen. Und wenn dennoch eine Zeit käme, wo durch den Überschwang großer Irrthümer das System der Wiederhersteller des Fleisches in unseren Staaten rechtlich würde, dann wären diese freilich von ihrem Fundament gewichen zu ihrem eigenen Verderben, aber den Kampf,



den das gewaltig gewaffnete Recht hätte fallen lassen, würde dann immer noch die zarte, aber mächtige Ehre gegen die Wiederhersteller des Fleisches fortsetzen.

Wir sprachen oben von einer Ehrlosigkeit, worin die Wiederhersteller der christlichen Sitte gegenüberstehen. Nichts desto weniger müssen wir hier die christliche Ehre als eine dritte Instanz anführen, die ihnen entgegensteht. Daß ein Liebender seine Geliebte verläßt, oder diese ihn; daß der Bräutigam seiner Braut untreu wird, oder umgekehrt, daß sich der Mann von seinem Weibe losreißt, oder das Weib vom Manne — mit einem Worte, der Treubruch wird immer etwas Schimpfliches bleiben. Geschlechtliche Verbindungen ohne Bündnisse, ohne Gelübde, ganz zerfließende, unendlich willkührliche Wechselgemeinschaften würden nur allgemein werden können in einem grundlos verwüsteten, verliederlichten Geschlecht, würden aber auch eine Sündfluth herbeiführen, oder vielmehr werden nur in einer flüchtigen Periode unsäglichen Verderbens, welche das Weltende herbeiruft, wieder erscheinen können. Der Enthusiasmus der Liebenden kann nicht umhin, sich in Gelübden der Treue auszusprechen. Das Weib fordert Garantieen von dem Manne, dem es sich ergeben soll, mindestens Garantieen der Beschützung und Versorgung, oder sie müßte schon in sinnloser Lust versunken seyn. Nun geben also auch die Wiederhersteller ihre Worte, ihre Eide, ihre Ringe. „Und die Treue — sie ist kein leerer Wahn.“ Wenn sich auch die Schaar der Treubrüchigen mehren sollte — eine Schaar von charakterlosen, unzuverlässigen Menschen, von Niederträchtigen, die hier und da und dort eine verweinte Braut, eine brodlose Frau, ein vor Gram gebrochenes Herz zurückgelassen haben auf ihrer Faustischen Fahrt — so wird dennoch ein Kern von Auserwählten feststehen bei der Treue, welche die Trauung und das Vertrauen begründet. So wie für die Heiligen immerdar der Trauring ein Treuring bleiben wird, so wird für die Edlen immer der Treuring sich in einen Trauring verwandeln müssen. Die Treue wird eine Tugend bleiben, die Treulosigkeit ein Laster. Diese Tugend wird eine Ehre bleiben, dieses Laster eine Schande. Darum bleibt das Panier der Ehre für die Wiederhersteller eine feindliche Fahne. Ihre Sekte mag ihre Anhänger unter solchen finden, welche Brandmale im Gewissen haben. Aber die keuschen Jungfrauen werden keinem Wiederherstellerburschen ihre Hand geben wollen auf eine kurze, unbestimmte Zeit bis zu der nahen Station einer neuen, mächtigeren Wahlverwandtschaft, sondern nur einem Manne für's ganze Leben, einem Ehemanne, der sein treues Weib nicht verläßt, wenn sie ihren Jugendglanz verloren hat. Reine Jünglinge und tüchtige, wackere Männer werden sich nicht durch die Sophismen der Wiederhersteller verleiten lassen zu dem heillosen Wahn, sie müßten ihren Erkohrenen untreu werden, um sich selber treu zu bleiben. Die Treue ist eine alte Religion der edelsten Nationen unter den Heiden, namentlich der Germanen, und aller großen, hochherzigen und edlen Seelen, und eins mit ihr ist die Ehre. Diese Ehre der Treue steht wie eine leuchtende Jungfrau dem Wiederhersteller gegenüber, von welchem schon Göthe gesungen:

„Es war ein Knabe frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen.
— — — — — —
Und endlich sie verlassen."

Und wenn es dem frechen Knaben, der jüngst aus Frankreich gekommen ist, durch St. Simonistische Dogmen, Heinesche Ideen, Pariser Romane, auch gelingen mag, irgend ein armes, junges Mädel zu verführen — diese Jungfrau, die christlich-germanische Ehre, schüttelt das Haupt über ihn, und schlägt ihn bei seinem schamlosen Ansinnen in's Angesicht, daß er westwärts nach Frankreich zurücktaumelt, und von seiner Beule in Paris zu genesen sucht.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Über die Gründung neuer Pfarrstellen in der Evangelischen Kirche.

(Schluß.)

Jetzt könnten nun eine große Menge solcher Gemeinden genannt werden, in denen dieses Bedürfniß am Tage liegt, namentlich in der Grafschaft Mark und im Bergischen. Wir haben oben auf das Wort eines ehrwürdigen Geistlichen Bezug genommen, der mit einem sehr ausgedehnten, speciellen Berufsleben in einer volkreichen, mühevollen, bergigen Gemeinde ein inniges und warmes Fortschreiten in christlich theologischer Bildung vereinigt, der unter eigentlichen Strapazen der Amtsthätigkeit eine eigenthümliche Frische des Geistes behauptet, aber hier ist es namentlich der poetische Genius in einem liebenden Gemüth, christlich verklärt, der seinem Manne viele Mühsale leicht überwinden hilft. Abgesehen von dieser erweiterten, besonderen Unverdrossenheit möchten wohl wenigstens vier Candidaten aus jener besprochenen Überfülle in den entlegenen Strichen seiner Gemeinde angestellt werden können, ohne daß der amtlichen Arbeit für ihn und seine Collegen dadurch zu wenig würde. Und so gibt es manche Gemeinden in der Mark und im Bergischen, in denen eine, oder zwei, oder selbst drei neue Pfarrstellen gegründet werden könnten, ohne daß dadurch eine Bequemlichkeit für irgend einen Geistlichen entstände. Warum sollten wir diese Gemeinden hier aufzählen! Es wird in anderen Gegenden sich eben so finden.

Auch ist es nicht zum ersten Male, daß diese Klage erhoben wird. Sie ist auch in diesem Blatte bereits vorgekommen in einer recht dringenden, herzlichen Sprache, als nämlich ein Bericht aus England mitgetheilt wurde über das Wirken eines christlich eifrigen Bischofs, der in Verbindung mit einer eigends dazu gestifteten christlichen Gesellschaft neue Pfarrstellen in seinem Vaterlande gründet. Möchte dieses großartige Brittische Beispiel unter uns im evangelischen Deutschland nicht vergessen, sondern erst recht bekannt werden. Das zweite Beispiel hat Se. Majestät, unser König, gegeben, indem er vor einiger Zeit in den Vorstädten Berlins mehrere Pfarrstellen und Gemeinden



stiftete. Ein solches Werk sollte billig ein Zeichen seyn für die Nation, so weit immer ihr christliches Interesse reicht, namentlich für die Behörden, für die Großen, für die Begüterten, und auch für die Gemeinden selbst, welche mehr Geistliche bedürfen. Das Bedürfniß hat sich einzeln auch hin und wieder in den Gemeinden geregt und geäußert, aber eben nur schüchtern geäußert und geregt, nicht geltend gemacht und ausgesprochen. Es tritt zurück vor den großen industriellen Fragen, Unternehmungen und Enthusiasmen dieser Zeit, und vor dem Geräusch der politischen Unterhaltungen und Erwartungen. Je mehr es sich aber fühlbar machen wird, daß die rasche Steigerung des bürgerlichen Menschenlebens und der industriellen Bildung große Gefahren mit sich führt, wenn nicht eben so rasch der christliche Geist sich dieser Steigerung immer mehr zu bemächtigen sucht, je mehr das Volk in seinen großen Haufen so leicht entzündlich und erregbar wird, und immer dringender Einwirkungen des pastoralen christlichen Geistes von der mannichfaltigsten Art erfordert, wenn es nicht in dieser großen Krisis verderben und verderblich werden soll, desto mehr wird dieses Bedürfniß, daß neue Pfarrstellen gegründet werden müssen, gebietend hervortreten. Wie viel besser aber ist es nicht, wenn man dieser Nöthigung zuvorkommt!

Was im Allgemeinen das bezeichnete Bedürfniß der Gemeinden betrifft, so wäre demselben auf verschiedene Weise abzuhelfen nach den besonderen Verhältnissen.

Wenn die Gemeinde weit ausgedehnt ist in einem volkreichen Kirchspiele, oder in vielen Kirchspielen, so müssen die Gränzbezirke von ihr getrennt, und nach Erforderniß zu einer oder mehreren Gemeinden arrondirt werden, deren jede ihren eigenen Pfarrer bekommt. Auch ist es in größeren Städten viel passender, daß neue Gemeinden mit ihren Pfarrstellen gebildet werden, als wenn lediglich die Zahl der Geistlichen in den großen Gemeinden vermehrt wird.

Könnte man es in ausgebreiteten Gemeinden nicht dahin bringen, in den abzulösenden Bezirken ein eigenthümliches kirchliches Wesen zu begründen, so müßte man sie in diesem Falle wenigstens als Filiale charakterisiren, und ihnen Hülfsprediger geben.

In nah begränzten, und dennoch nach Maaßgabe der Zahl ihrer Geistlichen zu volkreichen Gemeinden, würde es genügen, wenn die Zahl der Geistlichen vermehrt würde. Doch möchte es auch da wünschenswerth seyn für die Seelsorge, wenn die einzelnen Geistlichen für die gewöhnlichen speciellen Amtsgeschäfte in einzelne Sprengel getheilt würden.

Sehen wir aber darauf, wie sich das pastorale Bedürfniß der Gemeinden im Einzelnen indicirt und gliedert, so möchten mancherlei geistliche Ämter zu begründen seyn nach den Bedürfnissen, welche unserer Zeit eigen sind, und nach den Gnadengaben, die im christlichen Lehrstand vorhanden sind, oder erweckt werden können, und nach Analogie der apostolischen Theilung und Gliederung der pastoralen Geisteskräfte und Ämter. Diese höchst bedeutsame, segensreiche Gliederung ist in unserem Pfarrleben leider beinahe ganz verwischt.

Erstlich müßten unsere Gemeinden eigentliche Katecheten haben, Geistliche, welche sich fast ausschließlich mit dem christlichen Jugendunterricht beschäftigten. Der Unterricht, den diese zu ertheilen hätten, stände in der Mitte zwischen dem Religionsunterricht, welchen der Lehrer in der Schule, und der Pastor unter den Confirmanden ertheilt. Wollte man dem Katecheten zugleich noch die Aufgabe stellen, in der Sonntagsschule die Jugend von der Zeit ihrer Confirmation an bis zum Eintritt der Jünglinge in den Militärdienst christlich zu bilden, so hätte er Arbeit vollauf. Wenigstens ist zu bemerken, daß hier eine furchtbare Lücke ist, ein wahrer Abgrund von Mangel besonderer christlicher Pflege, in welchem viele Seelen verderben. Hier in der Sonntagsschule wäre die Fichtesche Idee eines Volkslehrers, aber christlich verwirklicht, ganz an ihrer Stelle. Hier wären unter den herangewachsenen Gemeindegliedern die Schulversäumnisse nachzuholen, die gemeinnützigen Kenntnisse in christlicher Fassung vorzutragen, die politischen Begriffe, welche die Jugend von Außen, von allen Seiten empfängt, zu reinigen, und hier namentlich wäre auch ein schöner Choralgesang für die kirchliche Erbauung zu bilden. Gewiß hätte ein Katechet, der in diesem Umfang zu wirken hätte, vollauf zu thun.

Zweitens bedürfen unsere Gemeinden wieder eigentlicher, geistlicher Diakonen. Unser Diakonat so wie unser Ältesten-Institut bedarf nämlich einer völligen Reformation; in seiner jetzigen Gestalt ist es größtentheils erstorben. Selbst wenn diese Posten von wahren Christen aus den Laien verwaltet werden, so werden sie doch nicht besorgt in ihrer ursprünglichen christlichen Bedeutung. Daher nimmt mit den Lastern der Verarmung, vorlaufenden und nachlaufenden, immer mehr die Unfähigkeit der christlichen Gemeinden überhand, ihre Armen zu verpflegen. Was die Gemeinden des Herrn nicht mehr leisten können, das leisten die Communen des Staats. Der Zwang muß der Liebe zu Hülfe kommen. Betrübtes Zeichen! Ein solches geistliches Diakonat aber hätte die Aufgabe, die christliche Armenpflege zu besorgen, nämlich die Lasterhaften zu strafen, die Trunkenbolde zu schrecken, Mäßigkeitsvereine zu stiften, Zerlumpte für den Kirchenbesuch zu bekleiden, Frauenvereinen in ihrem Wirken behülflich zu seyn, Müssiggänger und bettelnde Kinder zur Arbeit oder zur Schule zu führen, und dann die verminderte, reine Armuth zu trösten und zu versorgen. Eine solche geistliche Wirksamkeit müßte ihren Mittelpunkt und Heerd haben in einem christlichen Arbeitshause, deren jede größere Gemeinde, oder sonst jede Commune eins bedürfte. In einem solchen Arbeitshause finden wir Trunkenbolde oder verkommene Menschen überhaupt, welche gewonnen worden sind, sich freiwillig unter eine Vormundschaft, die von christlichen Männern besorgt wird, zu begeben; Menschen nämlich, die ihre volle, sittlich-bürgerliche Selbstständigkeit verloren haben, und die



dennoch nicht gesetzlich reif sind, in eine provinzielle Correktionsanstalt gebracht zu werden. Ferner finden sich hier freigewordene Sträflinge, denen der Rücktritt in's gesellschaftliche Leben wegen mangelnder Aufnahme erschwert ist. Überhaupt finden sich hier solche Unterstützungsbedürftige, welche ihr Brodt noch ganz oder zum Theil verdienen könnten, wenn sie Aufsicht, oder wenn sie Arbeit hätten. Diese Hausgemeinde steht nun unter der Pflege eines geistlichen Diakonen, der sie durch Hausandachten und specielle Belehrung und Ermahnung mit dem Evangelium Christi zu erfüllen sucht; während ihre Arbeitskräfte unter bürgerlicher Leitung stehen, und namentlich zur Verschönerung der Communen benutzt werden. Wie viel demnach ein solcher Diakon zu thun hätte, ob er dabei noch die pastorale Krankenpflege besorgen könnte, oder ob nicht vielmehr dafür wieder ein anderes geistliches Amt zu begründen wäre — diese Fragen wollen wir nicht weiter ausführen. Erst aus einem gesteigerten Bewußtseyn des großen pastoralen Bedürfnisses in unserer Kirche, aus Fürbitten, Versuchen und Verhandlungen müßte sich allmählig die rechte Gliederung der christlichen Kirchenämter nach dem Vorbilde der apostolischen Theilung und nach den besonderen Anforderungen unserer Zeit ergeben.

Aufgefaßt und ausgeführt werden müßte aber diese Sache von oberen kirchlichen Behörden, von kirchlichen Synoden und christlichen Vereinen. Wie Vieles könnte zur Anregung und Förderung solcher Stiftungen von kirchlichen Behörden geschehen! Wie eifrig sollten sich die Synoden mit dieser Angelegenheit beschäftigen! Vielleicht wären sie allein im Stande durch Matrikular-Beiträge manche Stelle zu gründen, oder wenigstens in Gemeinden, deren besondere Kräfte nicht ausreichten, gründen zu helfen. Christliche Vereine aber könnten für diesen Zweck am meisten wirken. Und liegt nicht ein Aufruf zu solchen Vereinen in dem großen, tiefen Bedürfniß, das wir bezeichnet haben? Man hat so große Summen übrig für alle Zwecke des Communalwesens, der Industrie, und ähnlicher, äußerlicher Lebensgebiete. Möchten doch die Aufopferungen für das geistliche Bedürfniß der Gesellschaft nicht so ganz dagegen zurücktreten, damit der innere, religiöse und sittliche Fortschritt des Volks im Gleichgewicht bleiben könnte mit seinem äußeren, civilen, oder vielmehr, damit seine geistliche Reformation über seine geistige Entwickelung ein Übergewicht behalten möchte, welches allein großem Unheil zu wehren im Stande ist. Der Herr gebe, daß viele Herzen sich dieser großen Angelegenheit seiner Gemeinden zuwenden, und darauf bedacht werden, durch Vermehrung und Vermannichfaltigung des evangelischen Pfarramts dem Volke christlich vorzustehen nach seinen geistigen Bedürfnissen, und viele Seelen zu retten, viele auch zu bewahren vor den Mächten der Verführung, welche die Zukunft bringt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 21. November. № 93.

## Über die Rehabilitation des Fleisches.

(Fortsetzung.)

In welchem Maaße aber auch die Ehre das Bekenntniß einer ecclesia pressa werden kann: das haben leider nur zu deutlich die traurigen Zeiten gezeigt, in denen man es in einem großen Theile des gebildeten Europas für ein Merkmal der Bildung hielt, über religiöse Wahrheiten zu spötteln, und in moralischer Beziehung sich frivol zu äußern. Könnten nicht — mit vertiefter Antichristlichkeit ähnliche Zeiten wiederkehren? Die Begriffe von Ehre und Schande bleiben immer abhängig von den tieferen Begriffen des Heiligen und Unheiligen. Wenn nun diese sich abkehren von der Wahrheit und umkehren, was kann nicht alles dann zur Ehre werden! Eine solche Umkehrung scheint sich aber vorzubereiten. So ist zum Beispiel die Liebe zu Jesu in der Welt keine Ehre, wohl aber die Liebe zu Göthe. Wer Christi Bild mit begeisterter Hingebung und Liebe im Herzen trägt, und ihn anbetet, wird ein beschränkter Herrnhuter genannt werden. Wer auf dieselbe Weise an Göthe hängt, wird zu den Auserwählten der geistreichen Weltfrommen gezählt werden. So hing die junge Bettina an dem alten Göthe. Sie betete ihn, wenn man mir den Ausdruck erlauben will, herrnhutisch an, und er war ihr Seelenbräutigam. Die ganze Fülle ihres religiösen Bedürfnisses und tiefen, geistigen Ahnens scheint sich unnatürlicher Weise in die seltsame Mädchenneigung zu dem heroischen Alten ergossen zu haben. Auf diese Weise bildete sich eine innig lebenskräftige, hoch poetische, schrecklich irrende und abgöttische Schwärmerei. Man höre nun aber, wie ein ehrsamer Recensent in den Leipziger Blättern für litterarische Unterhaltung über der Betrachtung dieses „Kindes" so kindisch werden kann, wenn man ein billiges Wort zur Beurtheilung seiner Worte gebrauchen will. Er sagt von der Schrift: Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde: „Leset nur Seite auf Seite, wie die Sehnsucht der Entfernten immer innerlicher und ergreifender, wie ihr Denken immer begeisterter, ihr Träumen immer gestaltvoller, ihr Glaube an den hohen Mann immer seliger, ihr Wort immer geistiger und wunderbarer wird, leset das Alles bis zu Ende, und wieder von Anfang, und euch wird eine hohe Offenbarung über das Weibliche werden, ungehörte Stimmen werden euch verkünden, daß in dieser Liebe Bettina's zum Dichter aller Geist Gottes ruht, mit welchem er seine Lieblinge überschattet. Doch hier stehe — da wir uns beeilen müssen, in das Heiligthum selbst zu treten — der erste Brief u. s. w." — Diese pantheistische Verkehrung der Lehre vom Heiligen und vom Geiste Gottes und von der Offenbarung ist eben sehr in der Zunahme begriffen, und wie weit das noch fortgehen und um sich greifen mag, wird die Zukunft lehren. Damit stimmt sich freilich auch im großen Weltleben der Begriff der Ehre um zu Gunsten der Wiederhersteller, bis sie dennoch von dem innersten Kern Deutscher und christlicher Ehrenhaftigkeit geschlagen werden.

Ernst und drohend stellt sich ihnen indessen allezeit die strenge Vaterpflicht entgegen. Ihr werdet Kinder zeugen, Wiederhersteller, in euren Wahlumarmungen. Wo wollt ihr nun hin mit den Früchten eurer genialen Liebe? Je öfter ihr eure Bündnisse wechselt, desto zahlreicher wird diese „schönere, junge Generation," welche ein heiliges Anrecht hat auf eure väterliche Pflege. Wollt ihr den verlassenen Müttern die Kinder, welche ihr mit ihnen gezeugt habt, zurücklassen? Dann werden diese Kinder, als die mütterlich verweichlichten, als die brodlos verlassenen, als die verwilderten durch den Fluch der Eltern, das Wehe über euch, über ihre Rabenväter ausrufen. Sollen sie etwa in Findelhäusern untergebracht werden? Vielleicht begegnen sie euch dann später auf eurem Lebenswege als tragische Fremdlinge, wie Oedipus seinem Vater, und stoßen euch nach der Leitung eines rächenden Schicksals nieder in einem Duell, worin sie mit euch, ihren Vätern, um irgend ein geniales Mädchen streiten. Doch ihr seyd human und religiös, und nehmt eure Kinder mit, vier von der ersten Frau, vier von der zweiten, vier von der dritten, und so kommt ihr als zahlreiches junges Deutschland zu der vierten, die euch gefällt, mit zwölf Kindern verschiedener Wahlumarmung; ihr beglückt sie mit einem sultanischen Stiefkindersegen, der noch unendlich größer seyn kann, wenn ihr etwa das erste und das zweite und dritte Mal zwei Frauen zugleich hattet, mit denen ihr die geistige Wahlverwandtschaft sinnlich vollziehen mußtet, um nicht hinter eurem Rehabilitationsgesetz zurückzubleiben. Und sollten eure ältesten Söhne gebunden seyn durch eure Religion, nicht nach den Stiefmüttern zu sehen mit Blicken eurer freien, geistfleischlichen Liebe? Eure Kinder werden als Rächer über euch kommen, ihr Wiederhersteller — die Vaterpflicht verdammt euer System.

Die schöne Mutterliebe aber vollends tritt den Wiederherstellern als eine Furie entgegen. Warum, und wie? Hier brauche ich zur Begründung fast weiter nichts zu sagen, als wenn ich aus Göthe's Faust die Stelle anführe, wo das verführte Gretchen, als Kindesmörderin im Kerker sitzend, ihrem Verführer Faust in erschütterndem Wahnsinn die Worte zuruft:

Geschwind! geschwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Über den Steg
In den Wald hinein,

Links, wo die Planke steht
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will sich heben,
Es zappelt noch!
Rette!, rette!

Der Wiederhersteller Wienbarg hat den Doktor Faust zum Ideal des jungen Deutschlands gemacht. Damit hat er denn auch sich und die Sekte verantwortlich gemacht für solche Folgen. Wahnsinnige Kindesmörderinnen und gemordete Kinder werden ihr System als ein verruchtes charakterisiren, wenn Göthe wahr gedichtet hat, und wenn Wienbarg mit Recht den Faust als den Schutzheiligen seiner Sekte bezeichnet hat. Die Mutterliebe aber ist am Ende noch mächtiger als die Geschlechtsliebe, und wird allein schon einen Kampf mit der Tendenz der Wiederhersteller eingehen, der ihnen eine schimpfliche Niederlage bereitet. Der Doktor Faust frägt nach seinem Kinde wenig, er antwortet auf die ergreifenden Worte Gretchen's: Besinne dich doch — nur einen Schritt, so bist du frei! Und so wird man auch schwerlich ein Wort in den Schriften der Wiederhersteller finden, welches als Versuch zu betrachten wäre, das Loos der Kinder, welche aus ihren Wahlumarmungen hervorgehen, die Versorgung und Erziehung derselben, auf eine beruhigende Weise zu bestimmen. Man hat nur von Gutzkow erfahren, daß er seinen Jungen im Atheismus auferzieht. Wo er mit diesem nun bleiben wollte nach einer und mehreren Scheidungen, welche nach dem System möglich sind, das erfährt man nicht. Die Wiederhersteller wollen ein Götterleben führen in freier Liebe und Geschlechtslust, ohne daran zu denken, daß die Kinderschaar, welche die Frucht ihrer Feste seyn wird, ihnen sofort mit einem ungeheuren Ernst entgegentritt, mit schreienden Fragen, die durch die heiligsten Ansprüche, durch die tiefsten Naturgesetze gewaffnet sind: wie wollt ihr uns versorgen? — wie wollt ihr uns erziehen? — wie wollt ihr wirken, wachen und leben für uns? Das sind Fragen, denen nur niederträchtige und schlechte Männer ausweichen. Wenn aber auch die Väter, durch kräftige Irrthümer und wilde Geschlechtslust berauscht, unnatürlich genug werden können, ihrer Kinder zu vergessen, die Mütter werden immer wieder auf die Seite der Kinder treten, durch die Gewalt der Mutterliebe überwunden. Und wenn wirklich das System der Wiederhersteller einen Streit stiftet zwischen den Vätern und Kindern, zwischen den Ansprüchen umherschweifender Väter und pflegebedürftiger Kinder, so werden die Kinder über ihre Väter siegen durch die Macht der Mütter, die auf ihre Seite treten. Die begeisterte Mutterliebe, die rasende Mutterliebe, ist eine heroische Gestalt, vor deren Flüchen der Wiederhersteller mit allen Verführungskünsten als ein miserabler Feigling die Flucht nehmen muß. Predige einmal ein Wiederhersteller sein System auf dem Grabe eines von ihm verlassenen Weibes, dem seine Untreue das Herz gebrochen hat! Oder halte er sich an den Trost seiner Romane in der Feuerprobe des Unglücks, des moralischen Unglücks, das über seine Kinder und über ihn kommt!



Aber das junge Deutschland ist ja auch ein politisirendes. Vielleicht stiften sie am Ende gleichzeitig mit ihrem geschlechtlichen ein politisches Götterwesen, eine Republik etwa, welche in großen Pädagogien alle ihre Kinder erzieht. Dann wäre diesem Jammer einstweilen abgeholfen; oder auch nicht. Aber noch andere Instanzen haben die Wiederhersteller zu bekämpfen.

Sie sind Gegner der öffentlichen, der christlichen Moral. Das verhehlen sie nicht, sie haben es bestimmt ausgesprochen. Unmoralisch ist nach dem christlichen Sittengesetz das uneheliche Conkubinat, noch unmoralischer ist der Ehebruch. Zu dieser Immoralität bekennen sich die Wiederhersteller. Darum muß ihnen Alles, was nur moralisch gesinnt ist in Deutschland und Europa, feindselig entgegen treten. Sie sind nicht etwa bloß unmoralisch — sie erheben ein Panier der Immoralität. Ihre Unzucht soll eine neue Religion seyn. Panier gegen Panier! Erhebt euch zu dem ehrigen, ihr moralisch Gesinnten! Ihr dürft sie nicht verfolgen, nicht mißhandeln, denn die Ehre des Märtyrerthums muß den guten Sachen, der wahren Religion verbleiben. Aber das ist die Frage: ob ihr euch nicht bestimmt gegen sie erklären müßt, ob ihr sie nicht euren Söhnen und Töchtern warnend bezeichnen müßt als Seelenfeinde, ob ihr die Bücher derselben nicht als Schandwerke richten müßt in der öffentlichen Meinung, ob ihr die Pressen nicht verwünschen und mit Schmach behaften müßt, welche sich dazu hergeben, die Schriften der Rehabilitation zu drucken. So wie im Titan von Jean Paul der versunkene Roquairol ein Glaubensbekenntniß seiner Immoralität schriftlich absendet an seinen bisherigen Freund Albano, und ihn dann auffordert, ihm nun zu erklären, ob Roquairol noch ferner sein Freund sey, oder sein Feind — und wie Albano sogleich tief entrüstet ausruft: mein Feind! so hat nun das sittliche Deutschland die Bekenntnisse der Wiederhersteller vernommen, und so muß man nun auch von ihm erwarten, daß es zürnend und entschieden ausrufe: mein Feind! Mache jeder Wohlgesinnte Gebrauch von der Waffe des moralischen Zeugnisses gegen die verderblichen Irrthümer dieser Sekte; in einem solchen Zeugniß liegt eine siegreiche Macht.

Und da sich vorzugsweise die Deutschen Rationalisten der Moral annehmen, da die Ausbildung des Moralischen im Gegensatz zum Dogmatischen grade ihre starke Seite zu seyn scheint, so wird man nun billig erwarten können, daß sie in diesem Kampfe gegen die Wiederhersteller voranschreiten werden. Man sollte denken, das wäre ein Thema für den trockenen Wegscheider. Wie leicht könnte er nachweisen, diese Mystik und Romantik der freien Geschlechtsliebe sey eine Rückkehr zu den alten Unsitten rudioris aevi; diese Hurerei finde sich bei den Huronen, oder anderen wilden Völkern etwa auch schon, und überall, wo sie sich finde, sey sie mit unsäglichem Elend verbunden, statt zur Glückseligkeit zu führen. Er könnte allen poetischen und pseudoprophetischen Schmelz und Zauber vernichten, wodurch dieses Dogma der Wiederhersteller so verführerisch wirkt, indem er sich auf die gesunde Vernunft beriefe und auf ihre Postulate. Oder für die Feder eines schreibseligen Bretschneider wäre hier ein würdiger Kampfplatz. Er könnte mit kirchenhistо-

rischer Gelehrsamkeit zeigen, diese Lehre sey im Grunde ein alter Unfug, neu aufgewärmt, und wenigstens schon ein halbes Dutzend Mal da gewesen von den Nikolaiten an, die schon in der apostolischen Zeit Ähnliches sollen gewollt haben. Oder Röhr? Aber dieser freilich müßte dann erst wieder mit Heine brechen, den er nach Hase's Mittheilungen als eine bedeutende Auctorität auf philosophisch religiösem Gebiete irgendwo citirt hat. Nein, die Rationalisten versagen seltsamer Weise ihre Kraft und ihren Kampf, wenn es gilt, einen Antagonismus gegen große, unmoralische Erscheinungen zu bilden. Wie könnten sonst ganz vorzüglich in rationalistischen Gegenden die Laster der Unzucht, der Schwelgerei, der Sonntagsentheiligung zunehmen. Man denke nur an die christlich moralischen Institute der Mäßigkeitsgesellschaften und der Gefängnißgesellschaften — sind sie von den Rationalisten gegründet oder emporgebracht worden? Also auch das Moralische, nämlich das christlich Moralische, ist ihre schwache Seite. Denn es hat seine Kraft und Fülle als Gewächs der christlichen Dogmen, des lebendigen Christenglaubens. Nur das Wirken des heiligen Geistes durch das Wort der Wahrheit stiftet die Moral, welche eine weltüberwindende Kraft hat. Das Weben des Zeitgeistes aber in den rationalistischen Geistern modificirt und entkräftet die Moral, und stellt Vieles in die Schwebe, was dem Christen heilig ist. Wenn der Rationalismus die außereheliche Geschlechtsgemeinschaft unter der Voraussetzung wahrer Liebe nicht zur Sünde machen kann, wenn er nach seiner Eigenthümlichkeit für eine möglichst hohe Laxheit in der Observanz der Ehescheidungen seyn muß, so liegt darin seine Verwandtschaft mit dem System der Wiederhersteller. Bei ihm ist nur noch das Frivole gezügelt durch eine gewisse äußere Gesetzlichkeit, während es bei den Wiederherstellern zwar nicht solcher Art gezügelt, dagegen aber gehoben und vergeistigt ist durch pantheistische Mystik. So wird also der Wiederherstellerunfug durch die Moral der Rationalisten nicht vernichtet werden. Wohl aber wird ihn die schlichte, christliche Moral, namentlich in Deutschland, auf's Haupt schlagen. Und wenn sie es nicht vermöchte durch sich selber, so vermag sie es durch den Glauben, aus dem sie hervorgeht.

(Schluß folgt.)

---

## Einige Bemerkungen über das von Dr. Bretschneider aufgestellte Princip der Wissenschaftlichkeit in der christlichen Theologie.

Es war gegen den Herrn Dr. Bretschneider in einer litterarischen Zeitschrift gelegentlich bemerkt worden, daß die Modifikation, welche derselbe dem gewöhnlichen Princip des Rationalismus zu geben suchte, ebenfalls nur negativer Natur sey und deshalb für kein positives Princip in der christlichen Theologie gelten könne. Um diesen Einwurf zu beseitigen, hat sich der Herr Dr. Bretschneider in der Allgemeinen Kirchenzeitung Jahrgang 1834 Nr. 104. folgendermaßen vernehmen lassen:

„Unter dem Princip der Wissenschaftlichkeit (nämlich in der christlichen Theologie) verstehe ich den Grundsatz (positiv): daß alle Sätze der heiligen Schrift, die man als ewige göttliche Religionswahrheit ansehen und in die theologische Wissenschaft aufnehmen will, mit den unbezweifelten und ausgemachten Wahrheiten aller anderen, sowohl empirischen als rationalen, Wissenschaften im Einklange stehen müssen; und (negativ): daß kein Satz der heiligen Schrift zur göttlichen Offenbarung und Religionswissenschaft gehören kann, der mit anderen wissenschaftlichen Wahrheiten in unauflösbarem Widerspruche steht."



1. Hier scheinen uns zunächst die Begriffe Princip und Maxime verwechselt zu seyn. Es ist aus den besten Logiken bekannt, was unter einem wissenschaftlichen Princip zu verstehen ist, und wir verweisen unsere Leser gern auf das, was Herr Bretschneider selbst in seiner Entwickelung der dogmatischen Begriffe §. 4. darüber gesagt hat. Jedenfalls muß ein für die theologische Wissenschaft gültiges Princip der Art seyn, daß andere, das christliche Glauben und Leben bestimmende Sätze daraus abgeleitet werden können. Dazu ist nun vorstehender Satz durchaus nicht geeignet, sondern er erscheint nur als eine Maxime, die derjenige befolgen will oder soll, der im Lichte aller rationalen und empirischen Wissenschaften den Inhalt der heiligen Schrift prüft. Wir glauben gern, daß der Herr Dr. Bretschneider der christlichen Theologie kein selbstständiges Princip zugestehen will, und daß die Wissenschaftlichkeit derselben nach seiner Ansicht nur ein von rationalen und empirischen Wissenschaften erborgter Schimmer ist. Allein da wäre zu erwarten gewesen, daß er nicht von einem Principe, sondern von einer bloßen subjektiven Maxime geredet hätte, von welcher er und die ihm gleichgesinnten Theologen sich leiten lassen.

2. Die ganze Bretschneidersche Wissenschaftlichkeit ist eine kritische, und die Kritik erscheint hier als Grund und Mittelpunkt der wissenschaftlichen Theologie. Während der biblische Theologe das System seines Glaubens auf die heilige Schrift baut, diese sein Princip und zwar sein wahres Princip seyn läßt, macht Bretschneider die ausgemachten und unbezweifelten Wahrheiten aller (man denke!) anderen, sowohl empirischen als rationalen Wissenschaften zu seinem theologisch christlichen Principe, und nun sieht er nach seiner Wissenschaftlichkeit zu, was von der heiligen Schrift mit diesen Wahrheiten in Einklang gebracht werden könne. Was die Probe aushält, das ist göttliche Wahrheit; alles Andere wird als falsch zurückgewiesen. Damit ist freilich die Theologie als Wissenschaft, die sonst wohl die höchste aller Wissenschaften genannt worden ist, in den Ruhestand versetzt worden, denn ihr Geschäft ist es ja nun nicht mehr, selbstständig zu forschen und zu entwickeln, sondern sie hängt ab von der Bearbeitung der anderen, sowohl rationalen als empirischen Wissenschaften, und muß es immer abwarten, wie viel oder wie wenig an göttlicher Wahrheit von Philosophen und Naturforschern ihr überliefert wird. Da nun nicht jedes Resultat der Empirie und Philosophie für göttliche Wahrheit gelten kann, so ist der Bretschneidersche Theologe, ehe er das Werk der biblischen Kritik beginnt, gewiß schon in Ungewißheit darüber, von welchen Resultaten er sich leiten lassen soll. Kann die subjektive Vernunft, weil sie auf jeder Entwickelungsstufe

sich anders manifestirt und einer so großen Perfektibilität fähig ist, nicht das letzte Criterium der Wahrheit seyn, wie viel weniger vermögen dies die Resultate der rationalen und empirischen Wissenschaften, welche oft nicht den entferntesten Einfluß auf den christlichen Glauben und das christliche Leben äußern, in einer steten Fortbildung und oft im Kampfe mit einander begriffen sind. Man denke nur an den Zwiespalt der Philosophen in Beziehung auf die wichtigsten Wahrheiten, wie es denn grade in unseren Tagen klar geworden ist, daß nicht einmal die Lehre von der Unsterblichkeit, welche so mancher seiner Wissenschaftlichkeit sich rühmender Theologe ohne Weiteres als unbezweifelt in sein System herübergenommen hat, consequent philosophisch begründet werden kann. Streitet es nicht schon mit der gewöhnlichen Gerechtigkeit, von vorn herein von ausgemachten und unbezweifelten Wahrheiten aller anderen Wissenschaften zu reden und der heiligen Schrift diese Glaubwürdigkeit nur bedingungsweise zu gestatten? Ist es denn in der That nicht eben so gerecht, die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift von vorn herein anzunehmen und das, was sich in den rationalen und empirischen Wissenschaften als göttliche Wahrheit kund gibt, danach zu prüfen?

3. Endlich sind wir davon überzeugt, daß das Princip, welches Herr Bretschneider früher bloß negativ hingestellt hatte, auch jetzt noch, wo er meint, dasselbe positiv gegeben zu haben, keinen positiven Gehalt, sondern nur eine positive Form hat. Es leuchtet ein, daß die Form eines Satzes oft sehr wohl positiv seyn kann, ohne jedoch daß der Inhalt es ebenfalls ist. So hier, wo wir durchaus keine richtige Umwandlung des Negativen in das Positive haben. Man sieht schon an dem „will" und „müssen," daß hier kein rein kategorischer, als Princip gültiger Satz aufgestellt wird, und daß es dem Herrn Bretschneider recht schwer geworden, diese scheinbare Position zu Wege zu bringen.

Unserer Ansicht nach würde das Positive zu dem negativen Satze: „kein Satz der heiligen Schrift kann zur göttlichen Offenbarung und Religionswissenschaft gehören, der mit den ausgemachten und unbezweifelten Wahrheiten der rationalen und empirischen Wissenschaften in Widerspruch steht" — Folgendes seyn:

„Als ewige göttliche Religionswahrheit und also als wirkliche Bestandtheile der theologischen Wissenschaft sind zu betrachten die unbezweifelten und ausgemachten Wahrheiten aller empirischen und rationalen Wissenschaften." Da hätten wir etwas wirklich Positives, was auch dem negativen Satze vollkommen entsprechen würde. Freilich bliebe danach die heilige Schrift ganz bei Seite liegen, aber das soll sie auch nach den Grundsätzen des Herrn Dr. Bretschneider. Denn er nimmt ja von der heiligen Schrift eben nur an, was mit den Resultaten jener anderen Wissenschaften übereinstimmt, und dies nicht etwa aus dem Grunde, weil es in der heiligen Schrift steht, sondern weil es Ergebnisse der rationalen und empirischen Wissenschaften sind. Diese gelten ihm für das alleinige Criterium der Wahrheit, und stehen also oben an. Hätte nun Herr Bretschneider sein Princip auf die gedachte Weise wirklich ausgesprochen — wie es freilich in den Worten liegt, wenn es gleich scheinbar anders, aber unlogisch, gestellt ist —, so würde auch der Ausdruck Princip ganz an seiner Stelle seyn; ein Zeichen, welches uns vermuthen läßt, daß Herr Bretschneider das positive Princip, wie wir es in Beziehung auf das negative gefaßt haben, wirklich im Sinne hat. Möchte es ihm nur gefallen, dies zu bestätigen; er würde damit sowohl seinen Anhängern als auch seinen Gegnern einen großen Dienst erweisen, weil beiden Theilen über seine Stellung zur heiligen Schrift kein Zweifel mehr bliebe. Auch wünschten wir wohl, daß Herr Bretschneider uns zeigte, welche Resultate der Wissenschaften ausgemacht und unbezweifelt sind; wir sind darüber in Verlegenheit. Er könnte dieselben ja dann in einem Compendio zusammenfassen und dieses zum Leitfaden beim Unterricht in Schulen und bei Vorlesungen auf Universitäten vorschlagen. Warum sollte man denn nicht auch lieber nach einem Buche greifen, das uns nichts als ausgemachte und unbezweifelte (!) Wahrheiten vorführt, als nach der heiligen Schrift, in welcher ja nach Bretschneider so viel Falsches neben dem Wahren, so viel Unkraut neben der guten Frucht ist!!! 2 Thess. 2, 10 — 12.



## Nachrichten.

(Tübingen.) Auf die am Schlusse des Jahres 1831 ergangene, auch in diesen Blättern bekannt gemachte Einladung zu Abfassung eines Lehrbuchs der christlichen Religion zum Gebrauche in den oberen Klassen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten,

für dessen entsprechende und beste Bearbeitung von Seiten einer Privatgesellschaft ein Preis von zwanzig Louisd'or ausgesetzt worden war, ist nur Eine Preisschrift eingelaufen, welche die Gesellschaft nicht preiswürdig gefunden hat. Dagegen ist von derselben die Einladung in gleicher Art und unter Aussetzung desselben Preises wiederholt worden, worüber die Tübinger Zeitschrift für Theologie, Jahrg. 1831, Heft 4. S. 206 ff., und Jahrg. 1835, Heft 1. S. 171 f. zu vergleichen ist. Die des Preises würdig erfundene Schrift wird dem Druck übergeben, und das Honorar dem Verfasser überlassen, von welchem übrigens die Gesellschaft erwartet, daß er etwaige Bemerkungen und Wünsche, welche sie ihm mittheilen würde, freundlich zu berücksichtigen geneigt sey. Die Preisschriften sind, — mit einem verschlossenen, den Namen und Aufenthaltsort des Verfassers enthaltenden, und durch ein Motto, welches auch die Schrift selbst an sich trägt, bezeichneten Zettel, — nicht später, als auf den letzten December 1837 an Herrn Dr. Steudel, ordentl. Professor der Theologie in Tübingen, einzusenden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 25. November. № 94.

## Über die Rehabilitation des Fleisches.

(Schluß.)

Dem Antichristenthum der Rehabilitation steht das Christenthum, der christliche Glaube streitend gegenüber. Das fühlen die Wiederhersteller selbst, daß Eines fallen muß, entweder das Christenthum, oder ihr System. Heine, Wienbarg und Gutzkow haben bestimmt genug ausgesprochen, daß sie auf den Trümmern des Christenthums ihre neue Religion der genialen Geschlechtsliebe ausbreiten wollen, und aus dem Versuch des Verfassers der Madonna, Beides in Eins zu verschmelzen, ist ein buntes Chaos von streitenden Ideen und Phantasmen geworden. Also das Christenthum fällt, oder die Rehabilitationslehre. Nun so wissen wir denn, daß diese letztere schon gefallen ist. Wir wollen uns nicht anstrengen, diesen Ausspruch zu beweisen. Man hat gesagt, eine Theodicee sey eine Gotteslästerung, weil es nämlich rasend sey, daß ein Mensch seinen Gott glaube gegen die Gottlosen vertheidigen zu müssen. Das scheint jedoch ein Bischen übersententiös gesprochen zu seyn. Wenn das Herz in seiner Art für seinen Gott streiten und eifern kann, warum nicht auch die Vernunft in ihrer Art? Die Vernunft aber, die für ihren Gott eifert, macht eine Theodicee. Und so kann man auch eine Rechtfertigung des Christenthums gegen die Rehabilitatoren übernehmen. Einiges, was hieher gehört, haben wir in unserem ersten Artikel versucht. Ausführliches dieser Art wäre überflüssig an diesem Ort unter meistentheils Einverstandenen. Und nun vollends wäre eine ängstliche und angestrengte Arbeit dieser Art nicht passend. Bringen diese Menschen etwa das Christenthum in Gefahr? Sie sind nur zu beklagen wegen ihrer ohnmächtigen Raserei, die ihnen früher oder später Verderben bringt, und zu beklagen sind die jungen Leute, die Gymnasiasten, die Ladendiener und Comtoirisien, die Nähmädchen und Hausjungfern, welche sie verführen, und um ihr Lebensglück und Seelenheil betrügen. Aber was wollen sie denn als Streiter? Gelobt sey Jesus Christus, welchen Doktor Gutzkow geschmäht hat! Es wird eine mißliche Opposition werden für diesen jungen Schriftsteller. Diese Menschen sind ausgezogen, zu streiten wider den Herrn und seinen Gesalbten. Darin liegt die Prognose ihres Schicksals, ihr Gericht.

Mögen sie aber das veranlassen, sofern sie reine Ahnungen mit unreinem Herzen verdorben haben, sofern sie Christliches antichristlich verkehrt haben, daß das Geschlechtsverhältniß durch die Wahrheit und durch den Geist Christi immer mehr verklärt, gehoben und geheiligt werde. Die Hauptaufgabe wird diese seyn: den Conflikt zwischen der idealen und realen Ehe immer mehr zu vermindern und aufzuheben. Denn eine Ehe ohne die durchgehende Weihe der Liebe, und eine Geschlechtslust ohne geistige Innigkeit, ohne Vermählung der Gemüther: beides wird immer eine widrige, häßliche Erscheinung bleiben. Und so wird immer eine Wahlverwandtschaft und gegenseitige innige Zuneigung solcher Gemüther, welche durch eheliche Schranken getrennt bleiben, etwas tragisch Ansprechendes haben. Diese Übel müssen bekämpft werden, um so mehr, da sie sich in unseren Zeiten immer furchtbarer entwickeln mit der fortschreitenden Bildung. In einem rohen Volksleben nimmt sich der Mann ein gesundes, braves Weib; das Weib nimmt sich den ersten, besten gesunden, braven Mann, der ihr einen Antrag macht, und so leben sie denn wahrscheinlich glücklich, so weit dies unter sündigen und rohen Menschen möglich ist. Ob sie nach ihren Individualitäten zu einander passen, das kommt nicht in Frage — denn eben ihre Individualitäten sind ja noch nicht entwickelt. Das eben ist ein Werk der Bildung: die Individualitäten treten immer mehr hervor. Die Persönlichkeiten prägen sich in's Feinste aus bis zur Subtilität der einzelnen Züge — man denke an die Ottilie in Göthe's Wahlverwandtschaften, — und so ziehen sie einander an, und stoßen — in der Sünde — einander ab. So entstehen die Wahlverwandtschaften, ein Verhältniß in der Gemüthswelt, welches Göthe zuerst poetisch dargestellt, und mit einem Namen bezeichnet hat. So entstehen denn diese Verwandtschaftswahlen, wie man sie eigentlicher nennen könnte, als Erscheinungen, welche tiefe Realität haben — nur kein Recht gegen die christliche Ehe. Wehe aber denen, die sich also nach ihrer geistigen und gemüthlichen Persönlichkeit angezogen fühlen von Wesen, von denen sie eherechtlich geschieden sind, abgestoßen von solchen, an welche sie geknüpft sind! Doch nur dann, wenn ihnen der Geist Christi fehlt! Fehlt ihnen dieser, so sind sie unglücklich; erstlich unglücklich, wenn sie ihre Gefühle ihrer Pflicht redlich zum Opfer bringen, und zweitens unglücklicher, wenn sie nach der Lehre der Wiederhersteller ihre Schranken durchbrechen. Diejenigen aber, welche den Geist Christi haben, werden auch in diesem Verhältnisse siegen durch den Glauben. Sie werden auch eine geringere geistige Verwandtschaft durch die Einheitsfülle des Geistes, des Glaubens und der Liebe vollwichtig und zur Glückseligkeit genügend machen. Sie werden die trennenden Antipathieen vernichten, welche nicht eine Folge verschiedener Persönlichkeiten, sondern individueller Verkehrtheiten sind. Sie werden in der Sympathie des Geistes von oben treu verbunden seyn. Solche höhere Wahlverwandtschaften stiftet zum Beispiel sogar das Loos bei den Herrnhutern, welche bekanntlich in der Regel sehr glückliche Ehen haben. Ihre ganze Lebensform hat einerseits etwas die Individualitäten Verwischendes, was an und für sich zwar ein Übel ist, doch ihrem Ehefrieden zu Gute kommt, andererseits aber hat diese Form einen Inhalt der Demuth, Liebe und Geisteseinheit, der die innere Verbindung der

Verehelichten sehr befördert. Überhaupt aber ist der Christ zu sehr gewohnt, das Unvollkommene in allen Lebensgebieten zu verschmerzen, als daß er's nicht auch in der Ehe verschmerzen sollte. Er weiß daß die eheliche Idylle in dem christlichen Epos, die Insel der Glückseligkeit im dunklen, wilden Lebensmeere wenigstens zu keiner paradiesischen Vollendung kommen kann, Er ist selbst im schlimmsten Falle über die Verzweiflung hinaus — kein weinerlicher, sentimentaler Romanenheld. Ihm gilt das Gesetz: Ärgert dich dein Auge, so reiß es aus! Ihm ist es gewiß, daß kein Engel, — noch irgend eine Kreatur ihn scheiden mag von der Liebe Gottes — die in Christo, seinem Herrn, ihm zugefallen ist. Auch weiß es der Christ, daß die Ehe etwas von Gott sehr tief Angelegtes ist, daß sie unter andern auch eine Stiftung ist zur Hervorbringung zukünftiger Generationen. Und da ist denn die Zusammenführung der Paare durch Gottes Vorsehung etwas höchst Bedeutungsvolles. Man sagt, es gebe ein kränkliches, schwächliches Geschlecht, wenn ganz nahe Blutsverwandte immer wieder unter einander sich ehelich verbänden. Man weiß nicht, ob nicht die jedesmalige Vermählung der Gemüthsverwandtesten ein geistiges Resultat haben möchte in den folgenden Generationen, wie es dem Rathschlusse Gottes nicht angemessen ist. Man hat es viel, daß die Inseparabeln der höchsten Art frühe mit einander oder von einander abgefordert werden durch den Tod. Die Bildung von Wesen, welche eintreten sollen mit eigenthümlichster Anlage und Begabung in eine Zukunft, worin auf sie gerechnet ist, ist insbesondere eine Angelegenheit des Schöpfers; er bereitet durch die speciellste Vorsehung diese speciellsten Schöpfungen vor. Wir bewegen uns allerdings hier in einem Gebiet dunkler Ahnungen. Aber Heine verspricht: es solle ein schöneres Geschlecht erblühen aus den Wahlumarmungen nach ihrem System — Gutzkow redet von einer Misere der ordinären Kindererzeugung. Abgesehen davon, daß es der christlichen Eheordnung doch noch gelungen ist, zwei solche Helden, wie diese sind, hervorzubringen, so könnte in der christlichen Physiologie immer einmal davon die Rede seyn, ob sich geschichtlich etwas ausmittelu lasse über den Unterschied zwischen den Kindern der Ehen höherer und niederer Art. Das aber wissen wir gewiß, daß die Helden der Alttestamentlichen und christlichen Zeit in der Regel ehelich geboren sind, nicht in den wilden, wechselnden, vagen Wahlumarmungen der Wiederhersteller.*) Ob aus dem Kinde der Gretchen ein Genie geworden wäre, weiß man nicht, denn es ertrank im Teiche, weil es keinen braven Vater hatte. Ob aus dem Kinde in den „Wahlverwandtschaften," das zwar ehelich, aber doch unter Vorstellungen des Ehebruchs erzeugt war, ein Genie geworden wäre, weiß man wieder nicht, denn es verunglückte ebenfalls im Teiche. Wo sind die Kinder der Wiederhersteller? Göthe ließ sie gerne in den Teich fallen.

Der Christ nun weiß es, daß das Glück der Ehe bedingt ist durch das Glück der Kindheit. Er sieht auch eine weniger glückliche Ehe gehoben und geheiligt durch gesegnete, schöne Früchte,

*) Luther war ein Kind aus ordinärer, ehelicher Kindererzeugung, Erasmus ein Kind freier Wahlumarmung. Wer war der Held?



so wie Jakob erst die Lea lieb gewann als eine Kindesmutter. Der Christ weiß zudem, daß Vieles, was man so zu den Eigenheiten, Sympathieen und Antipathieen der Wahlverwandtschaft rechnet, nichts Anderes ist als Faselei, Schuld und Untreue des unbeständigen, verderbten Herzens, das in seiner idiotischen Richtung immer seine Glückseligkeit sucht in dem „schönen Dort, was nicht zum Hier wird," und das auch in ehelicher Beziehung oft dem schlimmen Canon huldigt: „Was man nicht hat, das eben brauchte man, und was man hat, kann man nicht brauchen." Ist es doch eben der Charakter der Treue, daß man da an die Wiederkehr der schönen Liebeseintracht beständig glaubt, wenn verdunkelnde Momente eingetreten sind, in denen das Herz erkalten will, und dem zu Folge sich lossagen. Und wie oft kehrt dieser Liebesfriede schöner und immer schöner wieder den Getreuen, den Redlichen und Frommen. Wer aber nach dem Sinne der Wiederhersteller anfängt, unter den Weibern zu wechseln, die er sich nimmt, der wird endlich nicht mehr aufhören. Er überwirft sich mit seinem genialen Mädchen in einer bösen Stunde; da denkt er denn: sie ist die Rechte nicht. Andere, neue, mächtigere Reize, das sind am Ende immer die ersten rechten, die verwandten und verwandtesten Seelen. Und so wird denn der Faust allmählig zum Don Juan.

Die Ehe aber muß bleiben, um die Hölle der Donjuanerie von der Erde fern zu halten. Und die unglücklich Verheiratheten fallen ihr zum Opfer. Wie viele Opfer fordert nicht das Vaterland oft in Kriegen! Diese Opfer fordert aber die Wohlfahrt der Kinderwelt, die Wohlfahrt des Staats, und die Wohlfahrt der beiden Geschlechter im Allgemeinen, so wie die christliche und kirchliche Ordnung, so wie die Idee der Ehe und der Wille Gottes. Wahre Christen können durch die Gnade Gottes das seelisch unglückliche Verhältniß wiederum in ein geistlich glückliches verwandeln, und die Antipathieen einer niederen Ordnung durch Sympathieen einer höheren Ordnung vernichten. Wenn nun aber Weltkinder in einer unglücklichen Ehe leben, und sie meinen, unter diesem Unglück zu vergehen, so mögen sie sich bekehren, oder zusehen, ob der Staat sie lösen will. Es gibt ja noch mancherlei Alttestamentliche Ordnungen, die der Staat redlich zu verwalten hat, z. B. die Ordnung des Kriegs, die Ordnung des Eidschwörens. Möge er denn auch die Ordnung der Ehescheidungen verwalten, wie Moses Erlaubniß dazu gegeben hat von wegen der Herzenshärtigkeit derer, die sich scheiden. Alle diese Ordnungen werden aufgehoben seyn in der Vollendung des Reiches Gottes. Der Christ haßt den Krieg, scheut den Eid, vermeidet die Ehescheidung. Und so wirkt der Geist Christi und unter ihm der Staat hin auf Verminderung dieser Interims, welche durch die Sünde nothwendig geworden sind, bis zu ihrer Aufhebung. Aber damit wäre wenig gewonnen, wenn man im Staatsleben eine Satzung durchsetzen könnte, wodurch sofort alle Ehescheidungen aufgehoben wären. Keine Ehescheidung geschieht ja doch ohne geistigen Ehebruch. [Über dieses Capitel verbreitet die treffliche Schrift von Liebetrut sehr viel Licht.] So ist also die Aufgabe der Kirche vielmehr diese, unglückliche Eheverbindungen lehrend zu verhüten, als unglückliche Ehescheidungen gesetzlich zu verdammen. Wie

aber kann das erstere geschehen? Die Kirche kuppelt nicht. Sie muß aber die Principien aufstellen und ausbilden, welche den jungen Christen bei seiner Wahl zu leiten haben. Man muß diesem Capitel in der Entwickelung der Moral und im Religionsunterricht größere Aufmerksamkeit schenken. Und wenn in unserer Zeit am meisten durch Novellen auf litterarischem Gebiete und in der Welt gewirkt wird, so sollte man christliche Novellen schreiben, welche zu denen der Wiederhersteller einen Gegensatz bildeten. Daß ein Fluch darauf liegt, wenn aus roher Geschlechtslust sich Zwangsehen bilden, oder wenn äußerliche Versorgungsehen geschlossen werden, wenn die Rücksichten des Vermögens, des Standes, des Eigennutzes über das Wohl und Wehe der Gemüther entscheiden: das muß nachdrücklicher gesagt werden. Aber ebenfalls gebrochen werden muß die sentimentale Art der jungen Leute, welche durch die Lektüre oberflächlicher Romane genährt wird, worin sie an eine reizende sinnliche Erscheinung sich sogleich geistig gefangen geben. Erst müssen die Freienden als die Freien sich kennen lernen, und erfahren, ob sie für einander passen. Hier ist das Sinnliche wenig, das Geistige alles, das Gemüthliche viel. Geschlechtlich müssen sie sich fremd bleiben, oder ihr Urtheil ist alterirt und verdorben; sinnlich müssen sie nur den Zug der natürlichen Neigung empfinden — dann ist's die Frage, ob gemüthliche Verwandtschaft, geistige Ebenbürtigkeit da ist. Der Adel in seiner ehemaligen Blüthe war ein Typus geistiger Verhältnisse. Der Adel wußte von Mesalliancen. Das Typische verliert sich, so wie sich das vorgebildete Wesen entwickelt. Diese Idee nun bedarf der Förderung und Pflege des christlichen Geistes, wenn sie nicht in Hochmuth verderben, oder durch den Irrwahn der Wiederhersteller zu einer kräftigen Lüge verdreht werden soll. Man soll nicht mit dem Geiste der Verachtung zwischen hohen und niederen Geistern unterscheiden, sondern zwischen verwandteren und minder verwandten. Und daß, wenn diese Unterscheidung Realität hat, der höchste Bestimmungsgrund für die eheliche Verbindung liegen müsse in der geistigen Verwandtschaft: das ist klar. Bei der ehelichen Wahl wirkt zweierlei mit einander: göttliche Führung und Selbstbestimmung. Man hat zuerst nach dem Wink und Willen des Herrn zu fragen, der oft ganz wunderbar die Paare zusammenführt: die Ehen werden insofern im Himmel geschlossen. Aber Gott selber gibt der menschlichen Selbstbestimmung auch in diesem Punkte vielen Raum, daher oft große Mißgriffe oder große Unschlüssigkeiten. Diese Selbstbestimmung richtet sich nun entweder thierisch nach der Geschlechtslust, oder merkantilisch nach den Vermögensverhältnissen, oder philiströs nach äußerlichen Beziehungen aller Art, oder sinnlich ästhetisch nach der reizenden Erscheinung, oder endlich frei, vernünftig und innig nach dem gegenseitigen Erkennen der Gemüther. Diesen endlichen Bestimmungsgrund nun zum höchsten und entscheidenden zu machen, wenn auch nicht zum einzigen, und ihn christlich zu läutern und zu heiligen, dazu hat unsere Zeit besonderen Beruf erhalten durch den Unfug der Wiederhersteller, und auch dadurch, weil sich sonst bei der fortschreitenden Bildung und Entwickelung der Persönlichkeiten das eheliche Unglück immer mehr steigern wird.



Je mehr nun die geschlechtliche Gemeinschaft also geistig gehoben, und diese Geistigkeit der Liebe christlich verklärt wird, desto mehr wird die Ehe ein würdiges Bild der Gemeinschaft zwischen Christo und seiner Gemeinde, desto mehr wird sie heilig und religiös auch in ihren sinnlichsten Momenten. Und so gehört auch die Ehe in allen Beziehungen zu dem von Gott geordneten Menschenleben, das in allen Theilen zu einem neuen Leben werden soll durch die erlösende und heiligende Gnade, und endlich also ein Kultus im geistigsten Sinne seyn wird zur Ehre Gottes.

Man erlaube schließlich die Mittheilung eines Gedichts, welches die Idee der kräftigen Lüge schön veranschaulicht. Es findet sich im Morgenblatt unter der Rubrik: Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland, mitgetheilt von Fr. Rückert, unter dem Titel: Mißverstandene Gottesreden.

Wenn der Herr: dies will ich thun!
Wird im höchsten Himmel sagen,
Sprechen laut mit Flügelschlagen
Engel noch: dies will er thun.
Und vom nächsten Engel nun
Hallt sofort
Durch die weiten Engelchöre
Daß es auch der Fernste höre,
Stets das Wort: dies will er thun.
Doch Dämonen, die, verstoßen
Aus den Chören, sich erbosen,
Und von Zeit zu Zeit dazwischen
Sich in Lichtverkleidung mischen,
Hören, schweifend
Hier und dort,
Etwas, es nur halb begreifend,
Vom gesprochnen Gotteswort.
Das entstellte Wort des Herrn
Sagen sie auf nächt'gen Lagern
Ihren Freunden, Zauberern
Und Wahrsagern,
Die der Welt dann kund thun jede
Mißverstandne Gottesrede.

---

## Charlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berlin bei Veit, 1835. S. IV u. 314. 4.

Gleich beim ersten Blicke in die bezeichnete Schrift entstand in dem Verf. der lebhafte Drang, sich über ihren Inhalt in diesen Blättern auszusprechen, und dies Verlangen wuchs, je mehr er denselben in sich aufgenommen und verarbeitet hatte. Ein doppeltes Bedenken aber ließ den Wunsch nicht sogleich zum Entschlusse werden. Zuerst, es bot sich ihm die Frage dar, ob es für eine Kirchen-Zeitung geeignet sey, sich soviel mit Erscheinungen zu beschäftigen, die fast ganz außerhalb des Gebietes der Kirche liegen. So eben erst ist ein ausführlicher Aufsatz über die Rehabilitation des Fleisches mitgetheilt worden. Sollen wir uns sogleich wieder mit einer Erscheinung beschäftigen, die ebenfalls aus dem Schoße des „jungen Deutschlands" hervorgegangen ist? Was gehen uns die draußen an? Haben wir nicht genug mit denen zu thun, die in der Kirche selbst ihre Grund-

festen zu untergraben trachten? Dies Bedenken wurde aber bald beseitigt. Der Acker, spricht der Herr, ist die Welt, und eben deshalb gilt für den Christen, für den Diener der Kirche das nihil humani a me alienum puto im vollsten Sinne. Der Gläubige des Alten Bundes durfte sich um das, was außer Israel geschah, weniger kümmern; denn nur unter Israel hatte der Herr sein Reich; außer Israel behauptete die Welt mit ihren Götzen ein gewisses Recht. Unter dem Neuen Bunde ist der Herr König über die ganze Erde; wo die Welt sich selbstständig geltend machen will, da bricht sie in sein Reich ein, da sucht sie Gott zu rauben, was von Gott und Rechts wegen ihm angehört. Unser Volk namentlich ist ein christliches; jedes seiner Glieder wird durch die Taufe dem Heilande geweiht, tritt in den Bereich seiner Gnadenwirkungen. Wir dürfen nicht willkührlich den Kreis enger ziehen, und wehe uns, wenn wir es thun. So wie wir unsere Ansprüche anfangen aufzugeben, so mehren sich die Ansprüche der Welt, bis sie endlich die Kirche Christi in einen Winkel zurückgedrängt hat. Da könnte uns freilich wohler seyn, wie es jetzt ist; aber ist denn behagliches Wohlseyn die Aufgabe der streitenden Kirche? Nein, wie auch die Heiden toben, und die Nationen Eitles sinnen mögen, wir wollen uns nicht feige zurückziehen, wir wollen den Schild des Glaubens und die Waffen der Gerechtigkeit ergreifen zur Rechten und zur Linken, wir sollen laut machen wie eine Posaune unsere Stimme und unserem Volke seine Ungerechtigkeit anzeigen, wir sollen anhalten mit Ermahnung und Warnung zur Zeit und zur Unzeit. Dient es nicht zum Heile, — und wir dürfen doch sicher hoffen, daß noch Manche gerettet werden, wie ein Brand aus dem Feuer — so dient es doch zum Zeugnisse über sie, und auch das ist der Mühe werth. Seinem Diener Jesaias ertheilt es Gott als eine Gnadengabe, daß er das Herz des abtrünnigen Volkes verstocke, und seine Ohren beschwere und seine Augen verblende. Denen, welchen er durch ihre eigene Schuld nicht Diener der göttlichen Gnade seyn kann, soll er Diener der göttlichen Gerechtigkeit werden, die ja eben so in Gottes Wesen gegründet ist, wie seine Gnade. Je furchtbarer die Welt grade in der gegenwärtigen Zeit ihr eigenthümliches Leben entwickelt, desto eifriger sollen wir auf unserer Warte stehen und von dort das Land überschauen. Je concentrirter sich in irgend einer Erscheinung der Litteratur oder des Lebens der Weltgeist kund gibt, desto angelegentlicher sollen wir uns mit ihr beschäftigen. Was jedes Kind der Welt gelesen haben muß, wenn es auf der Höhe des Tages stehen will, das haben auch wir (diejenigen nämlich, welche der Herr überhaupt auf die Warte gestellt hat) grade eben so viel Grund zu lesen und zu erfahren. Es kann jetzt unter Umständen mehr Pflicht seyn, ein durchaus weltliches Produkt zu lesen, als ein Erbauungsbuch. — Was hülfe es uns auch, wenn wir die Gränzen von Welt und Kirche noch so scharf ziehen wollten? So wie die Sachen jetzt stehen, wo Welt und Kirche durch keine äußere Scheidewand getrennt sind, wo in der letzteren so gut wie keine



Aufsicht über die Lehre statt findet, wo jeder, auch der gottloseste Irrthum sich ungescheut und ungestraft in ihr geltend machen kann, da gewinnt, was heute noch bloß weltliche Bedeutung hatte, morgen schon kirchliche. Sollen wir nun geduldig warten, bis dieser unvermeidliche Moment eingetreten ist, und dadurch sein Eintreten befördern? Und ist er nicht schon zum Theil eingetreten? Schriften, wie das Leben Jesu von Strauß, das nur eine scharfe und durchgreifende Anwendung der Principien des neuesten Zeitgeistes auf die heilige Geschichte ist, bezeugen dies laut. Die Form, in der der Unglaube sich bisher innerhalb der Kirche geltend machte, ist eine veraltete, vom Standpunkte des Unglaubens aus nicht weniger, wie von dem des Glaubens. Der Nationalismus war ein Kind seiner Zeit. In ihm nahmen der Unglaube und der Weltsinn eine kirchliche Färbung an, weil ohnedem der Zugang zur Kirche noch nicht offen stand; eine religiös-moralische, aus innerem Bedürfnisse, weil die Zeit der Entstehung sich noch nicht ganz von dem Einflusse der besseren vorhergehenden losreißen konnte. So entstand eine trübe Mischung, deren heterogene Bestandtheile nur so lange zusammen bestehen konnten, als die Neigung fortdauerte, welche sie zusammengezwängt. Diese Zeit ist jetzt vorüber; man bedarf, wenigstens in den meisten Gegenden, auch nicht des Scheines der Kirchlichkeit mehr, um Diener der Kirche zu werden; und wie es von der christlichen Generation abwärts gegangen ist zur religiös-moralischen, so jetzt von dieser zur gottlosen. Für Landprediger mag der Nationalismus noch eine Zeitlang gut seyn; auf den Höhen der Litteratur und des Lebens ist er bemitleidet, verachtet; man mache, um sich davon zu überzeugen, nur eine kleine Wanderung durch das Gebiet der Litteratur. Wo fände man wohl eine einzige namhafte belletristische Zeitschrift, deren Mitarbeiter sich zum Nationalismus bekännten? W. Menzel kann in Bezug auf die Stellung, die er in dem Morgenblatte und in der Geschichte der Deutschen zu dem Nationalismus einnimmt, sicher als der Repräsentant des „gebildeten Deutschlands" betrachtet werden. Wer anders, als geduldige Studenten und Menschenworte vom Lande, hätte nicht an Wegscheider's Dogmatik, an Röhr's Zeitschrift einen Ekel? Was aber einmal auf den Höhen einen entscheidenden Sieg gewonnen, das steigt sicher auch in die Niederungen herab, und es fragt sich einzig und allein, ob dies in so oder in so vielen Jahren geschieht. Was wollte denn auch dieser abgestorbene, dürre Greis gegen den lebenskräftigen Jüngling, die Langeweile gegen den Geist, die Moral gegen das Leben, die Consequenz gegen die Inconsequenz? Was ist nun wohl gerathener, daß wir alle unsere Kraft dahin wenden, jenem lebendig todten, der nur noch eine Zeitlang fortvegetiren kann, einige Jahre früher die sepultura asinina zu bereiten, oder daß wir vielmehr von denen, die jetzt allein noch durch ihre Zahl bedeutsam sind, uns zu denen wenden, die durch jugendliche Kraft, durch Geist und Consequenz, und ganz besonders dadurch, daß sie die Kinder des Tages, die Herolde des neuen Zeitgeistes sind, sich als unendlich gefährlicher darstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 28. November. № 95.

## Charlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berlin bei Veit, 1835. S. IV u. 314. 4.

(Fortsetzung.)

Gewichtiger aber stellte sich uns ein zweites Bedenken dar und beschäftigte uns länger. Sollen wir hier an's Licht der Öffentlichkeit ziehen, was im innersten Schoße der Familie vorgegangen ist? Sollen wir vor Jedermanns, der Lust hat zu hören, Ohren, die zartesten Verhältnisse besprechen, in die sonst kaum den nächsten Verwandten und Freunden der tiefere Einblick erlaubt ist? Dies scheint auf der einen Seite schon die Schonung gegen den Überlebenden zu verbieten; auf der anderen Seite die Achtung vor Gottes Gericht, vor das die Dahingeschiedene schon getreten ist. Dies Bedenken würde vollkommen entscheidend seyn, wenn wir die Kunde der Begebenheit bloß vom Hörensagen hätten. So aber gehört, was hier von Schuld ist, allein dem Herausgeber an, der nach der Vorrede von der Ansicht geleitet wurde, daß in unserer Zeit und unter unserem Volke der beschränkte Begriff der Öffentlichkeit immer erweiterter gefaßt werden müsse, und daß es Noth thue, auch das Haus und die Familienzimmer weiter aufzumachen, statt uns und unsere Zustände darin zu verstecken. Wir halten diese Ansicht für falsch; wir glauben, daß der Herausgeber dem Gesetze der Liebe eben so wenig in Bezug auf den Lebenden gefolgt ist, wie in Bezug auf die Verewigte, die ihm keine Art von Vollmacht ertheilt, ihr an sich auf keine Weise der Geschichte gehörendes Leben der Geschichte zu übergeben. Denn wenn der Lebende ihm selbst die Papiere und Tagebuchsblätter der Verstorbenen übergab, und sich mit seiner ganzen Existenz in seine Hand legte, so hätte ihm doch die Sorge für den Freund, der in augenblicklicher Aufwallung des Gefühles glaubte, sich selbst ganz preisgeben zu müssen, um die zu verherrlichen, welche so viel für ihn gelitten, eine Aufwallung, der gewiß nachher die schmerzlichste Reue gefolgt ist, mehr gelten müssen als der Wunsch, in einem merkwürdigen Beispiele der Welt den Anedruck ihrer allgemeinen Zustände individualisirt vorzulegen. Nur dann hätte er im Geiste der Verstorbenen gehandelt, die, wenn sie auch in der Ewigkeit noch so denken und fühlen sollte, wie im irdischen Daseyn, doch gewiß es nicht billigen könnte, daß der, welchem sie Alles aufgeopfert, nun als Mittel benutzt wird zu dem Zwecke ihrer Verherrlichung. Ist ja doch mit der Herausgabe dieser Papiere sein Leben gewissermaßen abgeschlossen! Der traurige Zustand, in den er nach Leib und Seele versunken, ist hiemit fixirt, in das Buch der Geschichte eingetragen. Was könnte der Befreiung aus diesem Zustande wohl mehr hinderlich seyn, als grade dies!

Doch der Herausgeber macht Miene, uns die Bevollmächtigung, die er uns selbst in die Hände gegeben, wieder zu entreißen. „Wem die Blätter, die als Denkstein das edelste Grab bezeichnen, wie ein fremdes Buch in die Hände gerathen, ohne daß sie ihm für sein Fühlen und Denken etwas bedeuten könnten, der soll still an ihnen vorüber gehen, wie an einem Monumente heiliger Trauer, dessen Bilder und Inschriften ihm wenigstens für unverletzlich gelten. Denn allem litterarischen Urtheilen und Rechten wollen sich diese Mittheilungen und Papiere entziehen." Allein sollen wir uns durch diese Warnung abhalten lassen? „Dies Ereigniß" — sagt der Herausg. in dem Schlußworte — „ist ein Weltereigniß geworden. Die Kunde davon zog über Land und Meer, und ging von Stadt zu Stadt, um an die Gemüther der Menschen mit tiefen Mahnungen sich zu wenden. In allen einheimischen und ausländischen Blättern wurden Berichte und Darstellungen darüber gemacht. Franzosen und Italienern hat der Tod der Charlotte Stieglitz zum Gegenstande poetischer Improvisationen gedient." Dann erschöpft er sich in Lobpreisungen, nicht bloß seiner Heldin, sondern auch ihrer That, und zieht aus ihr Schlüsse, die dem System der Rehabilitatoren günstig sind, dringt auf Änderung unserer verirrten und unnatürlichen Einrichtungen, der Zustände unserer Ehen, unserer Liebe, unserer Freundschaft (die fortan wohl nicht mehr bloß auf die Seele gehen soll, sondern auch auf den Leib, vgl. S. 270., wo er klagt, daß wir im Ganzen zu tugendhaft seyen, in einer Beziehung die dem tiefer Blickenden nicht unklar seyn wird). Und dieser laute Ruf findet in unseren Tagesblättern einen noch lauteren Nachhall. Mit der Person wird ihre That, wird der Selbstmord canonisirt. Sollen wir nun das Privilegium der Giftbereitung aus dieser Begebenheit, welches die Welt sich anmaßt, anerkennen? Sollen wir in gottloser Pietät gegen die Verstorbenen, die wahrlich denen nicht Dank wissen werden, die auf diese Weise ihre Gräber bauen, ruhig zusehen, wie die Lebenden verdorben werden, um welcher Willen Christus gestorben ist? Das sey ferne!

Und dann gehören wir auch, wenigstens seinem Buchstaben nach, nicht zu denen, welche der Herausg. ausschließen will. Uns ist das Buch kein fremdes, das uns für unser Fühlen und Denken nichts bedeuten könnte. Wir erkennen, richtig verstanden, dasjenige als richtig an, was der Verf. in dem Schlußworte sagt: „Haben die Pharisäer an ihre Brust geschlagen, so haben sie dadurch weder das Räthsel der Seele gelöst, noch die Würde der Menschheit gerettet." Wir haben das Buch mit innigem Mitgefühl, mit tiefem Schmerze gelesen. Wir wollen nicht richten, sondern des Wortes des Herrn eingedenk seyn: Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Uns ist keine

fremde Geschichte, was hier erzählt wird; sie kann in jedem Augenblicke unsere eigene werden, wenn die Hand des Herrn uns losläßt. Grade das ist ein Hauptzweck unserer Anzeige, den Pharisäern das: Ich danke dir Gott, zu verkümmern, ihnen fühlbar zu machen, daß es nur die Langmuth des Herrn ist, die sie bisher vor gleichem Falle bewahrt hat, daß unter gleichen Umständen sie eben so gehandelt haben würden, die Differenz also in Bezug auf den sittlichen Standpunkt eine durchaus zufällige ist, daß sie Ursache haben, in ganz anderem Sinne auf ihre Brust zu schlagen, daß die Begebenheit einen lauten Ruf nicht zur Selbsterhebung, sondern zur Selbsterniedrigung, eine laute Mahnung zur Buße in sich enthält, durch die sie allein dem zukünftigen Zorne entfliehen, allein die innerliche Sicherheit vor einem Ende mit Schrecken gewinnen können, das sonst wie ein drohendes Wetter jeden Tag über ihrem Haupte schwebt. Scheint jetzt die Sonne helle, so möge sie das nicht sicher machen. Auch der Verstorbenen war manchmal, und noch in ihrem letzten Frühling, der Himmel heiter. Aber schon einige Monate später mußte sie ausrufen: „Welcher Ernst liegt zwischen jenem schönen Morgen in Pankow und dem heutigen! Ob ich je wieder so froh werden kann, ich weiß es nicht, es war eine berauschende Sonnenhöhe, von der ich bald, ich weiß nicht, wie viel Schuh, herunterglitt." Und noch einige Monate später, so verwandelte sich die Sonne ihres Lebens ganz in Finsterniß und der Mond in Blut und der große und schreckliche Tag des Herrn kam. — Ein anderer Hauptzweck unserer Anzeige ist der, den wahrhaft Gläubigen fühlbar zu machen, daß sie diese Begebenheit nicht weniger angeht als die Welt. Was die sich selbst überlassene, oder nur oberflächlich von der Gnade berührte Natur leisten kann, das sehen sie hier in einem eben so furchtbaren, als erbaulichen Beispiel. Selten wird wohl eine Natur gefunden werden, die so reichlich mit schönen Gaben geziert war, wie diese, die so viele aufopfernde Liebe zeigte, wo alle Gegenseitigkeit des Verhältnisses schon fast aufgehoben war, die auch da noch fortfuhr treu zu seyn, wie durch unbewußten Trieb, als man ihr, ohne daß sie in der Theorie dieser neuen Weisheit ganz zu widerstehen vermochte, die Untreue als Tugend anpries. Dabei, neben reger Phantasie, doch auch so viele Einsicht und Umsicht. Und neben diesen natürlichen Gaben noch einzelne Einflüsse des Christenthums, manche religiöse Stimmungen und Momente. Und alles dies, wohin hat es geführt? Weil das Eine nicht da war, die unbedingte Hingabe an den Herrn, so konnte nichts vom Untergange retten. So haben wir hier also eine ernste Mahnung vor uns, daß wir uns auf's Engste dem Herrn anschließen, damit er uns aufnehme in seine Hütte und dort uns decke vor Sturm und Regen. Nur dann können wir mit David gewiß seyn, daß uns kein Fall stürzen wird, wie groß er ist. — Was wir an dem Heilande haben, das lernen wir hier, wo einmal ein Haus und ein Familienzimmer recht weit aufgemacht wird, so daß wir in seine verborgensten Winkel blicken können, und daraus auf die Beschaffenheit der übrigen schließen, die uns verschlossen bleiben, recht kennen; das „Alles andre, wie's auch scheine, ist ja



nur ein glänzend Joch, darunter die Seele sich naget und plaget, und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget," das tritt uns, wenn irgend, so hier lebendig vor die Seele.

Ihre Kindheit und erste Jugend verlebte die Verstorbene in Leipzig. Dort empfing sie durch einen Lehrer an der Bürgerschule die ersten christlichen Eindrücke. Aber die Phantasie war dabei mehr betheiligt als das Herz, und so gelang es ihrer Umgebung bald, einen großen Theil dieser Eindrücke hinwegzuscherzen. Die Phantasie fand eine andere Befriedigung in Musik und Gesang, denen sie sich mit leidenschaftlicher Liebe hingab; mit der Kunst kam, wie ihr Biograph bemerkt, „ein schönes Stück Welt in ihr Herz." Die dunkle Frömmigkeit ihres Wesens verschmolz in eine fröhlichere Andacht, und auch diese fröhlichere Andacht mußte bald der irdischen Liebe weichen, die ihr Herz so ganz hinnahm, daß für die himmlische kein Platz mehr darin übrig blieb. „Nichts wollen, nichts wissen, nichts wünschen, als L i e b e n," schrieb die Sechzehnjährige schon in der ersten Zeit ihrer Liebe. Das, meint sie, stellt uns den Engeln gleich, ist Vorgefühl himmlischer Liebe. Und doch — seltsamer Widerspruch, der recht zeigt, wie das menschliche Herz zu Gott geschaffen und unruhig ist, bis es ruhet in ihm — fragt sie gleich darauf: „Warum bin ich denn nicht glücklich? Warum treibt unwillkührliche Unruhe mich rastlos umher? Warum beklemmt meine Brust ein Wünschen, ein etwas Erwarten von der nächsten Minute, für das ich sogar nicht einen Namen habe?" Ach, daß sie erkannt hätte die Zeit ihrer Heimsuchung! So aber warf sie den Schild des Glaubens weg grade in der Zeit, wo sie seiner am meisten bedurfte.

Die Jahre des Brautstandes verflossen und sie zog mit dem Erwählten nach Berlin. Nachzuweisen, wie hier sich die letzte Catastrophe vorbereitete, ist unsere Aufgabe.

Sie war eine excentrische Natur, welche mit glühender Liebe liebte. Solche Naturen können nur aus einem Stücke glücklich seyn, während es anderen gelingt, so lange es Gott zuläßt, dauerndes und großes Weh über einer Menge vorübergehender und kleiner Freuden wenigstens so weit zu vergessen, daß es nicht das Herz zerfrißt. „Ihre Natur" — bemerkt ihr Biograph — „trieb sich immer und ausschließlich auf die äußerste Polhöhe hinauf, wo sie ganz und aus tiefstem Innern Liebe und Seele seyn konnte. Was am Rande des Lebens liegt, manches gefällige Blümchen des Augenblickes, das sie hätte heiter zerstreuen können, wurde von ihr meist nicht des Aufhebens werth geachtet." So hing also die Beantwortung der großen Frage über Seyn und Nichtseyn bei ihr allein davon ab, ob sie in der Wahl ihres Gatten das Rechte getroffen oder nicht. „Die Frau hat kein Schicksal in sich" so bemerkt sie selbst sehr treffend S. 248., und wenn dies mehr oder weniger von allen gilt, auch von denen, die sich zu zerstreuen wissen, so im vollsten Sinne von Naturen, wie die ihrige. Haben diese keinen Freund im Himmel, und täuschen sie sich in der Wahl des irdischen Freundes, so sind sie g r e n z e n l o s unglücklich. Denn dieser irdische Freund ist ihnen Erde und Himmel zugleich, und verlieren sie ihn, so stehen sie in dem ganzen weiten Universum allein.

Und dies Verhängniß brach über sie herein. Ihr Gatte verfiel in einen Zustand geistig-körperlicher Krankheit, der von Jahr zu Jahr einen furchtbareren Charakter annahm. „Der arme Freund" — bemerkt der Biograph unter andern S. 206. — „war wie ein krankes Kind geworden, das muthlos und verzagt ist bis in den Tod. Er verstand nichts mehr für sich selbst zu thun, und wenn sie [auf der Badereise nach Kissingen] in eine Stadt kamen, wo nicht gleich ein Gasthof sie aufzunehmen gefunden war, stand er auf der Straße still und weinte. Oder es ergriffen ihn auch wieder die Aufwallungen seines Temperaments, die ihn beherrschten." „Es ist schwer" — sagt er S. 195. — „ja fast unmöglich, einen Krankheitszustand, wie er in St. losbrach, völlig zu beschreiben. Hier war bald der Körper krank, weil die Seele krank, bald die Seele, weil der Körper, und beides fand gleichmäßig und gleichzeitig statt. Überreiztes Nervenleben hatte einen an sich starken und überkräftigen Organismus mit sich selbst überworfen und die Psyche an die verzerrten Launen des Blutes mitüberliefert; und ein unbefriedigtes geistiges Streben, welches die Herrschaft im Höchsten wollte, ohne noch klar geworden zu seyn über Ziel und Mittel, quälte sich unnöthig mit einer feindlichen Stellung zur Welt ab, die eigentlich kaum da war. So entstand ein immer loseres Herausfallen aus dem Gleichgewichte des Lebens, ein Unwirksamwerden selbst des besten Glückes und der schönsten Nähe, eine sich selbst verkennende Existenz, die unruhig, aufgewiegelt, und mit Allem, dem Kleinsten, wie dem Größten, zerfallen war, sie wußte selbst nicht warum." Endlich S 297.: „Was aber seinen Krankheitszustand in den letzten Wochen am befremdendsten charakterisirte, war ganz gegen seine sonstige Weise, ein stilles Versinken in sich selbst, eine Regungslosigkeit des Geistes, die sich auch äußerlich in bedenklichen Zeichen ausdrückte. Von diesen Symptomen fühlte sich Ch. tief geängstigt; sie vermochte es nicht mehr anzusehen, und glaubte nun, daß sein Zustand in wirklichen Wahnsinn übergehen werde."

Solches Leiden ist unter allen Umständen für denjenigen sehr schwer zu ertragen, der mit dem Leidenden durch die innigste Lebensgemeinschaft verbunden ist. Aber unendlich erleichtert wird es doch, so lange man die tröstliche Überzeugung hat, daß es nicht selbst verschuldet, daß es ein Verhängniß ist. Dann weiß man, daß der Kern der geliebten Persönlichkeit geblieben ist, und darf hoffen, daß diese noch einmal durch alles Hemmende hindurch sich geltend machen wird. Dann wird das Gefühl des Mitleides durch kein anderes getrübt und durchschnitten. Dann kann man, auch bei einem niederen Grade von Lebendigkeit des Gottesbewußtseyns, die Sache schon leichter Gott befehlen, weil man weiß, daß man nicht in der Menschen, sondern nur in Gottes Hände gefallen ist.

Dieses Glück in dem Unglück wurde Ch. nicht zu Theil. Von welcher Seite sie auch ihres Mannes trauriges Loos betrachtete, überall war es sein eigenes Werk, seine Schuld, in die sie als die Unschuldige mitverflochten war. Die *eine* große Hauptursache wird bloß angedeutet, aber diese Andeutungen sind, mit einander verglichen und zugleich mit dem Zustande selbst, so



deutlich, daß sie keines Commentares bedürfen, den wir auch dann nicht geben könnten, wenn er nothwendig wäre, da wir entschlossen sind, in Bezug auf das Thatsächliche uns streng an den Buchstaben unserer Quelle zu halten. Kurz vor ihrem Tode sagte Ch. zu ihrem Gatten (S. 300): „Ich weiß, Du hattest von je Ein Geheimniß vor mir (es betrifft die Vergangenheit); ich habe auch eins vor Dir (das betrifft die Zukunft); *auch in dieser Hinsicht sind wir quitt.* — — Das meine wird Dir klar werden zu seiner Zeit; *das Deine hab' ich längst geahnt.*" Damit verbinde man die Scheu des Bräutigams vor jedem persönlichen Zusammentreffen mit der Braut und die geflissentliche Vermeidung aller Gelegenheiten dazu, welche „idealen Fasten" der letzteren so schwer zu tragen waren (S. 14), dann was der Biograph S. 41. von „fast gänzlicher Entsagung aller anderen Beziehungen der Ehe" außer der dichterisch-geistigen Gemeinschaft sagt, so wie desselben Bemerkung S. 301., allzu ideale Tendenzen des Umganges haben sich hier unvermeidlich gerächt; endlich den Brief, den die Gattin an den Gatten schrieb, als dieser sich hartnäckig weigerte, einem lockeren Gesellen den serneren Zutritt zur Familie zu verweigern, der es gewagt hatte in ihrer Gegenwart Ansichten zu äußern, welche das Weib zum Mittel der Stillung roher sinnlicher Begierde erniedrigten. „Ist es" — so sagt hier die Tiefgekränkte S. 49. — „denn so unverzeihlich, wenn die Frau, die keine Kinder zu erziehen, also gar keine Thaten aufzuweisen hat, die irgend für sie zeugen, nicht gern in die Reihe der Beischläferinnen gezählt seyn will?"

Die andere Hauptursache tritt überall klar und deutlich hervor. Das Streben nach Geistreichigkeit ist überhaupt Krankheit unserer Zeit, die ihren *Frieden* und ihre *Ehre* nicht mehr in Gott hat. Solche, denen das gewöhnliche Treiben des Alltagslebens nicht genügt, suchen die innere Leere, die sie ohne den sanften und milden Gottesgeist, der alle Bedürfnisse des Menschengeistes und des Menschenherzens fortwährend und nachhaltig befriedigt, schmerzlich empfinden, dadurch zu bannen, daß sie sich durch eigene Aufreizung in einen erhöhten Zustand versetzen; die Begeisterung muß ihnen als Surrogat des Geistes dienen; das Wasser, von dem der Herr spricht: Wer das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt, dies lebendige Wasser verschmähen sie, weil sie die Gabe Gottes nicht erkennen, aber den Durst müssen sie sich gefallen lassen; den können sie sich nicht nehmen; so, weil sie nicht voll Geistes werden wollen, und doch die Tantalische Qual nicht ertragen können, saufen sie sich voll Weines, daraus ein mordentliches Wesen entsteht. Kein Säufer kann mehr nach starkem Getränke, kein Jude mehr nach Gelde lechzen, als diese Leute nach dem Pseudogeiste. — Der Werth, der demselben in der Gesellschaft beigelegt wird, ist in demselben Maaße gestiegen, als der Werth der wahren Güter in ihr gesunken ist. Der Geist deckt bei ihr der Sünden Menge; wer Geist zeigt, dem wird viel vergeben. Bei ihm noch nach Charakter, nach Wandel zu fragen, gilt für

Beschränktheit. Die Moral ist nur für die niederen Seelen; der Geist rühmet sich wider das Gesetz. So kommt denn zu dem inneren Motive der Geisttreiberei noch ein eben so mächtiges äußeres hinzu. Man will, weil man die Ehre bei Gott für nichts achtet, um jeden Preis vor den Menschen glänzen; das Mittel, was hiezu vor allen anderen geeignet ist, würde man aus der Hölle holen, wenn es anderswo nicht zu haben wäre, und wie oft holt man es nicht wirklich daher! Man opfert willig Leib und Seele, wenn man nur aus ihrem Untergange dies köstliche Präparat gewinnen kann. Wie Mancher ist schon durch diese geistige Selbstbefleckung, diesen geistigen Selbstmord, für Zeit und Ewigkeit verloren gegangen! Wären unsere statistischen Tabellen vollständig, so würde unter den Ursachen des leiblichen Todes auch die Geisttreiberei erscheinen. Und gäbe es vollends Tabellen über die Ursachen des geistigen Todes, so würde sie in ihnen eine recht bedeutende Stelle einnehmen. In dem Haschen und Jagen nach Champagnerstimmungen geht jede höhere Liebe, jede Pietät, jedes edlere Gefühl unter; wenn der Arme nur Geist hat, so fragt er nichts nach Himmel und nach Erden, nichts nach dem Gotte, der ihn geschaffen und erlöst, nichts nach der Mutter, die ihn gebar, nichts nach dem Weibe der Jugend, die ihre ganze Existenz ihm hingeopfert hat, nichts nach den Kindern, die sie liebend ihm gebar; er könnte sie morden, wenn ihr Blut sich in Geist umsetzen ließe. Die Kraft des Willens wird gebrochen; denn alles, was überhaupt von Kraft vorhanden ist, muß ja zur Befriedigung jener einzigen Leidenschaft verwandt werden. Jede Stellung im bürgerlichen Leben wird unerträglich. Man bietet Alles auf, der „armseligen socialen Nothwendigkeit," den „geist- und krafttödtenden bürgerlichen Banden" zu entgehen. Und nun kommt noch die Rache hinzu, welche Gottes Ordnung, die Natur, an denjenigen unausbleiblich nimmt, welche von ihr mehr erndten wollen, als Gott in sie gesät. Auf die Überspannung folgt die Erschlaffung; es will trotz aller Anstrengung nicht mehr gelingen, die Leere auch nur für den Augenblick zu füllen, die Öde zu beleben; der Drang des Schaffens bleibt, aber die Kraft fehlt, ja in demselben Maaße, als sie ausgeht, wächst und steigt der Drang. Da tritt Verzweiflung ein, Vorempfindung der Höllenqual. Man hat sein ganzes Daseyn auf eine Karte gesetzt, und diese Karte verliert. Und doch mag man nicht rufen nach dem Einzigen, der noch retten kann, weil man weiß, daß dieser nur die Seele rettet, um die man nicht bekümmert ist, die man gerne dem Satan hingeben würde für ein geringes Quantum von Geist, nicht ihre sündige Leidenschaft. — In dem neuesten Kalender von Gubiz findet man eine schaudererregende bildliche Darstellung einer Scene in einem Gasthause in London; wir erblicken darin eine Allegorie; die Wirkung des Brandweines ist für uns eine Weissagung auf die Wirkung jenes unächten Geistes, den eine gottlose Zeit so gern zum Gottesgeiste machen möchte, der aber nur zu leicht aus seinen Früchten erkannt wird. — Diese Krankheit, sonst nur sporadisch vorkommend, nimmt an den großen Märkten des Lebens und der Litteratur mehr und mehr schon die Natur einer Epidemie an. Daß dies namentlich in Berlin der Fall ist, davon zeugt, außer vielem Anderen, was in der jüngsten Zeit zum Vorscheine gekommen ist, namentlich auch dieses Buch. Man wundert sich, wenn man eben von der Lesung kommt, nicht neben dem Sand! Sand! auch das Geist! Geist! auf den Straßen zu hören.

(Fortsetzung folgt.)



## Nachrichten.

(Braunschweig.) Wir beeilen uns, unseren Lesern das nachfolgende merkwürdige Aktenstück mitzutheilen, indem wir uns vorbehalten, später noch einmal auf die betreffende Angelegenheit, die schon ausführlich in diesen Blättern besprochen worden, einzugehen.

Wilhelm, Herzog ꝛc. ꝛc. Wir haben aus dem Berichte des Stadt-Magistrats vom 1. August d. J. und dessen Anlage ersehen, daß der Prediger der Reformirten Kirche hieselbst, Pastor Geibel, jedes auf die Niederlegung seines Amtes gerichtete gütliche Anerbieten entschieden abgelehnt hat. Da nun der angestellten Untersuchung zufolge der Pastor Geibel den religiösen Bedürfnissen des bei weitem größeren Theiles der Gemeinde-Mitglieder zu genügen nicht vermag, eine Ausgleichung des bestehenden Mißverhältnisses aber aller angewandten Bemühungen ungeachtet, nicht zu erreichen gewesen ist, und bei der zur Sprache gekommenen Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen auch von der Zukunft nicht zu erwarten stehet, durch das fernere Bestehen eines solchen Mißverhältnisses aber nicht nur der Hauptzweck des kirchlichen Gemeindeverbandes gänzlich vereitelt, sondern auch eine völlige Auflösung dieses Verbandes herbeigeführt werden würde, so haben Wir auf den Antrag der Gemeinden und auf den Grund des von der Herzoglichen Ministerial-Commission abgegebenen Gutachtens beschlossen, den Pastor Geibel seiner amtlichen Wirksamkeit zu entheben und in den Ruhestand zu versetzen. Es soll demselben jedoch das bisher bezogene Diensteinkommen als Pension unverkürzt gelassen, und solches nur dann entweder eingezogen oder ermäßigt werden, wenn der Pastor Geibel eine anderweite Anstellung angenommen haben wird, deren damit verbundene Einkünfte den jetzigen Pensionsbetrag entweder ganz oder theilweise erreichen. Auch soll demselben unbenommen bleiben, diese Pension im Auslande zu beziehen.

Der Stadt-Magistrat hat dem Pastor Geibel hienach die nöthige Eröffnung zu machen, und denselben anzuhalten, seine Dienst-Funktionen sofort einzustellen, seine Dienstwohnung aber spätestens Ostern k. J. zu räumen. Zugleich sind die Vorsteher der reformirten Gemeinde von der getroffenen Entscheidung in Kenntniß zu setzen, auch ist wegen der Wahl eines neuen Predigers, so wie wegen Festsetzung und Sicherung des demselben zu bewilligenden Gehalts, zu dessen Aufbringung ein großer Theil der Gemeinde-Mitglieder sich verpflichtet hat, das Weitere zu verabreden und anzuordnen.

Braunschweig am 29. Oktober 1835.

Auf Höchsten Special-Befehl.

F. Schulz.

An den Stadt-Magistrat hieselbst.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 2. December. № 96.

## Charlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berlin bei Veit, 1835. S. IV u. 314. 4.

(Fortsetzung.)

Diese Krankheit nun fand sich in dem vorliegenden Fall so ausgebildet vor, daß wir die Züge zu ihrer vorstehenden Schilderung nicht erst hie und da zusammenzusuchen brauchten, sondern sie meist schon vereinigt antrafen. Nur einige besonders bezeichnende Stellen wollen wir aus dem Buche ausheben. S. 100. klagt der Gatte der Gattin: „O über das tausendfach gestaltete und nüancirte atrium mortis aller Lebenden! Nur die Todten sind gesund; kein Lebender, sobald er tiefer denkt und fühlt; und säh er noch so kräftig aus und blühend, und hätte er noch so kernhafte und überschwellende Stunden, vom Geiste getragen, diesem göttlichen Gifte!“ Ein sauberer Geist, der zugleich Gift ist! Er ist nicht die gute Gabe, die von oben, von dem Vater des Lichts kommt. Die Blätter der Bäume, deren Wasser aus dem Heiligthum fließt, dienen zur Arzenei. Wer von solch einem Geiste besessen ist, der hat wohl Ursache zum Exorcismus seine Zuflucht zu nehmen, den Herrn zu bitten, daß er ein reines Herz und einen neuen Geist in ihm schaffe. Aber lieber als man das thut, will man noch im ohnmächtigen Trotze den Schein der Geistreichigkeit und der Großartigkeit behaupten, den man durch nichts Anderes mehr hervorbringen kann; vgl. S. 196.: „Ich will nicht länger mehr die verstimmte Leier, ich will der stimmführende Spielmann seyn, der Ernst und Spiel zu mächtigen Accorden eines Welkchors vereint.“ S. 221., in Antwort auf die Ermahnung zu christlicher Ergebung: „Aber auch das Edelste des Heidenthums hat seine mächtige Berechtigung! Es gibt einen Eigensinn, den ich hochachte, wofern er nur vernünftig ist (!), der Eigensinn der Individualität. Dieser werde plastisch hervorgebildet zum Höchstmöglichen, nicht unterdrückt, nicht verschwemmt, nicht untergetaucht in ein Meer weichlicher Andacht. Ich will mir den Titanentrotz nicht rauben lassen.“

Was die Arme in solchem Verhältnisse zu leiden hatte, läßt sich leichter fühlen als beschreiben. „So lange ich Dich habe, so lange Du mich liebst,“ — schrieb sie als Braut (S. 29.) — „soll nichts mich gänzlich niederbeugen können, mag auch künftig kommen, was da will.“ „Dich glücklich zu wissen, glücklich und befriedigt im Streben und im Leben, das ist mein Glück, mein Frieden, das die Seelennahrung, an der ich zehre, in der ich gedeihe.“ Diese Seelennahrung wurde ihr entzogen, und sie schmachtete dahin. Der Schmerz war um so größer, je übertriebener die Vorstellung, die sie sich von Geist und Charakter ihres Geliebten gebildet hatte. Sie hielt ihn für einen Mann der Kraft, für ein dichterisches Genie erster Größe, werdender Europäischer Celebrität (vgl. z. B. S. 40. 252.); und von dieser Vorstellung konnte sie sich auch später fast gar nicht trennen; der Zustand des Mannes war ihr um so furchtbarer, weil sie immer glaubte, nur er stehe hemmend der Erfüllung ihrer liebsten Wünsche, ihrer sehnlichsten Hoffnungen entgegen.

Das einzige mächtige irdische Gegengewicht gegen diesen großen Schmerz des Lebens würde der Besitz fröhlich aufblühender Kinder gewesen seyn. Sie setzte sich freilich über die Entbehrung dieser Gabe des Herrn hinweg. Sie glaubte, daß, eigene Kinder zu haben, sie an der Freiheit in Leben und geistiger Entwickelung viel einbüßen lassen würde. Aber solche Unnatur entsteht erst dann, wenn der Natur die Befriedigung versagt ist. „Sie war“ — bemerkt ihr Biograph — „zu sehr Strebende und in beständigem Drang eigenthümlich sich Bildende, sie war eine zu scharfgezeichnete und von Zwecken ihrer selbst ergriffene Individualität, als daß ihr, in dieser noch rastlos in die Ferne greifenden Jugend schon der mütterliche Charakter, der die gesättigte Ruhe des Daseyns ist und will, wohlangepaßt hätte.“ Allein, wäre sie Mutter gewesen, so würde eben dieser krankhafte Drang in's Weite, dies Streben nach Dingen, die ihr zu hoch waren, die außerhalb der Sphäre des Weibes liegen, sich nicht so sehr ausgebildet, der Ansatz dazu, der freilich schon frühe sich zeigt, würde sich mehr und mehr verloren haben. Mutter zu werden ist des Weibes Bestimmung, und eben deshalb ihr Glück, wenn sie es auch nicht als solches erkennt. Und grade in diesem Falle treten, hinter aller Verbildung, die Anlagen noch recht deutlich hervor, welche die gütige Vorsehung in das Herz des Weibes zum Zeugnisse dieser ihrer Bestimmung gelegt hat. „Sie hatte von jeher eine unendliche Liebe zu Kindern gehabt, und verstand es schön, sich mit ihnen zu freuen und zu beschäftigen, da die holden Engel ihres Gemüthes sich gern und sinnig den Kinderspielen zuneigten.“ Sie hatte ein Herz voll Liebe und ebendamit ein unendliches Bedürfniß nach Gegenliebe, was durch alles pseudo-geistreiche Streben und Treiben nicht unterdrückt werden konnte. War es ihr nicht vergönnt, in dem Verhältniß zum Manne Liebe um Liebe auszutauschen, so würde sie um so inniger ihre Kinder geliebt, in ihrer Liebe sich um so mehr glücklich gefühlt, über deren Glück und Gedeihen ihr eigenes Unglück vergessen haben. Süße Bande hätten sie dann an die Erde gefesselt. „Es muß das Herz an etwas hangen,“ das klingt zwar sentimental, hat aber tiefe Wahrheit.

So waren ihr also die beiden Grundlagen des weiblichen Glückes, die durch nichts anderes Irdisches ersetzt werden können, versagt. Gott hätte ihren Weg verzäumt; er hatte ihr dasjenige theils genommen, theils nicht gegeben, was so Manche,

die es mit abgöttischer Liebe umfassen, die in den Gaben den Geber nicht erkennen, und über den Gaben ihn vergessen, vom Himmel ausschließt. Er hatte ebendamit sie eingeladen, sich ihm zu nahen, damit sie reichen Ersatz in Empfang nehme. Wie hat sie diese Einladung benutzt? Das Christenthum ist so recht eine Religion für Leidende. Zwar, es nimmt den Schmerz nicht hinweg, es mehrt und schärft ihn vielmehr in mancher Beziehung; es gebietet die weltlichen Zerstreuungen zu meiden, in denen so Manche ihren Schmerz augenblicklich vergessen; es lehrt jedes Leiden als Strafe betrachten, und erweckt den Schmerz der Buße; es läßt die Sünden der mit uns Verbundenen weit furchtbarer erscheinen, als sie es der natürlichen Betrachtungsweise nach sind. Aber, der geschlagen, heilet auch, der getödtet, macht lebendig. Er stellt keine bloßen Vollmachtsbriefe auf eine zukünftige Welt aus, deren Acceptirung sehr ungewiß seyn würde, wenn er hier nicht Kraft und Willen zeigte, den Seinigen zu helfen; seine offenbare Gnade geht schon hier beständig neben der verhüllten, dem Kreuze her, und nur weil er uns hier schon so viel gibt, weil hier schon seine Tröstungen unsere Seele erquicken, fordert er von uns, daß wir auch seinen Verheißungen in Bezug auf das Jenseits trauen. Es sind nicht bloße Trostgründe, die er uns vorhält; es ist wirklicher Trost, eben so wirklich, wie das Leiden selbst, den er uns gewährt, ein Trost, der seine Kraft schon an Tausenden, an Millionen bewiesen, von dem David singt: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thale, fürcht ich kein Unglück; denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich," der einen Paul Gerhard zu dem Liede begeistert:

Warum sollt ich mich denn grämen
Hab ich doch
Christum noch
Wer will mir den nehmen?

der zu uns innerlich und kräftig redet, als zu den Kindern: Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn und verzage nicht, wenn du von ihm gestäupt wirst. Denn welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Wir sollen nicht dem, was wir auf Erden lieb haben, wenn der Herr es uns nimmt, entsagen für einen bloßen Gedanken, der, so groß er auch seyn mag, doch nimmer uns entschädigen kann; es ist der Herr selbst, der uns tröstet, wie einen Mann seine Mutter tröstet, der durch seinen Geist uns das: „Ist nicht Ephraim mein theurer Sohn und mein trautes Kind? darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich seiner erbarmen muß," aneignet.

Sein Geist spricht meinem Geiste
Manch süßes Trostwort zu,
Wie Gott dem Hülfe leiste
Der bei ihm suchet Ruh,
Und wie er hab erbauet
Ein edle neue Stadt,
Da Aug und Herze schauet,
Was es geglaubet hat.

Wie nun, wir wiederholen unsere Frage, schöpfte die Verstorbene aus diesem Brunnen Gottes, der Wassers die Fülle



hat? Unter ihren Sentenzen findet sich S. 76. auch die: „Mit Deinem Schmerz wie mit Deinem Gebete geh in Dein Kämmerlein, allda wird er geheiligt." Allein mit der Verweisung auf eine solche einzelne Sentenz ist die Sache noch lange nicht abgemacht. Diese kann eine Blüthe seyn, die eben so schnell wieder verwelkt, als sie aufgeblüht ist, und den Weg kennen und ihn gehen ist nicht eins. Der Weg zu dem Troste geht durch die Buße. Christus wird nur denen Schmerzenstilger, denen er vorher Sündentilger geworden ist. Nur wenn wir Kinder sind, so sind wir auch Erben; nur wenn wir zuerst nach dem Reiche Gottes getrachtet haben, so fällt uns auch alles Andere zu; nur denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Wie könnte dies wohl anders seyn? Wo das Herz noch voll ist von der Liebe zur Welt und zur Sünde, wie könnte es da plötzlich sich entladen, wenn es des Heilandes zur Abwehr der Schmerzen bedarf? Wo Gott dem ganzen innersten Wesen noch fern ist, wie kann er da auf einmal, wie ein deus ex machina, in einer einzigen Beziehung nahe werden? Daß wir unserer Erwählung in Christo versichert sind, ist das Fundament alles Trostes. „Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns Alle dahin gegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?" Wo nun dieses Fundament fehlt, wo das: „Ich bin durch der Liebe Band, zu genau mit ihm verbunden," nicht gilt, wie kann da die rechte Freudigkeit und Innigkeit des Gebetes statt finden? Der Gläubige hat ein Recht auf Gottes Hülfe. Das ist es, was seinem Gebete eine solche Kraft verleiht. Er weiß, daß Gott nicht Gott seyn müßte, wenn er ihn nicht erhörte. Wer aber im innersten Herzen fühlt, daß die Verheißung, die den Kindern gegeben ist, ihm nicht angehört, der zweifelt, und wer zweifelt, der ist wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Solcher Mensch denkt nicht, daß er etwas vom Herrn empfangen werde. Der Rath: „Geh Seele in dein Kämmerlein und hinter dir schleuß zu," ist nur für denjenigen gut, bei dem der Vater und der Sohn schon in das Kämmerlein des Herzens gekommen sind, und Wohnung darin gemacht haben. Wo dies nicht der Fall ist, da wird man im Kämmerlein nicht mit seinem Gotte allein seyn, sondern mit seinem Schmerze.

So fällt also die Frage, was ist Christus diesem oder jenem in Bezug auf sein Leiden, mit der allgemeinen Frage zusammen: was dünket ihm von Christo? Und die Antwort auf diese Frage lautet leider in diesem Falle nicht erfreulich. „Es war ihr immer, als fehle ihr noch etwas zu ihrer eigensten Ergänzung, das sie mit rastlosem Streben irgendwo suchen müßte," S. 65. Sie suchte es vergebens bei der Poesie, vergebens bei der Philosophie. Sie wünschte sich manchmal, Mann geworden zu seyn (S. 66.), damit sie „über die sociale Begränztheit und Bornirtheit des weiblichen Berufes sich hinauserheben möchte zu einem kräftigeren und gedeihlichen Ergreifen des Daseyns." Und ihr Biograph zieht aus diesem Wunsche wirklich den Schluß, daß die „Emancipation" der Weiber jetzt an der Zeit seyn möchte. Aber wäre sie durch einen Zauber-

schlag zum Manne geworden, die Unruhe und die Sehnsucht würde sie mit herüber genommen, sie würde nur aus eigener Erfahrung die Wahrheit des Ausspruches kennen gelernt haben: „Was du suchest, das ist, aber es ist nicht, wo du es suchest." Was hilft die Umgestaltung aller irdischen Verhältnisse zur Ausfüllung einer Leere, die nur Gott ausfüllen kann? „Wer misset die Wasser mit der Faust, und fasset den Himmel mit der Spanne, und begreifet die Erde mit einem Dreiling, und wiegt die Berge mit einem Gewichte und die Hügel mit einer Wage?" — Aus derselben Unruhe des nichtbefriedigten Herzens, aus der dieser Wunsch, ging auch ihre Begeisterung für die neuen Freiheitsideen hervor, die ihr Biograph S. 297. eine fast leidenschaftliche nennt. „Sie lauschte mit feiner Einsicht auf deren Entwickelung und Wirkung, und suchte eine widerstrebende Richtung ihres Gatten beständig damit auszugleichen." Wem der wahre Quell der Zufriedenheit verschlossen ist, der meint immer in der Umkehr der äußeren Verhältnisse, der besonderen und allgemeinen, Abhülfe für seine Qual zu finden. Abfall von Gott und revolutionäres Streben gehen Hand in Hand. Würde ein solcher plötzlich in den Himmel versetzt, wo Gottes Ordnung rein und durch die Sünde ungetrübt besteht, er würde, wenn er könnte, alles reformiren; aber wenn er sein Werk vollendet hätte, so würde der heiße Durst des Herzens noch immer ungelöscht seyn, der Wurm noch nicht gestorben, der an jeder zu Gott geschaffenen Seele nagt, die ihm nicht angehören will.

Manchmal regte sich in ihr die Ahndung, daß nur im Himmel der Schatz sey, den sie mit zur Erde gesenktem Blicke suchte. Solche Momente, — wie sie ein heidnischer König aus eigener Erfahrung schildert: „Nach dieser Zeit hob ich meine Augen auf gen Himmel und kam wieder zur Vernunft, und lobte den Höchsten. Ich pries und ehrte den, so ewiglich lebet, deß Gewalt ewig ist, und sein Reich für und für währet" — kommen wohl bei den Meisten vor, die ohne Gott in der Welt leben, aber nur zu oft wird der zum Himmel erhobene Blick sogleich wieder gesenkt. Es strengt die Augen an, ihn unverwandt dahin zu richten. Nur für diejenigen wird diese Richtung leicht, denen der Himmel nahe gerückt worden, und das mögen so Manche nicht leiden, es ist ihnen unbequem, fatal. — Solch eine Ahndung wurde in ihr lebendig, da sie in ihr Tagebuch schrieb (S. 253.): „Der Regen, der mir nicht von oben kommt, hilft mir auch nichts. Begießen hilft mir nichts." *Wahrhaft rührend* ist es, was sie S. 126. von Leipzig aus an ihren Mann schreibt: „Heute morgen hatte ich einen wahrhaft rührenden Anblick. Ich wachte früher als gewöhnlich auf — sie lassen mich ganz gehörig hier ausschlafen — und sah durch die Thür das fromme Hannchen, wie sie eben der Mutter andächtig ein Capitel aus der Bibel vorlas; das pflegt sie nämlich jedesmal nach dem Aufstehen zu thun; ich hörte manches gute Wort, und fand diese alte Sitte, mit Beginn des Tages sich zu erbauen, doch gar schön." Die Erinnerungen aus ihrer Jugend wachen wieder auf. Es wird etwas von einer Stimme laut wie die: „Ich will zurückkehren zu meinem früheren Manne; denn besser war mir damals denn jetzt:" aber bald verklingt der schwache



Laut wieder. Denn der, welcher ihr von Gott zum Haupte gegeben worden, dem es obliegt, sie geistlich nicht weniger, wie leiblich zu versorgen, läßt nicht einmal einen leisen Wiederhall vernehmen. — Eben dahin gehört auch, was sie nach S. 235. nach dem Genusse des Abendmahls in Berndorf mit ihrer Mutter und anderen Verwandten (daß sie von den reichen in Berlin dargebotenen Mitteln christlicher Erbauung je Gebrauch gemacht habe, davon kommt auch nicht eine Spur vor) in ihr Tagebuch schrieb, obgleich es sehr oberflächlich ist, und stark an die Stunden der Andacht erinnert. — In den beschwichtigenden Worten an ihren Mann ist manchmal ein christliches Element nicht zu verkennen. So z. B. S. 220., wo sie nach dem Zusammentreffen mit einer *christlich* Getrösteten und Gefaßten sagt: „Welche Verklärung im Schmerze, welche Versöhnung im Tode in dieser edlen Natur! Diese Ergebung ist ein Höchstes, ist ächtes Christenthum. Hättest Du *die*, mein Heinrich, es stünde herrlich mit Dir. Alles wäre gedoppelt und gesteigert, jede Kraft, jedes Vermögen geheiligt, unverletzlich." Aber zu anderen Malen wieder (vgl. z. B. S. 244. 45.) ermahnt sie den Mann zum Vertrauen auf die eigene Individualität, die eigene Kraft, und daß er nur sein altursprüngliches keckes Wesen wieder zurückrufe. Sie regt ihn auf, statt ihn zu beruhigen, indem sie ihm, dem durch das Mißverhältniß des Dranges zu der Kraft zum Schaffen schon genug Gequälten, zuruft: „Hellauflodernd, himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt! Nur um Gottes Willen nicht stumpf! Hörst Du, Dichter?" (S. 125) „Gebäre, schaffe nur! Auf dem rechten Standpunkte stehst Du; die Kraft ist da, wag es nur anzuerkennen" (S. 251.). — Manche Äußerungen lauten zwar schön, und sind, recht verstanden, durchaus wahr, haben aber doch in dem Sinne, den sie hinein legt, eine Beimischung gefährlichen Irrthums. So die S. 229.: „Das blöde Volk! — sieht Weltverläugnung nur im Christenthum. *Weltbeherrschung* ist darin — und darin Milde, Kraft und alle Vermittelung. Die Größe *Seiner* Lehre ist die Lehre, wie das Leben zu bewältigen, die Kraft wie Keiner sie hatte. Alle Anderen, auch *Sokrates*, weisen auf ein Jenseits. Er setzt *hier* den Kampf und den Sieg." Für denjenigen, der eine mönchische Lebensansicht hat, ist das eine gute Lehre. Der in uns ist, ist größer als der in der Welt ist. Wer im Geiste stark geworden ist, der soll die Welt nicht fliehen, sondern freudig und kräftig mitten in sie hereintreten. Für diejenigen dagegen, welche die Welt noch lieb haben, ist es eine sehr verderbliche Lehre. So lange die Welt noch nicht innerlich verläugnet ist, ist äußerliche Weltverläugnung Pflicht, ist sie der einzige Weg, der zur Weltbeherrschung führt. Derjenige, in dem die Welt noch einen innerlichen Bundesgenossen hat, muß nothwendig unterliegen, wenn er sich, in thörichter Verblendung über seine Kräfte, voreilig mit ihr in einen Kampf einläßt. Vierzig Jahre lang mußte Israel in der Wüste, abgesondert von aller Gemeinschaft mit der Welt, zubringen, damit die Schmach Ägyptens von ihm genommen würde. Dann trat es heraus, kräftig und kühn und frei, und die Welt konnte ihm nichts anhaben. Der Heiland selbst war, ehe er den Kampf gegen den Fürsten der Welt in

seinem eigenen Reiche begann, vierzig Tage in der Wüste, damit er von ihm versucht würde. Die Weltbeherrschung ist Ziel, die innerliche Weltverläugnung Mittel, die äußerliche Weltverläugnung Vorbereitung. „Wer ist unter euch, der einen Thurm bauen will, und sitzet nicht zuvor und überschläget die Kost, ob er es habe hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat, und kann es nicht hinausführen, alle die es sehen, anfangen seiner zu spotten.“ Eben dahin gehören auch Aeußerungen, wie die S. 85.: „Wie tolerant ist Gott! Läßt sich anbeten auf die Weise und die, läßt sich lästern mannigfalt durch Anbetung, wie durch Verschmähung, und schickt keinen Blitz herunter, wie er's doch vermöchte. Und liegt nicht Alles darin, gewähren zu lassen, ruhig den Gedanken werden zu lassen, sich selbst reinigend von Schlacken.“ Die Arme! Während sie dies schrieb, stand schon das Gewitter über ihrem Haupte, aus dem bald der zuckende Blitz herabfahren sollte. Wahr ist es, Gott ist tolerant, er läßt seine Sonne herabscheinen über Gerechte und Ungerechte. Aber verachtest du den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Du aber nach deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufest dir selbst den Zorn auf den Tag des Zornes und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, welcher geben wird einem Jeglichen nach seinen Werken. —

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Schreiben der Evangelisch-theologischen Fakultät zu Bonn an die venerable Compagnie zu Genf. Nach dem Lateinischen Original.)

Wie bei wichtigen Gelegenheiten und frohen Festlichkeiten im Privatleben Menschen, die früher ohne alle Berührung mit einander waren, zum gegenseitigen Aussprechen ihrer Gefühle sich zusammenzufinden pflegen, so kann es auch Sie nicht in Verwunderung setzen, Hochehrwürdige, wenn wir unseren Antheil an Ihrer Freude aussprechen. Denn wir wünschen aus reiner brüderlicher Liebe Ihnen Glück zu der öffentlichen Erinnerungsfeier jener großen Wohlthat, welche Gott aus Gnaden vor dreihundert Jahren Ihrer Kirche und Ihrem Staate hat zu Theil werden lassen. Wem könnte es aus der Kirchen- und allgemeinen Geschichte unbekannt geblieben seyn, wie sich die Kirche und Republik Genf durch eine große Anzahl berühmter Männer, durch Reinheit der Lehre und des Lebens, durch wissenschaftliche Bildung seit der Reformationszeit ausgezeichnet und so deutlich gezeigt hat, wie auch ein kleiner Staat durch große Männer und Thaten hervorleuchten könne! wer sollte, wenn er sich nur das Bild von Joh. Calvin vor Auge stellt, nicht davon überzeugt seyn, daß es einer Kirche, die durch das Bemühen eines solchen Theologen erneuert ist und für deren Heil dieser große Mann statt Frankreichs sich die Schweiz zum Vaterlande wählte, nie an Ausmunterung fehlen könne, nach Heiligbaltung des Glaubens und Lebens, nach Reinheit der Lehre, nach gründlicher Gelehrsamkeit zu trachten und sie sich zu bewahren! Darum wünschen wir Ihnen Glück und hoffen, daß jene Güter, die das innere Heil der Kirche ausmachen, durch die Gnade unseres Herrn und Heilandes, sich in reichem Maaße aus der Feier Ihres Reformations-Jubiläums auf Sie, Hochehrwürdige, und Ihre Kirche ergießen werden.



Doch noch aus einem anderen Grunde scheint es uns Evangelischen Theologen zu Bonn obzuliegen, vor allen Anderen bei dieser Gelegenheit die öffentliche Stimme des protestantischen Deutschlands bei Ihnen zu vertreten. Denn wie wir, zur unirten Evangelischen Kirche gehörig, den übrigen Protestantischen Kirchen in Holland, England und Frankreich näher liegen, als die anderen Evangelisch-theologischen Fakultäten, so scheint es auch unsere Aufgabe zu seyn, Hochehrw., jene glücklichen Erfolge, die in unserer Kirche und Theologie aus dem Deutschen Reformations-Jubiläum von 1817 hervorgingen, anderen Kirchen und besonders auch Ihnen mitzutheilen. Da nämlich, wie Sie wissen, seit einiger Zeit nicht allein unsere Universitäten durch Streitigkeiten, welche des gemeinsamen christlichen Fundamentes häufig ermangelten, zerrüttet waren, sondern auch unsere Kirchen durch Hintansetzung des positiven Christenthums ihre alte Kraft und himmlische Würde gewissermaßen verloren hatten, so werden Sie sich gewiß zum lebendigen Danke gegen Gott verpflichtet fühlen, wenn Sie vernehmen, daß seit jener Feier sich ein helleres Licht, ein heiligerer Sinn und festere Einigkeit unter uns weiter verbreitet hat. Zwar kommen auch jetzt noch im öffentlichen Leben des Evangelischen Deutschlands Ansichten, Erscheinungen und Streitigkeiten vor, die wir bedauern müssen; aber der Streit zwischen den spekulativen Theologen und denen, die sich einfach an der Schrift halten, wird je mehr und mehr so auf der Grundlage der evangelischen Wahrheit geführt, daß beide Theile die göttliche und geschichtliche Offenbarung anerkennen, Jesum Christum für den wahren, ewigen Sohn Gottes halten, wahres geistiges Leben nur aus dem lebendigen Glauben an ihn herleiten und endlich aus der Lehre von der Rechtfertigung ohne Verdienst der Werke die wahrhaft guten Werke entstehen lassen. Bei dieser glücklichen Übereinstimmung in den Fundamentalartikeln wird die Gestalt der Theologie allmählig bei uns ausgebildet, bei der wir nicht allein den Gegnern der evangelischen Theologie mit Erfolg zu widerstehen vermögen, sondern auch hoffen können, mit der ganzen Kirche enger verbunden zu werden, und aus den inneren Kämpfen, die bei uns vor Kurzem erneuert sind, mit Wachsthum in Glauben und Liebe hervorzugehn.

Für so viele und große göttliche Wohlthaten, die unter der Regierung eines frommen und gnädigen Königs unserer Kirche zu Theil geworden sind, würden wir nicht dankbar genug erscheinen, wenn wir nicht auch für Ihre Kirche, Hochehrw., eine ähnliche und, so Gott will, noch reichere Ergießung des heiligen Geistes zur Erneuerung des Glaubens, zur Förderung der Wissenschaft und zur Blüthe Ihres Staates mit innniger Liebe wünschten und erflehten. Diese Bitte erhöre Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, und lasse es nach seinem unendlichen Erbarmen geschehen, daß die auch unter Ihnen entstandenen Streitigkeiten durch das Licht des Evangeliums beseitigt werden und so Ihre Kirche von Neuem der ganzen Christenheit zum Vorbilde der Weisheit und Heiligkeit diene. Leben Sie wohl und gedenken Sie unser in Liebe.

Bonn, den 25. Juni 1835.

Die Evangelisch-theologische Fakultät.

Dr. Joh. Wilh. Augusti. Dr. Karl Imm. Nitzsch.
Dr. Karl Heinrich Sack. Dr. Friedr. Bleck.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 5. December. № 97.

## Charlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berlin bei Veit, 1835. S. IV u. 314. 4.

(Fortsetzung.)

Gott läßt Jeden gehen auf seinen eigenen Wegen, er thut ihm keinen Zwang an, er fährt nicht mit äußerlich sichtbaren Blitzen dazwischen; aber seine unsichtbaren Blitze liegen überall verborgen; er hat die sittliche Weltordnung so vollkommen eingerichtet, daß er nicht ex machina hervorzutreten braucht; die Sünde ist der Leute Verderben, der Abfall von Gott hat seine Strafe in sich selbst. „Er sprach: ich will mein Angesicht vor ihnen verbergen; will sehen, was ihnen zuletzt widerfahren wird." Aber der Pantheismus, den man jetzt als herrschende Zeitansicht betrachten kann, zugleich Kind der Sünde und ihre Mutter, entkleidet Gott seines herrlichsten Schmuckes, seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit, und will ihn statt dessen mit den eigenen Lumpen ausschmücken. Hilft's aber wohl dem Strauß, „dem Gott die Weisheit genommen, und keinen Verstand ihm zugetheilt," wenn er in der Nähe des Jägers den Kopf unter die eigenen Flügel steckt? Unsere Gedanken von Gott stehen zu unserer Disposition, aber er bleibt stets der er ist; und wehe uns, wenn zwischen dem Gedanken und dem Seyn eine Kluft befestigt worden!

Es sind aber besonders zwei Äußerungen, die einen recht tiefen Blick in ihren ganzen religiösen Zustand thun lassen. Die erste findet sich in einem Briefe an Mundt S. 272.: „Auch Hamann erhalten Sie mit Dank zurück. Dieser ist uns doch schon ein recht fremdes Element; vorzüglich sein Verhältniß zum lieben Gotte, diese fast materielle beständige Gegenwart, dies den Gott zu sich Herunterziehen bis in Koth und Schmutz, namentlich in H's. Lebensbeschreibung, ist oft widerwärtig, im Ganzen aber war er mir doch interessant. — Anmuthig geschwelgt habe ich in den „„Briefen eines Verstorbenen;"" da ist er doch ganz der liebenswürdige Mensch, von dem Rahel zu meiner früheren Verwunderung spricht." „Ich bin bei euch bis an der Welt Ende," so spricht der Heiland selbst, und die Seinen erfahren es, daß er wahr gesprochen. Er ist ihnen näher als er einst in den Tagen seines Fleisches seinen Jüngern war, so gewiß als er diesen selbst sagt, es sey ihnen gut, daß er zum Vater gehe. Sie möchten keinen Tag länger leben, wenn sie nicht von ihm durch die Wüste geleitet würden; wenn sie ihn nur haben, so fragen sie nichts nach Himmel und nach Erden. Wer nun recht hat, diejenigen, welche die wirkliche und beständige Gegenwart des Herrn für lieblich, oder welche sie für widerwärtig halten, das mag man vorerst darnach entscheiden, wer von ihnen sich glücklich fühlt, und wer nicht. Aber wer in den „Briefen eines Verstorbenen" anmuthig schwelgt, der muß ja wohl wünschen, daß der Herr einen bescheiden allein lasse, wenn er sich recht con amore mit Koth und Schmutz beschäftigen, daran ergötzen will. „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters." Der Herausg. redet S. 4. von einer „unheilvollen Trennung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, aus welcher der Pietismus sein süßes Gift sich saugt." Aber wo ist wohl eine solche unheilvolle Trennung mehr vorhanden, als da, wo man die Verbindung mit dem, der den Himmel zum Himmel macht, und der also durch seine Verbindung mit uns auch einen Himmel auf Erden bereiten kann, fast ganz in das Jenseits versetzt? Der heiligen Schrift, und denen, welche sich einzig an sie halten, liegt solche Trennung ferne. Wer an den Sohn Gottes glaubt, der ist vom Tode hindurchgedrungen in das Leben. Wie der Herr im Himmel war, auch nachdem er vom Himmel herniedergekommen, Joh. 3, 13., so ist auch unser Wandel im Himmel. Wir, die wir des Geistes Erstlinge haben, sind schon selig, obgleich in der Hoffnung; so wir aber deß hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir sein durch Geduld. — Noch müssen wir hinweisen auf die pantheistische Anschauungsweise, die sich auch hier kund gibt. Ein solches Verhältniß zum lieben Gott, eine solche fast materielle beständige Gegenwart, ist uns doch schon ein recht fremdes Element; damit ist die Sache abgethan. Ob es uns mit Recht ein solches ist, oder durch unsere eigene und unserer Zeit Sünde, darnach wird nicht gefragt. Was ist, das ist vernünftig, das ist die unserer Zeit angehörende Evolution des Gottesgeistes; wer dagegen sich empört, streitet wider Gott, schwimmt gegen den Strom, der nach Gottes Willen ihn mit den Millionen der Mitlebenden herabführen soll in das Meer der Ewigkeit. Es fehlt wenig daran, daß man die Aussprüche der Schrift über die Sünde wider den heiligen Geist auf diese Sünde wider den Zeitgeist bezieht. So muß man urtheilen, weil man überhört, was der Herr sagt: „Da aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut zwischen den Weizen und ging davon," weil man den einen großen Faktor des Zeitgeistes, den Vater der Lüge, übersieht, weil man den Betrug der Sünde nicht kennt, und den Heiligen in Israel nicht will. Diese Betrachtungsweise, welche consequent angewandt, alle sittliche Freiheit und alle Zurechnung vernichtet, welche die Gräuel der Französischen Revolution in Thaten Gottes verwandelt, frißt um sich wie ein Krebs. Überall schon kommt sie uns entgegen. Von ihr aus z. B. verlangte man in Sachsen die Einsetzung einer besonderen kirchlichen Behörde, welche die Kirchenlehre und den Geist der Kirche mit dem jedesmal herrschenden Zeitgeiste in Einklang bringen

sollte. In einem Berichte über die Darstellung des jüngsten Gerichtes von Cornelius hieß es neulich, den Satan hier noch zu erblicken, sey doch sehr störend; er sey unserem Zeitalter ganz fremd geworden. Strauß (Leben Jesu S. 87.) macht als die gewichtigste Instanz gegen die Engelerscheinungen im N. T. geltend, der Engelglaube entbehre jedes wahren Anknüpfungspunktes an einen in der Bildung der neueren Zeit wahrhaft begriffenen, und sey nur noch auf todte, traditionelle Weise vorhanden, und einem ähnlichen Zauberworte müssen bei ihm alle Wunder weichen. „Wir haben Recht und Macht allein; was wir setzen, das gilt gemein: wer ist, der uns sollt' meistern?"

Die zweite Hauptäußerung lesen wir S. 274.: „Ich habe schon zu oft mich mit tiefem Widerwillen abwenden müssen von diesen immer wiederholt dargestellten Körperleiden, worin uns schon seit Jahrhunderten die Künstler wetteifern; auch unser Museum ist ja so voll von diesen schwächsten Augenblicken: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Den Juden ein Ärgerniß, und den Griechen eine Thorheit; denen aber, die berufen sind, beides, Juden und Griechen, göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Denn die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind, und die göttliche Kraft ist stärker, denn die Menschen sind. — Wer sich seinem natürlichen Widerwillen gegen die „schwächsten Momente" des Heilandes, gegen das „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen," überläßt, der sehe zu, daß nicht die schwächsten Momente über ihn ergehen, daß er nicht, wenn auch nicht mit Worten, doch mit der That das: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, ausrufe! Was entbehrt nicht der, welcher sein Auge von dem Gekreuzigten abwendet! Wenn seine Sünden ihn kränken, so kann er nicht sprechen: „All Sünd hast du getragen, sonst müßten wir verzagen;" wenn das Elend und die Noth des Lebens auf ihn einstürmen, wenn Alles ihm zuruft: Du hast keine Hülfe bei Gott, er hat dich von seinem Angesichte verstoßen, wenn die Verzweiflung an Gottes Gnade ihn mächtig ergreift, so kann er nicht ausrufen: Ist Gott für mich, wer mag wider mich seyn? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für mich dahingegeben, wie sollte er mir mit ihm nicht Alles schenken. Wer will mich scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Verfolgung oder Hunger, oder Blöße oder Fährlichkeit, oder Schwerdt? Aber in dem Allen überwinde ich weit, um deß willen, der mich geliebet hat. Will er sich in der Angst seiner Seele an Jesum wenden, so hat er nicht das Herz dazu. Der zur Rechten des Vaters sitzt, hat zwar auch einmal schwache Momente gehabt, aber deren schämt er sich jetzt; er mag daran nicht erinnern dadurch, daß er sich mitleidig zeigt gegen die, welche gleicher Schwachheit unterworfen sind. Wer aber das Wort Gottes eine Leuchte seyn läßt auf seinen Wegen, der weiß, daß wir nicht einen Hohenpriester haben, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben, gleichwie wir, doch ohne Sünde, der in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert hat zu dem, der ihn von dem Tode konnte aushelfen.



Seinem Herzen entquillt das: Liebe, laß auch meine Schmerzen, meines Herzens Jammerpein, in dem blutverwundten Herzen, sanft in die gestillet seyn. Und der Heiland bedrohet den Wind und das Meer, und es wird ganz stille. — Aber freilich, wenn die „Briefe eines Verstorbenen" erquickend schmecken, wie Wein, Wasser und Zucker in der Hitze (S. 102.), dem muß das Leiden Christi Wermuth dünken. Der Schlüssel zu dem Leiden Christi ist die Erkenntniß der eigenen Sünde, und der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes. Wenn erst im Innern das: Ich bin's, ich sollte büßen, ertönt, so lobt man, und dankt und betet an, wo die Welt meint, in Rücksicht auf anderweitige Verdienste die Schwachheit mit dem Mantel der Liebe bedecken zu müssen.

So konnte also die Verstorbene in den Tröstungen der Religion kein hinreichendes Gegengewicht gegen ihr schweres Leiden finden, weil sie die Aufforderung ihres Herrn und Heilandes: Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, denn ich will euch erquicken, über dem Geräusche der Welt, wenn auch nicht ganz überhört, doch falsch verstanden hatte. Doch ein süßer Trost war ihr ja noch geblieben. Sie hatte einen reichbegabten Geist, und auf diesen säend, hoffte sie das Leben zu gewinnen. Was sie als Braut so naiv gesungen (S. 12.):

Sie denken ich wär die Kleine;
Das ist der Kleinen Loos;
Ich denke mich die Deine;
Und fühle mich riesengroß.

das war ihr zwar verkümmert worden. Aber sie durfte bei fortgeschrittener Entwickelung hoffen, auf eigene Hand dies angestrebte Ziel zu erreichen, durch sich zu werden, was sie früher nur in und mit dem Gatten zu werden gehofft hatte. Wirklich lag es nicht an ihr, wenn sie nicht auf diese Weise glücklich wurde. Sie that Alles, um diesen fruchtbaren Boden zu kultiviren. Schon als Braut erweiterte sie, damit die fruchtbarste Gegenseitigkeit des Verhältnisses vorhanden seyn möchte, „den Kreis ihrer Beziehungen zu einer Umfänglichkeit, zu der es ihr vielleicht sonst in ihrer Umgebung an Raum gefehlt hätte. Sie liest sogar Manches von den Alten, und schreibt sich über die frische Natureinfalt Homerischer Darstellung hübsche Bemerkungen nieder" (S. 18.). Als Frau war sie glücklich, die „stillwirkende Muse" im Hause zu seyn. In schwierigen Fällen setzte sie selbstquälerischen Umarbeitungen mißlungener Stellen durch ihre Dazwischenkunft ein Ende. Als ihr Mann einmal nach Hause kam, trat sie ihm ganz erschöpft und blaß geworden entgegen und deutete nur lächelnd auf das Pult, worin sich eine Scene, an der er gescheitert war, völlig ausgearbeitet vorfand, mit einer festen und gediegenen Formung und einer Kräftigkeit der poetischen Gedanken, an der nichts auszusetzen blieb (S. 42.). Und als der Mann in gänzliche Erschöpfung und Abspannung versank, da war sie eben im Begriff, auf eigene Hand Schriftstellerin zu werden; der Plan zu ihren „Kindermemoiren" war schon in Gemeinschaft mit ihrem geistreichen und geistreibenden Freunde Mundt entworfen, als die große Katastrophe eintrat, durch die sie aus einer Schriftstellerin zum Gegenstande der Schriftstellerei wurde. — Sie schwelgte in den Genüssen, welche

in dem geistreichen Berlin der gesellige Verkehr der Geistreichen gewährt. „Mancher ausgezeichnete Mann, in Litteratur, einer Kunst oder Wissenschaft berühmt, näherte sich dem jungen Ehepaare an, und fühlte sich durch der lieblichen Frau seltene Erscheinung angezogen" (S. 43.). Die Vorzüge, welche ihr in dieser Beziehung die Hauptstadt gewährte, wußte sie nicht genug zu erheben. „Das Weltange" — schreibt sie S. 280. — „bleibt ungetrübter in diesem großen Mittelpunkte." „Weltherzen haben die Menschen jetzt. Das ist das Köstliche, darin ist die junge Zeit, darin ist Lebensmuth." Was dem Gläubigen der Geist Gottes, das ist ihr der Weltgeist, der aus der Gemeinschaft mit seinen Trägern ihr zufließt. „Ein guter Geist" — sagt sie S. 248. — „muß täglich an die Krippe gehen, und gute Nahrung zu sich nehmen; sonst weist er die Zähne und kläfft Alles an. Für den Chausseearbeiter ist Brodt und Kümmel Nahrung und Erquickung, für den Geist der Geist." Womit zu vergleichen Jes. 1, 3.: „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennt es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht." Als die Verzweiflung schon auf sie lauerte, schrieb sie noch an ihren geistreichen Freund (S. 280.): „Ich will auf geniale Bekanntschaften ordentlich Jagd machen." Stimme aus der Höhe: „Und dennoch kein wahres Vergnügen erjagen." — Auch aus ihrem Munde ertönen die gewöhnlichen Sprüchlein der Geistreichen, die an die Stelle der Aristokratie der Geburt, mit der sie sich bei allem Hasse doch leicht befreunden, sobald sie sich ihnen nur gleichstellt (vgl. die in dieser Beziehung merkwürdigen Äußerungen S. 172. 223) so gerne die weit ungerechtere und drückendere des Pseudogeistes setzen möchten; welche die von der Schrift gesetzte Gränze zwischen Kindern der Welt und Kindern Gottes, die für Keinen wahrhaft drückend ist, weil Jedem der Zugang in die letztere Abtheilung frei steht, Niemand in ihr etwas hat, das er nicht empfangen, wegräumen wollen, weil solche Scheidung den Hochmuth nähre, und statt dessen eine in aller Ewigkeit nicht zu durchbrechende Mauer ziehen zwischen den Geistreichen und den Geistlosen. Da heißt es S. 104.: „Es gibt eine specifische Verschiedenheit unter den Menschen, nicht bloß graduell." Da sind nach S. 232. „verwandt in der innersten Tiefe eigentlich nur wenige Geister, ächt befreundete, schöpfende, strebende. Mit diesen ist Verständigung, Einigung. Mit den übrigen lebt man — nun ja!" Da kommen (S. 237.) „manche Menschen nur einmal gebacken auf die Welt, wie ungahre Pfannekuchen. Andere dagegen sind Doppelzwieback." Da wird als Canon zur Beurtheilung der Frauen S. 224. der Satz aufgestellt: Tous les genres sont bons, excepté le genre sans grace. Da wird S. 220. das Ochsenvolk bedauert, das immer ein Brett vor dem Kopfe hat, und dagegen drücken muß. Da hat „Gott dem einen mehr reines Gold, dem andern mehr Schlacke mitgegeben." Was Jeder einmal ist, das bleibt er; auch mit einer Schurkennatur kann man nur Mitleid haben, und darf nie dagegen heftig werden (S. 234.); denn solche Naturen gehören zur anmuthigen Mannichfaltigkeit des Ganzen, die gestört werden würde, falls es ihnen möglich wäre, ihre Natur abzulegen. Es



muß auch solche Käuze geben. Wer die Sünde in ihnen haßt, der ist befangen in der Subjektivität, noch nicht durchgedrungen zur Allgemeinheit (S. 249.). — Geist und nur Geist, das ist der Ruf, der uns aus allen Winkeln entgegentönt. Ein Kind ohne Seele könnte sie vergiften (S. 236.) Jedes Buch, worin nur Geist ist, muß gelesen, sein Inhalt in Saft und Blut verwandelt werden, und wäre es auch voll Gift und Galle, voller Unfläthereien und Läfterungen wider den Höchsten sogar. Da erfreuen sich denn die Juden und Judengenossen der neuesten Zeit natürlich einer besonderen Vorliebe. Man kann ja sehr geistreich und pikant scheinen, wenn man alles Große, Heilige, Göttliche in den Koth tritt. Je mehr sich das Wesen dem Satan assimilirt, desto mehr nimmt man auch Theil an dem Scheine der Großartigkeit, den die Consequenz seines Wesens über ihn verbreitet. Da heißt es von einem seiner Gesellen, von Börne, S. 144.: „Ich schäme mich nicht auszusprechen, daß Börne sehr wohlthätig auf mich gewirkt hat, wenn auch Mancher darüber erschrecken würde. Es muß solche Käuze geben, sie zausen und beißen und kratzen und stacheln, und das Alles mit Geist, daß es wieder nur kitzelt; es darf nie etwas von ihm erscheinen, ohne daß man es liest; es hat unberechenbaren Nutzen." Die durchgängige Praxis in dieser Beziehung wird S. 224. förmlich als Grundsatz ausgesprochen: „Nicht prüde seyn, lehrt uns die Natur. Sie schafft das Schwein, das sudelige Thier, das uns die guten Schinken liefert. Man fordere von dem Schweine nichts als Schinken, Borsten u. s. w., und es ist ein treffliches Geschöpf, und so die ganze Scala durch." „Rühret kein Unreines an," ruft Gottes Wort uns zu, und daß die Natur nicht das Gegentheil, daß sie vielmehr dasselbe lehrt, das zeigt ihre Ausdeutung, welche in demselben Worte Gottes enthalten ist. Das Verbot des Schweinefleisches hat unter dem N. B. aufgehört, aber die Idee, welche diesem Verbote zu Grunde lag, bleibt. Ein geistliches Schwein (vgl. Matth. 7, 6. und 2 Petr. 2, 22.) soll fortwährend uns eben so zum Abscheu seyn, wie es von Israel in dem leiblichen, als seinem Symbol, verabscheut wurde.

Was man für das höchste Gut des Lebens hält, das sucht man sich um jeden Preis zu verschaffen. Geht man von der Ansicht aus, „die Begeisterung ist das Gas des Lebens, das belebende Princip" (S. 222.), so ist die nothwendige Folge die, daß man nun auch eine Gasbereitungsanstalt anlegt, und zu diesem Zwecke consumirt, was man irgend von Material auftreiben kann, ohne daran zu denken, wodurch man sich vor dem scharfen Froste des Winters schützen will. Auch die Frau hatte ihre Champagnerstimmungen, „wo sie mit ätherischen Augen, leuchtendem Gesichte und klopfendem Busen dasaß, lebhafter und gehobener als je sprach und auffaßte, selbst ihr fremder liegende Gegenstände rasch und schlagend combinirte, durch anregende und unerwartete Gedanken überraschte, aber nachher bei nachlassender Empfindung in Mattigkeit und Erschöpfung verfiel" (S. 63.).

Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel. Es ist alles Thun so voll Mühe, daß Niemand ausreden kann. Das Auge sieht sich nimmer satt und das Ohr

hört sich nimmer satt. Ich begab mein Herz zu suchen und zu forschen weislich Alles, was man unter dem Himmel thut. Solche unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, daß sie sich darinnen quälen. Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, und wer viel lehren muß, der muß viel leiden. Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: sie gefallen mir nicht.

Das leidenschaftliche Streben nach Geist kann unter allen Umständen dem Menschen nicht Leben und dauerndes Genüge schaffen; denn dieser Geist ist Fleisch. Am wenigsten kann das Weib, von der Natur, die immer ihre Rechte wieder geltend macht, vorzugsweise auf das Herz gewiesen, in diesem fremden Welttheile, und sollte ihr dort auch alles auf's Beste gelingen, das Glück wiederfinden, was ihr in ihrer Heimath verloren ging. Besonders verderblich aber mußte dies Streben grade hier wirken, wo es mit einem so anhaltenden Leiden des Herzens zusammentraf. Das Fundament der Geduld ist die Ruhe; wo Unruhe mit schwerem Leiden zusammenstößt, da muß der Mensch nach Leib und Seele aufgerieben werden, da verwirren sich die Gedanken, da verschlingen sich die Gefühle, da empören sich die Nerven, und ihrem wilden Spiele, wie ein Schiff ohne Steuer und Mast, überlassen, sinkt der Arme in Verzweiflung. „Und werden über sich gaffen, und unter sich die Erde ansehen, und nichts finden, denn Trübsal und Finsterniß; denn sie sind müde in Angst, und gehen irre im Finstern." Was aber könnte wohl erregender, was unruhevoller seyn, als grade dies Streben? Lektüre, Umgang, eigenes Schaffen, alles trägt diesen Charakter. Das drang sich der Verstorbenen selbst auf. Sie haben Nahel mit in's Bad genommen, dürfen und können aber beide keinen Gebrauch davon machen, weil sie zu aufregend ist (S. 277.). Sie dankt Mundt für die Freude, die er ihnen durch die Zusendung eines Freundes bereitet; aber sie muß hinzufügen: „Fast haben wir uns zu sehr gefreut; denn der Arzt fand uns beide ungewöhnlich erregt, und wir sollten keine Zeile schreiben, hat er uns zur Pflicht gemacht; ich kann es nun auch in der That nicht" (S. 278.). „Zu viel gezwungen gewesen nach Außen und mit Menschen zu leben" — schreibt sie S. 282. — „ist mein Geist so zerstreut und unruhig geworden, daß ich der Vertiefung und der Concentrirung vor Allem bedarf! Die herrlichen Gestalten des Homer's haben mich gestern Morgen nicht fesseln können; ich fühlte, es war nicht das, was mir in diesem Augenblicke so dringend Noth thut." „Sonderbarer Widerspruch in der Natur" — ruft sie S. 283. aus — „daß man so glühend nach Ruhe verlangen kann."

Daß sie schon in der ersten Zeit ihrer Ehe anfing zu kränkeln und immer kränker und kränker wurde, bis endlich in den letzten Monaten eine völlige Erschöpfung ihres körperlichen Zustandes eintrat, wen könnte das verwundern? Eine Ehe, die keine Ehe ist, bringt unter allen Umständen der Gesundheit Gefahr, und hier kam noch so viel Anderes hinzu. Den Unterschied zwischen einem einzelnen großen Unglück, und einem Leiden, das fortdauernd am Herzen nagt, bezeichnet sie selbst sehr treffend S. 225.: „Ein entschiedener Unfall, ein zu übersteigend Hinderniß und dergleichen, verhält sich zu fortdauernden und anhaltenden Widerwärtigkeiten, wie das Duell zum Gezänk. Gegen jenes schärfen wir Waffen; wir setzen dem Hinderniß von Bedeutung eine gesammelte, gefaßte Kraft entgegen, während Gezänk und Widerwärtigkeiten in uns wühlen, und zwar in unseren Weichen, widerstandslos, und um so unerträglicher verletzend." Grade bei solchen anhaltenden Leiden, gegen die Zerstreuung und Begeisterung gleich wenig ausrichten, bewährt sich recht die siegende Kraft des Christenthums, und die Tausende und aber Tausende von Märtyrern, die es in dieser Beziehung aufzuweisen hat, zeugen noch unendlich lauter für seinen göttlichen Ursprung, wie die gewöhnlich allein so genannten Märtyrer, die in gewisser Beziehung nur ein Schatten des Zukünftigen waren, an denen sich vor den Augen aller Welt dieselbe Kraft kund gab, die weit herrlicher noch in stiller Verborgenheit an und in anderen unendlich Zahlreicheren wirken sollte. Wo die Tröstungen des Herrn die Seele erquicken, da wird sie nicht wund; da findet neuer Schmerz stets neues Herz, das Alte ist immer abgethan, und man hat nur mit dem zu thun, was im Augenblicke da ist; da wühlt nicht der Schmerz in schlaflosen Nächten in den Eingeweiden, sondern man kann mit David sprechen: „in Frieden leg ich mich zugleich nieder und schlafe," und hält auch der Schmerz zuweilen die Augen, daß sie wachen, so gibt doch bald der Herr Gesänge auch in der Nacht. — Man nehme noch hinzu, daß ihre Freuden eben so aufregend waren, wie ihre Leiden, daß der Kissinger Brunnen sehr nachtheilig auf ihre Organisation gewirkt hatte und so noch manches Andere. Wie konnte so mannichfachem Angriffe wohl eine Natur widerstehen, die so äußerst reizbar und zart, bei der das Nervenleben so sehr vorwiegend war. Tief bewegend ist die Schilderung ihres körperlichen Zustandes in der letzten Zeit. Sie sagte einmal, daß sie jetzt ein so besonderes Grauen vor dem Bette empfinde, weil dann ein so „schauderhaftes inneres Leben" in ihr zu walten beginne. Sie hatte so viel an Herzklopfen und an Herzweh gelitten, daß sie bloß dem scharfen Zuge ihrer Schmerzen mit der Hand nachzugehen brauchte, um ihr Herz grade in der tiefsten Mitte zu durchschneiden.

(Schluß folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 9. December. № 98.

## Charlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berlin bei Veit, 1835. S. IV u. 314. 4.

(Schluß.)

Wir glauben, daß die Haupturſachen ihrer That (ſofern nämlich die in dem Buche enthaltenen Thatſachen mit Beſtimmtheit darauf hinführen; eine Vermuthung, die ſich uns aufgedrungen hat, wollen wir, trotz aller Wahrſcheinlichkeiten, die dafür zu ſprechen ſcheinen, unſerem gleich anfangs ausgeſprochenen Grundſatze getreu, auch nicht einmal als ſolche ausſprechen) in unſerer bisherigen Darſtellung vollſtändig vorliegen. Ihre Wirkung wurde aber noch durch mehrere Nebenurſachen unterſtützt. Zu dieſen rechnen wir, trotz alles Widerſpruches, der gewiß bei Leuten, die ſo viele pſychologiſche Einſicht zeigen, wie der Biograph, nicht ſo ernſtlich gemeint iſt, wie er ausgeſprochen wird, den Zweck, durch dieſen einen großen Schlag ihren Mann über ſeinen ſelbſtgemachten Schmerz zu erheben und ſtark zu machen. Die Verſtorbene war bei aller geiſtigen Überſpanntheit doch viel zu beſonnen und umſichtig, als daß ſie ſolche Wirkung mit der unbedingten Zuverſicht, welche zu der Anwendung eines ſo gewagten Mittels gehört, erwartet haben ſollte. Wie wenig Äußeres geeignet war, den Zuſtand ihres Gatten zu beſſern, das hatte ſie noch kurz vorher recht lebendig erfahren. Wie, wer ſich ſelbſt nicht kennt und die innerlich wirkſame Urſache ſeines Elendes nicht wegſchaffen will, immer ſeinen Verhältniſſen zürnt, in dieſen die Urſachen ſeiner Leiden ſucht, danach trachtet, die Banden zu ſprengen, die ihn, ſeiner Meinung nach, gefangen halten, nichts lieber thut, als neue Lebensplane ſchmieden, ſo hatte auch ihr Gatte die armſelige bürgerliche Nothwendigkeit, die ihn zu der geiſtloſen Arbeit auf der Bibliothek zwang und ſich zwiſchen ihn und ſein erhabenes Ziel ſtellte, mit der Schuld ſeines ganzen traurigen Zuſtandes belaſtet. Des: „wenn wir beſſer werden, ſo wird's beſſer ſeyn" vergeſſend, hatte er gemeint, die Befreiung von dieſer Bürde würde wie ein Zauberſchlag ſeine ganze Exiſtenz verwandeln. Die Verſtorbene ließ ſich mit in dieſe Täuſchung hineinziehen, doch ſo, daß der Unterſchied von Überredung und Überzeugung immer noch ſichtbar blieb (vgl. z. B. S. 163.). Mit mancherlei Anſtrengungen und Aufopferungen von ihrer Seite wurden endlich die drückenden Feſſeln gelöſt, aber der Freie blieb immer noch unfrei, ja es wurde mit ihm noch ſchlimmer, als es früher geweſen. „Sie hatte geglaubt, daß ſeine Befreiung von allen drückenden Amtsverhältniſſen, in denen ſie früher immer die Haupturſache ſeines geiſtigen und körperlichen Übels erblickt, ihn völlig herſtellen werde, aber ſie mußte jetzt ſehen, daß es das nicht geweſen, was ſeine Natur in jene unabläſſig wiederkehrenden Zerwürfniſſe mit ſich ſelbſt und der Welt gebracht hatte" (S. 303. vgl. S. 296.). — Wie ließe es ſich nun wohl denken, daß ſie, eben enttäuſcht, ſich wieder einer ganz ähnlichen Täuſchung in die Arme geworfen haben ſollte, außer etwa ſo, daß ſie ſich abſichtlich dieſer Täuſchung überließ, weil dieſelbe ihrer Neigung zuſagte, ihr zur Ausführung eines aus anderen Gründen gefaßten Entſchluſſes bequem war. Doch es fehlt ſogar nicht an beſtimmten Äußerungen, welche zeigen, daß dieſe Wirkung ihrer That ihr ſelbſt zweifelhaft war; daß die Abſicht, ſie hervorzubringen, alſo nicht als das eigentliche Motiv zu derſelben betrachtet werden kann. „Könnte ich nur" — ſagt ſie S. 208. — „wie ich wollte, Deine geiſtige Wiedergeburt zu beſchleunigen — und wäre es durch einen Kaiſerſchnitt — aber wenn er mißlänge?!" Und S. 299. ſagt ſie: „Wäre ich nur erſt mit dem Mittel einig, Dich zu bändigen und zu bezähmen und wiederzuvereinigen." Noch in den letzten Worten, die ſie hinterließ, tritt die innere Ungewißheit nicht undeutlich hervor. „Es wird beſſer mit Dir werden, viel beſſer jetzt, warum? ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben." Auf das: warum? läßt ſich keine probehaltige Antwort geben; das ſieht ſie ein, und darum zieht ſie ſich auf ihr Gefühl zurück. Das iſt ja grade der Unterſchied von begründeter Überzeugung und auf Neigung beruhender Selbſtüberredung, die, ſo viel man ſich auch anſtrengt, doch nie zur vollen inneren Gewißheit werden kann, weil die Sache nie ganz aufhört ſich gegen die Neigung geltend zu machen. — Uns ſtellt ſich die Sache ſo. Gegen den durch die ſchon bezeichneten Gründe hervorgerufenen und immer mehr reifenden Entſchluß machte ſich ein Haupthedenken geltend, die Rückſicht auf ihren Gatten. Sollte ſie ihn, den ſie ſo viel geliebt, nicht auch lieben bis an's Ende? Sollte ſie einem Gedanken Raum geben, der, wie ihr Biograph S. 293. bemerkt, „wenn er auch nur als Blaſe in dem herrlichen Weibe aufſtieg, eine unſägliche Beleidigung für die war, die ihr die innigſten Freunde waren, und die ſich dann nothwendig verzehren mußten?" Sollte ſie mit einem Griffe dasjenige zurücknehmen, was ſie mit beiden Händen ſo freigebig geſpendet? ſich den aufopfern, dem ſie ſich hingeopfert hatte? ihn den quälenden Vorwürfen des Gewiſſens, der Schmach des öffentlichen Urtheils hingeben? Nein, das ging nicht; lieber die unſägliche Qual noch länger erduldet, als ſie demjenigen aufgebürdet, der ihr Urheber war. Aber da ſteigt ein Gedanke auf. Wie wenn, was ihr vermeintlich Heil bringen ſoll, auch für ihn heilſam wäre, vielleicht das einzige Mittel, ihn zu retten, Fortſetzung der Liebe, ja ihre Vollendung, und nicht ihre Verwandlung in Selbſtſucht. Begierig ergreift ſie dieſen Gedanken, ſie hängt ihm nach, aber praktiſch will er doch noch nicht werden. Stimmen, wie die: „Blut iſt ein gefährliches Mittel des Segens! Wie oft iſt ſtatt

der Heilpflanze eine Giftblüthe daraus aufgeschossen" (Äußerung ihres Biographen S. 312.) lassen ihn nicht zur unbedingten Herrschaft gelangen. Da hatte ihr Gatte einen Traum, worin ihm im Bilde der Gedanke entgegentrat, den sie ihm so geflissentlich einzuprägen gesucht hatte, er werde durch ihren Verlust sich selbst gewinnen. Den griff sie, uneingedenk des: „soll nicht ein Volk seinen Gott fragen?" freudig auf; darin erblickte sie, das Auge dagegen verschließend, daß der fremde Gedanke nur der Widerschein, die Abspiegelung ihres eigenen war, ein Siegel auf ihre Wege, eine höhere Bestätigung derselben. Aber daß auch da ihr Gewissen in Bezug auf ihren Gatten noch nicht vollkommen zur Ruhe gebracht war, daß sie noch andere Gründe mit hinzunehmen mußte, das zeigt die schon früher in ihrem Zusammenhange angeführte Äußerung (S. 300.): „auch in dieser Hinsicht sind wir quitt!"

Als Nebenursache erscheint ferner die unchristliche Ansicht über den Selbstmord, welche in ihrem Kreise herrschte. Es ist in diesen „geistreichen" Cirkeln schon so weit gekommen, daß, ihn zu verwerfen, als Zeichen pietistischer Beschränktheit gilt. „Enge Seelen" — schreibt sie S. 166. — „hängen sich an den einen Brief, in welchem Rahel den Selbstmord rechtfertigt, und sind fromm außer sich darüber." Ihr Freund und Biograph äußert sich S. 63.: „Besser ist es, gleich die Vernichtung wählen, als an eine Amphibienartigkeit der Existenz sich hingeben, in welcher der Geist eigentlich nirgends zu Hause ist, wo jedes tüchtige Schaffen und Vollbringen sich lähmt, und wo der unerbittliche Verstand sich doch immer angestiftet fühlt, dem trunkenen Schauen seine etwaigen Irrthümer als Illusionen zu seciren." Wer erkennt nicht in solchen Äußerungen ein Zeichen der rückkehrenden religiösen Barbarei des Heidenthums? „Es raucht im Zimmer, darum gehe ich hinaus," spricht ein Antonin; „wenn du nicht streiten willst, so fliehe, und danke Gott, daß dich nichts im Leben zurückhalten kann," ein Seneca. — Wie eng aber der Zusammenhang von herrschender Ansicht und That ist, das geht z. B. daraus hervor, daß in England der Erscheinung mehrerer Schriften zur Vertheidigung des Selbstmordes in der Periode des Deismus sofort eine große Zunahme der Selbstmorde folgte, und daß die Aufführung von Addison's Cato jährlich Viele verleitete, Hand an sich zu legen. (Mosheim Sittenl. Th. 6. S. 272.)

Dann ist noch eine stille Mahnung zum Selbstmorde in ihrer nächsten Umgebung nicht außer Acht zu lassen. Ein Dolch hing immer im Zimmer, „da dergleichen eine Liebhaberei Heinrich's war." Er wurde auch dann noch nicht fortgeschafft, als sie, als Vorspiel ihrer That, ihn schon einmal genommen, und heimlich in ihrem Busen verborgen hatte. Wie gefährlich solchen, welche durch finstere Gedanken angefochten werden, die Nähe solcher Todeswaffen ist, geht schon daraus hervor, daß sie, falls diese Gedanken wider ihren Willen in ihnen entstehen, alles, was irgend der Art ist, mit der größten Sorgfalt entfernen.

Noch wichtiger aber, wie an sich betrachtet, ist der Dolch als Zeichen und Symbol. Wo solche einzelne seltsame Liebhabereien sich finden, da muß überhaupt eine große Vorliebe für



Tragödien seyn, und wo diese ist, da ist es ganz natürlich, daß unter Umständen auch einmal das Tragische aus der Phantasie in's Leben eintritt.

Endlich ist noch ihre Ansicht von dem Leibe als Kerker der Seele in Anschlag zu bringen, wie dies ihr Biograph selbst anerkennt. Wie weit sie in der spiritualistischen Lostrennung von Leib und Seele ging, deren Grund zugleich in ihren äußeren Verhältnissen und in ihrem inneren Seyn zu suchen ist, zeigen die Worte S. 240.: „Die geistige Treue ist eine errungene, vermittelte; mit ihrem Bruche bricht die ganze Geistigkeit, das Reinmenschliche des Verhältnisses; die andere (der äußere Ehebruch) ist nur ein Moment, jeden Augenblick wieder zurückzunehmen, als ein zufälliges." Ganz anders lehrt uns die Schrift das Verhältniß von Geist und Leib betrachten. Wisset ihr nicht, sagt der Apostel, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist? Wisset ihr nicht, daß eure Leiber Christi Glieder sind? Die Sünde, welche sich leiblich vollendet, erscheint ihm als die am innigsten mit dem Wesen verwachsende, unaustilgbare. „Alle Sünden, die der Mensch thut, sind außer seinem Leibe; wer aber huret, der sündigt an seinem eigenen Leibe." 1 Cor. 6, 18. Derselbe Apostel eifert gegen diejenigen, „welche des Leibes nicht verschonen und dem Fleische nicht seine Ehre thun zu seiner Nothdurft." Col. 2, 23. Der Heiland selbst erklärt sich auf's Stärkste gegen jene spiritualistische Lostrennung, indem er für den allein gültigen, von allen anderen specifisch verschiedenen Grund der Ehescheidung den äußeren Ehebruch erklärt. Aber wer sich nicht von Gottes Wort und Geist leiten läßt, der verfällt auf eins der beiden Extreme, der Übergeistigkeit, wenn der Pseudogeist sein Element ist, oder der Fleischlichkeit, wenn er ein Knecht der sinnlichen Lüste ist. Und diese Extreme, weil sie beide auf derselben Basis des Fleisches liegen, berühren sich gegenseitig und eins spielt in das andere herüber.

Was ist nun wohl von den begeisterten Lobpreisungen der That zu halten, in die sich der Biograph ergießt? Wohin wir auch immer blicken, wir finden nichts zu ihrer Rechtfertigung.

Man muß unterscheiden zwischen Selbstmord und Selbsttödtung. Der erstere findet da statt, wo die That mit klarem Bewußtseyn, freiem Willen und nach Gründen vollbracht wird; die letztere, wo der sich Entleibende mit widerstrebendem Gemüthe, durch einen dunkeln körperlichen Trieb an den Rand des Abgrundes geführt und manchmal herabgestürzt wird, ein Zustand, über den eine weitläuftige Abhandlung, die Ad. Bernd seiner Selbstbiographie einverleibt hat, den besten Aufschluß gibt. Die sich auf solche Weise entleiben, sind nur insofern zurechnungsfähig, als sie etwa mehr oder weniger durch ihre Schuld in diesen körperlichen Zustand gerathen sind. Die That selbst ist so wenig Sünde, wie die Handlungen der Fieberkranken und der Wahnsinnigen, vorausgesetzt nämlich, daß sie wirklich in einem Zustande absoluter Unfreiheit vollbracht worden. „Sie müssen uns auf eine ihrer ewigen Seligkeit unnachtheilige Art die Lehre geben, daß ein gesunder Verstand, so wie jeder Athemzug, von der Vorsehung des Herrn abhange, und daß wir in ihm leben, weben

und sind, und keinen Augenblick der väterlichen Aufsicht und genauesten Handleitung seiner Gnade entbehren können."

Gehörte nun die That der Verstorbenen in diese Categorie, so könnte von Lobpreisung und Bewunderung gar nicht die Rede seyn. Das fühlen ihre Freunde, und deshalb protestiren sie so eifrig gegen jede solche Auffassung, während christlich gesinnte Angehörige mit Begierde Alles ergreifen, was irgend zu ihr berechtigen kann. „Es war eine reine Thatsache des menschlichen Willens, die sie mit der höchsten Würde ihres Selbstbewußtseyns vollbrachte," sagt der Biograph S. 308., und zu untersuchen, wiefern dies gegründet sey oder nicht, daran kann uns nicht liegen, da wir es weniger mit der That an sich, als mit der Vorstellung von ihr zu thun haben.

Der Selbstmord im eigentlichen Sinne ist nicht nur dem christlichen Gottesbewußtseyn stets als schwere Sünde, als Zeichen eines unbußfertigen, gottentfremdeten Zustandes erschienen; auch diejenigen, welche nur auf dem Standpunkte des allgemeinen Gottesbewußtseyns standen, haben sich entschieden gegen ihn erklärt. Schon Sokrates lehrt im Phädo des Plato: „Wir gehören nicht uns, sondern einem guten Gebieter an; er hat uns in diesem Leben auf einen angemessenen Posten gestellt, den wir nicht verlassen dürfen; wer sich daher selbst tödtet, gleicht einem treulosen Sklaven, der seinem Herrn entläuft und seiner Strafe nicht entgehen wird." Muhamed stellt den Selbstmord in die Zahl der vier Hauptverbrechen. Selbst die Huronen versagen den Leichnamen der Selbstmörder eine Ruhestätte bei ihren Entschlafenen und gedenken ihrer nicht in der jährlichen Todtenfeier (vgl. Stäudlin's Gesch. der Lehren vom Selbstm. und v. Ammon's Sittenl. II. 2.). Nur im Zusammenhange mit offenbarer Gottlosigkeit, wie bei den Stoikern, die ihren höchsten Stolz darin setzten, sich selbst Gott zu seyn, und in Zeitaltern, in denen diese Gottlosigkeit sich zur Herrschaft erhoben hat, wie in der Römischen Kaiserzeit, der Periode des Deismus in England, des Atheismus in Frankreich, wird der Selbstmord gebilligt, gepriesen, vielfach geübt.

Wir wollen einmal annehmen, das Motiv, ihrem Gatten wieder zu seinem besseren Selbst zu verhelfen, habe einen bedeutenden Antheil an ihrer That gehabt, gewiß ist auch von diesem Standpunkte aus mehr Veranlassung zu schmerzlichem Bedauern, als zum Lobpreisen. Sie überhebt sich über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, und bildet sich ein, sie sey Gott. Welch eine Vermessenheit, wenn ein Mensch, auf eigene Hand, ohne Gott und wider Gott, der in seinem heiligen Gesetze geboten hat, du sollst nicht tödten, es unternimmt, einen Menschen zu erlösen! Steht es denn nicht in Gottes Hand das Mittel, das Segen verheißt, in Fluch zu verwandeln? Wo irgend lebendiges Gottesbewußtseyn ist, da wird man vor solch einem Unterfangen zurückschaudern. Es ist ein Eingriff in die göttlichen Rechte, eine thatsächliche Gotteslängnung. Und das scheint auch die Verstorbene gefühlt zu haben, wenn sie sich auch scheute, es sich zu gestehen. Warum, wenn ihre Stimmung eine so christliche war, las sie nicht in den letzten Tagen, statt in dem pantheistischen Lessing, lieber in der heiligen Schrift? — Aber leider ist, auf



dieses Motiv gesehen, die That nur Vollendung des sündigen Elementes, was wir in dem Verhältnisse zu ihrem Gatten durchgängig wahrnehmen. Der Unterschied der betenden und der selbstwirkenden Liebe muß, wenn irgend, so hier klar werden. Sie will ihren Mann retten, sie will sein Gott seyn. Wie merkwürdig stimmen die Worte ihres Biographen (S. 303.): „Sie wurde irre, sie ging Alles noch einmal durch und zählte es sich her, wie doch nun Alles geschehen sey, was irgend erdenkbar, und dennoch fruchtlos!" überein mit den Worten des Propheten: „Du sendest deine Botschaft in die Ferne, und schickest sie herab bis zur Hölle; du zerarbeitetest dich in der Menge deiner Wege, und sprachest nicht: ich lasse es, sondern weil du findest ein Leben in deiner Hand, wirst du nicht müde." Und daß, was der letztere hinzufügt: „Meinest du, ich werde allewege schweigen, daß du mich so gar nicht fürchtest," auch hier seine Anwendung fand, hat der Erfolg gezeigt. Hätte sie sich das: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoff auf ihn, er wird's wohl machen," zum Wahlspruche gewählt, hätte sie gehorcht auf die innere Stimme, die ihr gewiß oft das:

Bist du doch nicht Regente
Der Alles leiten soll,
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl!

zurief, so würde es nicht von ihr heißen: „Das Resultat war ein vernichtendes Gefühl," so würde sie nicht in der Verzweiflung noch als letztes Mittel ein solches ergriffen haben, daß, auch abgesehen davon, daß der Segen von oben kommt, schon an sich betrachtet mehr geeignet war, den Tod zu bringen als das Leben.

Blicken wir nun aber auf die anderen Motive, so sehen wir wirklich nicht ein, wie die That in Bezug auf sie von irgend einem Standpunkte aus Gegenstand der Lobpreisung werden kann. Erschien ihr der Tod als „eine süße Wohlthat," suchte sie in ihm Befreiung von der unerträglichen Last ihrer Leiden, von den Qualen ihres aufgeregten Zustandes, so kann man wohl inniges Mitleiden empfinden, wehe ausrufen „über die Jämmerlichkeit einer Welt, in der die tiefste Liebe nicht in frohe Blüthe treten darf, sondern vor Gram in den Tod geht" (S. 309.), eifern gegen die, welche, im Schoße des Glückes sitzend, sich über ihre unglückliche Mitpilgerin erheben, ohne zu bedenken, daß Gleiches in jedem Augenblicke auch über sie hereinbrechen kann, aber die Bewunderung muß doch jedenfalls sich am Leben genügen lassen; der Tod, der von der Müden und Verzagenden gesucht wurde, kann nicht mehr Gegenstand derselben seyn. Auf dem christlichen Standpunkte aber wird dies Mitleiden nicht schwinden, es wird vielmehr noch gesteigert hervortreten; denn es findet nicht bloß in dem Loose, es findet noch unendlich mehr in dem Seelenzustande der Verewigten seinen Gegenstand. Wie sehr mußte das Gottesbewußtseyn in ihr verdunkelt seyn, als sie, statt sich zu Gott, dem Helfer in aller Noth, zu wenden, sich zu ihrem eigenen Nothhelfer, zum Gebieter über Tod und Leben machte? Wie leicht kann Gott, wenn es sein heiliger Wille ist, daß unser Prüfungsstand aufhören soll, durch eine der unzähligen Ursachen, welche ihm zu Gebote stehen, unseren schwachen Lebens-

faden abreißen! Wer Gott vor Augen und im Herzen hat, der weiß auch, daß, was als Tod erscheint, uns Leben seyn muß. „Auch das größte nahe Leiden kann noch sittlicher Gewinn für den Geist werden; es ist der heiße Mittag, in dem die himmlische Frucht der Unsterblichkeit reift.“ Wer nicht auf das sichtbare sieht, der gedenket der Worte: und danach das Gericht, und so wird ihm die zeitliche Trübsal leicht.

Noch Vieles wäre zu sagen; aber wir müssen hier schließen, und womit könnten wir dies wohl passender, als mit den Worten der heiligen Schrift, deren tiefe Wahrheit diese Begebenheit erkennen läßt, und welche Gott durch sie uns und allen Lesern in's Herz schreiben möge: „Die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet; die Traurigkeit der Welt aber wirket den Tod.“

---

## Übersichtliche Anzeige von christlichen Kinderschriften.

Es ist ein alter, verständiger Rath, den Kindern nicht viel Spielzeug in die Hände zu geben. Man könnte sich versucht fühlen, dies auch auf die Bücher zu übertragen. Das Kind, könnte man sagen, soll die Welt und das Leben im Original kennen lernen, Bücher aber sind Bücher, und geben immer nur ein Conterfei von Welt und Leben. Daher gibt es auch so viele Büchermenschen, welche niemals dazu kommen, mit eigenen Augen sehen zu lernen, weil sie von Jugend auf durch Brillen zu sehen gewöhnt wurden. Bibel, Katechismus und Gesangbuch nebst den nöthigsten Schulbüchern könnten dem Kinde genügen; das Übrige lernt es am besten durch eigenes Sehen und Hören und aus dem Munde der Seinigen, und die besten Erzählungen sind die auf dem Schoße des Großvaters. — Doch dieser Rath, was auch von ihm zu halten sey, kommt jedenfalls zu spät für unser papiernes Zeitalter, denn die Fluth der Litteratur hat sich auch über die Kinderwelt verbreitet, und die leidige Lesewuth der Erwachsenen hat auch die Kleinen angesteckt. Die Kinder wollen zu ihrer Unterhaltung Lesebücher und namentlich darf unter den lieben Weihnachtsgaben ein Buch nicht fehlen. Der Büchermarkt bietet nun auch Viel und Vielerlei zur Befriedigung dieses Bedürfnisses dar, und namentlich wimmeln vor Weihnachten die Zeitungen von lobpreisenden Anzeigen von Kinderschriften. Aber bei allem Überflusse sind verständige Eltern, welche ihren Kindern nichts in die Hände geben möchten, was sowohl dem kindlichen Alter nicht angemessen, als die christliche Erziehung der Kleinen nicht fördernd ist, demungeachtet oft genug in Verlegenheit, was sie aus der Menge des Dargebotenen wählen sollen, indem sie sich nicht selten getäuscht gefunden haben. Denn, daß wir es gradezu sagen, die meisten unserer zahllosen Kinderschriften sind durch und durch von dem flachen, unchristlichen Zeitgeiste angesteckt*) und von unkindlichen Menschen geschrieben, welche keine Ahnung davon haben, daß das Gebot Christi, umzukehren und zu werden wie die Kindlein, ganz besonders denjenigen angehe, der sich unterwindet, für Christenkinder zu schreiben. Aber freilich, das sieht man auch unseren Kinderschriften meist nicht an, daß sie für Christenkinder geschrieben sind und sie könnten eben so gut jedem Juden- und Türkenkinde in die Hände gegeben werden; auch hält sich Jeder, der sich auch sonst nicht wagt als Autor aufzutreten, immer noch für fähig, eine Geschichte vom artigen Hannchen und unartigen Gustav ꝛc. zusammenzuschreiben.

Unter diesen Umständen ist es wohl gut, daß durch wahrhaft christliche Schriften jenen unnützen oder verderblichen entgegengearbeitet werde, namentlich auch damit die Eltern nicht aus Verlegenheit und in Ermangelung des Besseren nach dem Mittelmäßigen oder Schlechten greifen. Es sind also gutgeschriebene, vom christlichen Geiste beseelte Kinderschriften, wenn nicht an sich, schon der Nothwehr wegen für unsere Zeit unentbehrlich. Wenn wir nun von der einen Seite wünschen müssen, daß alle diejenigen, welche Gabe zu dieser Gattung von Schriften besitzen, sie recht fleißig zum Nutzen der Kleinen anwenden mögen; so müssen wir von der anderen Seite freilich auch gestehen, daß diese Gabe, wozu vor Allem ein kindliches Herz gehört, nicht Vielen gegeben sey. Wir leisten hier Verzicht darauf, umständlicher auseinanderzusetzen, was unserer Ansicht nach die Erfordernisse christlicher Kinderschriften seyen, und gedenken dies mehr gelegentlich und an concreten Fällen zu thun, indem wir eine kleine Bücherschau über diejenigen Kinderschriften halten, welche sich christlichen Eltern durch ihren Gehalt entweder bereits empfohlen haben, oder ihnen empfohlen zu werden verdienen. Wir nehmen hiebei auf keine Bücher Rücksicht, welche als eigentliche Schulbücher zu betrachten sind, obwohl auch sie eines prüfenden Überblicks wohl werth wären; sondern haben nur solche vor Augen, welche den Kindern als Lese- oder Unterhaltungsbücher in die Hände gegeben werden. Denjenigen Schriften übrigens, welche hier nicht namhaft gemacht sind, soll deshalb noch nicht zu nahe getreten seyn, denn es macht die gegenwärtige Übersicht auf das Prädikat der Vollständigkeit keine Ansprüche, obwohl man bemüht seyn wird, sie in der Fortsetzung möglichst zu vervollständigen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Über den Verderb, der durch unchristliche Kinderschriften angerichtet wird, namentlich insofern dadurch die Romanleserei in späteren Jahren befördert wird, wäre ein Mehreres zu sagen, wozu vielleicht ein anderes Mal Zeit wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 12. December. № 99.

## Übersichtliche Anzeige von christlichen Kinderschriften.

(Fortsetzung.)

### I. Christoph Schmidt. Barth. Burk.

Die zahlreichen Kinderschriften des Domherrn Christoph Schmidt in Augsburg erfreuen sich bereits eines so großen Rufes und einer so weiten Verbreitung, *) daß es nicht die Absicht seyn kann, sie durch gegenwärtige Anzeige erst bekannt machen zu wollen. Aber wohl geziemt sich hier die Frage: Kann der evangelische Christ ihre Erscheinung als einen Fortschritt im Bereich der Jugendschriftstellerei, so wie ihre beifällige Aufnahme als ein erfreuliches Zeichen der Zeit ansehen? und kann er sie mit voller Freudigkeit den Kindern in die Hände geben? Ref. glaubt wenigstens den ersten Theil dieser Frage unbedingt bejahen zu können. Die Schmidtschen Kinderschriften zeichnen sich nämlich vor vielen ihres Gleichen durch das Ziel aus, das sie verfolgen. Die armen Kleinen schienen eine Zeit lang fast dazu verdammt, sich die Alltäglichkeiten des Lebens und der Kinderstube vorerzählen lassen zu müssen; und nur der Trieb nach Unterhaltung und ein gewisses Behagen des großen und kleinen Menschen, sich selbst zu beschauen, zu bewundern oder zu belehren, kann das Wohlgefallen an denselben und die Gier, mit der sie oft gelesen wurden, erklären. (Es ist grade wie mit vielen Theaterstücken.) Die meisten Jugendschriftsteller hatten vergessen, daß sie sich nur darum zu den Kleinen und in ihre kleinen Kreise herablassen sollen, um sie zu sich und in einen höheren Kreis des Denkens und Empfindens zu erheben. Geschichten namentlich sollen dem Kinde in einem fremden Leben auf concrete Weise das zur Anschauung bringen, was das Kind im engen eigenen Leben — dem inneren sowohl als dem äußeren — noch nicht hat erfahren können, was zu erfahren ihm aber gleichwohl nöthig und heilsam ist. Je wahrer nun bei allem poetischen, die Einbildungskraft fesselnden Reiz und je gehaltvoller bei aller unbefangenen Kindlichkeit, desto vollendeter wird eine solche Schrift seyn. Ohne nun untersuchen zu wollen, wie nahe die Schmidtschen Kinderschriften diesem Ideale kommen, ist ihnen für's Erste, in Vergleich zu ihren trivialen Schwestern, nachzurühmen, daß sie einen religiösen Charakter haben und religiöse Bildung der Jugend bezwecken. Die Vorsehung Gottes und seine heilige Gerechtigkeit, wie sie in Beschützung und Rechtfertigung der verkannten und verfolgten Unschuld und in Entlarvung und Bestrafung des Verbrechers schon Diesseits sichtbar wird, das ist das große Thema, welches überall wiederklingt, und die einzelnen Erzählungen sind fast nur eben so viele Variationen dieses Themas. Besonders ist der Verf. unermüdlich in der Darstellung der von den Dogmatikern einer ungläubigen Zeit öfters bestrittenen, dem kindlichen Gemüth aber bald einleuchtenden, speciellen Providenz, und er weiß immer neue Fälle zu erfinden, an denen es klar wird, wie grade kleine, ganz unbedeutende Dinge und Ereignisse die Ursache von den größten und einflußreichsten Begebenheiten wurden, woraus erhellt, daß nichts ohne Gottes Willen und Leitung geschehe und daß das, was man Zufall nennt, ein Unding sey. — Es ist gewiß sehr wichtig, diesen Glauben an einen überall nahen und wirksamen Gott in den Herzen der Kinder recht tief zu befestigen, damit sie Ehrfurcht gegen ihn und Vertrauen auf ihn mit in das Leben nehmen, und es nicht erst schwerer Züchtigungen, mit denen Gott ein ungläubiges Geschlecht heimsuchen muß, für sie bedarf, um den Finger Gottes zu bemerken. Nur müßte, glaube ich, der Erzähler das Gericht nicht allein Diesseits geschehen lassen, sondern auch etwas der Zukunft aufsparen, und solche Fälle, welche uns die Wege der göttlichen Regierung enthüllen, darstellen — was sie ja auch sind — nur als einzelne uns vergönnte Blicke, damit wir desto gläubiger auch in dem noch Dunkeln und Unenthüllten dem Herrn vertrauen. Leicht könnten die Kinder sonst verleitet werden, den Ausgang immer sehen zu wollen, wo es nur gilt, zu glauben.

Das besprochene gewichtige Thema nun — um von der Beurtheilung des Inhalts zu der der Form überzugehen — wird von dem Verf. auf anziehende Weise behandelt, die Erfindung ist oft überraschend, und die Erzählung angenehm, die Sprache leicht und fließend; und so ist es den Kindern nicht zu verdenken, daß sie diese Schriftchen gerne lesen.

Vor dem „Katholicismus" des Verf. braucht sich Niemand zu fürchten, er möchte in diesen Schriftchen wenig oder gar nicht bemerkbar erscheinen; *) sie sind vielmehr — und hier wendet sich das Lob zum Tadel — zu allgemein religiös und zu wenig besonders christlich. Die Charakterschilderung fußt weder auf einer richtigen Menschen-, noch auf einer gründlichen Heilskenntniß. Die in den Erzählungen auftretenden Menschen sind entweder gute oder böse, aber die guten sind wahre Engel und die bösen sind wahre Teufel. **) Wie der Mensch gut wird,

*) Sind sie doch — ein Umstand, worauf der Deutsche großes Gewicht zu legen pflegt — sogar in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden.

*) Verlautete doch einmal, daß dieser Umstand dem Verf. eine Censur seiner geistlichen Oberen zugezogen habe.

**) Dergleichen sittliche Ideale oder Schreckbilder können nur eine unbestimmte Gefühls- oder Willenserregung hervorrufen, aber, weil sie der psychologischen Wahrheit ermangeln, keinen gründlichen Eindruck gewähren; ja sie können und müssen gewissermaßen — und dies ist kein

davon erfährt man nichts; zwar wird ihre Güte von Frömmigkeit getragen, aber diese Frömmigkeit ist doch wieder eine sehr unbestimmte. Davon, wie das von Natur nicht gute Herz des Menschen durch Gottes Gnade und den Glauben umgewandelt wird, mit einem Worte, von Bekehrung ist nicht die Rede. Das Ignoriren dieses punctum saliens im neuen Leben des Menschen ist aber der faule Fleck des Katholicismus, den er mit dem Rationalismus gemein hat, und so wäre denn doch für den, welcher diesen durchgreifenden Unterschied des evangelischen und Römisch-katholischen Bekenntnisses begriffen hat, der Einfluß des letzteren auf die in Rede stehenden Schriften gar wohl bemerkbar. So sehr daher dieselben zu empfehlen sind, wenn man allgemeine religiöse Wahrheiten den Kleinen im Gewande der Geschichte veranschaulichen will, so wenig sind sie es, wenn man ihnen den inneren Gang des Christenlebens vorzuführen und so auf concrete Weise in der christlichen Heilslehre sie zu unterweisen wünscht. Daß aber die Kinder diese allerdings schon stärkere Speise, wenn sie ihnen nur sonst auf die rechte Weise zubereitet wird, zu genießen fähig sind, ist hoffentlich durch die Erfahrung vieler christlichen Eltern und Erzieher eben sowohl erwiesen, als durch den Christennamen der Kinder ihr Anrecht darauf.

Was die Form anlangt, so muß man, wenn man mehrere dieser Erzählungen nach einander gelesen, sie etwas eintönig in der Anlage finden. Gewöhnlich ist es irgend ein Gegenstand, ein Bild, ein Blumenkörbchen, ein Buch, ein Kleinod ꝛc., der das Wiederzusammenfinden Getrennter, die Entlarvung des Verbrechers, die Rechtfertigung der Unschuld, überhaupt die Lösung des Knotens vermittelt und so auf mancherlei Weise in die Geschichte verflochten wird. Ferner ist der Verf. in Personal- und Lokalschilderungen nicht natürlich genug, und die Erzählungen bekommen dadurch bald einen idyllischen, bald einen abenteuerlichen, kurz einen romanartigen Anstrich und könnten auf diese Weise den Geschmack der Kinder leicht verbilden. Auch verflüchtigt sich der sittliche Eindruck, welchen der verehrte Verf., — der nie bloß unterhalten will, — beabsichtigt, grade durch das Mittel, wodurch er diesen Zweck erreichen will, durch das zu viele und zu lange Predigen und Ermahnen. Es hat dieses etwas Unkräftiges, das rasche Fortschreiten der Handlung, welches der gesunde Sinn — freilich oft auch die ungeduldige Neugier — der Kleinen verlangt, wird dadurch aufgehalten und die Leichtsinnigen fangen an zu überblättern.

Hierauf stellen wir die Schriften des Verf. gruppenweise zusammen und fügen einige wenige Bemerkungen hinzu, insoweit die Schriften selbst uns vorliegen. Auf die verschiedenen Ausgaben konnte keine Rücksicht genommen werden.

1. Genovefa. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neuerzählt für alle gute Menschen, (!) besonders für Mütter. (6 gGr.)



2. Itha, Gräfin von Toggenburg, eine sehr schöne und lehrreiche Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert, neu erzählt für alle gute Christen, besonders für unschuldig Leidende. (6 gGr.)
3. Rose von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums für Eltern und Kinder. (8 gGr.)
4. Hirlanda, Herzogin von Bretagne, oder der Sieg der Tugend und Unschuld ꝛc. (5 gGr.) *)
5. Eustachius.

Was wir den Schriften unsers Verf. im Allgemeinen nachgerühmt haben und im Allgemeinen an ihnen zu tadeln fanden, möchte ungefähr auch an diesen neuen Einkleidungen alter Legenden und Geschichten zu rühmen und zu tadeln seyn. Es kann bei dem großen Geschick des Verf. nicht fehlen, daß diese Geschichten gern gelesen, ja verschlungen werden; aber eben so viel dem erfahrenen Christen an solchen Erzählungen „für alle gute Menschen" zu wünschen übrig bleiben wird, eben so wenig wird auch derjenige, welcher sie nur von der ästhetischen Seite betrachtet, an diesem Mittelalter im modernen Gewande und mit der empfindsamen Sprache des achtzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts ein Wohlgefallen finden. Grade gegen diese Geschmacklosigkeit, welche eine Zeitlang Mode war, reagirt der Kunstsinn der Gegenwart; nur daß man auch wieder auf der anderen Seite zu weit geht und mit Überschätzung des poetischen Gehalts alle Nuditäten des Mittelalters der Jugend bloßstellen zu können glaubt, ja wohl noch als besonders bildend rühmt.

Im Gegensatz zu den Schmidtschen Bearbeitungen alter Legenden sey hier ein Büchlein genannt, das an keiner anderen Stelle sich passend würde einschieben lassen:

Historie von St. Elisabeth. Mit Genehmigung des Verf. herausgegeben zu milden Zwecken. Berlin 1834.

Es sind nur drei und dreißig, nicht sparsam gedruckte Seiten, auf welchen diese Historie erzählt ist, und ein Anderer würde vielleicht eben so viel Bogen damit haben füllen können; aber grade diese in so viel eigenem schönen und klugen Gerede des Erzählers wie in einer langen Brühe schwimmenden Geschichten muß man gelesen haben, um dem einfachen, körnigen und lieblichen Erzählungston der alten Zeit, welcher hier mit Geschick, doch nicht ohne in's Manierirte zu fallen, nachgeahmt ist, bei weitem den Vorzug zu geben. Zwar hat der Erzähler nicht, wie Schmidt es thut, das Gewand der Legende abgestreift, aber die alte Legende, selbst wo sie zur Lügende wird, hat noch viel mehr innere Wahrheit zum Grunde und kann nicht halb so viel schaden, als viele unserer Erzählungen mit ihrem halbwahren Geschwätz und schiefen Charakterschilderungen.

Gleichfalls mit besserem Geschmack, dabei in munterer Weise und mit Aufhäufung von vielem mittelalterlichen Apparat scheint geschrieben zu seyn:

Die alte Zeit. Ein Lust- und Lesebüchlein für fromme

---

kleiner Schade vieler Romane — das sittliche Gefühl und Urtheil verrücken. Auf die Thränen, die beim Lesen solcher Sachen geweint, und die guten Vorsätze, die dabei gefaßt werden, wäre daher nicht grade viel zu geben, obwohl in der Hand Gottes Alles dem letzten Ziele dienen muß.

*) Ist, wenn wir nicht irren, dem Verf. der Ostereier untergeschoben.

Anmerk. der Red.

Deutsche Buben und Mägdlein, zusammengestellt vom Schreiber Hildebrand Grimoald. Mainz 1833.

Im Vorwort läßt sich der Verf. darüber vernehmen, was von der alten Zeit zu lernen sey. Gewiß vielerlei, doch in christlicher Hinsicht ist der Nettogewinn nur sehr mäßig. Möchte das Büchlein, das wir nur flüchtig ansehen konnten, weniger an die Ritterromane erinnern, auf welche die Kinder wohl Niemand lüstern machen möchte.

Wir fahren in Aufzählung der Schmidtschen Kinderschriften fort:

6. Die Ostereier. Eine Erzählung zum Ostergeschenk für Kinder. (3 gGr. Neuerlich ist eine Prachtausgabe davon erschienen.)
7. Der Weihnachtsabend. Eine Erzählung zum Weihnachtsgeschenk für Kinder. (3 gGr.)
8. Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. (3 gGr.)
9. Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. Drei Bändchen. (à 3 gGr.)
10. Die Hülfe in der Noth oder das hölzerne Kreuz.
11. Der Alte von den Bergen. (3 gGr.)

Nr. 6. ist bereits zu bekannt und beliebt, um noch etwas darüber zu sagen. Nr. 7. eine guterzählte Geschichte von einfacher Erfindung, ein frommes Familienleben schildernd, mit der Absicht, die Christfreude der Kinder auf den rechten Punkt zu richten. Außer einem Bösewichte, der abgestraft wird, sind lauter vortreffliche Menschen darin, ohne Flecken und Makel. — Nr. 8., eine anziehende, aber auch etwas abentheuerliche Erzählung, hat in dem Ref. die Erwartungen nicht erfüllt, welche der Titel erregt hatte. Heinrich v. Eichenfels wird als Kind aus dem Schlosse seiner Eltern gestohlen und wächst in einer Räuberhöhle auf, wo er weder das Tageslicht sieht, noch etwas von Gott und göttlichen Dingen hört. Aber in dieser grausen Umgebung bleibt er doch ein unschuldiger, liebenswürdiger Knabe, und seine Seele, welche gegen alle Eindrücke seiner Umgebung verstählt gewesen seyn muß, eine tabula rasa, auf welche sich alsbald alles Gute wie in weiches Wachs einschreiben läßt. (Stimmt dies mit dem, was Schrift und Erfahrung vom menschlichen Herzen sagen?) Auf sehr wunderliche Weise entrinnt der Knabe aus seinem finsteren Versteck und tritt wie ein Caspar Hauser in die Welt des Lichtes ein. Hier ist ihm natürlich Alles neu und seine Verwunderung darüber, so wie seine naiven Äußerungen, sind gewiß sehr anziehend und lieblich geschildert. Ein alter, frommer Einsiedler nimmt den Knaben bei sich auf, und leitet ihn durch die bei ihm sehr rege sinnliche Wahrnehmung über zu dem Glauben an einen unsichtbaren Schöpfer und Herrn alles Sichtbaren. (Daß H. v. Eichenfels seine Eltern wiederfindet und die Räuber ihre Strafe bekommen, versteht sich von selbst, und läßt die poetische Gerechtigkeitspflege des Verf. nicht anders zu.) Die Idee des Ganzen ist nun gewiß recht schön und das Buch sehr zu empfehlen; aber es läuft denn doch nur auf die Erkenntniß Gottes mit dem Verstande hinaus. Anziehender noch und heilsamer, aber auch in der Ausführung schwieriger, und gründliche Kenntniß des menschlichen Herzens und der Wege Gottes voraussetzend, würde es seyn, darzustellen, wie ein nicht bloß geistig vernachlässigter, sondern auch von Gott entfremdeter und darum böser Mensch, durch die heilsame Erkenntniß Gottes und Jesu Christi erneuert wird. Diese Aufgabe lösen zum Theil die Barthschen Kinderschriften auf eine sehr befriedigende Weise.



Nr. 9. ist eine Sammlung von Erzählungen, ganz in der Weise, wie die einzeln gedruckten. Nr. 10. ist dem Ref. nur wenig, Nr. 11. gar nicht bekannt.

12. Das Blumenkörbchen. Eine Erzählung, dem blühenden Alter gewidmet. Mit einem Titelkupfer. (6 gGr.)

Die Grundlage dieser Erzählung, welche an Umfang und malerischer Ausführung allen anderen voransteht, bildet die bekannte Geschichte von dem durch eine Dohle gestohlenen Ringe, der ein unschuldiges Mädchen in Verdacht und große Leiden bringt. Darin ist das Schicksal eines Blumenkörbchens verflochten, wie denn überhaupt alles Übrige Erfindung des Verf. ist. Ref. muß gestehen, daß ihm die oben gerügten Mängel der Schmidtschen Jugendschriften besonders an dieser Erzählung fühlbar und die langen Deklamationen über Tugend und Unschuld sammt anderen empfindsamen Reden — man nehme nur die Monologe der Marie im Gefängnisse an! — fast unerträglich geworden sind; aber er fügt zur Milderung dieses Urtheils mit Freuden auch wieder hinzu, wie grade dieses Büchlein mehreren einfachen nicht bloß, sondern auch christlich erfahrenen Seelen seiner Bekanntschaft, ganz besonders wohlgefallen, ja sie gewissermaßen erbaut hat. So sind es also vielleicht mehr Reminiscenzen, welche dem Ref. den Eindruck verkümmert haben. Älteren Mädchen wird das Buch am passendsten gegeben werden können.

Vor allen Schriften des Verf. glaubt Ref. aber empfehlen zu dürfen:

13. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Ein Lesebüchlein für Volksschulen. 2 Bändchen [jedes mit hundert Erzählungen]. München 1831, in dem Central-Schulbuch-Verlag (beide Bändchen gebunden nur 21 Kr.).

Dieses Büchlein hat bei seiner Wohlfeilheit gewiß schon die weite Verbreitung gefunden, die es verdient. Es sind im ersten Bändchen größtentheils ältere, *) im zweiten Bändchen größtentheils neue, noch nirgends gedruckte Erzählungen, aber auch die älteren sind neu und recht gut erzählt, und die Kürze, deren sich hier der Verf. befleißigen mußte, hat sehr vortheilhaft auf den Ton dieser Erzählungen eingewirkt. Nur die beigegebenen Schlußreime sind zuweilen etwas matt. Zum Lesen möchte ich übri-

*) Der Verf. sagt in der Vorrede zum zweiten Bändchen, daß er kurze Erzählungen aus der Kirchengeschichte darum nicht aufgenommen habe, weil er den Wunsch nähre, die herrlichen Züge aus dem Leben wahrer Christen in einer besonderen Schrift darzustellen. Wir haben nicht gehört, daß dieser Vorsatz zur Ausführung gekommen wäre, wünschten aber wohl sehr, daß es geschehen möge. Nur bäten wir, daß das Colorit dieser Erzählungen nicht zu Gunsten des modernen Geschmacks verwischt werde.

gens diese Erzählungen den Kindern nicht in die Hände geben; sie verstehen kein Maaß zu halten, lesen zu viel hinter einander weg und werden wohl voll, aber nicht satt.

14. Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet. (5 gGr.)

Dem Ref. unbekannt. — Die biblische Geschichte des Verf. liegt außer dem Kreise der gegenwärtigen Übersicht, und so könnten wir nun übergehen zu

den Barthschen Kinderschriften.

Der Verf. „des armen Heinrich," dessen Name längst kein Geheimniß mehr ist, der Pfarrer Barth zu Möttlingen im Würtembergischen, hat seit der Erscheinung jener, mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Erzählung, die Kinderwelt alljährlich mit einer neuen beschenkt und wird, bei der außerordentlichen Gabe und dem wahren Beruf, mit dem er daran gegangen ist, hoffentlich noch nicht ausgeschrieben haben. Wenn nach der Erscheinung des armen Heinrich's Einige eine Nachahmung der Schmidtschen Kinderschriften in diesem Buche haben finden wollen, so werden sie bei genauerer Erwägung die auch dem ungeübten Auge unverkennbare Originalität der Erzählungen von Barth erkannt und sich dieses Mangels an kritischem Takt geschämt haben. Wir wollen sie nicht etwa auf Kosten jener erheben, wünschen vielmehr, es mögen diese beiden Jugendschriftsteller, ein jeder an seinem Theile und in seiner Weise, fortfahren, und in seinem Kreise Segen verbreiten; aber das muß man auch zur Steuer der Wahrheit aussprechen: zu fürchten brauchen die Barthschen Kinderschriften eine Vergleichung mit den Schmidtschen nicht; und ohne Vergleichung wird es auch bei gegenwärtiger Anzeige nicht ganz abgehen können.

Anlangend zuvörderst den innersten Kern und die Tendenz der Schriftchen von Barth, so führen sie mit gutem Grunde der Wahrheit die Aufschrift: Erzählungen „für Christenkinder," und wir wüßten den Eltern, welche in den Büchern, die sie ihren Kindern zur Unterhaltung in die Hände geben, ihnen zugleich auch eine Anweisung zur Gottseligkeit zu geben wünschen, keine Schriften zu nennen, welche mehr, als die vorliegenden, dazu geeignet wären. Auf glänzende Weise hat der Verf. für alle Unbefangene den Beweis mit der That geliefert, daß auch die tiefer eingehenden Lehren des Christenthums, welche innere Erfahrung vorauszusetzen scheinen, dem kindlichen Verstande und Gemüthe sehr nahe gebracht werden können; und dies hat er gethan nicht durch langes Predigen und Einflicken von schönen Sentenzen ꝛc., sondern durch Exempel und Thatsachen, die von selbst reden, oder durch kurze, schlagende und treffende Worte, ja auf so anziehende Weise, daß selbst der leichtsinnige kleine Leser gefesselt werden muß, und auch der Erwachsene diese Kindergeschichten mit Freude und Nutzen lesen kann. Der Verf. versäumt es auch nicht, — was sein Vorgänger Schmidt bereits mit so großem Geschick gethan, — die Wege der göttlichen Vorsehung im äußeren Leben des Menschen darzustellen, und so Ehrfurcht gegen Gott zu wecken, Vertrauen auf ihn zu gründen; aber mit noch größerem Talent und sichtbarer Vorliebe behandelt er die ungleich schwerere Aufgabe, die inneren Wege Gottes in der Erziehung der Menschen zu zeichnen, darzustellen, wie Alles, was Gott thut, die letzte Absicht hat, unsere Herzen von der Welt und der Sünde ab und zu ihm zu neigen, und wie er Mittel in den Händen hat, diese Absicht auch bei denen, welche weit von ihm entfremdet und tief in die Sünde und Weltlust versunken sind, zu erreichen. Hiemit ist die Beleuchtung von zwei anderen Hauptpunkten unzertrennlich verbunden: Erstens muß im Gegensatz der göttlichen Gnade das menschliche Herz in seiner Verkehrtheit und in seinem Widerstreben hervortreten, und dies weiß der Verf., so treffend wie nur ein erfahrener Christ es kann, zu schildern in seiner Härtigkeit und seinem Leichtsinn, in seinen Selbsttäuschungen und schwankenden guten Vorsätzen, also, daß gewiß schon manchem kleinen Leser das Gewissen zugeflüstert hat: Solltest du etwa damit gemeint seyn? Aber eben so wenig bleibt auch unberücksichtigt, wie die ersten Regungen des Bessern, von Gottes Geist geweckt, in dem Herzen entstehen, und wie das Samenkörnlein unter Sturm und Unwetter zur Frucht wächst; überhaupt wird das menschliche Herz in den mannichfaltigsten Situationen und auf den verschiedenen Stadien des Weges zur Besserung oder Verschlimmerung gezeichnet. Dies das Eine, und nun das Andere: Christus erscheint auf diese Weise nicht bloß als ein weiser Lehrer und Kinderfreund, wie es deren auch sonst wohl gibt, sondern in seiner wahren Heilandsgestalt und göttlichen Liebe, und so erst werden die Kindlein nach seinem Gebote in Wahrheit zu ihm gewiesen, während viele andere Lehrer und Jugendschriftsteller dazwischen treten und den Kleinen wehren, zu ihm zu kommen.

Nun aber eine Frage, welche man bei dieser Gelegenheit oft wird aufwerfen hören: „Sind diese Erzählungen auch wahr, und, wenn sie es nicht sind, ist es nicht bedenklich, dergleichen zu erdichten?" Hören wir zuerst eine eigene Erklärung unsers Verf. darüber: „Denen, welche gern wissen möchten, ob das, was sie lesen, auch wahr sey, gebe ich hiemit die Versicherung, daß alle Geschichten, die in diesem Büchlein vorkommen, wahr sind, oft so wörtlich wahr, als es der Leser selbst nicht meint." Außerdem daß man es allerdings mehreren in die Erzählungen eingeflochtenen Zügen und Geschichten ansieht, daß sie wirklich aus dem Leben gegriffen sind, glauben wir die etwas ausweichende Erklärung des Verf. dahin verstehen zu müssen, daß er zwischen äußerer oder geschichtlicher und zwischen innerer oder psychologischer Wahrheit unterscheiden und nur die letztere seinen Erzählungen vindiciren will. Diese ist auch unserer Überzeugung nach ungleich wichtiger.

(Fortsetzung folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 16. December. № 100.

## Übersichtliche Anzeige von christlichen Kinderschriften.

(Fortsetzung.)

Eine sogenannte wahre, auf wirklichen Thatsachen ruhende Geschichte kann durch eine schiefe Ansicht des Erzählers, durch Verkennung der wirkenden Ursachen und leitenden Grundsätze, durch falsche Charakterschilderung der handelnden Personen unwahr werden und ihren Werth verlieren, wenn auch übrigens die peinlichste historische Treue obwalten sollte. Dagegen wird eine erdichtete Erzählung gewissermaßen den Namen einer wahren verdienen und jedenfalls die Wirkung derselben haben, wenn sie sich nicht allein in Darstellung der äußeren Begebenheiten innerhalb der Gränzen der Wahrscheinlichkeit bewegt, sondern auch vornehmlich die Handlung richtig motivirt und alle ideale Übertreibungen sowohl als Karrikaturen vermeidend, dem Menschen, sein Sinnen, Reden und Thun, wie es der Erfahrung gemäß ist, vorführt. Dies thut nun unser Verf., einige Fälle, die wohl immer mit unterlaufen, abgerechnet, immer, und entfaltet dabei keine gemeine Menschenkenntniß; daher mag er wohl Recht haben: die Erzählung, — wenn auch im Ganzen, als Kunstwerk, eine Dichtung, — sie ist in ihren einzelnen Theilen Wahrheit, ja wie er sagt, die Geschichten sind „oft so wörtlich wahr, als es der Leser selbst nicht meint," d. h. nach unserer Deutung, er liest darin oft seine eigene Geschichte. — Man verzeihe diese kleine Exkursion, da sie einen nicht unbedeutenden und vielbesprochenen Gegenstand betrifft.

Die äußere Darstellung anlangend, so ist diese in mancher Beziehung wirklich als ausgezeichnet zu rühmen, und namentlich wird die oft bis zur Porträtähnlichkeit gesteigerte lebendige Schilderung der Personen und Örtlichkeiten jeden Leser ansprechen. Seine kleinen historischen Gemälde sind nie in die blaue Luft gemalt, sondern haben immer ihren deutlich erkennbaren Vorder- und Hintergrund und festen Rahmen. Da heißt es denn nicht: „In einer Stadt in Frankreich wohnte einmal eine Wittwe u. s. w.," sondern bald führt der Verf. seine Leser über die Rheinbrücke in Basel, oder auf die Herrengracht in Amsterdam, oder in ein enges Seitengäßchen zwischen der Kirche des heiligen Gereon und dem alten Römerthurm zu Köln, bald wandert er mit ihnen abseits der Bergstraße die Auerburg hinauf, oder durch ein schmales, waldreiches Thal, dem Teinachflüßchen entlang, und weiß jeden Fußsteg zu bezeichnen und jede Bergruine zu benennen. Was aber die Hauptsache ist, dies Alles erscheint nichts weniger als gesucht, sondern ist ganz natürlich und anmuthig zu lesen. — Anderes übergehend, zeichnen wir nur noch die größtentheils gehaltvollen und kindlichen Gedichte aus, welche an mehreren Stellen auf passende Weise in die Geschichte verwoben sind. Sechzehn dieser Lieder sind, von E. Reiner u. A. in Musik gesetzt, in der Verlagshandlung der Barthschen Schriften zu dem Preise von 4 gGr. zu haben. *)

Um nun aber auch unsere desideria nicht zurückzuhalten, so wünschten wir für's Erste, der Vers. möchte im Gebrauch seiner Freiheit als Dichter an einigen Orten etwas mäßiger gewesen seyn und die Häufung von wunderbar zusammentreffenden, den Knoten des Dramas theils schürzenden, theils lösenden Ereignissen vermieden haben, — ein Tadel, der auch die Schmidtschen Erzählungen trifft. Sodann will es uns bedünken, als ließe sich der Vers. durch die ihm in hohem Grade eigene Gabe des Witzes, der wir manches treffende Wort in diesen Büchlein verdanken, zuweilen doch etwas zu weit abführen, so daß er dadurch dem Verständniß der Kleinen auf der einen Seite zu viel zumuthet,**) auf der anderen fast in's Spielende verfällt.***) Endlich darf auch nicht verschwiegen werden, daß einige von den Büchlein Spuren der Eile an sich zu tragen scheinen. Nicht als ob Incorrektheiten oder Gehaltloses mituntergelaufen wären; sondern es fehlt nur hie und da die genaue Überarbeitung. Es sind gleichsam Pinselstriche eines Meisters, mit geübter Hand hingeworfen, doch noch nicht völlig ausgeführt. So wird besonders durch die zu häufig wiederkehrenden Episoden das Fortschreiten der Handlung zu oft unterbrochen und das Ganze erhält eine rhapsodische Gestalt. Doch wo bliebe nicht immer noch Vieles zu wünschen übrig! Möge der theure Verf. auch fernerhin dieser bereits so gesegneten Arbeit seine Mußestunden widmen.

Wir gehen zur Aufzählung der einzelnen Erzählungen, die sämmtlich bei Steinkopf in Stuttgart erschienen und zu 4 gGr. zu haben sind. Sie sind gut gedruckt, aber es würde sich wohl der Mühe lohnen, wenn der Verleger neben den ordinären Ausgaben auch geschmackvollere veranstalten und diese mit Kupfern versehen wollte, welche mehr als die gegenwärtigen, meist unbedeutenden Holzschnitte, den Büchlein zur Zierde gereichten. Es dürfte dies der Verbreitung derselben nur förderlich seyn.

1. Der arme Heinrich, oder die Pilgerhütte am Weißen-

*) Leider hat dem Ref. ein musikverständiger Freund gesagt, daß von diesen und namentlich den Reinerschen Compositionen nur wenige gefällig, kindlich und dem Texte angemessen, dagegen aber nicht frei von Fehlern im Rhythmus und Satze seyen. Nur Nr. 6. eines unbekannten Componisten bezeichnete er als ganz vorzüglich.

**) Man lese z. B. die übrigens sehr schöne Eingangsscene zu Gotthilf und Erdmann.

***) Hieher möchten wir, außer mehreren Spielereien frommer Kinder, namentlich auch die sogenannten biblischen Räthsel rechnen, welche schon von mehreren Seiten mit Bedenken aufgenommen worden sind.

stein. Eine Erzählung für Christenkinder. 1828. (2te verbesserte Auflage 1833.)
2. Gotthilf und Erdmann. 1829. (2te verb. Aufl. 1832.)
3. Der Weihnachtsmorgen oder das Tintenfäßchen. 1830. (2te verbesserte Auflage 1833.)
4. Setma, das türkische Mädchen. 1831. (2te verbesserte Auflage 1833.)
5. Der alte Buchmann oder des Vaters Fluch. 1832. (2te verbesserte Auflage 1835.)
6. Das Bild in Deinach. 1833.
7. Der Fensterladen. 1834.
8. Liudger und die Glaubensboten. 1835.

Nr. 1., der Erstgeborene des Verf., zeichnet sich durch größere innere Einheit und Abrundung vor den übrigen aus. An dem Faden einer Psalmstelle fließt die Erzählung sehr lieblich dahin und ist dabei sehr anziehend durch überraschende Wendungen und wahrhaft dichterische Scenen. Das vorzügliche Talent des Verf. für Schriften dieser Gattung hat sich gleich durch diese Erstlingsgabe beurkundet. Manchem könnte es vielleicht bedenklich scheinen, daß der Verf. das unstäte Wanderleben des armen Heinrich zu sehr mit poetischem Reiz umgeben hat. Einem Knaben mit reizbarer Phantasie und Neigung zum Herumstreifen möchte ich auch wirklich das Büchlein nicht in die Hände geben.

Die äußere Geschichte in Nr. 2. ist höchst einfach, aber um so ausgezeichneter ist die Entwickelung des inneren Lebensganges bei den beiden Hauptpersonen dieser Geschichte. In dieser Beziehung kommt ihr keine andere gleich und ist sie für Eltern und Erzieher so wichtig als für die Kinder. Auch an einzelnen Schönheiten ist das Buch reich: man nehme nur die so ergötzliche als ergreifende Scene im Hause des alten Pfarrers, dem es nur an einem Buchstaben gefehlt hat, daß er ein Buchdrucker geworden wäre. Die mysteriöse Person des braunen Mannes mit den Laternenaugen, der feinen Hut vor Fürsten und Grafen aufbehält, keinen fürchtet, sondern ihnen Dinge in das Gesicht sagt, worüber sie erschrecken und blaß werden, der Zoll-Inspektor Wiggenfee, der von Anfang bis zum Ende seine Rolle spielt, nimmt sich in der übrigens so nüchternen Erzählung um so wunderbarer aus und ist ein originelles Produkt des Witzes unseres Verf., das seinen ernsten Zweck nicht verfehlen wird.

Nr. 3. mit viel schönen Einzelheiten wird gewiß auch die Kinder wohl unterhalten, scheint uns aber in Vergleich zu den vorigen etwas leichter gearbeitet zu seyn, und läßt in seiner Anlage keine so bestimmte Idee und Einheit des Planes wahrnehmen. Als Probe der lieblichen Lieder in diesem und anderen Büchlein des Verf. nur zwei Strophen aus dem Trauerliede eines wandernden Knaben in Allemannischer Mundart:

Und wenn en Chind si Stündli schlacht
Wenn's nümme us sim Schlaf verwacht;
Se trit mers ussem Todtebaum
Zum Chilchhof, bis es vo sim Traum,
Wenn d' Himmelsglocke morndrings schlacht,
Us tiefer Nacht
Im Heimethland verwacht.



He's isch so wohr, wie langs o währt,
Und wies mi jestig Herz o gehet;
Zuer Heimeth führt mi jeder Schritt,
Do nieden aber isch sie nit.
Was todt isch, drobe wiederchehrt's:
Drum laß din Schmerz
Lueg ob si, Herz, mi Herz.

Nr. 4., eine einfache, ernste Erzählung von einem Mädchen, und für Mädchen besonders geeignet. Es liegt ihr eine wahre Geschichte wenigstens zum Grunde, wenn auch in der Ausführung Manches Zuthat des Verf. seyn sollte. Es ist darin einigen frommen Männern und Frauen des lieben Würtembergischen Landes ein Denkmal gesetzt.

Nr. 5. ist eine ergreifende, sehr wohl durchgeführte Erzählung und in dieser Beziehung mit Nr. 1. zu vergleichen, während Nr. 6. mehr ein Gegenstück zu Gotthilf und Erdmann ist. Wie dort, so finden wir hier ein Knabenpaar, sehr verschieden an Temperament und Erziehung, welches dem Verf. Stoff zu interessanten psychologischen Parallelen gibt. Die beiden Kinder schließen an einem Badeorte, wo sie mit ihren Eltern zusammentreffen, einen Freundschaftsbund; in den späteren Jahren aber laufen ihre äußeren Lebenswege, wie ihre Herzensrichtung, sehr weit auseinander, bis sie endlich in beider Beziehung an dem Ort ihrer Jugendbekanntschaft wieder zusammentreffen. Auch die Scenerie ist vorzüglich und Ref. wüßte überhaupt nichts zu erinnern, als daß der fromme Knabe Benjamin mitunter doch etwas zu verständig für sein Alter spricht.

Nr. 7. ist etwas leichter gehalten, und eine muntere Erzählung, jedoch nicht ohne gewichtigen Ernst. Der Fensterladen kommt wie ein Deus ex machina am Schluß zum Vorschein und führt die Entwickelung des Drama herbei.

In Nr. 8. hat der Verf. einen neuen Weg eingeschlagen. Er erwählt sich einen Stoff aus der christlichen Kirchengeschichte, und sucht dieselbe der Jugend zugänglich zu machen und ihr Geschmack daran abzugewinnen. Nach einem ziemlich langen Proscenium, worin der Verf. die Bekehrung der Friesen durch Willibrord und Bonifacius recht anziehend erzählt, aber mitunter etwas zu lange und für den Kinderverstand fast zu hohe Betrachtungen anstellt, kommt er zu dem eigentlichen Helden der Geschichte, dessen Kinderjahre, Vorbereitung und Wirksamkeit mit manchen Exkursen und gehaltvollen, aber darum doch störenden Zwischenreden erzählt werden. Wir erkennen auch hier das Talent des Verf. an, möchten aber doch die christliche Kirchengeschichte mehr dem reiferen Alter aufgespart wissen,*) da zu

*) Wir haben neuerlich zwei Bücher erhalten, welche den Zweck haben, die evangelische Jugend mit der Geschichte der christlichen Kirche vertraut zu machen, und schon die Namen ihrer Verfasser werden den Leser Gutes erwarten lassen. Wir hoffen später auf sie zurückzukommen und machen sie daher an dieser Stelle nur namhaft: Die Geschichte der christlichen Kirche, zunächst für Schulen und Katechisationen bearbeitet von W. Leipoldt, Pastor der evang. Gemeinde Unterbarmen. Schwelm 1834. — Katechismus der christlichen Kirchengeschichte für die evangelische Jugend von E. W. Krummacher, Pastor zu Langenberg. Eine

ihrem rechten Verständniß ein Blick auf das Ganze gehört, den nun einmal die Kleinen nicht haben können.

Nicht unerwähnt dürfen wir endlich unter den Barthschen Kinderschriften lassen:

9. Biblische Poesieen für Kinder. Vom Verf. des armen Heinrich. Mit Abbildungen. Zu finden bei J. C. Federhoff d. Ält. in Calw, und in Commission bei Steinkopf in Stuttgart. 1833.

Ein Büchlein, welches den Kindern, die mit der biblischen Geschichte bereits vertraut sind, gewiß Freude machen wird und fast in jeder Hinsicht empfohlen werden kann. Die Gedichte, welche außer einigen Gleichnissen des Herrn, nur Geschichten behandeln, sind nach biblischer Reihenfolge geordnet, aber es macht jedes ein Ganzes für sich aus. Sie sind allerdings mit leichter, geübter Feder niedergeschrieben, aber doch gehaltvoll, und indem der Dichter bei gefälliger Kürze doch immer die Spitze der Erzählung zu treffen weiß, werden sie lebendig anschaulich und nachdrucksvoll. Die etwa beigegebene Anwendung ist immer körnig und treffend. So schließt z. B. die Erzählung von der Steinigung des Sabbathsschänders:

Sollten diese Steine
Nicht noch heute schreien,
Da jetzt Groß' und Kleine
Diesen Tag entweihen?

Die Holzschnitte, von denen einem jeden Gedichte einer vorgedruckt ist, sind um vieles besser als die in den zweimal zwei und funfzig biblischen Geschichten, welche der Verf. herausgegeben hat. — Nur noch zwei Proben von den biblischen Poesieen, die eine aus dem A., die andere aus dem N. T.

### Die Rotte Korah.

Unzufrieden mit des Volkes Loose
Trat die Rotte Korah einst vor Mose;
Murrte wider ihn und Aaron,
Sprach ergrimmt der Ordnung Gottes Hohn.

„Freiheit, Gleichheit" — rufen sie — „gebühret
Allem Volk, das ihr beherrscht und führet!
Die Gemeind' ist heilig überall,
Und sie alle sind das Volk der Wahl."

Da erschien vor seinem ganzen Volke
Gottes Herrlichkeit in einer Wolke.
„Weichet" — sprach Er — „von der Frevler Stamm,
Weicht von Korah, Dathan, Abiram!"

Kaum hat Mose dies dem Volk verkündet:
„Merket nun, ob Gott mich hat gesendet!"
— Sieh! da öffnet sich der Erde Mund,
Und verschlingt sie in den tiefsten Schlund.

Alles ihr Gezelt' und ihre Habe
Sinkt hinab zum grauenvollen Grabe;
Und lebendig, wie sie gehn und stehn,
Hat man sie zur Hölle fahren sehn.



In den Flammen dritthalb Hundert starben;
Vierzehn Tausend in der Pest verdarben.
Also wird der Frevler Schaar verheert,
Die sich gegen ihren Gott empört!

### Der barmherzige Samariter.

Einst nach Jerichos Gefilde
Zog ein Mensch von Zion's Höhn;
Mußte durch die rauhe, wilde,
Felsenreiche Wüste gehn.

Räuber brachen ungehindert
Auf den armen Pilger ein,
Und nachdem sie ihn geplündert
Fliehn sie über Stock und Stein.

Ganz verwundet und zerschlagen
Lag er da in seinem Blut:
Wer wird ihn von dannen tragen?
Wer macht seinen Schaden gut?

Hoffend schauet er mit bangen
Blicken, wer die Straße zieht:
Sieh! ein Priester kommt gegangen;
Später naht auch ein Levit.

Aber Beide gehn vorüber,
Sehn ihn unempfindlich an;
Seufzend blicket er hinüber.
Endlich kommt der rechte Mann.

Jammernd schaut der seine Wunden,
Gießet Öl und Wein darauf,
Hebt ihn, als er sie verbunden,
Auf sein Maulthier sanft hinauf.

Mit ihm in die Herberg' zieht er,
Und verpflegt ihn mild und treu:
Und das war — ein Samariter.
Fragst du: wer dein Nächster sey?

In der Verlagshandlung der Barthschen Kinderschriften ist erschienen und hinsichtlich der äußeren Ausstattung ihnen ganz gleich, so wie dem Gehalte nach verwandt:

Johannes Fund oder Bartholomäus Haage. Eine wahre Geschichte für Kinder von M. Johann Christian Friedrich Burk. Zweite vermehrte Auflage. 1833.

Diese Lebensgeschichte, „bis auf wenige äußere Zuthaten, getreu nach der eigenen Handschrift dessen erzählt, von dem sie handelt," hat dabei doch allen Reiz einer Dichtung, und die Wege der Vorsehung in der Geschichte dieses Findlings können einen so rührenden als das Beispiel des frommen Knaben einen erwecklichen Eindruck machen. Nur der Schluß, wo mit Haage's eigenen Worten sein späteres Leben kürzlich beschrieben und aufgezählt wird, wie oft er geheirathet, wie viel er Kinder gehabt und welche Stellen er nach einander verwaltet habe, ist wenig anziehend und gleicht dem im Sande verlaufenden Rhein.

Der Verf. folgender drei bei Felix Schneider in Basel erschienenen Kinderschriften:

1. Die Rabenfeder. Eine Geschichte zu einem Festgeschenke für Kinder. 2te Auflage. 1835. (3 gGr.)

---

Fortsetzung des Bibelkatechismus von F. A. Krummacher. Essen 1833. Preis 7½ Sgr. In Parthieen billiger.

2. Die Uhrfeder. Eine Geschichte zum Ostergeschenk für Kinder. 1833. (3 gGr.)
3. Die Urväter. Eine Geschichte zum Festgeschenk für Kinder. 1834. (3 gGr.)

ist dem Ref. unbekannt, wenigstens kann er für die ihm genannten Namen nicht einstehen. Mit den Barthschen Schriften haben sie manche Ähnlichkeiten, aber doch sind sie auch wieder in vieler Beziehung zu verschieden von ihnen, als daß an Barth selbst zu denken wäre. Jedenfalls hat ihr Verf. kein gemeines Talent darin entfaltet. Dabei sind Nr. 1 und 2. (wenigstens ihrem Hauptinhalte nach) wahre Geschichten und insofern besonders anziehend, wie denn der Verf. versichert, Nr. 1. mit derselben Nabenfeder geschrieben zu haben, welche eine Hauptrolle in dieser Erzählung spielt. Hinzuweisen auf Gott, der sich finden läßt von denen, die ihn suchen und alle Ereignisse unseres Lebens ordnet, und auf Christum, den Heiland, durch welchen das Verlorene wieder zurecht gebracht wird, ist auch dieses Erzählers Hauptabsicht, und er sucht diese auf dem geeignetsten Wege zu erreichen, indem er in den Lebenswegen und Führungen einzelner Menschen, die zum Theil auch erst in der Irre gegangen, den Segen eines gottseligen Lebens darstellt. Nr. 1. ist in dieser Beziehung, vorzüglich aber auch darum besonders anziehend, weil in der ganzen Erzählung mehr Einheit ist, während Nr. 2. durch Zersplitterung etwas ermüdet. — Nur über einen Punkt möchten wir mit dem Verf. rechten. Erzählungen der Art, wie die an zwei Stellen eingeflochtenen, von der wunderbaren Bewahrung eines frommen Mannes, der über ein offenes Kellerloch bei Nacht unbeschädigt hinweggeht, und zweier Reisenden, welche durch einen so schnell verschwindenden als erschienenen Laternenträger auf den rechten Weg gebracht werden, können wir nicht für zweckmäßig in einer Kinderschrift halten und müssen es nur mißbilligen, wenn in Traktaten für die Jugend, wie in denen der Berliner Gesellschaft „Jesus der göttliche Kinderfreund," oder in der christlichen Kinderzeitung dergleichen Erzählungen mit besonderer Vorliebe aufgehäuft werden. Nicht als ob wir ihre Wahrheit durchweg bestreiten oder gar den Schutz der heiligen Engel bezweifeln wollten, sondern weil dadurch entweder Zweifelsucht geweckt werden kann, welche sich dann auch auf die biblischen Wunder erstreckt, oder Wundersucht, welche sich mit dem einfachen Worte und der festen Verheißung Gottes nicht begnügt, sondern überall Zeichen und Wunder zu sehen verlangt. Dergleichen Erzählungen von besonderen göttlichen Bewahrungen gehören nicht auf den offenen Markt, sondern müssen in dem engeren Kreise erfahrener Christen bleiben, wie denn auch diejenigen, welche so etwas selbst erlebt haben, am wenigsten geneigt sind, es weit auszubreiten; und wie sparsam ist selbst die heilige Schrift mit Erzählungen dieser Art!

In Nr. 3. hat der Verf. einen neuen Weg eingeschlagen, den er mit Recht einer sehr fruchtbaren Behandlung fähig achtet und wenn er mit Bescheidenheit hinzufügt, er sey bei der Arbeit inne geworden, daß sie über seine Kräfte gehe, so muß Ref. dagegen bitten, der Verf. wolle durch diese Vorstellung sich nicht abhalten lassen, den so wohlgelungenen Versuch zu wiederholen. Es ist eine Schilderung der Urväter und ihres patriarchalischen Lebens, die sich der Verf. zur Aufgabe gestellt hat. Daß er die Grundzüge zu seinem Gemälde aus der heiligen Schrift genommen und in Beziehung auf ihre Angaben die ehrerbietigste Treue beobachtet habe, wird man im Voraus erwarten, wenn man hört, daß es seine Hauptabsicht bei der Wahl eines biblischen Stoffes gewesen sey, die Kinder in die Bibel hineinzuführen; daß er aber, um seinen Gegenstand zur lebendigen Anschauung zu bringen, so Manches durch poetische Fiktion ergänzen mußte, versteht sich von selbst. Wer dagegen Bedenklichkeiten haben wollte, dürfte seinen Kindern auch keinen Kupferstich, der eine biblische Geschichte darstellt, in die Hände geben, denn auch da wird er dichterische Zuthat des Malers finden. Sollte aber, was die Form ausdrücken darf, dem Worte verboten seyn? Man vergleiche den artigen Dialog einer Großmutter und ihres Enkels in einer der Vorreden zu Pfenninger's jüdischen Briefen. — So hören wir denn hier, wie Seth berichtet, was sein Vater Adam ihm vom Paradies erzählt habe, sehen dem einfachen gottseligen Leben der Patriarchen gegenüber das geschäftige, aber auch gottlose Treiben der Kainiten, zu denen Enos zuerst hingeht und ihnen den Namen des Herrn verkündigt. Weiter wird geschildert Henoch's göttlicher Wandel, seine Hinwegnahme, das überhand nehmende Verderben und das Gericht über die erste Welt, die große Fluth. „Das Büchlein" — sagt der Verf. in dieser letzten Beziehung — „hat einen sehr ernsten Schluß. Aber der Schluß unseres Lebens und der Schluß der Weltgeschichte sind ja auch ernst, und ihr besonders, ihr Kinder in Basel, habt in dem letzten Jahr manchen ernsten Schluß erlebt. So wünsche ich denn von Herzen, daß dieses Büchlein euch nicht bloß Freude mache, sondern auch ein wenig Angst, damit ihr zum Heiland gehet, der alle Angst vom Herzen wegnimmt."

Noch haben wir drei Erzählungen eines anderen ungenannten Verf., — nach Einigen sollte es ein rühmlich bekannter Prediger in Danzig seyn, — zu erwähnen:

1. Der Weihnachtsabend. 2te Aufl.
2. Die Neujahrsnacht.
3. Der Ostermorgen.

} Danzig bei Gerhard. 1834. à 4 gGr.

Diese Trilogie scheint nicht grade der Jugend bestimmt zu seyn, denn nach Form und Inhalt dürfte ihr Manches nicht ganz verständlich seyn, aber auch nicht lediglich dem reiferen Alter, denn dann würde sie wohl noch eine bestimmtere Haltung bekommen haben; daher möchten sich diese kleinen Büchlein, die nur etwa je aus zwei Bogen in 16. bestehen, am besten zum gemeinschaftlichen Lesen in Familienkreisen, besonders für die bezüglichen Festtage eignen, und sie sind pikant genug geschrieben, um auch in solche Kreise sich einen Weg zu bahnen, von denen sonst eigentlich christliche Lektüre so ziemlich ausgeschlossen bleibt. Vielleicht ist aber hierin des Guten zu viel geschehen, indem zu viel auf Effekt und namentlich Rührung berechneter Apparat aufgehäuft worden ist. Unter mehreren nach dem Leben gezeichneten Personen tritt in Nr. 1. ein jetzt verstorbener, ehrwürdiger Prediger Berlins besonders kenntlich und lieblich hervor. (Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 19. December. № 101.

## Übersichtliche Anzeige von christlichen Kinderschriften.

(Fortsetzung.)

### II. F. W. Krummacher. v. Kamp.

Wenn nicht durch das bunte Allerlei, welches der Büchermarkt darbietet, so oft das Bewährteste aus den Augen gerückt würde, so könnte es überflüssig scheinen, die Werke eines unvergeßlichen Volks- und Jugendschriftstellers in Erinnerung bringen zu wollen, der klassisch und christlich zugleich ist, der Tiefe und Anmuth, gefälligen Witz und gewichtigen Ernst auf seltene Weise zu verbinden versteht und der nun, wie ein Weiser der Vorzeit, es auch nicht verschmäht, sich zu dem jüngeren Geschlecht zu setzen, bald im Tone des Räthsels ächte Lebensweisheit lehrend, bald in einfacher Erzählung und lieblichen Bildern die Geheimnisse des Himmelreichs entfaltend. Wir meinen Krummacher. Seine Parabeln, welche trotz mehrerer Nachdrücken wiederholt in neuen Auflagen*) bei dem rechtmäßigen Verleger erscheinen, sichern ihm seinen Platz unter den Deutschen Dichtern und in den Herzen junger und alter Leser. Ohne die Lächerlichkeit begehen und diese längst unter uns anerkannten Dichtungen beurtheilen und empfehlen zu wollen, kann doch in dieser, Altes und Neues zusammenstellenden Übersicht nicht umgangen werden, auf den bildenden Einfluß, der in denselben für unsere Jugend liegt, wenigstens hinzudeuten. Es ist Hauch des Orients nicht bloß, es ist Hauch der Schrift, der in ihnen weht. Der Dichter ging zu den Propheten und Sängern Israels, daß er von ihnen lernete die Kraft ihrer Rede, die Lieblichkeit ihrer Gleichnisse und die Einfalt und Anmuth ihrer Erzählung; aber er trug auch von ihnen hinweg Keime heilsamer Lehre, die in manchem Herzen, wohin sie gelegt worden sind, ihre Frucht gebracht haben werden zu ihrer Zeit. Er aber, der Prophetenschüler, hat nach dem Prophetenmantel auch den Geist empfangen und ist selbst ein Prophet worden, und sein Alter ist stärker als seine Jugend. — Die Parabeln Krummacher's sind für Herz und Geist der Jugendwelt gleich bildend. Das Typische der Natur, welches hier in reichen Gaben entfaltet wird, ist eine edle Nahrung für die jugendliche Phantasie und die vorwaltende Sinnigkeit der Betrachtung und Zartheit der Darstellung kann bei empfänglichen Gemüthern nicht ohne Wirkung bleiben. Es mag sehn, daß das Kind oft wenig im strengsten Sinne versteht; dennoch wird es ahnend viel daraus lernen, denn die Lehre erwächst aus den Parabeln nicht wie das Facit aus einem Rechenexempel, das man an den Fingern abzählen, sondern sie steigt aus ihnen wie der Duft aus einer Blume, den man nur einathmen kann. Auch heilsame Zucht zur Gerechtigkeit durch Weckung des Gewissens und Unterweisung zur Gottseligkeit enthalten die Parabeln; und die Hülle der Dichtung, welche sich hier um die himmlische Wahrheit schlingt, trägt dieselbe in Kreise, wohin sie sonst vielleicht nicht käme, mag es auch geschehen, daß Manche über der fein geformten silbernen Schale, „in welcher Nathan den goldenen Apfel reicht,"*) denselben übersehen. Sollten vielleicht geförderte Christen meinen, die Religiosität der Parabeln sey eine etwas zu allgemeine, und es behage ihnen nicht, daß Nathan und Sokrates, die Braminen und die Propheten in bunter Reihe als Lehrer auftreten; so wäre darauf Verschiedenes zu erwiedern, es werde aber nur billig berücksichtigt, daß die Parabeln nach und nach entstanden sind und daß dieser Tadel am meisten das erste, weniger schon das zweite und vielleicht gar nicht das dritte Bändchen trifft, in welchem die gereiftesten Früchte christlicher Erfahrung sich finden und wo die Erzählung, alles Antike abstreifend, im immer reineren Gewande des Heilighums prangt. Es führt dieses dritte Bändchen aus dem Vorhof der Heiden durch die inneren Vorhöfe in das Heilige selbst. — So mögen denn immerhin recht viele Eltern, statt mancher Neuigkeiten, welche der Büchermarkt bietet, diese sinnigen Dichtungen ihren Kindern schenken, den reiferen sie selbst in die Hände geben, den kleineren daraus mittheilen. Ref. hat erfahren, mit welcher Innigkeit sie Kinder erfassen.

Palmblätter. Erlesene morgenländische Erzählungen von J. G. Herder und A. J. Liebeskind. Neue Auflage, durchgesehen von F. A. Krummacher. 6 Bändchen. Berlin 1816.

Diese Sammlung, welche Krummacher nur durchgesehen und mit einer Vorrede begleitet hat, ward von Herder bereits 1786 eingeführt. Er glaubte damit der jugendlichen Phantasie, „dieser beweglichsten und zugleich gefährlichsten aller menschlichen Gemüthsgaben," einen wesentlichen Dienst zu thun. Man stimme darin überein, daß man sie auf Beispiele des Guten und Edlen richten müsse; allein diese lägen im gemeinen Leben nicht so zahlreich vor; mit bloßen Sittensprüchen und Regeln sey es nicht gethan; man müsse also die Sittenlehre in Handlung setzen. Da gebe nun aber die Äsopische Fabel einen zu engen Spielraum; bei der eigentlichen Geschichte bleibe es meistens der eigenen Composition überlassen, daß sie bildend werde; der geschichtliche Roman, mit dem man sich geholfen habe, sey etwas Unnatürliches: die reine Dichtung habe daher den Vorzug, und wenn die Geschichte außer alle Zeit in ein erdichtetes Land gesetzt sey, sie sey aber menschlich wahr, unterrichtend, anschaulich, rührend,

*) Sechste vermehrte Auflage. 3 Bändchen. 1830. 2 Thlr. 12 gGr.

*) Erstes Bändchen, erste Parabel.

so sey es desto besser. Unter diesen moralischen Begebenheiten, sie mögen nun wahr oder erdichtet seyn, nehme die morgenländische Erzählung einen vorzüglich schönen Platz ein, und es sey nicht bloß der Glanz des Wunderbaren, der darin das Auge des Jünglings an sich ziehe, sondern der reine Umriß, die hohe Simplicität der Gestalten und Wahrheiten, die präcise Ausprägung der Charaktere drücke sich so unvergeßlich tief ein. Die Dichtung sey kühn und groß; die Lehre, auf welche die Erzählung angelegt sey, selten von der kleinlichen Art, die in unseren insonderheit artigen Erzählungen herrsche; der Ton endlich von hoher, edler Einfalt, wie der der Bibel, und darum der Jugend, die daran gewöhnt sey, besonders zu empfehlen. — Wir haben uns diesen gedrängten Auszug aus Herder's ausführlicher Vorrede erlaubt, da es für den ganzen Gegenstand, um den es sich handelt, nicht unwichtig ist, das Urtheil eines solchen Mannes zu vernehmen, und da dieses Urtheil, außer einigen Punkten, über die sich rechten ließe, vieles Wahre enthält. Die Erzählungen selbst anlangend, so wird Niemand verlangen, daß diese morgenländischen Dichtungen christliche Bildung im engen Sinne des Wortes befördern sollten. Wer aber zur Weckung des sittlichen Gefühls eine zugleich anziehende Lektüre für die Kinder sucht, der wird diese Erzählungen aus dem Lande des Islam immer noch weit angemessener finden, als viele der „artigen Erzählungen" für Kinder, womit wir überschwemmt werden. Dabei ist aber Krummacher's Rath gewiß zu beherzigen: „Man gebe diese Palmblätter der Jugend zur Bildung, nicht zum Zeitvertreib und zur Belustigung in die Hände. In letzterem Fall wird der junge Leser, dem nichts so sehr zusagt, als solche kühne Dichtungen aus der Phantasiewelt, das Buch vielleicht verschlingen, aber eben darum nicht verdauen. Sein Gemüth wird dadurch, so wie durch alle Vielleserei, zerstreut, und die Phantasie durch einen solchen Zustand der Passivität nicht gestärkt werden, sondern erschlaffen. Also gebe man der Jugend diese Geistesnahrung zu rechter Zeit und nach gerechtem Maaß." Oder man gebe ihr lieber, hat sie nicht schon gereiftere, zum Unterscheiden geweckte Sinne, das Buch selbst gar nicht in die Hände, denn auch in dieser geschickten Auswahl findet sich noch Etliches, das die Religionsmengerei unserer Zeit, zu der sich auch schon die Kleinen neigen, begünstigen könnte. So stellt auch die Erzählung „Karun" den Charakter des Moses und eine biblische Geschichte in ein schiefes Licht.

Das Festbüchlein von F. A. Krummacher. Erstes Bändchen oder der Sonntag. (5te Aufl. 1828. 12 gGr.) Zweites Bändchen oder das Christfest. (3te Aufl. 1825. 18 gGr.) Drittes Bändchen oder das Neujahrsfest. (2te Aufl. 1832. 1 Thlr.)

Will man den Kindern, wie neulich Jemand gesagt hat, nur zur Lust und Kurzweil ein Buch in die Hände geben wie ein Stück Kuchen, auf daß sie ein Stündchen still sitzen, so wird man freilich mit diesem Festbüchlein nichts anzufangen wissen. Für zerstreute Kinder, die an eine gehaltvolle, ernste Lektüre noch nicht gewöhnt sind, sind sie überhaupt nicht; diese würden sich damit langweilen. Aber gesammelte Kinder, die guten christlichen Unterricht empfangen und schon geweckte Sinne für das Heilige haben, werden sich derselben freuen; und die Zeit ihrer Vorbereitung zur Confirmation, wo ihr Christenthum zum Bewußtseyn der kirchlichen Gemeinschaft heranreifen soll, dürfte eine besonders passende Zeit seyn, um den Kindern ein Buch zu bieten, welches sich die Aufgabe stellt, die kirchlichen Feste in ihrer wahren Bedeutung verstehen zu lehren, und diese Aufgabe auf eine so gemüthvolle Weise löst. Auch zum gemeinschaftlichen Lesen in Familienkreisen möchten sich diese Büchlein gar wohl eignen. Man suche sich aber eine neuere Auflage zu verschaffen, denn das: „vermehrte" oder „umgearbeitete Ausgabe" ist bei Krummacher und namentlich diesen Büchern kein bloßes Aushängeschild. Wichtig und den Verf., als ein seltenes Beispiel ernster Recognition, ehrend, ist das Bekenntniß in der Vorrede zur dritten Ausgabe des zweiten Bändchens: „Ich erkannte in den ersten Ausgaben theils mehrere Irrthümer und schriftwidrige Ansichten, theils mißfielen mir darin manche, dem Geist und der Würde des Evangeliums unangemessene, ästhetische Schnörkel und Tändeleien. Solches konnte weder mir noch auch dem, wie ich meine, ernster gewordenen Sinn des Volks, welchem diese Schrift bestimmt ist, ferner zusagen. Ich habe, so viel möglich, jene Ungehörigkeiten zu tilgen und dem beinahe völlig umgearbeiteten Ganzen eine ernstere Haltung zu geben gesucht. — — Die heilige Geschichte macht billig den Hauptbestandtheil dieses Buches aus. Denn was feiern wir anders am heiligen Weihnachtsfeste, als die Vollendung göttlicher Rathschlüsse durch göttliche Thaten, Werke und Anstalten zum Heile der Welt? — — Das Andere ist Beiwerk und hat vorzüglich den Zweck, sowohl den Christenglauben als auch die christliche und kirchliche Festfeier im Leben darzustellen." Dieselbe gewissenhafte Überarbeitung wird man auch bei dem ersten Bändchen finden, wenn man z. B. die erste und vierte Auflage, welche dem Ref. vorliegen, vergleicht. Sollte gleichwohl manchem einfachen Leser noch etwas zu viel Morgenroth und Blüthenschmuck in diesen Büchern seyn, so lasse er sich dieses „Beiwerk" um Anderer willen, die es vielleicht zum Eintritt in das Innere einladet, gern gefallen.

Gesänge und Lieder aus dem ersten und zweiten Bändchen sind von A. Harder in Musik gesetzt. Sie sollen sehr gelungen und ihre Melodieen selbst im Munde des Volkes seyn. (2 Bändchen. 1 Thlr. 12 gGr.)

Das Täubchen, von Fr. A. Krummacher. 2te Aufl. Mit fünf Bildern von Wilh. v. Kügelgen. Zum Besten der Rettungsanstalt zu Düsselthal. (Pr. 9 gGr.)

Dieses Büchlein mit seinen 48 Seiten sauberen Druckes und den lieblichen Umrissen von Kügelgen wiegt eine Menge anderer Kinderschriften auf. Es ist sammt seinem Inhalt, „den ein Jeder als Gedicht oder als Geschichte nehmen mag," bereits zu bekannt und beliebt, als daß dieser erst angegeben werden sollte. Es sey hier nur auf's Neue in Erinnerung gebracht und empfohlen als ein Büchlein, dem bei der Einfachheit seiner Anlage an Innigkeit des Gefühls und Zartheit der Darstellung wenige andere an die Seite gesetzt werden können. Ref. ist von

seiner entschiedenen Wirkung auf unbefangene Gemüther unter Jung und Alt Zeuge gewesen.

Das Leben des heiligen Johannes. Eine Schrift für junge Christen. Von Dr. Fr. A. Krummacher. Essen 1833. 184 S.

Der Verf. eignet dieses Schriftchen seinen ehemaligen Confirmanden und bezeichnet damit, wie schon durch den Titel, den Leserkreis, den er sich dachte, aber auch erwachsene Christen werden darin nicht bloß schönen Genuß, sondern auch Erbauung und Belehrung finden, denn das rechte Verständniß der heiligen Schrift hängt nicht wenig ab von dem rechten Verständniß der heiligen Männer, die in derselben handelnd und lehrend auftreten. Daher hatte die Verkennung des tiefen Gehalts der Schrift auch die Verkennung und Verdächtigung dieser Männer zur nothwendigen Folge. Daß wieder Bücher, wie das vorliegende, erscheinen, und, wie sich nicht bezweifeln läßt, willkommen sind, ist ein erfreuliches Zeichen, daß die frostige Zeit der sogenannten Aufklärung vorübergeht, die Zeit, wo man die Religion zu einem dürren Reise gemacht hatte, das freilich zu sehr an die Ruthe erinnerte, als daß die Kleinen hätten daran Freude haben können. Dafür fing man an, in den Schulen die Griechische Mythologie zu lehren, um den entblätterten Baum des Lebens mit Früchten aus den Gärten der Hesperiden zu behängen, weil der frische kindliche Sinn sich gegen die Dürre und Farblosigkeit eines solchen Unterrichts sträubte. Wenn man in Erinnerung dieser Zeit solche Büchlein, wie das vorliegende, erscheinen sieht, möchte man wohl ausrufen: „Siehe, der Winter ist vergangen; die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen und die Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande." — Doch nicht einer Blüthe möchten wir dieses Schriftchen vergleichen; Blüthenschmuck findet sich mehr in dem Festbüchlein, hier aber ist eine reife Frucht sorgfältiger Schriftforschung, genießbar und nahrhaft für Jung und Alt. Es ist nicht ein Phantasiebild des Jüngers der Liebe, wie die Maler in Wort und Form es oft entworfen haben, sondern es ist seine Geschichte „Denn er ist, wie alle Menschen, nicht mit einmal geworden, was er war, sondern allmählig in der Gemeinschaft seines Herrn und Meisters zu dem Maaße des vollkommenen Alters Christi herangewachsen. Er hat denselben Weg wandeln müssen, der auch uns verordnet ist, den Weg der Buße und Selbstverläugnung, und den Kampf der Geduld und des Glaubens gekämpft." Diese Geschichte ist nun mit so viel Geschick als historischer Treue gezeichnet, denn obwohl alle kleinen Züge und Andeutungen sorgfältig benutzt werden, um ahnende Blicke in das Herz und den Entwickelungsgang des Johannes zu thun, und obwohl auch der frommen Sage ihr Recht nicht verweigert wird, so schreitet doch die Erzählung immer auf dem sicheren Boden der evangelischen Geschichte einher und scheidet deutlich genug die sicher überlieferten Züge und die Deutung und Ergänzung des Bildes. Wenn der Verf. zuweilen durch die Zusammenstellung dessen, was uns sonst von den göttlichen Rathschlüssen und Führungen bekannt ist, oder durch andere Analogieen einzelnen Punkten seiner Erzählung ein helleres Licht zu geben sucht; so wird dies dem weniger kundigen Leser ein wesentlicher Dienst seyn, dem kundigen aber keine unnöthige Diversion scheinen.



Die Geschichte des Reiches Gottes, nach der heiligen Schrift, in Bildern von Wilh. v. Kügelgen. Mit andeutendem Texte herausgegeben von Dr. F. A. Krummacher. Essen 1831 u. ff.

Dieses Bilderwerk, wovon bis jetzt drei Hefte mit je sieben Kupfertafeln in großem Format à 1 Thlr. erschienen sind, wird vielleicht in diesem Blatte noch eine besondere Würdigung erfahren, und soll daher hier nur als ein passendes Weihnachtsgeschenk allen Eltern bestens empfohlen werden.

---

Von Krummacher zum Theil eingeführt, und, wie es uns scheinen will, denselben gewissermaßen zum Vorbild nehmend, ist als fruchtbarer Schriftsteller für die Jugend aufgetreten H. A. v. Kamp, von welchem uns folgende vier Schriftchen vorliegen:

1. Die Sänger im Frühlingshaine oder Beschreibung der vorzüglichsten einheimischen Sangvögel, Erzählungen und Gedichte über dieselben, zur Belehrung und Warnung vor Mißhandlung der Vögel und ihrer Brut. Ein Geschenk für die Jugend. Mit einem Vorworte von Dr. F. A. Krummacher. Essen 1830.
2. Der Fruchthain und der Wald, oder Beschreibung der vorzüglichsten einheimischen Obst- und Waldbäume, Erzählungen und Gedichte über dieselben, zur Belehrung und Warnung vor Baumschänderei. Ein Geschenk für die Jugend. Essen 1830.
3. Winterblümchen. Erzählungen für die Jugend, auch für das kindlich gesinnte Alter. Mit [größtentheils recht gefälligen] Kupfern von W. v. Kügelgen. Essen 1832.
4. Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern. Eine Schrift für die Jugend. Nebst einem Titelkupfer von W. v. Kügelgen. Essen 1833.

Nr. 1 und 2. verdanken ihre Entstehung einer Aufforderung der Kirchen- und Schul-Commission zu Düsseldorf, welche der unter der Jugend so häufig vorkommenden Grausamkeit gegen die Vögel durch ein kleines Lesebuch über diesen Gegenstand, Lieder, Lehren, Erzählungen und Beschreibungen der nützlichsten und angenehmsten einheimischen Vögel enthaltend, zu steuern und das Zartgefühl der Kinder anzuregen hoffte. Aus gleichem Grunde ward das Büchlein mit einem Anhange über Bäume und Baumschänderei versehen. Später gab der Verf. das Büchlein in zwei gesonderten Abtheilungen neu heraus und in dieser Gestalt haben wir es vor uns. Wenn wir nun wirklich den Gegenstand für wichtig genug halten, daß eine Kirchen- und Schul-Commission denselben in ihr Bereich ziehen kann; und wenn wir die Art und Weise, wie der Verf. die Absicht der Behörde zu erreichen suchte, nicht anders als loben, seine Büchelchen auch empfehlen können; so steigt uns nur dabei die Befürchtung auf, es möge doch vielleicht die gute Absicht der Behörde wie des Verf., in Bezug auf Nr. 1., in etwas fehlschlagen. Wir befürchten nämlich, die Beschreibung der Vögel, ihres Nesterbaues, Brü-

tens ꝛc. könne eben so sehr die vorwitzige Neugierde der Kinder, als ihr Zartgefühl anregen. Die Kinder haben nämlich einen, an sich sehr löblichen Trieb, das Gehörte oder Gelesene, wenn es sie anzieht, zu erproben, zu sehen, ob es sich also halte. Da könnte nun leicht die Aufzählung, wohin ein jeder Vogel sein Nest baut, wie viel und was für Eier er legt, Stoff zu solchen Nachforschungen geben, und wir müssen nur hoffen, daß der übrige Einfluß des Büchelchens vorwiegend seyn werde. — Ohne auf das Einzelne einzugehen, bemerken wir nur, daß wir die Lieder, deren sich sowohl mitten in den Text zerstreut als zum Anhang am Schluß, eine reiche Anzahl findet, für das Gelungenste halten. Sie sind kindlich und melodisch. Die Beschreibungen lassen das Erzählertalent eines Schubert vermissen und sind etwas einförmig; die Anwendung auf die Kinder erscheint zuweilen etwas gesucht, und es finden sich zu viele Ausrufer und Drücker. Wenn der Verf. zu dem Eigenen das Fremde nicht verschmähen wollte, könnten wir ihm für Nr. 1. als etwas Vorzügliches aus älterer Zeit empfehlen: 1. Klageschrift der Vögel an Lutherum über seinen Diener Wolfgang Siebergern. Diese liebliche Scherzschrift Luther's vom Jahre 1534 ist befindlich T. XXII. der Leipz. Ausg. p. 581. 6. 2. Des alten Pfarrers zu Joachimsthal Matthesius Fabel von den Sperlingen in den Predigten über Luther's Lebeu. 3. Luther's Brief über den Reichstag mit Krähen und Dohlen vom Jahre 1530. —

Nr. 3. Dieses Büchlein mit seinem bescheidenen Titel und Vorworte wird vielleicht für manches Kind eine nützliche und angenehme Gabe seyn, und den Zweck des Herausgebers, „anzuregen und zu erwecken für das Gute und Schöne, zu warnen vor dem Bösen, und überhaupt (?) angenehm zu unterhalten," nicht ganz unerreicht lassen; ob es aber auch für „das kindlich gesinnte Alter" geeignet sey, wäre denn doch zu bezweifeln. Der Verf. spricht mehr über die kleinen Stoffe, die er erwählt, weiß aber nicht so viel daraus zu machen, wie Krummacher. Manche Erzählungen sind wirklich zu unbedeutend und zu sehr in der Weise unserer gewöhnlichen „Erzählungen für artige Kinder." Grade diese Gattung von Kinderschriften verlangt ein besonderes Talent, um alles Triviale davon entfernt zu halten.

Nr. 4. Diese vier Erzählungen sind nach dem Vorworte des Verf., mit Ausnahme der letzten, bereits früher erschienen und jetzt unter diesem gemeinsamen Titel gesammelt worden. Leider muß man sagen, daß sie sich wenig über das Mittelmäßige erheben, und das thut uns um so mehr leid, als wir glauben, daß der Verf. nicht ohne Talent sey. Eine gewisse Innigkeit der Empfindung und Zartheit der Darstellung, die sich unverkennbar bei ihm findet, kann den Mangel an wahrem christlichen Kern und Gehalt nicht ersetzen, und den Geschichten, in welchen sich so manches bereits Verbrauchte findet, allein noch nicht den nöthigen Reiz geben. Die Idee des Ganzen, wie sie der Titel ausspricht, ist übrigens sehr schön, und wer sich auf das Sammeln legen wollte, würde des nutzbaren Stoffes so viel finden, daß es der Sichtung nicht einmal bedürfte. —



Eine andere Sammlung seiner Erzählungen, „Natur und Menschenleben" betitelt, ist uns nicht zu Gesicht gekommen.

### III. Übersetzungen.

Früher schon wurden in der Ev. K. Z. empfohlen:

1. Anna Roß, eine Erzählung für Kinder. Von Miß Grace Kennedy, Verf. des P. Clemens. Berlin 1830. *)
2. Der Tod des ältesten Sohnes. Von Cäsar Malan, evangelischem Prediger in Genf. Aus dem Französischen. Erfurt 1831. **)

Nr. 2., von welchem seitdem eine zweite Auflage erschienen ist, wird zwar nicht im eigentlichen Sinne eine Kinderschrift genannt, aber doch der reiferen Jugend in die Hände gegeben werden können. Dagegen muß Nr. 1. hier noch einmal als eine für Kinder ganz besonders geeignete, eben so anziehende als gründlich christliche Schrift empfohlen werden. Von derselben geistreichen Verfasserin ***) haben wir nun seitdem noch ein anderes Büchlein für die Jugend in Deutscher Übersetzung empfangen:

3. Jessy Allan, eine Erzählung für die Jugend. Von Miß Grace Kennedy. Berlin 1830. (93 S. im kleinsten Oktav.)

Dieses Büchlein steht hinter Anna Roß nicht zwar an christlichem Gehalte, aber wohl an künstlerischem Werthe zurück, und wird daher nur Solchen recht munden, welche schon so viel Geschmack an der heilsamen Lehre haben, daß es für sie einer Würze nicht bedarf. Wenn jene Schrift mehr die Form eines Romans hat, so gleicht die vorliegende mehr einem Traktat. Die sehr einfache und unausgeschmückte Geschichte dient gleichsam nur zum Faden, an welchen sich die Perlen christlicher Herzens- und Lebenserfahrungen reihen. Ein Mädchen aus niederem Stande, in ziemlicher Wildniß und Unwissenheit aufgewachsen, wird in der Sonntagsschule erweckt, lernt für ihre Seele sorgen und gibt Zeugniß von dem guten Werke Gottes an ihr durch ihre guten Werke inmitten einer von Gott entfremdeten Umgebung. Ein Unglücksfall legt sie auf's Krankenlager und sie muß eine schwere Operation erleiden; erstarkt aber bei diesem leiblichen Leiden an ihrem Geiste. Ihre fortwährende Kränklichkeit wird immer mehr ein Wegweiser zum Himmel für sie, auf welchem Wege sie an einer Freundin eine Mitpilgerin findet, mit der sie sich im Glauben stärkt, bis daß sie in der Kraft des Herrn und seines Wortes siegreich den Kampf des Lebens besteht und in Frieden heimgeht. — Während Anna Roß uns den hohen Werth christlicher Frömmigkeit dem Glanze der großen Welt gegenüber darstellt; so zeigt dagegen Jessy Allan, wie eben dieselbe Frömmigkeit in Armuth und Niedrigkeit, im Leiden und Tode der einzige sichere Haltpunkt sey. (Schluß folgt.)

*) Ev. K. Z. 1831. Nr. 26. **) Ev. K. Z. 1831. Nr. 52.

***) Die sämmtlichen Werke der Miß Grace Kennedy sind in der Eichler'schen Buchhandlung in sechs Bänden zu 4 Thlr. Subscriptionspreis erschienen. Die Ev. K. Z. wird nächstens in einer ausführlicheren Anzeige sich über dies vortreffliche Unternehmen aussprechen. Ein Werk, das sich zu Weihnachts- und anderen Geschenken eignet, wie nur wenige!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 23. December. № 102.

## Über Möhler's Symbolik.

### Dritter Artikel. Von der Rechtfertigung.

I. Evangelische Lehre von der Rechtfertigung.

Die Sünde erkannten wir in unseren anthropologischen Artikeln als die Anomie der menschlichen Natur, als ihre Abweichung von dem göttlichen Gesetz, dem sie zugleich positiv widerstrebt; denn die Gesinnung des Fleisches ist eine Feindschaft wider Gott; Röm. 8, 7. So wie nun die Sünde, als das Widergöttliche, eine Opposition wider Gott ist, so ist Gott, als der absolut Gute, auch eine Opposition wider die Sünde, die er stets nach seiner heiligen Gerechtigkeit anklagt, richtet und verurtheilt. Eben dies, daß die Sünde nicht bloß eine sich auf sich selbst beziehende Unordnung der Natur ist, sondern vielmehr eine Abweichung von der allgebietenden Ordnung des Gesetzes, welches diese Unordnung verbietet, und, ihr widerstrebend, Conformität fordert, begründet das Schuldverhältniß derselben (reatus). Das Gesetz, als die ursprüngliche göttliche Norm der menschlichen Natur, rechnet jede Abnormität oder Sünde, als etwas Un- oder Widergöttliches, dem Menschen als seine Schuld zu; ohne das Gesetz schweigt die Zurechnung; Röm. 5, 13. Den lebendigen, energischen Gegensatz Gottes gegen die Sünde, wie ihn das Gesetz offenbart, nennt die Schrift den Zorn Gottes. Bedingt durch die Sünde, bedingt er wiederum sie. Wie die ursprüngliche Gerechtigkeit gegründet war in der schaffenden Liebe Gottes, wovon der Mensch sich durchdrungen und zu reiner Gegenliebe bewegt fühlte, so ist die Ungerechtigkeit des gefallenen Menschen nicht bloß die Ursache, sondern nun auch eine Folge des Verlustes der göttlichen Liebe. Denn eben seiner Sünde wegen sich von Gott nicht geliebt, sondern gerichtet fühlend, vermag ihn der Mensch nicht wieder zu lieben, sondern nur zu fürchten, und aus dieser lieblosen Furcht kann nicht die Gerechtigkeit des Herzens, sondern höchstens nur die des äußeren Wandels hervorgehen, welche vor dem göttlichen Forum keine Gerechtigkeit ist. Gott und der Mensch im Stande der Sünde sind wider einander, und eben dieses Gott-Zuwidersein ist auch die Ungerechtigkeit des Menschen. So wie nicht eine zuvor gegebene Liebenswürdigkeit des ersten Menschen die göttliche Liebe zu ihm bewirkte, sondern vielmehr die schöpferische Liebe Gottes den Menschen liebenswürdig schuf, so muß auch die Erneuerung des gefallenen Menschen zur Gerechtigkeit mit der zuvorkommenden, versöhnenden Liebe Gottes beginnen, welche den feindlichen Sünder, seine Schuld aufhebend, zu neuer Liebe und neuem Leben umschafft. Nicht die Liebe, womit wir Gott lieben, sondern die Liebe, womit er uns liebt in Christo, ist der Grund unseres Heils, 1 Joh. 4, 10.; die erstere kann nicht der Grund seyn, weil sie nur die Folge der letzteren ist; sie kann nur aus dieser, nicht aber aus dem selbstsüchtigen Grunde des natürlichen, entweder furchtsamen oder vermessenen Menschen hervorgehen. Das Gesetz fordert zwar, daß der Mensch gut sey, damit ihm Gott gut sey, daß er Gott liebe, damit er wieder von ihm geliebt werde; es erheischt unablässig die ursprüngliche, gottgefällige Gerechtigkeit, aber es findet sie nicht in ihm, und darum kann es ihn auch nicht rechtfertigen, sondern muß ihn anklagen und richten, oder der Zorn Gottes würde seine Sünde offenbaren. Deshalb kann es aber auch in ihm nicht die erneuernde Liebe wirken, ihn nicht neu beleben, sondern nur das zürnende und quälende Schuldgefühl in ihm erwecken, und die Gerechtigkeit kann daher weder aus dem natürlichen Menschen selbst, noch aus dem Gesetz, welches ihm gegeben ist, hervorgehen, Gal. 3, 21., Röm. 7, 7 ff.; es zeigt nur die ganze Größe des Gegensatzes zwischen Gott und der Sünde, aber es versöhnt ihn nicht. Ohne Gesetz, ohne die unerfüllbare Voraussetzung seiner Erfüllung, muß die Gerechtigkeit offenbar werden aus freier, ursprünglicher Gnade Gottes, die eben, weil sie nur in ihrer eigenen absoluten Tiefe, nicht aber in irgend einer zuvorgegebenen Güte des Menschen ihren Grund hat, selbst der hervorbringende Grund eines neuen Guten im Menschen wird. Das Evangelium ist die Offenbarung dieser rechtfertigenden, erneuernden Liebe und eben dadurch wesentlich verschieden vom Gesetze, ja ihm entgegengesetzt. Denn die Liebe ist zwar auch die Summa des Gesetzes, welches nur durch sie erfüllt wird; aber dies ist die Liebe, womit wir Gott lieben, während die Liebe, womit er uns liebt in Christo, die Summa des Evangeliums ist, welches das Schuldurtheil des Gesetzes gegen die Sünder aufhebt. Doch ist beides, sowohl das Gesetz als das Evangelium, gleichmäßig Gottes Wort, oder gleich wahre Offenbarung seiner Heiligkeit und Gnade, die sich einander nicht aufheben können. Der Widerspruch der Drohungen des Gesetzes und der Verheißungen des Evangeliums, der Verdammung und Versöhnung der Sünder, wird vermittelt durch den Mittler, welcher, seiner göttlichen Natur nach, selbst die ewige Gerechtigkeit oder das persönliche Gesetz, in der angenommenen Menschheit es menschlich concret darstellt und erfüllt, aber nach seiner ewigen Gnade nicht um seinetwillen — denn er bedarf keiner Rechtfertigung — sondern um unsertwillen, deren Fleisch und Blut er angenommen. Durch seine Menschwerdung ist er, der Herr, das alle Glieder unter sich befassende Haupt der Menschheit geworden, mit der er durch Blutsverwandtschaft und Liebesgemeinschaft innigst verbunden ist; er ist der König des menschlichen Reiches, welches mit der ganzen Breite seiner Basis in ihm, als in seiner persönlichen Spitze, sich concentrirt; er ist

mit Einem Wort die in ihrer höchsten Person concentrirte Menschheit selbst, und dadurch eben nicht ein willkührlich substituirter Repräsentant, sondern der natürliche Vertreter des ganzen menschlichen Geschlechts, gleichwie ein Hausvater nicht ein Wahldeputirter, sondern als Haupt der geborene Vertreter seines Hauses ist. Da nun das Haupt in einer steten organischen communicatio idiomatum mit den Gliedern steht, so wird dadurch vermittelt, daß, was dem Haupt eigen ist, den Gliedern, und was den Gliedern, dem Haupte eigen wird. Den Gliedern eigen ist die Schuld der sündigen Selbstsucht, welche sie unter einander und mit Gott entzweit, dem Haupte eigen ist das gerechte Verdienst der heiligen unendlichen Selbstverläugnung, womit der Sohn Gottes sich von der göttlichen Herrlichkeit zur menschlichen Knechtsgestalt und in dieser mit dem hingebendsten Gehorsam bis zum Opfertod am Kreuz erniedrigt hat. Es ist ihm eigen, ohne daß es desselben bedarf; denn es ist der Herr, der Herr des Gesetzes, der für sich zu keinem Gehorsam und unter dem Gesetze und am wenigsten zu einem leidenden verpflichtet ist, wie er dem Sünder gebührt. Seine Liebe will es auch gar nicht für sich haben, sondern für die Menschen, denen er sich als Haupt verbunden. Als ihr Vertreter, Mittler und Priester stellt er sich in der Knechtsgestalt dem Gericht des Gesetzes dar, welches Erfüllung, Genugthuung fordert, ehe die Rechtfertigung erfolgen kann, und bringt, als Priester der ganzen Gemeinde, am Kreuze das unbefleckte, allgenugsame Opfer dar für die Schuld der ganzen Welt, ein Opfer, dessen Verdienst unendlich ist, weil es die tiefste Selbstverläugnung des Unendlichen in sich schließt. So will es die göttliche, so will es seine eigene Heiligkeit, die von dem Gericht des Gesetzes, welches ihre Offenbarung ist, nicht durch Auflösung, sondern nur durch Erfüllung desselben erlösen kann. Es ist eine heilige Liebe, die uns erlöst, eben dadurch so heilig, daß sie dem Gesetze der Gerechtigkeit nichts vergibt, indem sie die Ungerechtigkeit der Sünde vergibt, und eben dadurch so liebend, daß sie sich selbst zum Opfer dargibt.

Die Mißverständnisse in dieser Lehre entspringen theils daraus, daß man mit Verkennung der wahren Gottheit Christi, oder der Homoousie des Vaters und Sohnes den die Genugthuung fordernden Ernst der Heiligkeit nur in den Vater und den die Genugthuung gebenden Zug der Liebe nur in den Sohn verlegt, da die Heiligkeit und Liebe beider dieselbe ist und die Genugthuung so fordert, als gibt; denn so wie der Sohn sich selbst, weil nur dadurch die sündige Welt erlöset werden kann, so gibt der Vater den Sohn, sein anderes Ich, in den Tod am Kreuz, der Vater vieler Völker den eingeborenen Isaak dahin, und der heilige Geist würde ohne Entheiligung dem unheiligen Geschlecht nicht tröstend und heiligend nahen können, wenn nicht der Bann des unverbrüchlichen Gesetzes zuvor heilig gelöst wäre. Die Heiligung setzt die Rechtfertigung und Genugthuung nothwendig voraus. Sodann ist eben in der göttlichen Natur sowohl die Freiheit des Erlösers von dem Gesetze, von dem er, es für Andere erfüllend, erlösen soll, als auch die Unendlichkeit seiner Hingebung begründet; denn alles Endliche hat auch nur



Endliches hinzugeben. Anderentheils entspringen jene Mißverständnisse daraus, daß die wahre menschliche Natur oder die Homoousie des Sohnes mit der Menschheit verkannt, und daher seine Stellvertretung als ein willkührliches qui pro quo betrachtet wird, vermittelt durch eine Imputation, die zufällig und wie ein Wechsel erscheint, der Geistesseigenthum wie äußere Güter überträgt und tauscht. Dieser falsche Schein verschwindet, wenn der, welcher als Gott die ganze Menschheit umfaßt, als Mensch, in Wesenseinheit mit ihr, ihr natürliches Haupt und Centrum ist, so daß er nun das Elend ihrer Glieder wirklich als das seine mitfühlt, so wie umgekehrt diese seine Leiden mitleiden, alles in Folge der Liebe, die im Gegensatz der Eigensucht stets ihr Eigenthum Anderen und den Mangel sich zueignet.

(Fortsetzung folgt.)

## Übersichtliche Anzeige von christlichen Kinderschriften.

(Schluß.)

In die Schilderung der Sonntagsschulen, die von England auch zu uns verpflanzt worden sind, aber bei uns mehr für die Zwecke dieses als des zukünftigen Lebens benutzt, auch nicht von so freiwilligen Händen der Liebe gepflegt werden, wird sich mancher Leser nicht recht finden können; daher ist die Vorbemerkung des Übersetzers darüber an ihrem Platze, und auch seine Vermuthung, die er auf die Einfachheit der Erzählung gründet, es möge die Geschichte eine wahre seyn und vielleicht Miß Kennedy selbst gegen das Ende darin erscheinen als eine der Damen, welche die Sonntagsschule leiteten, hat nichts Unwahrscheinliches. Sonntagsschulen scheint dieses Schriftchen auch besonders bestimmt und empfehlenswerth.

4. Der Neujahrstag. Eine Erzählung für Kinder. Aus dem Englischen. Herausgegeben von Adalbert Graf von der Recke Volmarstein, zum Besten der Rettungsanstalten zu Overdyk und Düsselthal. Düsselthal 1832. (Auch unter dem Titel: Die kleine treue Tochter, vom Verfasser der beiden Lämmer. Oder: Prüfstein für solche, die Missionare werden wollen.) 60 S. kl. Oktav. Preis 5 gGr.

Die Angabe des Verf. auf dem zweiten Titel erweckt ein gutes Vorurtheil. Das Büchlein „die beiden Lämmer" ist einer der besten Traktate für Kinder, eine eben so anziehende als erweckliche Allegorie. *) In diesen Erwartungen findet man sich nun auch in Bezug auf das vorliegende Schriftchen nicht betrogen. Es enthält eine anspruchs- und schmucklose, aber doch anmuthige und lehrreiche Familiengeschichte, deren wohl durchgeführtes Thema die Treue im Kleinen ist. Eine eingeflochtene allegorische Erzählung, welche ein Vater seinen Kindern am Neujahrsabend vorliest, verräth das Geschick des Verf. in dieser nicht leichten und gewiß mit Maaß anzuwendenden Gattung der Erzählung. Eine gewisse Steifheit und Trockenheit, welche die aus England zu uns herüberverpflanzten christlichen Schriften

*) Die Berliner Gesellschaft hat ihn auch herausgegeben.

kenntlich und einige Kinderschriften fast ungenießbar macht, findet sich in der vorliegenden nur wenig; aber allerdings müssen die Kinder schon einige christliche Erkenntniß haben, um sie verstehen zu können. Solche aber, und mit ihnen, wie Ref. erfahren hat, auch kindlich gesinnte Gemüther unter den Erwachsenen, werden das Büchlein mit Freude und Nutzen lesen.

Nicht unter die Reihe der Jugendschriften kann gestellt, aber doch auch schon der reiferen Jugend weiblichen Geschlechts in die Hände gegeben werden

Martha. Andenken an eine einzige und geliebte Schwester. Von Andr. Reed. Aus dem Englischen frei übertragen. Essen bei Bädecker, 1832. (1 Thlr.)

Eine ausführliche Anzeige, die hier nicht am rechten Orte wäre, müßte auf die Schrift desselben Verf.: „Keine Erdichtung," mit Rücksicht nehmen.

## Nachrichten.

(Zillerthal in Tirol.) Die Verfolgungen unserer evangelischen Brüder im Zillerthal dauern mit gleicher Stärke fort und werden bis auf den Gebrauch von Feuer und Schwerdt, welche die weltliche Obrigkeit verweigert, eben so systematisch ausgeführt, als zur Reformationszeit in Italien und Spanien, um das entstandene Feuer spurlos auszutilgen. Seit unserer ersten Mittheilung im vorigen Jahre haben wir zugesehen, ob sich das Leiden etwa wende; jetzt aber würde längeres Schweigen Versündigung seyn, denn obgleich unsere Brüder durch des Herrn Kraft noch fest stehen, so sind sie doch von Gefahren aller Art umgeben und mit Versuchungen umstellt, wie mit einem Netze.

Vor acht Jahren sind zuerst drei Männer: Bartholomäus Heim, Johann Fleindl (beide ungefähr fünfzigjährig) und Johann Fanghauser, gegen vierzig Jahr alt, zur Evangelischen Kirche übergetreten. Sie wären wahrscheinlich nicht so bald zur vollen Klarheit über die Abweichungen der Römischen Kirche vom Evangelium und zum Entschlusse des Übertritts gekommen, wenn die Geistlichkeit sie nicht dazu genöthigt hätte. Mittelst der Ohrenbeichte hatte sie nämlich von den genannten Männern erfahren, daß sie die heilige Schrift zu ihrer Erbauung gebrauchten, und wollte dies mit Gewalt verhindern. Sie aber hatten die Kraft und den Trost des Wortes schon zu sehr kennen gelernt, als daß sie es sich hätten wieder entreißen lassen. Mit Überwindung aller Lockungen, Drohungen und Schmähungen wurden sie Glieder der Evangelischen Kirche. Das Schimpfen und Toben machte erst Andere recht aufmerksam. Das christliche Verhalten der Angefochtenen unter den Verfolgungen erweckte unwillkührliche Bewunderung und die Nachfrage, wer solche Leute mache. Dadurch wuchs zusehends die Zahl der Gläubigen. Im Jahre 1832, als die drei Abgeordneten der evangelischen Zillerthaler dem Kaiser Franz zu Innsbruck ihre Bitte um Schutz vorlegten, waren 240 Seelen zum Austritt aus der Römischen Kirche entschlossen, jetzt sind es schon über 300, und von Zeit zu Zeit werden noch immer etliche hinzugefügt.

Aber mit dem Wachsthum des Gnadenwerkes wuchs der Grimm der Gegner und des von ihnen aufgereizten Volkes. Die erste Maaßregel, die man ergriff, war die Verweigerung des sechswöchentlichen Religionsunterrichts von Seiten der Geistlichen. Durch das Toleranz-Edikt ist ein solcher in den Österreichischen Staaten Jedem, der von der Römischen Kirche austreten will, unerläßlich vorgeschrieben. Diese Anordnung ist schon an sich selbst ein bedeutendes Hinderniß des Übertritts, es möchte jedoch immerhin bestehen, die Evangelische Kirche wäre dadurch desto gesicherter, keinen Unwürdigen in ihre heilige Gemeinschaft aufzunehmen. Aber den Priestern im Zillerthal schien es gerathener, sich darauf gar nicht einzulassen. So oft die evangelisch Gesinnten zur Wieden — so heißt in Tirol der Pfarrhof — kamen und den gesetzlich auferlegten Unterricht begehrten, wurden sie trocken, höhnisch oder zornig abgewiesen und bei fortgesetztem Verlangen mit dem Hinauswerfen bedroht. Die Obrigkeit hat bisher nichts gethan, die Geistlichkeit zur Ertheilung des vorgeschriebenen Unterrichts anzuhalten; so wird das Gesetz verachtet, die Duldsamkeit des Staates eine taube Nuß, und das jährlich im Oktober gefeierte Toleranzfest eine Satyre. Aus der Römischen Kirche läßt man also diese Leute nicht heraus und in die vom Staat anerkannte Evangelische nicht hinein. Sie schweben zwischen Erde und Himmel, bekanntlich eine unbequeme Existenz.

Die Folgen dieser unbestimmten Stellung sind aber sehr ernst und mannichfaltig. Denn diese ganze Schaar von dreihundert Seelen muß nicht nur der evangelischen Predigt und Pflege entbehren, sondern auch leiden, daß man sie fortwährend wie widerspenstige Glieder der Römischen Gemeinden, in denen sie wohnen, oder als Sektirer, die keinen Anspruch auf Duldung haben, behandelt. Sie muß es leiden, daß man sie in allen Verhältnissen bedrückt, beschränkt, mißhandelt, ihr die theuersten Güter vorenthält, und sie zu dem, was ihr als das größte Übel erscheint, auf alle Weise drängt. Die Vexationen fangen mit der Geburt an und hören noch nicht auf, wenn die Seele vom Leibe geschieden ist.

Die neugeborenen Kinder der evangelisch Gesinnten werden ohne Beiseyn der Eltern von den Römischen Geistlichen in der Kirche getauft. Die Taufpathen müssen immer der Römischen Kirche angehören. Da die Eltern wünschen, daß ihre Kinder nicht ungetauft bleiben und selbst die Taufe nicht vollziehen wollen, so bleibt nichts Anderes, als dieser traurige Weg übrig, der eine Menge von Nachtheilen nach sich zieht. Übrigens würde eine Weigerung von Seiten der Eltern nichts helfen, sondern die Kinder würden gewaltsam getauft werden. Sie sind also froh, daß man ihnen die Kinder nur läßt, und vertrauen darauf, daß die Wahrheit, wenn sie heranwachsen, Eingang bei ihnen finden und sie frei machen werde.

Sind die Kinder schulfähig geworden, so werden sie als solche, die durch die Taufe der Römischen Kirche angehören, von der Obrigkeit genöthigt, die Schulen ihrer Feinde zu besuchen, wo ihnen der Romanismus mit allem Eifer aufgedrungen wird. Da sie aber unaufhörlich ihre Eltern schmähen hören und deren Glauben verlästert sehen müssen, so machen diese Bemühungen glücklicher Weise grade den entgegengesetzten Eindruck auf sie und entfremden sie nur noch viel mehr ihrer Kirche. Mehrere Kinder, besonders die Söhne des oben genannten Heim, haben durch treffende Fragen und Antworten ihre Dränger häufig in Verlegenheit gesetzt, und wurden aus der Schule ausgestoßen, weil sie nicht zur Beichte gehen wollten, und auch andere Kinder vom Irrthum abwendig gemacht und zum Glauben an das allgenugsame Verdienst Jesu Christi geführt hätten. Dieser freudige Glaube der Kinder und die ungewöhnliche Erkenntniß, welche sie zeigen, verdrießt die Priester nicht wenig und macht empfänglichere Menschen am meisten stutzig.

Da in Tirol, wie in vielen ganz katholischen Ländern, die Kinder schon im achten oder neunten Lebensjahre zur Beichte und zum ersten Abendmahle gehen, also zu einer Zeit, wo sie noch gar nicht zu erkennen vermögen, was sie thun, so müssen die Eltern auch dies geschehen lassen. Es ist ihnen aber überaus schwer und betrübt, wenn sie mit ansehen müssen, wie ihre Kinder auf diese Weise zu Irrthümern geführt und zu unbiblischen Handlungen verleitet werden. Sie haben aus evangelischen Schriften erfahren, wie die Kinder in unserer Kirche gründlich in der Schrift und dem Katechismus unterrichtet werden, und begehren

von ganzem Herzen solchen Unterricht für ihre Kinder, die schlimmer als in Unwissenheit, nämlich in vielen gröberen und feineren Irrthümern aufwachsen, und denen sie selbst den reinen Unterricht nicht so, wie sie wünschen, zu ertheilen vermögen.

Den Brautpaaren wird von der Geistlichkeit die Trauung verweigert. Das Landgericht gibt aber nicht einmal die Erlaubniß zur Heirath, wenn auch allen weltlichen Bedingungen Genüge geleistet werden konnte. Dieser Bedrückung sind zwei evangelisch Gesinnte unterlegen Um des Heirathens willen sind sie zurückgetreten, und mußten Geld als Pfand einlegen (man sagt 300 und 1000 Fl.), was verloren seyn solle, wenn sie abermals von der Römischen Kirche abträten. Erwacht einst ihr Gewissen, so werden sie wohl im Stande seyn, mehr als das für Koth zu achten, um ihre Seligkeit zu gewinnen.

Bisher war den Evangelischen nicht gestattet, Grundeigenthum in den Gemeinden zu erwerben. Neuerlich wurde zwar die Erlaubniß dazu gegeben, wofern die Gemeinde nicht dawider sey. Daß aber die Gemeinde stets etwas dawider habe, dafür wissen die Priester schon zu sorgen. (Nur mit einem Manne, Johann Baier, wurde bis jetzt eine halbe Ausnahme gemacht: er durfte ein einsam gelegenes Haus und Gütchen, am Schwemmberge, kaufen.) Ja, nicht allein der Ankauf in den Gemeinden ist ihnen verwehrt, sondern es wird auch auf alle Weise versucht, diejenigen, welche schon Besitzungen haben, aus denselben zu verdrängen. Der Pfarrer zu Finkenberg, in dessen kleiner Pfarrei nur neun und zwanzig Evangelische sind, ist besonders eifrig und ehrgeizig darauf, sie, wo möglich, alle hinauszubringen und ihnen durch allerlei kleine Mittelchen den Aufenthalt unter seiner Heerde zu verleiden.

(Schluß folgt.)

---

(Anzeige.) Das Missionswesen hat in der neuesten Zeit eine bewundernswürdige Ausdehnung gewonnen. Gegen 700 Heidenboten nebst vielen Volksgehülfen predigen auf etwa 500 Missionsposten das Evangelium, zum Theil schon auf Inseln und unter Völkern, deren Namen kaum dem Geographen von Fach bekannt geworden sind. Das Christenthum ist durch diese neueren Bestrebungen bei einigen Völkern herrschend geworden, bei anderen sind feste Christengemeinden gestiftet, bei anderen bereitet sich im Stillen eine große Umwandlung vor, und wo noch keine Wirkung zu erkennen ist, wird wenigstens Christus als Erlöser der Welt verkündigt. Aber alle diese wichtigen Vorgänge sind dem größten Theile unseres Volkes noch unbekannt geblieben. Die Gelehrten nehmen fast noch keine Notiz davon, weil die Quellen sehr mannichfaltig, weit zerstreut und schwer zu erlangen sind. Daher ist es auch zu erklären, daß noch so viel unrichtige und gehässige Vorstellungen über das Missionswesen in Umlauf sind, welche bei näherer Bekanntschaft mit der Sache verschwinden oder sich vermindern würden. Zwar werden die neuesten Missionsnachrichten durch mehrere eigens dazu bestimmte Blätter zur allgemeinen Kenntniß gebracht, aber diese haben meistens ihren bestimmten Kreis, den sie selten überschreiten. Es scheint aber die Zeit gekommen zu seyn, wo das neu erwachte Missionswesen auch allgemeines Interesse aufsprechen und erwecken, wo dargelegt werden kann, welche Kräfte sich diesem großen Werke gewidmet und was sie zum Segen der Völker gewirkt haben; wo zugleich der reiche Stoff für Länder- und Völkerkunde, für Sprachwissenschaft und vergleichende Mythologie, der in den Mittheilungen und Arbeiten der Missionare enthalten ist, wie ein bisher verborgener Schatz der Wissenschaft zur Verarbeitung aufgeschlossen werden kann. Um dahin zu wirken, hat ein Mann, der auf diesem Gebiete zu Hause ist; wie wenige, und dem auch unser Blatt schon mehrere schätzbare Mittheilungen aus ihm verdankt, Herr Repetent Heller in Erlangen, sich entschlossen, eine ausgewählte Sammlung von Lebensbeschreibungen und eine zweite von Reisebeschreibungen evangelischer Heidenboten herauszugeben, die eine unter dem Titel: Leben evangelischer Heidenboten, die andere unter dem Titel: Reisen evangelischer Heidenboten.



Für die erste Sammlung sind die Biographieen der trefflichen Missionare Elliot, Brainerd (beide unter den Indianern Nordamerikas), Schwartz (im südlichen Indien), Vanderkemp (in Südafrika), Martyn (im nördlichen Indien und Persien), Fisk und Parsons (beide in Syrien), Carey (in Indien), Morrison (in China) und der Frauen Judson (in Birma), Smith und Newell (beide in Indien), so wie ein Band kurzer Biographieen von mehr als vierzig Amerikanischen Missionaren bestimmt. Der erste Band, enthaltend das Leben des Amerikaners Plinius Fisk, Missionars in Palästina, ist bereits erschienen. Seinen Besuch der apokalyptischen Gemeinden in Kleinasien, seine Wanderungen auf dem Libanon, seine Schilderungen Jerusalems und des heiligen Landes wird Niemand ohne Theilnahme lesen.

In die zweite Sammlung gehören Tyerman und Bennet Reise um die Erde, Ellis über die Südseeinseln, Jowett über die Länder des Mittelmeeres, Syrien und Palästina, Stewart und Ellis über die Sandwichinseln, Hartley über Griechenland, Philip über Südafrika, Anderson über Griechenland, Smith und Dwight über Armenien und Persien, Kay über das Kafferland, Gobat und Kugler über Abessinien, Wolff's Reisen in Asien, Gützlaff und Abeel über Siam und China, Yate über Neuseeland, Temple über die Länder des Mittelmeeres, Ellis über Madagaskar, Henderson über Island, Henderson und Pinkerton über Rußland, Brewer über Konstantinopel, Groves über Persien. Einige dieser Werke bedürfen der Abkürzung, andere der Umarbeitung. Um sie möglichst anziehend und brauchbar zu machen, wird beabsichtigt, bei den meisten derselben wichtige ethnographische und geographische Nachrichten, die sich in den Missionsjournalen zerstreut finden, am geeigneten Ort im Texte einzuschalten, oder in Anmerkungen beizufügen. Am passendsten schien es, diese Sammlung mit Tyerman's und Bennet's Untersuchungsreise um die Erde zu eröffnen, da sie zugleich einen höchst interessanten Überblick über einen großen Theil der evangelischen Missionsstellen gibt.

Der Verleger hat für schöne Ausstattung des Werkes gesorgt und liefert das Alphabet auf Velin für einen Thaler.

---

Mehrfache Nachfrage veranlaßt den unterzeichneten Herausgeber der Dorpatischen Evangelischen Blätter, das christliche Publikum davon zu benachrichtigen, daß Exemplare des laufenden Jahrgangs 1835 dieser Zeitschrift für das Herzens- und Erfahrungsechristenthum, so wie der folgenden Jahrgänge, von nun an in der Buchhandlung von Karl Franz Köhler in Leipzig stets vorräthig und für den Preis von 2 Thalern Sächsisch netto zu haben seyn werden. Von den drei früheren Jahrgängen (1832, 1833 und 1834) sind zwar keine Exemplare in der genannten Buchhandlung vorräthig, können aber durch dieselbe leicht von der ehemaligen Verlagshandlung der Evangelischen Blätter, der Eduard Franzenschen in Riga und Dorpat, oder von dem Herausgeber selbst in Dorpat, durch Herrn Buchhändler Karl Franz Köhler in Leipzig bezogen werden. Jeder Jahrgang kostet, elegant brochirt 2 Thaler 8 Gr. Sächsisch netto. Zusendungen an den Herausgeber wird die Karl Franz Köhlersche Buchhandlung jederzeit prompt besorgen.

Dorpat in Livland
am 12. (24.) September 1835.

Dr. Friedrich Busch,
ordentl. Professor der Theologie an der Kaiserlichen Universität daselbst.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Sonnabend den 26. December. № 103.

## Über Möhler's Symbolik.

(Fortsetzung.)

Daß seine der göttlichen Herrlichkeit bis zum Tod am Kreuz sich entäußernde Liebe eben so das vollkommenste Opfer wie die vollkommenste Gerechtigkeit ist, kann Niemand läugnen, der überhaupt in der Liebe des Gesetzes Erfüllung und eben in ihrer tiefsten Erniedrigung die unendliche Größe der Liebe des Herrn erkennt. Diese Liebe nun ist zugleich die Nothwendigkeit, was sie ist, nicht für sich, sondern für Andere zu seyn; sie kann nicht für sich allein gerecht seyn wollen im Geschlecht der Sünder; der Gehorsam bis zum Tode, zu dem sie in göttlicher Erhabenheit für sich selbst nicht verbunden ist, kann nur für die geleistet seyn, welche dazu verbunden, und weil sie ihn schuldig geblieben, in ihrer Schuld gebunden sind zum Gericht, wovon sie die Liebe erlösen will. Die stellvertretende Genugthuung beruht daher nicht auf einem, dem Heiland für sich selbst genugsamen Verdienste, welches dann durch die Willkühr des Richters von ihm auf Andere übertragen würde; sie ist vielmehr ihrem Wesen nach stellvertretend; es ist alles in ihr nur für Andere gethan und gelitten, für das ganze sündige Geschlecht, welches er als seine Familie in seinem allbewußten Herzen trug. Von der niedrigen Geburt bis zum niedrigeren Tode ist Alles Opfer der Liebe um unsertwillen, Armuth, durch die wir reich werden, Tod, durch den wir leben sollen. Was den Sündern oblag, damit sie gerecht würden, tiefste Selbstverläugnung im Gehorsam des Thuns und in der Strafe des Leidens, was sie aber eben wegen der Selbstsucht der Sünde nicht vermochten, Röm. 8, 3., das that er, seine göttliche und menschliche Herrlichkeit verläugnend, bis zum Tode, der Sünden Sold. Er nahm auf sich unsere Schmerzen und trug unsere Krankheit, unsere Sünde; die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Friede hätten; er eignete sich zu unsere Schuld, die er als vollkommener Bürge durch das vollkommenste Lösegeld seines Leibes und Blutes tilgte, und eignete uns zu das Verdienst der Gerechtigkeit seines Geistes. Sein Blut ist das Blut des Herzens der Menschheit, welches alles alte Blut des Körpers in sich aufnimmt, es geheiligt zum Opfer darbringt für die Sünde, und erneut durch die Glieder wieder ausströmen läßt.

Jene Zueignung, einmal für Alle mit der Erlösung selbst objektiv am Kreuze vollbracht, geschieht subjektiv an den einzelnen Gliedern der Menschheit in der Kirche Christi durch die Gnadenmittel und Gnadenwirkungen des heiligen Geistes. So wie Christus uns in sein centrales Bewußtseyn aufgenommen, so müssen wir ihn wiederum auch in das unsrige aufnehmen, und wie er sich mit uns verbunden hat, so wir auch mit ihm verbunden werden. Was am Kreuze für uns geschehen, muß auch in uns geschehen, muß sich uns eindrücken, uns zukommen; denn, bleibt es uns fern und außer uns, so wird unser Zusammenhang, unsere Lebensgemeinschaft mit Christe unsererseits nicht realisirt; wir werden nicht lebendige Glieder des lebendigmachenden Hauptes und Herzens, sondern sterben ab in den geistlichen, den ewigen Tod. So wie der Heiland sich unsere Sünde zugeeignet, so müssen wir uns seine Gerechtigkeit zueignen, nicht in Folge eigenmächtiger Anmaßung, sondern seiner gnädigen Mittheilung. Diese findet statt in der Rechtfertigung. Die Rechtfertigung ist die Verwirklichung der stellvertretenden Genugthuung an den Einzelnen, die dadurch an die Stelle Christi gesetzt worden, so wie er an ihre Stelle getreten. Das Gesetz verklagt und verurtheilt uns vor Gott als schuldige Sünder und unter seinem Banne ist keine Wiedervereinigung mit Gott in Liebe möglich; Christus erlöset uns von seinem Fluche, da er ward ein Fluch für uns, Gal. 3, 13. In Folge der Gemeinschaft mit ihm ist aber, was unser ist, sein, und was sein, unser; so daß keineswegs nur er den Fluch, wir aber nur den Segen haben; vielmehr, wenn Gott unser aller Sünde auf ihn, unser Haupt, warf, und ihn, nachdem er sie getragen, mit Ehre und Segen gekrönt, so sollen wir sowohl an dem Fluch, als an dem Segen Theil nehmen. In ihm, ihrem Hirten, soll die ganze Heerde sich geschlagen, in ihm, seinem König, das ganze Volk sich gerichtet, und eben, weil gerecht gerichtet, auch versöhnt fühlen vor dem gerechten Richter. Dies ist der Sinn der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi durch die Rechtfertigung, sofern sie ein actus forensis in foro judicii divini ist. Das Gesetz erkennt dem Sünder die Strafe zu und der Richter vollzieht sie, indem er das Glied theilnehmen oder mitleiden läßt an dem Leiden des Hauptes, welches er ihm zurechnet, damit es traure und erschrecke über seine Sünden, die schuld sind an solchem Leiden seines Herrn. Aber nicht nur die Schuld dieses heiligen Opfer-Leidens rechnet er strafend ihm zu, sondern erbarmend auch das Verdienst desselben, seine Gerechtigkeit vor dem Gesetze, seine Genugsamkeit zur Vergebung aller Schuld und zur Versöhnung oder Wiedervereinigung mit Gott in heiliger Liebe, welche die Kindschaft Gottes und das ewige Leben gibt. So ist also die Rechtfertigung nicht ein bloßer Gnadenakt mit Aufhebung des richterlichen Urtheils, wie es die Begnadigungen irdischer Könige zu seyn pflegen, sondern sie ist selbst ein richterlicher Akt, worin der vom Gesetz verklagte Sünder als Schuldiger zerknirscht unter das Kreuz seines Herrn gestellt, und in seinen Tod versenkt, und dann, nachdem die Genugthuung Christi im Glauben die seine geworden, losgesprochen wird von dem Schuldverhältniß des Gesetzes und den Segen des Evan-

geliums empfängt. Sie geschieht durch das Herzen und Sinne richtende (Hebr. 4, 12.) Wort Gottes, welches als Gesetz und Evangelium (Binde- und Löseschlüssel) eben so wohl eine Offenbarung seiner Heiligkeit als Gnade, oder seiner heiligen Liebe ist, die, wie schon oben bemerkt wurde, sich nichts vergibt, während sie dem Sünder Alles um Christi willen vergibt.

Diese heilige, versöhnende, rechtfertigende Liebe, geoffenbart im Worte, kann der Mensch nur durch den Glauben sich zueignen und besitzen, der eben darum der rechtfertigende Glaube genannt wird, nicht als wäre er eine Tugend oder ein Werk unsererseits, um deswillen wir gerechtfertigt würden — denn allein die Gerechtigkeit Christi außer und für uns ist die verdienstliche Ursache unserer Rechtfertigung — sondern in dem Glauben sind wir gerechtfertigt, weil wir nur in ihm Christum und seine Liebe wirklich in uns haben; vgl. 1 Joh. 4, 16.: Wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat. Auch in bloß menschlichen Verhältnissen ist es nur die Liebe, welche glücklich und gut macht, und zwar die Liebe, womit wir geliebt werden und womit wir wieder lieben. Das Geliebtwerden kann aber auch hier nur im Glauben und Vertrauen erfaßt werden, so daß jedes Liebesverhältniß, wenn es nicht in einseitig leerem Verlangen sich verzehren soll, in einem zwiefachen Gefühle, dem gläubig empfangenden des Geliebtwerdens und dem willig hingebenden des Liebens besteht. Der Glaube erzeugt nicht die Liebe, womit man uns liebt, sondern er empfängt sie; er ist auch nicht das Lieben selbst, sondern das sich lieben lassen, das sich geliebt wissen und fühlen. Ohne ihn ist die Liebe, womit wir geliebt werden, todt für uns und bringt uns kein Heil, wirket auch keine Gegenliebe; nur durch ihn genießen wir ihren Segen. Den rechtfertigenden Glauben mögen wir daher definiren als das zuversichtliche Bewußtseyn und Innewerden der heiligen Liebe oder Gnade Gottes, womit wir in Christo frei von unserer durch sein Leiden getilgten Schuld wieder als Kinder Gottes geliebt werden. Durch ihn wird das Evangelium unser; er hat seinen tröstlichen Inhalt voll Freude, aber auch voll Schmerz; denn es ist das Leiden des Herrn, woraus das ewige Heil ihm quillt, und jeden Leichtsinn der Freude ertödtet. Er rechtfertigt, und nur er, weil nur er Christum, unsere einzige Gerechtigkeit, hat, er beseligt, weil nur durch ihn wir Sünder die Liebe Gottes haben, die das höchste Gut ist und unseren Geist beseligt zum ewigen Leben, so wie auch im zeitlichen Leben die Liebe, womit gute Menschen uns lieben, unser bestes Theil ist; vgl. Röm. 5, 1—5: gerechtfertigt aus dem Glauben haben wir Friede mit Gott u. s. w. Gott ist die Liebe und die Seligkeit selbst, nur in der Gemeinschaft mit ihm, begründet durch seine Liebe zu uns, können wir selig seyn, und diese Liebesgemeinschaft kann nur durch den Glauben vermittelt werden, der, erfüllt von der Liebe, womit Gott uns liebt, allein auch die Liebe bewirkt, womit wir ihn und uns einander wieder lieben, 1 Joh. 4, 8—12. Nicht ist jene hervorgebracht durch diese; nein, so wie die göttliche Liebe schon in der Schöpfung eine ihrem Gegenstand zuvorkommende und hervorbringende ist, was sich fortwährend in der elterlichen Liebe offenbart, so ist sie vielmehr noch in der Erlösung, wo ihr Gegenstand zuerst auch ihr Gegensatz ist (Röm. 5, 10.), eine zuvorkommende, nur durch sich selbst zur Wiedergeburt desselben bewegte Liebe oder Gnade, wie dies, der Schrift gemäß (Röm. 4, 4., Eph. 2, 5.), treffend durch das die freie Gnade bezeichnende Wort „umsonst" ausgedrückt wird, gratia gratis justificat. Darum bleibt es unverrücklich bei dem Worte des Apostels 1 Joh. 4, 10.: Nicht darinnen steht die Liebe, nicht die Liebe ist der Grund unseres Heils, unserer Rechtfertigung, womit wir Gott geliebt haben — denn wo ist sie im unversöhnten Menschen,*) — sondern die Liebe, womit er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung unserer Sünden. Diese versöhnende, rechtfertigende Liebe aber haben wir nur im rechtfertigenden Glauben, oder vielmehr der Glaube ist selbst das beseligende Haben derselben, die ausgegossen ist in unser Herz durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist, Röm. 5, 5., und selbst die Zuversicht des Glaubens in uns erzeugt.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Zillerthal in Tirol.) (Schluß.) Den Gläubigen, die schon einen Hausstand besitzen, suchen die Geistlichen alle erdenklichen Verlegenheiten zu schaffen. Sie können keinen Dienstboten und keinen Taglöhner bekommen; denn wer sich zu ihnen verdingen wollte, ist mit Bann und Mißhandlung bedroht. Sie helfen sich zwar unter einander, so viel sie vermögen, aber diese Dienstleistungen reichen nicht hin, um die nothwendigen Geschäfte zu besorgen. Die Pfarrer, statt den Weg zum Heil zu zeigen, eifern in ihren Predigten wider „die Ketzer," warnen vor ihnen mehr als vor Pestkranken und Aussätzigen, verbieten allen Umgang mit ihnen, ja sogar den Armen, sich ein Almosen bei ihnen zu holen und bei ihnen zu übernachten, da die Gefahr der Ansteckung mit der Wahrheit zu groß ist, und das Licht des Evangeliums zu hell in der Vernunft und im Wandel dieser Leute leuchtet.

Daß sie unter einander sich nicht versammeln dürfen, um sich zu erbauen, kann man sich denken. Aber das wird man nicht vermuthen, daß sie ihre kranken Freunde nicht besuchen dürfen, um sie im Leiden und in der Todesnoth zu trösten. Dafür unterlassen die Pfarrer nicht, auf dem Siechbette sie mit unerbetenen Besuchen zu bestürmen und ihre letzten Stunden mit ungeistlichen Zänkereien zu beunruhigen, oder gar, da ihnen Gott frendigen, standhaften Glauben verleiht, mit furchtbaren Flüchen zu verbittern. Dem sterbenden Hanser rief einer dieser Priester beim letzten Athemzuge die Versicherung zu, daß er schnurgrade zum Teufel fahre!

Die Leichen der Evangelischen dürfen nicht auf dem Gottesacker bestattet werden. Eilf schon sind im Glauben verschieden; zehn davon wurden auf dem Felde begraben, einer im Walde. Mit dieser Verletzung tief eingewurzelter Empfindung ist die Verfolgungswuth noch nicht zufrieden; sie hat eine überflüssige Schmach ersonnen. Der Sarg wird von den Trägern unter Begleitung eines Gerichtsdieners und eines Hundes an seinen Ort geschafft und eingescharrt: Anspielung auf die Todesart, welche man für die eigentlich sachgemäße hält.

*) Non diligitur Deus, nisi postquam apprehendimus fide misericordiam; ita demum fit *objectum amabile*. Apolog. S. 84.

Wenn nun die evangelischen Zillerthaler in ihren Bedrängnissen an den einzigen Ort sich wenden wollen, wo sie hoffen dürften, von menschlicher Seite Abstellung ihrer Leiden zu erlangen, wenn sie an ihren gütigen Kaiser schreiben, oder persönlich ihre Noth ihm klagen wollen, so ist ihnen auch dieser Ausweg abgeschnitten. Ihre Briefe werden erbrochen und zurückgehalten, der Paß wird ihnen verweigert. „Das wäre die höchste Beleidigung für den Kaiser," sagt man, „wenn ihr elenden Leute vor ihn kommen wolltet." Die drei Abgeordneten, welche es wagten, 1832 ihre Bitte dem väterlich gesinnten Kaiser Franz zu Innsbruck vorzubringen: Heim, Fleindl und Christian Brucker, dürfen sich gar nicht mehr aus ihrer Thalschlucht entfernen. Sie bekommen keinen Paß mehr zu Reisen in's Ausland, um dort, wie so viele ihrer Landsleute, ihrer Nahrung nachzugehen, wodurch zwei von ihnen in bittere Armuth gestürzt worden sind. Einen anderen Weg, dem Herzen ihres Kaisers nahe zu kommen, haben sie nicht, denn wer nimmt sich dieser Verfolgten an? Wer ist es, der ein gutes Wort für sie einlegen wollte? Die kleine Schaar ist also der Willkühr ihrer Dränger völlig hingegeben, sie ist von allen Seiten mit Feinden eingeschlossen und sieht keine Rettung vor Augen. Wir müssen für sie zittern, da die Gefahr der Verirrung so nahe liegt und keine sichere Hand, kein erfahrener Lehrer, kein verordneter Diener des Evangeliums sie leitet und warnt.

Die Geistlichen dagegen sind unermüdet und höchst eifrig, „den Schandfleck der Ketzerei," der an ihren Gemeinden haftet, wieder auszutilgen. Um desto kräftiger dahin wirken zu können, wurde ihre Zahl bedeutend verstärkt. In den fünf Pfarreien des Thales, wo Evangelische wohnen, waren früher nur acht, jetzt sind da elf Geistliche: in Hüppach drei statt zwei, in Maierhofen zwei statt einem, in Finkenberg zwei statt einem, in Brandberg einer, in Zell drei. Sie erhitzen das Volk mit Schmähen gegen die Reformatoren der verunstalteten Kirche, wobei sie keine der bekannten Lästerungen und Lügen sparen, schließen es, so fest sie vermögen, in die ehernen Fesseln der Menschensatzungen und legen einen Bann auf sein Gewissen. Während sie damit das unwissende Volk in der alten Blindheit zu erhalten suchen, setzen sie denen, welche die Wahrheit des göttlichen Wortes frei gemacht hat, mit List und Gewalt zu. Ich sage nichts von den vielfältigen Versuchungen und scheinfreundlichen Beredungen. Nur eine von den größeren und allgemeineren Maaßregeln zur Bekehrung will ich erzählen. Schon in meiner ersten Mittheilung habe ich das außerordentliche Aufsehen erwähnt, welches die Geistlichen von dem somnambulen Mädchen in Kaldern machten, und die Vermuthung ausgesprochen, daß es mit besonderer Rücksicht auf das Zillerthal geschehen sey. Durch einen anderen Vorgang wird dies noch wahrscheinlicher. Man begnügte sich nämlich nicht mit den Prophezeihungen der Träumerin, sondern beeilte sich auch, für ein Mirakel zu sorgen, das die Zillerthaler zur „Römischen Mutter" zurückzuführen geeignet seyn möchte. Da sie sich hartnäckig weigerten, die Lehre ihrer Seelsorger anzunehmen: „Das Vaterunser hilft nichts, sondern das Ave Maria," so mußte es höchst erwünscht seyn, daß ein Marienbild am Beinhaus zu Zell im Zillerthal, wo der Ziller und die Zem zusammenfließen, sich auf einmal wunderthätig erwies. Die verdorrte Lilie nämlich, die es in der Hand trug, sollte zu wachsen und Knospen zu treiben angefangen haben. — Damit Niemand sich allzu unbescheiden dem wunderthätigen Heiligthume nähere, wurde eine eiserne Stange mit einem großen Vorhange vorgezogen. Da ging es an ein Laufen und Wallfahrten aus der Nähe und Ferne! Andächtige Prozessionen mit Fähnchen und Kreuzen drängten sich, Tag und Nacht lag man vor dem Bilde auf den Knieen, das Ave Maria schallte ununterbrochen, eifrige Priester schürten die Flammen der Andacht — und der Glaube wuchs, wie man die Lilie wachsen sah.



Aber vergeblich war alle Bemühung und die Entfaltung aller Pracht eines sinnlichen Kultus; denn die Gläubigen hielten sich an Gottes Wort und an das ewig preiswürdige Wunder, daß es den Weisen und Klugen verborgen, aber den Unmündigen geoffenbaret ist. Natürlich wurden ihre Gegner durch die Standhaftigkeit der schlichten Leute noch mehr erbittert, und bedienen sich jetzt fühlbarerer Überzeugungsgründe, weil die milderen nichts helfen. Sie drängen sie zur Widerspenstigkeit gegen die Obern, zu Handlungen verzweifelter Gegenwehr, zu offener Empörung. Sie veranlassen mancherlei Schreckensgerüchte. Bald erhebt sich das Geschrei von gewaltsamer Austreibung aller Evangelischen mit Verarmung ihrer Habe; bald heißt es, daß der Befehl gekommen sey, sie sämmtlich in schweres Gefängniß zu legen; bald sollen sie nach Siebenbürgen transportirt, bald wieder unter die Soldaten gesteckt werden. Wenn sie dagegen den Gedanken merken lassen, der in solcher Lage leicht aufsteigt, daß sie die liebe Heimath verlassen und in ein fremdes Land auswandern wollen, — dann geht es noch viel schlimmer über sie her. Es wird ihnen keine Hoffnung gelassen, daß man dies jemals gestatten werde; auswandern, sagt man ihnen, dürften sie nur nach Österreich, wo sie sich aber in kleinen Häufchen unter die verschiedenen evangelischen Gemeinden vertheilen müßten. Man macht es ihnen nicht anders als weiland den Mährischen Brüdern, und den Hugenotten in Frankreich. Im Lande verfolgt man sie, und sich aus dem Lande zu begeben, verbietet man ihnen. Ihre Feinde sähen nichts lieber, als wenn sie dahin gebracht werden könnten, irgend etwas Schwärmerisches oder Aufrührerisches zu unternehmen, was die Rache des weltlichen Schwertes über ihr Haupt führen müßte.

Bisher hat sie indessen Gottes Gnade vor jedem Auswuchs und jedem unerlaubten Versuch der Selbsthülfe und Selbsträche behütet. Sie stellen ihre Sache Gott anheim, der ihnen einen Helfer zu erwecken wissen wird, und gehorchen der Obrigkeit um des Gewissens willen treulich in Allem, was nicht wider Gottes klar ausgesprochenes Gebot ist. Sie erbauen sich, da ihnen die Gemeinschaft verwehrt ist, Jeder in seinem Hause mit den Seinigen an der Bibel, Luther's Katechismus, Johann Arndt's und Heinrich Müller's Werken, Stark's Gebetbuch, der Kirchengeschichte und Schaitberger's für ihre Lage besonders passenden Schriften. Aus ihren Büchern ist auf die Reinheit und Einfalt ihres Glaubens zu schließen. Sie bekennen sich zum vollen Inhalte der Augsburgischen Confession. Freilich finden sich unter ihnen, wie man leicht erachten kann, sehr verschiedene Stufen evangelischer Erkenntniß und christlichen Lebens. Etliche mögen wohl mehr auf dem äußerlichen, negativen Standpunkte stehen, mehr die Irrthümer der Römischen Kirche als die Wahrheiten des Evangeliums erkennen; doch ist es gewiß, daß auch diese es mit ihrer Seligkeit ernst meinen und nach göttlichem Leben trachten. Sie haben sich bis jetzt vor eigenmächtiger Verwaltung der Sakramente bewahrt, ohne in den entgegengesetzten mystischen Irrthum gefallen zu seyn; von ganzem Herzen begehren sie des Herrn Abendmahl zu essen, von ganzem Herzen sehnen sie sich nach gemeinschaftlicher Anbetung Gottes, ihres Heilandes, aber sie fassen sich in Geduld und erwarten die Zeit, wo es Gott gefallen wird, sie aus dem feurigen Ofen zu führen. Ihr Glaube zeigt sich in guten Früchten, denen ihr Wandel ist — sehr wenige Ärgernisse, die vorgefallen sind, abgerechnet — musterhaft und ein Licht in der ganzen Gegend. Sie suchen das Böse mit Gutem zu überwinden und ihren Feinden Liebe zu erweisen. In den vielen schweren Verhältnissen, welche religiöser Zwiespalt innerhalb der Familien mit sich führt, leisten evangelisch gesinnte Kinder ihren Römisch gebliebenen Eltern geziemenden Gehorsam

in allen Dingen, die nicht wider Gottes Gebot streiten. Wegen ihrer Wohlthätigkeit stehen sie in so gutem Rufe, daß die Geistlichen den Bedürftigen auf's Strengste untersagen müssen, zu ihnen zu gehen, ohne es gänzlich hindern zu können.

Wer ist der Obrigkeit gehorsamer, diese schlichten Leute, welche der Anforderung ihres Gewissens gehorchen und dabei in äußeren Dingen die vom Staate vorgezeichneten Wege sorgfältig einhalten, oder jene Geistlichen, welche die Gesetze verhöhnen und die weltlichen Behörden zu ungerechter Bedrückung zu mißbrauchen trachten? Nimmermehr wird ein solches Verfahren von der Regierung und dem Kaiser, käme es nur zu seiner Kenntniß, ungestraft und unverändert gelassen werden. Vielleicht gelingt es dieser Stimme, bis zu jenem hohen Orte durchzudringen und eine Untersuchung zu veranlassen. Denn von Seiten der Geistlichen ist keine Ruhe und Duldung zu erwarten. Noch heute sind ihre Grundsätze diejenigen, welche Muratori klar ausspricht: „Da außer den Katholiken alle Menschen in der Religion wahnsinnig sind, daher auch gegen die Wahrheit und gegen Gott sündigen, so wird daher, sie durch heilsame Plagen von den ewigen Strafen abzuhalten, nichts Anderes als der löbliche Rath christlicher Liebe seyn.“*) Aber unklug ist es, zur gleichen Zeit, wo die Inländischen Prälaten gegen die Lehren in Den's Theologie protestiren, an einem anderen Ort einen handgreiflichen Beweis der wahren Gesinnung zu geben.

Hat der Papst Conkordate mit unseren Fürsten geschlossen und dadurch in Deutschland Vortheile erreicht, wie er sie seit der Reformation nicht hatte, warum sollten unsere Fürsten nicht auch mit dem Papste Conkordate schließen, um den evangelischen Glaubensgenossen in Römisch-katholischen Ländern volle Gewissensfreiheit und einen würdigen Kultus zu verschaffen? Wie schnell wäre den armen Zillerthalern geholfen, wenn ein Wort kräftiger Fürsprache durch die regelmäßigen Organe an den Römischen Hof erginge! Wie bald würde sich die schwere Lage unserer Glaubensgenossen in den Österreichischen Staaten ändern, wenn man sähe, daß sich Jemand um sie bekümmere, der Gewalt hat! Möchte Gott denen, welche von ihm zum Schutze der Guten verordnet sind, das Herz lenken! Betet darum mit mir, ihr Brüder an allen Orten!

*) Muratori de ingeniorum moderatione in relig. negot. l. II. c. 7. p. 281.: Quodsi catholica religio evidenter credibilis est, quid aliud consequitur, nisi ceteras christianorum societates errare, delirare et quod est ad fidem, loco phreneticorum esse habendas? denique si exceptis catholicis ceteri homines in religione *delirant*, ergo etiam in veritatem et deum peccant, ergo *salutarium vexationum ope* illos revocare ab aeternis poenis, non nisi caritatis christianae consilium *laudabile* fuerit.

---

(England. Londoner Missionsgesellschaft.)

In ihrem neuesten Berichte wirft die Londoner Missionsgesellschaft, welche, im Jahre 1795 gegründet, den Impuls zu allen neueren Anstalten dieser Art gegeben hat, einen Rückblick auf ihr vierzigjähriges Bestehen, in welchem sie mit kurzen Zügen erst die allgemeine christliche Thätigkeit, und dann ihre eigene, für Ausbreitung des Reiches Gottes auf der Erde zeichnet.

„Vierzig Jahre sind verflossen,“ so schreibt sie, „seit unsere Väter im Glauben und im Gebete den Grund zu dieser Anstalt legten. Von dem apostolischen Zeitalter an ist keine gleiche Reihe von Jahren durch wichtigere Ereignisse bezeichnet gewesen. Die Vorbereitungen zur sittlichen Erneuerung der Welt sind mit einer Schnelle, die ihres Gleichen in der Geschichte nicht hat, vorwärts gegangen; und die Kirche wird



auf diese Zeit in allen folgenden Geschlechtern mit Danken und Loben zurückschauen. Auf dem Festlande der alten Welt und in Amerika sind wohlthätige und fromme Anstalten entstanden, welche jetzt kräftig und erfolgreich in jedem Theile der Welt wirken. In unserem Lande haben die Missionsbestrebungen unserer Vorgänger eine Größe und Stärke erlangt, welche wohl kaum die kühnsten Geister zu hoffen gewagt haben. Der Allmächtige hat auch andere Anstalten in's Leben gerufen, deren Arbeiten mit den deutlichsten Zeichen des göttlichen Wohlgefallens gekrönt worden sind. Die Brittische und allgemeine Bibelgesellschaft, die Ehre unserer Zeit und unseres Landes, bildete sich und geht in aller Erhabenheit christlicher Menschenliebe durch die Welt, besucht die entferntesten wie die nächsten Nationen und streut auf ihrem Wege den unvergänglichen Samen der göttlichen Wahrheit. Diese edle Anstalt hat bisher zur Ausführung ihres Zweckes 15 Millionen Thaler eingenommen und 8 Millionen Exemplare des Alten und Neuen Testaments verbreitet. Ferner ist die Traktatgesellschaft gestiftet worden, welche jetzt eine jährliche Einnahme von 400,000 Thalern erreicht und in 75 Sprachen fast 200 Millionen Exemplare ihrer Schriften ausgetheilt hat.“

„Wir freuen uns über das Gedeihen dieser und ähnlicher Anstalten. Ihr Ziel und das der Missionsgesellschaften ist dasselbe. Sie haben nur verschiedene Provinzen im Dienste dessen, der einem Jeglichen gibt, wie er will, und arbeiten in Liebe und Eintracht.“

„Vor vierzig Jahren, als diese Gesellschaft entstand, waren die Inseln der Südsee entdeckt, besucht, erforscht und — verlassen, als die nichts boten, was weiterer Berücksichtigung werth wäre; ihre Bewohner waren durch Verkehr mit den Fremdlingen noch tiefer gesunken, und wurden einem grausamen Götzendienst, der sie beinahe von der Erde vertilgte, überlassen. Auf sie ward die Aufmerksamkeit unserer ehrwürdigen Väter in dieser Sache zuerst gerichtet und unter günstigen Umständen eine Mission begonnen. Aber es folgte eine Reihe von Unglücksfällen: mehrere Glaubensboten verloren ihr Leben unter denselben, im Jahre 1809 waren alle außer zweien vertrieben und kein Erfolg schien zu hoffen. Im Jahre 1811 kehrten die Missionare nach Tahiti zurück, der Herr gab Segen zu ihren Arbeiten: der Götzendienst wurde zerstört, Kindermord und Menschenopfer hörten auf, Unterricht wurde eingeführt, Bekehrte sammelten sich um die Missionare, Kirchen bildeten sich, Missionsvereine entstanden und Lehrer wurden ausgesendet. Jetzt hat dies Volk, das zur Höhe der gebildeten Völker hinaustrebt, als Frucht des göttlichen Segens über christliche Ausdauer, eine geschriebene Sprache — eine freie Presse — eine repräsentative Regierung — Gerichtshöfe — geschriebene Gesetze — nützliche Künste — und höhere Hülfsquellen. Eine junge Seemacht erwächst an seinen Gestaden — Handelsunternehmungen befördern Gewerbsfleiß und Wohlstand — und ein gewisses Maaß von häuslichen Bequemlichkeiten, die ihren Vorfahren unbekannt waren, geht durch alle ihre Hütten. Neben diesen und anderen Vortheilen des gegenwärtigen Lebens haben Viele die Gnade Gottes in Wahrheit empfangen; Viele sind in die ewige Seligkeit eingegangen, und Andere wandeln in der Gemeinschaft und Heiligkeit des Evangeliums als Erben des ewigen Lebens. Ein Volk ist auf einmal geboren und die umher wohnenden Völkerschaften sind durch dasselbe gesegnet worden. Nach den neuesten Berichten waren die Aussichten eines segensreichen Erfolges, besonders auf den Navigationsinseln, nie zuvor so günstig, als grade jetzt. Seit 1817 war die Presse in Bewegung und hat unter einem Volke, welches keine geschriebene Sprache besaß, 105,400 Exemplare von Bibeltheilen und christlichen Büchern in Umlauf gesetzt.“

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1835. Mittwoch den 30. December. № 104.

## Über Möhler's Symbolik.

(Schluß.)

Aus der Rechtfertigung entspringt die Heiligung, unterschieden von ihr, aber nicht geschieden, sondern so natürlich und nothwendig verbunden, wie mit der Liebe die Gegenliebe; Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt, 1 Joh. 4, 19., und 11.: Ihr Lieben, hat uns Gott also geliebt, so lasset uns auch unter einander lieben. Das Gesetz gebietet die Liebe von ganzem Herzen als des Gesetzes Erfüllung, als die Heiligung des Menschen; aber es bewirkt sie nicht, so wenig als der freie Wille, und nichts kann sie bewirken, als nur die Liebe, die zuvorkommende Liebe, die als Feindesliebe (Röm. 5, 10.) auch den Feind zum Freunde macht. Wem sein ganzes Herz gläubig durchdrungen ist von der Gnadenliebe, womit ihn Gott liebt in Christo, und wer dadurch gelöst fühlt die Bande der Schuld und Sünde, die von Gott ihn trennten, und versöhnt und vereint mit ihm seinen Frieden, seine Seligkeit schmeckt, der kann nicht anders, als ihn von ganzem Herzen und ganzer Seele wieder lieben, und diese Liebe bricht die Rinde der Selbstsucht und schmilzt mit ihrem sanften Feuer die Härten des Eigenwillens, und ertödtet durch ihre Reinheit die unreinen Gelüste der Seele.*) Nun haßt der Mensch das Böse, weil er das Gute, weil er Gott liebt; ihm gibt er sich hin, der sich selbst für ihn gegeben hat; er will nur das Gute mit erneutem Willen, der durch die Liebe wahrhaft frei geworden, weil er nicht mehr unwillig steht unter dem Zwange des Gebotes, sondern, aus eigenem Triebe dem Gesetze conform, gern will und thut, was es gebietet, auch wenn es nicht geboten wäre. Liebe ist Freiheit, Freiheit von oder vielmehr in dem Gesetze, eben dadurch, daß sie seine Erfüllung ist; denn erfüllt von dem Menschen, dessen Urbild es ist, wird es aus der Norm wieder die Form seines Wesens; das Gute wird ihm, wie es ursprünglich seine Natur war, wieder zur anderen Natur, in der die knechtende Macht des Bösen oder der Selbstsucht, welche des Gesetzes Übertretung, überwunden ist. Geliebt von Gott und ihn wieder liebend ist nun der Mensch beseligt und geheiligt zugleich; die Liebe ist sein Heil, seine Heilung und Heiligung (amor quo amatur et amat). So wie nun die göttliche Liebe nicht müssig ist gegen ihn, sondern sich ihm so wohlwollend als wohlthuend erweist, so ist nun auch seine menschliche Liebe, bewegt durch jene, nicht müssig, sondern thätig, wohlthätig in guten Werken, sie thut, wie ihr gethan ist. Gute Werke sind solche, die aus einem von reiner Liebe bewegten guten Willen hervorgehen als Früchte der Heiligung, welche aus dem rechtfertigenden Glauben entspringt. Sie sind nicht Ursachen der Heiligung und Rechtfertigung, sondern Wirkungen derselben; denn nicht die Frucht trägt den Baum, sondern der Baum die Frucht, Matth. 7, 18.; erst dann thut der Mensch gute Werke, wenn er selbst gut ist; gut wird er aber nicht durch seine Güte, sondern durch die Güte Gottes, des Alleinguten, die als Gnade ihn rechtfertigt und heiligt. Was aus dem natürlichen eigenen Selbst des Menschen hervorgeht, kann nicht gut seyn; denn es ist nicht in Gott gethan, der die Liebe ist, und darum mit der Selbstsucht behaftet. Das Gesetz heischt zwar von Allen so wie die Heiligung, so auch die guten Werke zur Gerechtigkeit vor Gott; aber es kann sie nicht hervorbringen in dem Menschen, weil es ihm durch seine Gebote kein neues Herz gibt — denn das Herz läßt sich nicht befehlen, — und darum kann es auch den Menschen um der guten Werke willen unmöglich rechtfertigen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er sie nicht hat. Der major des Gesetzes ist ganz unbestreitbar: wer das Gesetz thut, der ist gerecht, Röm. 2, 13.; aber eben so unbestreitbar ist der minor: Niemand thut das Gesetz, Joh. 7, 19.; denn es wird nur durch die vollkommene Liebe gethan, die keine Sünde hat; und darum ist auch die Conclusion ganz unbestreitbar: also wird Niemand durch das Gesetz und seine Werke gerecht, Röm. 3, 20 ff. Es ist daher nur eine scheinbare Paradoxie, wenn behauptet wird: gute Werke wirken nichts zur Rechtfertigung; sie verschwindet sogleich, sobald jene die Rechtfertigung bewirken sollende Werke auf ihren wahren Werth zurückgebracht, als nicht gute erscheinen, wonach sich dann der Satz: nicht gute Werke machen nicht gerecht, auch nach dem Gesetze von selbst versteht. Was hier zurückzuweisen ist, das sind also nicht sowohl die Werke, als vielmehr die falsche, selbstische Zuversicht auf ihre Gerechtigkeit und die Verkehrtheit, welche sie, statt zu Folgen, zu vor- oder mitwirkenden Ursachen der Rechtfertigung macht; in letzterer Qualität sind sie eben so bestimmt zu verneinen, als in ersterer zu bejahen, und die scheinbar widersprechenden Thesen Luther's: „Wenn der Glaube nicht ohne alles Werk ist, so macht er nicht gerecht," und: „Es ist unmöglich, daß der rechtfertigende Glaube ohne beständige viele gute Werke sey," sind daher nicht nur beide gleich richtig, sondern je mehr die Wahrheit des einen erkannt wird, um so mehr muß auch die Wahrheit des anderen erkannt werden. Je mehr nämlich der Mensch, sich selbst verläugnend, sein Heil nur allein der zuvorkommenden Liebe Gottes verdankt, um so tiefer und inniger wird die Hingebung seiner

*) Ubi fide degustavimus misericordiam Dei et cognovimus bonitatem divinam per verbum Evangelii condonantis peccata, non potest animus non redamare Deum, ac gestire, et velut gratitudinem suam mutuo aliquo officio pro tanta misericordia testari. — Unica fides est, *sensus misericordiae Dei*, quae omnium bonorum operum et fons et vita et rectrix est. Melanchth. Loci a. 1521 de fidei efficacia.

Gegenliebe, und der Eifer seiner Dankbarkeit zu guten Werken, die um so reicher aus dem Glauben als seine Wirkungen hervorgehen, je weniger sie ihm als seine Gründe voran-, oder als seine Nebengründe zur Seite gehen, wie dies die Helvetische Confession schön mit zwei Worten sagt: Fides, *nulla* operum fiducia, operum foecundissima. *) Grade die Negation der scheinbar guten Werke a priori ist die wahrhafte Position derselben a posteriori und sehr wahr sagt daher die Apologie S. 85.: Falso calumniantur nos adversarii, quod nostri non requirant bona opera, cum ea non solum requirant sed et ostendant, quomodo fieri possint. Daraus folgt, daß auch nur aus der evangelischen Glaubenslehre die wahre und reinste Sittenlehre hervorgeht, indem das gemeinsame Wesen beider in ihrem Unterschied die Liebe, die freie, reine Liebe ist; gratis acceptis, gratis date.

Haben wir nun die Rechtfertigung und die Heiligung, den Glauben (amor, quo amamur) und die Liebe (quo amamus) in ihrem Unterschied und in ihrem Zusammenhange erkannt, so ergibt sich daraus, daß dieses Verhältniß kein momentanes, vorübergehendes seyn kann, daß vielmehr grade in seiner steten lebendigen Fortsetzung das ganze christliche Leben besteht. Denn auf der durch Christum vermittelten Verbindung des Göttlichen und Menschlichen beruhend, bewegt es sich in stetem Empfangen göttlicher und Geben menschlicher Liebe. So wie die Schöpfung nicht ein einmal abgethaner Akt Gottes ist, nach welchem die Welt nun selbstständig mit ihren ein- für allemal empfangenen Kräften fortbesteht, so ist auch die Rechtfertigung zur Wiedergeburt, obwohl im Moment der Bekehrung beginnend, doch nicht ein einmaliger Gnadenakt, nach welchem nun der Mensch mit den ihm darin zugeeigneten Gaben und Kräften für sich selbst gerecht wäre; sondern auch auf dem rechten Wege, nie sich selbst genug und immerdar, ohne fortwährende Rechtfertigung, ungerecht durch die Nachwirkungen der alten Sünde, bedarf der Mensch auch nach der Bekehrung ohne Unterlaß der rechtfertigenden Gnade, des Geliebtwerdens über sein Verdienst um Christi willen, wodurch die heiligende Gegenliebe immer neue Nahrung erhalten muß, wenn sie nicht, auf sich selbst gewiesen, alsbald abnehmen soll Nie darf dem Christen versiegen der Einfluß des heiligen Geistes, der vom Vater und Sohne als wesentliche Liebe ausgehend, eben so die Gnadenliebe, womit Gott uns liebt, als durch sie die Kindesliebe, womit wir ihn wieder lieben, in unseren Herzen ausgießt, und so die Gemeinschaft Gottes und des Menschen immer inniger verwebt. Demnach besteht das fortwachsende Leben des Wiedergeborenen in einer steten Übung des rechtfertigenden Glaubens, womit er sich selbst reuig verläugnend, freudig gewiß ist der Liebe Gottes in Christo, seinem Heiland, und der heiligenden Liebe, womit er seinen Gott und Herrn wieder liebt von ganzem Gemüthe, und ihm in seinen Brüdern gern und willig dient in Kraft des Glaubens, bis der Glaube zum Schauen erhoben und die Wiedervereinigung mit Gott nach Überwindung aller Sünde und ihrer Folgen vollendet ist. —

*) Vgl. Apologie: Dilectio et opera sequi fidem debent, quare non sic excluduntur, ne sequantur, sed fiducia meriti dilectionis aut operum in justificatione excluditur.



## Nachrichten.

### (England. Londoner Missionsgesellschaft.)

### (Schluß.)

„Vor acht und zwanzig Jahren hatte noch kein protestantischer Missionar die Hand an Chinas Bekehrung gelegt. Der Gründer dieser Mission ist von seiner Arbeit abgerufen; aber seine Nachfolger haben wichtige Posten an der Gränze besetzt und wirken mit wachsender Kraft auf diese unermeßliche Bevölkerung. Die Presse zu Batavia liefert jährlich eine Million Seiten, außer dem, was auf anderen Stationen gedruckt wird; und obwohl zu Malakka zwölf Männer beständig mit Drucken beschäftigt sind, so übersteigen doch die Forderungen den Vorrath. Aber der Fortschritt der Wissenschaft und die neuen Erfindungen müssen den Triumph des Kreuzes beschleunigen helfen. Die Anwendung der Dampfkraft auf den Druck hat die Vervielfältigung der Bücher unerhört leicht gemacht; bald wird sie der Verbreitung des Evangeliums in größerem Maaße als bisher dienstbar gemacht werden, denn der Vorstand geht damit um, diese „„Macht““ durch Errichtung einer Dampfpresse in möglichster Nähe Chinas zum Druck hauptsächlich Chinesischer Bibeln und anderer christlicher Bücher zu gebrauchen.“

„Im Jahre 1798 begann die Gesellschaft ihre Arbeiten in Bengalen, und 1805 schickte sie ihre ersten Friedensboten nach Madras. Diese Brüder hatten, wie andere Bahnbrecher der neueren Missionen in Osten, mit Schwierigkeiten, die heutzutage unbekannt sind, zu kämpfen. Aber ein preiswürdigeres Verfahren hat die Regierung in neueren Zeiten angenommen; und die Macht, die einst hemmte, schützt jetzt den Missionar, und gewährt ihm Zutritt zu jedem Lande, welches ihr Scepter anerkennt oder unter ihrem Einflusse steht, während sie ihn ohne Einmischung oder Hinderung seinen heiligen Beruf verfolgen läßt. In Indien ist eine außerordentliche Veränderung im Gefühl und der Denkart des Volkes über die Abgötterei eingetreten. Die Zeit hat bewiesen, daß die angebliche „„unüberwindliche Anhänglichkeit““ der Hindus an ihren Aberglauben unbegründet ist, und daß es ausführbar ist, das Hinduthum zu zerstören und das Christenthum einzuführen, ist außer Frage gestellt; daneben vervielfältigen sich die Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums auf allen Seiten.“

„In den letzten siebzehn Jahren hat die Gesellschaft Arbeiten in Madagaskar begonnen. Eine von vier Millionen Menschen gesprochene Sprache ist auf ihre Gesetze zurückgeführt, die Grammatik gebildet, Schulen gegründet, Tausende lesen gelehrt und der lange mit Mißtrauen angesehene Unterricht zu allgemeiner Achtung gebracht und weit ausgedehnt worden. Das ganze Neue und ein Theil des Alten Testaments ist übersetzt, gedruckt und unter dem Volk in Gebrauch, und es ist Grund zu hoffen, daß durch den göttlichen Segen die Wahrheit Vielen eine Kraft Gottes zur Seligkeit geworden ist. Dort ist die Presse in großer Thätigkeit, und in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren sind unter einem Volke, welches, wie die Südseeinsulaner vor zwanzig Jahren, noch keine geschriebene Sprache hatte, 129,800 Exemplare von Bibelstücken und christlichen Büchern in Umlauf gekommen.“

„Mit einem einzigen Gefährten eröffnete Dr. Vanderkemp, der Vorkämpfer unserer Wirksamkeit in Südafrika, seine Arbeiten im Kafferland: jetzt bebauen außer den Sendboten anderer Gesellschaften aus England, Deutschland und Frankreich, vier und dreißig unserer frommen Brüder und zehn Volksgehülfen dies Feld. Volksstämme sind von der Vertilgung errettet — ihre Rechte anerkannt und gesichert worden — die heitere Betriebsamkeit aufblühender Ortschaften und Dörfer zeigt sich, wo

die Wildniß ihre tiefe Einsamkeit ausgegossen hatte — Männer des Forstes sind in wohlverbundene und geordnete Gemeinden zusammengetreten, welche in ehrenvollem Bündniß mit der Brittischen Nation stehen, während höhere und edlere Zwecke erreicht worden sind. Der Gebrauch der Schrift ward eingeführt — die Presse verbreitet das Licht — christliche Bildung nimmt überhand — und die eingeborenen Völkerstämme lesen in ihrer eigenen Sprache das Wort der Wahrheit. Das Evangelium ist gepredigt — Kirchen sind gesammelt — und die sittliche Wüste ist geworden als der Garten des Herrn."

„Noch sind aber das nicht alle Wohlthaten, welche das Afrikanische Geschlecht in dieser Zeit empfangen hat. Der Sklavenhandel und die Sklaverei selbst ist aufgehoben: die Unterthanen der Brittischen Krone sind so gut in den Kolonieen als im Mutterlande frei, und die Freiheit, deren sie genießen, wurde von Vielen, nicht um Aufruhr und Verbrechen auszuüben, sondern um die noch herrlichere Freiheit des Evangeliums Christi zu suchen, gebraucht. Unsere Gesellschaft stand nicht unter den ersten Arbeitern auf diesem wichtigen Felde, aber sie ward gewürdigt, in den letzten acht und zwanzig Jahren einen geringen Antheil an diesem Werke christlicher Menschenliebe zu nehmen, dadurch daß sie die Bitterkeit der Sklaverei milderte und ihre Opfer zum einzigen wirksamen Balsam für ihr Elend führte. Auf diesem Felde, lange ein Feld tiefes Schmerzens, hat die Gesellschaft etliche ihrer schwersten Trübsale erduldet, aber auch etliche ihrer süßesten Früchte geerndtet. In keinem Theile der Welt hat das große Haupt der Kirche ein reicheres Maaß von Erfolg gewährt, unter keinem Volk auf Erden sind die Aussichten glänzender, und von keiner Klasse der Bekehrten ist der Gesellschaft so viel herzliche und eifrige Mitwirkung entgegen gekommen, als von der jüngst befreiten Bevölkerung der Brittischen Kolonieen. Lange Jahre hatte die Gesellschaft nur zwei bis drei Arbeiter in Westindien: sie hat jetzt zwanzig Sendlinge dort und wird mit Freuden die Zahl nach Erfordern vermehren, wofern der Herr die Herzen seiner Diener neigt, in dies Feld einzutreten."

„Mit tiefer Ehrfurcht betrachten die Vorsteher alles Gute, das gewirkt worden ist, als den Finger Gottes, und indem sie begehren, das Werk fortzusetzen, stark allein in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke, erkennen sie dankbar die Gnade in dem Vergangenen und rufen demüthig: „„Gelobet seyst du, Herr, Gott Israel, unsers Vaters, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Dir gebühret die Majestät und Gewalt, Herrlichkeit, Sieg und Dank. Nun, unser Gott, wir danken dir und rühmen den Namen deiner Herrlichkeit.""" Was einer der thätigsten unter den ersten Begründern und Leitern dieser Gesellschaft, Dr. Haweis, Whitefield's Nachfolger, in einer Predigt bei der ersten Generalversammlung derselben am 22. September 1795 ahnend sagte, steht vor unseren Augen erfüllt: „„Wir gestehen, daß unsere Kräfte schwach und unsere Fähigkeiten gering sind; aber große Begebenheiten entstehen oft von Ursachen, die dem Anscheine nach eben so unbedeutend sind. Zur Zeit der Dürre und Hungersnoth in Israel war eine Wolke, nicht größer als eines Mannes Hand, das Vorspiel zu einer Menge Regen (1 Kön. 18, 44.). Es verzage daher Niemand; ob wir gleich schwach sind, so ist doch unser Erlöser mächtig.""" Jetzt hat die Gesellschaft 84 Gemeinden von Heidenchristen in allen Theilen der Erde, 126 Europäische Sendlinge und Gehülfen mit 196 Volksgehülfen arbeiten auf 258 Haupt- und Nebenposten, und ihre jährliche Einnahme zum Unterhalt eines so ausgedehnten Werkes beträgt über 400,000 Thlr. Gewiß hatte Prediger Bogue, welcher 1794 durch einen Brief im Evangelical Magazine den ersten Antrieb zu dieser Gesellschaft gab, keine Ahnung von den Wirkungen seines einfachen Wortes. Gott hat große Dinge gethan, wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran."



(Frankreich.) Das neue Studienjahr hat die Vorlesungen der Fakultät der Wissenschaften so eben wieder eröffnet. Herr St. Marc Girardin hat zum Gegenstand seiner ersten Vorlesung Betrachtungen über das Wiedererausleben der Religion gewählt, dessen Vorhandenseyn Niemand mehr läugnet, welches aber die Einen als den Schaum, den die Gährung der Geister auf die Oberfläche der Gesellschaft auswirft, betrachten, während die Anderen es mit theilnehmenden und besorgten Augen beobachten. Nicht ohne Bewegung haben wir die Wände des Hörsaales von Wörtern wie Gewissen, Evangelium, Bekehrung wiederhallen hören. Und warum sollten wir schweigen? Wir richten an Herrn St. Marc Girardin nicht die Lobsprüche einer Klicke, oder das Beifallklatschen der Parthei; sondern wir wollen eine merkwürdige Thatsache bezeichnen und dem Professor für seine Freimüthigkeit danken, welche, ohne noch angreifend zu seyn, wenigstens gewissenhaft und kühn ist.

Diese Rückkehr der Geister zum religiösen Glauben, — der feindselige Verdruß vermag sie nicht anzuhalten; die dienstfertigen, und vornehmlich die dienstfeissigen Beschützer (officieux — officiels) könnten sie nur hindern. Sie erfordert die unbedingteste Freiheit. Aber was ist in sich selbst dieses Wiedererausleben? Wie gibt es sich kund? Auf Grund welcher Ideen, welcher Bedürfnisse kündigt es sich an? Hier ist die Verwirrung furchtbar. Die Einen, von poetischen Erinnerungen bewegen, verlangen das Christenthum im Interesse der Kunst zurück und suchen in demselben eine Nahrung für die Einbildungskraft. Andere halten sich an die Geschichte, an Gedanken von der Vorsehung; Andere an die Philosophie; Andere heben die politische Nothwendigkeit und die gesellschaftlichen Bedürfnisse hervor. Trantiges Chaos! unanswirrbarer Mischmasch, wo Jeder wetteifert, es an Absurdität und Wälscherei zuvorzuthun, wo Jeder seinen Gedanken durch Worte, seinen Meinungen durch Phrasen anzuhelfen sucht.

Der Irrthum kommt theilweise daher, daß das neunzehnte Jahrhundert an den Massen hängt, nur im Namen der Massen und der allgemeinen Interessen gehandelt hat, und daher, daß nun eine neue Generation derselben Methode beim Christenthum meint folgen zu können, zu welchem es ein dunkles Bedürfniß zurücktreibt. Aber diese Anschauungsweise ist eben so falsch als verführerisch, eben so trügerisch als gewöhnlich. Das Christenthum bemächtigt sich wohl der Massen, es verheißt sich allerdings die Herrschaft über die Welt, aber das geschieht so, daß es den umgekehrten Weg einschlägt, indem es sich an das Gewissen des Einzelnen richtet, indem es die persönliche Bekehrung wirkt. Das Ich, — das ist der Schauplatz, wo es seine Thätigkeit entfaltet. Das ist auch der Boden, auf den Jeder seine Aufmerksamkeit zu richten hat. Das Insichgehen, die Selbsterkenntniß sind freilich Dinge, die der Gewohnheit dieses Jahrhunderts sehr fremd sind, aber es ist die Pflicht eines Jeden, dahin zu kommen. Es mag hart scheinen, so von der Wahrheit sich zum Einzelnen herunter zu begeben, und von den Massen zum Ich, dieser Gesichtspunkt mag niedrig, einfach scheinen, aber das ist grade das Wesen der Wirklichkeit und durch diese Arbeit Aller an sich selbst ist die Gestalt der Welt verwandelt worden und kann sich abermals verwandeln.

Dies ist ein kurzer, sehr unvollkommener Abriß einer mit Spannung und Beifallszeichen angehörten Vorlesung. Diese Ansichten sind die unsrigen; wir haben sie oft entwickelt und mußten auf die Öffentlichkeit, die man ihnen so eben gegeben hat, die Aufmerksamkeit lenken. Wenn Herr St. Marc Girardin mit dem Ausdruck eines schweren Zweifels geschlossen und sich nur für einen Forscher (chercheur) der Wahrheit ausgegeben hat, so forscht er doch nach ihr mit aufrichtiger Seele und ausgezeichnetem Wahrheitssinne, und hat augenscheinlich einige Schritte mehr zum Ziele gethan. Möchten seine Zuhörer sich zu solchen Forschungen mit ihm vereinen, wie er dringend von ihnen gefordert hat. (Semeur.)

St. Marc Girardin hat Deutschland besucht und ist ein gründli-

cher Kenner der Deutschen Litteratur. Sein Einfluß durch seine gehaltvollen Artikel im Journal des Débats und seine Vorlesungen ist sehr bedeutend. Es wäre eine schöne Rache Deutschlands, wenn es Frankreich für die Leichtfertigkeit und den Unglauben, den wir von dorther bekommen haben, den Ernst und den Glauben zurückgäbe. Daß wir nur selbst erst mehr davon hätten! Aber heben wir unsere Augen auf und betrachten wir die Morgenröthe! Es ist eine Zeit, die große Dinge in ihrem Schoße birgt. Zwar gähren noch alle Kräfte wild durch einander, aber doch klärt sich schon die und da eine Stelle. Die Gemüther neigen sich zur Wahrheit; die Wissenschaft verläßt den Wolkensitz der Phantasie und sucht den festen Boden der Wirklichkeit, wo sich allein ein bleibendes Gebäude aufrichten läßt. Wer kann es ohne Bewegung hören, wenn an den Hauptsitzen Deutscher Intelligenz im Norden und im Süden die reichsten Geister ihre Lorbeeren zu dessen Füßen legen, der die Dornenkrone trug, wofür die empfindlichen Stirnen mancher scharfe Stachel ritzt. Und schon wirkt dieser Ernst Deutscher Wissenschaft heilsam auf unsere Nachbarländer. Wie wird es erst seyn, wenn er bei uns selbst erst allgemein geworden seyn und alle Disciplinen durchdrungen haben wird. Möchte Deutschland seine Stellung in der Mitte der gebildeten Völker und seinen weltgeschichtlichen Beruf wohl erwägen. Möchte es die Gnaden, die Gott ihm verliehen, erkennen und zum Heil aller Nationen damit wuchern.

---

(England. Zigeunerasyl.) Die Zahl der Zigeuner ist in Deutschland gering. In unseren meisten Staaten werden sie nicht geduldet, in Preußen hat man ihnen einen bestimmten Wohnsitz angewiesen: Friedrichslehra im Eichsfelde. Ihr dortiges Leben und Treiben ist in der neueren Zeit bekannter geworden, seitdem sich eine wohlthätige Gesellschaft dieses seltsamen Völkchens angenommen und seine landstreicherischen Sitten zu bekämpfen angefangen hat. Wenn es auch schwer hält, sie zu geordnetem Leben und zu christlicher Erkenntniß zu führen, so mögen diejenigen, welche die schwierige Aufgabe unternommen haben, sich in Geduld fassen und bedenken, wie lange dies Volk in gänzlicher Verwahrlosung mitten unter den Christen umherwirrte, wie lange wir vergaßen, sie mit Liebe auf den Weg des Heiles zu führen. Auch in England scheint man jetzt auf die Zigeuner aufmerksamer zu werden, vielleicht in Folge der Bemühungen, die wir auf sie verwenden. Sie leben dort in viel größerer Anzahl, aber ganz in derselben Weise wie bei uns. Waldreiche Gegenden mit dazwischen liegenden wohl angebauten Gründen sind ihr Paradies. Sie treiben sie sich in großen Schaaren in den abgelegenen Thälern und Forsten von Gloucestershire, der sogenannten Englischen Schweiz, herum, und nähren sich grade wie bei uns von Kesselflickerei, mancherlei Kunststücken, dem Aberglauben und der Nachlässigkeit derer, die allerlei herumliegen lassen, was man leicht mit fortnehmen kann.

Eine Dame in Strond bei Gloucester fühlte sich angeregt, mit dem wunderlichen Volke Bekanntschaft zu machen, was zur Errichtung eines Erziehungshauses für Zigeunermädchen führte. Wir lassen sie selbst erzählen: „Neulich wurde meine Aufmerksamkeit auf die Zigeuner, die in unserer Nähe lagern, gerichtet. Ich bin im Walde gewesen und habe sie sehr unwissend gefunden, d. h., unter allen, die ich gefunden habe, kann auf zwanzig kaum einer lesen. Dies hat mich veranlaßt, die Gründung einer Anstalt für Zigeunermädchen zu versuchen. Ich habe zwei Mädchen von 15 und 16 Jahren aufgenommen; keins von beiden konnte einen Buchstaben lesen; aber sie sind gelehrig und folgsam, und kommen vorwärts. Ihre Eltern waren willig, sie bei mir zu lassen, als ich ihnen versprach, sie würden gehörig genährt, anständig gekleidet und gewohnt, und im Lesen, Nähen, Stricken und Strohflechten unterrichtet werden. Es geschah als eine That des Glaubens an die Fürsorge Gottes. Ich hatte keine Geldquellen, bin aber bisher nicht ohne Hülfe geblieben, und freue mich, den Versuch gemacht zu haben. Ich besuche wöchentlich zweimal den Wald, und verschaffe ihnen, wenn ich einen Geistlichen bekommen kann, eine Predigt."

„Auf meinen Wanderungen machte ich manche schöne Erfahrung. Ein Zigeunerlager bestand aus einer Familie von zehn Personen. Ich fragte den Mann: Könnt ihr lesen? — „„Nein."" — Euer Weib? — „„Nein."" — Eins von den Kindern? — „„Nein."" — Habt ihr eine Bibel oder sonst ein Buch? — „„Nein."" — Nach einiger Zeit sagte der alte Mann: „„Madam, ich trage etwas sehr Gutes an mir, wenn ich gleich nicht lesen kann. Ich trage es immer nahe bei mir, weil ich gern etwas Gutes an mir habe."" Als ich näher trat, zog er eine Briefstasche aus dem Busen und öffnete sie sehr vorsichtig. Neugierig wartete ich auf die Kostbarkeit, die er zum Vorschein bringen würde, und fürchtete schon, es möchte irgend ein Amulet oder Zaubermittel seyn, als er mir zu meiner großen Überraschung, nach Entfaltung mehrerer Umschläge, ein von der Traktatgesellschaft verbreitetes einzelnes Blatt mit der Überschrift: „„Bist du ein Sünder — ein großer Sünder? Steigt dir die Farbe des Gewissens in's Gesicht und sagt dir das? Dann habe ich eine Botschaft von Gott an dich!"" in die Hand steckte. Ich kann nicht sagen, welches angenehme Gefühl bei diesem Anblick meine Seele durchdrang. Die Gelegenheit war zu kostbar, um sie ungenützt vorbeigehn zu lassen. Ich setzte mich daher auf das Gepäck und sagte, während die ganze Familie auf das Papier in meiner Hand blickte: Ich will es euch vorlesen, wenn ihr zuhören wollt. Sie horchten mit gespannter Aufmerksamkeit und so wurde ihnen aus dem kleinen Zettel, den sie irgend woher bekommen hatten, das Evangelium verkündigt, der Weg des Verderbens und der Weg der Barmherzigkeit gezeigt, und diese armen, umherschweifenden Zigeuner ermahnt, dem zukünftigen Zorne zu entfliehen."

Man hat in England beobachtet, daß die Zigeuner vorzüglichen Werth auf ein gebundenes Buch legen und daß sie eine Bibel oder ein N. T. als einen großen Schatz achten und sorgfältig bewahren. Die genannte Dame fand auch bei ihren fortgesetzten Waldgängen Viele, die nach einer Bibel verlangten; Einige konnten lesen, Andere versicherten, sie könnten Leute bekommen, die ihnen vorlesen. Sie gab daher mit Unterstützung der Bibelgesellschaft so viel Exemplare der heiligen Schrift weg, als sie gut angewendet glaubte.

Ziemlich schnell vermehrte sich die Mädchenschaar um die Zigeunerfreundin, welche sich besonders der verwaisten Kinder mit herzlicher Liebe annahm. Auch aus der Ferne wurden Kinder gebracht und nachdem wenig mehr als ein Jahr vergangen, zählte man schon 36 Kinder von 6 bis 18 Jahren und aus sechzehn verschiedenen Englischen Grafschaften. In dem reizenden Thale von Shepscombe bei Stroud in Gloucestershire steht dieses Zufluchtshaus für Zigeunerkinder, ein Denkmal christlicher Liebe und göttlicher Gnade, wie der Kürbis des Jonas fast über Nacht aufgeschossen, aber hoffentlich nicht so bald verwelkend. Eine fromme, verständige Frau leitet Unterricht und Erziehung. Die Kinder bekommen Alles, was sie bedürfen, und werden sorgfältig zum Lesen, Stricken, Nähen und aller Hausarbeit angewiesen, um sie zu brauchbaren Mägden aufzuziehen. Der göttliche Segen hat sichtbar auf der Anstalt geruht. Die Ausgaben wurden aus den Beiträgen einiger weniger Freunde und dem Erlös etlicher Schriften bestritten. Wir machen die Vorsteher und Lehrer des Zigeunerhauses zu Friedrichslehra aufmerksam auf diese Englische Schwesteranstalt, denn es möchte vortheilhaft seyn, wenn sie mit derselben in Verbindung träten und die Erfahrungen gegenseitig austauschten; es möchte auch erwecklich für die erwachsenen Zigeuner des Eichsfeldes seyn, wenn sie näher hören, wie sich ihre Englischen Stammgenossen betragen. Die Brittische und allgemeine Bibelgesellschaft in London kann die Addresse jener wohlthätigen Dame geben und wird auch gerne einen Brief an sie befördern.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

# Inhalt.

## I. Aufsätze.


Seite

Vorwort ... 1

Über Herrn Dr. Möhler's Symbolik. Zweiter Artikel. Anthropologie ... 5

Fortsetzung 289

Vgl. Jahrg. 1834 S. 649.

Über Herrn Dr. Möhler's Symbolik. Dritter Artikel. Von der Rechtfertigung ... 809

Übersicht der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland. 2. Die Kirche ... 41

3. Die Dissenters, die christlichen Gesellschaften und theologische Litteratur ... 121

Fortsetzung 153

Vgl. Jahrg. 1834 S. 796.

Über die Russische Kirche. Fortsetzung ... 73

Vgl. Jahrg. 1834 S. 561.

Der Kirchengesang in den Niederlanden ... 91

Übersicht der letzten Leistungen für die Auslegung des Neuen Testaments. (Vierter Artikel: Apokalypse.)

Dr. Friedr. Lücke, Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes Th. IV. B. 1. Bonn, Weber, 1832 105

Vgl. Jahrg. 1834 S. 829.

Über den Kanzelvortrag ... 137

Anna Katharina Emmerich. (Eine Passionsblume.) ... 180

Vgl. S. 345.

Über den Ausspruch des heiligen Augustin's: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas (im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe) in Beziehung auf die wieder hervorgehobenen Gegensätze in den Confessionen der beiden Evangelischen Schwesterkirchen ... 201

Über die wieder hervorgehobenen Gegensätze in den Confessionen der beiden Evangelischen Schwesterkirchen ... 205

Christlicher Aufruf an sämmtliche evangelisch-protestantische Geistliche in Baiern, die christliche Sonntagsfeier betreffend ... 212

Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark. (Fortsetzung.) 225

Vgl. Jahrg. 1828 S. 433 u. f. w.

Zweiter Brief über den religiösen Zustand Frankreichs ... 238

Vgl. Jahrg. 1834. S. 817.

Paris und London nach ihrer sittlichen Erscheinung verglichen von einem Engländer ... 273

Warnung, den Andrang zum Studium der Theologie betreffend. (Aus dem Westphälischen Anzeiger.) ... 294

Seite

Das Evangelium und der Zeitgeist in Kassel ... 302

Das Christenthum auf den Südsee-Inseln und seine Feinde ... 321

Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich u. s. w. Zweite Auflage. Sulzbach 1834 ... 345

Vgl. S. 180.

Mittheilungen aus dem Reiche ... 393

Mittheilungen aus der neuesten christlich-theologischen Litteratur Schwedens. Erster Artikel ... 409

Silvio Pellico von Saluzzo ... 457

Mittheilungen eines Landpredigers ... 489

Fortsetzung 550

Über die Rehabilitation des Fleisches. Erster Artikel ... 497

Zweiter Artikel ... 657

Dritter Artikel ... 729

Neueste Streitigkeiten und Verhandlungen über die kirchliche Lehre in der Evangelischen Kirche Rußlands ... 513

Ein Wort über die Feier der Reformation zu Genf, gerichtet an seine Mitbürger von Pfarrer L. Gaussen ... 523

Der Pietismus in Würtemberg ... 553

Einige Züge aus dem Leben des berühmten Holländischen Dichters Bilderdyk ꝛc., besonders in Beziehung auf Religion und Kirche ... 593

Die neuesten kirchlichen Ereignisse in Holland ... 609

Auch Mittheilungen eines Landpfarrers ... 643

Vgl. S. 489. 550.

Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen. Herausgegeben von Theod. Mundt. Leipzig 1835 ... 678

Die theologischen Candidatenprüfungen in Deutschland ... 697

Das Gesetz der Todesstrafe in seinem Verhältnisse zur Offenbarung des Alten und Neuen Bundes ... 705

Über die Gründung neuer Pfarrstellen in der Evangelischen Kirche 725

Einige Bemerkungen über das von Dr. Bretschneider aufgestellte Princip der Wissenschaftlichkeit in der christlichen Theologie ... 741

Charlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berlin, 1835 ... 750


## II. Litterarische Anzeigen.


Kurze Lebensbeschreibung des seligen Pfarrers A. Stein. Frankfurt a. M. 1834 ... 145

Die Lehre von der Unsterblichkeit. 1. Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von J. H. Fichte. Elber-

Seite

feld 1834. 2. Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Von C. H. Weiße. Dresden 1834. 3. Theodicee. In Deutschen Reimen von Nicodemus. Dresden 1834 ..... 260

Merkwürdige Lebens- und Bekehrungsgeschichten nebst interessanten Äußerungen bekehrter Israeliten. Herausgegeben von J. A. Hausmeister, Juden-Missionar in Straßburg. Basel 1835 623

1. Jesus Christus in der Weissagung des Propheten Jesaja ꝛc., von Dr. F. W. C. Umbreit. 2. Christliche Erbauung aus dem Psalter, von Dr. F. W. C. Umbreit ..... 625

Palästina, von K. v. Raumer, Prof. in Erlangen. Mit dem Plane von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus ꝛc. Leipzig 1835 ..... 687

Versuch einer praktischen Auslegung des Briefes Pauli an die Philipper. Von Theophil. Passavant, V. D. M. Basel 1834 693

Übersichtliche Anzeige von christlichen Kinderschriften ..... 783

I. Christoph Schmidt. Barth. Burk.

Von Schmidt. 1. Genovefa. 2. Itha, Gräfin von Toggenburg. 3. Rosa von Tannenburg. 4. Hirlanda, Herzogin von Bretagne. 5. Eustachius. 6. Die Ostereier. 7. Der Weihnachtsabend. 8. Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. 9. Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. 10. Die Hülfe in der Noth oder das hölzerne Kreuz. 11. Der Alte von den Bergen. 12. Das Blumenkörbchen. 13. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. 14. Blüthen.

Von Barth. 1. Der arme Heinrich. 2. Gotthilf und Erdmann. 3. Der Weihnachtsmorgen. 4. Setma. 5. Der alte Buchmann. 6. Das Bild in Deinach. 7. Der Fensterladen. 8. Ludgar und die Glaubensboten. 9. Biblische Poesieen für Kinder.

Von Burk. Johannes Fund.

Von unbekanntem Verfasser bei Felix Schneider in Basel erschienen. 1. Die Rabenfeder. 2. Die Uhrfeder. 3. Die Urväter.

Bei Gerhard in Danzig. 1. Der Weihnachtsabend. 2. Die Neujahrsnacht. 3. Der Ostermorgen.

II. F. W. Krummacher. v. Camp.

Von Krummacher. 1. Parabeln. 2. Palmblätter. 3. Festbüchlein. 4. Das Täubchen. 5. Das Leben des heiligen Johannes. 6. Die Geschichte des Reiches Gottes.

Von Kamp. 1. Die Sänger im Frühlingshaine. 2. Der Fruchthain und der Wald. 3. Winterblümchen. 4. Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern.

III. Übersetzungen.

1. Anna Roß. Von Miß Grace Kennedy. 2. Der Tod des ältesten Sohnes. Von Cäsar Malan. 3. Jessy Allan. Von Miß Grace Kennedy. 4. Der Neujahrstag.

## III. Nachrichten.

### I. Europa.

Stettin ..... 47
Berlin ..... 70
Anzeige ..... 815
Aus einem Schreiben an den Herausgeber ..... 96

Seite

Bitte um Berichtigung ..... 624
Swedenborg und Oetinger betreffend ..... 719
Nekrolog des Prediger Uhle ..... 460
Frankfurt a. M. ..... 148
Kurhessen ..... 117
Tübingen ..... 744
Braunschweig ..... 760
Von der Böhmischen Gränze ..... 223
Zillerthal in Tirol ..... 813
Genf ..... 168
Neuer Bericht der evangelischen Gesellschaft zu Genf ..... 206
Genf und Schottland ..... 543
Vorlesungen an der theologischen Schule zu Genf im Sommer-Semester 1835 ..... 256
Neufchatel ..... 398
Frankreich ..... 342. 629. 830
Paris ..... 344
Straßburg ..... 396
Französischer Süden ..... 325
Streitfragen des rationalen Katholicismus in Frankreich ..... 71
England ..... 150. 192. 277. 390. 406. 452
England. Zigeunerasyl ..... 831
Bibelvertheilung unter den Polen ..... 104
Protestantische Gesellschaft zur Aufrechthaltung der bürgerlichen und religiösen Freiheit ..... 591
London ..... 149. 349. 486
Dissenterkapellen in London ..... 456
Londoner Missionsgesellschaft ..... 823
Holland ..... 136. 285
Haag ..... 408
Belgien ..... 296
Brüssel ..... 512
Dänemark ..... 184
Thessalien ..... 255
Konstantinopel ..... 134
Rußland. Die Karaiten ..... 574

### II. Asien.

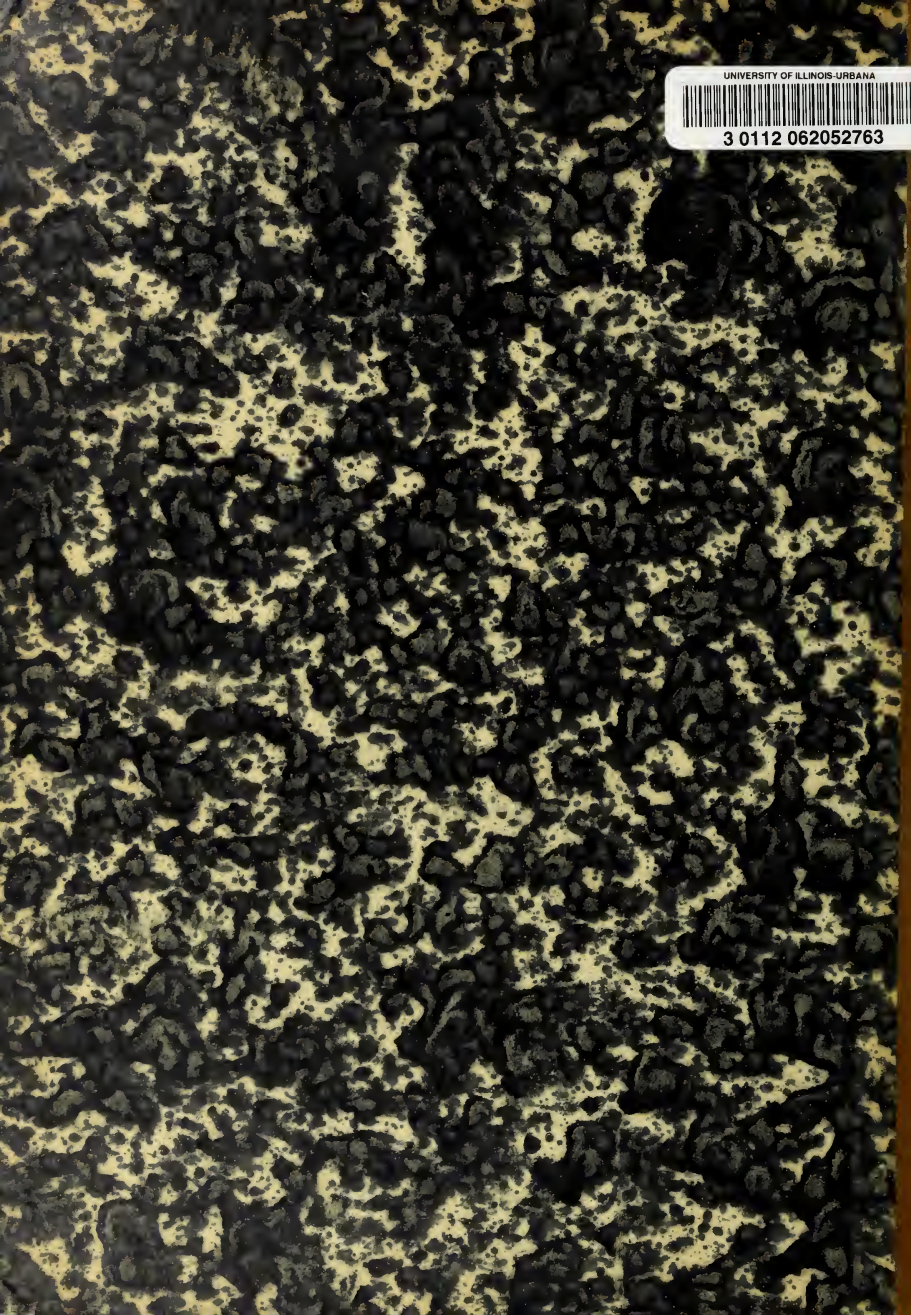
Sibirien ..... 358
Jerusalem ..... 143
Missionar Joseph Wolff ..... 399
Ostindien ..... 254
Hinterindien. Englisch-Chinesisches Institut zu Malacca ..... 422
Sumatra ..... 278
China ..... 280
Morrison's Tod ..... 413

### III. Afrika.

Südafrika. Missionsfest in der Kapstadt ..... 438

### IV. Amerika.

Vereinigte Staaten Nordamerikas ..... 160. 253. 400
Neu York ..... 495
Brittisch Amerika ..... 400


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062052763